Prospectus.

Im Laufe der nächsten Monate erscheinen:

Gesammelte Werke

von

Jakob Philipp Fallmerayer

herausgegeben von

Georg Martin Thomas.

Drei Bände.

I. Fragmente aus dem Orient.
II. Politische und kulturhistorische Aufsätze.
III. Kritische Versuche.

Der letzte Wille meines theuern Freundes hat mir es anvertraut, was er selbst noch im Leben von seinen zerstreuten Aufsätzen und zurückgelegten Schriften wählerisch gesichtet und in gewohnter Strenge sorgfältigst zum Druck vorbereitet hatte, herauszugeben.

Was dieser berühmte Mann, scharfen Blickes, feinen Sinnes und edler Denkart, im Vaterlande und außer dessen Grenzen, weithin und auf fernen Reisen und Wanderungen gesehen, erkannt und festgezeichnet hat, die meisterhaften Schilderungen der Natur, die prachtvollen Bilder von Landschaften, die lichtdurchwebten Gemälde aus dem Leben der Völker, die gründlich klaren Untersuchungen über den Geist und die Geschichte der Staaten, die lehrreichen, mit attischem Salze gewürzten Kritiken litterarischer Werke, die echt epigrammatischen Schattenrisse öffentlicher und

besonderer Thorheiten, die großartigen Denkmale, die er Männern der That und Männern des Geistes mit unvergänglicher Aufschrift errichtet hat — alle diese Erzeugnisse einer von der Idee des Schönen begeistigten hochstrebenden Muse, und darum für immer Schmuck und Zier unserer Litteratur, sollen in einem Körper, wohlgeordnet und feinerlesen, zum Gemeingut gemacht werden.

Fallmerayer selbst hat die Dreitheilung dieser gesammelten Werke nach obigen Titeln festgesetzt.

Der I. Band: **Neue Fragmente aus dem Orient**

zerfällt in folgende Gruppen:

Konstantinopel und seine Umgebungen. Aegypten und Syrien. Palästina. Anatolische Reisebilder. Byzantinische Correspondenz.

Die Zahl der einzelnen Stücke beläuft sich auf dreißig. Davon beziehen sich neunzehn auf Anatolien und Konstantinopel, d. h. auf die Türkei überhaupt, sieben auf **Palästina**, vier auf **Aegypten und Syrien** insbesondere.

Der II. Band: **Politische und kulturhistorische Aufsätze**

umfaßt: **Allgemeine oder europäische Politik. Die orientalische Frage** (Rußland und die Türkei). **Deutschland** (im allgemeinen und einzelnen.) **Lebensbilder. Zur Kulturgeschichte.**

Unter den einzelnen Aufsätzen seien hervorgehoben: „**die deutschen Publicisten und die europäische Pentarchie**; **die Zeregatenfrage**; **Libanon und der Czarenbesuch im Vatican**; **Czar, Byzanz und Occident**; **Blick auf die Donauländer**; **aus Berlin**; **Klagen eines frommen Tirolers**; **Schattenrisse aus der Paulskirche**; **die Lage**; **zur Kritik des modernen Staatslebens**; **Deutschland und die orientalische Frage**; **die**

Schlacht von Kulm; Ostermann-Tolstoi; Hammer-Purgstall; G. T. Fr. Tafel; das geographische Element im Welthandel; die Eisenbahn von Belgrad nach Salonik."

Der III. Band: Kritische Versuche

wird in chronologischer Folge die vom Verfasser ausgesuchten Stücke bringen, unter andern die Kritiken über: Neumann Russland und die Tscherkessen; Custine Russland; Orientalische Briefe von Ida Gräfin Hahn-Hahn; Die Reise des Marco Polo von Türck; Constantin Tischendorf Reise in den Orient; Istrien und Dalmatien von Stieglitz; Wolfs Sendung nach Bochara; Der Mann aus Linn und die Kriegsereignisse in Tirol 1809 von J. G. Mayr; **Finlay Medieval Greece and Trebizond**: **Buchon Recherches et matériaux** pour servir à **une histoire de la domination française** dans les provinces démembrées de **l'empire Grec**; **Buchon La Grèce continentale et la Morée**: **Olympia** von **Curtius**: **Les Pélerins Russes à Jérusalem** par Mdame **Bagréef Speransky**: **Essai de Chronographie Byzantine** par **E. Muralt**; Geschichte Massais von Hammer-Purgstall; Tafel und Thomas Urkundenbuch der Republik Venedig; Geschichte der Chane der Krim von Hammer-Purgstall; Czörnig Ethnographie der österreichischen Monarchie; **Dora d'Istria Les femmes en Orient.**

War die Wirkung der ersten „Fragmente aus dem Orient" mit der berühmten Vorrede gleich gewaltig als nachhaltend, so wird diese Sammlung der übrigen „Fragmente", der „politischen Aufsätze" und der „kritischen Versuche", des sind wir sicher, ebenso begierig, ebenso dankbar aufgenommen werden, und bei dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit des gebotenen Stoffes noch eine größere Theilnahme und einen weiteren Leserkreis finden. Und kommt sie doch gerade zu rechter Zeit. Oder stehen wir

nicht immitten der welthistorischen Entwicklung des Ostens und des Westens, immitten der unaufhaltsamen Umgestaltung unseres eigenen staatlichen Lebens, welche der Fragmentist prophetischen Geistes vorausgesagt hat? — Dinge deren Verständniß eben diese Sammlung in wunderbarer Klarheit, in einziger Kraft wie Anmuth der Sprache erschließt. Kein zweiter Historiker der Gegenwart hat so wie Fallmerayer jenes Wort bewahrheitet: 'what is prophecy — but a narrative preceding the fact!'

Als Einleitung werde ich dem I. Bande eine Lebensbeschreibung und Charakteristik des hervorragenden Mannes, auf gute und echte Quellen gegründet und nach dem Gesetze historischer Wahrheit durchgeführt, vorausschicken.

München, Mitte Juli 1861.

Dr. **Georg Martin Thomas.**

Fallmerayer's Werke, im Format und Druck dieses Prospectus, werden in drei Bänden à ca. 30 Bogen erscheinen und jeder Band den Preis von Thlr. 2. 15 Ngr. nicht übersteigen.

Ich hoffe, daß die vielen Freunde des Verfassers in zwei Monaten im Besitze aller drei Bände sind.

Der erste Band ist soeben ausgegeben, und werden die zwei letzten im Oktober nachfolgen.

Leipzig, den 30. September 1861.

Wilhelm Engelmann.

Verlag der Buchhandlung (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig erscheint

Allgemeine
Weltgeschichte

mit Berücksichtigung

des Geistes- und Culturlebens der Völker

und

mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen

für die gebildeten Stände bearbeitet

von

Dr. Georg Weber,

Professor und Schulrector in Heidelberg

1. Band: **Geschichte des Morgenlandes.** 1 Thlr. 27½ Ngr.
2. „ **Geschichte des Hellenischen Volkes.** 2 Thlr.
3. „ **Geschichte der alexandrinisch-hellenischen Welt und der römischen Republik.** 2 Thlr.
4. „ **Die römische Kaiserzeit bis zu Karl den Großen wird im Laufe eines Jahres erscheinen.**

Diese Weltgeschichte, an deren Ausarbeitung der Verfasser seine Lebenskraft setzt, ist bereits mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen worden, daß der Verleger eine Empfehlung nicht für nothwendig hält. Dagegen giebt derselbe nachfolgend einige Urtheile über das Werk in wissenschaftlichen Blättern.

„Von den uns vorliegenden neuen Weltgeschichten nimmt Webers Werk mit Recht die erste Stelle ein, denn nach dem umfassendsten Plane angelegt — es ist auf 10 bis 12 Bände berechnet — enthält es das reichste Material, sorgfältig durchgearbeitet und lichtvoll geordnet, in besonders übersichtlicher und ansprechender Form. Wie der Styl des Verfassers fließend und anziehend ist, ohne gerade glänzend zu sein, so hat freilich auch seine verständige und nüchterne

Auffassung der Dinge wenig gemein mit einer geistreichen Behandlung der Geschichte, aber gerade diese einfache und besonnene Art dürfte die Brauchbarkeit des Buches nur erhöhen. Denn je weniger sich der Verfasser in geistreichen Apercus oder kühnen Combinationen ergeht, um so gründlicher verfährt er in der Sammlung und Sichtung des weitschichtigen Materials und um so sorgfältiger in der Durcharbeitung des Details." (Historische Zeitschrift, herausgegeben von Heinrich von Sybel, 1. Jahrg. 1859. 1. Heft S. 199.)

„Der treffliche Verf. bewährt auch in dieser jüngst vollendeten Abtheilung seine Fähigkeiten zum Populärhistoriker. Er kennt das Publikum, für das er schreibt, ist tüchtig mit seinem Stoff vertraut und hat die in langer pädagogischer Praxis ausgebildete Gabe lebendiger und eindringlicher Schilderung. Besonders freut es uns, diese Darstellung der griechischen Geschichte vor der Willkür des modernen Subjektivismus glücklich bewahrt zu sehen. Sie gibt das Hellenenthum in möglichst ungebrochenen Farben, und dies ist um so höher anzuschlagen, als sich der Verf. dabei keineswegs gegen die Anschauungen und Leistungen neuerer Autoren exclusiv verhalten hat. Zwei Verzeichnisse, das eine vor dem ersten Abschnitt, das andere in der Mitte des fünften auf S. 656, erstatten über die Mannichfaltigkeit der benutzten antiken und modernen Quellen im Ganzen Bericht. Einzelnes ist im Text mit Anführungszeichen wiedergegeben." (Dieselbe historische Zeitschrift im 1. Heft des zweiten Jahrganges 1860. S. 171.)

„Die seither in einer Reihe von Auflagen erschienene kleinere Weltgeschichte des rühmlich bekannten Verfassers hat sich als ein durch verständige Auswahl und Bearbeitung des Stoffes und durch fließende Darstellung ausgezeichnetes Schulbuch längst bewährt. Es ist daher erfreulich, von demselben Verf., dessen geschichtliches Behandlungs- und Darstellungstalent außer Zweifel ist, ein ausführliches Werk über denselben Gegenstand für die gebildeten Stände unseres deutschen Volkes zu erhalten. Diese neue Allgemeine Weltgeschichte ist auf zehn bis zwölf Bände berechnet und unterscheidet sich wesentlich und zu ihrem Vortheil von Werken ähnlicher Art, indem sie nicht nur die politische oder etwa höchstens noch die literarische Entwicklung der Völker enthält, sondern von dem wahren und eigentlichen Begriffe einer allgemeinen Geschichte ausgeht. Sie verfolgt nämlich das geschichtliche Leben der Völker alter und neuer Zeit in seinen verschiedenen Ausstrahlungen, die geistige und religiöse, wie die politische, industrielle und kriegerische Lebensthätigkeit aller Völker, welche die Durchgangs- und Entwicklungsstufen im großen Bildungsprocesse der Menschheit darstellen. Die Haupteintheilung zerfällt in die Perioden des Alterthums, des Mittelalters, der Neuzeit und neuesten Zeit, so daß der ausführlicheren Darstellung der Standpunkt des Lehrbuchs zu Grunde liegt. Es ist dem Verfasser lediglich um „die rein historische Auffassung ohne Nebenzwecke und Parteitendenzen zu thun," und er hat diese richtige Anschauung nicht nur in seinem Lehrbuche, das in 9 Jahren acht starke Auflagen erlebte, sondern auch in den vorliegenden zwei Bänden seines größeren Werkes zur Genüge bewährt. Die Darstellung umfaßt die religiösen Anschauungen und Cultusformen aller Nationen. Neben dem Religionsleben der Völker wird besonders das Culturleben derselben, in Literatur, Wissenschaft und Kunst, ausführlich behandelt. Natürlich wird in gleich umfassender Weise auch das praktische Volksleben in Waffen- und Kriegsthaten, im Staats- und Rechtswesen, in Handel und Industrie entwickelt. Der Verfasser ging von dem ganz richtigen, rein objectiven Standpunkte in der Umfassung dieser vielseitigen geschichtlichen Entwickelungen aus, daß nicht bestimmte Confessionen oder Staats- und Regierungsformen den Maaßstab zur Beurtheilung für alle Zeiten und Formen der Geschichte bilden können." (Gersdorf's Repertorium Jahrgang. 1860. 1. Band 4. Heft S. 204—206.)

„Wir haben schon zu wiederholten Malen auf dieses ausgezeichnete Werk aufmerksam gemacht und dasselbe zu charakterisiren versucht. Mit Theilnahme begrüßen wir auch heute wieder das rüstige Vorschreiten des Unternehmens und wünschen dem Verfasser aufrichtig die nöthige Ausdauer und Stimmung, das Begonnene im gleichen Sinn und Geist weiter zu führen. Ge-

schreibt dieses, so wird er uns ohne Zweifel das beste populäre Weltgeschichtsbuch unserer Literatur geben." (Literar. Mittheilungen aus St. Gallen. 1859. Nr. 39.)

„— — Die äußere Geschichte ist übersichtlich und klar behandelt, mit ausdrücklicher Anführung der neuesten Forschungen, aber der Hauptaccent wird doch auf die Culturerscheinung gelegt, wobei die Ansichten, Urtheile und Deutungen neuerer Forscher mit deren eigenen Worten so mitgetheilt werden, daß nicht allein ein möglichst vollständiges Bild des gesammten Völkerlebens gewonnen, sondern auch der jetzige Höhenpunkt der Forschungen markirt wird. Es muß das Werk — in der angefangenen Weise ganz zu Ende geführt — eine wahre Fundgrube historischer Kenntnisse werden, aus der auch Lehrer nur mit großem Nutzen nehmen können, um in das volle Wesen eines historischen Volks und in sein eigenstes Leben eingeführt zu werden. Verf. schreibt edel und schön, kernig und mit gewissenhafter Abwägung der Sachen und Urtheile; man lernt den Pragmatismus der Geschichtsbetrachtung daraus." (Pädagog. Jahresbericht. 1857. S. 407 f.)

„Ueber den Verfasser und seinen schriftstellerischen Ruf und Beruf brauchen wir den Lesern dieser Zeitschrift keine ausführliche Meldung zu thun. Der wissenschaftlichen Welt ist er längst bekannt durch seine „Geschichte des Calvinismus bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes," sowie durch seine „Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten Englands". In noch viel weiteren Kreisen aber ist sein Name bekannt geworden durch die, mit einem seltenen Verein von ausgebreitetem Kenntnissen und praktischem Geschick gearbeiteten, historischen Lehrbücher, von denen das kleinere bereits sechs, das größere acht Auflagen erlebt hat. Gewiß ist es sehr dankenswerth, daß derselbige Verfasser nunmehr auch an eine ausführliche, für die gebildeten Stände berechnete, Darstellung der Weltgeschichte Hand angelegt hat; seiner ungewöhnlichen Arbeitskraft ist es zu verdanken, daß wir im Zeitraum von vier Jahren schon drei Bände dieses, auf etwa deren zehn bis zwölf angelegten, Werkes an das Licht treten sahen. Dabei ist der Stoff nicht blos mit gewohnter Sorgfalt für das Einzelne bearbeitet, sondern es ist auch gelungen, die Hauptmassen desselben so geschickt zu gruppiren, daß jeder Band wieder als ein besonderes Werk gelten kann und demgemäß auch seinen besondern Titel trägt. Es wäre dies nicht möglich gewesen, wenn nicht die Verbindung, in welcher hier die annalistische und pragmatische Geschichtsschreibung auftreten, mit so glücklichem Tacte getroffen und durchgeführt worden wäre. Der Verfasser ist seines Stoffes in einer Weise mächtig, daß sich auch das kleinste Detail, das als Frucht neuerer Forschungen einen Platz in der Weltgeschichte beanspruchen kann, rasch an der passenden Stelle einfügt, und die schöne Ordnung, die durch das Ganze waltet, bis in die kleinsten Partien herab inne gehalten wird. „Die Weltgeschichte — sagt er und charakterisirt damit vor allem auch sein eigenes Werk — trägt jede namhafte Errungenschaft des Einzelnen in ihr Grundbuch ein, aber ihren Blick auf das Große und Allgemeine gerichtet, faßt sie mit ordnendem und sichtendem Geiste das Einzelne und Gesonderte wieder unter einem höheren Begriffe zusammen und schreibt das getrennte Eigenthum einer idealen Gesammtheit zu, die aber ihrerseits gleichfalls wieder nur als Glied der Menschheit ihre Stelle einnimmt. Die Weltgeschichte ist somit die treue Verwalterin aller idealen Güter, die zu irgend einer Zeit, in irgend einem Lande und von irgend einem Volke erzeugt worden sind; sie bewahrt jedem Volke, und in diesem jeden Einzelnen, sein Eigenthum und seinen Antheil und verleiht ihm als Lohn für seine Anstrengungen Ehre und Ruhm oder als Strafe für die schlechte Benutzung seiner Kräfte Schande und Verachtung; die Errungenschaften Aller aber vindicirt sie der ganzen Menschheit als wahres Besitzthum und sorgt, daß kein echtes Gut verloren gehe, keine dem Himmel entstammte Idee von der Erde wieder verschwinde. Der Herr Verfasser hat sich mithin seine Aufgabe nicht leicht gestellt, und die Ausführung zeugt von einem Kraftaufwande, wie er einem Werke von diesem Umfange und dieser Bestimmung jedenfalls selten genug zu Theil wurde. Denn hier sind nicht etwa die herkömmlichen Erzählungen wieder aufgewärmt, hier ist nicht die aus den „Weltgeschichten" in Umlauf gekommene Summe historischen

Wissens, mit einigen Urtheilen Neuerer vermengt und durch moderne Kritik etwas zerfetzt, abermals zusammen gestellt; sondern wir haben ein Werk vor uns, welches auf den reichsten und mühevollsten, ein halbes Menschenalter ausfüllenden, Forschungen beruht und doch in der Zusammenstellung der Resultate dieses Forschens nicht sowohl auf den eigentlichen Gelehrten, als auf die gebildeten Kreise überhaupt berechnet ist. Was von historischem Wissen eben diesen fromme, das hatte der Verfasser in steter praktischer Anwendung seines Studiums hinlängliche Gelegenheit zu erkennen. Mit einem Worte: das Buch ist seinem Inhalte nach ebenso echt wissenschaftlich, wie es seiner Form nach allen Anforderungen entspricht, die man an eine im besten Sinne des Worts populäre Arbeit stellen kann. Durchweg bilden die Quellenschriftsteller die Grundlage, aber so, daß sich ihre Berichte in dem kritisch geläuterten und unbefangenen Bewußtsein der Gegenwart abspiegeln. Es sind daher die neuesten Werke über Geschichte, Literatur, Geographie gewissenhaft zu Rathe gezogen und in ihren sicheren Resultaten in die Darstellung verarbeitet worden, also, daß uns die Summe des historischen Wissens der Gegenwart in deutlichen Umrissen aus dem Werke entgegentritt. Bei dem raschen Fortschreiten der historischen Wissenschaft, bei der unausgesetzten Vermehrung ihrer Errungenschaften war die Aufgabe, die der sichtenden, ordnenden und zusammenfassenden Thätigkeit des Universalhistorikers gestellt war, kaum eine minder schwierige, als die des eigentlichen Stoffsammlers. Aber auch sie ist kunstvoll und zweckmäßig gelöst worden. Um den Gang der Begebenheiten und die epochemachenden Ereignisse rascher zur Anschauung zu bringen, ohne dadurch die zur Erkenntniß des Gesammtbildes nothwendigen Detaildarstellungen allzusehr zu verkürzen, wurde ein doppelter Druck in Anwendung gebracht, und so Klarheit und Uebersichtlichkeit befördert, ohne daß die Anschaulichkeit des Einzelnen Noth gelitten hätte. Im Gegentheil ist das Gesammtbild, das mit kräftig hervortretenden Zügen im großen Drucke erscheint, im kleinen wieder mit so viel individuellen und für das Einzelste bezeichnenden Zügen durchwoben, daß uns in eben dieser Kunst des Ineinandertreibens und in dem, auf solchen Punkten zu Tage tretenden, feinen Tact für das Mehr oder Weniger der Auswahl einer der ersten Vorzüge des Werkes zu bestehen scheint." (Allgem. Kirchl. Zeitschrift. 1860. 9. Heft.)

„Wenn es — wie Referent von Herzen hofft — dem Verfasser gegönnt ist, sein Werk nach dem bisher eingehaltenen Plane weiter und zu Ende zu führen, so wird dasselbe ohne Frage die trefflichste populäre Weltgeschichte sein, welche unsre Literatur besitzt. Wir haben auf die Vorzüge des Unternehmens in diesen Blättern schon wiederholt hingewiesen und können das zum Lobe desselben früher Gesagte auch heute wieder bestätigen .... Die Erweiterung des universalhistorischen Materials ist in den letzten 10—15 Jahren eine so bedeutende gewesen, die ethnographische, philologische, archäologische und religionsgeschichtliche Forschung hat namentlich über die ältesten Perioden historischer Kenntniß so viele neue Lichter verbreitet, daß für die weiteren Kreise der Gebildeten ein neuer Aufbau der Weltgeschichte ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit geworden. Herr Weber, durch frühere, insbesondere Schulzwecken vortrefflich dienende Arbeiten auf diesem Felde bereits hinlänglich accreditirt, war der rechte Mann dazu, diesem Bedürfnisse Genüge zu thun. Der Fleiß, die Umsicht, der Tact in der Wahl und Sichtung der Materialien, wie nicht minder die Darstellungsgabe, welche Vorzüge wir an den frühern Bänden zu rühmen hatten, sie haben sich auch im vorliegenden (dritten) wieder erfreulich bewährt. Den Inhalt dieses Bandes bildet die römische Geschichte vom ersten Punischen Kriege bis zum Anfang des Kaiserthums, und wir stehen nicht an, zu erklären, daß diese Darstellung der Geschicke Roms zu den besten gehört, die überhaupt existiren." (St. Galler Literarische Mittheilungen. 1861. Nr. 63.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Gesammelte Werke

von

Jakob Philipp Fallmerayer

herausgegeben von

Georg Martin Thomas.

Erster Band.

Neue Fragmente aus dem Orient.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.

Neue

Fragmente aus dem Orient

von

Jakob Philipp Fallmerayer.

MÜNCHEN

Konstantinopel und seine Umgebungen.
Aegypten und Syrien. Palästina. Anatolische Reisebilder.
Byzantinische Correspondenz.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.

1782

Bayerische Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der Herausgeber und der Verleger behalten sich das Recht einer englischen und französischen Uebersetzung vor.

Vorwort.

Als Erben des literarischen Nachlasses von Fallmerayer war mir zunächst die Pflicht auferlegt, dasjenige was er selbst noch für die Oeffentlichkeit vorbereitet oder bestimmt hatte, derselben ohne Verzug zu übergeben. Seine „Gesammelten Werke" umfassen in drei Bänden „neue Fragmente aus dem Orient", „politische und culturhistorische Aufsätze", „kritische Versuche". Dies ist seine eigene Eintheilung und Anordnung. Ebenso ist die Auswahl und Einreihung der verschiedenen Schriften entweder bereits entschieden vorgelegen oder im einzig emsigen, alles controlirenden Tagebuche meist sicher angedeutet. Ich erlaubte mir nur, wie er selbst schon einen und den anderen Aufsatz aus der dritten Abtheilung in die erste oder zweite versetzt hatte, so einige weitere in den zweiten Band herüberzunehmen, je nachdem es Inhalt und Richtung rechtfertigte.

Die vorliegende Sammlung mag ohngefähr die gute Hälfte aller zerstreuten, gedruckten und ungedruckten Schriftstücke Fallmerayers enthalten, ungerechnet natürlich seine größeren Geschichts- und Reisewerke. Er wollte sich hiemit genügen, obgleich er daran dachte, anderes, wie z. B. die Schriften, welche die griechische Frage eigentlich und vorwaltend behandeln, später zu einem Körper zu verbinden. Ich durfte die von ihm diesmal gesteckte Grenze nicht überschreiten, um so weniger, als schon der Gewinn der rechten Zeit im Auge zu behalten war.

Die Redaction der Texte geschah einfach nach dem Kanon philologisch-historischer Kritik. Die erste ächte Hand wurde hergestellt, die Lücken der überall grassirenden Censur ausgefüllt, die Veränderungen, meist Abschwächungen und Verstümmelungen, gut gemacht. In fast allen Stücken hat er selbst noch bessernd, feilend, mildernd die Hand angelegt. So erscheint denn das Werk, und nicht bloß etwa durch den Zuschuß bisher ungedruckter Aufsätze, als ein neues und unversehrtes Vermächtniß des genialen Mannes.

Fallmerayer hatte vor, diesem ersten Bande eine Selbstbiographie vorauszuschicken. Die Skizze war im Kopfe fertig; sein jäher Tod hat uns diese Bekenntnisse mit entrissen, ein entschiedener Verlust. Gut, daß wenigstens seine letzten Gedanken und Ansichten, sein historisch-politisches

Teſtament, in den „Geſammelten Werken“ geborgen ſind. Gerade das, was er gegen das äußerſte Ende ſeines Lebens hievon niedergeſchrieben hat, iſt ein wahrer Schatz von Weisheit, mit jenem Gepräge der Ruhe, des Ernſtes, der Weihe angethan, welches die innere Beſeligung und die Siegesgewißheit des tief in die Zukunft ſchauenden, ſcheidenden Helden verbürgt.

Ich hielt es nun für Pflicht, verſuchsweiſe einen Abriß ſeines Lebens und Weſens zu geben. Ich dachte dabei wohl an Goethe, wenn er räth: „vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menſchen zu ſchildern; man ſtelle dagegen ſeine Handlungen, ſeine Thaten zuſammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.“ Thaten ſind aber auch und fürwahr nicht die geringſten die Werke des Geiſtes, die Wettkämpfe auf dem Plan des Wiſſens und Forſchens, die Schlachten für die Befreiung des Menſchengeſchlechts aus Irrthum, Wahn und Aberglauben; und „länger denn die Thaten beſtehet das Leben des Wortes, das mit der Huldinnen Liebesgunſt aus tiefem Gemüthe die Zunge ſchöpft.“ (Thierſch nach Pindar.)

Wie immer dieſer Verſuch zuſagt, die Thatſachen, welche er erzählt, die Grundſätze, welche er ausſpricht, ſie ſind alle geſchichtlich treu und wahrhaft, geſchöpft theils aus einem guten Vorrath von Urkunden, theils aus der

lautern Quelle langgenährter, inniger, offener Freundschaft. Zu dem, was hier kurz und wie es nicht anders sein kann, manchmal als scharfes und kantiges Relief beigebracht ist, geben die hinterlassenen Werke sattsame Erörterung, hinreichenden Commentar.

Was endlich aus dem weiteren literarischen Nachlaß Fallmerayers, insonderheit aus den höchst inhaltsreichen, werthvollen und anziehenden Tagebüchern seiner Zeit ans Licht gehört, will ich eben der Zeit überlassen.

München, im September 1861.

Dr. Georg Martin Thomas.

Inhalt.

Seite

Zur Lebensgeschichte Fallmerayers . . . . XI—XLVII

Konstantinopel und seine Umgebungen . . . . 1—36

I. 1

II. 19

III. 26

Ägypten und Syrien . . . . . 37—95

Groß-Kairo und die Mission des Islam 39

Semilasso und die ägyptischen Fellahs 53

Noch ein Wort über die ägyptischen Fellahs, über den „Verstorbenen" und über deutsche Colonien im Orient . 70

Aleppo 85

Palästina . . . . . 97—253

Vier Wochen in Jerusalem

I. 99

II. 107

III. 116

IV. 131

Die heiligen Oertlichkeiten in Jerusalem 143

Das Todte Meer 173

Titus Tobler's dritte Wanderung nach Palästina im Jahre 1857 239

Seite

Anatolische Reisebilder . . . . . 255—338

Nach Athen 257

Athen 261

Nach Konstantinopel 278

Konstantinopel 286

Sinope. Samsun. Trapezunt 299

Das Diplomatengastmahl auf Haider-Pascha 313

Nachruf an Bujuk-dere 332

Byzantinische Correspondenz . . . . . 339—408

Das osmanische Reich und Mehemed Ali's Schutzredner . 341

Ibrahim Pascha's Rückzug aus Syrien 359

Die Dinge in Syrien und Aegypten 367

Mehemed Ali's Unterwerfung 374

Die Lage der Dinge am Bosporus 380

Die Türkei und Aegypten 386

Christenthum und Islam 391

Die Türkei und die Diplomaten 397

Das Manöver auf Haider-Pascha 400

Verbesserungen.

S. 27 Z. 11 u. 19 von unten lies: Protaisof und Kobuklokoff.

S. 343 Z. 12 von oben lies: Deir-el-Kamar.

Zur Lebensgeschichte Fallmerayers.

multum ille et terris jactatus et alto,
multa quoque et bello passus.

[illegible]

Aus engem Umkreis und knappen Verhältnissen heraus sich zeitig auf eigene Füße stellen und ein festes sittliches Besitzthum erringen, ist immer das Zeichen ungewöhnlicher Geisteskraft. Diese Selbständigkeit der Gesinnung durch das ganze Leben bewahren, mit Entbehrung des äußern Wohlbehagens und unverlockt durch glänzenden Schein, vielmehr im unausgesetzten Kampfe mit Bedrängniß, Haß und Verleumdung, sich selbst treu bleiben, treu der Wahrheit und ihrem Dienste, verräth eine edele, bewundernswerthe Natur. Auf solche Vorbilder, solch seltene Männer gebürt es zu eigener Kräftigung immer wieder aufzuschauen: dieser Cultus dankbarer Nachahmung ist ein später, aber herrlicher Lohn der großen Todten.

Zu diesen seltenen Männern gehört Jakob Philipp Fallmerayer.

Er war geboren am 10. December 1790 im Weiler Bayrdorf, Gemeinde Tschörsch, unweit Brixen. Der romantisch gelegene Ort, hoch über der Eisakschlucht, mit weiter Ausschau in das Bergcastell von Südtirol, erweckte in dem Schafe hütenden, sinnigen Knaben wohl frühe jene tief-schwärmerischen Gefühle für Schönheit der Natur und Pracht der Landschaft, welchen wir in seinen Schriften so oft und so gerne begegnen.

Diese Bilder der schönen Heimat, diese Eindrücke der stillen Kindheit begleiten ihn allerwegen und treten selbst in weitester Ferne vor seine Seele.

„Die milde Tageshelle und das schöne Himmelblau, der Strom, die Felsen und die Gebirge, die von allen Seiten den Gesichtskreis der Insel Phile begrenzen, riefen in diesen zwei schönen Tagen die Erinnerung an die Sommerabende, die ich in den Jahren 1799 in den Gebirgen meines Heimatlandes genossen habe, in meine Seele zurück. Obwohl damals noch ein Kind, kannte ich doch jene unerklärbare Sehnsucht, fühlte ihren süßen Schmerz. Der Baumgarten, der mit Gebüsch bekleidete Felsenabhang, der Born, der Birnbaum und das Rauschen des Abendwindes in den grünen Blättern, die langen Schatten bei der sinkenden Sonne, die rothen Beeren, der Schall der Feierabendglocken am Vorabend von Johann d. Täufer, Mariä Heimsuchung, Assumptio B. V. M., unvertilgbare Bilder jener seligen, auf immer entflohenen Zeit! Ohne Berge, ohne Felsen und Sonnenhelle für mich keine heitere Stunde! O Phile! o einsames friedliches Eiland mit deinen Ruinen, deinem ewig heiteren, milden Himmelsblau, wie könnte ich je vergessen deine Palmen, deinen Strom, deine Pfade, die Stille deiner Säulengänge und Tempelgemächer." (Tagebuch der ägyptischen Reise 1. 2. Februar 1832.)

Den armen Bauernsohn brachten einsichtige Geistliche, sein Talent erkennend, in die Domschule von Brixen, wie sie dachten „zu künftigem Nutzen der Kirche". Bei aller Mangelhaftigkeit des dortigen Unterrichts wurde Fallmerayer, namentlich in der griechischen Grammatik von Valentin Forer wacker geschult. Er hat diesem wie er einmal schreibt „vortrefflichen, gelehrten und untadeligen" Manne, später Gymnasialpräfecten in Brixen, Zeitlebens ein treues und lohnendes Andenken bewahrt.

Während des Aufstandes der Tiroler im J. 1809 entwich er, der klösterlichen Schranken überdrüssig, heimlich nach Salzburg. Die Aermlichkeit des Lebens und des Unterhalts durch

Privatstunden errang der nach Unabhängigkeit ringende Jüngling gerne: die größere Freiheit der Bewegung, zum Theil trefflicher Unterricht und die Erlaubniß der unbedingten Benützung der Bücherei von St. Peter ließen der Wißbegierde und dem Lerneifer alle Entbehrung vergessen.

Pater Albert Nagnzaun, ein Jünger der Göttinger Schule, führte Fallmerayer in das Studium der semitischen Sprachen ein, von Mans entzündete in ihm die angeborne Liebe für historische Wissenschaft. Die geistige Wiedergeburt, in welcher damals Bayern unter Max I. aufgeklärtem Regime begriffen war, wirkte natürlich auch auf das gleichfalls noch bayerische Salzburg, eine Provinz, welche seit der Reformation mächtig angeregt, trotz der härtesten Verfolgungen noch im vorigen Jahrhunderte, der Leuchte des Geistes nie völlig beraubt worden war.

Nur zufällige Umstände der Regierungspraxis hinderten den Eintritt des jungen Mannes in die berühmte Benedictiner-Abtei Kremsmünster. Nach zweijährigem Studium der Gottesgelahrtheit — und er hatte diese so ernsthaft getrieben, daß er bei seinem wunderbar treuen Gedächtniß sein Leben lang auch im theologischen Detail den gefürchteten Gegner spielte und mit Bibel, Kanon, Legende und Kirchengeschichte gar manchen ex professo Theologen in den Sand gestreckt hat — siedelte Fallmerayer als königlicher Stipendiat und von einem Privatmanne reichlich unterstützt über auf die Landesuniversität in Landshut. Hier sollte nun noch die Jurisprudenz versucht werden; allein Neigung und Trieb fesselte an den historischen, linguistischen und classischen Studien; Thiersch' neue Grammatik befestigte und ordnete die Kenntniße der mit Vorliebe gepflegten griechischen Sprache.

Fallmerayer hatte in diesem Zeitraum seiner Studien zu Salzburg und Landshut den Geist frei und hoch gehoben. Im

verjüngenden Sonnenschein der alten Literatur und im frischen Anhauch deutsch-nationaler Begeistigung wichen auch ihm die altstarre Kirchendogmatik und die dickkrustige Katechese zurück ins Reich der Schatten. Fallmerayer blieb fortan und sein Leben lang ein glühender Verehrer der classischen Schriftsteller von Hellas und Rom. In dieser Schule hat er sich selbst zum classischen Schriftsteller deutscher Rede, dauernden Ruhmes, emporgearbeitet. Die von erster Jugend an schwellende Abneigung gegen pfäffisches Wesen und rechtgläubige Herzlosigkeit hat ihn zwar abgehalten, den Läuterungsgang, welchen Theologie und Philosophie im Verlaufe der Zeit genommen, streng historisch zu verfolgen und gleichsam in sich selbst durchzumachen, aber das Mark der Religion hat er um so reiner in sich getragen, und den Geist des Christenthums um so tapferer und freimüthiger vertheidigt.

Im Herbste des Jahres 1813, als nach den Heldenschlachten der Preußen und Russen und dem Eintritt Oesterreichs in die Coalition gegen Napoleon I. auch Bayern genöthigt war, dem Rheinbund zu entsagen und sich auf die deutsche Seite zu stellen, trat Fallmerayer, dem weder die Jurisprudenz behagte noch die nächste Zukunft im bürgerlichen Leben anderes als Unsicherheit und Nothdurft verkündete, — nicht ohne „stolze Hoffnungen, dergleichen sich freilich ein in einer Landhütte geborner Mensch nicht sollte träumen lassen" — unter die Fahnen.

Als Unterlieutenant in der Infanterie hielt er sich gleich in der ersten bedenklichen Schlacht bei Hanau so wacker, daß er öffentlich vor der Fronte belobt ward. Er schonte sich nicht, er wollte als Soldat seine Carriere machen. Der Winterfeldzug und die zum Theil mörderischen Gefechte bei Brienne, Bar und Arcis sur Aube vom Jahre 1814 waren eine harte, aber stählende und zugleich fruchtbare Lehrübung. Nach dem ersten Pariser Frieden blieb er ein volles Jahr beim Occupationscorps am linken Rhein-

ufer in der Umgegend von Landau und Speier. „Wir lebten da herrlich, es ging mir überall und allseit gut."

Beim Wiederausbruch des Krieges wurde Fallmerayer in den Generalstab gezogen, allein der Feldzug verlief für diesen Theil der deutschen Armee ohne That. Die Schlacht von Waterloo endete mit Einem Schlag den Krieg. Als Gehilfe des Brigadegenerals Grafen von Zyrer verlebte nun Fallmerayer mehrere Monate unter sehr angenehmen Verhältnissen auf einem Landsitze bei Orleans — dorthin war über Nancy und Chalons für Marne der Marsch gegangen.

Damals erwarb er sich, wie er gerne rühmte, neben ausgezeichneter Fertigkeit in französischer Rede jene Feinheit und „Politur", die ihm denn auch später überall Thüren und Herzen geöffnet hat. Zugleich gab der soldatische Verkehr erwünschte Gelegenheit, die Sprachenkenntniß durch das Spanische zu erweitern, während die stillere Muße benützt war, des größten Reisers Commentarien in Fleisch und Blut überzuführen.

Nach dem zweiten Pariser Frieden zog das Corps im November 1815 aus den bisherigen Cantonirungen ab und über den Rhein zurück. Fallmerayer kam mit einem Bataillon des 11. bayerischen Infanterieregiments nach Landau in Garnison. Die freundliche Bezirksstadt blieb ihm immer werth und theuer, die Anderen langweilige und unfruchtbare Dienstzeit wurde gewissenhaft und zu reichem Erfolge der Zukunft verwendet. Die alten Studien wurden erneuert, befestigt, ausgedehnt; namentlich neugriechisch, türkisch, persisch gaben Fleißes erlernt. „Aus Dilettanterie lerne ich jetzt die griechische Sprache von Grund aus" — schreibt er unter anderm damals — „und lese nach der Wachtparade, deutlicht genug, den Homer oder Tacitus." „Ich arbeite" — so einandermal — „als wäre ich auf der Universität."

Im Frühlinge 1816 nahm Fallmerayer den Abschied vom

Soldatenleben. Es trieb ihn, das gewonnene Gut des Wissens als Lehrer in Bayern zu verwerthen. Er eröffnete seine pädagogische Wirksamkeit als lateinischer Oberverbereitungslehrer am Gymnasium in Augsburg.

Noch wehte damals in Bayern — leider aber nur auf kurze Zeit — ein lebensprießender Hauch, ein Odem des Geistes, durch das schöne Land. Von der Lust, mit welcher dazumal die classischen Studien an den bayerischen Schulen getrieben wurden, von dem regen und befruchtenden Ernste der Lehrer, von dem reinen und ausharrenden Eifer der Lernenden hat man heutzutage kaum mehr eine Vorstellung, nachdem die Zeit überhaupt eine andere geworden ist, nachdem eine wahre Pseudoprolification von Plänen, Erlassen und Verordnungen, von Instructionen, Regulativen, und Normativen und dergleichen den Stamm der Schule in Bayern jämmerlich verschnitten und übel verknoppert hat.

Von dem kräftigen Sein und schönen Sinn jener jugendfrischen Periode zeugen denn auch die noch vorhandenen Studien, Entwürfe und Ausarbeitungen des berufsfrohen, als Lehrer hoch geachteten und geliebten Mannes, nicht minder die lebhafte und mannigfache Correspondenz, welche er mit Alters- und Fachgenossen, mit verehrten Lehrern, mit seinen Vorgesetzten unterhielt. Die Gewohnheit Fallmerayers auch das kleinste, was er veröffentlichen wollte, vorher zu entwerfen, zu glätten und zu feilen — wie das bekanntlich ein Lessing und ein Göthe gleichfalls thaten — tritt schon in diesen früheren Studien, wie in seinen ältesten Briefen merkwürdig hervor, und Dank dieser strengeren Art, selbst von Freundesbriefen Kladden zu machen, ist uns manches geschenkt, was auf jene Periode seines Lebens einen erwünschten Lichtstrahl wirft. Schon damals schreibt der vielgewandte Mann in ganz origineller, launig-heiterer oder sarkastisch-grimmiger Weise, bald griechisch oder lateinisch, bald neben

der deutſchen in den modernen Sprachen. In jenen an die Männer des Fachs, Thierſch, Aſt, Niethammer, aber auch an alte Schul- und Kriegskameraden, nun Friedenslieutenante auf lange Zeit und lange Weile; in dieſen an die Freunde und Bekannte vom Süden und im Weſten, ſowohl italieniſch als franzöſiſch.

Je ſehr ihm die Stätte ſeiner Kindheit und die „liebliche Waldeinöde Schalders“ ans Herz gewachſen war, ſo oft die Erinnerung auf die Berge der Heimat und ihren Sonnenglanz zurückführte —

„Desco qua natale solum dulcedine cunctos
ducit“

das Leben in Brixen „dem alten Feuerherd des Aberglaubens“ konnte er nie mehr lange ertragen. Gleich der erſte Wiederbeſuch im J. 1818 machte auf ihn den wehmüthigſten Eindruck und erregte ſeinen unbändigen Groll gegen das dortige Regiment. „Am 16. September“ — ſchreibt er — „erblickte ich im Abendſchein die leuchtenden Zinnen der Vaterſtadt. Allein die Freude, mit welcher ich ſie wiederzuſehen hoffte, wurde gleich beim erſten Eintritt getödtet. Es war acht Uhr Abends, bereits finſter, kein Fußtritt hallte durch die Straßen, keine Stimme ließ ſich hören, keine Lampe flimmerte an den Fenſtern, die Straßen ſchienen öde, ausgeſtorben; tiefer in der Stadt begegneten mir die traurigen Töne des Ave Maria aus finſtern Gängen her; alles übrige war leer, nächtlich ſtumm. Ich war muthlos, verwünſchte meine eitle Sehnſucht, wäre herzlich gerne wieder umgekehrt. ... Alles predigt hier laut die Hinfälligkeit der irdiſchen Dinge und das Jammergeſchick der Menſchenkinder. Mit jedem Schritte traten mir Erinnerungen aus den abgelaufenen Jugendjahren und der alten Pracht meiner Vaterſtadt entgegen ... Nur die Sonne ſcheint noch mit alter Pracht, alle andere Herrlichkeiten ſind vorüber gegangen .... Mit Septembers

Ende zog ich auch wieder fort gegen meine nördliche Heimat hin, irrte auf Bergen und Alpen herum, besuchte die Quellen des Eisak, weilte einige Zeit zu Innsbruck und begrüßte am 10. (Oct.) die schönen Brunnen der Augusta Vindelicorum. . . . . Das arme Tirol gleicht jetzt einer halbasiatischen Provinz; Kunanen, Zigeuner, Pinschgauer und anderes Gesindel, wovon die Bayern jede Spur vertilgten, zieht wieder frei auf den Heeresstraßen. . . . Glücklich, dreimal glücklich preise ich daher das Bayerland, auf seinen schönen Straßen wandelt man ohne Furcht, allenthalben gesichert bei seinem Eigenthum und seinen Rechten: Es lebe der König!"

Aber nicht lange, so zogen auch wieder finstere Wolken über das Bayerland. Wie alle hell sehenden und patriotischen Männer jener Zeit, zählt auch Fallmerayer diesen Rückschlag, die Umkehr von Einführung des Concordats. Rief ja dieser erste geluncene Anlauf der „Römlinge" gerade in Augsburg sofort die ärgste Spannung und heftigste Widerart hervor. „Bei uns" — schreibt er im Frühjahr 1819 — „fängt der Parteigeist sich zu regen an. Das Concordat kam, wie es scheint, gleich dem Evangelium in die Welt, um den Krieg und nicht den Frieden zu bringen. Die Katholiken Augsburgs, bei weitem die Mehrzahl, größtentheils von polemischem und gleich den Protestanten unduldsamem Geiste belebt, verlangen eine Trennung des katholischen vom protestantischen Gymnasium. . . . Herr Vetter Serra-Cassano scheint zu wissen, daß die alten Römer ein altes Sprichwort hatten: divide et impera." *) Das unheimliche widerwärtige Spiel, welches nur

*) Schon damals kämpft der Mann mit jenem scharfen Spott und sarkastischen Hohn, der später seine zweischneidige Waffe bildete. „O, der Mann Gottes" — heißt es in einem anderen Briefe jener Zeit — „wie ist er so bleich im Angesicht, wie er sich kasteiet und sein Fleisch abtödtet — erst um vier Uhr speist er zu Mittag, um Gott desto eifriger zu dienen —

allzuschnell vor seinen Augen sich entwickelte, erfüllte ihn bald mit Wehmuth und trübte seine Stimmung, bald sachte es seinen Ingrimm gegen die „ultramontanischen Bonzen“ bis zum ungestümen Ausbruch der Zunge an. Es ist keine Frage: wer über die Ursachen der Revolutionen dieses Jahrhunderts schreiben wollte, müßte die Geschichte der Concordate mit vorzüglicher Sorgfalt und scharfer Witterung verfolgen.

Im Jahre 1821 wurde Fallmerayer an das Progymnasium nach Landshut versetzt und 1824 ebenda zum Lehrer der Oberclasse ernannt; 1826 aber, nach Verlegung der Universität von dort in die Residenzstadt München, zum Professor der Universalgeschichte und Philologie am neu errichteten Lyceum von Landshut erhoben. Seine Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer, in den untern Classen, wie auf dem Katheder im freien Vortrage, war eminent und von nachhaltiger Kraft.

Im Sommer 1831 schloß er diese Vorlesungen, um mit Urlaub als Begleiter des russischen Grafen Ostermann-Tolstoi in den Orient zu reisen. Dorthin stand von frühe an die Sehnsucht des forschbegierigen, wanderlustigen Mannes: — „für mich sind die immer grünen Berge von Kolchis das verlorne Paradies, das Land der ungestillten Sehnsucht, die beglückte Insel, das fabelhafte Panchaia mit den fetten Triften, die Heimat der Stille und des Friedens, deren Ahnung überall in der bedrängten

---

se sagen die frommen Weiber bei uns hier über den päpstlichen Nuntius Graf Serra Gasono, Erzbischof von Nicäa, der uns auf einige Tage besucht hat. Die thörichten Geschöpfe, sie wissen nicht, daß man seine Heuchler und durchtriebene Körfe zu den dummen Deutschen sendet — sie wissen nicht, daß der heilige Mann ein Frühstück nimmt, welches anderswo für eine schwelgerische Mittagstafel gelten könnte. Dieser heilige Mann, bekanntlich ein Erzkuppler und Intrigant, ging und fuhr in der Stadt herum, bald mit gesenktem Blick, bald zum Himmel sein italienisches Auge erhebend und einem Rudel andächtiger Frauen alle Morgen Segen spendend.“

Brust des Menschen wohnt. Trabisonda und das immer grüne Kolchis ist das Land der wachenden Träume aus der ersten Knabenzeit, ich mußte seine Lüfte athmen, es war mir auferlegt"*) — und dort war Fallmerayer durch Studium und Vorbereitung längst kein Fremdling mehr.

Noch als Progymnasiallehrer (1824) hatte er die Preisfrage der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen über „das Kaiserthum Trapezunt" gelöst. Jene gelehrte Körperschaft hatte seine Abhandlung nicht bloß mit der Goldmedaille gekrönt, sondern auch der „ausgezeichneten Gelehrsamkeit, der scharfen Beurtheilungskraft und der klaren Darstellung des Verfassers" besonderes Lob zuerkannt.**) Nach weiteren Forschungen und glücklichen Entdeckungen in Wien und Venedig erwuchs aus dieser staunenswerthen Arbeit im J. 1827 die „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt." Die Vorrede, welche das classische Werk einleitet, diente während der Abwesenheit des Mannes mit dazu, den hervorragenden, geist- und schwungvollen, von seinen Zuhörern warm verehrten, und deshalb, wie man hier zu Lande einmal glaubt, staatsgefährlichen Lehrer zu verdächtigen und aus seiner Wirksamkeit zu entfernen.

Das Aufsehen der „Geschichte von Trapezunt" war so allgemein, als das Lob und die Anerkennung. Die ersten Schiedsrichter, die bedeutendsten Gewährsmänner trafen in dem Urtheil und in der Bewunderung dieses Werkes einhellig zusammen.***)

---

*) Fragmente I, 293.

**) Brief Oersted's d. d. Kopenhagen 20. August 1824.

***) Es ist gewiß nicht unstatthaft und unschicklich, hier einiges zum Zeugniß der Wahrheit wiederzugeben. K. B. Hase, der Altmeister hellenisch-byzantinischer Wissenschaft, widmete dem Buche eine eingehende Anzeige im Journal des Savans, October 1828 und schließt mit den Worten: un très-bel ouvrage, digne de la distinction que lui a accordée l'Académie des sciences de Copenhague, et de l'accueil que

Auch in Bayern ward dem gepriesenen Werke seine Ehre; doch hatte es hier, wie schon angedeutet, seine eigenen Bedenken. Dieser Geist der Forschung, dieser Freimuth der Sprache mußte

---

lui feront sans doute les savans de l'Europe. Eben die Vorrede, welche dem Verfasser in Bayern zum Vorwurf und nachschleichenden Verderben gereichte, bezeichnet er als „préface, écrite d'un style animé et noble, elle prouve que, comme écrivain, M. Fallmerayer peut encore prétendre à un tribut d'éloges mérité." Das Begleitschreiben zu dieser Kritik sagt: „durch neue Aufschlüsse, kritischen Sinn und geistreiche Behandlung zeichnet sich Ihre Arbeit so vortheilhaft vor den meisten Geschichtewerken unserer Zeit aus, daß jeder Freund der Wissenschaft Sie auffordern muß, uns bald wieder mit ähnlichen Früchten Ihres gründlichen Studiums zu beschenken. Möchte doch die Lehrstelle der Allgemeinen Geschichte an der Münchener Universität, um die Sie sich, wie Sie schreiben, bewarben, und auf welche gewiß niemand gegründetere Ansprüche hat als Sie, Ihnen jetzt schon die verdiente Muße gewähren, welche zu baldiger Beendigung mehrerer solcher Arbeiten nöthig ist (d. d. Paris 29. Junius 1828).

„Vous avez rendu, Monsieur, schreibt Sylvestre de Sacy, par cet ouvrage un vrai service à la littérature, et je ne puis que joindre mon suffrage à ceux que votre travail a déjà obtenus" (d. d. Paris 1ᵉʳ Juin 1829).

Niebuhr, der Fallmerayer mit für die Herausgabe der Byzantiner zu gewinnen suchte, eröffnet seinen Antrag also: Ew. Wohlgeboren haben Sich durch die Entdeckung einer Geschichte, die hoffnungslos verloren schien, und deren vortreffliche Bearbeitung ein unvergängliches und ungewöhnliches Verdienst erworben" (d. d. Bonn den 14. November 1828).

Eine Stimme im Foreign Review (1828. I. p. 305) sagt: „the author, an oriental and greek scholar himself, and versed in most modern languages, has done every thing to render his work complete and perfect . . . the author combines with profond learned historical researches a lively spirited style, and enters into many interesting details, especially with reference to commerce, and shows at the same time, that he has contemplated history with the mind of a philosopher."

In der deutschen gelehrten Presse wurde das Werk vielfach besprochen. „Das ist einmal ein Werk, welches dem deutschen Forschungsgeiste, der deutschen Gelehrsamkeit und auch der deutschen — Freisinnigkeit alle Ehre macht! Wir suchten für dasselbe einen Nebenmann in unserer neuesten historischen Literatur; aber wir fanden — keinen." Preßzeitung im

mindestens auffällig und besorglich, vom Standpunct der neuerwachenden Hierarchie aber anstößig, ja verdammlich erscheinen*).

In jene Landshuter Periode fällt auch noch die Herausgabe des ersten Theils der „Geschichte der Halbinsel Morea" 1830. Der zweite Theil derselben folgte nach der Rückkehr von der großen Reise im Jahre 1836.

Der Schlagsatz des Buches, den Fallmerayer zunächst aus dem Quellenstudium der Byzantiner wieder hervorzog und mit scharfer Kritik ans Licht stellte, daß die heutige Bevölkerung von Hellas und dem Peloponnes wesentlich aus nichthellenischen, namentlich slavisierten oder slavischen und albanischen Gemengtheilen bestehe, weil eine zweifache „materielle Revolution", zu-

---

Mitternachtblatt für gebildete Stände 1828. Wolfenbüttel 19. Juni Nr. 97.

„Sei diese Schrift als eine der gehaltvollsten Jedem empfohlen, welcher sich für gründliche Geschichtsforschung interessirt, und verbreite Licht, wo bisher Nacht war oder doch Dämmerung," schließt eine Recension in den Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Literatur-Zeitung Februar 1830. Nr. 16.

„Es kann für eine Eroberung im Gebiete des Wissens angesehen werden, wenn es Hrn. Prof. Fallmerayer gelungen ist, ... eine vollständige Geschichte des Kaiserthums Trapezunt darzustellen und dadurch eine Lücke auszufüllen, die den Historiker oft genug in Verlegenheit setzte." Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 294. 21. October 1830.

*) Man sollte zwar „dem eminenten Talente, die — zum Theil bisher noch ganz unbekannten, wenigstens unbenutzt gebliebenen Quellen in einem großen Sinne zu bearbeiten und die daraus geschöpften Materialien in ein Bild zusammenzufassen" Anerkennniß, allein „einige Stellen der Vorrede und die Periode S. 349 und 350, welche mit den Worten schließt: das Joch muhammedanischer Türken schien ihnen (nämlich den christlichen Bewohnern des Byzantinerreiches) weniger drückend, weniger entehrend und weniger gefahrdrohend für zeitliches und ewiges Heil, als die Herrschsucht, der Geiz und die ruchlosen Satzungen der Kirche von Rom (dies letztere ist übrigens Ausdruck eines hieher angeführten orthodoxen Zeugen) thaten sehr wehe" und blieben unvergessen, um so mehr, als sich später der uralte Kampf der widerstreitenden Mächte, des Lichtes mit der Finsterniß, erst recht breit und nachhaltig in Bayern entwickelte.

erst vom sechsten Jahrhundert an eine slavische und dann, im vierzehnten Jahrhundert, eine schkypetarische Einwanderung und Eroberung diese Provinzen fast vollständig umgewandelt habe, bis sie dann den Türken erlagen, traf gerade mit dem Philhellenismus im gelehrten Abendland zusammen. Die gerechte Theilnahme am Freiheitskampf von Neu-Hellas vermengte sich mit der gerechten Bewunderung des althellenischen Geistes und glaubte einer solchen Entwerthung des autochthonen nationalen Elements entschieden entgegentreten zu müssen. Natürlich daß dem Urheber nicht bloß wissenschaftlich der Krieg erklärt, sondern auch politisch der Vorwurf gemacht wurde, er sei ein Gegner des neu zu bildenden griechischen Reiches.

Als dann Fallmerayer durch langen Aufenthalt im illyrischen Dreieck selbst die alte geschichtliche Ueberlieferung noch durch das Volksthum der Gegenwart bestätigt fand, nebenbei aber die ideale Aufrichtung von Neu-Byzanz mit den gegebenen Mitteln und unter dem Wechseldruck hoher europäischer Politik offen bezweifelte, brach theilweise unversöhnliche und leidenschaftliche Fehde aus, welche auch noch die letzten Tage des Mannes vergällte, der wahrlich jeder Nation die Freiheit vergönnt hat.

Auch in dieser Capitalfrage hatte übrigens Fallmerayer gleich vom Anfange an gewichtige Bundesgenossen. Ich glaube mich nicht zu täuschen, daß vor allem der Consens von Hase in Paris, noch ehe und lange bevor Fallmerayer scharf mit seiner Griechenthese auf den Platz trat, diesen in seinem Forschen, wie in seiner Ansicht bestärkte*). Und wenn ihm die Verfechtung

*) Dieser treffliche Gelehrte, gewiß ein zuständiger Richter, urtheilte, als ihm Fallmerayer nur erst die Uebersicht seiner Abhandlung über Trapezunt für die Kopenhagener Akademie mittheilte, also: „es ist die Geschichte des Untergangs des hellenischen Stammes in den von der Natur wohl vertheidigten Ländern an der Südküste des Pontus. Wo Ihre Ab-

seiner Sache bis zum Ende des Daseins als Last auferlegt war, so hatte er, gleichsam zur Sühne, wenige Tage nach seinem Schei-

---

handlung aufhört, beginnt eine zweite Epoche: allmähliche Vernichtung desselben Stammes im Norden des europäischen Griechenlands; Gott gebe, daß wir nicht eine dritte erleben, die Ausrottung der letzten Ueberbleibsel dieses Stammes in der eigentlichen Hellas. Aber die Waffen entscheiden über die Welt, und nicht Ueberlegenheit der Cultur, sondern Streitbarkeit und Sinneseinheit erhalten die Völker." (Paris d. d. 15. Mai 1825.)

Wie Hase erfährt, daß Fallmerayer an seinem Morea arbeitet, schreibt er: „Mit Vergnügen sehe ich, daß Sie an einer Geschichte der Revolutionen des Peloponnes im Mittelalter arbeiten. Das ist ein glücklich gewählter Gegenstand, zu einer Zeit, wo die Blicke von ganz Europa auf die endlich befreite Halbinsel gerichtet sind. Auch bin ich überzeugt von der Richtigkeit Ihrer Ansicht. Es ist freilich bequemer, Alltagsideen folgend, keine Unterbrechung zwischen Perikles und Kanaris anzunehmen, und in den Räuberbanden der Mainoten die alten Spartaner, Zug für Zug, wiederzuerkennen. Aber bei näherer unbefangener Untersuchung, die sich nicht durch Wortgeklingel und Enthusiasmus verblüffen oder bethören läßt, gestalten sich die Dinge anders, und Konstantinus Porphyrogennetus' einfache Aeußerungen reichen, dünkt mich, hin, um zu beweisen, daß im siebenten und achten Jahrhundert die hellenische Bevölkerung des Peloponnes fast gänzlich verschwunden und durch slavische Ansiedler ersetzt war. Schon vor Monaten fand ich Gelegenheit diese Meinung auszusprechen, da ich als Secrétaire de la Commission de l'Institut pour diriger l'expédition scientifique envoyée en Morée die von hier aus dorthin geschickten Zeichner, Geographen und Philologen, siebzehn an der Zahl, mit Instructionen versehen mußte. In diesen habe ich unter andern empfohlen alles zu sammeln, was über jene, ehedem so zahlreiche, jetzt fast ganz wieder verschwundene slavische Bevölkerung des Peloponnes — denn die heutigen Albanesen in Achaja, Argolis und Arkadien sind ein anderer Stamm — Aufschluß geben könnte; und ich freue mich, daß wir beide, jeder auf seinem Wege, zu denselben Ergebnissen gekommen sind." (d. d. Paris, 16. März 1829.)

Später gesteht Schlosser gelegentlich, „seitdem ihm der gelehrte Tübinger Prof. Tafel mündlich noch manches mitgetheilt hat," offen ein: „daß er Fallmerayers Ansicht für die richtigere halten muß, so sehr er ihr vorher entgegen war." „Er hat — fährt er fort — selten etwas Stärkeres, Kühneres, Gründlicheres gelesen, als Fallmerayers Vorrede zum zweiten Theil seines Morea. Wie selten trifft man unter der Masse der täglich erscheinenden Bücher ein einziges an, das auf mehreren hundert

den die Rechtfertigung, im englischen Parlament von einer entscheidenden Persönlichkeit hierin als Zeuge vorgerufen zu werden*).

Drei Jahre dauerte die erste große Reise. Aegypten und Nubien, Palästina und Syrien, Cypern, Syrien, Rhodus und die übrigen Sporaden nebst den jonischen Küsten, Konstantinopel, die Cycladen, das griechische Festland, zuletzt die sieben Inseln und Neapel wurden besucht, durchwandert und durchforscht. Gar vieles, was während dieser denkwürdigen Reise von Fallmerayer beobachtet, ab- und niedergeschrieben wurde, liegt noch im Tagebuch geborgen. Anderes bringen die „neuen Fragmente" zur allgemeineren Kenntniß.

Nach der Heimkehr (1834) fand Fallmerayer vieles geändert, seine historische Professur aber einem andern übertragen. Das ganze Schulwesen war wieder von oben bis unten nach dem altbeliebten System des Zwangs und der Furcht zugerichtet, aus dem, wie es scheint, in Bayern keine dauernde Erlösung zu hoffen ist.

„Im Lehrfache" — sagte man dem Manne — sei jetzt für ihn nichts mehr zu thun, da er große Reisen gemacht und auch verschiedenes geschrieben habe." Fallmerayer, dieser durchblickende Hermeneut diplomatischer Courtoisie und höfischer Phraseologie, erkannte natürlich ohne Mühe, was hinter solchen Worten zu suchen sei; er begriff sofort, daß es mit seiner Professorschaft in Bayern, mit dem öffentlichen Lehramt der Geschichte, zu dem er

---

Seiten so viele wahre Belehrung gewährt, als Fallmerayers Vorrede auf wenigen Seiten. Der Mann hat nicht, wie das zu geben pflegt, vor Gelehrsamkeit, Tiefe der Speculation, Objectivität der Auffassung, Begeisterung der Poesie und wie die Ausdrücke sonst heißen, den gesunden Menschenverstand verloren. Er hat selbst den Orient und Griechenland gesehen, er hat gedacht und das Gedachte mit dem Gelesenen verglichen. Man lese ihn!" Heidelberger Jahrbücher 1837. Nr. 12. S. 183.

*) Vergleiche Allgemeine Zeitung vom 12. Mai 1861. Nr. 132.

gemacht und nun, wie kein zweiter, ausgerüstet dastand, ein für allemal aus sei.

„Quant au sort — schreibt er damals an seinen Gönner Grafen Ostermann — qui attend ma personne, il est facile à prevoir. Un grand personnage, muni d'un portefeuille et de la confiance illimitée de son maitre, a déclaré hautement, que le Professeur Fallmerayer est un homme distingué par ses talents et son savoir, mais qu'il ne doit pas être professeur. Mon remplaçant a été destitué il y a deux mois pour avoir parlé avec trop de liberté et dans un sens opposé au système catholique dominant en Bavière. La dissolution du lycée où j'étois placé est déjà definitivement décrétée et au mois de Novembre je serai pour le moment sans place.... Ma carrière professorale en Bavière est à jamais terminée; l'instruction publique va être organisée à l'instar de l'Autriche ou de la Russie. (d. d. 31. Auguſt 1834.)

So blieb er zuvörderſt ohne Beſtimmung und in peinlicher Lage wegen Ungewißheit der Zukunft. Die Wahl zum ordentlichen Mitglied der hiſtoriſchen Claſſe der Akademie der Wiſſenſchaften (1835) führte zu lebhafter Betheiligung an den „Gelehrten Anzeigen". Von der Erlaubniß hingegen, öffentliche Vorleſungen über Geſchichte anzukünden, mit der Clauſel, der Zutritt ſtünde nur dem „höhern Publicum" offen, müſſe aber den Studenten „ſtrenge verboten werden", machte Fallmerayer keinen Gebrauch. Gelegentlich einer Geleitsreiſe mit dem Grafen Oſtermann bis Meißen beſuchte er von dort aus das Schlachtfeld von Kulm und kehrte über Prag und die Oberpfalz nach München zurück. Nach einem Jahre anſtrengender Beſchäftigung — es galt dem zweiten Theil „Morea" — ging er durch die Tiroler Heimat nach Italien; die Cholera nöthigte zur Umkehr und führte den

Wanderer im Herbſt über Lindau und Genf nach Südfrankreich. Winter und Frühjahr 1837 verging mit Studium und Genuß in Florenz, Piſa und Rom, im Sommer aber kehrte Fallmerayer über Genua und den Rhein wieder nach Hauſe. Einen Theil der Jahre 1838 und 1839 ſchenkte Fallmerayer den ſchweizeriſchen Waldcantonen und dem unvergeſſenen Paris, hauptſächlich aber wurden ſie, ſowie auch der ganze Winter 1840, zu Genf in innigem Verkehr mit dem Grafen Oſtermann und unter beſtändiger Arbeit zugebracht.

Die Rückreiſe lud zum Beſuche von Heidelberg und Tübingen. Hier lebte und wirkte damals in voller Kraft Dr. Gottlieb Lucas Friedrich Tafel. Es war eine glückliche Fügung, daß Fallmerayern in dem berühmten unvergeßlichen Tübinger Lehrer zugleich der kluge Rath des witzig-heiterſten Freundes und die ausgiebige Hülfe eines ſtockgründlichen Kenners der mittelgriechiſchen Literatur zur Seite ſtand. Fürwahr eine herrliche Ergänzung der geiſtigen Thätigkeit und der wiſſenſchaftlichen Arbeit! Gelang es dem ſeltenen Scharfſinn und dem ſichern Fleiß des ſchwäbiſchen Meiſters, ſo zu ſagen, in der Stube merkwürdige Entdeckungen auf jenem Gebiete des Völkerlebens zu machen und namentlich die Orts- und Landeskunde einzig aufzuklären, ſo war es dem Fragmentiſten vorbehalten, auf kühnen Fahrten und mühſeligen Wegen, mit eigenem Späherauge und durch ſcharfen Vergleich des Jetzt und Einſt die geſchichtliche Wahrheit herzuſtellen und die Ergebniſſe der Forſchung durch das Licht der Thatſachen zu erhellen, zu bekräftigen. An die glänzenden Namen dieſes Freundespaares knüpft ſich neben Haſe und Niebuhr für Deutſchland die erneuerte Wiſſenſchaft von Byzanz; ſie waren die erſten der Zeit, die erſten dem Rang nach, welche auf die Wichtigkeit dieſer mittelalterlichen Studien hinwieſen. Tafel und Fallmerayer haben das Verdienſt unwiderleglich dar-

gethan zu haben, wie unzertrennlich im Byzantinerthum und in dem, was sich darauf stützt und es heute noch darstellt, Staat und Kirche nicht bloß verknüpft, sondern vielmehr in einen theokratisch-politischen Körper verwachsen ist; jener mehr für die gelehrte, dieser für die politische Welt*).

Eben, weil Fallmerayer die Dinge des Orients wie sie gewesen mit denen, wie sie sind, zusammenstellte und den Lebensproceß jener Völker unmittelbar verfolgte, ließ es ihm keine Ruhe, ehe er nicht bei der immer drängenderen Entscheidung der orientalischen Politik diese als Augenzeuge durch längeren Aufenthalt im turko-gräkischen Reiche recht eigentlich kennen gelernt hatte.

So traf er denn Anstalt zur zweiten großen Reise und fuhr im Sommer 1840 die Donau hinab ins schwarze Meer und von Konstantinopel nach Trapezunt. Nun sah das Auge den Sitz der einst berühmten Komnenen-Majestät, deren Geschichte der Landshuter Professor vor Jahrzehnten so gründlich und preiswürdig geschrieben hatte; nun erfreute sich Blick und Herz an der Pracht des immergrünen Buschwalds, an den schwellenden Hügeln von Kolchis!

Nach dreimonatlicher Wanderung in jenem Küsten-Paradies siedelte Fallmerayer nach Konstantinopel über. Ein volles Jahr gab hier dem ernsten und eindringenden Studium des Türkischen und der klaren und scharfen Betrachtung der staatlichen Dinge Zeit und Gelegenheit. Aus dieser Periode stammen die zahlreichen Artikel, welche, ausgezeichnet durch Neuheit der Ansichten und Bestimmtheit der Gedanken, hervorragend durch die Kraft und Wucht der Rede, wie durch den Reiz und die Anmuth der Sprache, wesentlich mit beitrugen, die Augsburger Allgemeine

*) Ein zutreffendes Zeugniß für Fallmerayers Ansichten hat jüngst Mordtmann abgegeben in den Sitzungsberichten der k. b. Akademie 1861. I. Heft II. S. 186.

Zeitung für eine gute Weile, mit Recht und Ruhm, zum gesuchtesten Blatt Europa's, zum nothwendigen Bedürfniß der feingebildeten wahrheitsliebenden Welt, zu einer Fundgrube der Geschichtschreibung zu machen. Auf die drei letzten Monate des Jahres 1841 fällt die Wanderung auf den Berg Athos, der Ritt durch die macedonische Chalcidike und der Aufenthalt in Theſſalonika. Nachdem der Winter in Turnowo weiſe verbraucht worden, zog Fallmerayer mit dem Frühling über Pharſalus, Zitun und Euboea nach Athen, und kehrte im Sommer 1842 glücklich nach München zurück.

Die Eindrücke und Erfahrungen dieſer Reiſe, die Urtheile und Anſichten über den Orient, das Türkenthum, den Hellenismus, die Ruſſen und das Fatum von Byzanz gaben den „Fragmenten aus dem Orient" Urſprung und Entfaltung. In dieſem berühmten Buche hat ſich Fallmerayer als erſter Gewährsmann über die orientaliſche Frage und als ein Meiſter deutſcher Zunge ein Mal der Unvergeſſenheit in edler Form und von gewaltiger Wirkung aufgebaut.

Die Vorrede, von welcher Marcus Joſeph Müller am Grabe Fallmerayers ſagte, „daß ſie für ſich ein großes politiſches Werk aufwiegt, daß in die große Bewegung der vierziger Jahre kein gewaltigerer Zündſtoff geworfen, die Schäden unſerer Zeit und unſeres Vaterlandes nirgends lebendiger, ſchwungvoller und ſchärfer charakteriſirt, und ſie ihre Heilung angebahnt worden; daß ſie allein unſerem Todten die Fortdauer unter jenen Celebren ſichere, welche ihre geiſtige Kraft und ihre Forſchungen zum Heil des Geſchlechts verwerthen", ſtellte den Fragmentiſten unter die erſten Männer, auf welche das zerklüftete Vaterland die Augen der Treue richtete; ſie hob ihn damals auch in jenen Kreiſen, deren auszeichnender Beifall ihm nach langer Zurückſtellung zu hoher Befriedigung gereichen mußte.

„Habt den Muth selbst gerecht zu sein und ihr werdet auch gerechte Fürsten haben" — warum sollte diese These oben bedenklich, unten verwerflich erscheinen? Und ließ es sich damals nicht an, als ob die Schwierigkeit der Lage auch den Deutschen begreiflich machte, wie unbegreiflich in der That „die ideale Harmonie der achtunddreißig Selbständigkeiten sei", wie man endlich diese „Atomenverfassung" ändern müsse, um nicht „zwischen zwei rührsamen Colossen eingeengt" zermalmt zu werden?

Die Zeit bis zur dritten Reise in den Orient (1843—1847) füllen außer der Herausgabe der Fragmente (1845) abwechselnd eifriges Studium und kritisch-polemische Journalistik, Besuche der Heimat, des Bodensee's, Fahrten in die Schweiz, nach der Lombardei und Venedig, nach Oesterreich, den Rhein hinab nach Amsterdam, nach dem deutschen Norden, nach Hamburg und Berlin. Besonders erfreut war der Reisende über die zuvorkommende Aufnahme und Auszeichnung in den Berliner Kreisen. Mehr als einen Monat verweilte er in der großen schönen Stadt, deren wissenschaftliche und künstlerische Cirkel sich dem Kolchisfahrer mit allen Ehren öffneten. Namentlich in Schellings Haus widerfuhr ihm großes Lob: „der Verfasser der Athos- und anderer Artikel gehöre unter die Wenigen, die jetzt mit Kraft und Eleganz deutsch zu schreiben verstehen; es seien Muster in omne aevum." „Welche Ehre! sono ben conosciuto ai letterati di Berlino" steht im Tagebuche des Augustmonats 1844.

Eine Zwischenzeit voll der Ehre und reich an glücklicher Erinnerung war für Fallmerayer der Aufenthalt in Hohenschwangau, am Hoflager des Kronprinzen, des jetzt regierenden Königs Max' II. Majestät, im Herbst 1844.

On voit partout tant de fureur
Et tant d'ingratitude,

Que pour trouver le bonheur,
On doit fuir dans cette solitude

steht auf einem fliegenden Blatte jener glückspendenden Tage.

Dem Jahre 1845 hat Fallmerayer im Tagebuch später die Aufschrift vorgesetzt: „Jahr der Veränderungen und der entscheidenden Schicksale.“ In diesem Jahre erschienen die Fragmente aus dem Orient und hoben den Verfasser auf die Höhe seines schriftstellerischen Ruhmes. „Ab omni parte suspicior“ konnte er sich im gerechten Selbstgefühle sagen, denn auch in München sammelte er, selbst unter dem allmächtigen Bann von Abels kühnem und strammem Despotat, volle Garben des Ruhmes und der Bewunderung. Allein außer allem dem war es — wir irren nicht — gerade das Glück und die Gewähr jenes Aufenthalts am reizenden Schwanensee, die Befriedigung und Erwartung, welche sich an das geistige und gemüthliche Wechselspiel hohen Vertrauens knüpfte, was dieses Jahr für Fallmerayer so wichtig und jener bedeutungsvollen Ueberschrift werth erscheinen ließ.

Wenn diese Zeit und die nächsten Jahre gleich hoher Auszeichnung sozusagen das Consulat bilden, wo Fallmerayer an die Gelegenheit staatsmännischer Wirksamkeit das Anrecht weiter tragender Hoffnungen fügen durfte, wenn die Eindrücke dieser sonnigwarmen Lebensperiode trotz späterer von außen kommenden Stürme eine unvergängliche Spur im Adel des Gemüthes zurückließen, so mag es hier am Orte sein den Moment zu zeichnen, welcher Fallmerayer in den Dingen der Politik, abgesehen von den Vorzügen des feinsten gesellschaftlichen Tactes, so hoch unter seinen Zeit- und Standesgenossen emporhebt.

Fallmerayer war in Politicis weder ein Doctrinär, noch ein Diplomat der alten Schule; nicht Ansichten und Einbildungen, nicht Wünsche oder Vortheile gaben seinen Gedanken und Handlungen durchscheinenden Hintergrund. Die Dinge, wie sie nun

einmal ſind, ſind durch das eiſerne Geſetz der Nothwendigkeit, das wirkliche Vermögen, der Vorrath der Mittel und Kräfte, eigene Anſchau und unbeſtochene Erfahrung, ſich ſelbſt bezwingende Einſicht und kalt berechnendes Verſtändniß — das waren die Factoren ſeiner politiſchen Urtheile, darauf gründeten ſeine hiſtoriſchen Combinationen und bauten ſich ſeine national-patriotiſchen Entwürfe.

Er nahm die Gegenwart, wie ſie iſt, er ſchilderte die Vergangenheit, wie ſie war, er deutete die Zukunft an, wie ſie werden muß. In dieſem feſten, ja ſtarren Gepräge — bei aller Beweglichkeit ſeines divinatoriſchen und kritiſchen Ingeniums und ſo wenig er den Ausſchlag neuer Kräfte im politiſchen Spiele mißkannte — liegt ſeine Größe als Hiſtoriker und Politiker; er iſt deshalb ein verläſſiger und wahrhafter Zeuge der Vergangenheit, ein unerſchrockener und beredter Schilderer der Gegenwart, ein kluger und ernſter Mahner der Zukunft. Fallmerayer iſt Hiſtoriker und Politiker im Style großer Nationen und weltbeherrſchender Staaten, wie ein Venezianer des fünfzehnten, ein Britte des neunzehnten Jahrhunderts. Was er geſchrieben, iſt eben darum nicht ein flüchtiges Gut der Zeit oder nur ein Eigen unſerer Nation, es iſt ein gemeinſamer Schatz für alle gebildeten Völker und ein bleibender Beſitz, ein *κτῆμα ἐς ἀεί*.

Er war eben zugleich durch Erfahrung und Auffaſſung ein Mann großer und weiter Perſpective. Sein Geſichtskreis umfing das Große und Ganze, und in dieſem Ganzen und Großen fand eine volle, ächte, reine Liebe zum Vaterlande, welche aber durch die politiſche Niederlage deſſelben leider des nationalen Stolzes und des berechtigten Hochgefühles entbehrte, immer den Lebenspunct, den dieſes deutſche Volk einnehmen, die vitale Bahn, auf der es ſich bewegen ſoll und muß.

Mit der Zähigkeit eines Demoſthenes, mit der Strenge eines

Cato wiederholt er daher, wo er es nur kann, seine Mahnungen an die Deutschen und stellt den Wächtern Europa's vor Augen, was sie angesichts der kreisenden Zeit und des in Wehen liegenden Säculums zu thun und zu lassen haben.

Er der es hundertmal beschämend erfahren, wie gering man im Ausland die Deutschen als Nation anschlägt, wie tief man den politischen Tact und die praktische Klugheit Germaniens stellt, konnte und durfte keine Mittel der Rede — die einzig möglichen! — sparen, mußte die ihm voll einwohnende Kraft der Sprache mit Stromesgewalt entladen, um unsere knechtische Einfalt, unsere kindische Hoffahrt, unser gelehrt-phantastisch-enthusiastisches Wesen mit Wortgeklingel, Phrasenschwall und Lobessprudel recht eindringlich zu zeichnen, recht empfindlich zu züchtigen und uns endlich auf die Ruhmesbahn kräftiger Entschlossenheit, mannhafter That und selbständigen Seins hinzuführen.

Kann man es einem Manne verargen, welcher nach dem Heldenthum der Jahre 1813—1815 die Wendung der Dinge in Deutschland und Europa mit durchlebt und den Rücksturz im Vaterlande seit 1849, den Todtentanz von Idstedt, den Flottenverkauf sub hasta, die Bundesexecution in Kurhessen, Rastadt und Bronzell, Bregenz und Olmütz, Umkehr der Wissenschaft und Concordate und des Jammers mehr mit angesehen hat, kann man es, sage ich, verargen, wenn er manchmal fast am Sterne seines Volkes irre wird und für sein Leben wenigstens nur Arges, Schimpf und Schande vor aller Welt voraussieht? Und doch war Fallmerayer kein Pessimist, wie viele glauben, aber er war auch kein eitler Euelpides, kein beauemer Hofegut, kein Patriot zwischen Suppe und Fleisch, kein Eintagspoliticus von Derwischabad, zufrieden wenn man ihm nach süßem Schlaf der Nacht am Morgen die neue Ordnung, welche auch immer, als sorgelösendes Angebinde credenzt hätte.

Eben weil Fallmerayer sagte, wie er fühlte, weil er weder sich noch andere täuschte, weil er erkannt hatte, wie langsam und mühsam sich das Gute durch das alltäglich Schlechte, die Freiheit durch den feilen Knechtessinn, die Wahrheit durch die niederträchtige Lüge Bahn bricht, stellte er dem mitlebenden Geschlechte kein Trugbild der Sehnsucht, behaglicher Ruhe, beglückenden Friedens, stillen Genusses des Daseins vor Augen.

Rastlos wie die Eumeniden, starkfüßig wie die Ate, schreitet die Revolution wachsend über Europa: kein Schlummer wird sich senken auf die müde ringende Welt, so lange nicht dem Geiste des Jahrhunderts Gerechtigkeit und dem ewigen Gesetze der aufwärtsstrebenden Menschheit williger Gehorsam geschenkt wird.

Diese Ueberzeugung und die Liebe zum Vaterlande durchzog sein ganzes Wesen, sein ganzes Leben und machte ihn zum Herold der Wahrheit und zum Seher der Zukunft. Er war dies unverhüllt und unverlarvt in allen Lagen, auf offener Arena in Schrift und Rede, wie im geselligen Kreis und im zutraulichen Gespräche, Mann vor Mann. Wahrheit aber ist die Mutter des Vertrauens und das Auge der Freundschaft. Wird einmal jener paradiesische Tag aufleuchten, wo diese höchste Schutzgöttin die Stühle der Gewaltigen heimisch umwandelt? Nur selten, sagt ein türkisches Sprichwort, haben die Großen einen Freund!

Im Lenzmonat des Jahres 1847 treffen wir Fallmerayer wiederum auf der Reise nach dem Orient. Dieser dritten Fahrt verdanken wir den wesentlichen Inhalt der „neuen Fragmente", die reizenden anatolischen Bilder, die prächtigen Gemälde von Palästina. Während er in Bujuk-dere „sorgenlos durch Lorbeerbüsche schleicht", abermals das geliebte Trabisonda begrüßt und den zauberhaften Aufsprung des Palästinafrühlings auf dem Oelberg feiert — rollen im Abendland die Donner einer neuen

Zeit und fallen vor ihrem Brausen die thönernen Bauten menschlichen Hochmuths jählings in den Staub.

Die Kunde der Revolutionen vom Frühjahr 1848 erreichte Fallmerayer in Kleinasien, die Anstellungsurkunde als Professor der Geschichte an der Hochschule München, die ihm vor etlichen zwanzig Jahren gebürt hätte, traf ihn in Smyrna. Sollte ihm nun zum unangefochtenen Ruhme des „Gebieters der Rede" und Schriftstellers an der Schwelle des Mannesalters noch die stets vermißte ehren- und erfolgreiche Wirksamkeit zu Theil werden? nach dem langen unsteten Wanderleben ein sorgenfreier stiller Sitz, jedes Menschen letzter Wunsch, bereitet sein? Die Nachricht bewegte seine Seele hierhin und dahin. Die Gedanken über das „Ende der Freiheit" kämpften mit denen über „künftige Thätigkeit". Aber schon nach ein paar Tagen macht er „Noten zur Antrittsrede", und obwohl er Smyrna (am 1. April 1848) „traurig et afflictus" verläßt, begleitet ihn auf der oft stürmischen Heimfahrt eine mehr frohe Aussicht — „finem consiliorum inveni" — ein mehr ruhiges Gemüth.

Der Empfang in München war allerorts herrlich, glänzend und auszeichnend. Der zweite Wahlbezirk der Hauptstadt, zu welchem aber wesentlich die ländlichen Tribus ihren Zuzug stellten, erkor sich den Tiroler Bauernsohn zum Abgeordneten beim deutschen verfassunggebenden Parlament nach Frankfurt. Trotz der schon in den Vorversammlungen handgreiflichen Anschläge und Ränke der altbajuwarischen Bureaukratie, welche mit ihrem willen- und verstandlosen Anhang später in Frankfurt und nachher und für und für ihren wahren Gehalt von Deutschheit vielen zum Entsetzen, anderen und am Ende sich selbst, soweit dies möglich, zur Beschämung bloß gelegt hat, trotz der schülerhaften Katechese, welcher man den Mann des Geistes, den Meister im Fache unebenbürtig und in unbewußter Impotenz zu unterstellen sich er-

dreistete — ein Examen das er aber (am 27. April 1848) zu offener Schande der Fragesteller und zu seinem Triumphe bestand — erhielt er am Wahltage selbst (den 28. April) fast einstimmig die Vota des Bezirks. Es zeigte sich gleich damals, wie weit nach allgemeiner Schätzung — die Bravheit und Tüchtigkeit der Einzelnen jedes Standes hochgehalten! — der Bauer in geradem Sinn, gesundem Verstand und festem Willen über den Städter und über sein geistliches und weltliches Regiment zu stehen kommt.

Man macht damit keinen Vorwurf, man rückt nur eine Thatsache ans Licht. Konnte man nach dem Gange, den die bayerische Geschichte bis vor fünfzig Jahren durch drei Säcula genommen hatte, und bei dem Maß politischer und sonstiger Bildung im Lande etwas anderes erwarten, durfte man besseres voraussetzen, ohne vielmehr sich gerade einen Vorwurf, den der Selbsttäuschung, zuzuziehen? Nicht wir werden getäuscht — sagt Goethe irgendwo — sondern wir täuschen uns. Wie der Boden so der Ertrag, wie der Same so die Frucht. Es gibt zwar bei der Gunst heiteren Himmels raschere Entwicklung und fröhlicheres Gedeihen, aber es gibt keinen Sprung; am wenigsten in den Anschauungen und in den Ideen der Völker. Es ist merkwürdig, welche Scheide der Bildung und der Einsicht noch heute das Rinnsal der Donau in Bayern darstellt. Man fordere nur auch für die Zukunft bei uns keine vorzeitige Reife; voranzugehen ist rühmlicher aber gefährlich, wer noch zu rechter Stunde folgt, darf keinem Tadel unterliegen und entschädigt sich selbstgenügsam mit dem Gefühl der Sicherheit.

Bei allem Umschwung der Dinge hatte der Fragmentist doch nie die rechte Zuversicht in den Bestand und in den gesunden Verlauf der deutsch-nationalen Sache. Schon die Erfahrungen zum Theil in München, noch mehr aber die sich abstoßende Lei-

denschaft der Parteien in Frankfurt ließen ihn gleich am Anfang mehr Schlimmes befürchten, als Gutes voraussehen. Auch „erschienen die Vertreter des Bauernvolks bei der Mehrzahl der Nationalversammlung von vorn herein in verdächtigem Lichte und wurden laut beschuldigt, einheitsfeindlichen und separatistischen Tendenzen zu huldigen." Dazu zweifelte der alte Kämpe, ob die eigene physische Kraft ausreiche, zumal er von der letzten Reise ein hartnäckiges Halsübel mitgebracht hatte, das ihn in Frankfurt mehr als peinigte und beim baldigen Bankerott der Centralgewalt fast ganz zu Boden drückte. „Soviel ist schon heute ausgemacht (schrieb er am 28. Mai 1848), wenn wir mehr wollen, als wir erreichen können, und mehr unternehmen, als wir durchzuführen die Kraft besitzen, sind wir vergeblich hier gewesen und kehren bankerott in unseren Gau zurück."

Das Jahr 1848 — so schien es auch Fallmerayer — war gleichsam der letzte Versuch eines friedlichen Austrages der deutschen Nation mit ihren Fürsten nach mehr als vierhundertjährigem Wettstreit und Ringkampf zwischen Freiheit und Gewaltherrschaft zur Aufrichtung einer sich gegenseitig achtenden und sichernden Verfassung des Reichs.

Sollte das Vaterland gerettet werden, so galt es damals die Partei des Volks zu stärken und so durch das Gleichgewicht der Kräfte eine lebensvolle Harmonie im großen Körper herzustellen — das hieß den Weg der Reform, nicht der Revolution betreten. Fallmerayer zweifelte keinen Augenblick ihn einzuschlagen: nur so, das war seine Ueberzeugung, konnte am Bestehenden fortgebaut und ohne den Sturz der einen Seite die Größe deutscher Nation errungen werden. Natürlich, daß diesem höchsten Zwecke etwas von den dreißig Selbstherrlichkeiten nicht sowohl zum Opfer, sondern vielmehr als Einsatz für die eigene Zukunft dargebracht werden mußte.

„Wir ſind" — hatte er ja längſt offen bekannt — „weder Feind noch Schmeichler der Gewaltigen, können uns aber auch anderſeits für die hohlen Träume unpraktiſcher Schwärmer und Glückſeligkeitsdemiurgen nicht mehr leicht erwärmen. Oder iſt denn nicht alles Extreme ſeiner Natur nach hoffnungslos, und iſt Sichſelbſtmaßgeben nicht das große Geſetz, die unerläßliche Bedingung für jeglichen Beſtand?"

Bei dieſer Denk- und Handlungsweiſe mußte Fallmerayer den Extremen nach links und rechts mißfallen: that er den einen nicht genug, ſo ging er den andern zu weit. Der 16. September, die Annahme des Malmöer Waffenſtillſtands, war die Peripetie des deutſchen Drama's in Frankfurt. Als beſonders vom Mai an im Jahre 1849 die Austritte aus dem Parlament maſſenhaft erfolgten, — „fugae variorum" — blieb Fallmerayer trotz der Verſchlimmerung ſeines Leidens am Platze, trotz der Vorausſicht: „omnia vergunt ad finem" — „summa dies venit." Er ſtimmte gegen die Ueberſiedlung nach Stuttgart; die Majorität verlangte ſie — „*κατελλάβη φίλον ἦτορ*"; er folgte ihr als dem wenn auch verlornen Reſte der Vertreter deutſcher Nation in die ſchwäbiſche Hauptſtadt. Am 18. Juni wurde der Rumpf des Parlaments durch würtembergiſche Reiter geſprengt: „die Majeſtät des deutſchen Volks" ſank wiederum zu Grab. Fallmerayer ſuchte nun auf den lieblichen Bergen Appenzells Heilung oder doch Linderung des eingewurzelten Uebels. Das Weißbad lohnte den überall geehrten, geſuchten Gaſt mit labendem Erfolg — aber von der Heimat aus kamen widrige und ſtets widrigere Winde.

Der deutſch-nationale Gedanke galt wieder, wie nach 1815, als ſtrafbare Geſinnung, die Liebe zum Vaterlande, wie in Italien, als Hochverrath. Die im Drange, ja in der Noth der Zeit feige und verzagte Reaction, welche alles gethan, nur nicht —

was sie immer im Munde führt — ihre Pflicht gegen König und Vaterland, trat nun bausbackig und trotzig aus den Schlupfwinkeln hervor und die „Gutgesinnten“ bekamen es nicht satt, durch Verleumdung und niedere Ohrenbläserei sich einen tapfern Ruf zu schaffen; es begann die Hetze auch in Bayern auf jene Männer, welche treu dem Eide, treu ihrer Ueberzeugung ausgeharrt hatten bis zu Ende: τοῖς κεν ὧν ῥήμασι πειθόμενοι.

Damals wurde Haggenmüller in Kempten, ein alter Freund und Collega Fallmerayers, wie ein Verbrecher in den Kerker gebracht, damals auf diesen selbst nach Beschluß des Neuburger Justizhofes — das Augsburger Gericht hatte seine Zuständigkeit, Abgeordnete des deutschen Parlaments zu bezichtigen, geradezu abgewiesen — polizeilich gefahndet. „Das Unerhörte“ — so die Allg. Zeitung vom 27. October 1849 — „das Tragikomische ist geschehen: Fallmerayer, der Geschichtschreiber von Morea und Trapezunt, ein Denker und Gelehrter von jener ernsten, gediegenen und zugleich einer classischen Feder mächtigen Gattung, welche Bayern gerade nicht im Ueberfluß besitzt, wird einem Dieb und Landläufer gleich mit Steckbriefen verfolgt, mit „Hui und Schrei“, wie die Engländer sagen, mit Spießen und Stangen wird auf den Fragmentisten gefahndet. Weil er wünschte, daß Deutschland kein Flickwerk von Fragmenten bleibe, sondern zu einem Ganzen zusammenwachse, hielt er, nachdem das Verfassungswerk in Frankfurt gescheitert, in zäher Hoffnung am Parlament fest, und zog mit Uhland nach Stuttgart“ u. s. w.

Glücklicherweise ward der Fragmentist noch rechtzeitig von diesem Vorgehen unterrichtet, und die Schweiz bot ihm im gastlichen St. Gallen ein ehrenvolles, mit aller Aufmerksamkeit liberaler Gesinnung ausgezeichnetes Exil. Natürlich verlor er auch seine Professur; und zwar geschah dies mit einer so auffallend eiligen Schadenfreude und mit so beschämender Knauserei,

daß es kein Wunder war, wenn er tief gekränkt und im gerechten Zorn wegen unwürdiger Behandlung nachher gerade über bayerische Zuſtände, über „Derwiſchabad“, die „Schwabinger Dorfſchule“, und „akademiſchen Blödſinn“ die ätzende Lauge ſeines herben und beißenden Spottes ausgoß.

Bei aller Verfolgungsſucht erging doch bald eine Art Amneſtie für die Mitglieder des Rumpfes; Fallmerayer kehrte im Frühjahr 1850 nach München zurück, nicht um zu bleiben, wie er noch in der Schweiz ſich vorgenommen hatte. „ich will den Reſt meiner Pilgerſchaft als Wanderer und Beduine unſtät und ohne bleibende Stätte verzehren .... das drangvolle Leben in Germanien mit der Stille des Morgenlandes vertauſchen. Gewiß traurig, daß ich mich „jam ingravescente aetate“ noch einmal den Stürmen der „hafenloſen“ Adria überlaſſen muß und nirgend Ruhe finde!“

Theils die gerechte Rückſicht auf die Geſundheit, theils und zumeiſt die drohende Kriſis im Orient verſchoben den Plan der großen Reiſe. Dafür ſuchte der Fragmentiſt während der fünfziger Jahre altgeliebte Stätten, Tirol, den Bodenſee, Genf, die Rheinlande heim und beſchäftigte ſich mit ernſten Forſchungen, die aus dem früheren Erwerb der Reiſen ihre Nahrung zogen. Dieſe Studien ſind in den Denkſchriften der Akademie niedergelegt; die letzte Arbeit, der Schluß der Unterſuchungen „über das albaneſiſche Element in Griechenland“ war eben im Druck vollendet, als der Tod plötzlich hereinbrach.

Neben dieſer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit ging eine merkwürdige Productivität in kritiſchen Aufſätzen und Feuilleton-Artikeln. So meiſterhaft auch alle dieſe in das Gewand der Schönheit gekleidet ſind, ſo müſſen wir es im Intereſſe der Wiſſenſchaft bedauern, — den Verluſt, den Bayerns Jugend erlitt, daß man ſie eines ſolchen Lehrers beraubte, hat der Redner am Grabe mit

wehmüthiger Wahrheit hervorgehoben — daß dieſer ſeltene Geiſt, dieſe ſchöpferiſche Kraft, dieſe reiche und wunderbare Fülle von Kenntniſſen und Erfahrungen von ihrem wahren Ziele dadurch auch öfter abgelenkt und auf ein Feld gezogen wurde, welches er nur einem andern zu Gefallen in ſolcher Weiſe betrat.

Fallmerayer war nämlich, ſo grimmig, ſo unnahbar, ja boshaft er als Gegner in der Fehde des Wortes erſchien, ſo unbarmherzig er die Blößen ſeiner Widerſacher ſchlug und bläute, ebenſo freundlich, zugänglich, ja kindlich weich im Umgang, ſo duldſam und nachſichtig in der Geſellſchaft. Es wurde ihm ſchwer, auch dem Neuling oder Fremdling im Wiſſen eine erbetene Anzeige eines Büchleins zu verſagen. Er hat alten Partiſanen und ſchadenfrohen Gegnern Böſes mit Gutem vergolten. Man würde dieſe Weichheit mitunter Schwäche nennen, verlangte nicht der Adel der Geſinnung, aus welcher dieſe Weiſe entſprang, und der feine Anſtand, welcher ſie begleitete, eine mildere und gerechte Würdigung.

In dieſer Anlage des Gemüthes, in dieſer Eigenſchaft des Benehmens lag hinwieder zum gut Theil der Reiz und der Zauber, welchen der Fragmentiſt in der geſelligen Unterhaltung ausübte, wodurch er im Salon und im Freundeskreiſe der erſte und liebſte Redner wurde. Er ſprach ſo gewählt, wie er ſchrieb. So ſcharf er urtheilte, ſo ſchneidig er cenſirte, ſo furchtbar er die Geiſel des Spottes und der Satire ſchwang, nie ſank die Sprache unter das Decorum, nie verletzte er, wo er hätte vernichten können. Er, der dem Gelehrten unerbittlich zu Leibe ging, er, der Ferntreffer mit bitterem Geſchoß, ertrug mit bewundernswerther Geduld den Schwachſinn und das Gerede des Tiſchnachbarn und ließ höchſtens ein im Augenblicke ſelten erkanntes Epigramm über die Lippen laufen. Die Feinheit des Tons, der männlich-ſchöne Anſtand, der Witz und das Salz der

Rede, der reiche Stoff der Unterhaltung machte den Fragmentiſten auch zum Liebling der Frauenwelt. Dieſe war es auch, welche den gekränkten mißliebigen Profeſſor gerade am meiſten hegte, am höchſten achtete, mit Auszeichnung aufſuchte, als er von Staatswegen hintangeſetzt worden war. Es iſt fürwahr ein Vorzug, daß eine Frau ſich nicht durch Polizeiverordnungen ihre Geſellſchaft vorſchreiben läßt und den Charakter nicht nach dem Wechſel miniſteriellen Luftzugs umſchlägt.

Der Beifall aus dem Munde des Freundes oder das Compliment einer geiſtreichen Frau war dem Fragmentiſten eine ſtets genügende, ja ermunternde Anerkennung ſeiner literariſchen Leiſtungen: er war durchaus nicht ehrgeizig und eiteln Ruhmes begierig. So ſehr ihm eine ſeiner Kraft angemeſſene Wirkſamkeit willkommen geweſen wäre, ſo wenig hielt er auf jene Auszeichnungen, welche mit zum „Spielzeug für große Kinder“ gehören. Es iſt übrigens ein Zeichen, wie man in Europa und in Deutſchland jenen „Schnickſchnack auf der linken“ zu vertheilen ſich beſtimmt fühlt, daß der Fragmentiſt nur vom Sultan Abdül-Medſchid mit einem ſtrahlenden Stern des Verdienſtes geſchmückt worden iſt. Das Doctordiplom, welches ihm die Univerſität Tübingen honoris causa zuerkannte, galt ihm als höchſte Zier.

„Es gibt Leute“ — lautet eines ſeiner Selbſtbekenntniſſe — „Denen die Freiheit nicht weniger Bedürfniß iſt, als dem thieriſchen Körper die Lebensluft. Wahrhaft frei iſt aber nur, wer den Ehrgeiz und die Eitelkeit überwunden hat und verachten kann, wonach die meiſten Menſchen mit Begierde ſtreben.“

So zufrieden ihn das offene Lob ſtimmen konnte, ſo empfindlich und verwundbar war er durch niedere Angriffe der Falſchheit, Lüge und Verleumdung — und daran hat es ein gewiſſer Theil der Gegner, vorzugsweiſe ſeit der Vorrede, nach der eigenſten Natur nicht fehlen laſſen.

Unverkümmert, ungeſchmälert und ungetheilt ward dem Fragmentiſten der Preis vollendeter Meiſterſchaft des Stils. Er hat die Kunſt der Proſa in der Schilderung der Natur, in dem Abbild der Landſchaft, in der Aufzeichnung des öffentlichen und häuslichen Lebens, in Darſtellung lieblich-anmuthiger Scenen, wie des furchtbaren Ernſtes der männermordenden Schlacht, mit einer ſo reinen und reichen Fülle, einer ſo ſichern und treffenden Kraft, mit ſolchem Wohlklang des Satzbaus und ſolchem Schwung der Rede geübt und gehandhabt, wie kein anderer mehr. Tauſende haben ihn entzückt und ſtaunend begleitet durch die immergrünen Wälder am Kolchisſtrand und hinauf über die Wunderpfade von Hagion Oros — tauſende werden ihm auch fürder folgen, dankbar und den Führer preiſend, welcher ſie ſo anmuthige Stege gehen läßt.

Die feierliche Pracht der Natur, die heilige Stille des ſchattigen Haines, der murmelnde Bach des grasgeſchwellten duftigen Waldthals, das Sonnengold hingegoſſen über die Giebel und Kuppen der Landſchaft, der Silberglanz des Mondes ſpielend auf der ruhigen Fläche des unendlichen Meeres — ſie übten den mächtigſten Eindruck auf das melancholiſche Gemüth, die Muſik des Sohnes der Berghalde von Tſchötſch, ſie ſchenkten dem unſtäten Wanderer die ſeligſten Stunden des Lebens.

Dieſe Gefühle im Worte auszuprägen, dieſe Empfindungen im Bilde der Sprache wiederzugeben, daran ſetzte ſein Geiſt die liebſte und raſtloſeſte Arbeit. Er ſuchte dem Ideal des Schönen bis zur ſtrengſten Vollendung im Kleinen und Einzelnen zu entſprechen. Wie ihn, den ſtillen Verehrer und Kenner der Natur, jeder Strauch am Wege erfreute, jede Blume am Rande ergetzte — gar oft wandelte er ihnen zu lieb einſam in den buſchichten Auen und an den Leiten der alpenfrohen Iſar und keiner ſpähte früher, als er, beim Nahen des Lenzes im Garten,

ob das Veilchen blühe und der Crocus sprosse — so fehlt in seinen Landschaftsbildern, voll der Größe und Feierlichkeit, nie der Liebreiz des idyllischen Lebens.

Der feste knochige breitgestellte Bau des markvollen Körpers, welcher die Gefahren und Uebel des Krieges, die Beschwerden großer Reisen, die Stürme des Meeres und die Glut der Wüste ausgehalten, schien auf ein hohes Alter angelegt. Zwar versagte seit der letzten Orientfahrt gar oft die Stimme, zumal im eisigen Luftstrom der Derwischabad-Steppe, und die Gelenkigkeit der Kniee hatte in Folge einer vernachlässigten heftigen Abkühlung eine lästig hemmende Einbuße erlitten. Immer aber blieb die Haltung des Körpers soldatisch-gerecht und saß das Haupt mit dem klugschauenden vielsagenden Auge, gesund bis in die feinsten Theile, zu Thron. In den ersten Monaten des Jahres 1860 hatten sich jene Beschwerden so gesteigert und zeigte sich eine solche Abnahme der Kräfte, daß die Freunde nur schlimmes befürchteten, er selbst „müde an Leib und Seele" sogar die tägliche Aufschreibung abbrach, welche er zwanzig Jahre in seltener Weise geführt hatte.

Doch „restaurirt an Leib und Seele" kommt er aus dem Stahlbad Steben nach München zurück. „Das Leben freut mich wieder, ich trete energisch und sicher auf, stehe und gehe stundenlang" — die tägliche Aufzeichnung wird fortgesetzt, die Arbeit von neuem begonnen.

Er zeigt nun eine Thätigkeit, welche wahrhaft zu bewundern ist. Acht bis zehn Stunden des Tages kann er lesen, schreiben, meditiren. Vor allem beschäftigte ihn die Ordnung und Auswahl seiner zerstreuten Aufsätze, die Sammlung und Ueberarbeitung eben dieser Schriften, der neuen Fragmente, der politischen Aufsätze, der kritischen Versuche. Diese an sich anstrengende und schwierige Arbeit macht ihn wohl zeitweise müde und satt,

aber bald erwacht wieder die Luſt und die Reviſion geht „cum vigore“ vorwärts. Daneben wurde der Druck der dritten Abtheilung der albaneſiſchen Studien in den Denkſchriften der Akademie beſorgt und ernſte Lectüre, vorzugsweiſe der Alten, neben Macaulay und Buckle, Thukydides, Ariſtophanes, Xenophon getrieben. Nochmals ſtieg er an der Hand des Athenaers durch Kleinaſien auf das Schlachtfeld von Kunaxa und über den Bergwall des Taurus hinaus nach Trapezunt. Ein paar Tage vor ſeinem ungeahnten Tod ſprach er mir mit ſichtlicher Freude von all dieſen Arbeiten und den künftigen Plänen. Im Bade Steben hoffte er, wie im vorigen Jahre, neuen Zuſchuß an Kräften. Sobald es die Zeit und Luſt geſtatte, ſollte die Reiſe dahin gemacht werden. Da zerriß plötzlich in der Nacht vom 25. auf den 26. April dieſes Jahres der Faden des Lebens. Er ſtarb jenen Tod, der, wie Platon ſagt, am wenigſten Kampf koſtet und mehr mit Luſt als mit Leid verbunden iſt.

Fallmerayers Genius wird ſeiner Zeit auch bei ſeinen näheren und eigentlichen Landsleuten erkannt und gewürdigt werden, und wie er als Muſterſchriftſteller ſchon lange norddeutſche Schulbücher zieren hilft, ſo wird, wenn nicht das alte Verhängniß grollend fortwaltet, einſt auch die Jugend am Inn und Eiſak ſich an den Blüten ſeines Styles ergetzen dürfen.

Die hervorragenden Geiſter des bayeriſchen Stammes haben alle ein herbes Loos zu tragen gehabt. Unwillkürlich gedenkt man an Andreas Schmeller, den Zeit- und Kampfgenoſſen Fallmerayers. Auch dieſer rang ſich aus einer Jugend voll der Entbehrung herrlich empor, auch dieſer entwand ſich der Tonſur, auch dieſer focht für Deutſchlands Freiheit, und büßte ſeine Geſinnung und ſein Wiſſen — er eine Zierde deutſcher Wiſſenſchaft, er der ſtille friedliche Träger der edelſten Denkart, — mit faſt lebenslanger Zurückſetzung und knapp bemeſſener Leb-

nung. Von dem großen Aventin an zieht sich diese Verfolgung und Peinigung des Geistes durch alle Perioden bayerischer Geschichten, und wirft auch in lichthelleren Phasen tiefe Schatten inzwischen.

Diese Incarnation eines feindseligen ausländischen Unholds, aus dem Reiche und der Zeit des zweiten Philipp dem Lande eingepfählt, hemmt, lähmt oder mißleitet jede Action in Bayern. Vergebens ringt und windet sich der von Natur starke Körper, um dieser furchtbaren Bande, dieser unseligen Fesseln des „Bibius Ignatius Tartuffius" los zu werden. Gerade wenn die Pflanzung der freien Wissenschaft neue Wurzeln schlägt, wenn die edelsten Absichten erlauchter Fürsten Gestalt gewinnen und in markigen Stämmen aufschießen, allemal zerstört das lauernde lichtscheue Geschlecht mit der Wuth und Hast der Termiten die Blüten und Früchte des Geistes.

Um so höheren Ruhmes theilhaft, um so dankbarerer Verehrung werth sind und bleiben die bayerischen Männer, welche ihr Leben dem Gotte des Lichtes geweiht haben. Freuen wir uns gerechten Stolzes und treuen thätigen Andenkens, daß am äußersten Südrande deutscher Erde, gegen welchen bei der Stumpfheit und Erschlaffung der altseßhaften Inwohner das bewegliche feurige Element aus Italien leichten Sieges immer weiter vordringt, daß auf der Bergscheide bei Brixen Fallmerayer, der Tetamonier des bayerischen Stammes, sich und den Deutschen ein unvergängliches Denkmal geistiger Größe und erhabener Schönheit, hochragend und weithin zu schauen, errichtet hat.

Konſtantinopel und ſeine Umgebungen.

Konſtantinopel und ſeine Umgebungen.

(1853.)

I.

Jetzt weiß und empfindet in Europa freilich Jedermann, was in der Politik der anatoliſche Katholicismus und die große Holzſtadt am Bosporus zu bedeuten haben. Was früher Niemand hören und glauben wollte, wird jetzt in allen Organen der Oeffentlichkeit, am eleganteſten und geiſtvollſten aber, wie allezeit, im Journal des Debats als Unterbau und Ausgangspunct der diplomatiſcher Verhandlungen über die Dinge am goldenen Horn anempfohlen. Um ſo peinlicher ſind die Widerſprüche, das Schwanken, die Leerheit und Perfidie oft ſelbſt der telegraphiſchen Depeſchen, die heute widerrufen, was ſie geſtern als „verläſſige Mittheilung“ aus Konſtantinopel verkündet haben, wenn ſie nicht gar an einem und demſelben Tage Hoffnung zu naher Verſtändigung und Unvermeidlichkeit des Kampfes, Nachgiebigkeit und Trotz der Osmanen, Mäßigung und Inſolenz des czariſchen Botſchafters in das ungeduldig harrende Europa melden.

Man ſieht es deutlich, die Staatskünſtler und ihre berichtgebenden Adepten operiren auf einem Felde, das ſie noch nicht kennen, und werden mit ihrem großen Leidweſen zur Löſung einer Preisfrage hingedrängt, der ſie bisher aus Mangel gehöriger Vorſtudien und unerläßlicher Terrainkunde ausgewichen

ſind. „Troſtlos“, ſagte einſt der beredteſte Staatsmann der alten Legionenſtadt, „troſtlos wäre, wenn ich voraus wußte, daß zehntauſend Jahre nach mir Rom nicht mehr Hauptſtadt und Herrin der Erde ſei.“ So weit denken ſie heute nicht mehr. Man rechnet nach viel kürzeren Friſten, und möchte die Sache nur noch ſo lange halten als ich noch lebe, — ſagte die Pompadour.

Anſtatt die öffentliche Neugierde mit einem Prognoſtikon über die nächſte Zukunft und Stellung von Byzanz, über die möglichen Winkelzüge und gegenſeitigen Uebervortheilungen, über Speculationen, Ränke und Labyrinthe der chriſtlichen Diplomatie am Bosporus zu unterhalten, ſoll man lieber jene Puncte hervorheben, welche in der Wandelbarkeit des byzantiniſchen Intriguenſpiels allein unbeweglich bleiben und durch keine Staatsſophiſtik zu umgehen und wegzudisputiren ſind.

Dahin gehört vor allem die eigenthümliche, mit keiner andern Stadt des Erdbodens zu vergleichende Lage von Konſtantinopel und der Einfluß dieſer Lage auf Gang und Entwicklung der politiſchen Ereigniſſe. Will einer nebenher auch die heißhungerige und unſtillbare, aber naturgemäße und wohlberechtigte Begehrlichkeit der Ruſſen nach den Süßigkeiten des Bosporus, dann die Mißgunſt und die Gegenmanöver ihrer politiſchen Neider und Nebenbuhler, endlich das bei den byzantiniſchen Chriſten allein noch pulſirende unzerſtörbare Kirchenleben und die Unmöglichkeit, das islamitiſch-ſtarre Türkenthum durch Einimpfung europäiſcher Geſittungskünſte in hergebrachter Weiſe zu erwärmen und ſelbſtvertheidigungsfähig herzuſtellen, als nun gemeinſam anerkannte Wahrheiten außer Frage ſtellen, ſo wird er den Leitfaden, aus dieſem orientaliſchen Wirrſal hinauszukommen, um ſo ſchneller finden.

Das Regieren wäre allerdings viel müheloſer, wenn es jedesmal im Belieben der Gewalt läge, Natur und Charakter der

Völker, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihr Denken, Wiſſen und Können nach augenblicklichem Bedarf zu verwandeln, jetzt den geiſtigen Sprudel niederzuhalten und einzudämmen, jetzt ihn vom Schlummer aufzuwecken und, wie Aeolus ſeine Sturmwinde, brauſend über die Erde zu ſenden, oder wie die lauen Frühlingslüfte den Blumenteppich, ſo das gentale, ſaftige Gewächsgrün lieblich duftend aus dem Moder herauszulocken, um es bald wieder in Sättigung und Ueberdruß durch den Glutbauch der Juliusſonne wegzuſengen. Sintemal aber dieſe Praxis unmöglich iſt, und Sultan Mahmuds Schonungsloſigkeit und herriſches Ungeſtüm für Wiederbelebung türkiſcher Energie ebenſo wenig als die Menſchenfreundlichkeit und die flötende Stimmen-Melodie Abdul Medſchid Chans vermochte, ſo iſt zu den ſo oft gegebenen Warnungen wieder eine neue, dieſesmal beſonders augenfällige, nachhaltige und tiefeinſchneidende hinzugekommen, von der ſich aber vorausſehen läßt, daß ſie an der Hartbörigkeit der Gewalt ebenſo unbeachtet, wie neulich Lacordaire's Wort, vorübergehen wird.

Die Herrſchaft der Türken in Europa glich — um leiſe zu reden — einer unter den gewaltthätigſten Beſtrebungen erzwungenen Miſchehe, und da beide Hälften in ihren kirchlichen Ueberzeugungen den Sinn nicht verſchmelzen konnten, ſo iſt es endlich nach langem Beiſammenleben und nach vielen peinlichen Scenen weniger im Verlauf der Dinge als durch fremdes Dazwiſchenreden zum Bruch gekommen, den weder Britanniens Flotte, noch die ſcheue Friedensliebe der Continental-Potentaten, am wenigſten aber das aufrichtige und wohlmeinende Streben der türkiſchen Regierung ſelber heilen kann. Abdul Medſchid und ſeine Reform-Weſire können mit demſelben Rechte wie ſeiner Zeit Kapodiſtrie den byzantiniſchen Hellenen gegenüber zu den europäiſchen Diplomaten ſagen: „Nous voilà à bout de notre latin.“ We aber der officielle Repräſentant einer noch nicht ausgeſaugten

Nationalität das Spiel verloren gibt, da tritt die Nation ſelber ein, und die Ruſſen haben gewiß nicht vergeſſen, daß im Reiche der Azteken auf den weichen Montezuma die härter ausgeprägten Naturen eines Kuitlahuaca und Quatemozin folgten.

Von friedlichem Compromiß, von einer neu zu ſchaffenden turco-byzantiniſchen Nationalität und von gleichberechtigtem Nebeneinanderſein des Korans, der Thora und des Evangeliums, wie es die türkiſche Reformpartei lange fort um jährlich 20,000 Franken Honorar durch Dr. Barrachin ſchriftlich und ſinnbildlich vertheidigen ließ, wollte und will in den byzantiniſchen Staaten Niemand etwas wiſſen. „Nicht auf gleichem Fuße mit uns ſollen die Türken leben, nein, unſere Hunde ſollen ſie ſein!“ ſagt nicht etwa bloß der ſtolze Czernagorze und der phanariotiſche Intriguant “ “, auch gemeine, keinen Augenblick vor Kawaß und Peitſche geſicherte Pfäfflein und Igumenoi auf der ſyriſchen Küſte reden dem Gülchane-Tanſimat gegenüber in gleichem Sinn. In der Religion gibt es wohl einen Stillſtand, aber keinen dogmatiſchen Rückſchritt, und nie kann der ſtolze Islam, deſſen hervorleuchtende Vertreter jetzt die Türken ſind, in fehdeloſer Allianz mit ſeinen geborenen Knechten und ihrem Glaubenskreiſe capituliren, der — nach der Anſicht der Koranſchüler — in ſeinen weſentlichen Dogmen noch mit dem Heidenthum verflochten iſt. Hätten doch alle diejenigen, welche vorläufig ſchon von „einbalſamirten“ Hindu-Rädſchas und von einer Großmogol-Penſion in Stambul reden, und die ſich die Bewältigung des Türkenſtaates ſo idylliſch fließend denken, die Reden türkiſcher Krieger gehört, welche zum Schirm ihres Chalifen aus dem Innern Kleinaſiens kommend, in der Minoritenkirche zu Pera ein lebensgroßes Bild der als aſiatiſches Fellah-Weib gekleideten Mater Dolorosa mit ſieben koloſſalen Schwertern in der Bruſt und die vor dem Gemälde im Staub liegenden inbrünſtigen Beter lange

angeſehen haben, und endlich unter lauten Bemerkungen über chriſtliches Weſen hinausgegangen ſind — welche Bemerkungen über eine nahe bevorſtehende Bekehrung der osmaniſchen Volksmaſſe zu unſerer heiligen Kirche noch einige Zweifel laſſen.

Was einem die Ulema, die Kadi und Effendi am Bosporus über ſolche Dinge ſagen, könnten zarte Chriſtenohren ohne vielſeitige Beleidigung und verdammliches Aergerniß nicht einmal hören. Wir berühren aber dieſe Seite der türkiſchen Frage nicht etwa, um zu beweiſen, daß der Padiſchah dem Andringen des in den Ruſſen incarnirten anatoliſchen Staatskirchenthums aus eigener Macht zu widerſtehen vermöge; nur das trügeriſche Sicherheitsgefühl derjenigen Staatsmänner können wir nicht theilen, welche die politiſche Roueric, die ſittliche Erſchlaffung und den kirchlichen Indifferentismus des Occidents auch auf das anatoliſche Thema übertragen, und eine gewaltloſe, gleichſam im Stillen und wie inter pocula zu erzielende Ausgleichung ſolcher Wirrniſſe für möglich halten.

Das Gebiet der byzantiniſchen Möglichkeiten hat die Preſſe bis in die unſcheinbarſten Schattirungen hinein verfolgt und ausgebeutet, und die große „politiſche Depoſſeſſion“ des oſtrömiſchen Imperatore, deſſen Verfahren Europa und Aſien zittern machten, iſt Gegenſtand des Tagesgeſprächs im ganzen weiten Occident. Gewaltthätigkeiten und Robbeiten der Eroberung, Einzel- oder Collectiv-Interventionen, ſanfter Zwang und ſchlecht verhüllte Mediatiſirung, Protectorat, Bankerott und freiwilliger Rücktritt des Hauſes Osman mit friedlicher Uebergabe der Autorität in die Hand des Czars; ungeduldiges Drängen der Rajah, Aufſtände der fanatiſchen Moslimen und ſelbſt die Wirkungen des Holzwurms, welcher das türkiſche Reichsmark, wie Suleimans Stab, hohl gefreſſen und nur die meriſche Hülle übrig gelaſſen habe, ſind nach einander und vielleicht bis zum Ueberdruß des

leſenden Publicums verhandelt worden. Man iſt der Orakelſprüche und der ewigen Probabilitätsberechnungen endlich müde, und nur Meldung von Thatſachen kann noch Befriedigung ſchaffen. Und doch iſt bei ſo viel Weisheit und ſtaatskünſtleriſcher Schärfe noch Niemand auf den Gedanken gekommen, daß nach Beſeitigung der Osmanen-Wirthſchaft und nach Einſetzung einer ruſſiſchen Centralgewalt am Bosporus ſofort der Widerſtand ſelbſt der chriſtlichen Volksſtämme gegen das neue moskowitiſch-rechtgläubige Herrſcherthum beginnen wird. Nur das drückende Türkenjoch ſollen die orthodoxen Ruſſen ritterlich zertrümmern, nach vollbrachter Rettungsthat aber uneigennützig und chriſtlich-tugendhaft wieder hinter den Pruth oder gar hinter den Boryſthenes in ihre Grasſteppen und Birkenwälder zurückziehen, die Früchte ihrer Staatsklugheit und Siege aber den geretteten Neo-Byzantinern überlaſſen. Die ſtrenge Moralität der ruſſiſchen Staatsactionen iſt zwar im allgemeinen nicht anzufechten; daß ſie aber ſchon gegenwärtig auf eine ſo hohe Stufe der Selbſtverleugnung und der geiſtlichen Abtödtung geſtiegen ſei, wie es die Chriſten im Byzantiniſchen erwarten, iſt noch mit Recht zweifelhaft, und allen Proteſten zum Trotz werden die Ruſſen den Lohn ihrer orthodoxen Tugenden ſchon hienieden genießen wollen.

Uebrigens, ſcheint es, haben die Ruſſen bereits eine Vorahnung, daß etwas ähnliches im Hintergrund der Ereigniſſe verborgen liege. Fürſt Menſchikoff redet gar zu viel von „revolutionärem Schwindel“ der dacifchen und ſerbiſchen Völkerſchaften, und der Czar iſt offenbar von lebhafter Beſorgniß gedrängt, das revolutionäre Gift könnte weiter ſüdwärts ſchleichen und zu merklichem Nachtheil der orthodoxen Kirche am Ende das ganze illyriſche Dreieck inficiren. Wer einen eigenen Willen haben und dem Czar nicht unbedingt gehorchen will, iſt in den Augen eines guten Ruſſen Demagog und Revolutionär. Selbſt

eine friedliche Besetzung Stambuls durch die Russen — sei es temporär oder bleibend — wäre nur in der Voraussetzung denkbar, daß eine zweite Verständigung à la Navarino bereits im geheimen abgeschlossen und allen Schritten des Augenblicks vorausgegangen ist. Den wahren Stand der Dinge muß die allernächste Zukunft enthüllen.

Sicher ist heute nur, daß für die Bewohner des alten byzantinischen Reiches und vielleicht auch noch für andere Himmelsstriche der Anfang großer Prüfungen erschienen ist.

II.

Eben weil ſie weiſe iſt und Ueberſättigung ſcheut, hält die Natur überall richtiges Maß, und empfindſame Gemüther müſſen es für eine beſondere Gunſt der freudeſpendenden Göttin halten, daß ſie die ſüßanheimelnde, ſinnenberauſchende Scenerie der Bosporusſtrömung auf die mäßige, kaum ſechs Stunden lange Strecke zwiſchen den erdgrünen Felſenriffen an der Pontusmündung und dem goldenen Horn zuſammendrängt.

Glück und Genuß ermüden ſchnell, und ſelbſt die Macht verliert die Hälfte ihres Reizes, wo die Grenze nicht im Geſichtskreiſe iſt. Als Sitz der größten Summe irdiſcher Glückſeligkeit, ſchuld- und harmloſer Erdenluſt, ja der Freuden des Paradieſes ſelbſt, hat ſich die Einbildungskraft der Sterblichen von jeher das Quellengerieſel und das Schattendunkel ſmaragdgrüner Oaſen und die lauen Lüfte baum- und blumengeſchmückter, meerumwogter Eilande ausgedacht, und der Gründer des kaiſerlichen Byzantiums hat weder ſich ſelbſt getäuſcht noch ſeinen Dienern zuviel zugemuthet, wenn er die Uebertragung des Herrſchertrones von der Tiber an den Bosporus als unmittelbare Eingebung der Gottheit anzuerkennen ſelbſt den Drang gefühlt, und dieſelbe Anſchauungsweiſe der ganzen Römerwelt ſogar durch ein Geſetz vorgeſchrieben hat. Die Strömung rauſcht und die Lüfte fächeln unermattet noch heute für Abdul Medſchid wie einſt für St. Chryſoſtomus, und „Konſtantinije, die wohlverwahrte

Stadt, das Ideal der Glückſeligkeit," ſchreibt mit vollſtem Recht in ſeinen Erlaſſen der Padiſchah *).

Den inſelreichen Archipelagus im Süden, den dunkeln Pontus Euxinus im Norden und das weite Marmorabecken, oder die Propontis, in der Mitte von beiden, kennt als allgemeinen Umriß des von der Natur vorzugsweiſe begünſtigten und mit parteiiſcher Vorliebe ausgemalten Bildes von Byzantium Jedermann. Daß aber durch ein wundervolles Spiel der Natur der Archipelagus mittelſt der zwölf Stunden langen „flutbenden" Dardanellenſtraße mit dem Marmorabecken, dieſes aber durch den buchtenvollen rauſchenden Bosporus wieder mit dem Pontus zuſammenhänge, und der große byzantiniſche Blumenſtrauß mit der beglückten Stadt des Konſtantin, mit der ſaftigen aus dem Goldhorn hervorſtrotzenden Hesperidenfrucht den Saum zweier Welttheile berühre, die Brücke zwiſchen Europa und Aſien bilde, und für Austauſch der Gedanken wie der Naturproducte, der geiſtigen wie der materiellen Lebensgüter, allen vier Himmelsgegenden Mittelpunct und Marktplatz ſei, wird jetzt auch Niemand mehr als etwas neues und noch ungeſagtes dem leſenden Publicum credenzen wollen. Selbſt dem Kurzwellenſchlag des Euxinus, ſeiner Sommerfriſche wie ſeinem unheimlich dröhnenden Boreasbrauſen und ſeinem ſorbiſchen Geflocke im Winterſturm, möchte der weiche Sinn des Occidents, aus Widerwillen gegen die drängenden Ruſſen, Ohr und Sinn lieber ganz verſchließen, wenn nur nicht die faſt ununterbrochen neun Monate des Jahres von der Krim und dem Tanais in reißender Strömung ſüdwärts rollende Pontusfluth durch ihre Sirenenmelodie die Czarenſchiffe aus Nikolajew und Sebaſtopol lockte, und — wider die ausdrückliche Abſicht ihres hochherzigen, von aller Stambul-

*) Konſtantinije mahruse dere Saadet

Gier und von allen ungerechten Uebergriffen, wie man in Petersburg ſagt und wir alle glauben, weit entfernten Gebieters — nach der „Kaiſerſtadt" (Tſarigrad) am Goldhorn triebe.

Das muſikaliſche Rauſchen der vom Nordoſtwinde ſommerlich heiter durch das Bosporusthor getriebenen Pontuswelle iſt aber kein leeres Wort; es iſt eine Wirklichkeit, und wir haben die zaubervolle Melancholie dieſes großartigen Harfenſpiels, im Glanze der Mittagsſonne einſam durch die buſchigen Labyrinthe der anatoliſchen Uferberge ſtreichend und träumeriſch von den Waldhöhen niederblickend, gewiß inniger und tiefer als das ſorgenvolle Gemüth manches occidentaliſchen Diplomaten empfunden.

Die Liebe der Slaven für Muſik iſt aller Welt bekannt, und wir fragen nicht umſonſt, ob die Ruſſen in ihrer ſelbſtgeprieſenen Tugendfülle dem geheimnißvollen Zuge nach dem Aeolusklange des Bosporus noch länger zu widerſtehen vermögend ſind?

torva leaena lupum sequitur, lupus ipse capellam:
florentem cytisum sequitur lasciva capella:
te Corydon, o Alexi, trahit sua quemque voluptas.

Die Alten aber meinten, „es ſei nicht Jedermanns Sache nach Korinth zu gehen." In den neueſten Zeiten hat man geſehen, daß ſelbſt in die verhältnißmäßig ärmlichen Pfahlwerke von Braila, Varna und Siliſtria hineinzugehen, wenn Osmanli mit Feuerwaffen dahinterſtehen, auch nicht Jedermanns Sache iſt.

Konſtantinopel mit ſeinen Außenwerken von den ſüdlichſten Dardanellenſchlöſſern und ihren koloſſalen Feuerſchlünden bis zu den verwüſtungſpeienden Kanonvulcanen, die den Eingang in den Bosporus am Pontus Euxinus hüten, iſt die großartigſte und unbezwingbarſte Naturfeſtung des Erdbodens, wenn mannhafter Sinn innerhalb der Schutzwehren und eine wohlbemannte Seemacht, zu Vertheidigung und Angriff gleich gerüſtet, außerhalb die Wache halten.

Zu zweifeln oder gar zu leugnen, daß die Türken, um die letzte Schanze, und ſo zu ſagen das Heiligthum ihrer Herrſchaft gegen den nordiſchen Erbfeind zu vertheidigen, zu Waſſer und zu Land noch ausreichende Kraft beſitzen, wäre nur politiſchen Romannkern erlaubt. Den mannhaften Sinn aber und den guten Willen der Osmanli, meinen wir, haben die einzelnen, hier und da aus dem vulcaniſchen Boden hervorſprühenden Funken türkiſcher Nationalität und Liebe zum Islam auch dem Verblendetſten deutlich kund gethan. Die gegenwärtigen Herren von Stambul ſind keine Hindu; ſie ſind aber auch nicht die Byzantiner von 1453, welche dem letzten Paläologen ihren Arm und ihr Gold wider das belagernde Türkenheer verweigerten, und auf hülfreiche Intervention des Erzengels Gabriel hofften. So gläubigfromm und gottvertrauend der Türke in der gewöhnlichen Umgangsphraſe auch immer ſei, ſo wird bei heftigerem Andrange zuletzt doch immer das ſtolze Wort: kudretlerime isnad ederim, „ich ſtütze mich auf meine eigenen Kräfte,“ zum Vorſchein kommen.

Waren Babel und Ninive, auch nach Verluſt ſämmtlicher Provinzen und nur auf den Umfang ihrer Stadtmauern beſchränkt, noch gefürchtete Reiche, ſo kann auch Konſtantinopel mit ſeinem ſechzig deutſche Meilen langen und mit allen Bedingungen ſtattlichen Daſeins vollauf geſegneten Feſtungsraven zwiſchen dem ägeiſchen und dem ſchwarzen Meere in der europäiſchen Politik ſeine Bedeutung nicht verlieren, wenn ſich auch die Länder am Nil, am Euphrat, am Orontes mit ganz Anatolien öſtlich vom Taurus von der Centralgewalt am Bosporus trennen, und ſelbſt in Europa alles, was hinter dem Hämus und der Rhodope liegt, aus dem Verband der Hörigkeit treten und zu eigenem Leben erwachen ſollte. Die Sicherheitsquelle, der Stolz und die Wonne des byzantiniſchen Chalifats — das

Goldhorn und das Bosporusparadies im Mittelpuncte — blieben ſelbſt bei dieſer Schmälerung der Reichsgrenze noch unberührt.

Wären die Ufer dieſes rieſigen Mäanders zwar auf beiden Seiten der Strömung grün und waldgeſchmückt, trügen ſie aber, flach und geradlinig, wie der künſtlich gegrabene Kaiſercanal von Ranking, die Pontusfluth an einem ebenfalls flach eingerandeten Goldhorn vorüber in die Propontis von Marmora herein, ſo könnten ſie der eindringenden Seemacht des Feindes zwar dieſelbe Wehrkraft entgegenſtellen, und dem inwärts liegenden Stambul den nämlichen Grad von Sicherheit wie jetzt gewähren; aber das byzantiniſche Tempe wären ſie nicht, und ſtatt des wonnigen, ewig neuen Entzückens aus wechſelvollem Bilderſpiel ſänke bei ſeinem Anblick die Melancholie des ſtill und monoton vorüberſchleichenden Nils in das Gemüth des Wanderers herab.

Der geheimnißvolle Reiz von Stambul liegt nicht in der Architektur der Stadt oder überhaupt in den künſtlichen Zuthaten, durch welche der geſittete Menſch ſeinen Wohnplatz zu verſchönern ſucht. Der Reiz liegt in der wundervollen Geſtaltung der Höhenzüge, die zu beiden Seiten des Stromes der Glückſeligkeit in lieblich-harmoniſchem Wellengekreiſel anſchwellend und fächerartig auseinanderfallend, die Landſchaft zwiſchen dem Pontus Euxinus und dem goldenen Horn füllen.

Hier hat die Natur alles allein gethan, und wir halten es für doppelt ſchwer, wo nicht gar für unmöglich, zum Lob ihrer Schöpfungen in Wort und Farbenton, beſonders jenen Leſern gegenüber, welche das zauberhafte Bild nicht ſelbſt geſehen haben, das correcte Maß zu finden.

Das große, einerſeits tief in die anatoliſche Waldzone, andererſeits weit in das thraciſche Hügelland hineingreifende Panorama im ganzen Umfang zu erfaſſen iſt nicht das Ziel. Auch

die Namen aller kleinen und großen Ortſchaften, aller Luſtſchlöſſer, Baumparadieſe und Schattenhalden im lebenvollen Rieſentempe von Byzanz einregiſtrirt zu leſen, wird man nicht erwarten. Wer klug iſt und Geſchmack beſitzt, ſoll hier nur wenig, und auch das Wenige nur in kurzen Sätzen ſagen. Duft und Blumenflor der Terraſſengärten, die dunkeln Fruchtbaumgruppen und ihr Frühlingsblüthenmeer, die langen Zeilen hochwipfliger Cypreſſen, das Raſengrün und die luftige Pracht der Pinien und aus hellaubigem Geſchlinge von den Höhen herabwinkenden Rieſenplatanen, die wonnige Abendkühle, das Vollmondlicht, wie es in mildem Widerſchein vom Waſſerſpiegel aufhüpfend durch die Fenſter aloeduftender Divansſäle reicher Byzantiner fällt, und dicht unterhalb in ſanft einſchlummerndem Gemurmel die Bosporusfluth vorüberrauſcht, mag ſich die warme Phantaſie des Leſers ſelber malen.

Genug, wenn man ihm ſagt, am beſten aber, wenn er aus dem Pontus beim hohen Felſenthor hereinſchiffend, das entzückende Naturgezimmer der Mäanderhöhen mit ſeinem Blick verfolgt, wie ſie bald rundkuppig, bald in langer Schwingung, bald lieblich eingemuldet und ſanft anſchwellend, bald ſteil und kühn — jedoch ohne Maß und Harmonie zu ſtören in die Höhe ſtrebend und durch herbſtlich fahl aus Immergrün hervorleuchtendes Geſtein das Auge labend die laufigen Windungen des ungleich breiten, aber allzeit voll und tief rauſchenden Silberſtroms bis in den Hintergrund des Horizonts begleiten, und nach einer raſchen Uferkrümmung plötzlich in der Ferne, nicht auf einmal und in der ganzen Fülle, ſondern langſam und wie aus leiſe zurückweichenden Couliſſen hervortretend, in weichem Morgendunſt die ſtolze Chalifenſtadt erſcheint. Zuerſt hebt ſich vor dem trunkenen Blick des im Morgendunkel des anatoliſchen Waldrandes dahinſegelnden Fremdlings, gleichſam zwiſchen dem

Bosporusſpiegel und dem blauen Luftmeer ſchwebend, das Serai des Großherrn mit den ſchlanken Spitzthürmen der Moſcheen Hagia Sophia und Sultan Ahmed am Hippodrom hervor; nach wenigen Minuten rückt links ein Streifen vom aſiatiſchen Skutari und rechts auf der europäiſchen Seite das über raſch auffahrende Höhen hingegoſſene und vom Gold der Morgenſonne ſchimmernd angeblitzte Pera in die Scene herein, erſteres durch einen breiten Waſſerarm, letzteres ſcheinbar durch ein Segment des hellen Luftſtromes vom Mittelbilde abgetrennt — drei Nebelbilder, deren Züge mit jeder Fadenlänge des fortrollenden Dampfers lebendiger werden und ſich in ſchönerem Ebenmaß geſtalten.

Der Wanderer erſchrickt beinahe vor Freude und Ueberraſchung, wenn ſich rechts zwiſchen dem ſanft anſchwellenden Seraipromontorium und den ſteilen Perahöhen plötzlich eine weite Mündung aufthut, und neben der reißenden Bosporusſtrömung, von einem unermeßlichen, amphitheatraliſch aufſteigenden und hoch herabblickenden Häuſergewoge umgeben, ein dicht gedrängter Maſtenwald mit einem leicht hinfliegenden Gondelheer die tief in das Land hineindringende ſtille Waſſerfläche deckt. Das iſt das „Goldhorn" der Alten, der Seehafen von Stambul, der Marktplatz dreier Welttheile, der Sitz des Reichthums, der Ueppigkeit, des Neides und der eiferſüchtigſten Begehrlichkeit aller Völker, welchen ohne Unterſchied des Bekenntniſſes Macht und Genuß als die höchſten Güter und als letztes Ziel irdiſcher Beſtrebungen im Sinne liegen. Als Ankerplatz iſt es nach Jedermanns Geſtändniß einer der ſchönſten, größten und geſichertſten der ganzen Welt, und zugleich von ſolcher Tiefe, daß ſich die ſchwerſten Kriegsſchiffe überall dicht an das Ufer legen und ihr Fallbrett gleichſam auf die Thürſchwellen der Hafenhäuſer werfen können.

Eigentlich ist das goldene Horn kein Seehafen im gewöhnlichen Sinn des Worts, es ist vielmehr ein schlanker Meerbusen, ein Golf der niedlichsten Gestaltung, ein stummes Nachbild des in ewiger Aufregung tosenden Bosporus. An seiner Mündung zwischen dem Serai-Horn und dem Felsenvorsprung von Topchana ist er fünfhundert Klafter breit. In der Mitte wie das Urbild selbst launenhaft gewunden und ungleich ausgeweidet, bis zur innersten stark gekrümmten Spitze aber, wo zwei unversiegbare Süßwasserbäche einströmen, nach gewöhnlichen Angaben über viertausend Klafter, d. i. nicht viel weniger als zwei volle Wegstunden lang, und von der Natur so wohlthätig eingerichtet, daß sich kein Flußschlamm an den Grund legt, und selbst der Gesammtschmutz aller Einwohner der Altstadt wie der riesigen Vorstädte der reinigenden Strömung weichen muß, die bei der Seraispitze hereindringt, den Golf umkreist und bei Topchana wieder mit dem Bosporus zusammenrinnt.

Das Riesige in Anlage, Bau und Umriß von Konstantinopel tritt erst von diesem Standpunct aus in voller Majestät hervor. Es sind drei wesentlich verschiedene, von einander abgetrennte und — wenn der Ausdruck gestattet ist — alle drei ihr eigenes Leben athmende Stadt-Persönlichkeiten, die aber doch wieder ein nothwendiges, sich gegenseitig ausbauendes und wie von einer einzigen, allen gemeinschaftlichen Seele belebtes Ganze bilden, wie kein zweites in der Welt gefunden wird. Es ist die politische Trinität von Byzanz, und ihr Anblick für sich allein schon Lohnes genug für die weite Fahrt aus dem Abendlande.

Von keiner andern Seite angesehen, bietet Konstantinopel dem aus der Ferne herankommenden Wanderer einen solchen Reiz.

Denke man sich in der Mitte des Bildes das eigentliche Stambul, d. i. das alte durch die Imperatoren Konstantin I. und Theodosius II. bis zum gegenwärtigen Umfang vergrößerte

Byzantium, welltig und wie in versteinerten Meereswogen über einen tief und rippig eingebrochenen, vom europäischen Continent nordostwärts in den Bosporus hinausspringenden und vorn stumpf gebogenen Riesentriangel hingegossen. Von den drei Seiten dieses Riesentriangels spiegelt sich die nordöstliche in der wimpelvollen stillen Fluth des bis 150 Fuß tiefen goldenen Horns, die südöstliche wird von der stets ruhenden Brandung des hier zur Propontis sich erweiternden Bosporus bespült; die dritte oder Landseite aber durch einen tiefen Graben mit dreifacher, von der Propontis über Schwellungen und Mulden wie ein riesiges Ungethüm bis zum goldenen Horn hinüberstreichenden Festungsmauer dahinter vom thracischen Continent abgeschlossen. Geradlinig ist von den Dreiecksseiten keine; jede — am meisten die Hafenseite — ist mehr oder weniger schlängelnd eingekrümmt; doch die Länge wird in nicht gar zu accurater Rechnung für alle drei als ungefähr gleich angenommen, weil sich jede derselben in etwa einer Glockenstunde zu Fuß durchmessen läßt*). Selbst vom mittlern Land- oder dem Adrianopler Thor geht man auf einer Art gepflasterter und mit Trottoirs versehener Hochstraße der vollen Länge nach mitten durch die Stadt bis zum Serai des Sultans in derselben Frist.

Von dieser ebengenannten, wie ein Rückgrat mitten durch Stambul streichenden Hochstraße senkt sich das Terrain schluchtig eingefurcht auf der einen Seite zum Goldhorn, auf der andern zur Propontis hinab. Ein wundersames Labyrinth von Rissen, Flachmulden, Schwellungen, Rundkuppen, Steilseiten, Thal-

*) Wollte man die Längenmaße, wie Andreossy, mit mathematischer Genauigkeit bestimmen, so kämen auf die westliche nach dem Land zu liegende Grundlinie des Triangels 3000, auf die nordöstliche oder Hafenseite 2400 und auf die südöstliche oder Propontisseite 3600 Toisen (zu 6 Fuß), so daß der ganze Umfang des eigentlich alten festummauerten Stambuls auf 9100 Toisen oder 54,600 Fuß, d. i. 2¼ deutsche Meilen zu berechnen wäre.

engen und fettleibigen wohlgenährten Spitzhügeln würde innerhalb des großen Stambul-Dreiecks zum Vorschein kommen, wenn man sämmtliche Baulichkeiten wie mit einem Wink vom Boden wegheben könnte. Von diesen Hügeln und „Bergen“ werden, wie in Alt-Rom, hauptsächlich sieben ausgezeichnet, und die islamitischen Prachttempel mit ihren stolzen Domen und schlank aufstrebenden Säulenthürmen, die auffallendsten Höhen krönend, regen im Gemüth des vom tief unten ruhenden Wasserspiegel des Goldhorns hinaufblickenden Fremdlings Gefühle, die er lange nicht zu bemeistern vermag. Zarte Gemüther die in Idealen schwelgen, Menschen und Dinge, so wie sie sind, zu sehen keinen Muth besitzen und, von der rauhen Wirklichkeit überall scheu zurückweichend, auch ihre Byzanz-Idylle ungetrübt zurück in den Occident tragen möchten, sollen ihre Neugierde am Bosporus überhaupt nicht weiter als zum Ankerplatz im goldenen Horn und seinem überwältigenden Panorama treiben. Warum soll einer der nur *empfinden*, nicht aber *lernen* will, die Unvollkommenheiten und Mängel des Osmanenvolkes im Innern ihres großen Dreiecks sehen? Warum vorwitzig zum monotonen, von dem anatolischen Steil-Ufer in die hellgrüne Bosporuswelle herabschauenden Holzhäusergewirre auf der anatolischen Seite des Bosporus hinüberschiffen? Ist es nicht genug, wenn er aus dem goldenen Horn über die breite Wasserfläche zum Leanderthurm blickt und das gemeine Chrysopolis (Skutari), seinen riesigen Grab-Cypressenwald, seine Weinberge, seine buschigen Nachtigallenthäler (Bülbüldere) und seine schönen Höhenzüge im Hintergrunde mit dem Auge mißt? Bis zur innersten Hafenspitze hineingondeln und — vom lauen Zephyr angefächelt — bei den Süßwasserbächen Lilium Convallium und duftende Hyacinthen pflücken mag er allerdings, und selbst eine Tour um Alt-Stambul, die mehr als einstündige Wanderung vom gol-

denen Horn an der Landfestungsmauer zur Propontis hinüber, und dann der Barkenstrich von der Ecke, wo die sieben Thürme stehen, an der Seemauer hin und bei den Cypressenschatten des Serai vorüber wieder zum Ausgangspunct zurück, würde, ohne den Träumenden wach zu rütteln, den Farben des Phantasiegebildes nur noch neue Frische geben. Oder wann hätten hohe Mauerzinnen, verlassene Festungsthürme, fahle vom Immergrün umrankte Trümmer und vor allem das einsame Gemurmel in regelmäßigen Pausen wiederkehrender Wellenbrandung ihre Wirkung auf das romantische Gemüth eines Abendländers je verfehlt?

Das größte Aergerniß aber und der unversöhnlichste Mißklang müßte in einer harmlosen Seele entstehen, wenn sie auf der andern Seite des goldenen Hornes dem großen Konstantinopeler Dreieck gegenüber den Schmutz, die Reichthümer und die Schlüpfrigkeiten der Galata-Halde, die brutalen Praktiken von Topchana und oben auf der Höhe die frostige Glätte der christlichen Peroten neben dem russischen Palast-Koloß und den feingewobenen Netzen der abendländischen Diplomaten in der Nähe sehen sollte.

Doch was sagen wir da? Wer möchte aber auch jetzt von krankhaften Empfindlichkeiten europäischer Wanderschwärmer reden? Wer hätte auch nur Zeit an Armida's Zaubergärten in Tschiragan, an das Himmelsthal (Göktere) und seine Bülbül-Töne, an die langnadeligen Pinien von Dschamlidscha, wer an die milden Tinten und das in langen Wellen hinfließende Hellgrün des Belgrader Kastaniendickichts, an seine Epheuranken und an seine Einsamkeit zu denken, da eine dunkle Wetterwolke von Norden her stündlich über Byzanz hereinzubrechen droht?

Auch vom fluthenden Hellespont und seinen Marmorbatterien, von der Zestos- und Abydos-Enge, vom antiken und modernen Leander und auch von den Hellenen am Ilissus will Nie-

mand etwas hören. Von Mittag her droht ja keine Gefahr, von Mittag her kommt ja die schirmende Freundeshand und selbst der „Morea-Kral", des hochherzigsten und friedliebendsten Sinnes voll, will durch Zorn und Begehrlichkeit die Bedrängnisse der hohen Pforte nicht auch noch seinerseits vermehren.

Aller Augen blicken nach dem Pontus hin, ob nicht mit weit ausgebauchten Wimpeln und vom sausenden Boreas dahergetrieben die Czarenschiffe kommen, und die am Bosphorus aufgehäuften Donnerkeile endlich auf das goldene Horn niederfahren.

Nur Ein Gedanke belebt jetzt aller Brust, nur Eine Frage tritt uns überall entgegen: wenn die Russen, des ewigen Minirens, Intriguirens, Unterhandelns und Tergiversirens nach tausendjähriger Geduld und Byzantiumsbrunst endlich müde, den gordischen Knoten mit dem Schwerte zerhauen, und nach altvaterländischer Slavo-Normanen-Sitte in der Glut der Leidenschaft nach Konstantinopel selber greifen, welche Hindernisse sind auf ihrem Wege zu besiegen, und welche Aussichten haben sie diesmal glücklicher als ihre Vorgänger Oleg, Igor und Swätoslaw zu sein?

Daß ein Angriff auf Konstantinopel, im Fall die Bewohner *eines* Sinnes sind und sich vertheidigen *wollen*, keine Aussicht auf Erfolg biete, wenn der Feind nicht zugleich mit einer gewaltigen Seemacht den Bosporus und das goldene Horn beherrscht, wäre schon aus dem oben gezeichneten Schattenrisse klar, wenn es auch die Erfahrung aller Zeiten und besonders das Exempel des größten Kriegsfürsten und Staatsmanns des fünfzehnten Jahrhunderts nicht unwiderleglich beweisen hätte. Die Türken, als sie unter Mohammed II. von der Residenz Adrianopel her zum letzten Kampf vor Istambul erschienen, waren schon seit mehr als neunzig Jahren Gebieter aller Länder zu beiden Seiten des Bosporus wie des Hellesponts; und nicht bloß diese beiden

Meerengen und Stambulthore, auch die untern Donauländer waren ihnen unterthan, und selbst aus dem schwarzen Meere begannen die streitbaren Galeeren von Genua vor den frischgezimmerten Kriegsschiffen des Padischahs allmählich zu verschwinden, während sein Gegner, der letzte, von aller Welt verlassene und von seinen eigenen Großen verrathene Paläologe Konstantin im vollen Sinn des Worts nichts mehr als das große, von unkriegerischen, selbst in der äußersten Noth ihre Mitwirkung verweigernden Byzantinerchristen bewohnte Dreieck mit dem goldenen Horn besaß. Eine schwere Eisenkette, von einem Hafenvorsprung zum andern reichend, verschloß zwar, wie man sagt, die Mündung, aber im Hafen selbst war die gegenüberliegende Innenseite, wo Galata und Pera, bereits der kaiserlichen Macht entschlüpft und der engverbündeten Republik Genua als Eigenthum überlassen. Vor den Mauern aber lag der Sultan mit 15,000 disciplinirten Janitscharen, mit dem großen türkischen Landsturm von mehr als 230,000 Mann, mit einer furchtbaren Belagerungsartillerie und überdies mit einer zwar noch ungeübten, aber zahlreichen und wohlbemannten*) Flotte im Bosporus. Und doch hätte der Sultan, nach seinem eigenen Geständniß, die Bestürmung der Stadt unterbrochen und sogar die Belagerung ganz aufgehoben, wenn dem Paläologen statt der fünf ärmlichen Genueserschiffe eine hinlänglich kräftige Seemacht, um das Eindringen der türkischen Fahrzeuge in das Goldhorn zu verwehren, aus dem Occident zu Hülfe gekommen wäre. Nach solchen Vorgängen wird man es begreiflich finden, daß die Eroberungsversuche, welche die russischen Großfürsten des zehnten Jahrhunderts mit ihren tapfern, aber barbarisch-wilden Streitkräften auf das seekundige und wohlvertheidigte Konstantinopel

*) Es waren im Ganzen 420 Fahrzeuge, darunter 66 große Schiffe.

machten, immer fruchtlos bleiben mußten, ob sie gleich in damaliger Kriegsweise ebenso ungehindert, wie früher die gewaltigen Chalifenflotten vom Hellespont her, mit ihren zweitausend Plattschiffen aus dem Pontus in den Bosporus einlaufen und vor dem goldenen Horn erscheinen konnten.

Die Vertheidigungswerke des großen Triangels sowohl auf der Land- als auf der Wasserseite sind in der Hauptsache heute freilich noch, was sie vor vierhundert Jahren gewesen sind. „Während wir auf unsern Lorbeeren schliefen", sagt der Mufti von Thessalien (1842), „habt ihr Franken rüstig gearbeitet, und Dinge gelernt, die wir, aus dem Schlummer endlich aufgerüttelt, nicht verstehen können."

Kein osmanischer Louis Philipp hat an detachirte Forts gedacht, und doch hätte diese Art kriegerischer Vorwerke dem großen Stambul sammt seinen sechzehn europäischen Vorstädten einen Charakter von Unüberwindlichkeit aufgedrückt, wie ihn gewiß keine zweite Stadt des Erdbodens je erringen kann.

Dafür ist der einzige Weg zum goldenen Horn die zur Zeit der Großfürsten von Kiew offen stehende und vertheidigungslose Wasserstraße des Bosporus, heute zu beiden Seiten des Eingangs vom schwarzen Meere her, dann auf der engsten Stelle zwischen Europa und Asien und endlich auf zwei anderen strategisch geeigneten Puncten zwischen der Pontusmündung und Bujukdere nach den neuesten Regeln der Kriegsbaukunst verlegt und bewahrt. Geht nur hinaus nach Anadoli- und Rumili-Kawak, seht die durch „Trankabul'sche" Genie-Officiere kunstvoll angelegten Schanzen, die Stückbetten aus Granit, die lange Zeile verderbendrohender Feuerschlünde, und urtheilt selbst, ob unter den sich kreuzenden, von einem Ufer zum andern hinüberspielenden Wurfgeschossen mit Gewalt durchzubrechen nicht selbst eine stärkere und

geübtere Seemacht als die Pontusflotte des modernen Swätoslaw verzagen müßte!

Wie man weiß, gebührt in den Streitfragen der neuesten Zeit das letzte und entscheidende Wort, allen Strafmahnungen Elihu Burritts zum Trotz, noch immer den Feuerschlünden. Daß aber die Feuerwerker Abdul-Medschids mit den ersten und besten des Abendlandes den Vergleich nicht zu scheuen brauchen, ist eine ganz neue, höchst ungern gesehene und manchen Orts noch unlieber eingestandene Entdeckung.

Hinter den Strandbatterien von Granit und den Bosporusschlössern sind zum Schirm des Herrschersitzes erst noch die Dreidecker der Osmanli aufgestellt, und ob die türkische Seetaktik hinter der russischen wirklich so weit zurückstehe, wie die christlichen Romantiker glauben, könnte erst ein vorausgehender Versuch entscheiden. Und etwas weiter zurück am Thore des Hellespont steht mit der brennenden Lunte in der Hand noch Jemand, der solche Streitfragen zu lösen zwar anerkannte Geschicklichkeit besitzt, der aber ohne Aussicht auf gründlichen Saldo sich nicht gern in fremde Händel mischt.

Ist es aber für die Russen wegen der seegünstigen Lage Konstantinopels noch nicht räthlich, viel an ihre alten Tschesme-Triumphe zu denken, so weiß in Rußland doch Jedermann was „Sabalkanski" heißt, und wie weit die czarischen Heersäulen im letzten Türkenkrieg von der Donau her gegen Konstantinopel vorgedrungen sind.

Dieser Umstand macht es uns zur doppelten Pflicht, das lesende Publicum in einem dritten Artikel mit einigen weiteren Bemerkungen über Konstantinopel und seine Umgebungen, besonders über die Vertheidigungsmittel heimzusuchen, die es jederzeit einem zu Lande nahenden Feind entgegenstellen kann. An Zusätzen über Natur, Sitte, politisch-kirchliche Ansichten und

Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung, welche innerhalb des großen Triangels von Stambul und in den Vorstädten außerhalb des alten Mauerumfangs wohnt, darf es natürlich auch nicht fehlen. Und wenn wir zum Schluß des Ganzen noch ein Wort über die Ländlichkeit von Bujukdere und seine feenhafte Nachbarschaft beizufügen nicht vergessen, so wird hoffentlich Jedermann zufrieden und gesättigt den hastigen Schritten und Begehrlichkeiten des Fürsten Menschikoff entgegensehen.

III.

Wie die Sachen heute stehen, wäre selbst eine wiederholte Versicherung, daß unser Schattenriß der Stadt Konstantinopel und seiner Umgebung nicht etwa für jene Leser hingeworfen sei, die das Urbild selber kennen oder gar es täglich vor Augen haben, noch lange nicht überflüssig, weil die schöpferische Kraft und die geistige Empfänglichkeit der vormärzlichen Periode überall in Europa, am meisten im deutschen Lande, einer solchen Ermattung, unfruchtbaren Oede und eisigen Apathie gewichen ist, daß bei dem allgemein und gleichmäßig vertheilten Reichthum an politischer Einsicht und Erfahrung alle weiteren Versuche dieser Art, wenn sie mit der Prätension hervortreten, Jedermann zu belehren und Jedermann zu unterhalten, wo nicht als thöricht und geschmacklos, so doch sicher als schwatzhaft, frostig und ungenügend erscheinen müssen.

Nicht bloß das Wissen, auch das Regieren ist gleichsam säcularisirt; und ein Gut, das Alle besitzen, hat mehr als die Hälfte des Werths verloren.

Wer aber in dieser Zeit der Brache, des halben Stillschweigens und des hyperklugen Naserümpfens doch reden will, der richte mit Vermeidung aller Belästigung sein Wort an jenen Theil des Publicums, von dem er glaubt, daß er ihn noch hören mag.

Oft dachte ich an das liebliche St. Gallen, an sein stilles bürgerliches Glück, an seine Sitteneinfachheit und sein weises

Regiment, geschehe aber doch, daß es bei der vorliegenden Arbeit hauptsächlich auf meine theuern Landsleute, die biederen Bewohner des Rorischen Alpenlandes abgesehen war. Man weiß ja allgemein, daß die Tiroler von häuslicher Sorge niedergehalten und nebenher von der Furcht geplagt, durch zu profundes Forschen in Politicis unvermerkt ihren frommen Abscheu gegen Lord Palmerston und das häretische Groß-Britannien einzubüßen, von der weltlichen Presse außer der Allgemeinen Zeitung soviel als nichts mehr lesen, bei dem standhaften Drängen des Czaren nach der Herrschaft über Konstantinopel aber aus mehrfachen Gründen sich der lebhaftesten Unruhe doch nicht erwehren können.

Um die Störung des politischen Gleichgewichtes und den Heranzug einer neuen, von aller traditionellen Praxis abweichenden Staatsordnung Europa's — kümmert man sich in Tirol freilich ebenso wenig als anderwärts; aber trotz aller Geduld und Gleichgültigkeit hält doch die russische Dogmatik und insbesondere der Gedanke: daß der Czar nicht bloß für seine Person nicht an den Pontifex in Rom glaube, sondern selber als Oberhaupt der christlichen Kirche gelten wolle und das Seelenheil seiner orthodoxen Schäflein, statt durch die Cardinal-Eminenzen Antonelli und Lambruschini, durch die Infanterie-Generale Protosoff und Kobu-Blokoff besorgen lasse, neben der peinlichsten Gemüthsbewegung selbst in Tirol die politische Neugierde wach, und sie fragen dort wie bei uns, ob der Czar gegen den Willen Abdul-Medschid Chan's und seiner Gönner Konstantinopel dem moskowitischen Cäsaropapismus zu unterwerfen wirklich Schlauheit und Macht genug besitze.

Schlau dürfen die Russen allenfalls noch sein, aber stark und heldenmüthig hört man sie im Riemerlande nicht gerne nennen, wie jüngst bei Erwähnung einer kriegerischen Russenthat aus dem europäischen Befreiungskriege deutlich genug zu

ſehen war*). Um vor ruſſiſcher Uebermacht ſicher zu ſein, glauben Viele, ſei es ſchon genug, das Daſein dieſer Uebermacht zu ignoriren und großartiges Moskowiterthum einfach zu verſchweigen, wenn man es nicht leugnen kann.

Um in dieſem Puncte allem Verdacht der Parteilichkeit zu entgehen und ſelbſt einem verderblichen Nationalvorurtheil nach Kräften gerecht zu ſein, haben wir letzthin die Lage von Konſtantinopel zwar als zaubervoll und reizend, nebenher aber doch als ſo widerſtandsfähig und naturfeſt zu ſchildern begonnen, daß im Falle ehrlicher Gegenwehr ſelbſt die Preobraſchenskiſchen Leibgarden dagegen nichts auszurichten vermöchten.

Wären aber die Türken, wie die Perſer des Darius Godomanus oder wie dem Bonaparte gegenüber die kriegeriſchen Malteſermönche, ſo ſchwach und zerfallen, daß ſie die angebornen Vorzüge ihres Herrſcherſitzes gegen den eindringenden Erbfeind geltend zu machen unterließen, ſo müßte allerdings unſere Meinung über die ſoldatiſchen Tugenden der Osmanli, nicht aber die Theſis über die wonnevollen Reize des Bosporus und über natürliche Unbezwingbarkeit von Byzanz als irrthümlich zu Boden fallen. Deleri potuit exercitus, si quis ausus esset vincere. ſagt Quintus Curtius beim Tigris-Uebergang des Macedoniſchen Heeres.

Paradieſiſch ſchön iſt auch die Baum-Oaſe von Damaskus; aber ſie iſt wehrlos wie das Weib, und wenn ſie auch durch unwiderſtehlichen Zauber die Sinne überwältigt, ſo fliegt der Rauſch doch ſchnell vorüber, weil nach Xenophons Urtheil die Schönheit nur im Bunde mit der Kraft dauernd feſſelt und vollen Genuß verleiht. Byzanz beſitzt die Doppelgabe wie

*) Die Schlacht bei Kulm. Oder vier Tage aus dem Leben des Grafen Ostermann-Tolſtoi. (Dieſer Aufſatz wird im 2. Band ſeine Stelle finden. A. d. H.)

(im Geſchmacke ſeiner Zeitgenoſſen) der geprieſene Sohn des Klimas.

Auf dem weiten Ocean, auf der unüberſehbaren Sandebene am Euphrat tritt der Sonnenball unangemeldet und plötzlich hinter dem dunkeln Erdrande herauf, blendet, betäubt und ermüdet den Wanderer durch ſein Uebermaß an Licht. Im Alpenlande dagegen, am Athos, an der Etſch, wie der Eingeborne nie vergeſſen kann, vergolden ſich am Morgen zuerſt die oberſten Spitzen und ſteigt der milde Glanz, langſam auseinander rinnend gleich den Bildern im Kaleidoſkop, in das thauige Thal herab, bis endlich das Auge die volle Pracht erfaßt. Der Sonnenaufgang des Alpenlandes, nicht der Lichtſchwall des Ocean-Morgens ſoll einem Bosporusgemälde als Vorbild dienen.

Wer in Tirol gefallen will, der hüte ſich zuviel oder gar Alles auf einmal zu ſagen. Scharfgezeichnete Umriſſe, aber nur die unerläßlichſten, will man bei uns vor allem; einzelnes mag in Pauſen ſpäter folgen, vieles aber der Phantaſie zu eigenem Ausbau überlaſſen ſein.

Flüchtig hat man das Feſte und weſentlich Triangulare der türkiſchen Hauptſtadt zwar ſchon oben angedeutet; es tritt aber das Charakteriſtiſche dieſer Geſtaltung noch weit ſchärfer in das Auge, wenn man weiß, daß ſich auf der einen Dreiecksſeite das Goldhorn vom Puncte, wo es von der großen Landmauer rechtwinkelig berührt wird, noch eine volle Glockenſtunde tiefer in das Hügelland hineinwindet, auf der andern Seite aber die welligе Propontis bis über Silivri hinaus mehr als zwölf Stunden, wo nicht zurückweichend, ſo doch in gleicher Richtung fortläuft und dieſen Theil des großen Triangels beſonders deutlich in die Luft hinein zeichnet.

Eigenthümlich iſt übrigens das Spiel, welches Natur und Kunſt unter dieſem Himmelsſtrich mit der Triangelform trieben.

Vier Dreiecke, eines über das andere in steigender Proportion hinausrückend und das letzte in kolossalem Maße das ganze europäische Türkenland umspannend, geben Verschiedenes zu bedenken. Ein erstes und kleinstes dieser Dreiecke bildet für sich allein die Akropolis von Alt-Byzantium, heute das vom Goldhorn zur Propontis hinüber für sich allein, wie das Ganze, ebenfalls durch Mauer und Streitthürme verwahrte und von der großen Türkenstadt abgeschlossene Serai des Großherrn mit Gärten und Zubehör.

Ein zweites und größeres — der eigentliche Triangel von Konstantinopolis — besteht aus Serai und Türkenstadt zusammen mit der großen Landmauer als Grundfläche. Ein drittes und noch größeres hat Kaiser Anastasius (512 n. Chr.) durch das sogenannte lange Steinwehr geschaffen, welches einst von Silivri an der Propontis über Hügel und Flachfeld bis nach Derkos am Schwarzen Meer hinüberlief und die Avaro-Slawinen von der Kaiserstadt ferne halten sollte, seine Bestimmung aber — im Vorbeigehen gesagt — ebenso unvollkommen wie die große Mauer in China oder der Pfahlgraben des Imperators Hadrianus in Alt-Germanien erfüllen konnte. Erdschwellungen und streckenweise mit Gras und Buschwerk überwachsene Trümmer zeigen noch heute deutlich die Richtung dieses von Meer zu Meer sechzehn Stunden langen, zwanzig Fuß breiten und verhältnißmäßig hohen Festungswerkes, das mit seinen beiden je zwölf Stunden langen Wasserseiten ein wenigstens für anderthalb Millionen Menschen Raum und Sicherheit gewährendes Segment vom thracischen Festlande abschnitt. Das vierte — zugleich ganz eine Schöpfung der Natur — ist das große wohlbekannte „Illyrische Dreieck" selbst, welchem das adriatisch-jonische Meer und der Archipelagus als Seiten, Donaustrom und Balkan aber als Basis dienen.

Wie der Keil zum Angriff, so ist zur Abwehr das Dreieck die kräftigste Form, und der große Werkmeister der Natur hat diesen wundervollen Bau ohne Zweifel für die Weisheit der Sterblichen als Probierstein hingestellt. Verstehen sie es nun nicht — wie sie es denn auch selbst heute nicht zu verstehen scheinen — unter solchen Bedingungen die flüchtige Welle der Herrschaft und des Glückes festzubannen, so haben sie weniger das gemeinsame Loos aller menschlichen Einrichtungen als das Uebermaß ihrer eigenen Thorheit und Schwäche anzuklagen.

Den breiten und tiefen Donaustrom, die Balkan-Alpenwand, das Wehr des Anastasius und endlich die große Doppelmauer von Konstantinopel selbst mußte der Feind nacheinander durchbrechen, bis er zum innersten Heiligthum, zum Adyton kaiserlich byzantinischer Majestät gelangen konnte.

Von diesen vier Barrieren bestehen die beiden ersten als unzerstörbare Gebilde der Natur zwar noch in ihrer alten Kraft, aber der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit ist wiederholt — am wenigsten unrühmlich jedoch Anno 1829 — erschüttert worden. Der griechische Aufstand, wie wir noch alle wissen, hatte in jahrelanger Anstrengung Streitmacht und Finanzen der Hohen Pforte erschöpft; die islamitische Gesammtflotte ward in einem Anfall hellenischer Schwärmerei kurz vorher durch die eigenen Bundesgenossen des Sultans bei Navarino vernichtet, und die alte Infanterie, welche durch ihre Kriegskunst und ihren Heldenmuth in mehrhundertjährigen Siegen das türkische Reich gegründet hatte, aber die neue Zeit nicht mehr verstehen konnte, mußte der Großherr selbst mit Gewalt auseinander sprengen, und zu einem neuen Heere waren unter Haß, Widerspruch, Abneigung und Verachtung nicht etwa bloß der Christenheit, sondern des gesammten Türkenvolkes selbst, kaum die ersten Rahmen aufgestellt. Diesen schlimmen Augenblick erlauschte der Czar

und ließ das volle Gewicht seiner Stärke in Europa und Asien, vom Kaukasus wie von der Donau her, zu gleicher Zeit auf das türkische Chaos niederfallen. Sultan Mahmud mit dem kleinen Häuflein seiner Reformfreunde stand mitten im Sturm allein; das Volk war noch Janitschar; Gleichgültigkeit, Noth, Muthlosigkeit und selbst Verrath waren überall, und „wenn der Moskoff kommt," pochten türkische Stambuliden laut, „hängen wir zuerst den Sultan selber auf."

An der Einnahme Konstantinopels durch die Moskowiter und an der nahen Auflösung des Osmanenreiches zweifelte bei Eröffnung des Feldzugs (1828) in ganz Europa, besonders im „heiligen Rußlande" selbst, kein Mensch. Der Czar, im Vorgefühl des süßen Triumphs, war mit seinen Prätorianern und seiner vollen nordischen Kaiserpracht vom Polarkreis herabgekommen, um nach vermeintlich schnellem Siege wie ein neuer Konstantin durch das goldene Thor in Stambul einzurücken.

Und doch welche Täuschung!

Das große, stolz gerüstete, vom Czar in Person geführte Russenheer, selbst diesem jammervollen Zustande seiner Gegner noch nicht gewachsen, ward am Schlusse des ersten Feldzugs (1828) mit großem Verluste und mit noch größerer Schmach wieder über die Donau zurückgetrieben. Ob der Czar die zu Wasser und zu Lande vor dem schlechtbefestigten ärmlichen Varna erlittene Demüthigung, seine Niederlage und seine Flucht schon vergessen habe, wissen wir nicht. Die Russenfürsten haben ja schon am Hofe der Goldenen Horde bei guter Zeit Verstellung und Geduld gelernt, und die unbequeme verrätherische Schamröthe, sagt man, habe dem Geschlechte der Mongolen die Natur versagt.

Daß sich aber die ätzende, mauerbrechende Kraft des goldgelben Uralschlamms im Feldzuge des nächsten Jahres noch weit

vortrefflicher als der Feuerregen des russischen Geschützes erwiesen, und Sabalkanski, bei der Unmöglichkeit mit der ganzen verfügbaren Macht des Czarenreiches das verschanzte Osmanlilager in Schumla zu überwältigen, eine verzweiflungsvolle Pointe über den Balkan nach Adrianopel gewagt und seine Renner bis zum öden Anastasiuswehr bei Silimri vorgeschoben habe, weiß dagegen alle Welt*). Weniger bekannt, aber nicht weniger wahr mag es sein, daß General Diebitsch von der großen russischen Armee nicht weniger als 18,000 invalide Krieger nach Adrianopel brachte, daß er des Scheines halber und um die spähenden Bewohner zu täuschen, die Regimenter zwei- und dreimal, jedesmal mit verändertem Ueberwurf, in verschiedenen Richtungen durch die Stadt defiliren ließ und von dem Angriff auf Konstantinopel nicht durch weise Mäßigung und christliche Friedensliebe, sondern durch Ohnmacht und Unzulänglichkeit seiner halbverhungerten Heeresträmmer abgehalten wurde.

Von Adrianopel bis Konstantinopel beträgt die Entfernung im Ganzen nur noch sechs und dreißig Wegstunden, und zwar vier und zwanzig bis zur mehrbenannten kleinen, aber starken Seefestung Silimri, wo die große Kaiserstraße des thracischen Binnenlandes das Meer berührt. Und hätte der russische Heerführer diese Strecke sowohl, als die noch übrigen zwölf Wegstunden bis zum Sitz des Padischah, aller Terrainhindernisse ungeachtet auch ohne allen Verlust und Widerstand zurückgelegt, was wäre ihm nach Abzug der in Adrianopel und vor Silimri nöthigen Besatzungen von seiner kleinen Streitmacht zum Sturm auf Stambul noch übrig geblieben?

Die hinterste und dickste der dreifachen Landmauer des großen Stadtdreiangels von Byzanz wird zwar nur zu zwanzig Fuß

*) Die Uebergabe der Festung Varna hat der Czar vom Verräther Jussuf Pascha um Geld erkauft.

Höhe angenommen, aber die zahlreichen Streitthürme und ein fünf und zwanzig Fuß breiter, nach allen Seiten zierlich ausgemauerter, tief eingerissener Graben, an dessen Rande die Mauer auf Hügelschwellungen vorüberstreicht, setzen an Höhe und Furchtbarkeit so viel hinzu, daß dem „Balkanübersteiger" mit seinem Häuflein von höchstens 10,000, zum Mauerkampf ohnehin wenig befähigten Russen — und hätte sie auch ein Suwaroff geführt — selbst bei schwacher Gegenwehr keine Aussicht auf Erfolg geblieben wäre. So viele Freunde und Vertheidiger, wie der mit seinem Volke noch mehr entzweite letzte Paläologe, hätte in der äußersten Noth Mahmud II. doch auch gefunden!

Aber wie? Hat etwa nicht zu gleicher Zeit mit dem kühnen Balkanübergang die vielgerühmte Flotte des schwarzen Meeres, unter Admiral Greigh die Ueberbleibsel der „unkundig und muthlos geführten" Osmanlisahrzeuge im ersten Anlauf durch Entern weggenommen, die Bosporusbatterien zum Schweigen gebracht und ihre eigenen Feuerschlünde dem großherrlichen Palast gegenüber aufgepflanzt?

Alle Welt, und am meisten die Türken selbst, hatten solche nautische Erfolge der Russen erwartet. „Wir segeln aus um nicht wieder zu kommen," rief der Kapudan-Pascha und steuerte gegen Wind und Welle in den Euxinus hinein.

Grausamer ward aber niemals eine Erwartung betrogen! Der Kapudan-Pascha ist nicht nur ohne Verlust wieder zurückgekommen, er hat sogar die russische Fregatte „Rafael" als Prise heimgebracht.

Der Czar, durch seinen Pyrrhussieg erschrocken und vor ganz Europa beschämt, bedurfte des Friedens nicht weniger als der überwundene Padischah. Und hätte der Sultan neben dem in Schumla aufgestellten activen Heere schon damals, wie heute, über eine schlagfertige Reserve in Stambul selbst zu verfügen

gehabt, so wäre Sabalkanski's Heerhaufen dem Schicksal seines heldenmüthigen Vorgängers Swätoslaw nicht entronnen.

Für die unermeßlichen Opfer an Menschen, Geld und Credit haben die Russen verhältnißmäßig nur unbedeutenden Ersatz genommen, sind aber mit der melancholischen Ueberzeugung, daß bei nicht ganz vernachlässigtem Widerstande der Osmanli nur mit Aufopferung eines ganzen Heeres von der Donau bis unter die Mauern von Stambul vorzudringen sei, wieder hinter den Pruth zurückgegangen,

„froh der bestandnen Gefahr, doch ohne die lieben Gefährten *)."

Die Annahme, daß die Russen am Schlusse des ersten Feldzugs (1828) schon mehr als 80,000 Mann verloren hatten, wird nicht zu widerlegen sein. Sind ja bei der fruchtlosen Bestürmung des halböden Varna von den Leibgarden des Imperators allein über 3000 der auserlesensten Krieger mit einer unverhältnißmäßig großen Zahl hoher Officiere gefallen. Das Geheimniß aber, wieviel in beiden Feldzügen der glühende Boden Romaniens vom Troß des gemeinen Fuß- und Reitervolkes verschlungen habe, ist wahrscheinlich mit Diebitsch-Sabalkanski zu Grabe gegangen.

Was nützt den Russen ihre Disciplin, ihre Todesverachtung und ihre Tapferkeit? Daß im Kriege bei allen Armeen, am meisten aber bei den Russen in ihren Feldzügen gegen die Türken, mehr als zwei Drittel des erlittenen Verlustes auf Seuchen, auf mangelhafte Verpflegung, auf Noth, Unverstand und nutzlose Plackereien aller Art zu stellen seien, ist eine traurige, aber nicht zu bestreitende Wahrheit. Nicht das Schlachtfeld, sondern das Lazareth und der Hunger fressen die Heere auf, und bei den Russen ist es in Führung und Verpflegung heute (1853)

*) Ἀσμενοι ἐκ θανάτοιο, φίλους ὀλέσαντες ἑταίρους.

nicht beſſer beſtellt, als es vor fünf und zwanzig Jahren war. Fortſchritte, wo nicht in beiden, ſo doch wenigſtens in der innern Ausbildung und Lenkung ihrer Streitkräfte, haben in der Zwiſchenzeit nur die Türken gemacht, und ſelbſt die öffentliche Meinung des Occidents beginnt die ruſſiſche Sache zu verlaſſen und zu Gunſten der Moslimen umzuſchlagen, weil Europa den Frieden will und das wühleriſche, herausfordernde, hinterliſtige, ſtörriſche und habgierige Weſen der moskowitiſchen Byzantiumspolitik endlich ſelbſt dem deutſchen Phlegma läſtig wird. Oder wie würde etwa der neue Paladin des Conſervatismus — der talentvolle und gelehrte Doctor Z . . l in H . . . g — ein politiſches Syſtem nennen, welches überall die Ruhe und das friedliche Gedeihen ſtört, und welches in der Abſicht, die wohlgemeinten aber bisher erfolgloſen Beglückungsanſtrebungen eines unabhängigen fremden Potentaten zu lähmen und ſeine Unterthanen zu überreden, daß ſie eigentlich Urſache hätten unzufrieden zu ſein und ſich gegen ihre geſetzliche Obrigkeit aufzulehnen, weder Geld noch Worte, noch Verführungs- und Gaukelkünſte jeglicher Gattung ſpart?

Einen Czar durch Ermahnungen oder gar à la Times durch blindes Vertrauen auf ſeine Hochherzigkeit von ſchlimmen Wegen abzulenken, wäre ein ebenſo nutzloſes Unternehmen, als wenn irgend ein frommer Strumpfweber des Basler Miſſionsvereins den Dalai-Lama bekehren wollte. Daß man ſich im Occident bisher über die Ruſſen nicht zu beklagen habe, ja ihnen ſogar viel Liebes und Treues ſchuldig ſei, will man gern eingeſtehen. Aber wer bürgt uns dafür, daß der Autokrat, wenn es mit der Türkei vollſtändig gelingen ſollte, ſeine liebenswürdige Praxis nicht auch anderswo verſuche, und vom anatoliſch-geiſtlichen Hochmuthe und von der leidenſchaftlichen Hartnäckigkeit eines Photius und Michael Cärularius entflammt, das abendländiſche Katholikenthum befehde? — was den Leuten in Tirol allerlei zu bedenken gibt.

Aegypten und Syrien.

Gross-Kairo und die Miſſion des Islam.

(1851.)

Ebenſo leicht und ebenſo willkommen wie auf Groß-Kairo am Nil könnte ſich der flüchtige Blick auf die Wald-Oaſe von Damaskus, ebenſo leicht auf die vergilbten Trümmer von Balbek, oder auf die Piſtacienhaine des ſchöngepflaſterten Haleb mit der kurzrauſchenden Silberfluth ſeines Kobeik niederlaſſen.

Labſal wäre es vielleicht für viele Seelen im Occident, vom Immergrün und von der unverwüſtlichen Majeſtät der Cedernwälder des Libanon zu reden oder auf den ſtolzen Schwung des Azad-Dracht des ſyriſchen Küſtenrandes hinzudeuten.*) Das melancholiſche Tyrus mit der maſſig aus der Erde heraufquellenden und nutzlos verrinnenden Waſſerfülle der Salomonsbrunnen, die Terebinthen von Sidon, das Smaragdgrün der Karmelwieſen und der buntfarbige Anemonenteppich auf Saron buhlen ebenfalls um die Gunſt eines Pinſelſtriches.

Dieſes Mal jedoch ſoll Groß-Kairo den Vorzug haben.

Das militäriſche Hauptquartier und der Imperatorenſitz der ſtreitenden Kirche des Islam iſt freilich am Bosporus, und die abgeſchmackte Behauptung der Turco-Byzantiner: Konſtantinopel ſei die Hauptſtadt des Erdbodens, und die jedi kral, d. i.

*) „Azad-Dracht" iſt aus der perſiſchen Botanik entlehnt und bedeutet: Freiheits-Baum.

die ſieben Könige der Chriſtenheit, gehen insgeſammt beim Padiſchah zu Lehre, kennt bei uns Jedermann. Geiſtige Metropole dagegen und lebenswarmer Sitz, ja gewiſſermaßen geheimnißvolle Werkſtätte des islamitiſchen Gedankens iſt für die Geſammtlande am Mittelmeer und am atlantiſchen Ocean anerkannter Weiſe [illegible] Kairo in Aegypten, wie es Bochara in [illegible] das Tell-entlegene Turan iſt.

Mekka iſt nur das Heilig-Grab, und im Orient macht das Dogma, nicht die Sprache oder irgend eine andere Zufälligkeit, die Nationalität. Und ſo lange das Dogma in einem Volke lebendig iſt, widerſteht es jeder weſentlichen Veränderung ſeiner politiſchen und geiſtigen Zuſtände mit unbeſiegbarer Hartnäckigkeit. Eine Revolution im vollen und furchtbaren Sinn des Wortes hat von jeher nur die Kirche als Hinterlage des geiſtigen Lebens der Nationen hervorzubringen die Kraft gehabt. Weil nun aber die politiſchen und ſittlichen Beſtände Groß-Kairo's und ſeiner Bevölkerung für alles was in Aegypten, in Arabien, in Paläſtina, in Syrien, in Meſopotamien und in Afrika zum Koran ſchwört, maßgebend und Muſter ſind, wird ein näheres Eingehen in dieſe Dinge nicht überflüſſig ſein. Die Europäer in ihrem claſſiſchen Schwindel möchten den Angelpunct der morgenländiſchen Dinge noch immer in ihrem Hellas finden. Der Iliſſus iſt aber ſchon längſt ausgetrocknet, und matt und trübe ſchleicht ein dünner Waſſerfaden durch den knorrigen Cephiſuswald in den Golf von Salamis hinab, während der Nil, die Heimat der großen Ungethüme und des religiös-philoſophiſchen Gedankens, ſeine lebensprühende, ewig reiche Fluth aus geheimnißvollem Born, durch Wüſten und Felſenriſſe brechend, in wunderbarer Majeſtät und Fülle dem brandenden Binnenmeer entgegenwälzt. Seit länger als 6000 Jahren kämpfen dort die Elemente und ringt mit wechſelndem Erfolge das Trockene

mit dem Flüssigen, das Bestehende mit dem Wandelbaren in endlosem Streit, ein Bild der menschlichen Dinge, wie sie in Kampf und Mißgeschick doch langsam vorwärts schreiten und dem Bessern zum Sieg verhelfen.

Aegypten in seiner Vergangenheit und in seiner Gegenwart ist ein noch ungelöstes Räthsel, und wie das Land am Nil einst die Gigantomachie der alten Götterwelt getragen hat, so soll es auch heute, wie es scheint, die Walstatt liefern, auf welcher die neuen Erdengötter den lang verschobenen und doch unausweichlichen Kampf um Sein und Gestaltung auszufechten haben. So wollen es die Sternen und ihr Diener Palmerston.

Aegypten, das festeste Marschland des Erdbodens, am Kreuzwege dreier Welttheile gelegen und die Urwiege aller Gottesgelehrtheit, aller Künste und aller menschlichen Bildung, wäre allerdings ein großartigeres Entscheidungsfeld für die morgenländische Frage als der Archipelagus und das trockene Griechenland.

In den riesigen Königshallen zu Theben ist es freilich schon lange öde und stumm, und auf der Stelle, wo einst das große Memphis stand, rauscht heute der Dattelwald. Das alte Alexandria aber, der kolossale Gedanke des macedonischen Genius, ist unter dem Widerschlag des altägyptischen Elementes völlig verschwunden und steigt erst jetzt als Unterpfand des wieder angebahnten Verkehrs mit dem Occident aus dem Schutt empor. Das echte Mark Neu-Aegyptens dagegen, seine Herrlichkeit und Pracht zeigt eine Stadt, die der Eingeborene, wie das Nilland selbst „Maër", der Europäer aber Alt-Kair, „der Kairo" schlechtweg nennt.*)

*) Der alte arabische Name für Aegypten ist „Mizr". Im Hebräischen braucht man den Dual Mizraim, „die beiden Aegypten", d. i. das Oberland und das Unterland, welche häufig abgesonderte Staaten mit eigenen

Groß-Kairo, eine Schöpfung der gegen Bagdad rebellirenden Fatimiten und kaum 200 Jahre älter als Neu-Athen am Iſarſtrom, iſt vielleicht das glanzvollſte Denkmal des unter ſeiner eigenen Größe erliegenden Chalifats. Die Citadelle mit der reizenden Fernſicht wurde von Saladin beinahe zu gleicher Zeit mit Derwiſchabad (1176) angelegt. Den Vergleich der beiden Städte weiter auszuſpinnen und die traurige Fläche des Bojerlandes mit ihrem wilden Strom an die üppige Gartenfülle des Nilthales hinzuſtellen, wäre ein gar zu gewagtes Spiel. Wo wären unſere Pyramiden? Wo fände der Wanderer das Roſenparadies der Schatten-Inſel Raudha? Wo die Hyacinthenpracht von Schubra? Wo den Balſamhauch und die ſchwellenden Lüfte einer Kairo-Nacht? Die Stadt ſelbſt liegt etwa eine Stunde vom Strom entfernt, wo das Pflanzenleben und ſein grüner Teppich an die Oede ſtreift und der Boden ſich langſam zur kahlen Hügelreihe des rothgelben Mokattam erhebt. Oben auf der Plattform des Mokattam iſt die Burg mit Mohammed Ali's, nach Art der Pharaonen, noch bei Lebzeiten begonnenem und halbvollendetem Mauſoleum, mit Kaſernen, Wohnhäuſern, Baumgruppen und Buſchwerk aller Art. Den Labetrunk für Menſchen, Thiere und Pflanzen gibt der uralte, von Juſuf Selacheddin wieder hergeſtellte, 250 Fuß tief durch den Felſen bis zum Nil-Niveau hinabreichende ſogenannte Joſefsbrunnen — ein rieſiges Quadrat mit ſanft abſteigenden Wendel-Gallerien und gewaltigem Räderwerk das Waſſer herauszuziehen. Wer empfinden will, was Kairo und ſein Landſchaftsbild zum Gemüthe ſpricht, der ſende nur zur rechten Tageszeit von der großen Burgterraſſe den Blick abendwärts gegen den libyſchen

Regentenhäuſern bildeten. Das Alt-Kairo der Europäer iſt nur corrumpirte Ausſprache des Arabiſchen El-Kâhirâ, die Siegreiche, wie die Stadt in den erſten Zeiten nach ihrer Gründung hieß.

Thalrand hin. Die Pyramiden mit ihrer ſteinernen Grabesruhe am Saum der noch weit hinaus ſichtbaren Wüſte ſchließen den Horizont.

Im Zwiſchenraume bis zum Fuße der Rieſenmonumente wälzt ſich in breiten Rinnen die überſtrömende Wogenflut und das Auge ſchweift langſam über helles Grün, über dunkle Palmenſchatten und über das breite Silberband des Nil-Mäanders zum Häuſermeer der Stadt zurück. Die Trümmer von Heliopolis und der Memphiswald begrenzen links und rechts das Bild, und es wird ſich Niemand wundern, wenn ſich beim Anblick dieſer zauberhaften Landſchaft das froſtigſte Gemüth bewegt, wenn der Weiſe meditirt, der Künſtler in Feuer geräth und ſelbſt der für Natureindrücke unempfindlichſte Menſch für einige Momente nachdenkend und träumeriſch wird.

Kairo gehört unter die großen Hauptſtädte der Welt und ſteht mit Einſchluß der beiden Hafenorte Bulak und Alt-Kahira dem Flächeninhalte nach nur um ein Weniges hinter der großen Metropole an der Seine zurück. Und doch wohnt nach gewöhnlicher Annahme in den 26,000 Häuſern dieſer ungeheueren Stadt nur eine aus den drei Welttheilen zuſammengewürfelte Bevölkerung von nicht mehr als etwa dritthalbmal hunderttauſend Menſchen aller Farben, aller Gemüthsarten und aller religiöſen Bekenntniſſe.

Dreihundert bis vierhundert Moſchee-Thürme und Kuppeln, von denen viele vergoldet und vergoldet in der Morgenſonne funkeln, verkünden Kairo's Pracht. Selbſt höher noch als die Burgterraſſe ragen die beiden gigantiſchen ſtolzen Minarete der Sultan-Haſans Moſchee in die Luft, und vom ewig wirbelnden Marktgedränge des großen Platzes unterhalb der Burg ſteigt nicht ſelten der dumpfe Schall deutlich hörbar zur Schloßterraſſe herauf. Von der architektoniſchen Regelmäßigkeit euro-

päischer Städte iſt im Innern von Kairo keine Spur; es iſt ein unentwirrbares, von röthlichem Duft überlagertes Häuſerconglomerat mit kurzen Sackgaſſen und mit Abſchließungsthoren für einzelne Stadtviertel plan- und ordnungslos ineinander fließend, ohne Numerirung und Aufſchrift hingelegt. Selbſt die Hauptſtraßen, die von Nord nach Süd und von Weſt nach Oſt das Labyrinth durchſchneiden, vermeiden die gerade Linie und ändern ſtreckenweiſe den Namen, ſo daß, um im Innern Kairo's ſich zurechtzufinden und eine beſtimmte Wohnung aufzuſuchen, lange Uebung und beſonderer Tact erfordert wird. Um die Sonnengluth zu mildern und die läſtige Helle abzuhalten, ſind die Wohngebäude mit ihren flachen Dächern meiſtens, die einzelnen Gelaſſe aber allzeit hoch, weit, luftig und halbdunkel, was man um ſo leichter erzielt, als das erſte Stockwerk über das Erdgeſchoß, und das zweite über das erſte und ſo fort in die oft ſo enge Gaſſe hereinragt, daß ſich die Bewohner gegenüberſtehender Häuſer vom Balkon aus die Hände reichen können. Strohmatten von einem Dache zum andern auer über die Baſarſtraßen gelegt, vermehren noch die Dunkelheit und die Schattenkühle. Feuerbrand und Aufruhr in einer ſolchen Stadt ſind doppelt fürchterlich. Ein Canal, breit und tief und mit vielen Brücken verbunden, führt von der Nil-Inſel Raudha das Waſſer mitten durch die Stadt, und Hunderte von Laſtthieren und Schlauchträgern füllen die Lücken aus, welche Canal und Brunnen im täglichen Bedarf noch offen laſſen. Ueberhaupt ſorgen mehr als 20,000 geſattelte graue Vierfüßer für raſchen Verkehr und ſchnelle Bewegung in der Stadt. Als Richtungspuncte und gleichſam als Feldzugsplan gegen die architektoniſche Kairo-Anarchie dienen freie leere Räume inmitten des Häuſermeeres, von welchen leeren Räumen die dem Sande abgerungene, laubumſchattete und von luftigen Paläſten umgebene Esbekieh allein den Luxor-Platz in

Paris um mehr als das Dreifache an Ausdehnung übertrifft. Die Häuser selbst, aus ungebrannten, nur in der Sonne getrockneten Nilschlammziegeln aufgebaut, bieten meistens einen gelbgrauen, melancholisch-düstern Anblick dar. Nur die Paläste der Vornehmen haben ein Erdgeschoß aus behauenem Gestein mit buntem Farbenspiel an jeder Schicht. Ballone und Fenster ohne Glas, aber mit Gitterwerk und kunstreich verschlungenem Schnitzwerk aus Holz treten oberhalb als Decoration hervor. Der echt saracenische Spitzbogenstyl der Palastthore Kairo's ist in der ganzen Welt bekannt und angerühmt.

Unter den Moscheen sind die Tulun, el-Hakim, el-Azhar und Sultan-Hasan genannten die schönsten, letztgenannte aber vor allen merkwürdig durch die Größe und Höhe ihrer Kuppel und der beiden Minarete. Dieser wundervolle Bau ist der Glanzpunct von Kairo wegen der verschwenderischen Mannigfaltigkeit der Marmorsäulen und des Arabeskenschmuckes aus buntem Stein und Bronze, geschmückt mit riesigen Aufschriften in Goldbuchstaben, roth, gelb, blau und grün. Das Ganze ist von zauberhafter Wirkung, wenn die Abendsonne von den Pyramiden herüberscheint. Im Vorhof bietet dem müden Beter ein gewaltiges, mit vergoldeten Stäben eingeschlossenes Marmorbecken den Labetrunk, und im kahlen Innern fällt das Licht von der hohen Kuppel auf den grüngelb geblümten Teppich des Fürsten herab.

Wundere sich Niemand über die architektonischen Reize und über die verschwenderische Pracht der großen Fatimitenstadt. Aus Eifersucht gegen das alte Rom hat Konstantin sein Byzanz verherrlicht, und ebenso hat im Gegensatz zur neugegründeten Chalifen-Residenz Bagdad der von der Centralgewalt am Tigris emancipirte Sultan von Masr die Stadt El-Kahira angelegt und zu ihrem Schmucke alles aufgeboten, was der saracenische

Orient in der Blüthenzeit der Kunst an Reichthum und Glanz vermochte.

Kleine Baumgruppen aus Palmen und Sykomoren und größere Gartenanlagen außerhalb des Mauerumfangs fehlen, wie in keiner Stadt des Morgenlandes, so auch in Kairo nicht. Aber es sind nicht unsere Gärten mit symmetrischen Baumalleen, mit schnurgeraden Wanderpfaden und mit zierlich gekämmten Rasenbeeten nach den Vorschriften eines Le-Nôtre oder im brittischen Geschmacke angelegt. Die Kairogärten sind nach Art der Paradiese des Orients überhaupt schattige Baumdickichte, wo hochwüchsige Pomeranzen- und Citronenstämme mit ihrer goldenen Frucht, traubenbehangene Weinranken, hellgelbe Acacien mit Sykomoren und schlanken Dattelpalmen, dunkle Maulbeer- und Granatbäume in purpurrother Blüthe neben undurchdringlichem Buschwerk von Myrten, Hibiscus und dem Riesenblatte des prachtvollen Bananenstrauches plan- und regellos Schatten und Blumenduft in einander gießen. Enge, krumme, durch das Laubdickicht hinschleichende Pfade, Teiche, die der Sonnenstrahl nicht erwärmt, rinnendes Wasser, Feiertagsstille und der aromatische Hauch balsamgeschwängerter Lüfte vollenden das Zauberbild. Wie oft saß ich in diesen irdischen Paradiesen auf der Nil-Insel Raudha, bei Kasr el-Ain, im magischen Schubra während der Mittagsglut allein und in seliger Vergessenheit europäischer Bedrängniß und Bücherqual, den Frieden in der Seele, das Glück im Augenglanz und die Brust geschwellt von süßer Schwärmerei und künftigem Lebensglück!

Wie man in Groß-Kairo die Stadtviertel nennt, wie man die Marktpolizei handhabt, den täglichen Lebensnöthen begegnet, Steuern hebt, die Bastonade gibt, Handel treibt, lange Karawanenzüge aus Inner-Afrika durch die engen Straßen führt, Schlangen in Stöcke verwandelt, das Ebenbild Abwesender oder

längſt Verſtorbener ſcharf und treu im Tintenklecks einer hohlen Hand ſehen läßt, wie man Pilav röſtet und die ſüße Banane ſchmort, bleibt hier füglich unberührt und wird auch leicht vermißt. Höheren Reiz böte freilich das große, ſchwarze, mandelförmige, ſanfte Auge der Kairotöchter, wenn es unter langen Wimpern dem fremden Gaſt entgegenblitzt. Schönere Augen und bethörendere Blicke als in der großen Fatimitenſtadt ſieht man nirgends in der Welt. Hat aber das alles nicht ſchon längſt der Britte Lane genau und zierlich ausgelegt?

Ob aber die gütige Natur irgend einem andern Volke klangvolleres Metall in die Männerbruſt eingeſchmolzen als bei den „Söhnen von Maër", muß Jedermann bezweifeln, der längere Zeit in Kairo lebt, und außer dem in nächtlicher Stille melodiſch über das Häuſermeer hinſchallenden Ruf der Müezzin nur die Stimmen almoſenheiſchender Gaſſenjungen und das „Lebben! Lebben!" der Sauermilchverkäufer in der thauigen Morgenſtunde hört.

Bedeutungsvoller und merkwürdiger als Augenſchmelz und als Glockenklang der Stimme iſt das Gewicht, welches das große Kairo durch ſeine wiſſenſchaftlichen Inſtitute in die Wagſchale der Kulturverbreitung im Sinne des Islam legt. Groß-Kairo iſt das Rom der Lehre Mohammeds, Groß-Kairo nährt in ſeinem Schooße, wenn auch nicht eine ebenſo reich als glanzvoll ausgeſtattete, doch eine ebenſo ſtandhafte, eine ebenſo glaubenseifrige, eine ebenſo zähe, und, was am meiſten zu bedeuten hat, eine ebenſo erfolg- und ſiegreiche Propaganda, wie in ihrer Art die Tiberſtadt. Aſien ward bekanntlich durch das Chalifenſchwert und durch den Ekel vor der kaiſerlichen Dogmatik von Byzanz dem Islam zugeführt. Die ungezählten Hunderttauſende ſchwarzer Moslimen im Innern Afrika's dagegen ſind die wohlgepflegte, unbemerkt und friedlich erzielte Frucht des Apoſtolats

in Groß-Kairo. Ohne daß man es in Europa beachten wollte, iſt der Islam bis ſüdwärts über den Aequator, ja zum Theil bis an die Geſtade des atlantiſchen Oceans ins Herz von Afrika vorgedrungen. Der Welttheil Afrika ſcheint zum wahren gelobten Lande und zur Vorzugserbſchaft des Propheten von Mekka beſtimmt zu ſein. Jetzt iſt die Chriſtenheit allerdings zur Kenntniß der Triumphe ihrer Nebenbuhler gekommen und ſchickt von der einen Seite den Katholiken Knoblecher mit einer Apoſtelcolonie zur Abwehr von Chartum den weißen Nil hinauf, während von der Goldküſte und vom Kap ausgehend das Methodiſtenthum der Islamspropaganda mit gleichem Eifer, aber dem Anſchein nach mit ungleichem Erfolg entgegentritt.

Glaubenspropaganda ſetzt überall Schulen, Unterricht, gährende Kraft und einen lebendigfriſchen Kern theologiſcher Wiſſenſchaft voraus. Findet man aber ſolche Dinge in Groß-Kairo, und wer hätte je davon gehört? El-Azhar, eine der größten und ſchönſten Moſcheen in Kairo, iſt noch heute die erſte und vornehmſte Univerſität des islamitiſchen Orients. Die Summe aller mohammedaniſchen Gelehrſamkeit und Bildung iſt im akademiſch gegliederten Lehrkörper dieſer Hochſchule dargeſtellt, und wer immer in dieſen Ländern nach höherer Erkenntniß ſtrebt und die letzten Gründe ſeines Glaubens erforſchen möchte, eilt zu dieſem bis heute noch ungetrübten Born der Wiſſenſchaft.

Zwölf Oberälteſte (Scheiche), ausgezeichnet durch orthodoxe Strenge und gelehrte Tüchtigkeit, ſtehen an der Spitze der Anſtalt und bilden gleichſam das höchſte Tribunal und die letzte Inſtanz in allen Fragen über Wiſſen und Glauben der Kinder Mohammeds.

Bei den blinden und beinahe unausrottbaren Vorurtheilen der Chriſten gegen den Islam und ſein Weſen überhaupt könnten die Ausdrücke: Hochſchule, Akademie, Lehrkörper, Studium,

Bildung, Wiſſenſchaft in manchem Gemüthe Aergerniß erregen und die Frage hervorrufen: ob man in den mohammedaniſchen Ländern außer dem Koran und ſeiner Exegeſe noch irgend etwas von Kunſt, Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung kenne? Die gründlichſte Antwort auf Bedenken und Zweifel dieſer Art haben neben Hammer-Purgſtall Dr. Weil und Abt Haneberg gegeben, und über die gewöhnlichen Lehrgegenſtände der El-Azhar-Univerſität haben wir ſeiner Zeit in Kairo ſelbſt das Nöthige erfragt und aufgeſchrieben. Mancher deutſche Hochſchüler blickt vielleicht mit Geringſchätzung auf ſeine Commilitonen von Kairo herab, wenn er Declinieren und Wortfügen, d. i. Grammatik und Syntax der arabiſchen Volksſprache auf dem Verzeichniß der Univerſitätslehrgegenſtände lieſt. Rhetorik, Verſekunſt und Algebra wird er ſchon eher gelten laſſen; als vollkommen ebenbürtig und auf gleicher Höhe mit ihm ſelbſt ſtehend wird er aber nur die Scholaren der Logik, der Philoſophie, der Theologie, der Aſtronomie, der Medicin, der Koranauslegung und der Jurisprudenz im weiteſten Sinne des Wortes anerkennen. Daß auf den islamitiſchen Hochſchulen geiſtliche und weltliche Geſetzeskunde noch unausgeſchieden ſind, und derſelbe Lehrer über Religionsphiloſophie, über Moral, über bürgerliches und peinliches Recht Vorträge halte, iſt im allgemeinen ſchon bekannt. Den neuen europäiſchen Gedanken, die Schule von der Staatskirche und das Wiſſen von der Controle des Klerus zu emancipiren, kann bei den mohammedaniſchgläubigen Völkern Niemand begreifen.

Am ſchlimmſten war es im mohammedaniſchen Unterrichtsweſen ſeit dem Erlöſchen der berühmten arabiſchen Hochſchulen von Cordova und Bagdad, wenigſtens bisher, mit den naturgeſchichtlichen und mediciniſchen Studien beſtellt. Und der Preis, um welchen in Kairo und Konſtantinopel der unbeugſame Widerwille der Mohammedaner gegen die chriſtliche Wiſſenſchaft, beſon-

ders im Puncte der Medicin, endlich gebrochen werden konnte, iſt Jedermann bekannt.

Um in Kairo als Hochſchüler einzutreten, wird nichts weiter gefordert, als daß der Candidat leſen, zur Noth ſchreiben und auch etwas Koran recitiren könne. Das Univerſitätsgebäude ſelbſt iſt in regelmäßigem Viereck um einen großen Platz im Mittelpuncte der Stadt angelegt. Eine Seite des eingeſchloſſenen Hofraums iſt für den Gottesdienſt beſtimmt, die drei anderen aber beſtehen aus kleineren Säulengängen mit Gemächern für das landſchaftsweiſe abgetheilte und klöſterlich eingepferchte Geſammtſtudentencorps. Das freie Univerſitätsleben des Occidents iſt in Kairo nicht erlaubt. Jede Abtheilung der Studenten hat ihre beſondere Bücherſammlung, die neben den öffentlichen Vorträgen der Lehrer den jungen Leuten auf dem Pfade der Wiſſenſchaft vorwärts helfen ſoll. Kein Student bezahlt Collegiengelder, der Unterricht iſt völlig frei, und ſelbſt die Lehrer beziehen vom Staate keinerlei Gehalt, wenn man nicht etwa den hölzernen Schöpflöffel voll geſottener Saubohnen, welche nach uraltem Brauch die Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften in Kairo als Präſentgeld erhalten, in die Kategorien der Staatsbeſoldungen ſtellen will. Früher wurden durch reiches Kirchengut, durch ſtiftungsmäßige Haus- und Ackerrenten für die Lebensnothdurft der Lehrer wie der Schüler die nöthigen Mittel aufgebracht. Mohammed-Ali aber, welcher Aegypten ohne Beiſtand der Gelehrten und ohne Sorge für Kunſt und Wiſſenſchaft beherrſchen und glücklich machen wollte, hat Gut und Rente größtentheils eingezogen, als frommer Moslim aber zugleich Befehl ertheilt vom frühern Segen zur Stärkung der armen Gelehrten während des Buß- und Faſtenmonats noch einen Pfennig übrig zu laſſen. Bei dieſer allgemeinen Confiscation des Eigenthums ſind außer den nöthigen Geldern für

Baulichkeiten und für Bezahlung der vornehmsten Moscheebeamten nur die Stiftungen für auswärtige Schüler verschont geblieben, während die einheimischen Studenten sammt ihren Lehrmeistern durch Privaterwerb für sich selbst zu sorgen haben. Man gibt bezahlte Nebenstunden bei reichen Leuten, copirt Bücher, speculirt auf vacante Stellen, betet salbungsvoll in Familienkreisen oder bei Grabmonumenten alter Herrscher vor, lehrt den Turban nach Rang und Würden gehörig umzubinden oder leitet in besonderen Innungen orthodoxer Moslimen Privatandacht und Katechese kundig und geschickt. Hin und wieder gibt es auch noch reiche und dankbare Schüler, die dem alten Lehrer Geschenke bringen an Lebensmitteln oder Geld. Vor der Confiscation des Schul- und Kirchenguts zählte die Azhar-Universität für sich allein eine ebenso große Zahl Schüler wie jetzt München und Berlin zusammengenommen. Seit jenem Act der Spoliation aber soll die Zahl der Hochschüler auf etwa 1500 zurückgegangen sein. Unter diesen findet man jeder Zeit verschiedene Schwarze aus Inner-Afrika, die einst als Sklaven nach Aegypten kamen, nach vollendeten Studien aber als feurige Verkünder des Islam wieder in die Heimat entlassen werden.

Der Islam ist weder todt noch sterbend, noch auch unerrettbarem Verfall entgegeneilend, wie man in Europa gern glauben möchte. Der Islam hat frische Kraft, und Afrika ist das Feld, auf dem sich Blutentrieb und Glaubensmuth der Einheitsbekenner erproben, stärken und entfalten kann. Alle Sorge und alles Streben von Seiten der Christenheit, den Islam abzuschwächen und aufzufangen, wird und muß in der Hauptsache vergeblich sein. Der Islam ist der Repräsentant der Vernunft, deren Rechte ebenso unverjährbar wie die Rechte des Glaubens sind. Hätte die christliche Kirche des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts neben dem Spiritualismus des Athanasius auch die

rationalistische Weltansicht des Areios ertragen, und sein Homoiusion als freie Kirche neben sich dulden können, wäre der Islam wahrscheinlich niemals hervorgetreten. Erst wie das eine der beiden gleich berechtigten und gleich nothwendigen Elemente jeder religiösen Glaubensgesellschaft auf der constituirenden Versammlung zu Nicäa feierlich proscribirt und nach dreihundertjährigem Kampfe zwar nicht in den Gemüthern der Gläubigen, aber doch in staatsrechtlich organisirtem Bestande endlich erdrückt war, hat sich der Prophet von Mekka als Rächer und Vertheidiger der religiösen Freiheit erhoben.

Nicht früher als bis die Christenheit das alte Unrecht wieder gut macht und den athanasischen Exclusivismus fallen läßt, wird an eine Annäherung und an ein ausgleichendes Ineinanderfließen der beiden weltbeherrschenden Glaubenskreise zu denken sein.

Semilasso und die ägyptischen Fellahs.

(1839.)

Will man auf Semilasso hören, so wären alle Schilderungen, die seit einer Reihe von Jahren über die jammervolle Lage des ägyptischen Bauernvolks nach Europa gedrungen sind, im Lichte rhetorischer Floskeln und als bloße Fictionen halbunterrichteter und boshafter Demokraten zu betrachten. Weit entfernt, unter Arbeit, Hunger und Geiselhieben, wie man es sagt, ihr armseliges Leben hinzuschleppen, werde die Bauernschaft in Aegypten mit allumfassender väterlicher Sorgfalt gepflegt, sei besser genährt und begütert, folglich viel glücklicher als ihre Brüder und Standesgenossen in den meisten Staaten der Christenheit. Gott bewahre! Semilasso will nicht die Unwahrheit sagen; er glaubt es endlich selbst, ja er ist innig von der Wahrheit seiner Aussagen, sowie von der verleumderischen Bosheit eines Cadalvène und Consorten überzeugt. Hat es ihm nicht Mehemed Ali selbst in höchst eigener Person nach fettem Mittagessen auf golddurchwirktem Kanapee erzählt? Und wer könnte es denn besser wissen, als eben Mehemed Ali, der allgewaltige Satrap, wie viel Geld er aus den Taschen seiner Bauern nehme und welche Lasten er auf ihre Schultern bürde? Sollte man etwa an den Worten eines so großen Gebieters, eines so gnädigen Gönners Zweifel hegen, oder wohl gar in die Hütten der Bauern hineintreten und an

den Feldarbeitern ſelbſt den Grad ihrer ökonomiſchen Glückſeligkeit bemeſſen? O nein, ſo unritterlich iſt Semilaſſo nicht. Semilaſſo iſt vor allem Grand Seigneur und ſieht die Welt mit ihren Mühen aus der Cavalier-Perſpective, wie Neugebaur ſagen würde. Ein Wort aus Satrapenmunde iſt ihm ein untrügliches Orakel. Mögen unruhige und turbulente Köpfe, die überall nur Schlimmes ſehen, durch die Dörfer wandern und die keuchenden Knechte Mehemed Ali's beklagen, Semilaſſo reitet und ſegelt mit dem prunkenden Palaſtgefolge und kennt nur eine Thorheit, nur einen Irrthum, vorwitziglich an einem von oben herabkommenden Spruch zu klügeln. „In Aegypten kann man leben, ſagt Mehemed Ali, bei mir geht es den Leuten gut, ja beſſer, als weiland unter meinen Vorgängern, den Mameluken.“ Das iſt für Semilaſſo genug, ja ſchon zu viel; er wundert ſich und iſt tief gerührt, daß ein ſo großer Fürſt, der „einem ſchlichten preußiſchen Edelmann“ aromatiſchen Mokka zu trinken und aus einem mit Diamanten beſetzten Ambrarohr zu rauchen gibt, ſo genügſam iſt und von den Leuten nicht noch mehr verlangt. Seht nur, ihr Demagogen und Kritiker, den grünen Saatenteppich Aegyptens in unabſehbarer Breite zwiſchen Fluß und Wüſte ausgeſtreckt; ſeht das üppig aufwuchernde Baumgewächs, die Palme, die Sykomore und den nackten, breitſchultrigen Fellah, wie er rüſtig Waſſer ſchöpft und Lieder ſingt, ohne Zweifel im Gefühl überſchwenglicher Glückſeligkeit. Grüne Felder, Klee, Palmen und Muſik beim Waſſerſchöpfen, meint Semilaſſo, welch ein Land iſt dies Aegypten, welch ein Fürſt Mehemed Ali! Semilaſſo — voll Geiſt, Styl und Witz — nimmt noch ſelbſt die Laute und ſingt wie der mediatiſirte Emir am Tigris:

Schwarz ſind des Palaſts Ruinen,
Weil die Feinde ſie verſchwärzt;
Doch die Wüſten werden grünen,
Wenn ſie Mehmed Ali herzt.

Viel fehlt nicht, und Semilaſſo endet noch mit Vorwürfen an das liebe deutſche Volk, daß es ſeine Auswanderer in das traurige Moscovien, in das barbariſche Numidien, in das unruhige Land der Yankees ſende, ſtatt ſie als wohlbeſtallte Fellahs am Nilſtrom anzupflanzen.

Wem ſoll man nun glauben, wenn die Einen Mehemed Ali als Ungeheuer, als eiſernen Dränger und Würger, als blutſaugenden Vampyr des Nilthales ſchildern, Andere aber, wie Semilaſſo und der Eremit von Gauting, in demſelben Manne den Helden des Jahrhunderts, den Trajan moslemitiſcher Herrſcher, den großen Reſtaurator und Friedensfürſten des Orients erblicken? Oder ſoll man zuletzt gar noch auf die Stimme des frommen Dulders Schubert horchen, wenn er im Nil-Satrapen einen ſtrengen Gärtner ſieht, der den Baum, worüber ihn Gott zum Hüter beſtellt, auf höhere Zulaſſung hin etwas ſcharf beſchneidet!

Selbſt in Aegypten geweſen zu ſein, iſt alſo in dieſen Dingen, wie man ſieht, noch keine Bürgſchaft für gleichmäßiges und unparteiiſches Erkennen. Oder haben die widerſprechenden Beurtheiler deſſelben Mannes nicht in gleicher Weiſe dies Land vom Mittelmeer bis an die Katarakten durchzogen und die Pinſelſtriche zu ihrem Gemälde an Ort und Stelle in der Wärme des erſten Eindrucks geſammelt? Bei uns möchte man einmal mit dem Mann ins Reine kommen und wiſſen, ob er wirklich ein zweiter Saladeddin, ob er Czar Peter oder nur ein glücklicher Abenteurer ſei, ein vorübergehendes, glänzendes Meteor, wie ſie der Unbeſtand morgenländiſchen Staatslebens ſo oft auf die Bühne bringt, um der Welt Zeugniß zu geben, wie weit es im Orient der Gewaltige in Begierde und Genuß, die Völker aber im Geduldeu und Entbehren bringen.

Begnügte ſich Semilaſſo, uns ſeinen Patron als außerordent-

lichen Mann anzupreiſen, ſeine Menſchenkenntniß, Verſtandesſchärfe und Charakterfeſtigkeit, ſeine unglaubliche Geſchäftsthätigkeit, ſo wie ſeine Mahlzeiten, ſeinen Kaffee und ſeine Pfeifenröhre zu bewundern, ihn als Wohlthäter und Beſchützer der fremden Wanderer, als polirten und vorurtheilsfreien Türken, als Ordner der Mameluken-Anarchie, als Bändiger des ſtupiden Moslimenſtolzes und Chriſtenhaſſes der Verehrung und Dankbarkeit Europa's zu empfehlen, ſo hätte man gegen ſein Urtheil nichts einzuwenden. Denn wer leugnete Mehemed Ali's Bildungsverſuche, ſeine Siege und ſein Glück? Auch darf ihn noch kein billiger Mann der Grauſamkeit beſchuldigen, wenn er die aller Vernunft häufig unzugängliche Verſtocktheit des ägyptiſchen Bauernvolks hie und da mit dem Stock bekehrt und vorwärts getrieben hat. Dummheit und halsſtarriges Feſthalten am Schlendrian iſt im Nillande eigentlich endemiſch, und der Stock ſeit uralter Zeit daſelbſt ein unerläßliches Argument der Staatsgewalt. Erzählt ja ſchon Diodorus Siculus, daß kein Aegyptier ohne Prügel die geſetzliche Contribution bezahle. Viel arbeiten und viel geben bei ſtrenger Zucht iſt in Aegypten noch kein Beleg für tyranniſches Regiment, und wenn dem Fellah die Möglichkeit belaſſen iſt, nach Tilgung aller fiscaliſchen Begehr auch noch für ſich und die Seinigen an Wohnung, Kleidung, Nahrung und Liturgie menſchlich und landesüblich zu ſorgen, ſo hat Semilaſſe zwar noch nicht in allen Theilen Recht, iſt aber doch vorläufig alles Geſchrei über Unerträglichkeit des Druckes auf Rechnung kränkelnder Philanthropie zu ſetzen.

Bei dem diametralen Widerſpruche der Augenzeugen gibt es nur ein Mittel, die Wahrheit zu finden: man vergleiche das Koloſſale in den Unternehmungen und Erfolgen des Satrapen mit dem unbedeutenden Menſchencapital, das allen ſeinen Operationen ſeit länger als einem Menſchenalter zu Grunde liegt.

Nicht mehr als drittehalb Millionen Menſchen wohnten im Nilthal, als dieſer Mann vor dreißig Jahren mit Entwürfen auf die Bühne trat, wie ſie etwa Czar Peter mit ſeinen fünfzehn Millionen, oder die Lagiden im dreimal dichter bewohnten und durch den Gang des Welthandels mit überſtrömender Fülle geſegneten Aegypten faſſen durften. Man weiß aber in Europa pünctlich auszurechnen, wie viel aus einem gegebenen Menſchenfond jährlich an junger Mannſchaft, an Geld und Handarbeit zu ziehen ſei, ohne den ſittlich vernünftigen Staatszweck zu zerſtören. Beſäße nun Jemand die Kunſt, aus einer ſo ſchwachen Bevölkerung, wie die ägyptiſche, ein volles Menſchenalter hindurch große Heere zu rekrutiren, die furchtbaren Lücken, welche endloſe Kriege, Seuchen und Ungemach aller Art unter dem glühenden Himmel Arabiens und Libyens in den Reihen machen, ſchnell wieder auszufüllen; dann in einem Lande ohne Bauholz mächtige Flotten zu zimmern, deren Material aus fremden Welttheilen, wie Waaren-Colli, zu Schiffe herbeizuſchaffen und faſt mit Gold aufzuwiegen war, den Dienern öffentlicher Gewalt mehr als königlichen Lohn zu zahlen, nebenher noch den Divan in Konſtantinopel zu beſtechen, den Geiſt der Widerſetzlichkeit in Kurdiſtan, im Taurusgebirge, in Bosnien und Albanien durch Geldſpenden zu nähren und die durch Mißlingen rieſenhafter Handelsunternehmungen verurſachten Finanzabgründe immerfort mit Gold auszufüllen, ohne der arbeitenden Klaſſe übermäßig weh zu thun und die Hülfsquellen für eine lange Zukunft vorauszuverzehren: ſo wäre dieſer Mann ein Zauberer, und müßten unſere Staatskünſtler, die doch auch im Fache keine Idioten ſind, voll Beſchämung vor dem neuen Pharao zurücktreten und, wie einſt die Häuptlinge der kleinen Staaten in Hellas, wieder nach Memphis in die Schule der Weisheit wandern. Von ſeinem Standpuncte aus hat Semilaſſe ohne Zweifel Recht. Semilaſſe

will ja nicht die Bestände des ägyptischen Bauernvolkes nach Maß und Zahl correct und philanthropisch untersuchen; er hat nur in einem reizenden Wanderbilde zeigen wollen, wie ein Europamüder, ein blasirter Seigneur, mit Eleganz, Pracht und neuen Genüssen durch den Orient pilgern soll. Und in Lösung dieser Aufgabe existirt für Semilasso kein Rival.

Hauptregierungsmaxime aller türkischen Fürsten, Mehemed Ali's aber vorzugsweise, bleibt ewig:

rustica gens est optima flens et pessima ridens.

Geld, sagte der Satrap in Siut ja selbst zu Semilasso, Geld macht den Menschen stolz und ungouvernementabel. — In diesem Worte liegt das ganze Geheimniß seiner Staatswirthschaft. Semilasso aber sieht die Allgemeinheit der Thesis nicht und glaubt, der Spruch gehe nur das behäbige und derbe Bauernvolk der Britten an. Die Vorstellung: man müsse das Volk durch Plünderung und Armuth niederhalten, ist türkischen Fürsten so unaustilgbar eingeprägt, daß selbst Mehemed Ali, so klug und gewandt er ist, mit allen seinen Regierungskünsten verzagen würde und das Spiel verloren gäbe, wenn das Volk in seinem Lande wie bei uns in Europa um Mittag eine sättige Mahlzeit, ein ordentliches Kleid am Leib und in der Tasche einen Thaler hätte. Er weiß aber auch, wie sauer es einem Regenten wird, die Besitzer eines reich gesegneten Bodens, wie das Nilthal, zum Niveau türkischer Regierungsarmuth herabzudrücken und sie gleichmäßig darin festzuhalten. Ihm scheint das ägyptische Bauernvolk mit der jährlich erneuten fetten Nilschlammerde so innig verwachsen, so unerschöpflich productiv, daß die leiseste Minderung im Nehmen und Pressen augenblicklich schädliche Exuberanz und geiles Aufschießen des saftgedrängten Stammes erzeugen müßte. Den Aegyptier vollständig auszuplündern, glaubt Mehemed Ali, sei auch der raffinirteste Fiscus unvermögend. Und er hat bis auf

einen gewiſſen Punct wirklich Recht. Der nackte Fellah, wenn er vor Hunger und Peitſchenhieben auf fruchtgefülltem Acker verſchmachtet, ſagt auch noch mit einem Reſt von Hoffnung und Selbſtgefühl: „Laſſet uns nur drei Jahre hintereinander Herren unſeres Bodens ſein, um die Erzeugniſſe nach unſerer Einſicht zu verwerthen, und wir zahlen den Miri und werden wieder alle reich.“

Ein zweites Hinderniß abſoluter und vollſtändiger Ausleerung Aegyptens liegt in der vor-Mehemed Ali'ſchen Zeitperiode, der ſogenannten Mamelukengebieterſchaft, wo das Bauernvolk, bei aller Zudringlichkeit und tyranniſchen Bizarrerie ſeiner vierundzwanzig Landesherren, dennoch Mittel fand, bedeutende Summen zurückzulegen, die, nach altem Brauch im Boden verſcharrt, erblich fortliefen, bei Sterbfällen getheilt und abgeſondert wieder vergraben wurden, oft aber auch beim Eintritt plötzlicher Kataſtrophen in Vergeſſenheit geriethen. Die Auffindung dieſer verſteckten, bekannten und unbekannten Goldtöpfe iſt eine der vorzüglichſten Regierungsſorgen des alten Mehemed Ali. In jedem Dorfe ſind Vertraute aufgeſtellt, um zu ſpähen, zu horchen, und bei der leiſeſten Spur über das Daſein ſolcher alten Familienerſparniſſe amtliche Anzeige zu machen. Oft gibt auch ein Fellah den andern, der geplünderte und durchgeprügelte Nachbar den glücklichen aus Neid, aus Rachſucht an. Der Thatbeſtand wird dann jederzeit mit Hülfe der Baſtonade hergeſtellt und alles Vorgefundene — wie billig — zum Vortheil des Fiscus und ſeiner Diener eingezogen.

Wenige Jahre vor Semilaſſo's Nilfahrt haben wir in derſelben Stadt Siut, wo der ſchlaue Weſir der deutſchen Durchlaucht die merkwürdige Vorleſung über Unſchuld und Milde ägyptiſcher Verwaltung hielt und ernſthaft verſicherte, bei ihm habe Niemand für ſein wohlerworbenes Eigenthum zu fürchten,

ein Beiſpiel geſehen, wie dieſe Theorie in der Praxis angewendet wird. Von einem benachbarten Dorfe ward (irrige) Anzeige erſtattet, zwei Fellahs hätten auf ihrem Acker einen ſolchen Krug mit Gold aufgegraben und den Inhalt unter ſich getheilt. Die Angeklagten verneinten das Factum und erhielten im Hofraum des Regierungspalaſtes mit einander tauſend Stockprügel auf die Fußſohlen, daß die Nägel von den Zehen wegſprangen, Zehen und Fleiſch in Fetzen herunterhingen. Die Execution war zu ekelhaft, als daß ein europäiſches Auge den Anblick ertragen konnte. Zuletzt trug man die armen Schelme zu der geiſtlichen Obrigkeit, vor der ſie nach ihrem Ritus ſchwören mußten, kein Geld auf ihrem Acker gefunden zu haben.

Semilaſſo hat die Gutmüthigkeit, Mehemed Ali's Erzählung von den ſechzigtauſend Goldſtücken des Dorfſchulzen für baare Münze hinzunehmen und ſie als ein Exempel ſeltener Mäßigung des orientaliſchen Despoten in Europa anzurühmen. Daß der Dorfſchulze ſechzigtauſend Goldſtücke in einem Topf unter der Erde hatte, und ſeine Erben ſich über die Theilung veruneinigten und dadurch ans Tribunal geriethen, iſt ohne Zweifel wahr. Daß ſie aber der Satrap zur Eintracht ermahnt, und, wie ein zweiter Nerva, zu friedlichem Genuſſe des Gutes eingeladen habe, iſt ſo wenig ernſtlich gemeint, als der in Semilaſſo's Gegenwart ertheilte Befehl den Tempel von Denderah auf öffentliche Koſten, dem pittoresken Fremdling zu Gefallen, vom Sande zu ſäubern. Und während der Satrap dem durchlauchtigen Fürſten aus Germanien ſeine eigene Mäßigung anrühmte, hatte er die ſechzigtauſend Ghaſi ebenſo gewiß ſchon in der Taſche und die Schulzenbrut ihre Baſtonade wohlgezählt auf der Sohle, als Semilaſſo ſechs Monate nachher den Sand im Denderah-Tempel trotz ertheilter Befehle noch auf der alten Stelle fand. Mehemed Ali wäre ſogar Komödiant genug, oftenübel den Genuß

des Fundes zu gewähren, unter der Hand aber dem Kadi aufzutragen, gegen mäßige Procente die Erbſchaft an den landesherrlichen Fiscus abzuliefern und den dummen Dorfjungen ihre Quittung mit dem Stocke auszuzahlen. Das Geld bekam er in jedem Fall. Das iſt eben Mehemed Ali's große Kunſt, die ercrabelſte Tyrannei der Wirklichkeit unter der Maske glatter Worte und einer billigen Finanztheorie zu verhüllen. Hört man ihn, ſo iſt er der beſorgteſte Vater des ägyptiſchen Volkes und der treueſte Diener des Großherrn von Stambul. Nur thue es ihm leid, daß ihm der Drang der Umſtände noch immer nicht geſtatten wollte, die Laſten ſeiner Unterthanen nach Wunſch zu erleichtern ꝛc. Aber ſeht nur einmal, wie er ſeit zehn Jahren dem Sultan die Treue bewieſen, und ſeit mehr als dreißig Jahren das materielle Wohl der Bauern zu Herzen genommen! Das türkiſche Sultanat geht hauptſächlich durch ſein Zuthun in Trümmer, und im Nilthale iſt unter Vater Mehemed Ali's Regiment die Bevölkerung um mehr als eine Million geſunken.

Nur einen Vortheil verſteht Mehemed Ali nicht, es ſo einzurichten, daß auch in ſeinem Lande, wie in Europa, Alle geben und nur Einer nehme. Jenes moraliſche Weſen, das die Europäer „Staat“ nennen, und welches nach jährlichem Ueberſchlag chriſtlich in die Taſchen des Steuerpflichtigen greift und in möglichſt wohlfeiler Weiſe den Bedarf herausſieht, kennt man in Aegypten nicht. Mehemed Ali muß mit zu Vielen theilen und braucht zu theure Werkzeuge, um den Saft des Landes auszupreſſen, als daß für das arme Volk auch noch etwas übrig bliebe. Einer, wenn er auch Mehemed Ali heißt, wäre vielleicht doch zu ſättigen, aber eine Geſellſchaft von drei- bis viermalhunderttauſend Egeln, mit Mehemed Ali an der Spitze, erſticken zuletzt ſelbſt eine ägyptiſche Lebensfülle.

Man hat ausgerechnet, daß, wenn in Frankreich je der dreißigſte

Mensch vom Budget lebt, in Aegypten schon jeder sechste als Verwaltungsinstrument vom Schweiße des Volkes zehrt. Bei dieser ehrenwerthen Compagnie wird dann nicht gefragt, wie viel man billiger- oder strengerweise vom Land nehmen könne, sondern wie es anzufangen sei, um die Ertragbarkeit des Bodens am schnellsten zur üppigsten Fülle zu treiben, die Kraftanstrengung der Bauern aber bis zum acutesten Paroxysmus zu steigern, und am wohlfeilsten und längsten zu gemeinsamem Frommen der Gesellschaft schwebend zu erhalten. Der Boden, der sich jährlich erneuert, ist freilich nicht zu ermüden; aber der ohne Rast galvanisirte und angezapfte Volkskörper versieget und erlischt aus Mangel an Ruhe und Nahrungssaft. Diese Abwesenheit aller Barmherzigkeit, alles menschlichen Gefühls, jedes vernünftigen Bandes zwischen Obrigkeit und Unterthan ist das eigentliche Merkmal des stockturkischen Systems in Aegypten. „Mir Alles, dir nichts" wäre der beste Sinnspruch für Mehemed Ali's Siegelring. Dieses ist strict und buchstäblich zu nehmen. Oder sah man nicht in Luxor, dessen Ruinen bei uns so glühende Empfindungen erregen, einem Fellah die Bastonade geben, weil er heimlich ein Ei seiner Fiscus-Henne geschlürft hatte?

Wie theuer Mehemed Ali die Mitwirkung seiner Genossen bezahlen muß, läßt sich an einem einzigen Beispiel ersehen. Cherif Pascha, dessen Bekanntschaft Semilasse in Damascus machte, war zu unserer Zeit Minister des Innern und zugleich Gouverneur von Ober-Aegypten. In erster Eigenschaft bezog er, gleich allen seinen Collegen, aus dem Schatze jährlich hunderttausend Colonnati, das ist mehr als eine halbe Million Franken. Für seine Statthalterschaft hatte er weitere dreißigtausend Colonnati, oder über hundertfünfzigtausend Franken, in Summa ungefähr sechsmalhundertfünfundsechzigtausend Franken Standes- und Functionsgehalt. Mehr als noch einmal so viel erhob er aber nebenher

per fas et nefas in ſeiner Provinz, ſo daß Leute ſeines Palaſtes, die alle Erträgniſſe genau kannten, ſein jährliches Einkommen im Durchſchnitt auf anderthalb Millionen Franken berechneten. Sherif Paſcha galt aber im Vergleich mit ſeinem Vorgänger und andern hohen Beamten noch für einen billigen Mann. Seine Hofhaltung in Siut war fürſtlich, das weibliche und männliche Harem mit ausgeſuchten Exemplaren weißer und ſchwarzer Farbe beſetzt, der Mahlzeiten und Feſte kein Ende, Diener und Sclaven ohne Zahl. Die ganze Provinz mit Leben und Eigenthum ſämmtlicher Bewohner war im abſoluteſten Sinne ſeiner Gewalt überlaſſen. Die Beamten-Hierarchie unter ihm mit allen Helfern und Helfershelfern hatte er allein zu beſtellen und über ſein Thun und Treiben Niemand Rede zu ſtehen, wenn nur an Rekruten, Geld und Producten ohne Verzug nach Kairo geliefert wurde, ſo oft und ſo viel man dort begehrte. In gleicher Weiſe und mit gleicher Willkür treiben es dann ihrerſeits die Untergouverneure, Diſtrictsvorſtände, Dorfbeſchlshaber, Lagercommandanten, Steuerbeamten und Zuſtizpfleger bis zum Dorfſchreiber, Zwangsboten, Arbeitsaufſeher und gemeinen kurdiſchen Söldner herab; Alles nimmt, preßt, ſaugt, anält, prügelt und plündert das ſchutzloſe Bauernvolk, um nach Maßgabe der Begierde und Macht mit Lotterbuben und Sclavinnen in Saus und Braus zu ſchwelgen und nebenher noch Geld zum Vorwärtsrücken anzuhäufen. Dieſe Feſte, dieſe Pracht beſtechen einen vornehmen Herrn, wie Semilaſſe; allenthalben trifft er Muſik, Tanz und Hetären, die den wohlgekleideten und gemäſteten Türken und andern Miteſſern am Fett des Landes bis an den Rand der Wüſte nachziehen und wie ein disciplinirtes Heer ihre Werkſtätte und Zelte dicht an den Ortſchaften errichten. Nach Verhältniß hat jeder etwas bedeutende Flecken des Nilthales eine Art Hofhaltung mit allem Luxus, allen Lockungen und Genüſſen roher

Sinnlichkeit, so daß ein Mann von der hohen socialen Stellung und raffinirten Lebens-Eleganz Semilasso's, von Mahlzeit zu Mahlzeit eilend und zwischen goldschimmernden Mameluken und ätherspielenden Bayaderen forttaumelnd, in Aegypten ein Eldorado und am Vicekönig den weisesten Fürsten und Beglücker des Volkes sehen muß. Für das Elend der unteren Klassen hat dieser geistvolle und eminente Mann so wenig einen Sinn als irgend ein hochadeliger witzsprühender Marquis von Versailles in den Tagen der Pompadour.

Aber wie? Erträgt der große Haufe einen solchen Zustand ohne Murren, mit immer gleicher Geduld? Man weiß noch ganz gut, daß in den ersten zwölf Jahren von Mehemed Ali's Herrschaft ein Aufstand dem andern folgte, planlos, sporadisch, wie eben der Druck das thörichte Volk bald da, bald dort zur Wuth entflammte. Die arnautischen Söldner, die Kurden, die Turkomanen, mit welchen der Vezir die Mameluken besiegt hatte, waren im Lande zurückgeblieben, um es von den Eingebornen für Rechnung des neuen Herrn gleichsam von neuem zu erobern. Nilaufwärts trifft man häufig auf diese fliegenden Kriegshaufen, die das ganze Jahr unter Zelten wohnen, mit abtheilungsweise gesattelten Pferden, bereit augenblicklich aufzusitzen und jeden Versuch der Widersetzlichkeit niederzuschlagen. Wer kennt die Zahl der seit dreißig Jahren in partiellen Aufständen erschlagenen Fellahs? Sind auch die im Lande umlaufenden Angaben ohne Zweifel übertrieben, so ist doch so viel gewiß, daß die Bevölkerung ganzer Gemeinden ausgerottet wurde, und heute in den Nildörfern Niemand mehr eine Waffe besitzt, und selbst die Möglichkeit, sich gegen irgend einen Act der Tyrannei aufzulehnen, vollständig verschwunden ist. Hat denn Semilasso die lange Zeile menschenleerer Dörfer im schönen Dattelwald oberhalb Antinoë nicht bemerkt? Aegypten ist wie ein

vom Feinde militäriſch beſetztes Land, und jedes einzelne Dorf gleichſam in permanentem Belagerungsſtand. Die Flucht allein bleibt den Armſeligen noch als letztes Mittel übrig.

Aber wohin fliehen vor Mehemed Ali's Macht? Aegypten ſelbſt iſt ja nur eine lange Oaſe im unabſehbaren Sandmeer der großen afrikaniſchen Wüſte. So lange Paläſtina frei war, hatten wenigſtens die Delta-Bauern, wie einſt die Kinder Iſrael, Ausſicht zum Entrinnen, und in wenig Jahren waren bei zehntauſend Flüchtlinge aus Aegypten durch Abdallah Paſcha im alten Galiläa coloniſirt. Man weiß auch, daß dieſe Fellahs-Deſertion die erſte Veranlaſſung zu den politiſchen, für die hohe Pforte ſo verhängnißvollen Zerwürfniſſen mit dem Vicekönig herbeiführte.

Heute iſt durch die Eroberung Syriens das Nilthal vollſtändig geſchloſſen wie die Höhle des Polyphem, und das Schickſal ſelbſt hat mit dem harten Drange einen Bund geſchloſſen zu langſamer Aufreibung der eingepferchten Fellah-Race, wenn nicht die gegenwärtige Kriſis des Orients Erleichterung bringt. „Wann kommen denn die Engliſch?“ „Wann kommen denn die Franzi, um unſeren unerträglichen Leiden ein Ende zu machen?“ ruft man reiſenden Europäern oft genug zwiſchen Kairo und Wadi-Halfa zu. Man weiß in Aegypten, daß die Chriſten, obwohl Ungläubige, doch auch dem Bauer Kleid und Brod vergönnen. Der liebenswürdige Semilaſſo hatte freilich keine Zeit, ſolche Fragen zu hören, er mußte ja mit ſeinem fürſtlichen Patron, auf gleichem Stuhl ſitzend, aus gleichem Rohr Tabak rauchen und ſucculente Speiſen eſſen.

Gerade in Menſalut, wo Semilaſſo in Andrang und Rührung bis zu gänzlicher Verflüchtigung auseinander floß, weil ſich der Weſir „umdog und ihn beim Arm nahm, gracios, verführeriſch, unwiderſtehlich,“ hat Schreiber dieſes wenige Jahre

früher eine Scene geſehen, die ein ganz anderes Gefühl hervorrief, als des Satrapen Armdruck. Von ſieben Dörfern in der Nachbarſchaft hatten alle Einwohner Nachts ihre Hütten verlaſſen und waren in die libyſche Wüſte entflohen, weil ſie der Arbeit, dem Hunger, den Peitſchenhieben, den Erpreſſungen und der Verzweiflung nicht mehr widerſtehen konnten. Man hatte ihnen bereits das Zugvieh, den Pflug und die übrigen Ackerwerkzeuge weggenommen, um den Anſprüchen der Steuereinnehmer zu genügen. Kleider, Hausrath und Lebensmittel hatten ſie ohnehin keine, und doch ſollten ſie beim Mangel aller Dinge die Grundſtücke bearbeiten und immer neue Summen für den Fiscus ſchaffen. Obwohl die ägyptiſchen Bauern wiſſen, daß die großen und bekannten Oaſen abendwärts ebenfalls in der Gewalt Mehemed Ali's ſind, glauben ſie dennoch irgend ein undurchforſchtes Eiland mit Waſſer und Palmbäumen im Sandmeer zu finden und ſich vor ihren Peinigern zu verbergen. Es dauerte aber nicht lange und ein Reitertrupp aus dem nächſten Turkmanenlager hatte die Fliehenden eingeholt, von denen mehrere Abtheilungen unter unſern Augen in den Hofraum des Kaſr von Monfalut hereingetrieben wurden. Barfuß waren alle, nur die Weiber hatten Fetzen um die Lenden, Kinder und Männer aber gingen ganz nackt; hie und da hatte einer noch ein platt anliegendes Leinwandkäppchen auf dem Kopf. Aber welcher Ausdruck lag auf den Geſichtern dieſer Elenden! Mit Brod gefüttert und über Nacht, wie eine Heerde Vieh, im Hof eingeſperrt, wurden ſie Tags darauf durch daſſelbe Reitervolk in die verlaſſenen Hütten hinausgepeitſcht, um das Tagwerk von Neuem und mit erſchwerter Laſt zu beginnen. Der Statthalter hatte ihnen Geld vorgeſchoſſen, um Samen, Karſt und Pflug zu kaufen, mit deren Hülfe ſie die alten und neuen Schulden abverdienen ſollten.

Solche Scenen, ſagte man uns, ſeien im Lande etwas alltägliches und auf die Frage, ob man gar kein Mitleiden mit dieſen armſeligen Leuten habe, hieß es, daß ſie allerdings ein hartes Loos hätten und viel arbeiten und viel zahlen müßten, aber im Grunde ſeien es doch nur Fellahs und von einer weit weniger edlen und weit weniger feinen Race als ihre Herren, die Osmanli.

Hat Semilaſſo niemals zugeſehen, wie man in Aegypten Canäle gräbt oder nach Verſchlammung reinigt? Nach Umſtänden treibt man Männer, Weiber und Kinder der nächſten Dörfer oder des ganzen Diſtricts zuſammen, und läßt ſie ohne Werkzeug, ohne Brod und Lohn unter Streichen mit der Hippopotamus-Peitſche, oft ohne Raſt von Morgens bis Abends das Werk verrichten. Da geht es aber nicht, wie im Abendlande, langſam und abgemeſſen; es geht im Geſchwindſchritt und im Sechsachtel-Tact. In Palmkorbchen oder Zeugfetzen wird die aufgewühlte Erde im Laufe weggetragen, unter beſtändigem Spiel der Fuchtel, denn der Türke glaubt, es könnte doch noch ſchneller und beſſer gehen, als es geht, und ein Fellah müſſe immer Schläge haben. Schweigend keuchen Weiber und bis achtjährige Kinder mit dem Palmgeflecht auf Schulter oder Kopf unter der Geiſel weg, welche die von Punct zu Punct aufgeſtellten Treiber mechaniſch und mit immer gleicher Miene auf die Vorüberlaufenden niederſchlagen. So weit geht oft, beſonders im fernen Ober-Aegypten, bei dieſer Arbeit die Unmenſchlichkeit der einen und die Geduld der andern, daß man die nicht ſelbſt mit Brod verſehenen Fellahs, unter Anſtrengung und Schlägen, an der Mauer reichgefüllter Vorrathskammern verſchmachten und Hungers ſterben ſieht. Dem wohlgenährten Turken fällt es nicht ein, daß ein Fellah auch der Nahrung bedürfe. Wir glauben gern, daß der Paſcha dieſe Greuel nicht befiehlt; er hindert ſie

aber auch nicht, was für das arme Volk eines und daſſelbe iſt. Mehemed Ali kennt das alles, weiß aber auch, daß er nur um dieſen Preis blinde Vollzieher ſeines Willens findet. Unter dieſen Umſtänden iſt an der Wahrheit einer in Aegypten umlaufenden Berechnung nicht zu zweifeln, wenn ſie von den jährlichen Todesfällen im Nilthal zwei Drittel auf Hunger und Peitſche ſetzt.

Gehe man hinaus in die Dörfer und rede dieſen Leuten vom „arabiſchen Element", von der neuen Civiliſation und von Mehemed Ali's Glückſeligkeitstheorie, und ihre Antworten bilden den beſten Commentar zu Semilaſſo's ſüß duftenden Nil-Berichten. Wer die Sache näher kennt, wird lachen; aber mehr noch als wir lacht ohne Zweifel der Vicekönig ſelbſt über den liebenswürdigen Enthuſiasmus und über die wahrhaft „pittoreske" Leichtgläubigkeit des hochgebornen Gaſtes aus Firingiſtan, der alle Künſte ſeiner glänzenden Rhetorik aufbietet, um die Europäer von dem Segen einer Verwaltung zu überzeugen, deren Härte, Verderblichkeit, Ungerechtigkeit und Unerträglichkeit nicht ſelten von ihren Werkzeugen ſelbſt im Vertrauen eingeſtanden wird.

Urtheile man nun, ob in der ägyptiſchen Bauernhütte von den ſüßen Gefühlen der Heimat, des ſtillen Herdes, des Familienbandes je etwas empfunden werden könne. Muß ſich das Blut dieſer ausgehungerten, ſchwarzgelben, ſtruppigen Geſchöpfe beim Anblick ihrer wohlgenährten Peiniger in goldgeſticktem Seidengewand nicht in hölliſche Lymphe verwandeln und ſtatt menſchlicher Weſen zuletzt eine Saat von Dämonen erzeugen, die eines ſolchen Regiments würdig ſind? Wer glaubt denn ernſtlich, daß mit ſolchen Elementen in unſeren Tagen noch eine bleibende Herrſchaft zu gründen ſei? Das Weltalter duldet kein Reich mehr, deſſen Grundlage Ein Menſch mit der Geiſel in der Hand. Selbſt die Morgenländer ſind müde, und das Fatum vermag

sie nicht länger zu beschwichtigen. Man will auch unter jenem Himmelsstriche einmal genug essen und in stiller Behaglichkeit das süße Leben schlürfen. Was Sem, was Japhet? Ruhe wollen die Islambekenner mit gesetzlichem Besitz, denn ihre Zeit ist unwiederbringlich vorüber, und sie fühlen selbst, daß sie der glühende Lebensstrom Europa's versengt.

Das Schlimmste, was man dem Orient wünschen kann, ist unabhängiger Fortbestand seiner Gebieter, und namentlich Mehemed Ali's, des giftigen Windhauches der Wüste Afrika's.

Noch ein Wort über die ägyptiſchen Fellahs, über den „Verſtorbenen“ und über deutſche Colonien im Orient.

(1845.)

„Ein Wort über den „Verſtorbenen““ wollen wir uns noch gefallen laſſen, wegen der großen Schätzung, die man Leuten von Geiſt und chevalereſker Sitte in Deutſchland nie verſagt. Noch lieber wäre uns etwas Neues und Erfleckliches über deutſche Siedelung, weil überſeeiſche Colonien die herrſchende Idee des Tages ſind. Aber was will man denn wieder mit dieſem ägyptiſchen Bauernvolk? Was gehen uns die Fellahs und ihre Nöthen an? Iſt es der eigenen Sorgen und der inländiſchen Bedrängniſſe der Schneidemühl, der Emme, der Ochſenbein, der Weitling nicht genug? Sollen wir auch fremde Leiden tragen helfen, und überall und allezeit nur Klagen über Mißgeſchick der Unterthanen, über Ungerechtigkeit und tyranniſchen Druck der Gewaltigen vernehmen? Wir wiſſen voraus ſchon was man uns ſagen will! Ja, eingeſtanden, man findet ohne allen Zweifel in Aegypten viel Arbeit, viel Steuernoth, viel Hunger, viel Schläge, viel Ausreißer und unzufriedene Murrköpfe. Aber du mein Gott, wo wäre das nicht der Fall? Arbeiten und ſteuern muß der Menſch überall, Stöcke wachſen auch in andern Ländern, und verlaſſen die Leute nicht auch in Europa haufenweiſe, und bloß in Deutſchland jährlich an vierzigtauſend bedrängte Plebejer

den einheimischen Boden? Und sterben nicht sogar im reichen, intelligenten, gottselig und gerecht regierten England jährlich menschliche Wesen in Menge aus Hunger, während nebenher Ueberglückliche aus lauter Ekel an Reichthum und Ueberfluß freiwillig der Last des Daseins entrinnen? Es handelt sich nur um das Mehr oder Weniger, und ohne alle Unvollkommenheit ist kein menschliches Institut. Gemeines Volk hat ja nirgends ein Genügen, und sieht man nicht auch in Aegypten zur Seite nackter gepeinigter Jammergestalten Leute, die schön gekleidet, fett angegessen und wohl bei Kasse sind? Allgemeines Glück kennt nur der Schwärmer und der Metaphysiker. Jemand muß im Staate gedrückt und belastet sein, und am Ende ist der viel verschrieene Türke Mehemed Ali, der die Fellahs schnellendend an der Kehle hängt, noch weit menschlicher als der christliche Domdechant in Brandenburg, der seine Bauern, wie einst Nero den St. Peter, bei den Füßen an das Querholz knüpft."

So ungefähr werden die meisten Leser bei Ansicht der Artikelaufschrift übelgelaunt mit sich selbst verkehren, und die Lesung auf sechs Monate verschieben, worüber man sie nur loben kann. Denn ich selbst klage mich der Sünde und der Uebereilung an, und gestehe unendlich gern, daß ich dem „Verstorbenen", wenn auch nicht eigentlich in Worten, doch wenigstens in Gedanken vielfach Unrecht gethan und das Tiefgedachte seiner Theorien nicht allezeit begriffen habe. Mancher, der die ägyptische Wirthschaft von der Nilmündung bis an die Katarakten und darüber hinaus Jahr und Tag gesehen hat und jetzt noch liest, was wiederholt aus Kairo und Siut gemeldet wird, mochte glauben, er dürfe heimlich lachen, wenn der „Verstorbene" die Zustände ägyptischer Bauerschaft auch im neuesten Werke: „Aus Mehemed Ali's Reich" den unzufriedenen Völkern des Abendlandes als beneidenswerthes Loos, und des alten Weises

„großartigen Sinn und edle Menschlichkeit“ als Musterbild allen christlichen Regenten gepriesen und anempfohlen hat. Freilich hat in Widerspruch mit dem „Verstorbenen“ neuerlich eine aristokratische „Reisendinn“ unter der gemeinen Volksclasse am Nil einiges Elend bemerkt, und sogar darüber scheinbare Anfänge quälender Eindrücke empfunden; sie hat aber diese unwillkürlichen Regungen „gemeiner Empfindsamkeit“ ungesäumt in der Idee erstickt, daß „in Aegypten auch das Gegentheil möglich und denkbar sei.“ Unter allen deutschen Originalgedanken der Jetztzeit hat uns dieser bei weitem am besten gefallen, weil er in seiner fruchtbaren Dehnbarkeit und leichten Oekonomie allein uns Unbehelfene über die neuesten Vorkommnisse in Aegypten beruhigen kann — wir meinen das massenhafte Ausreißen der ägyptischen Bauern und die furchtbar schnelle Abnahme der Bevölkerung in einem Lande, wo sich das animalische Leben heute noch, wie in Ovids erstem Weltalter, in wundervoller Schnelle, Leichtigkeit und Fülle, gleichsam zusehends aus dem Wasserschlamm entwickelt. In Aegypten das Wachsen und Gedeihen der Bevölkerung zu hindern, hat man — so lange der Nil seine jährliche Schuldigkeit thut — bisher für ein unlösbares Problem gehalten. Welche Demüthigung für uns europäische Rechenmeister! Mehemed Ali hat das Problem gelöst, und dazu auch noch die Probe hergestellt: denn vierzig Jahre lang hat er als „Gärtner Gottes“ am Glück des Landes gearbeitet, hat das ganze Füllhorn europäischer Kunst und Staatsweisheit über die Nilosen ausgeschüttet, und siehe da! heute ist von der Menschenzahl, die das Land unter der verrufenen Herrschaft der circassischen Mamelukenbege nährte, kaum noch die Hälfte da, und wenn der Segen nicht bald eine andere Richtung nimmt, wird in nicht schwer zu bestimmender Zeit in Aegypten Niemand mehr übrig sein, der an die wallenden Weizenfelder um Antinoë die Sichel

legt und die süßlabende Frucht im Palmwald zu Heliopolis vom hohen Stamm pflückt.

Wie erklärt ihr das? Hätte sich der „Verstorbene“ am Ende doch getäuscht? Oder zeigen sich etwa, von der „Cavalierperspective“ betrachtet, die Dinge wirklich in einer andern Gestalt als sie das unprivilegirte Auge plebejischer Berichterstatter sieht? Die Frage ist nicht gleichgültig in einer Zeit, die sich Hebung und Glück der arbeitenden Volksclassen mit Recht als stehendes Thema unterlegt. Denn heute erblicken häufig die Gewaltigen selbst in Befriedigung billiger Ansprüche der Massen die beste Garantie für öffentliche Ruhe und Sicherheit. Dieser weisen und klugen Staatsmaxime, sagt der „Verstorbene“ auch im neuesten Werke noch, huldigt Mehemed Ali unbedingt und mit glänzendstem Erfolg, zu nicht geringer Beschämung der Christenheit. Unglückliche Bedenklichkeiten, die sich im Gemüth nach Lesung eines vor Jahren in den Beilagen zu Ihrem Blatte*) erschienenen Artikels über die Gründlichkeit der „Semilassotheorien“ erhoben, haben mich bis jetzt gequält und in der Schwebe gehalten, sind aber plötzlich einem lichtvollen Strahl gewichen, und ich schreibe mich als neubekehrter Fanatiker in die Zahl der Semilassoritter ein, gleich hinter dem Dr. T. Wundern Sie sich etwa dieser plötzlichen Verwandlung? Ist nicht auch der weise L'Herminier über Nacht auf den politischen Gegensatz umgesprungen, und hat der jetzt so fromme *** zu seiner Verwandlung etwa länger als 24 Stunden Zeit gebraucht? Mich hat — warum soll ich mich des Geständnisses schämen? — mich hat Dr. Tischendorf durch seinen „Besuch bei Mehemed Ali“ bekehrt. Hr. T., ein sehr achtbarer und tüchtiger Gelehrter, ist, wie wir Alle wissen, für Bibelalterthümer in den Orient

*) Allgem. Zeitung. A. d. R.

gereist, und auf dem Nil von Alexandria nach Kairo gekommen, wo er die Stadt angesehen und im Zaubergarten von Schubra eine zweistündige Unterredung mit Mehemed Ali gehalten hat. Der alte Wesir war bei dieser Unterredung so freundlich, und sprach „so gern und so gut", daß sich der deutsche Reisende, nach so gründlichen Forschungen und so ernsthaften Erfahrungen über ägyptische Zustände und Mehemed Ali's Seelengröße und Regententugenden, der Ueberzeugung nicht mehr erwehren konnte, „daß der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen in seiner Schilderung des Vicekönigs und der ägyptischen Zustände bei weitem mehr Recht habe, als die Gegner seiner Ansicht." Wundervolle Schärfe des Blickes! Was Andere in Jahr und Tag und in sorglicher Bereisung der Niloasen nicht begreifen und ergründen konnten, ward der mira ingenii celeritas eines deutschen Literaten, inmitten des Schubrahyacinthenduftes schon nach zwei Stunden klar. Vor solcher Ueberlegenheit schwindet jeder Zweifel, verstummt selbst der erbosteste Widerspruch; und statt Broschüren zu schreiben, statt Conferenzen und lange Parlaments- und Kammerdiatriben darüber abzuhalten, wie den Bedrängnissen des Ackerbaues und der Noth der Proletarier zu begegnen sei, schicket eure Solone nach Monfalut in Oberägypten, um Mehemed Ali's Mudiren den Talisman abzulocken, wie man, ohne Odilon-Barrot zu hören, die Länder blühend und die Völker glücklich machen könne.

Daß der alte Pascha manches Vorurtheil der Islambekenner abgestreift, — daß er vielen Europäern zu essen gegeben, auch mehrere angestellt, — daß er die Reisenden für ihr Geld im Allgemeinen gut behandelt und — wenigstens früher — für innere Sicherheit und Ordnung Sorge getragen, zu Bulak sogar einige Bücher habe drucken lassen, ward niemals angestritten. Ist aber das schon hinreichend, um das unbedingte

Lob von Seite des „Verstorbenen“ und seines jüngsten Ritters zu rechtfertigen, hinreichend, um ägyptische Verwaltung und Finanztheorie den Fürsten und Sentenzenkrämern der Christenheit als probates Mittel für Gründung öffentlicher Wohlfahrt anzupreisen? Nein, einer solchen Leichtfertigkeit klagt die Benannten Niemand an, und wenn die Verödungsscenen am Nil, wie leider nicht zu zweifeln, Wahrheit und keine Erdichtung sind, so muß man die Ursache nicht nach Vorgang turbulenter Plebspatrone in der unerträglichen Tyrannei des neuen Pharao, sondern in der wunderlichen Verkehrtheit und Schwäche der menschlichen Natur erkennen, die nach dem Spruche alter Weisen das Uebermaß selbst des Glückes nicht ertragen kann. Die „Fleischtöpfe Aegyptens“ und der Bananenschmelz von Damiat ekeln selbst den Gaumen übersatter Fellahs an, und zweifelsohne hat nur sträfliche Ueppigkeit und zügelloses Verlangen neuer Genüsse zur Wanderung in fremdes Land verlockt,

non vulgo nota placebant
gaudia, non usu plebejo trita voluptas.

Wir bitten den Leser in einer so ernsthaften Sache nicht an muthwillige Laune und übel angebrachten Scherz zu denken.

Wenn der „Verstorbene“ in seinem Buche vom beneidenswerthen Loos der ägyptischen Bauern redet, so glaubt man es ihm auf sein ritterliches Wort, gesteht sich aber doch, daß die innere Beruhigung noch kräftiger und die Ueberzeugung noch vollständiger wäre, wenn außer Dr. T. auch einheimische, d. i. Fellahstimmen dem Sermon des „Verstorbenen“ bestätigend zu Hülfe kämen. Ich bin so glücklich diesem billigen Wunsch des lesenden Publicums durch ein Schreiben zu begegnen, das ich unlängst durch Vermittelung europäischer Consulate von einem alten ägyptischen Bekannten aus Schirin in Palästina erhalten habe. Idris-el-Abawi war der Sohn des Dorfschulzen

(Scheich-el-Beled) zu Selemije, oberhalb Mansura am östlichen Delta-Arm, wo wir einst, durch Nordwinde zurückgehalten, nicht bloß gastliche Unterkunft gefunden, sondern auch kluge und verständige Reden vernommen haben. Der alte Scheich lebte damals (1832) in behaglichem Wohlstande und war auch im Uebrigen nicht so beschränkt und stupid-fanatisch, wie man sich seine islamitischen Landsleute gewöhnlich denkt. Weil ich ihm aus der Christenheit allerlei Neues und Unbekanntes erzählte, und zugleich einige Theilnahme für sein und seines Sohnes Loos verrieth, versprach letzterer seiner Zeit Bericht zu geben, sobald etwas Wesentliches zu melden wäre. Namen, Mittel und Wege wurden genau festgesetzt und im „Dschusdan" eingeschrieben*). Inzwischen sind fast dreizehn Jahre verflossen und der neue Wohnort des Briefschreibers sagt dem Leser deutlich genug, daß über die alte Dorfschulzenfamilie von Selemije seit jener Zeit allerlei ergangen und daher etwas Wesentliches zu melden sei. Mit Beiseitelassung aller stereotypen Andächtelei und Weitschweifigkeit des morgenländischen Briefstyles mag nur das zur Sache Gehörige und für europäische Leser Genießbare auszugsweise einen Platz in diesem Berichte finden. Bei der Unmöglichkeit den maßlosen Forderungen des „Gärtners Gottes" und seiner Steuerbehörden zu entsprechen, machte der alte Scheich von Selemije dem berüchtigten Renegaten Abd-er-Rahman-Beg von Mansura Vorstellungen und drohte mit Klagen beim Vicekönig wegen Schmälerung des Aerars und völliger Verödung der Bauerndörfer im Steuerdistrict. Statt der Antwort ließ Abd-er-Rahman den lästigen Beschwerdeführer unmittelbar vor dem Hause, Anderen zum abschreckenden Exempel, mit einer Kanone erschießen, und nöthigte den Jungen die Stelle des er-

*) Dschusdan. Schreibtafel, Portefeuille.

ſchoſſenen Vaters zu übernehmen. Idris machte zwar keine Vorſtellungen über Verödung der Bauerndörfer, konnte aber die ihm auferlegten Summen ebenſo wenig erſchwingen als ſein Schwager Muſtafa und drei andere Fellahs, ſeine weitläuftigen Anverwandten. Die Behörde nahm ihnen die Grundſtücke weg, confiscirte Ackergeräthe, Haus, Vieh und Fahrniß, und wollte ſie ſelbſt als Zwangsarbeiter auf einen Maierhof (Tſchiftlik) des alten Paſcha ſchicken, nachdem vorläufig jedes männliche Individuum fünfhundert Stockprügel als Einſtandslohn, die Weiber aber ihre beſtimmte Zahl Ruthenhiebe erhalten hatten. So viel Segen, ſo viel Glück konnten Idris und ſeine Anverwandten nicht ertragen, und ſie entflohen — ohne Zweifel unter Eingebung ihres Fellahübermuthes — in Geſellſchaft mehrerer Schickſalsgenoſſen und aller Angehörigen glücklich in die Wüſte, und von dort in das fremde Land, das ihnen, wie Idris ſchreibt, Nahrung, Ruhe und Sicherheit für Glieder, Leben und Eigenthum in noch viel höherm Grade gewähre, als das von Andächtigen, von Rittern und Philoſophen der Chriſtenheit mit ſo viel Wahrheit, Grund und Recht geprieſene Regiment des Riſſatrapen. Idris, deſſen Haus ich in beſſern Umſtänden geſehen, glaubt, er müſſe ſich beim Gaſtfreunde vor aller weitern Erzählung über die ungünſtige Wendung ſeines Looſes entſchuldigen und zugleich die Gründe angeben, warum in Aegypten die arbeitende Bevölkerung nicht mehr beſtehen könne, und der Bauer entweder ſterben oder fliehen müſſe. Neues ſagt er für Kundige nicht viel; er beſtätigt nur im Einzelnen was man bei uns im Allgemeinen ſchon lange wußte, aber aus Pietät, aus feinem Ton und ritterlichem Anſtand nicht allemal bemerken wollte, oder wohl gar aus Rückſicht für das gemeine Beſte zu verdecken und wegzuleugnen ſuchte. Nicht ohne Tact unterſcheidet der verſtändige Idris den theoretiſchen Steueranſatz von der practiſchen Vollziehung durch

die Agenten der Gewalt und fragt, wie bei der extremsten Spannung des ersteren menschliche Wesen die verzweiflungsvollen Excesse der letztern noch übersehen könnten? Im Ganzen ist die Epistel weniger an den Empfänger als an die deutschen Bauern im Allgemeinen und an die „Fellah" des Emirs „Sultan Muskof" insbesondere gerichtet; sie ist gewissermaßen die erste Frucht des erleichterten Verkehrs zwischen Europa und Aegypten. Es wäre traurig genug, wenn die ganze Schaar Thiere- und Menschen-beobachtender Philosophen, Staatsleute und Dilettanten, die seit fünfundzwanzig Jahren am Nil aufwärts und niederwärts gondeln, im Sinn der Eingebornen unbemerkt und ohne allen Ideentausch vorübergezogen wäre. Die Frage: wie lebt man bei euch? welche Plagen und welche Freuden hat das gemeine Volk in eurem Lande? — ist so natürlich, daß sie unter obligatem Jammer über eigenes Mißgeschick gewöhnlich schon beim ersten Dialog fast unwillkürlich von den Lippen fließt. Daß der „Verstorbene" dieses Thema mit dem lechzenden Hungervolk am Nil verhandelt und besprochen habe, findet man im Buch „Aus Mehemed Ali's Reich" zwar nicht so gerade ausgedrückt, es muß aber häufiger und umständlicher geschehen sein, als durch irgend einen andern Touristen oder Caballero andante der Christenheit, weil die Reden des „Sultan Muskof" (so nennt man in Aegypten den „Verstorbenen") bis in die untern Volksclassen gedrungen sind, wo man sie von den Leidenden häufig als Trost, von den türkischen Plagegeistern gern als Autorität, von den Skeptikern aber zuweilen als Controverse heute noch citiren hört. „Eure Mühseligkeiten", sagte der Emir zu den klagenden Fellahs, „sind nichts im Vergleich mit den Leiden, welche die Bauern meines Landes, und selbst die unter der milden und gerechten österreichischen Regierung lebenden zu ertragen haben."

Dieses Sultan Muskof'sche Dictum hat in Aegypten einen

tiefen und bleibenden Eindruck hervorgebracht, und nicht wenig beigetragen, den alten Paſcha im bisherigen Syſtem „weiſer Milde“ feſtzuhalten, ja, auf indirectes Anrathen des „Verſtorbenen“, eher noch weiter zu gehen und es hie und da etwas genauer zu nehmen und begehrlicher zu ſein, wäre es auch nur, um nicht durch zu große Schlaffheit im Zügelhalten andern Regierungen das Spiel zu verderben. Mehemed Ali und ſeine Türken meinten zwar ſelbſt, man thue in dieſem Puncte bereits das Mögliche, und ſie beriefen ſich mit türkiſcher Naivheit auf das Verfahren der Engländer in Hind und im benachbarten Arabiſtan, wo Chriſt und Moslim gleiches Recht genöſſen und im Grunde doch kleinere Laſten als die ägyptiſchen Fellahs trügen. Wie ich aus Idris' Schreiben erſehe, war die Sage dieſes glücklichen Looſes der Ingiliſunterthanen ſogar in den Bereich der gemeinen Claſſe am Nil gedrungen, und erregte natürlich das Verlangen nach ähnlichem Glück, ſelbſt um den Preis glauriſcher Unterthan zu ſein. Man muß es dem „Verſtorbenen“ zur Ehre nachſagen, er that ſein Aeußerſtes, um Paſcha und Volk vom Ungrund dieſer engliſchen Behaglichkeit zu überzeugen: „der Gewerbsmann darbe bei den weiſen Inkiliz, der Bauer verhungere elendiglich, und mit dieſem verglichen ſei der Fellah noch ein glücklicher Sterblicher.“ Chriſtliche Leſer fühlen ohne Mahnung das ganze Gewicht, die ganze Tragweite dieſer Semilaſſo-Katecheſe. Einerſeits ſtillte ſie die Gewiſſensbriſe des für Volkswohl ungemein empfindſamen alten Paſcha und ſeiner nicht weniger zartfühlenden Mudire, andererſeits wurden die communiſtiſchen Chimären, demokratiſche Unzufriedenheit und agrariſch revolutionäre Tendenzen des Volks durch die ebenſo wahre als humane Zwiſchenrede im Keim erſtickt, was der öffentlichen Glückſeligkeit nicht geringern Vorſchub leiſtet, als die Beſchwichtigung ägyptiſcher Regierungsbedenklichkeiten. Nur Eines blieb

dem verſtändigen Idris räthſelhaft: wie die deutſchen Bauern ein Schickſal unbeſchadet ertragen können, welchem die für unverwüſtlich geltende Fellahrace endlich doch erlegen iſt. Idris will von mir geradezu wiſſen, wie die Leute bei uns in gleichen Umſtänden noch ſo viel zu erſparen vermögen, um wohlgenährt, anſtändig gekleidet und ſogar mit Geld und Fahrniß verſehen im Frieden nach Jeni-Dunia (Neue Welt) auszuwandern und dort eine noch beſſere Heimat zu gründen, was die Fellahs von den in Aegypten lebenden Methodiſtenpredigern vernommen haben. „Wir", ſchreibt Idris, „ſind bei aller Arbeitſamkeit dem Hungertode nahe und zu Krüppeln geſchlagen, kaum mit dem nackten Leben hieher entronnen."—Was ſoll ich ihm antworten? Soll ich die Theſen des wandernden Emirs unbedingt beſtätigen, und die deutſchen Zuſtände in Mühſal und Härte noch hinter die ägyptiſchen zurückſtellen? Iſt Mehemed Ali wirklich gütiger und gerechter als Ferdinand I.? väterlicher und genügſamer als Wilhelm I.? ſorgſamer und weiſer als Friedrich Wilhelm IV.? Machen ſie es in Deutſchland wirklich noch ärger als in Aegypten, wo man das Bauernvolk, Männer und Weiber, an den Pflug ſpannt und mit Kurbatſchhieben auf den Feldern des Paſcha zu ackern zwingt, bis ſie vor Entkräftung zuſammenſtürzen? Alle dieſe Fragen hat der „Verſtorbene" implicite bejaht und ungeſtüme Zweifler ſogar mit Stolz und Härte zurückgewieſen. Idris fragt (S. 6), ob der Emir das auch ernſtlich meine, oder ob er die Leute abſichtlich irre leiten und täuſchen wolle?

Mit Verſtorbenen kann man nicht rechten, ſie meſſen die Dinge mit anderm Maße, und ihre Lage als Todte ſchützt ſie vor dem Zorn wie vor den Syllogismen der Lebendigen. Deſſenungeachtet ſträubt ſich der beſſere Sinn, wenn ich z. B. die ſtattliche Bauerſchaft in Tirol, wenn ich das ſchöne Blut, die

schmucken Dörfer, das üppige Gartenland, die lachenden Mienen und die Sonntagskost der Leute „ob der Enns“, wenn ich das baumreiche Württemberg, das üppige Sachsen, die knochigen und wohlgenährten Gestalten des friesischen Marschlandes mit Aussehen und Scenerie der Nildörfer zusammenstelle. Schon hatte ich einige Phrasen aufgesetzt, und wollte dem Idris unter der Hand zu verstehen geben, Sultan Muskof habe sich — freilich nicht absichtlich, sondern bloß wegen der Höhe seines Standpunctes — wo nicht in der Hauptsache, doch sicherlich in sehr vielen Nebendingen ein wenig getäuscht, und man wolle dem Mehemed Ali als Volksbeglücker selbst im geduldigen Deutschland nicht gern und nicht ohne Widerspruch den ersten Preis zuerkennen lassen. Ich hätte dem Idris noch mehr geschrieben und am Ende gar noch das Gegentheil der Sultan Muskof'schen Nil-Eudämonie aufgestellt, aber Dr. Tischendorf's entscheidendes und wie er natürlich selbst glaubt, wohlbegründetes Wort hat mich zurückgeschreckt. Besserer Einsicht die eigene Meinung unterordnen und absonderlich den Großen in keinem Puncte widersprechen, war von jeher mein System. Erst in Folge dieser Selbstverleugnung bin ich zur Erkenntniß gekommen, daß die Gegner des „Verstorbenen“ in ihren leidenschaftlichen Befehdungen meistens völlig Unrecht haben und aus Mangel an Freiheit des Ausdrucks und Schärfe des Urtheils den Gegenstand des Haders durchweg in falsche Beleuchtung stellen. Hat man sich in maßloser Unbesonnenheit nicht so weit vergessen, das mit wundervoller Leichtigkeit und Eleganz geschriebene Buch „Aus-Mehemed Ali's Reich“ geradezu für das „aristokratisch-glatte und corrupt-geschniegelte Product eines vollendeten Bonvivant und selbstsüchtigen Schmeichlers zu Gunsten eines gold- und güterreichen Scheusales“ zu erklären! Wozu solche Uebertreibungen? Schwere Worte verfehlen bei dem bessern Geschmack und bei der feinern

Sitte unserer Tage gewöhnlich ihres Zieles, besonders wenn sie auch noch irrthümlich, falsch und tadelnswerth in Wesen und Form wie die genannten sind. Etwas Unfug und Mißbrauch der Gewalt von Seite der ägyptischen Executivbehörden gesteht der „Verstorbene" mit löblichem Freimuth in verschiedenen Stellen des Buches unverhohlen ein, ist aber billig genug die Schuld dem Volksmißgeschicke, nicht dem Satrapen aufzubürden. Die moralische Zurechnung — lehrt das Buch — muß man niemals nach dem materiellen Erfolge der Handlungen, sondern nach der zu Grunde liegenden Absicht ihres Urhebers bemessen, wie es auch der strengste Philosoph nicht anders sagen könnte. Niemand wird aber glauben wollen, Mehemed Ali habe, wie ein zweiter Polyphem, die Absicht seine Unterthanen selbst aufzuzehren und sein Gartenland in eine ertraglose Wüste zu verwandeln. Ebensowenig will er sämmtliche Fellahschaft Aegyptens planmäßig durch Schläge, Mühsal und Hunger vertilgen; geschieht es aber dennoch, so ist der „Verstorbene" nicht so ungerecht und parteiisch den „Gärtner Gottes" der Volkstödtung anzuklagen. Könnten die Fellahs jeglichem Begehr, jeglicher Laune, jeglichem Bedarf, jeglicher noch so regellosen und ausschweifenden Phantasie ihres Gebieters und seiner Helfershelfer überall vollmaßig und ungesäumt entsprechen, und nebenher dennoch Leben, Gesundheit und Kraft genug erübrigen, um ihrer Aufgabe fortwährend gewachsen zu sein, so hätte Mehemed Ali wider Glück und Wohlergehen seiner Bauern vielleicht nichts einzuwenden; er würde sie zu wohlverdientem Lohn sogar wiederholt seiner Gnade und Huld versichern.

Ohne Zweifel will der „Verstorbene" in dieser Weise beurtheilt und verstanden sein. Statt den Deutschen durch seine ägyptischen Thesen zu schaden, hat der „Verstorbene" eigentlich nur den Ruhm unseres Volks dem Auslande gegenüber vergrößert und vermehrt.

Daß wir Deutschen, in Europa wenigstens, alle Nationen an Langmuth und Leidenskraft übertreffen, war bisher den Fremden gegenüber unser Haupteredittitel, unser schönstes unbestrittenstes Lob. Wie wird man uns erst jetzo bewundern, nachdem der „Verstorbene“ klar vor aller Welt bewiesen hat, daß im Weltkampfe mit deutscher Hingebung und Zähigkeit selbst afrikanische Geduld den Preis verliere? Mögen sich andere Völker ihrer reizbaren Empfindlichkeit und ihres weltlichen Ehrgefühls brüsten und berühmen, wie viel sie wollen, wir Deutschen streben nach höherm, nach christlicherm Ruhm, weil am Ende doch den Friedfertigen und den Geduldigen das Himmelreich versprochen ist. Was redet man uns noch länger von Texas und von der Moskitoküste, von Kleinasien und von den Donauländern? Zieht nach Aegypten! Aegypten ist das wahre Land für deutsche Colonien! Aegypten wie es ist mit seinen fetten Schollen, mit seinen leeren Dörfern, seinem „weisen und gerechten Regiment“, bietet allein das richtige Maß für Thätigkeit und Glück, wie es der Deutsche liebt. Warum hat Ihr kluger und levantekundiger Correspondent, statt seine Wärme und seine Beredsamkeit an Bulgarien zu verschwenden, nicht lieber an die Nilgestade und ihre Seligkeiten gedacht? Idris-el-Abawi, der Selamije-Scheich, hat die Sache richtiger erfaßt und das Zeitgemäße deutscher Niederlassungen am öden „Zuckerstrom“ zuerst erkannt. Das Räsonnement des ungelehrten Arabers ist völlig schulgerecht. „Können die deutschen Bauern“, so schreibt er im mehrbenannten Briefe, „bei einer selbst die ägyptische Verwaltung an Geiz, Härte und Grausamkeit überbietenden Behandlung seitens ihrer Herrscher doch noch physisch und ökonomisch gedeihen, und nicht nur Kleider und Geld, sondern auch Kraft und gesunde Glieder in entfernte Zonen tragen, so muß sich dieses Volk nothwendig bei geringerm Drucke, wie nach Sultan Muskoſs

Versicherung der ägyptische ist, in kurzer Frist zu herrlicher Blüthe entfalten und zu beneidenswerthem Wohlstande erschwingen." An der Wahrhaftigkeit des deutschen Emirs zu zweifeln fällt ihm so wenig ein als uns und Dr. Tischendorf. Nur möchte Idris gern wissen, ob sich die Deutschen im Kampfe mit ihrem Loos wirklich nur durch ein Uebermaß von Seelenstärke und Geduld aufrecht erhalten, oder ob ihnen nicht vielmehr ein geheimes Zaubermittel, ein unbekannter Talisman zu Gebote stehe, um Alles zu ertragen und Allem zu genügen? Dieses Zaubermittel soll ich dem Idris nennen als Xenium für den guten Rath. Idris will aber nicht, daß sich die Deutschen blind in das Unternehmen stürzen, und er legt deßwegen ein Verzeichniß der gesetzlichen sowohl als der willkürlichen Lasten, sowie eine Schilderung der Mißbräuche und der Behandlung bei, welche der Fiscus und seine Agenten über die Feldarbeiter am Nil verhängen. Wir begnügen uns aber in weiser Oekonomie vorerst nur die Idee: deutsche Niederlassungen unter Mehemed Ali's „mildem Scepter" zu gründen, in das Publicum zu schleudern. Wird der Gedanke lebendig, und erkennen die Deutschen das wahre, ihnen so nahe liegende Heil auch praktisch an, so ist es immer noch Zeit in einem zweiten Artikel das Gemälde zu vollenden und den Rahmen auszufüllen, wozu hier nur die Schattenrisse gezogen sind.

Aleppo.

(1839, vor der Schlacht bei Konieh.)

Sonderbare Fügung des Schickſals! Eben ſind es 322 Jahre und das voos Aſiens wurde zwiſchen den nebenbuhleriſchen Gewalthabern von Groß-Kairo und Konſtantinopel vor derſelben Stadt entſchieden, in deren Nähe ſich heute die Heere des Weſirs von Aegypten und des Padiſchahs der Osmanli, wie zwei gewitterſchwere Wolken, niederlaſſen. Unter perſönlicher Führung Selims I. ſtritten im Jahre 1517 nördlich von Haleb (Aleppo) auf der Wieſe Dabik*) die osmaniſchen Türken gegen die arabiſch redenden Mameluken vom Nil, an deren Spitze der mehr als ſiebzigjährige Sultan Kanßu Gawri von Kairo ausgezogen war. Das Geſtirn der Osmanli war im Aufſchwung, Arabeſtan aber hatte ſeine Rolle ausgeſpielt, und der greiſe Kanßu mußte vor Selim, dem Blutvergießer, dem Dichter, dem Opiumeſſer, dem Myſtiker, dem Tyrannen, im Streit erliegen. Sieg und Leben ſammt der Herrſchaft über Syrien ging an Einem Tage verloren, wie Aegypten ſelbſt als Kampfpreis eines zweiten Tages fiel.

Wie aber der Nil überſtrömend das Land befruchtet, ſo hat der von Corſica ausfahrende Wetterſtrahl (Bunabarde jildirim) die Geiſter in Aegypten aufgeregt, und der Arnaut Mehemed Ali fühlt ſich kraftvoll genug, mit der Erbſchaft auch die Rolle des

*) Merdſ Dabik.

Siegers der Pyramiden aufzunehmen. Nicht ohne Sorge blickt heute ganz Europa auf das alte Schlachtfeld von Dabik, weil Jedermann fühlt, welcher Einsatz beiderseits auf dem Spiele steht.

Zwar redet man immer noch von einem türkischen und einem arabischen Element, die sich im Namen ihrer Repräsentanten gegenüberstehen, und von einer neuen, aus Mehemed Ali's Genie zu erkeimenden Gesittung oder geistigen Wiedergeburt des Morgenlandes. Wir aber erkennen auf beiden Seiten nur Taglöhner, die in der eilften Stunde noch zum Karste greifen und mit ungeübter Hand eine Arbeit beginnen, der sie nicht gewachsen sind. Europa drängt, und die Fluth des lebendig gewordenen Christenthums schlägt an die verfaulte Grundlage der islamitischen Throne. Duldsamer als in den Zeiten Saladins wollen die Bekenner des Evangeliums heute nirgends mehr den Gottesdienst des Korans unterdrücken. Allein soweit die Lebensluft Europa's weht, muß die den Boden selbst verpestende Herrschaft moslimischer Gewalthaber erlöschen. Denn es ist jetzt entschieden, daß sittlich vernünftige Staatszwecke durch islamitische Obrigkeiten nicht zu erreichen sind. Arabisch und türkisch redende Allah-Anbeter mögen immer bestehen, aber Gerechtigkeitspflege und Bodencultur soll hinfür überall nach den Grundlagen christlicher Billigkeit geregelt werden. Es scheint gerade, als sollte die Kraft christlicher Lehre eine Zeit lang mehr auf Wiederbelebung öder Landstrecken als auf Erweckung glaubenslauer Gemüther wirken.

Mögen die Staatskünstler immerhin Stützen aus Holzwerk zimmern, der Bau sinkt unter ihren Händen zusammen und Sultan Mahmud und der Sarrap in Aegypten sind nur die ersten Handlanger im großen Zerstörungsgeschäft, aus welchem das frische Leben des lange schlafenden Orients erwachen soll. Die, welche an den fetten Tafeln des Occidents sitzen, haben zwar Stille geboten, um in ihrer Behaglichkeit nicht gestört zu sein;

aber ihr Wort verschmähend zieht der Sturm am östlichen Himmel herauf und das erste Sausen ist schon nach Europa vorgedrungen. Möglich wäre es, daß die Reihe blutiger, in die Länge unvermeidlicher und einen großen Theil der alten Welt in den Strudel hineinziehender Verwicklungen vor Haleb begönne, und diese Stadt für die kommenden Geschlechter eine Art weltbütorischer Bedeutung erhielte. Vielleicht sagt man einst wie jener spartanische Friedensbote: dieser Tag und dieser Ort ist für Europa und Asien der Anfang großer Uebel gewesen.

Aus Haleb, dem uralten einheimischen Stadtnamen, machen die Abendländer Aleppo, wie sie die seit Josua's Zeiten bis heute in Asien üblichen Benennungen Sur und Akke in Tyrus und Jean d'Acre verwandelt haben. Haleb bedeutet in der Landessprache „Melken" und soll aus einer wohlthätigen Nomadenwirthschaft Abrahams entstanden sein. Nach einer an Ort und Stelle noch fortlebenden Sage verweilte der Erzvater auf seiner Wanderung über den Euphrat nach Kanaan mit den Heerden längere Zeit auf der Stelle dieser Stadt, wo er täglich zu festgesetzter Stunde eine wunderschöne scheckige Kuh molk und die Milch unter die Bedürftigen der umliegenden Gegend vertheilte. Bei dem Rufe: „Haleb el-Schabbah", d. i. die Scheckige ist gemolken, soll sich die Menge jedesmal zur Empfangnahme ihres Antheils versammelt haben. Daher die Benennung Haleb el-Schabbah, d. i. Haleb die Scheckige, dem Orte bis auf den heutigen Tag geblieben sei. So wenigstens erzählt das Volk in Aleppo.

Die Gelehrten dagegen leiten den Beinamen el-Schabbah (sprich esch-Schabbah) vom bunten Gestein der Mauern und der nächsten Umgebung her. Der Grieche macht aus Haleb ganz correct sein Chalybon; Beröa dagegen, wie es bei Strabo heißt, ist ein nach Alexanders Feldzügen entstandener Name, weil die

Eroberer an Stadt und Umgegend von Haleb einige Aehnlichkeit mit Beröa in Macedonien finden wollten.

Aleppo auf der Stelle, wo es heute ſteht, iſt nicht älter als etwa 740 Jahre. Früher lag es drei Stunden ſüdöſtlich an einem See, wo noch jetzt die Ruinen der alten Stadt zu ſehen ſind. Fünfzig Jahre lang durch Erdbeben geplagt, ſei der alte Ort völlig eingefallen und für unbewohnbar und für unwiederherſtellbar erklärt worden. Die übrig gebliebenen Einwohner wanderten fort und legten Neu-Haleb, größer und ſchöner als die verlaſſene Heimat an*).

Was Schönheit betrifft, kann ſich keine Stadt des Orients mit Aleppo meſſen. An Umfang ſteht ſie im türkiſchen Reiche nur Konſtantinopel und Kairo nach. Bruſa, Adrianopel und Damascus mögen vielleicht ebenſo viel, oder auch mehr Häuſer zählen, einen größern Flächenraum decken ſie aber nicht. Der Boden auf anderthalb Stunden in der Runde iſt ſteinig und uneben, mit einer Menge wellenartiger Schwellungen, deren Aleppo mit ſeinen Vorſtädten etwa acht umſchließt. Der bedeutendſte dieſer Hügel, ohne Zweifel durch Menſchenhand künſtlich zugerichtet, ragt abgeſondert im Mittelpunct der Stadt weit über die höchſten Gebäude empor, ein ſchön gerundeter, koniſch zulaufender, eben kraterartig abgeſtumpfter Erdkegel von ungeheurer Dimenſion. Hoch auf der Plattform iſt Raum für 250 Wohngebäude, jetzt großentheils durch Erdbeben eingefallen; am Rande herum eine Mauer mit Thürmen, ſämmtlich aus gehauenem Stein. Zwei tiefe Brunnen, der eine mit ſüßem, der andere mit ſalzigem Waſſer, ſorgen, wie Saladins Schöpfung auf der Citadelle von Kairo, für das Bedürfniß der Burg. Man zeigt noch eine Rüſtkammer mit eingeſtürzten Kuppeln, eiſenbeſchlagenen

*) Circa 1290 nach Chriſtus.

Thoren und Verhöfen, aus gewaltigen Quadern aufgebaut, darin Harnische, Beinschienen, Helme und anderes Waffenzeug aus Saladins Zeiten, wie der Hüter versichert. Um den Fuß des Bergkegels zieht sich ein breiter, tiefer, trockener, zu beiden Seiten schön ausgemauerter Graben mit Gebüsch, Pappeln und Platanen wohl besetzt. Die Oberfläche des Rundberges selbst, vom Graben bis hinauf zur Burgmauer, ist schachbrettförmig mit behauenem Gestein ausgelegt, und ein einziger Pfad durch drei Thore, am Fuß, in der Mitte und oben verwahrt, führt in die Festung. Eine geräumige, am Rand des Grabens sich im Kreis herumziehende Straße trennt die Häuser vom Burghügel, dient als Promenade, ist mit Brunnen und einzelnen Bäumen geschmückt, aber auch durch den Schutt eingefallener Wohngebäude und Basare entstellt.

Von der Burg herab sieht man am besten, wie sich das steinerne Häusermeer Aleppo's weit und breit nach allen Seiten ausdehnt, wellenförmig, ein Gewirr von Thürmen, bleigedeckten Kuppeln, Terrassen und Höfen mit hohen, ewig grünen Bäumen, in der Ferne nicht unähnlich den schwebenden Gärten der Semiramis. Der Eindruck ist um so magischer, da Haleb, wie eine verzauberte Stadt, seine Herrlichkeit mitten in einer Steinwüste und einer wenigstens auf zehn Wegstunden in der Runde, wenn auch nicht unfruchtbaren, doch vollkommen baumlosen Steppe entfaltet. Gegen mohammedanische Sitte ist der Thurm an der Hauptmoschee nicht schlank und rund, sondern wohl genähet und viereckig mit Zimmer und Gallerie für die Gebetausrufer, wie man es außer Haleb nur noch in nahen Sarmin und zu Tripolis in Phönicien sieht. Ostwärts über die Stadt hinaus schweift der Blick unabsehbar, trostlos, einförmig gegen die Euphrat-Wüste. Auf der Seite des Mittelmeer, dagegen sieht man auf fünfzehn Stunden Entfernung die lange Bergwand

des Libanon in ſcheinbar gerader Richtung, wie eine Mauer von Nord nach Süd ſtreichen. Nördlich gegen Bir und Aintab entdeckt das Auge nur wie im Nebelflor den Höhenzug des Amaniſchen Gebirgs, von welchem letzthin das türkiſche Heer auf die große Verbindungslinie von Edeſſa nach Haleb herabgeſtiegen iſt.

In der Stadt ſelbſt ſind die Straßen, wie es morgenländiſche Architektur erheiſcht, der Mehrzahl nach enge, aber meiſtens gerade und ohne Ausnahme mit gleichförmig behauenen Steinwürfeln kunſtreich gepflaſtert, reinlich gehalten und häufig ſogar mit Hochpfaden für Fußgeher verſehen, mit einer Sorgfalt und Eleganz, die man gewiß in keiner andern Stadt des türkiſchen Reichs, ſelbſt Stambul nicht ausgenommen, finden wird. Die Gebäude, ſowohl private, als öffentliche, ſind ohne Ausnahme aus Quadern erbaut und mit Plattdächern verſehen, nicht von Holz und gedörrten Sandkuchen zuſammengeklebt, wie in dem paradieſiſchen Damascus, auch nicht enge, nicht ſchmutzig und regellos wie gewöhnlich im Orient, ſondern geräumig, mit hohen Gemächern, oft leicht, oft mit geſprengten Bogen dauerhaft hergeſtellt und ſorglich unterhalten*). Faſt jedes Haus hat einen zierlich gepflaſterten, mit Waſſerbecken, Springbrunn und einigen Cypreſſen oder Citronenbäumen gezierten Hof, theilweiſe mit Moſaik buntfarbig ausgelegt, einen Bogen-Diwan dem Brunnen gegenüber, und eine weite helldunkle, mit Kuppeldach und Marmorbrünnlein verſehene Halle als Zuflucht in der heißen Jahreszeit. Das Ganze iſt vorſichtig mit Mauer und doppeltem Thore gegen die Gaſſe hin verſchloſſen.

Ein weißer Sandſtein, in unerſchöpflichen Lagerungen zunächſt an der Stadt, weich bei der Arbeit und in der Luft nach und nach ſich verhärtend, liefert den Aleppinern das Baumaterial.

*) Z. B. das der engliſchen Familie Barker gehörige, ebenſo geſchmackvolle als ſolide Wohnhaus auf einer Höhe unweit des Schloßberges.

Für Thore, Pfeiler und Pfeiler der beſſern Gebäude dient ein gleichfalls in der Nachbarſchaft gebrochener gelber Marmor, der gute Politur annimmt, und des Schmuckes wegen künſtliche Färbung erhält.

Um die Stadt und alle ihre Vorſtädte herumzugehen, braucht man in gewöhnlichem Schritte nicht weniger als drei Stunden. Die Zahl der Gebäude, verfallene und unverſehrte zuſammengerechnet, ſchätzt man auf ungefähr 14,000, in welchem vor ſechzig Jahren noch an dritthalbhunderttauſend Menſchen wohnten, lauter gewerbfleißige, ehrbare und wohlhabende Leute, nach dem Ausdrucke des mehr als fünfundſiebenzigjährigen Aleppiners Naſri, der die gute alte Zeit des Flores noch geſehen hat. Durch ſchlechtes Regiment, durch verlornen Handel, durch Peſt, Erdbeben und Cholera ſei die Einwohnerzahl jetzt unter 100,000 herabgeſunken. Nicht weniger als 15,000 Menſchen wurden beim großen Erdbeben im Jahre 1822 unter den zuſammenſtürzenden Gebäuden erſchlagen; 8000 raffte etliche Jahre nachher die Peſt und 10,000 im Sommer von 1832 die Cholera weg. Wie allezeit und überall trugen auch in Aleppo die Handelsrevolutionen am meiſten zur Verarmung und Entvölkerung der Stadt bei. Beſonders ſchwer wird der Verluſt des Shawlhandels empfunden, deſſen Hauptniederlage zwiſchen Perſien und dem ganzen Occident früher Aleppo war. Der neue Handelsweg über Trapezunt, behaupten ſie, habe die meiſte Schuld an ihrem Ruin. Man kann leicht denken, daß das engliſche Project, den indiſchen Handel mittelſt Dampfſchiffen auf dem Euphrat aus dem perſiſchen Golf über Aleppo in das Mittelmeer zu lenken, in keiner andern Stadt des Orients wärmere Vertheidiger findet als hier.

Aleppo, wie es heute iſt, kann einem feindlichen Angriff mit Artillerie nicht mehr widerſtehen. Die Citadelle auf dem Kegelplateau iſt eine Ruine, die Ringmauer um die Stadt ſammt den

runden, fünfzig Schritte von einander abſtehenden Thürmchen hat weite Riſſe und iſt ſeit dem letzten Erdbeben an mehreren Stellen ganz eingefallen. Das Uebel ſcheint aber nicht überall neu zu ſein, da man in vielen Mauerſpalten alteinheimiſche Schlingpflanzen und ſogar Geſtrüpp und verkrüppelte Bäumchen feſtgewurzelt ſieht. Ueberdies wird Aleppo auf der Nordſeite, das iſt auf der Straße gegen Bir und Aintab, von einer Hochebene beherrſcht, auf deren ſchönſtem Punct, luſtig mit Schatten und Brunn, Derwiſche ihr Kloſter und die arabiſchen Soldaten Ibrahims ihren Uebungsplatz errichtet haben. Waſſermangel wäre auch zu fürchten, da der einzige Süßwaſſercanal, der aus einer Entfernung von zwei Stunden auf derſelben Seite Trink- und Kochwaſſer zuführt, indem er, unter der Stadt fortlaufend, alle öffentlichen und die meiſten Privatbrunnen nährt, und Haus- und Hochgärten wäſſert, leicht abzuſchneiden iſt, und der außerhalb der Ringmauer vorüberſtreichende kleine Koweik im Angeſicht eines feindlichen Heeres von keinem Belang wäre. Das große Haleb hat keinen Fluß, wie Damascus und Antiochia. Der Euphrat iſt mehr als dreißig, der Orontes wenigſtens fünfzehn Stunden entfernt, und alle Glückſeligkeit der Einwohner hängt von benanntem Bächlein ab, welches etwa eine Tagreiſe nördlich von der Stadt entſpringt, und drei Stunden ſüdlich ſich ſchon im See von Merdſch Ahmar (d. i. rothe Wieſe) verliert. Durch die Vorſtadt auf der Abendſeite rinnt es vorüber und befruchtet, wohlthätig in zwei Arme getheilt, einen zwar ſchmalen, aber langen Streif an beiden Ufern mit wunderbarer Kraft. Auf mehr als zwei Wegſtunden ſieht man nichts als Gärten mit dichtbelaubten, breitäſtigen, hohen, dunkeln Baumgruppen, und in ihrem Schatten Gebüſche, Gartenfrüchte und Blumen in üppigſter Pracht. Dieſer grüne Gürtel iſt um ſo entzückender, als der Boden in nächſter Umgebung aus weißlicher, unfruchtbarer

Erde, voll öden Geſteins beſteht und, ſo weit das Auge reicht, kein grüner Ruhepunct gefunden wird. Außer mehreren dem Lande eigenthümlichen Bäumen mit ewig warmem Grün ſtehen Platanen, großblätterige Weißpappeln, Eſchen, Eichen, Lotus, Tamarisken, Miſpeln, Terebinthen, Hollunder, Cypreſſen, Roſen-, Granaten-, Kirſch-, Orangen-, Citronen-, Wallnuß-, Feigen-, Mandel- und Oelbäume mit vielen Sorten Stein- und Kernobſt, bald als Dickicht, bald als Randeinfaſſung breiter Gartenbeete in lieblichſter Unordnung unter einander. Die höhern Ufertheile, wohin das fließende Waſſer nicht mehr dringt, ſind mit Weingärten bekränzt, Feigen-, Oel- und Piſtazienbäume zwiſchen den Reben. Melonen von wunderbarer Größe, Kukumern ſüß wie Aepfel, Gemüſe von ausgeſuchtem Geſchmack, beſonders aber eine große, ſaftvolle, honigſüße weiße Traube mit wenig Kernen und mit zarter Haut geben in ungemeſſener Menge aus dieſem Paradies hervor.

Selbſt Bilder, Redensart und Ideenkreis entlehnen die Aleppiner großentheils von der Herrlichkeit dieſes ſchmalen Gartenwaldes. Wie man ſich anderswo um Thermometerſtand, Politik, Curſe und Marktpreis erkundigt, iſt hier die tägliche Sorg' und Frage der Doppelbach vor der Stadt. Fülle, Durchſichtigkeit, Süße, Plätſchern, Wachſen und Schwinden des Waſſerſpiegels, der Blumenſchmelz, das dunkle Baumgewölbe, Roſen- und Piſtazienerde ſind Dinge, um die ſich in Halep Jedermann bekümmert. Man kennt ſo zu ſagen jeden Baum mit Namen und Geſtalt, geht zu ihnen auf Beſuch, und weidet das Auge an ihrem Flor und ihrem ſaftigen Stamm, wie man ſich am ſchlanken Wuchs des menſchlichen Körpers erfreut. Alle Aleppiner ſind gleichſam in das Bächlein und ſeine Uferbäume verliebt. Aber auch welche Theilnahme, welcher Schmerz, wenn zuweilen nach langer Trockenheit und regenloſem Winter das rinnende Waſſer verſiegt! Hätte

Ibrahim wirklich, wie die Sage geht, den Wald am Bache umgehauen, um Palliſaden zum Schirm der Stadt zu zimmern, ſo wäre der Verluſt unerſetzlich, die Trauer allgemein. Leichter würde man Schaden an Geld und Menſchenleben ertragen als den Untergang der Bäume, des ſchönſten, langſam wachſenden, von den Vorfahren ererbten Schmuckes der Heimat.

Die Gemüthsart der Halebiner iſt als freundlich überall bekannt. Gewiß ſind ſie die höflichſten und duldſamſten Mohammedaner des Orients. Ihr Verkehr mit Fremden kann dieſe Wirkung nicht allein hervorbringen, es muß im Blut und Sinn dieſer Leute liegen. Fanatiſche Scenen, wie ſie bis auf die letzten großen Siege der Ruſſen in den meiſten islamitiſchen Städten vorfielen, ſind in Haleb ſeit lange verſchwunden, oder waren vielmehr niemals in gleichem Grade üblich. Nur die Derwiſche bei ihren freitäglichen Umzügen ſchreien zuweilen den europäiſch gekleideten Fremdling rauh an, wenn er ihnen mit neugierigem Blick in den Weg tritt. In Haleb will man leben und genießen und folglich will Jedermann um jeden Preis Verkehr, Ordnung und Frieden. Ueberall legt der Islam die Waffen aus der Hand und läßt ſeine Feſtungen verfallen; in Haleb geht man um einen Schritt weiter und verwandelt, wie in Europa, Vorwerke und Feſtungsgräben in Baum- und Gemüſegärten.

Das Aeußere der Aleppiner hat etwas Einnehmendes; ſie ſind in der Regel mittlern Wuchſes, ſchlank, dunkelhaarig, mit großen ſchwarzen Augen, weißer Hautfarbe und ſchönen Geſichtszügen — Eigenſchaften, die unter ihnen vielleicht etwas zu viel gelten mögen. Die jungen Leute wetteifern mit ihren Altersgenoſſen in Damascus und Hama in zierlicher Kleidung, koketem Gang und leichtem Sinn. Haleb iſt beinahe das aſiatiſche Wien, gewerbſam, friedlich und dem Vergnügen hold. Selbſt den Reiz einer melodiſchen Stimme, wofür man ſonſt in Aſien

keinen Sinn hat, verſteht man dort zu beurtheilen. Nirgend in der Türkei werden die Gebetausrufer, die unſere Glocken und Orgeln erſetzen, mit ſo viel Sorgfalt beſtellt, wie hier. „Betet! betet! die Zeit geht ſchnell, das Gericht iſt nahe,“ klingt es in der Abendſtille durch die heitere dünne Luft von der Höhe des viereckigen Moſcheethurmes auf die Terraſſen und Gärten herab, mit einem Wohllaut und einem Schmelz, den man wohl empfinden, aber nicht beſchreiben kann.

Das größte Unglück für eine ſolche Stadt iſt der Krieg. Leider iſt aber Haleb an der Grenzſcheide gelegen, wo ſich zwei verſchiedene Sprachen die Herrſchaft ſtreitig machen, und folglich war es ſeit Jahrhunderten bei jedem Zuſammenſtoß der türkiſch und arabiſch redenden Völker das erſte Opfer.

Palästina.

Vier Wochen in Jeruſalem.

(1851.)

I.

„Weiß nicht, ob ich Euch nehmen kann und ob noch ein leeres Zimmer zu finden iſt,“ ſagte unter dem Thorwege des Franziscanerkloſters in Jeruſalem, während er zugleich den pilgernden Fragmentiſten, ſeinen Diener und ſeinen Train mit dem pfiffigen Blick eines italieniſchen Cameriere von unten nach oben muſterte, froſtig und bedenklich der kleine, ſchmächtige Minoritenmönch mit rothem Bart und dünnem Fuchsgeſicht. Es war, wie der Leſer wohl ſelber denkt, der ſogenannte Fremdenpater, der heilige Mihmandar, der über Ehre und Credit des Conventes zu wachen, und zugleich über Aufnahme oder Abweiſung der Pilger in erſter und letzter Inſtanz zu entſcheiden hatte. Das Examen war unſern Anträgen nicht beſonders günſtig, und es hieß endlich kurzweg, man bedaure, la Casa nuova ſei bereits überfüllt und man erwarte noch täglich fremde Herrſchaften, die ſich ſchon vor langem brieflich angemeldet und Wohnungen ausbedungen hätten. Daß es nur leere Ausflüchte waren, was man uns da ſagte, und daß man anderer Gründe halber das gaſtliche Dach verſagte, merkten wir freilich ſchnell und ſuchten Verdacht und Beſorglichkeit des Mönchs durch den Beiſatz zu heben und abzuthun, daß wir die frommen Väter durch das Verweilen im Kloſterhauſe weder in der Andacht

Bayerische Staatsbibliothek München

stören noch auch sonst in Kosten versetzen würden; wir seien in gottseliger Absicht nach Jerusalem gekommen und hätten nebenher Mittel genug, ohne Belästigung ihres gottgeweihten Aeramums, für das Nöthige selbst zu sorgen und am Ende für den Schirm der heiligen Mauern noch einen mäßigen Tribut der Erkenntlichkeit darzubringen.

Auf diesem Wege Credit zu suchen, ist allezeit mißlich; und in der That blieb auch die Wirkung unserer Worte bedeutend hinter der Erwartung zurück. Wir hatten zwar drei Pferde sammt Eseln und leidlicher Equipage, aber der Dolmetsch fehlte, weil wir den Dienst selbst versahen, und was das Nachtheiligste von allen war, wir hatten keinen Empfehlungsbrief aus guter frommer Hand, der uns natürlich unverweilt und ohne viel Redens die Thore des Convents geöffnet hätte. Wir mußten also, wie man in Frankreich sagt, mit unserer eigenen Person bezahlen, und das hatte dem verschmitzten und säuberlich gehaltenen Italiener gegenüber gerade dieses Mal seine bedeutende Schwierigkeit. Er maß uns noch einmal prüfend von oben nach unten, und mußte offenbar gefunden haben, daß Miene und Außenseite der einlaßbegehrenden Pilger mit den Betheuerungen frommer Behäbigkeit nicht sonderlich in Einklang stehe, und daß folglich von solchen Gästen für St. Salvator in Jerusalem wenig Ehre und noch weniger Profit zu hoffen sei. Die Entfernung von Beirut nach Jerusalem — das muß man dem Leser gleich voraus sagen — beträgt an die fünfzig Stunden, und wir waren bei achtzehn Grad Novemberwärme und ewig heiterem Himmel, den ganzen Tag die Sonne im Antlitz, von Nord nach Süd reitend und von Toilettesorgen nicht wesentlich geplagt, mit Rast und Aufenthalt eine volle Woche auf dem Wege. War es dann ein Wunder, wenn der mönchisch elegante Minoritenpater glutversengten, durch Risse in der Gesichtshaut entstellten,

ungebürſteten, ungekämmten, durch unzählige Springthierchen der letzten Araberherberge in El-Bire aufs übelſte zugerichteten Fremdlingen aus dem Occident nicht gleich auf das freundlichſte entgegenkam? „Ob denn aber auch Alles, was von Europa nach Jeruſalem pilgere, bei St. Salvator logiren müſſe? Es ſeien auch Gaſthäuſer in der Stadt, wo ordentliche Leute gegen richtige Bezahlung ihr Unterkommen fänden.“ Wir verſtanden den Wink, entſchuldigten unſere läſtige Vorſprache mit dem Nichtkennen dieſer höchſt wohlthätigen Neuerung in der heiligen Stadt, und wollten — froh der peinlichen Scene zu entkommen — im Frieden weiter ziehen. „Wo wollt Ihr hin?“ ſagte abwehrend der kleine Mönch, „von den beiden Privateinkehren der Stadt iſt die eine geſchloſſen und die andere dermaßen von Fremden überfüllt, daß man Euch für alles Geld keinen leeren Winkel überlaſſen kann.“ — Jetzt ſtand es freilich ſchlimm, wir hielten ſtill und mögen in der Bedrängniß vielleicht freundlicher und nachgiebiger geredet haben, als es dem liſtigen Salvatormönch gegenüber räthlich war. Aus Mitleiden mit unſerer Lage, hieß es, und aus Liebe zu Gott wolle man ſehen, ob der Uebervölle ungeachtet, noch etwas zu machen ſei, und der Pater — offenbar Sieger in der Unterhandlung — führte uns mit Blicken auffallender Geringſchätzung und unverhohlenſten Mißtrauens endlich über die Gaſſe in la Caſa nuova hinüber.

Der erſte Eindruck dieſes mönchiſchen Neubaues war nicht vortheilhaft und empfehlend genug, um jenes Gefühl innerer Behaglichkeit und hoffnungsvollen Friedens zu erwecken, welches den müden Wanderer bei dem Anblick gaſtlich-ſtiller Penaten zu beſchleichen pflegt. Das gewölbte Atrium innerhalb des eiſenbeſchlagenen Thores ſchien für Haus und Nachbarſchaft zeitweiſe auch als Latrine zu dienen, und die enge Mauercaſemate, die man uns nach wiederholtem Zaudern, Munkeln und

Bedenken endlich als Wohnung überließ, war nicht mehr als fünfthalb Schritte breit, ebenso lang und nebenher so niedrig, daß die ausgestreckte Hand an die Decke langen konnte. Es glich eher einem Kerker als einer Wohnstube, und nur durch eine kleine glaslose Fensteröffnung neben der Thür sollte das düsterdumpfe Gelaß von Außen Luft und Licht erhalten. Selbst die Strohmatte, die man sonst im Orient doch überall findet, fehlte auf dem unreinlichen Estrichboden, und die kahlen Seitenwände waren ohne Ekel gar nicht anzusehen. Außer einer guten reinlichen Lagerstätte mit weißem Fliegengitter mangelte so ziemlich Alles, was nach europäischen Begriffen zu den Nothwendigkeiten eines wohnlich eingerichteten Zimmers gehört. An einen Divan — wenn auch der ärmsten Gattung — war unter solchen Umständen natürlich gar nicht zu denken; aber selbst nach Stühlen wurde in der Casemate vergeblich umgesehen und ein bewegliches Bret auf zwei rohen Holzgabeln war die einzige Bequemlichkeit und Erleichterung, welche die Salvatormönche ihrem Gast zu gewähren dachten. Wenn einsam, still und abgelegen mit freier Aussicht über die heilige Stadt, wäre die Clause bei allen ihren Mängeln am Ende vielleicht doch erträglich gewesen; aber zum Unglück war das Gemach auch noch tief unten und nur wenige Stufen über dem schmutzigen Vorhof angebracht, mit himmeloffenem Steingange vor der Thür, wo Jedermann im Gehen und Kommen vorüber mußte, so daß der arme Clausner hinter seinem glas- und vorhanglosen Fensterloche weder bei Tag noch bei Nacht vor Blick und Getrampel der Leute sicher gewesen wäre.

Soweit reichten Geduld und Entsagung nun aber dennoch nicht, und es wurde höflich angefragt, ob nicht vielleicht in la Casa nuova für Geld und gute Worte etwas mehr Bequemlichkeit und Raum zu erhalten wäre? Zweideutige Reden und

verdächtige Blicke des Mönches und jetzt auch ſeiner Dienerſchaft ſagten aber deutlich genug, daß Vagabunden und hülfloſe Abenteurer, für die man uns halte, mit Allem, was man freiwillig in Almoſen biete, ſich in Demuth zu begnügen hätten. So gingen die Leute fort und ließen uns in der Spelunke allein, ohne auch nur zu fragen, ob wir irgend etwas nöthig hätten, ja ohne auch nur einen Krug Waſſer als Labung hinzuſtellen, die man im Orient ſelbſt dem müden Bettler nicht verſagt. Daß uns dieſe Behandlung etwas verdroſſen, oder auch nur im Geringſten gegen die Heiligkeit der lateiniſchen Mönche eingenommen hätte, will man nicht eigentlich ſagen. Die guten frommen Väter konnten ja nicht wiſſen, daß der ſo ungaſtlich behandelte Fremdling ſeinen Studien und ſeiner Vergangenheit nach ihrer eigenen Ordnung angehöre, und daß er im Grunde ſogar auf dem Felde der katholiſchen Dogmatik ſeine wohlbegründeten Verdienſte habe. Wochen, ja vielleicht Monate lang in einer ſolchen Stube zu bleiben, — das fühlt der Leſer ſelbſt — war unter dieſen Umſtänden bei aller Geduld und Philoſophie nicht möglich, und der aus Smyrna mitgebrachte Diener, ob er gleich noch wenig Erfahrung hatte und ſelbſt das erſte Mal in Jeruſalem war, mußte augenblicklich fort, um nachzuforſchen, ob nicht trotz mönchiſcher Gegenverſicherung doch irgendwo in der heiligen Stadt noch ein beſſeres Unterkommen zu finden wäre. In der Zwiſchenzeit ging ich — denn zu ſitzen fehlte mir der Stuhl — über den raſchen Wechſel der Scene verblüfft, nicht ohne Unruhe und Sorge allein und verlaſſen in der unheimlichen Zelle auf und nieder. Schleudert aber auch einen Andern aus den feenhaften Sommerpaläſten und aus den glänzenden Salons von Bujukdere plötzlich in die Einſamkeit einer unſaubern Mönchsclauſe im halbzerſtörten Jeruſalem herab und ſieht dann, wie lange er etwa Witz, Laune, Gleich-

muth und heitern Sinn ungetrübt bewahrt. Nach zwei Stunden des peinlichsten Harrens kam endlich Antonakis (so hieß der Diener) mit der Kunde zurück, er habe nicht bloß ein Zimmer, wie sein Auftrag laute, sondern ein ganzes, fremden Gästen sehnsuchtsvoll entgegenharrendes und mit einer guten Auswahl leerstehender, luftig und bequem, ja selbst elegant eingerichteter Wohnungen versehenes Haus gefunden, und in der Voraussetzung meiner Genehmigung zugleich einen Gehülfen mitgebracht, um auf der Stelle die Effecten in die neue Behausung fortzuschaffen.

Nun erst lagen die liebenswürdigen Künste des kleinen St. Salvatormönchs offen zu Tage. Er hatte uns die in der Stadt bekannte, aber durch freie Concurrenz das Einkommen seiner geistlichen Herberge schmälernde Gelegenheit zum Unterkommen absichtlich verhehlt, um sich an unserer Verlegenheit zu weiden, und um seine ärmliche Zelle so hoch und so theuer als möglich anzubringen, eine Verfahrungsweise, die man in billiger Erwägung der italienischen Mönchsnatur nicht einmal übel nehmen will. Daß aber der Mihmandar von St. Salvator in Jerusalem den Künsten gemeiner Speculation auch noch Hohn beizufügen für nöthig hielt, wird nicht leicht Jemand loben. Der Leser denkt wohl selbst, daß man sich nicht lange besann und augenblicklich Anstalten zum Uebersiedeln traf.

„Wie? Ihr wollt la Casa nuova schon wieder verlassen?" fragte etwas überrascht der eilig herbeigerufene Fremdenpater. „Ja!" „Wohin wollt Ihr ziehen?" „Zu Meschullam, dem Anglikaner, der ein ganzes Haus leer stehender und prachtvoll eingerichteter Wohnungen in Bereitschaft hält." „Wieviel müßt Ihr zahlen?" „Vierhundert türkische Piaster (hundert Franken) monatlich." „Wie? Vierhundert türkische Piaster monatlich für ein einziges Zimmer? Das ist etwas viel, man übersordert Euch." „Für meine Umstände ist das nicht zu viel, ich bezahle es leicht

und gern, wenn der Miethsherr nur freundlich und seine Wohnung elegant und niedlich ist." Der Mönch wird zusehends höflicher und rücksichtsvoller. „So, eine solche Summe wollt Ihr aufwenden, und wie lange denkt Ihr zu bleiben?" „Noch unbestimmt; wahrscheinlich den ganzen Winter, und das nämliche hätte ich Euch ebenfalls bezahlt, wenn ich eine geneigtere Aufnahme und ein schöneres Local gefunden hätte." Jetzt endlich entschuldigte man die frühere „Unaufmerksamkeit" mit dem ersten Drange und mit der Fülle der Geschäfte. „Am Ende", meinte der Mönch, „hätte es sich hoffentlich doch noch besser gemacht; vielleicht kommen die angekündigten Fremden noch nicht so schnell; vielleicht wird durch Abzug anderer Pilger unerwartet ein schöneres Zimmer leer; kurz, man hätte von Seite des Klosters sicherlich das Mögliche gethan, einen so „respectablen" Gast zu befriedigen, wenn ich nur nicht so voreilig die Geduld verloren hätte." — Indessen hörte ich wenige Tage später, daß im Augenblick unserer Ankunft mehrere gute Wohnungen in la Casa nuova verfügbar waren und an eine Ankunft fremder Gäste Niemand dachte.

Ich dankte höflich aber frostig für den guten Willen, gelobte Uneigennützigkeit und menschenfreundlichen Gastsinn der St. Salvatormönche seiner Zeit in Europa gehörig anzupreisen und ging mit Leuten und Sachen heiter und fröhlich zum Thor der Casa nuova hinaus.

Mit Herrn Meschullam, dem neuen Hausparron, einem schmächtigen, kleinen, feinblickenden, zur Hochkirche bekehrten großbritannischen Juden, der eine Dame aus Genua zur Gemahlin hatte, und alle in Europa und in Westasien üblichen Sprachen mit großer Geläufigkeit redete, war das Geschäft schnell abgethan. Der Mann war Speculant im weitern Sinne des Wortes und hatte, natürlich mit Verlust, wie er sagte,

Bauholz für die neue englische Kathedrale auf Zion geliefert, nebenher aber in der Stadt selbst zwei große muſulmanische Häuſer in Pacht genommen, um ſie zimmerweiſe an die Fremden zu vermiethen, und ſo den erlittenen Schaden nach Umſtänden und Möglichkeit wieder auszubeſſern. Die Preiſe der „reſpectablen", für zahlungsfähige Signori beſtimmten Wohnungen waren nach Maßgabe des Luxus und der Bequemlichkeit ihrer Einrichtung verſchieden und liefen in aufſteigender Scala von 400—800 türk. Piaſtern (100—200 Franken) monatlich. Gern hätte ich in ſündhaftem Wohlgefallen an Eleganz und morgenländiſcher Wohnungspracht den höchſten Preis bezahlt, Demuth und Selbſtverleugnungstrieb riethen aber am Ende doch in das Zimmer zu monatlich hundert Franken einzuziehen. Mehr vielleicht als die billigere Schätzung hatte der hohe architektoniſche Schwung und das anheimelnde Helldunkel des Gelaſſes die Wahl beſtimmt.

II.

Für Leſer, welche Jeruſalem nicht aus eigener Anſicht kennen und nicht einmal Dr. Toblers gewiſſenhaften Plan der heiligen Stadt in Händen haben, iſt es gleichgültig, wenn ich ſage, daß Meſchullams Hotel garni gleich innerhalb des Damascusthores links auf der anſteigenden Halde des Bezethahügels lag und über die alte Tyropöonmulde und die ſalomoniſche Tempelfläche ragend die Ausſicht gegen das Todte Meer und das Felſenrevier von Moab hatte. Lieber würde man ſchon vernehmen, wie unſerem ſtädtiſchen Bauſtyle gegenüber ein muſulmaniſches Herrenhaus in Jeruſalem beſtellt und eingerichtet ſei. Bei uns denkt man ſich unter ſtädtiſchem Privathauſe allzeit ein Gebäude von Einem oder von mehreren ſenkrecht übereinander gefügten Stockwerken; Gänge, Zimmer und Fenſter überall mit ſorglicher Benützung des Raumes geradlinicht und in rechtem Ebenmaß angebracht, das Ganze aber behäbig und wohlverwahrt unter einem und demſelben Dache abgeſchloſſen, ſodaß der Bewohner, hat er einmal Schwelle und Hausthür hinter ſich, gegen Wind und Wetter nicht weniger als gegen die neugierigen Blicke der Menſchen geſichert iſt. So war Meſchullams Haus an der Bezethahalde architektoniſch nicht eingerichtet. Am Steilabhang des mit Baumwerken überſäeten und von Engaßchen durchſchnittenen Bezethahügels erhebt es ſich als einſtöckiges, rautenförmig zugeſpitztes, platt-terraſſirtes, aber ungleich hohes Viereck mit

ſeltenen und unregelmäßig angebrachten Fenſteröffnungen nach Außen. Die auf der Höhe ſtreichende Seite, obgleich an ſich niedriger, ragt über die untere Parallele des Quadrats hoch empor. Eine vom Hügel herablaufende Quermauer theilt den offenen Innerraum in zwei durch ein Bogenthor verbundene ungleiche Hälften. Haupt- und Quermauern ſind ſo breit und hoch, daß ſie theils caſematenartige Gelaſſe und Corridore in ſich verſchließen, theils würfelförmig in den Hofraum hervorſpringenden, gewölbten Ziergemächern als Haupteorps und Hinterlage dienen. Jedes dieſer aus der Innerfronte hervorſpringenden Gemächer bildet ein auf drei Seiten freiſtehendes Ganzes mit flachem Kuppeldach, zu dem man außerhalb der Zimmerthür auf einer offen und geländerlos an der Mauerwand hinanſteigenden Steintreppe gelangen kann. Bei Unwetter kann man nicht ohne Schirm von einem Zimmer zum andern gehen, was unſerm Bauſtyl und unſeren häuslichen Angewöhnungen geradezu widerſpricht, einem europäiſchen Leſer aber nicht ohne Mühe begreiflich zu machen iſt.

Im Orient, wie man weiß, hat die Zeit keinen Werth und im dünn bewohnten Jeruſalem iſt auch der Raum noch kein Gegenſtand der Speculation, wie einſt im phöniciſchen Aradus, wo die Häuſer ſechs bis ſieben Stockwerke in die Höhe gingen.

Durch die aus der Tiefe hoch und kunſtvoll aufgemauerte untere Langſeite des Meſchullamhauſes geſtaltet ſich der halbige Innerraum zu einer mit Steinwürfeln ausgelegten, durch Vorſprünge, Ecken, Kehlen und Bogen vor der ſättigenden Eintönigkeit correcter Form bewahrten Flachterraſſe, an deren äußerſtem Rande luftig und frei das ſchönſte Gelaß über dem tief unten liegenden Häuſer- und Ruinenmeer hing. Durch das gemalte Fenſterglas ſchien die Morgenſonne. Dem Reiz der Lage entſprach das Möbelwerk. Fußteppiche aus Bagdad, ſeidene Divane

und Ruhebetten, zum Theil mit Gold und Silber ausgeſtickt. Tiſche und Stühle von Paliſſanderholz, vergoldete Alabaſterlampen und wundervoll verſchlungenes Gegitter lieben den hohen weiten Räumen, beſonders im Vergleich mit dem Schmutz der früheren Mönchsbeſcherung, ein wahrhaft zauberiſches Prachtgewand.

Aber achthundert türkiſche Piaſter (zweihundert Franken) monatlich waren ein doch etwas bedenklicher Preis für einen „Weltüberwinder“ aus Bruzen in Tirol. Die Umſtände, wenn man die Sache beim rechten Namen nennen will, nöthigten doch zu beſcheidener Mäßigung, und mancher hat es eben in keiner Lebensepoche über die Linie der Entſagung hinausgebracht. Bunte Teppiche aus der Abbaſſidenſtadt, Paliſſandermöbel und golddurchwirkte Couchetten wären zwar ſchön und ſchwelleten in friſchem Gedankentrieb die Phantaſie; aber arbeitſam und zufrieden kann der Menſch, beſonders wenn es ſein muß, auch ohne dieſe Werkzeuge der Ueppigkeit und des Luxus ſein.

Wenn wir von Dachkuppeln hieroſolymitaniſcher Privatgebäude reden, ſoll der Leſer nicht etwa an die großartige, Luft und Licht von oben ſpendende Doppelwölbung der Heilig-Grabkirche, oder am Ende gar an den kühnen Schwung und an das magiſche Helldunkel der kunſtgeprieſenen Tempelkuppeln der Omar-Moſchee und der byzantiniſchen St. Sophienkirche denken. Auf den Hausdächern in Jeruſalem ſind es gewöhnlich nur blinde, innerlich gefüllte, aus Thon und geſtampfter Kieſelerde backofenförmig gewölbte Schwellungen, die im Innern des Hauſes ſelbſt nur durch eine rundgemuldete Flachvertiefung der Zimmerdecke matt angedeutet und als uraltes, aus den Zeiten der Könige Melchiſedech, Salomon und Herodes auf die Gegenwart herab vererbtes Vermächtniß hieroſolymitaniſcher Architektur zu betrachten ſind. Auf die Frage, was dieſe Dunkelkuppeln eigentlich nützen, und warum von den vielen abgeſonderten Dachwürfelterraſſen eines

und deſſelben Hauſes häufig nur eine dieſen Schmuck trage, und warum jedesmal eine kleinere Schwellung neben der größeren zu ſehen ſei, lautete die Antwort unabänderlich: „Wer weiß das? So iſt es hier der Brauch. So iſt es in El-Kods (Heilige Stadt) allzeit geweſen.“

Nun möchten freundliche Leſer aber auch wiſſen, was man bei Herrn Meſchullam auf dem Bezethahügel in Jeruſalem für monatlich hundert Franken an Eleganz und Zimmerluxus etwa finden konnte. Das Gemach, wohl achtzehn Fuß in der Höhe, hatte eigentlich für zwei Bewohner Raum genug. Ein erkerartig (Schach-Niſchin) nach der Weſtgaſſe vorſpringendes kleines Zimmervierеck vermehrte noch die Bequemlichkeit. Die Fenſter, verſteht ſich das kleinere, mit ſchwach gefärbtem Glaſe ausgefüllt, allzeit oberhalb des größern wie es im Orient üblich iſt, öffneten ſich weſtlich gegen die tief unten abfallende Steilgaſſe, öſtlich gegen den ſchön gekitteten Innerhof, waren aber in ungleicher Höhe angebracht, was dem Ganzen einen phantaſtiſchen Anſtrich lieh und jenes Helldunkel erzeugte, wie es trüben Gemüthern am angenehmſten iſt. Die beiden anderen Zimmerſeiten, zum Theil in das Mauerquadrat verflochten, waren fenſterlos. Das Hauptmerkmal eines orientaliſchen Herrengemaches, die Erhöhung der größeren Hälfte des Fußbodens über die kleinere mit dem kaum zwei Fuß hohen Scheidegitter, fehlte glücklicher Weiſe nicht; aber ſtatt kurdiſcher Buntteppiche war der reinlich und glattgeſtampfte Eſtrichboden nur mit fein geflochtenen Binſenmatten belegt und der übrige Apparat für Sitzen, Eſſen, Toilette und Arbeit auch nur auf das unentbehrlichſte beſchränkt. Eigentlich elegant und dem beſten Geſchmacke angemeſſen war nur die Lagerſtätte mit der blendend weißen Mückenwehr.

Für viel Geld, wie der Leſer ſieht, gab auch Hr. Meſchullam im Grunde doch nur wenig, und das war der erſte Fehler

der neuen Wohnung auf dem Bezethahügel zu Jerusalem. Als zweiter mochte gelten, daß der kluge Hr. Meschullam die theuere Miethe für einen Monat auch noch vorausbegehrte. Für beide Uebelstände jedoch hatte Hr. Meschullam seine Erklärungsgründe vorzubringen. Fremde habe er nur zwei bis drei Monate des Jahres und da müsse er nun in der kurzen Frist an ihnen soviel verdienen, um den Pachtzins an den muselmanischen Eigenthümer für das ganze Jahr herauszuschlagen und überdieß auch noch für den Unterhalt seiner eigenen Familie das Nöthige zu erübrigen, von den bekannten Verlusten in der Baubolzlieferung gar nicht einmal zu reden. Der gewöhnliche Pacht für ein leeres mohammedanisches Herrenhaus in Jerusalem macht, wie anderswo des Näheren zu erfragen war, in der Regel nur jährlich dreihundert Franken und Hr. Meschullam, scheint es, war kein schlechter Rechenmeister. Die Miethe aber jedesmal vorauszunehmen, sagte er, nöthigten ihn hauptsächlich Eifersucht und „Brodneid" der Franziscanermönche, welche ihm schon öfter zahlungsfähige Gäste durch billigeres Angebot verführt und aus seiner Wohnung in die ihrige überzusiedeln verlockt haben sollen. Einer solchen Strebsamkeit fähig wären die St. Salvatormönche allerdings, aber ich glaubte Herrn Meschullam in diesem Puncte doch nicht geradezu aufs Wort, weil es im Orient überhaupt üblich ist, bei jedem Contract dieser Art wenigstens den ersten Monatsbetrag gleich vorauszunehmen. So erhielt einst Don Agostino, mein hochwürdiger Hauswirth in Stambul, aus geistlicher Vorsicht neben der Zimmermiethe sogar noch die Zehrung auf zwei Monate vorausbezahlt, ganz nach der bekannten italienischen Klugheitsregel

Scuotere allent,
Pagare lent,
Può dar accident,
Che non paghi nient.

Mit der Versicherung jedoch, dieses Mal sei vom Gewerbneid der Franziscaner für ihn nichts zu besorgen, that ich dem Wunsche meines Bezetha-Hausherrn Genüge und nahm seelenvergnügt die säuberlich bestellte Wohnung in Besitz. Acht funkelnde neue Kremnitzer, blank auf Meschullams Hand gelegt, wirkten Mirakel, setzten das ganze Haus in Bewegung und ehe man sichs versah, war mit verdoppelter Eile in Zimmer und Vestibulum zu Betreibung eigner Wirthschaft alles Nöthige beschickt und aufgestellt. Zierliche Tisch- und Handwäsche, zum Theil goldverblümt, diamanthelles Wasser in kunstreich geschnittenen böhmischen Glascaraffen mit Krügen, Becken und Bowlen aus Majolica gaben dem Zimmer plötzlich eine wohnlichere Gestalt, und Toilettebehelfe mancher Art, Aroma-Seifen, Rosenöl und Aloeholz aus Stambul mitgebracht, steigerten Wohlbehagen und Seligkeit. Es war Ein Uhr Nachmittags, die Sonne lag drückend schwül über dem schweigsamen öden Jerusalem und der Leser mag sich die Wonne denken, mit welcher sich der allein gelassene Gast in den weiten halbdunkeln Räumen auf den Schmutz, auf die Entbehrung und auf die erzwungene Selbstvernachlässigung eines achttägigen Palästinawanderrittes hin in aromatisch duftender Zimmeratmosphäre den Sorgen der Restauration überließ, während Antonakis, der Diener, mit zwei Korbgeflechten, um Kohlen und Lebensmittel einzukaufen, auf den nahen Basar gegangen war. Könnte es auch Jemand Wunder nehmen, wenn sich nach der letzten Hungernacht in El-Bire, wenn sich nach dem nüchternen Morgenritt in die heilige Stadt und nach der hitzigen Scene zu St. Salvator in der wohnlichen Zimmerstille zur wiederkehrenden Gemüthsruhe ein heftiges Verlangen nahrhafter Kost gesellte, oder wenn einem das bescheidene, aus Reis, Huhn, Butter, Eiern und trocknen Südfrüchten mit Schafkäse und einem Kruge strohgelben pikant-leichten Palästina-Weines

kundig und schnell bereitete Mittagsessen kräftiger und labevoller, als kaum zwei Monate früher mit aller seiner Pracht und Herrlichkeit das große Sultans-Mahl auf Haider-Pascha schien?

Dieser Tag, in seiner ersten Hälfte so stürmisch und so zweifelhaft, brachte am Schlusse die Strömung süßesten Wonnegefühls in das bedrängte Gemüth zurück. So nahe an einander gerückt sind die Thore des Grames und der Freude und so wenig bedarf der Mensch, besonders wenn es ein Deutscher ist, zu seiner Seligkeit und zu seinem Glück! Und doch sind diese Augenblicke wahrer Zufriedenheit und ungetrübter Harmonie — sei es Schicksal oder sei es eigene Thorheit — den armen Sterblichen so dünne und so flüchtig zugemessen, daß man beinahe glauben möchte, Selbstgefühl und Glück, freies Denken und innerer Friede seien zwei unversöhnliche Elemente, die zu gleicher Zeit und nebeneinander in unserer Brust nicht bleibend wohnen können. Das Erbtheil verstandesgesunder und strebender Naturen, soviel ist schon lange ausgemacht, war von jeher Langeweile, Traurigkeit und Gram. Und fürwahr, hätte ein gütiges Geschick nach langen Zügen aus wermuthvollem Lebensbecher nicht auch einige Tropfen Süßigkeit als Labsal hingestellt, wer wäre stark genug, die Last des Daseins und des „Gedankens" zu ertragen? Welche Plage! Welche Arbeit! Und doch die Mühe und die Qual vergeblich! Was nützt es, wenn ihr ein Buch geschrieben habt? Was gewinnt die Welt durch eure Phrase und wäre sie auch noch so anmuthsvoll und harmonisch hingestellt? Die Erde rollt, es dröhnt schon in der Ferne und die am Westende aufsteigenden Sturmwolken werfen ihre Schatten warnend bis über den Freudensaal und die magischen Zinnen im Kastaniendickicht von Bujukdere. Die Kolchis-Lust, sie war schon lange weggebraust, und die gelben Tinten der pontischen Ranunkel, der lilafarbige Blüthenstrauß des immergrünen Rhododendron,

einſt unſere Seligkeit, haben in der trüben Atmoſphäre des Occidents ihren Schmelz abgeſtreift. „Selbſt Ruine“ — ich fühlte es — konnte ich nur noch einſam unter Ruinen wandelnd glücklich ſein. Aber nicht die Trümmer von No-Amun oder Baalbek, nicht die Waldeinſamkeit auf Hagion-Oros und ihr Schattenflor, nein, die Ruinen von Jeruſalem und ihre großen Erinnerungen mußten mein Labſal ſein. Jeruſalem iſt die Stadt der Trauer, die unſere Seele reinigt, die Stadt der ſüßen Qual, für die man keinen Namen hat. Und warum ſoll ich es nicht geſtehen, den letzten Zug aus dem ſprudelnden Lebensquell, aus dem Eimer der Freude, der Kraft und des Thatendrangs habe ich auf Zion eingeſchlürft, und eine lange, lange Nacht der Trübſal, der Noth, der verwelkten Energie und der Hoffnungsloſigkeit iſt der lieblichen Abendſtille und dem vergoldeten Purpurſtreif des blauen Himmels von Jeruſalem gefolgt. Warum iſt denn aber auch nur in Deutſchland alles dahin, was dem Leben Reiz und Freudeſchwung dem Gemüth gewährt! O gewiß, der Thor allein hält jetzt noch Freudenmahle und fühlt den Gram des Tages nicht. Ja, ich liebe die Traurigkeit, und weil mit der Hoffnung auch der Glaube erloſchen iſt, ſoll hinfüro Einſamkeit mit Düſterſinn und Melancholie mein Zechgelage ſein. Doch, warum klage ich ſo ungebärdig und warum trage ich vor gleichgültigen Zeitgenoſſen, vor froſtigen Dilettanten meinen Schmerz zur Schau? Die Gemüthstrauer hat etwas geheiligtes, das ſich vor ungeweihtem Blick verbergen und vulgärem Urtheil entziehen ſoll. Eine tägliche Aufſchreibung, eine ſchmuckloſe Chronik über alles was ich während der letzten, dem großen europäiſchen Sturm unmittelbar vorausgehenden Wochen des Jahres 1847 in der Heiligen Stadt geſehen, bemerkt und aufgeſchrieben habe, wäre den meiſten Leſern angenehmer als trübſelige Nachtgedanken, ja tauſendmal willkommener als die ſchwung-

vollste Threnodie über deutsches Mißgeschick. Bloß um Huhn mit Reis zu essen, bloß um Hrn. Meichullam für mäßige Bequemlichkeiten auf der Bezetbahalde monatlich viel Geld zu zahlen, bloß um vom Oelbergkamm das verfallene Jerusalem und tief unten das Todte Meer mit dem kalkgetränkten Jordanstrom zu sehen, denkt der Leser, geht kein deutscher Litterat, sei er auch noch so stark von Schwärmerei und Trübsinn heimgesucht, von München über Bujukdere nach Jerusalem. Sei es Neugierde, sei es Eitelkeit, Interesse, Langeweile oder natürliches Verlangen in einer schwebenden Streitfrage mit zu reden, müßig bleibt man so lange nicht in Jerusalem; und Monate lang in schwärmerischen Träumen hinzudämmern kann wohl im glühenden Indien dem Brahminen gelingen, nicht aber dem langsam athmenden Germanen, der in David Strauß bewandert ist, Gibbon aber, August Platen, Lord Byron, Eduard Röth und den feinen Spötter Lucian gar nicht aus den Händen läßt. Selbst Wanderer, die an den Monumenten von Hellas und Alt-Aegypten nur mit frostelnder Bewunderung vorübergingen, haben in Jerusalem ihre Empfindungen aufgeschrieben und den Inhalt ihres Tagebuches gut oder schlecht, langweilig oder unterhaltend, nach der Heimkehr in Europa öffentlich zu Markt gebracht. Neben diesen ungezählten Beschreibungen, die besonders seit Chateaubriand's poetisirendem Itinéraire von Paris nach Jerusalem die Neugier der Leser zu beschäftigen und ihre Geduld zu ermüden nicht enden wollen, wäre am Naturgemälde der Heiligen Stadt vielleicht doch noch eine Seite hervorzuheben und eine Färbung anzupreisen, welche die wenigen Trefflichen in ihren Werken vielleicht absichtlich nicht berührten, die vielen Schwachen aber in ihrem unselbständigen und langweiligen Geklimper zu entdecken nicht das Geschick besaßen.

III.

Für alle socialen Nöthen, für die politische wie für die kirchliche Bewegung, die jetzt über Europa fluthet, bildet Jerusalem eingestandenermaßen den Schluß- und Ausgangspunct. Der schärfste Pfeil und das letzte Argument wird in beiden Heerlagern, die sich in Europa gegenüberstehen, aus Jerusalem geholt. Seht, sagen die Einen, hier ist das Grab, aus welchem Er, der Besieger der Sünde und des Todes, die Quelle aller „Ordnung und Autorität", lebendig hervorgegangen ist. Nein, sagen die Andern, Er lehrt nicht die „Ordnung" in eurem Sinn, Er lehrt die geistige Entfesselung der Sterblichen, die Freiheit und die Revolution; auch ist hier sein Grabmal nicht wie ihr saget, und alle Gründe, auf die sich euer Thema stützt, sind faul und wurmstichig. Die Sache selbst, das Dogma der glorreichen Urstand, lassen beide Parteien weislich unberührt und der Leser besorge ja nicht, daß wir unsere Unwürdigkeit soweit vergessen und der politischen Auferstehungsfrage des deutschen Volkes gegenüber auch noch die furchtbare Paulinische Alternative (1. Korinth. 15, 14) zur Sprache bringen. Andern Leuten Mangel an Einsicht und Schärfe zum Vorwurf machen, ist selten schön und noch seltener lobenswerth. Wo sich aber zum Mangel guter Kenntnisse noch übler Wille, frömmelnde Insolenz und geistliche Härte gesellt, wie bei Caplan Williams u. Comp., da wären scharfe Gegenreden etwas leichter zu entschuldigen. Was in der

europäiſchen Politik die deutſche Frage und ihr unentwirrbares Labyrinth, daſſelbe ungefähr iſt in der Alterthumswiſſenſchaft, wenn man Kleines und Entferntes mit Großem und Nahem vergleichen will, der hartnäckige, ſeit einem Jahrhundert leidenſchaftlich verfochtene und noch heute unentſchiedene Streit über das Heilig-Grab in Jeruſalem. Und eben weil ſich unſere Betheiligung an der deutſchen Frage nur eines höchſt mittelmäßigen Erfolgs zu erfreuen hatte, möchten wir durch beſſeres Glück und durch erprobtere Geſchicklichkeit in Ausgleichung des Heilig-Grabſtreites das Andenken an die frühere Unzulänglichkeit auszutilgen wenigſtens den Verſuch nicht ſcheuen.

Liegt es auch nicht in der Abſicht, den vorausgegangenen, meiſtens gleichlautenden und bis zur Sättigung vervielfältigten Beſchreibungen der Heiligen Stadt noch eine neue beizufügen, ſo begreift doch Jedermann, daß in der Sache etwas Neues und Entſcheidendes, etwas auch für Nicht-Paläſtina-Wanderer Verſtändliches und Belehrendes ohne ſcharfe Zeichnung der Oertlichkeit nicht aufzubringen iſt.

Eine Landeshauptſtadt — und das iſt Jeruſalem heute noch — kann ſich ein deutſches Gemüth allzeit nur in der Nähe eines lebendigen Waſſers und beinahe auch nur auf geebnetem Boden denken. Der ſchmutzige Neſenbach von Stuttgart und der kleine liebliche Koweik nahe an Haled ſind das Geringſte, was in dieſem Punct von einer großen Binnenſtadt erwartet wird. Der Stadt Jeruſalem fehlen aber beide Bedingungen, das fließende Waſſer wie das geebnete Terrain, in ganz beſonderem Grade. Jeruſalem — das iſt im Allgemeinen freilich nicht unbekannt, — auf breitem Gebirgsrücken über ſchluchtig durchbrochenes Steinbügelrevier ſchweigſam und melancholiſch hingegoſſen, liegt ungefähr in der Mitte zwiſchen dem Kreideſtrand des Mittelmeeres und dem tamariskenbewachſenen Ufer des nie verſiegenden Jordan-

stromes. Nach beiden Richtungen hin mögen es etwa von der Heiligen Stadt aus gerechnet zehn bis zwölf Wegstunden in gemessenem Caravanenschritte sein. Diese dünnen und matt verschwimmenden Umrisse jedoch geben noch kein deutliches Bild und der Leser fühlt es selbst, daß ohne treue Zeichnung dieses „breiten Gebirgsrückens" Begriff und Verständniß über Jerusalem nicht zu vollenden sind. Dieser Gebirgsrücken, dieses schluchtig durchbrochene Hochland, auf welchem Jerusalem liegt, ist etwa nicht, wie es sich vielleicht in Europa mancher Leser denkt, eine isolirt aus der Fläche sich aufschwingende Terrainerhöhung von wenigen Quadratmeilen Oberfläche; nein, es ist hier von keiner Zufälligkeit, von keiner vorübergehenden Laune der Natur die Rede; dieser Gebirgsrücken ist der wesentliche Bestandtheil, ist wie das Knochengerüste und gleichsam wie der Rückgrat des Landkörpers, den man Palästina nennt. Dieser Rückgrat geht vom Fuße des Antilibanon, der Palästina im Norden schließt, bis zur oasenreichen Wüste hinab, die als Südgrenze des gelobten Landes vom Rothen Meere herauf bis in die Nähe von Hebron reicht. Die ganze Länge des Grats und sohin auch des Landes Palästina selbst von Nord nach Süd wird auf etwa sechsunddreißig deutsche Meilen oder zweiundsiebenzig Wegstunden angesetzt. Die Landesbreite dagegen vom Strande des Mittelmeeres bis zum Jordanfluß durchreitet man in wenig mehr als zwanzig Stunden Zeit, und bloß auf diesem verhältnißmäßig so engen Raume hat bekanntlich Josua, ohne die drei kleinen Fürsten jenseits des Flusses zu rechnen, achtundzwanzig Könige besiegt und weggeräumt. Die phönicischen Volksstämme Palästina's — soviel ist zu unserem Troste klar, — waren politisch in noch winzigere Parzellen zerschlagen und in der gemeinsamen Noth auswärtiger Bedrängniß, wenn auch nicht ebenso rathlos, doch auch nicht viel einiger und viel klüger, als es heute die Deutschen sind.

Ja, im Grunde genommen, stehen diese phönicischen Theilstaaten Alt-Palästina's sogar noch hinter den germanischen der Jetztzeit zurück, da im Buche Josua weder von einem Jebusitischen Parlament, noch von Bethel-Conferenzen, noch von einem Jerichuntischen Bundestag und seiner Medicin, ja nicht einmal von einem Parlamente-Philister *** auch nur das Geringste zu lesen ist. Man sieht es ja, wir benützen jede auch noch so unscheinbare und auch noch so entfernte Veranlassung, die unzufriedenen Deutschen mit ihrem Schicksal auszusöhnen, ihre Verleumder und Ankläger aber durch Exempel aus der heiligen Schrift zu beschämen und stumm zu machen. Bei diesem Streben lassen wir es aber nicht bewenden, wir möchten gar zu gern mit wenigen, aber malerisch gepähiten Sätzen, wie Meister Augendas sein Mexico, gleichsam ein Landschafts-Daguerreotyp von Palästina zeichnen.

Füllet nun, das will jetzt der Leser wissen, dieses eingefurchte und thaldurchrissene Berghügelland, dieser Gebirgsrücken, von dem eben die Rede war, wie die ganze Landeslänge von Nord nach Süd, vom Libanon bis zur Sinaiwüste, so auch die ganze Landesbreite vom Meeresstrande bei Jafa bis östlich zur Jordansfluth?

Kommt Einer vom Landungsplatz in Jafa durch enge Krummgäßchen erst auf die Höhe des amphitheatralisch von der Stadt und ihrer Citadelle bedeckten Stumpfkegels hinauf, so entfaltet sich plötzlich und wie im Zauberschlag eine breite, wellig hinstreßende, links und rechts mit dem Himmelsbogen in einander rinnende, im Osten aber durch eine geradlinig von Nord nach Süd streichende Hügelkette geschlossene Feldebene vor dem überraschten Blick. Soll man dem Leser etwa erst noch besonders sagen, daß diese östliche Hügelkette nichts anderes, als der eben besprochene „breite Gebirgsrücken" von Palästina, die Feldebene

ſelbſt aber das vielgeprieſene Saron des Hohenliedes iſt, jene Blumenaue des jüdiſchen Lyrikers, noch heute Sitz üppiger Fruchtbarkeit und Saatenluſt? Im Halbbogen um die Stadt Jafa ſchlingt ſich von Meer zu Meer ein breiter Gürtel immergrüner Pomeranzengärten, und vom ſchattenvollen Dickicht dieſer Pomerangengärten bis zum Fuß der vorgenannten Hügelkette geht es bald flach, bald ſanftwellig am lieblichen Ramleh und ſeinen Cactushäunen wohl fünf gute Reitſtunden auf der waſſerreichen blühenden Aue fort. Um den Leſer nicht zu ermüden und ſeinen Sinn durch gehäufte Bilder nicht zu verwirren, wollen wir ihm jetzt noch nicht ſagen, daß dieſe fettgraſige Humusebene, dieſes Lilienfeld des hebräiſchen Anakreon, in ſeiner Ausdehnung vom alten Philiſtäerlande bis zum Weißen Vorgebirg des Antilibanon nicht überall von gleicher Breite iſt und zwölf Stunden nördlich von Jafa ſogar durch den niedrigen, ſchmal und buſig herausſpringenden Karmel flüchtig unterbrochen wird. Dieſer Nebenumſtand, dieſes kleine, von Jafa aus nicht einmal recht bemerkbare Intermezzo enthebt jedoch den Leſer nicht von der Nothwendigkeit, dieſe Humusebene, dieſes Feld Saron, dieſen breiten Küſtenraum als charakteriſtiſchen Paläſtinalandſchaftspinſelſtrich der Phantaſie einzuprägen. Gelehrten Leſern, beſonders wenn es Heilig-Grab-Pilger ſind wie Titus Tobler, mag unſer Ringen nach Klarheit der Darſtellung wenigſtens überflüſſig, wo nicht gar verfehlt und läſtig ſcheinen. Wir ſchreiben aber nicht für Dr. Titus Tobler, noch weniger für berühmte Wanderer und geniale Landſchaftszeichner, wie Moriz Wagner; wir ſchreiben, aufrichtig geſtanden, zumeiſt nur für die mühevoll lebenden, wißbegierigen, armen Leute deutſcher Zunge, die auch gern von Paläſtina etwas kennen möchten, aber ſelbſt in das Land der Verheißung hinzuwandern oder auch nur die hochſtudierten Reiſebücher zu verſtehn, Mittel und Wege nicht beſitzen. Natürlich

merken die liebenswürdigen Tiroler von selbst, daß hauptsächlich sie und ihre „acht Seligkeiten“ der Gegenstand unserer descriptiven Sorgfalt sind. Witzig und duldsam von Natur verstehen die Tiroler in weltlichen Dingen, wie etwa in Steuersimplum und Recrutiren, ohne viele Worte die Leute schon auf halbem Wege. Nur wenn von himmlischen Freuden und vom gelobten Lande die Rede geht, ist man ihnen niemals deutlich und lang genug.

Nur in dieser Voraussetzung können wir jetzt im Texte weiter fahren und dem Leser zu bedenken geben, daß der so oft erwähnten Strandebene und ihrem Meere im Westen des „Gebirgsrückens“ oder der Hügelkette auf ihrer Ostseite ganz genau die zwar schmale, aber dem Mittelmeer parallel laufende Thalfläche des Jordanflusses mit den Seen Hule und Tiberias im Norden und dem Todten Meere im Süden ganz genau entspricht. Liegt nun aber nach den neuesten Bestimmungen der Wasserspiegel des Todten Meeres, in welches der frisch niederrauschende Jordan noch ohne Katarakte stürzt, gegen dreizehnhundert Fuß tiefer als der Wasserspiegel des Mittelmeeres bei Jafa, so fällt nothwendig auch der vielgenannte breite Hochlandrücken von Palästina mit seiner Ostseite nicht so sanft ablaufend und blumig wie im Westen gegen Saron, sondern steil, rasch, wild und tief in das nur etwa vier Stunden breite, hoch und kahl eingerandete, glühendöde Längenthal hinab, in dessen Mitte, von zwei grünen Kurzholzstreifen eingehüllt, der Jordan vorübereilt. Der Contrast der beiden Landflächen ist auffallend. Die Westseite des Central-Bergrückens, von Jafa aus über den grünen Schmelz der Ebene hin im Abendschein der Sonne besehen, entzückt das Auge durch wundervolle Milde und Symmetrie; die Ost- oder Jordansseite dagegen mit ihrer Verlassenheit und mit der langen Zeile ihrer hohen traurigen Kalkwände, ihres todten Steingerölles und ihrer zerrissenen Stürze erfüllt das Gemüth des fremden Wanderers

mit der trübsten Melancholie. — Soviel mag dem Leser zum Verständniß der äußeren Umrisse des Palästinischen Hochlandrückens genügen. Nun wäre auch noch von der Oberfläche und von der innern Gestaltung dieses Hochlandrückens Einiges anzumerken, was schon bedeutenderen Schwierigkeiten unterliegt. Man kann ja nicht wissen, ob es schon ein faßliches Bild gewährt, wenn man dem Leser sagt: diese Oberfläche des Palästinischen Landrückens sei uneben, sei felsig, ja gebirgig und tief eingefurcht, sei nach allen Seiten von Thalungen durchschnitten, deren Anfänge nicht etwa gleichmäßig links und rechts von dem obenbezeichneten, das Land von Nord nach Süd durchziehenden Hauptknochengrate auslaufen, sondern die vielmehr in abenteuerlichem Gewirre in einander verschoben und verschlungen sind und westlich auf die weite Grünebene Saron, östlich in die enge, ausgebrannte und baumlose Jordansaue münden, im Innern aber bald kleine Hochflächen, bald schluchtige und schattenvolle Tiefrisse, bald auige Niederungen und geschlossene Hügelmulden der lieblichsten Form bilden. Aber vielleicht ist das Alles zum Verständniß noch lange nicht genug. Wir wollen deswegen ein anderes Bild versuchen. Denkt man sich das Brausen eines fluthenaufschwellenden Meersturms plötzlich in seinem Zorn verstummt und das wogende Wellenlabyrinth mit seinen Höhen und Tiefen, seinen Langzügen und Rundungen wie durch Zauberschlag in vollem Schwung versteinert, so wäre es vielleicht der gelungenste Schattenriß des jüdischen Hügellandes. Nur Eines haben wir bisher verschwiegen und haben in weiser Oekonomie den Leser auf der Meinung belassen, dieses nun satsam gezeichnete und so ungleich geschwellte Palästina-Hügelland streiche vom Fuße des Antilibanon in ununterbrochener Strömung und gleichsam wie ein versteinerter Wellensund der ganzen Länge nach bis in die sinaitische Wüste hinab. Das ist nun nicht so; es findet eine

Unterbrechung ſtatt. Ein Querſpalt, von der Strandfläche im Weſten bis zur dürren Jordansaue im Oſten mitten durch das Bergland brechend, reißt dieſes Hügelland, dieſen Gebirgsrücken in zwei ungleiche, von einander vollkommen getrennte, für ſich beſtehende Hälften auseinander. Die kleinere nördliche dieſer Hälften, wohin Nazareth, der Taborkegel und die weiland liederlichen Städte am See Geneſareth gehören, heißt bei den Abendländern noch heute Galiläa und fällt zwiſchen benannten Querſpalt und den Antilibanon hinein. Die größere ſüdliche Hälfte aber iſt das eigentliche Judäa mit dem Gebirge Ephraim und den beiden Hauptſtädten Samaria und Jeruſalem. Denke ſich aber der Leſer unter dieſem Querſpalt etwa nicht einen wild und ſchluchtig von hohen Bergen eingeengten Tiefriß, wie z. B. das Tempethal in Theſſalien oder wie den wilden Kunterweg in Tirol. Der Querſpalt iſt eine flache, fette, durch Grundquellen reichlich getränkte, nur zu Anfang und zu Ende durch tiefe Paßengen geſchloſſene, in der Mitte aber wenigſtens vier Reitſtunden breite, fluthig, lieblich und niedrig eingerahmte Feldebene, die an Fruchtbarkeit mit der Anemonen-Aue Saron buhlt, wo nicht gar an Fülle und Segen ſie noch übertrifft. Im Alten Bunde war es das vielgeprieſene Thal Jezreel, bei den Spätern iſt es „Feld Esdrelon", war aber für Krieg und tummelnde Reiterſchaaren von jeher ebenſo geeignet und erwünſcht, wie für das Stichelſpiel des Schnitters und das ſtille Glück des Idyllenlebens.

Um ſich aus dieſen Umriſſen ein leidliches Schattenbild des ganzen Heiligen Landes vorzumalen, genügt auch eine mäßig erwärmte Phantaſie. Galiläa, die kleinere Nordhälfte und gewiſſermaßen die „Krajina" Paläſtina's, mit ihrem Taborkegel und ihren grünen Ilexbüſchen, ſparen wir auf eine ſpätere Gelegenheit und ſchweifen mit unſerem Blick über das ſüdliche, hochwelliger

aufgeworfene Bergrevier endlich gegen Jerusalem hinauf. Vom Rande der bauchig ausgeschweiften Esdrelon-Ebene, von welcher eben die Rede ging, bis in die Heilige Stadt reitet man über Berg und Thal in etwa zwanzig Stunden Zeit, und wer immer liebliche Hügelformen, schöne Halden und reizende Mulden sehen will, der komme in diese Gegend des alten Judenlandes und er wird noch heute die Thränen und das sehnsuchtsvolle Heimweh der exilirten Zitherspieler „an den Weidenbächen Babylons" begreifen. Und sind auch heute die dunkeln Wälder mit ihrer Schattenkühle bis auf kümmerliche Reste weggefegt, ist auch der Quellenreichthum meistens ausgetrocknet, die Grasmatte versengt und an vielen Stellen selbst die Fruchterde mit Fett und Pflanzenkeim durch den Wettersturm weggeschwemmt, und tritt auch in langen Zügen das verdorrte Gestein, das saft- und nervenlose Knochenwerk des Urbodens zu Tage, so vergesse ich doch selbst mitten im Parteigewühl des gährenden Occidents nie mehr die schattigen Tiefgründe von Sindschel, die Myrten, die Nußbäume, die Oel- und Feigengärten und das traubenvolle Geranke ihrer zauberisch gerundeten Hügel, nie mehr die Baumwipfel der Silo-Höhe, wie sie gewiegt in schwellender Morgenluft den unten vorüberziehenden Fremdling grüßten, nie mehr die reizende Samaria-Kuppe und ihre mattgrünen Tinten; am wenigsten aber dich, Sanif-Mulde, deine Safranblüthe, deine Melancholie und deinen Asphodill. Nirgend ward es mir so deutlich wie hier, daß die Urschöne einer Landschaft ganz zu verwischen Neid, Thorheit und Zerstörungswuth der Menschen selbst im Bunde mit den zürnenden Elementen unvermögend sind. Was und wieviel aber diese finsteren Mächte in vereinter Kraft vermögen, haben sie an Jerusalem und seinem Weichbilde kund gethan. Landschaftsreize, wie sie vom Sänger des Hohenliedes und von den alten Propheten bis Flavius Josephus herab gepriesen werden,

die baumbekränzten Höhen, Luſtgärten mit dunkelrother Granatenblüthe, von Buſchwerk eingeranktes Rebgelände, unter Laubdickicht verſteckte Maierhöfe, friſchen Quellenſprudel, oder den noch zu König Ezechias Zeiten mitten durch die Heilige Stadt rauſchenden perennen Waſſerbach ſucht natürlich heute Niemand mehr in Jeruſalem. Leicht iſt es aber dennoch nicht ein treues Sommerbild der Steindürre, der Verlaſſenheit und Oede dieſer einſt ſo wonnevollen Stadt zu malen. Sichem (Nabolus), die ſchmuzigſte — aber zweitgrößte und verhältnißmäßig wohlgebauteſte Stadt Paläſtina's mit ihren hohen Steingebäuden und ſchiefergrauen Dachkuppeln, liegt in einem quellenreichen, üppig grünen, mit Gärten angefüllten Hochthale, und die luſtigen Berggipfel der Nachbarſchaft ſollen eine Höhe von dritthalbtauſend Fuß über dem Waſſerſpiegel des Mittelmeeres erreichen, nebenher aber doch das Thal-Niveau um kaum achthundert Fuß überbieten, ſo daß zwei merkwürdige Städte des Erdbodens, Sichem in Paläſtina und Derwiſchabad im Bojerlande, verwandt an Frömmigkeit und conſervativem Sinn, auch ungefähr von gleicher Bodenerhöhung über dem Mittelmeere ſind. Sagt man nun, der luſtige, von der Stadt Jeruſalem durch eine raſch abfallende enge Tiefſchlucht getrennte Höhenzug, den man in Europa den Oelberg nennt, ſei gerade ebenſo hoch wie die kahlen Berggipfel von Sichem und nur um etwa hundertundfünfzig Fuß höher als die ſanftanlaufende, Jeruſalem tragende Hügelſchwellung Zion, ſo müßte auch ein zahlenſcheuer und mehr nach Unterhaltung als nach trockener Belehrung ſtrebender Leſer deutlich genug erkennen, daß die Heilige Stadt beinahe zweitauſendundvierhundert Fuß über dem Waſſerſpiegel des Mittelmeeres liege, und daß man folglich von allen vier Weltgegenden, wie die Schrift ſagt, nach Jeruſalem „hinaufgehen" müſſe. Aber in einer Landſchaftsſchilderung viel von Algebra und Pariſer Fuß zu reden, wäre ohne Freu

und ohne tödtliche Langeweile der meiſten Leſer gerade jetzt nicht möglich, wo das deutſche Publicum in täglichen Berichten ebenſo geiſtreich als pikant über den neuen Bundestag unterhalten wird. Dieſe dürren Stellen ganz zu umgehen, wäre jedoch auch nicht räthlich; aber ſo ſchnell als möglich darüber wegzueilen iſt unſere Pflicht, und wir fügen vorläufig nur noch die Warnung bei, ja etwa nicht zu glauben, das Hochterrain, auf welchem Jeruſalem ſteht, falle gleich außerhalb der Ringmauer ſchon nach allen vier Weltgegenden raſch und ſteil in die Tiefe hinab. Dieſe Vorſtellung wäre nur nach drei Seiten hin (öſtlich, weſtlich und ſüdlich) die richtige; denn Jeruſalem — das iſt das Hauptmerkmal — liegt wie auf einem flächig und breit von der Nordſeite herabfließenden, links und rechts durch Schluchten eingeengten, ſüdlich aber in raſcher Terrainſenkung tief abfallenden Promontorium, das aber in ſeinem Innern, wie es der Leſer gern denken möchte, doch keine zuſammenhängende und flächige Einheit bildet, ſondern gleich am nördlichen Eingange der Stadt ſelbſt wieder in zwei parallel laufende, durch die nur matt eingedrückte Thalmulde „Tyropöon“ getrennte Höhenzüge auseinander geht. Der weſtlichere dieſer beiden, wie geſagt, erſt in der Stadt ſelbſt auftauchenden Höhenzüge iſt der ſchön gewölbte und breitleibig hingeſtreckte eigentliche alte Zion; der öſtlichere dagegen iſt dem Doppelhöcker eines baktriſchen Laſtkameles gleich und wird von den Europäern mit den beiden alten Benennungen Bezetha und Moriah belegt. Der Moriahhöcker, als der ſüdlichere unmittelbar über der Tiefſchlucht hängend und von unten herauf beſehen gleichſam in der Luft ſchwebend, trägt noch heute das furchtbare Quadratgemäuer der von Cypreſſen, Oelbäumen und Celtis Auſtralis dünnbeſchatteten Salomoniſchen Tempelfläche mit dem Prachtbau der Omar-Moſchee und ihrer laſur- und goldſtrahlenden Herrlichkeit. Denkt ſich der Leſer

nun im Geiſte oder lieber mit der Bleifeder in der Hand dieſe beiden Stadthöhenzüge, Zion und Bezetha-Moriah, ſammt der Mulde dazwiſchen mit Gebäuden überdeckt, von den Außenſchluchten des Promontoriums dagegen die weſtliche — Hinnom genannt — verhältnißmäßig ſanft und flach ablaufend, die öſtliche — das Thal Joſaphat — ſteil, wild und tief eingebrochen, beide aber dicht unter der hohen Südfronte des Promontoriums in einander rinnend und dann nach kurzer Gartenluſt als grauſenvolle Wildbachſchlucht in öden Steilwindungen zum Felſenkloſter St. Saba und von dort durch noch traurigere Steinthäler, im Ganzen wohl neun Stunden, fort zum Todten Meer hinabſtürzend, ſo hätte er gewiſſermaßen die erſten und nothwendigſten Striche eines Lichtbildes vom heutigen Jeruſalem.

Terrainſchilderungen, glaubt es nur, ſind unter allen Dingen das ſchwierigſte und zugleich das undankbarſte, was man mit der Feder unternehmen kann. Wir fühlen es vielleicht eindringlicher als der Leſer ſelbſt, der an der Trockenheit ſolcher Stellen flüchtig vorübereilen kann. Iſt aber irgend Jemand bei reger Wißbegier doch ſo arm an Phantaſie, daß er ſich mit Hülfe all des oben Geſagten noch keine Vorſtellung von Jeruſalem machen kann, ſo bleibt ihm nichts übrig als den Wanderſtab zu ergreifen, um an Ort und Stelle ſelbſt des Seelenheiles wegen ſein topographiſches Studium zu vollenden. Der Eindruck, wenn man vom Todten Meer und von St. Saba heraufreitend plötzlich aus der tief eingerahmten Engſchlucht hinaufblickt und hoch oben über den Steilrand von Zion und Moriah einſam und fahl im hellen Morgenſchein ein Segment der Mauerzinnen von Jeruſalem vorüberſtreichen ſieht, iſt von unbeſchreiblicher Feierlichkeit und Melancholie. Manchen Leſer, beſonders aus dem gottesfürchtigen Tirol, könnte es aber leicht verdrießen, wenn Jemand ſagt, das Thal Joſaphat, wo doch am Ende der Zeiten

so Großes geschehen und das ganze menschliche Geschlecht leibhaftig zusammenkommen soll, sei höchstens eine Viertelstunde lang, sei eigentlich nichts als ein wilder Riß, eine Tiefschlucht, zwischen dem doppelhöckerigen Langzug Bezetha-Moriah und dem Oelberge so schmal eingekeilt, daß sie länger fort kaum für ein trockenes Wildbachbett und für einen Wanderpfad Raum gewährt. Vom Stadtthore herab bis zur Josaphat-Thalsohle, wo sie das Grab der Maria zeigen, sind es im gefügelten Schritt freilich nur etwa fünf Minuten Zeit; dagegen braucht man wohl mehr als das Dreifache, um auf der anderen Seite, an Gethsemane vorüber, langsam aufsteigend den Kamm des Oelbergs zu erreichen. Im Grunde genommen aber ist selbst dieser vielgepriesene Oelberg mit seinen drei Kammhügelschwellungen auch nur ein mit dem stadttragenden Promontorium gleichzeitig und parallel von der vielbesprochenen Nordfläche auslaufender, die Zionshöhe um weniger als zweihundert Fuß überragender Langzug, der sich nach dem natürlichen Bodengestaltungsplan offenbar als äußerster Grabenwall um ganz Jerusalem herum schließen sollte, aber gerade der Tempel-Area gegenüber mit seiner wundervollen und breitangehäuften Rundkuppe rasch in eine liebliche Einsattelung niederstürzt und den Reitweg aus dem Thale Josaphat gen Bethania und Jericho offen legt. Der Oelberg, wenn die Eingebornen Sinn für Freude hätten, wäre noch heute die Lustpartie von Jerusalem, wie er es in weit höherem Maße ohne Zweifel auch schon im Alterthum gewesen ist. Bäume und Schatten mit dem fetten weichen Grase der früheren Zeit findest du freilich nicht mehr und der Kidronbach unten in der Josaphatschlucht ist schon lange ausgetrocknet; aber allen Verwüstungen zum Trotz ist die Oberfläche des Oelbergs beinahe überall noch mit Fruchterde überdeckt und ergetzen sogar einzelne Gruppen von Oel- und Feigenbäumen mit strauchartig wuchernden Weinreben, besonders auf

der Diagonale, den müden Blick. Mancher Leser erinnert sich noch des langen Hochpfades mit der wundervollen Aussicht im heiligen Athoswalde. Ebenso streicht, wenn der Vergleich zulässig ist, von der vielbesagten Nordfläche ausgehend bis zum Dorf auf der großen Kuppe der ganzen Länge nach ein Reitweg über den Oelberg-Kamm, und auf diesem Reitwege sieht der Wanderer jenseits der Josaphat-Schlucht in ihrer vollen Ausdehnung nun all ihren Kuppeln, Zinnen und Ruinen die sich gegen den Oelberg abdachende Heilige Stadt im schönsten Licht, während ihm auf der anderen Seite tief unten von seiner ausgebrannten menschenleere Aue der Jordan mit einem Segment des Todten Meeres entgegenblitzt. Hier ist das schönste Panorama, und nur wenige Tage des Aufenthalts vergingen, ohne daß ich angefächelt von lauen Lüften über diese Höhe wandelte und in reichen Zügen die Herrlichkeit der wundervollen Scenerie genoß. Welche Pracht des alten Jerusalems von diesem Puncte aus besehen! Hier weinte Er über die Hartnäckige und über ihr kommendes Geschick. Und wahrhaft, noch heute möchte man Thränen vergießen, wenn man für Greuel und Ruinen noch Thränen hätte. Must I not die, „muß ich nicht sterben" dachte ich mitten im Freudentaumel bei mir selbst und stieg traurig zum verlassenen Gemäuer herab, auf welchem neulich Meister Halbreiter seine Fernsicht von Jerusalem gezeichnet hat. Gerade in dieser Gegend der Oelberghalde war, als Titus Jerusalem belagerte, die berühmte zehnte Legion aufgestellt. Bedenkt man, daß diese erprobten Veteranen bei einem Ausfalle der nur mit Panzer und Schwert bewaffneten, aber wuthentbrannt vom Thale Josaphat heraufstürmenden jüdischen Kriegerschaar trotz ihrer Disciplin und ihrer vortheilhaften Stellung im Handgemenge überwältigt, aus ihrem Lager hinausgeschlagen und bergaufwärts in so wilde Flucht getrieben wurden, daß der Imperator selbst mit

der prätorianischen Cohorte beheilen und den Sturm hemmen mußte, so werden die Feinde und Verräther Israels vielleicht ob ihrer Ungerechtigkeit einige Beschämung fühlen und das soldatische Geschick, den Heldenmuth und die todverachtende Kühnheit des jüdischen Volkes besser würdigen lernen. „Diese Leute wollen sterben," riefen die Centurionen und wichen entsetzt vor den Rasenden zurück. Eben weil sich die Stadt ostwärts gegen den Oelberg neigt, ist ihr Anblick von Westen her für den von Jafa heraufreitenden Fremdling unvortheilhaft und ohne Reiz. Man sieht nur die am öden Hinnomsrand hinstreichende Festungsmauer und weiß nicht, was hinter ihr verborgen ist. Dagegen braucht es nach allem was man bisher gesagt, keine lange Erklärung, um zu begreifen, daß eine Erweiterung der Stadt über den ursprünglichen Zionsplan hinaus nur gegen die vielbenannte Nordfläche hin denkbar ist, daß aber auch der Feind jedesmal nur von dieser Seite her Jerusalem bedrohen kann, und daß folglich auch die Vertheidigungswerke ihre meiste Stärke nach dieser Richtung hin zu entfalten haben. Ebenso wird, wenn man sich Jerusalem in seiner Vollpracht zur Zeit des Königs Herodes denkt, das Gedränge, der Markt, der Luxus, die Gartenlust, überhaupt der Brennpunct des bürgerlichen Verkehrs und des städtischen Lebens vorzüglich auf dieser Fläche zu suchen sein. Wir sagen dieses nicht umsonst und es wird sich in der Folge zeigen, wie viel diese Bemerkung eigentlich zu bedeuten hat.

IV.

Daß der Buſch, die Staude, das Strauchwerk, ſogenanntes Kurz- oder Unterholz mit ſeinem Immergrün, ſeiner Laub- und Schattenfülle im Allgemeinen weſentlicher Schmuck jeder Landſchaft ſind, insbeſondere aber den Wäldern in Kolchis, auf Hagion-Oros und am Bosporus vorzüglich ihren Zauber leihen, iſt anerkannt. Maſtixſtrauch und Arbutus Andrachne mit der korallenrothen Sammetrinde laſſen ſelbſt die Magerkeit eines attiſchen Bodens vergeſſen; und träufelt nicht ſchon gemeines Geſtrüppe, der Weißdorn, die Hagebutte, der Brombeerſtrauch, der Erlbuſch, die Haſelſtaude, der Maßholder, der Hartriegel, das Viburnum Lantana im Frühlingshauche lauer Zephyrlüfte ſelbſt auf Derwiſchabadflächen noch einige Thauperlen der Lieblichkeit herab? Wie traurig muß es doch um Jeruſalem ſein, wenn von laubigem Gebüſche, von Strauch und Unterholz ſtundenweit beinahe die letzte Spur verſchwunden iſt!

Dieſe hieroſolymitaniſche Oede ſchien um ſo troſtloſer, da eben während unſerer letzten Morgenlandstour im Verhängnißjahre 1847 der Himmel den weiten Länderſtrich von Trapezunt bis zum Sinai mit ſeinem Zorne ſchlug und namentlich über Paläſtina durch volle acht Monat, von Ende März bis Anfang December, keine Wolke hing, kein Regen fiel, während im „Sitze der irdiſchen Glückſeligkeit", im wohlverwahrten Stambul, die Wolkenſchleußen ſchon im Auguſt ihr labendes Spiel begannen

und den „zweiten Frühling“ brachten. Um dieſelbe Zeit waren Luſt und Immergrün, wir ſahen es ja im Vorübereilen, ſogar in der Komnenenſtadt dahin, und in Paläſtina ſelbſt erinnerten abgeſengte Höhen, todte Bäume, ausgetrocknete Brunnen, Brandriſſe im Fettboden von Esdrelon, bei einer dem Nordländer noch im November läſtigen Tagesglut, nur zu lebhaft an Phaethon und ſeine verderbliche Sonnenfahrt,

corripitur flammis ut quaeque altissima tellus,
fissaque agit rimas et succis aret ademptis.

„Warum denn Allah dieſes Jahr gar nicht mehr regnen laſſe,“ fragten den Fremdling gleich am andern Tage nach ſeiner Niederlaſſung im Hauſe Meſchullam die bekümmerten Fellahweiber des Oelbergdorfes. Wahr iſt es freilich, und ſchon der Chiote Salvator hat es irgendwo in ſeinem Buche angemerkt, daß außer der Regenzeit eine unglaubliche Fülle Lichtes auf Jeruſalem niederſtrömt. Das tiefe Prachtblau des Zionhimmels — wir bitten Ernſt Förſter um Vergebung — kennt ſelbſt Italien nicht. Wer nur vom traurigen Deutſchland, von ſeinen braunen Mooren und von ſeinem dichten Nebel weiß, mag es kaum glauben, daß die Luft um Jeruſalem durch ihre Dünne, ihre Durchſichtigkeit und ihre Helle in ungewöhnlichem Maße ſelbſt die Entfernungen aufzuheben ſcheint. So nahe liegen, wenn man vom Kamm des Oelbergs hinunter ſieht, der Jordan und das Todte Meer, daß man über Hügel, Steingeröll und Stürze kühn hinunterlangend die eine Hand in die ſalzgeſchwängerte Fluth von Sodom tauchen, mit der andern aber ein Tamariskenrohr am grüngeſäumten Jordanufer brechen möchte; und doch mag die Entfernung der beiden genannten Puncte von Jeruſalem in gerader Linie wenigſtens drei deutſche Meilen oder 36,000 Schritte ſein. Doch die Sättigung verfolgt den Menſchen überall, und ich fürchte, kein Genuß, kein Glück, keine

Freude, von welcher Natur sie immer sei, vermöchte das menschliche Gemüth vom größten Feinde aller Seligkeit, der Langenweile und dem Ueberdruß zu schirmen. „Alles ist mir gelungen, den höchsten Gipfel irdischer Größe habe ich erstiegen," sagte Septimius Severus, „und doch bin ich mißvergnügt."*) Ermüdet uns am Ende nicht selbst das Schöne, und kann der Mensch anders als im Sturm und Wechsel glücklich sein?

Der 25. November endlich störte die eintönige und stille Klarheit der hierosolymitanischen Sommerluft. Das erste Mal seit dem Frühlingsschauer brauste nach Mitternacht der Sturmwind über Jerusalem und zog nach kurzem Sonnenmorgen als Vorbote der langersehnten Herbstfluthen graues Gewölke vom Mittelmeer quer über Palästina gegen die transjordanische Wüste hin. Doch der erste Gruß war nur flüchtig, und nach unergiebigem lauem Regenstreif brannte die Mittagssonne noch drückender als am vorigen Tage auf die mehr aufgeregte als gesättigte Pflanzenwelt herab. Noch fünf volle Tage neckte uns Allah und reizte bald durch einige Wassertropfen in heißer Glut, bald durch flüchtige Wolkenzüge und scharfe Lüfte, bald durch windiges Abendgrau und leeres Sausen unsere Ungeduld. Reichlich, stark und nachhaltig regnete es erst am 3. December und der 6. desselben Monats war für Palästina nach langer schwerer Prüfung ein Tag des Segens, der Belohnung in der wonnevollsten Seligkeit. Trübe, stürmisch und traurig brach der Morgen dieses Tages an und nicht mehr als + 12° zeigte der Wärmemesser um acht Uhr früh. Regenluft und Sonne stritten aber noch bis drei Uhr Nachmittag, wo es auf einmal mit Windesbraut und Wolkenteile finster vom Meer herüberzog und ohne Rast in vollen Güssen auf Jerusalem niederrauschte.

*) Omnia fui, nihil expedit.

Wie ſich im Hofraum vor der Zimmerthür die offenen Behälter füllten! Wie es durch die Innerröhren von den glatten Dachterraſſen in die bauchige Ciſterne ſprudelt und mit Sturmeshauch weſtlich an die Fenſter raſſelt, ohne Ermüdung, ohne Pauſe bis Mitternacht! Das Wonnegefühl, wie es während dieſer himmliſchen Beſcherung durch die Adern ſtrömte, drückt ſich nicht in Worten aus, und nur wer ſelbſt unter den ſengenden Gluten des morgenländiſchen Sonnenhimmels geſchmachtet und die Laſt ſeiner Monotonie empfunden hat, kann ohne Aergerniß vom Seligkeitsrauſch ſolcher Scenen hören. Trocken, warm, gutgekleidet und wohlgenährt ſaß ich allein in der heimiſchen Stube bei Büchern, Plänen und Papier und neben der Lampe ſtand als Labſal für die Tagesmühe der warme Grog, während es draußen praſſelnd und ſauſend in nächtlichem Dunkel über Jeruſalem vorüberging. Der Schlummer hatte in dieſem Augenblick phyſiſcher Aufregung keine Macht, und doch wußte ich zu jener Friſt noch nicht wie die Sache in Europa ſtand, und daß inzwiſchen bereits im Uechtlande und an der Brücke von Gislikon das Licht ſiegreich gegen die Finſterniß geſtritten hatte.

Die Fülle des Regens in jener Nacht war ſo dicht und ſo reichlich, daß der vorgenannte, hoch- und viereckig aufgemauerte offene Behälter an der Außenwand des Zimmers am andern Morgen überrann und im geräumigen Ziehbrunnen, dem eigentlichen Flüſſigkeitsmagazin für das ganze Haus und für das ganze Jahr, zur Freude Aller, die es ſahen, der wohlthätige Segen auf eine bedeutende Höhe heraufgeſtiegen war. Am Himmel hing aber nach jener Regennacht noch finſteres Gewölke in dichten Lagen, und die ſpät an demſelben Tage von Neuem niederrauſchende Waſſerfluth ſagte klar genug, daß in der Redeweiſe des dankbaren Morgenländers die „Barmherzigkeit“ noch

nicht zu Ende war. Um aber nun auch die Jordanaue, das Todte Meer, das Gebirge Moab, die Steinwüste und das quadranguläre Jerusalem selbst im grauen Wolkenüberhang zu sehen, ging ich während der Regenpause im Laufe desselben Tages voll neugierigen Verlangens auf den Oelbergkamm hinauf. Die Scene war völlig neu und wie im bunten Kaleidoskop hatte sich Licht- und Farbenspiel der Landschaft, besonders in der nächsten Umgebung der Stadt, vollständig umgewandelt. Es war wie ein plötzliches Erwachen der Natur aus langem Schlaf und überall drängte sich der grüne Frühlingsschmuck mit Kraft aus dem Schooße der Erde hervor. Besonders heiter und lustig anzusehen in ihrem Smaragdgrün waren der frische Rasen und und die sichtlich sprossende junge Saat auf den außer der Ringmauer liegenden Halden des Zionberges, auf den Höhen oberhalb der Siloambrunnen und auf den sanft auseinander fallenden Nordflügeln der wenige Tage früher noch so dürren Kidronschlucht. Selbst der Reichthum an Oelbäumen war in der genannten Gegend des Thales scheinbar angewachsen; der Regen hatte ja die vertrocknete Rinde gelabt und vom mattgrünen Laubwerk den Sommerstaub weggespült.

Und doch war es nur das erste Aufflimmern der Natur und ihrer frischen Zeugungskraft! Am dritten Tage nach der Segensfluth war schon keine Wolke mehr am tiefblauen, reingefegten Firmament, und die Sonnenscheibe hing wieder in voller Pracht über dem grüngeschmückten Jerusalem. Erst der 9. December — das Vorgefühl verrieth es schon im Morgengrau — sollte der eigentliche Tag des Glückes und der belohnenden Freude sein. Im frischen Hauch der Morgenluft und überströmend von Wonnegefühl ging ich zum nahen Damaskusthor hinaus, rechts an der nördlichen Stadtmauer fort, dann links über die mit Saaten, Weinreben und fruchtbeladenen Oel-

bäumen reichbepflanzten Abhänge zur Sohle der hier noch flachmuldigen Kidronsſchlucht hinab und auf der andern Seite den gewohnten Pfad hinauf zum Luſttheater auf dem langen Oelbergkamm.

Wer nur nach Gold und Ehren dürſtet oder gemüthlos, kalt und ſtumpf die Reize der Natur verachtet, wird freilich über ſolchen Schwindel lachen; wer aber, wie es jetzt häufig geſchieht, jedes freudige Entzücken als ſündhaft und jede naturfrohliche Regung des Herzens als Beleidigung Gottes erſticken will, den müßte es vollends empören, wenn man in noch leidenſchaftlicheren Ergüſſen als früher über die wiederaufgefriſchte Landſchaftspracht von Jeruſalem reden wollte. Nie war aber das Grün ſo warm, die Luft ſo durchſichtig, das Blut im Körper ſo leicht und niemals, weder vor noch nachher, habe ich ein Lichtmeer geſehen, wie es an dieſem Tage in diamantenem Wellenſpiel über dem Todten Meere, über Transjordanien und über Edom wogte. Selbſt die Steinwüſte gegen Moab hin hatte ihren Hochzeitſchmuck angethan. Mehr wollen wir ſchon aus Furcht vor Aergerniß nicht ſagen, und froſtige Leſer mögen ſich mit dem Geſtändniß begnügen, daß Einer noch jetzt in bedrängten Augenblicken vom Reichthum und vom ſeligen Schwindel jenes Tages zehrt. So lieblich hatten der Höhenzug und die drei Gipfelkuppeln des Oelbergs mit ihren zahmen Einſattelungen noch nie geſchienen; ein Spiegelbild im größten Styl und — was ſonderbar — mit je hundert Schritten der Fortbewegung regelmäßig ein neues Zauberbild! Das ſchönſte wohl auf der mittleren Schwellung, wo unter Rebgelände, umgeben von Feigen-, Granaten- und Oelbäumen, die wettergelben Trümmer der Himmelfahrtskirche liegen und wilder Safran mit der brennendgelben Blütheukrone des Leontodon Taraxacum einſam zwiſchen dem Geſteine winkt. Ueber vier Stunden lang ward

an dieser Freudenstätte meditirt, gewandelt und geschwelgt, und erst in der Einsamkeit und Stille der Mittagsstunde im Vollgefühl des seligsten Friedens und von fremder Neugier unbelästigt, außerhalb des Dorfes über die raschabstürzende dritte Hügelkuppe auf den Sattelweg von Bethania hinabgestiegen. Wie man dort in straffer Wegkrümmung gegen die Kidronschlucht (Thal Josaphat) heraustritt, überrascht den Blick des Wanderers auf einmal, wie ein magisches Ungethüm, hoch über der jenseitigen Thalwand hängend der Tempelberg mit dem fahlen Gestein seiner riesigen Unterlage, mit dem Lasur seiner bleigedeckten Kuppel und mit dem blauen Firmament im Hintergrund. Um die Magie der Scene zu vollenden schweben links vom Tempelberg der Zion, rechts der Bezethahügel, beide durch Lichtstunde vom Mittelbau getrennt, wie zwei Seitennebelbilder in der Luft. Der Herodestempel mit seinen gigantischen Säulengängen und Terrassen auf schwindelnder Höhe aufgethürmt, mußte von diesem Puncte aus besehen, von unglaublicher Wirkung sein. Rauschte auch damals wenigstens in der Regenzeit der Kidronbach sprudelnd und lustig die tiefe Schlucht herunter, so ist doch heute Alles verschwunden, eben die stolzen Tempelterrassen und die quadrangulären Säulengänge, unten der Thalschatten und der plätschernde Regenbach.

Die Oede mit dem alten Riesengemäuer und dem niedlichen Saracenenbau darüber ist allein geblieben. Und so unwiederbringlich, scheint es, sind die Adern des Wildbachs Kidron abgestorben, und so durstig war zugleich der Boden von der langen Sommerglut, daß selbst die furchtbaren Güsse der letzten Tage auch noch nicht die leiseste Spur rinnender Feuchtigkeit in der Engschlucht zurückgelassen haben. Die Pflanze, die Erde, die verdorrten und offenen Cisternen, Wasserlager und Canäle der Stadt und Umgegend hatten alles aufgetrunken, was der

Himmel in ſeiner Milde geſpendet hatte. Während einer Reihe von Jahren, ſagte uns ein europäiſcher Bewohner der Heiligen Stadt, habe er weder zur Winterzeit, noch im Frühling, noch im Herbſt Waſſer im ausgetrockneten Kidronbett geſehen, obgleich im März 1846 mehrere Stunden lang ſogar Schnee auf dem Oelberge lag und in den von Jeruſalem entfernteren Thälern zur Zeit der Frühlingsregen und Schneeſchmelze nicht ſelten tiefe und reißende Gießbachfluten den Wanderer bedrohen und den Verkehr der Landſchaft unterbrechen. Nur der Heiligen Stadt — ſei es Zorn des Himmels oder Liſt und Bosheit der Menſchen — iſt das erquickende Labſal vorüberrauſchenden Wellenſpiels verſagt!

Aber wie iſt es etwa unter ſolchen Umſtänden mit der hieroſolymitaniſchen Pflanzenwelt beſtellt? Welche Bäume, welche Kräuter — von Sträuchern und lieblichem Unterholz iſt ohnehin keine Rede — nährt das ſteinige, waſſerarme Land? Einheimiſch und auf freiem Felde in hinlänglicher Menge zu ſehen iſt von den größeren Bäumen um Jeruſalem eigentlich nur der Oelbaum. Die ſchönſte und zahlreichſte Gruppe dieſes melancholiſchen, aber langlebenden und höchſt wohlthätigen Fruchtbaumes deckt gleich außerhalb des Damascusthores mit ſeinem düſtern Grün die ganze Fläche, wo in den letzten Zeiten des jüdiſchen Staates die Neuſtadt mit der Agrippamauer und den äußeren Feſtungswerken ſtand. In bedeutender Menge und zuweilen, wie etwa im Garten Gethſemane, ſogar Exemplare von nicht gewöhnlicher Schönheit und Fülle, findet man ihn natürlich auch noch auf beiden Oelberghalden, ſowie am muldigen Nordanfange und am ſüdlichen Ende der Kidronſchlucht. Der Feigenbaum dagegen, der Aprikoſen-, Mandel- und Pfirſichbaum mit der Azarolmiſpel zeigen ſich, außer den Gärten, überall nur dünn geſäet und meiſtens krüppelhaft, eigentlich nur auf dem

Oelbergkamme bei der zweiten und dritten Hügelſchwellung, wo, wenn wir nicht irren, auch einige Granatäpfelbäume zu ſehen ſind. In den künſtlich gepflegten Gärten innerhalb der Stadt, beſonders im armeniſchen Kloſterparadies auf Zion gedeihen dieſe Bäume freilich vollkommener und ſchöner als in den leichter zugänglichen Pferchen außerhalb, wo es nicht ſelten an der nöthigen Sorge und Feuchtigkeit gebricht. Die Cypreſſe iſt nur noch innerhalb der Stadtmauer, vorzüglich bei der Omarmoſchee und im Kloſtergarten der Armenier übrig geblieben, der Zürgelbaum aber (Celtis australis), außer den wenigen Exemplaren um beſagte Moſchee, aus Jeruſalem völlig verſchwunden. Ob die Eingebornen das ſtrauchartige Gartengewächs Rhamnus Spina Christi botaniſch richtig mit Dum bezeichnen, mögen Gelehrtere unterſuchen. Die Traube, noch heute wie in den Tagen Joſua's das geprieſenſte Labſal in der Paläſtinaglut, heißt in Jeruſalem wie überall, wo man arabiſch ſpricht, Eneb, die Rebe ſelbſt Dalia, der ganze Weinberg Kerm (pl. Kürum), und für die gemeine Artiſchoke, ſowie für die ſogenannte Stacheiartiſchoke haben die Gärtner von Siloam einen und denſelben aus dem Italieniſchen gebergten Namen Charſchuf; der Mohnſtängel dagegen wird Chaſchchaſch, die Malve aber, wenn wir gut gehört und richtig aufgeſchrieben haben, Chubbeis genannt. Unter den gewöhnlichen, auch in unſerm Klima bekannten Gemüſearten hat man theils in lebendigem Beden bei Siloam, theils auf dem Markt in der Stadt folgende bemerkt: Spinat (Sepanach und auch Espanadſch); Salat (Chas); Peterſilie (Baghdunis); zwei Arten Bohnen (Ful und Lubija); Rettich (Fidſchl), Rübe (Lift), Zwiebel (Beſel), Schwarzwurzel und Blumenkohl (Többe und Karnebit). Von den übrigen Feldkräutern finden ſich in der nächſten Umgebung von Jeruſalem, vorzugsweiſe auf dem Oelberge, im Thale Joſaphat, um Siloam,

am Brunnen Rogel und auf der Grabhalde der Hinnomsſchlucht am häufigſten die Kamille (Babunedsch), der Wegerich (Lisan el-dschedi, d. i. Böckleinszunge), der Thymian (Zathar), die Minze (Naanah), der Salbei (Merjemiah), das Süßholz (Sus), der Yyſſop (Zofa), der Gamander-Ehrenpreis (Belut el-erz), die gemeine Neſſel (Huraikh); der Hundszahn (Audschil); die Steinraute, in Europa auch Capillus Veneris, in Jeruſalem aber Brunnencoriander (Kusbarah el-Bir) genannt; das düſtere Marrubium (Frasjun), der Wermuth (Schibbet el-Scheich), der Rosmarin, das ſogenannte Mauer- oder Peterskraut (Haschischet el-rihh) und endlich ein Dornſtrauch mit Buchsblättern und wohl fünf Fuß langen Ruthen, welchen Strauch die Botaniker Lycium Europaeum, Buchsdorn (Pyxacantha), die Eingeborenen von Jeruſalem aber Ausadsch nennen, und den wir ſchon auf unſern frühern Wanderungen beſonders häufig in der Gegend von Myra in Lycien geſehen haben. — Wurzeln und Zweige dieſes Buſches pflegt man in Jeruſalem zu ſtoßen und den ausgepreßten Saft als Medicin zu benutzen. Früher, wie z. B. im Mittelalter, hat der Buchsdorn von Jeruſalem eine viel bedeutendere Rolle geſpielt und weit größeren Nutzen eingebracht als jetzt. Die Dornenkrone des Heilands, meinte man, und Viele ſind dieſer Meinung auch heute noch, ſei aus dieſem Buſch geflochten worden. Und wie nachher dieſer göttliche Pyrakanthenkranz mit den übrigen Welterlöſungsinſtrumenten in das gehelligte Staatsärarium nach Byzanz gelangte, daſelbſt tauſend Jahre lang bedeutende Mirakel wirkte und beſonders im Kampfe gegen Heiden und Mohammedaner ſichtbaren Beiſtand lieh, iſt keinem Leſer frommer Byzantiumslegenden unbekannt. Sogar ſchwere Staatsanlehn in Geld ſind während der letzten drangvollen Zeiten des Paläologenreiches gegen Verpfändung dieſer unſchätzbaren Reliquie aus den Schatzkammern des chriſtlichen

Occidents an den Bosporus gewandert. Und wahrſcheinlich würden bei wieder aufleben der Gläubigkeit im Abendlande die Sina, die Rothſchild, die Hoppe mit den übrigen frommen Geldmännern in London, Berlin und Amſterdam auf dieſes Fauſtpfand hin der apoſtoliſchen Finanznoth in Wien und Rom, im Intereſſe wahrer Gottesfurcht und „Ordnung“, mit ihren Millionen noch heute zu Hülfe eilen, hätten durch unerklärliche Zulaſſung Gottes rebelliſche Philoſophie und Brutalität der Janitſcharen nicht ſchon längſt durch Zerſtörung des heiligen Depoſitums dem gläubigen Gewerbe ein Ende gemacht. Nur der griechiſche Klerus, der es bekanntlich überall pfiffiger und feiner als der lateiniſche Nebenbuhler treibt, zieht durch Kleinhandel mit Pyrakanthenholz noch einigen Gewinn. Splitter von dieſem Strauche werden im griechiſchen Kloſter zu Jeruſalem als Reliquien vom ächten heiligen Kreuz noch heute gläubigen Seelen anempfohlen und käuflich abgelaſſen, und ich habe es ſelbſt beim erſten Beſuch in der Heiligen Stadt (1832) geſehen, wie ein von Kopfgicht geplagter Inſelgrieche ein fromm und theuer bezahltes Stück dieſes Dornſtrauches um die Schläfe band und wirklich den Schmerz augenblicklich wie durch Magie vertrieb. Die Sache gab zu reden, die Waare ſtieg wie billig im Credit und nicht ohne geiſtlichen Stolz prieſen die griechiſchen Kloſterväter die augenfällige Gunſt des Himmels und ihr orthodoxes Glück. Wie aber dem ächten Kreuzesſplitter zum Trotz das chroniſche Uebel nach einigen Tagen mit verdoppelter Heftigkeit wiederkam und der Arme ſein verlornes Geld bereute, meinten die Väter, und zwar nicht ohne Grund, der junge Menſch habe in der Zwiſchenzeit vermuthlich irgendwie geſündigt, oder er habe gleich anfangs nicht ſtandhaft genug an die Kraft des heiligen Pyrakanthenholzes geglaubt. Die heiligen Speculanten behielten, wie billig, das Geld und der arme Strafe neben der

Sünde seinen Schmerz. Für die lateinischen Christen aber sind Ueberbleibsel vom ächten heiligen Kreuz, das bekanntlich in der unglücklichen Schlacht gegen Saladin (1187) verloren ging, jetzt nur noch in Rom zu finden. Dagegen ist Beschaffung und Handel mit geweihten Rosenkränzen, mit Perlmuschel- und Asphaltgebilden in Jerusalem allen Religionsbekennern gemeinschaftlich, und neben einer Sodaseifenfabrik auch der einzige industrielle Gedanke der Heiligen Stadt. Die Perlmuscheln zum frommen Fabrikat kommen vom Rothen, der Asphalt oder schwarze Pechstein aber vom Todten Meere in die Werkstätten nach Jerusalem. Das Materiale zu den heiligen Rosenkränzen aber liefert die oberägyptische Dumpalme, deren traubenartig wachsende, faustdicke und kieselharte Frucht man in ganzen Kameelladungen aus Kairo nach Jerusalem bringt, sie dort in roth, grün, blau, schwarz und gelb gebeizte Korallen beliebiger Größe verarbeitet, je hundert an Schnüren aneinander reiht und das Ganze mit Grabesduft und Rosenwasser geschwängert in die Christenheit versendet, wo diese Rosenkränze dem glücklichen Besitzer in heftigen Gemüthsbewegungen viel Trost gewähren, von besonders großem Nutzen aber erwiesenermaßen wider revolutionäres Gelüste und wider Anfechtungen des Teufels sind.

Daß unter solchen Umständen von Fortschritt, von Handel und Industrie nach europäischem Sprachgebrauch in Jerusalem keine Rede sei, und daß auch letzthin vom Berge Zion ebenso wenig als von Neapel irgend ein Product menschlichen Kunstfleißes in den Krystallpalast der Themse kommen konnte, braucht man dem Leser nicht erst noch zu sagen.

Doch soll über die geistliche Praxis der Heiligen Stadt und über den Capitalstock, von welchem die verschiedenen Religionsparteien ihre Nahrung ziehen, Kürze halber in einem besondern Fragment verhandelt werden.

Die heiligen Oertlichkeiten in Jerusalem.

(1852.)

Bis zur Besiegung des letzten, allgemeinen, großen und verzweiflungsvollen Aufstandes der jüdischen Nation und bis zur völligen Verödung des Landes durch die Imperatoren Titus und Hadrianus bot die Umgegend von Jerusalem einen von dem gegenwärtigen Zustande wesentlich verschiedenen Anblick dar. Rinnende Bäche, Quellenreichthum, Gärten und Wälder mit ihrer Schattenkühle und ihren sommerlichen Lüften schufen ein lustiges und lebensvolles Bild ländlicher Glückseligkeit, von welcher nach so vielen Verwüstungen heute kaum eine Spur zu entdecken ist und deren völliges Verschwinden unter dem ehernen Fußtritt der Legionen schon Flavius Josephus nicht ohne Thränen sehen konnte. Jerusalem war nicht bloß politisch-religiöser Mittelpunct eines zahlreichen, streitbaren, arbeitsamen und gottesfürchtigen Volkes*); es war zugleich große und reiche Handelsstadt, nahrungspressender Sitz der bürgerlichen Gewerbthätigkeit, Heimat der Luxuskünste und der Ueppigkeit, weil ein frischrauschender Canal des indischen Welthandels vom Rothen Meere her in die prachtvolle Hauptstadt des jüdischen Volkes rann. Kostbare Gewürze, Edelsteine und Gold in Masse brachten

*) La nation juive de l'epoque romaine etoit aussi intelligente et beaucoup plus morale qu'aucun peuple contemporain.

Salvator, Hist. de la Domination Romaine etc. etc. I, 178.

arabische Wüsten-Caravanen in die Stadt, während die benachbarten Seehäfen Askalon, Gaza, Joppe und Akke mit dem Ueberfluß ihrer eigenen Erzeugnisse zugleich die Producte des Abendlandes sandten. Alle diese Herrlichkeiten sind wie durch Zauber weggeblasen. Mit dem indischen Handelsweg, mit der National-Unabhängigkeit und mit der jüdischen Bevölkerung selbst ist auch die Landschaftspracht von Jerusalem verschwunden. Mehr als vier Stunden in der Runde, sagt der Berichterstatter und Augenzeuge Flavius Josephus, hat das römische Belagerungsheer die Landschaft „kahl geschoren", das Baum- und Buschleben überall bis auf die letzte Spur vertilgt und im letzten Act des Trauerspiels nicht bloß alle von Juden bewohnte Ortschaften Palästina's, über tausend an der Zahl, zerstört, sondern in seinem Rachegefühl sogar auch noch die Quellen und die Brunnen verschüttet, um mit der strotzenden Fülle der jüdischen Vegetation auch den ungebändigten Trieb der jüdischen Freiheitsliebe, wo möglich, auf immer zu brechen und auszutilgen.

In welchem Grade das Verwüstungs-Project gelungen und der Tod an die Stelle hierosolymitanischen Pflanzenlebens getreten sei, hat man schon gesagt. Jerusalem, wie es heute ist, in dürre Steinöden traurig hingelegt und dem Weltverkehr völlig entrückt, lebt nach Versiegung aller Quellen der Wohlfahrt und des bürgerlichen Glückes nur noch von der Heiligkeit seines Terrains, vom geistlichen Credit und von den Legenden der Christen wie der Juden und der Mohammedaner. Mit welcher Ehrfurcht insbesondere die Bekenner des Islam über Jerusalem schreiben und sprechen, ist allgemein bekannt. „Die reine, die edle Heilige," „das Haus der Heiligkeit" sind im Orient die landesüblichen Ausdrücke von den höchsten Classen der Gesellschaft bis zu den untersten herab, so oft von Jerusalem die Rede geht. Vom Neide, von der Eifersucht und von der

geiſtlichen Fehdewuth der verſchiedenen, ſich gegenſeitig unverſöhnlich haſſenden, aber unglücklicher Weiſe unter einem und demſelben Tempeldache eingeſchloſſenen chriſtlichen Religionsparteien der Heilig-Grab-Stadt ſoll hier nicht die Rede ſein. Man kennt das Alles in Europa ſchon lange und bis zum Ueberdruß, man bejammert das Aergerniß, ſchämt ſich der Profanation, weiß aber bis zur Stunde nicht, wie dem Uebel abzuhelfen und der chriſtliche Friede unter den chriſtlichen Glaubensgenoſſen herzuſtellen ſei. Nur wenn es gelänge, den Gegenſtand des feindlichen Haders ſelbſt zu verflüchtigen und beiden Hauptgegnern gleichſam den Boden unter den Füßen wegzuziehen, würden die entzweiten Gemüther deswegen zwar noch nicht verſöhnt ſich freundlich nähern; es würden aber doch zur Ehre der Chriſtenheit Aergerniß und Fehdewuth in ſich ſelbſt zerfallen. Dieſe Hoffnung iſt aber auch vergeblich, weil man die hiſtoriſche Thatſache, daß Chriſtus ſeiner Lehre wegen in Jeruſalem verurtheilt, nach Landesgebrauch öffentlich hingerichtet und begraben wurde, durch keine Kritik beſeitigen kann. Das Dogma ſelbſt laſſen wir unberührt; aber eine Hinrichtungsſtätte und ein Chriſtus-Grab muß man den frommen Männern, welche für die althergebrachte Ueberlieferung ſtreiten, in Jeruſalem ohne Widerrede zugeſtehen. Die Mönche aber ſind mit dieſem allgemeinen Zugeſtändniß noch lange nicht zufrieden und ſie rühmen ſich in Betreff der genannten beiden Oertlichkeiten einer Einzelkunde, die ſchon im vorigen Jahrhundert hin und wieder Zweifel und Verdacht erregt, heute aber lauten und beharrlichen Widerſpruch mit ſcharfer Kritik hervorgerufen hat. Beide Anſichten haben ihre Vertheidiger gefunden und, wie es in ſolchen Sachen gemeiniglich geſchieht, hat die Mehrzahl der ſtimmfähigen Literaten aller Länder auch dieſes Mal für mittelalterliche Tradition und Legende Partei genommen.

Von den Verfechtern der Ueberlieferung jedoch kommen hier

mit Umgehung des großen Haufens der Mitredenden vorzugsweise nur die beiden Chorführer Chateaubriand und Williams in Betracht. Dem dichterischen Genie des einen und dem gelahrten Selbstvertrauen des andern wollen wir als ebenbürtige Paladine vor allen andern den verstandesscharfen Robinson und neuerlichst das kritische Talent des Schweizer'schen Arztes Titus Tobler entgegenstellen. Was die beiden erstern im Streite mit poetischem Schwung und mit schroffer Härte bejahen, dasselbe wird von ihren Gegnern ebenso schroff, aber mit einer der besseren Einsicht eigenthümlichen Entschiedenheit nicht bloß geleugnet, es wird sogar als Thorheit und als „frommer Betrug" verdammt. Eine Mittelpartei zwischen beiden Extremen, jedoch mehr zu den Vertheidigern der alten Ueberlieferung hinneigend, suchten der Schotte George Finlay in Athen und der Schweizer Albert Schaffter in Bern zu bilden. Zu einer positiven, nach allen Seiten hin befriedigenden und jede weitere Verhandlung niederschlagenden Entscheidung ward jedoch die Sache weder durch die Befangenheit, ja Verblendung der einen, noch auch durch die kritische Verstandesschärfe und den Widerspruchsgeist der andern Partei bis jetzt gebracht. Die größte Aufmerksamkeit unter allen Literaten, welche in der neuesten Zeit dieses Thema behandelt haben, verdient George Finlay, weil er in die schleppende und ausganglose Controverse zuerst eine noch unversuchte Beweismethode hineingebracht und dem Streite in dieser Weise eine zwar nicht entscheidende, aber doch eine neue Wendung gegeben hat. Wie alle Britten, hält auch Hr. Finlay mit hochkirchlicher Strenge an den alten Ueberlieferungen fest, verwirft aber als ungenügend und nicht schlußgerecht sämmtliche bisher von beiden Seiten ins Spiel gebrachten Argumente, um mit Hülfe des kaiserlichen Census an das bisher vergeblich angestrebte Ziel zu kommen. Die Tabellen des römischen Census, meint er, müssen

dem Kaiser Konstantin die Gewißheit verliehen haben, daß der (bei Eusebius genannte) Venus-Tempel auf der mit Schutt bedeckten Grabstelle (bekanntlich ein Privatbesitz des Joseph von Arimathia) errichtet worden sei.

Die statistischen Belege für Nutzung und Besteuerung des Bodens hat man im alten kaiserlichen Rom, wie allgemein bekannt, auf einen Grad der Vollkommenheit und der Schärfe gebracht, wie sie vielleicht kaum die neueste Zeit und ihre Finanzverwaltungen aufzuweisen haben. Diese theils in den Reichs-, theils in den Provinzial-Archiven niedergelegten Censusregister waren so gründlich, daß nach Ulpian im ganzen Orbis Romanus jeder Privatbesitz aufs umständlichste überwacht und eingetragen wurde. Name und Lage des Grundstückes, ob in der Stadt oder auf dem Lande, wie die benachbarten Besitzer heißen, wie viel Jaucherte angesäetes Ackerland, Oelpflanzung, Graswiesen, Weiden und schlagbare Waldung es enthielt, ja selbst die Zahl der Rebstöcke im Weinberg, der Bäume im Oelwalde waren nach ihrem Schätzungspreise eingetragen.

Und weil diese Steuerbeschreibung unter Augustus auch auf Judäa ausgedehnt wurde, glaubt Hr. Finlay auf das sicherste annehmen zu dürfen, „daß auch die Besitzung Josephs von Arimathia mit dem Grabe, in welches der Leib Christi hineingelegt wurde, aufgezeichnet worden und in irgend einem Archiv ihrer Erwähnung geschehen sei. Folglich müsse auch die Lage dieser Besitzung und des Grabes dem neubekehrten Imperator Konstantin genau bekannt gewesen sein. Er brauchte ja nur die hierosolymitanischen Steuerpläne aus dem Reichs-Depot hervorsuchen und nebenher die amtlichen Register der Colonie Aelia Capitolina nachschlagen zu lassen, um auf die Spur der ächten heiligen Grabesstätte zu kommen."

Diese ganze Finlay'sche Argumentation ist mehr glänzend und

neu als gründlich und beruhigend, einmal weil ihr Vorausſetzungen zu Grunde liegen, deren Richtigkeit man mit Recht bezweifeln muß; und dann weil ſie, weit entfernt die Hauptfrage genügend zu beantworten, ohne ſie auch nur zu berühren, dogmatiſch an ihr vorübergeht. Denn angenommen, daß ein ſolches Weltarchiv in der ewigen Stadt jemals beſtanden habe und daß alle im Laufe mehrerer Jahrhunderte erfolgten Privatbeſitz-Wechſel und Bodenverwandlungen des ungeheueren Reiches mit Plänen und ſtatiſtiſchen Angaben darin verzeichnet waren, wird dem gelehrten Finlay doch nicht Jedermann glauben wollen, daß man nach jedem friſchen Decennalcenſus auch die abgewürdigten Schätzungen mit der nämlichen Sorgfalt aufbehalten und gehütet habe, wie die neu hergeſtellten. Selbſt dieſes noch zugegeben, weiß man doch aus Suetonius und Tacitus, daß im großen Brande unter Nero und im wo möglich noch verderblicheren unter Veſpaſianus in und außer dem Capitol alles vernichtet wurde, was an Staatsdocumenten und Cenſustabellen in Rom vorhanden war*)

Nebenher iſt noch zu bedenken, daß nach Beſiegung des großen Aufſtandes durch Titus Veſpaſianus Grund und Boden von ganz Judäa dem kaiſerlichen Fiscus verfiel und (ob mit völliger Ausſchließung der alten Beſitzer?) an fremde Käufer verſteigert wurde, das Terrain von Jeruſalem ſelbſt aber, weil mit dem kaiſerlichen

*) Unter Veſpaſianus wurde das Verlorene und Zerſtörte nach Kräften wieder hergeſtellt. Aber von den verbrannten Archivdenkmälern hat man nur dreitauſend eherne Tafeln, auf welchen Friedensſchlüſſe und Staatsverträge mit fremden Nationen eingegraben waren, aus zerſtreuten Abſchriften wieder ergänzt.

An Erneuerung der verbrannten Cenſustabellen ward nicht gedacht.

Daß hingegen bei Zerſtörung Jeruſalems das Provinzialarchiv allein unverſehrt geblieben und dem allgemeinen Looſe entgangen ſei, wird doch auch Niemand glauben wollen.

Bannfluch geſchlagen, an die neunzig Jahre unbebaut und öde lag*).

Im Grunde genommen fällt aber die Zwietracht über die Oertlichkeiten der Kreuzigung und der Grablegung des Heilandes den drei Evangeliſten Matthäus, Marcus und Johannes, oder vielmehr den gelehrten Deutungen ihrer Ausleger und Analytiker allein zur Laſt. Nach Angabe der Evangeliſten, ſagen die Neuerer, wurde der Herr außerhalb des Thores, jedoch nahe an der Stadt gekreuzigt und in das Grab gelegt. Nun aber, fahren ſie im Syllogismus fort, liegen die beiden Oertlichkeiten, die man uns heute als Golgatha und Felſengrab bezeichnen will, in geradem Widerſpruch mit dem heiligen Text, nicht außerhalb, ſondern innerhalb des Thores und — was die Frage noch bedeutend verſchlimmert — ſogar mitten in der Stadt, deren Ausdehnung und allgemeine Geſtalt im Zeitalter Chriſti man jetzt aufs genaueſte anzugeben weiß. Darum, ſagen ſie zum Schluß, ſei die Topographie der heiligen Orte ein Irrthum, und habe man uns und die ganze chriſtliche Welt von St. Konſtantin angefangen bis auf den heutigen Tag herab mit dem angeblichen Fund von Golgatha und Heilig-Grab getäuſcht. Einwurf und Argument der Zweifler ſind aber nicht ſo leicht zu beſeitigen, als man im Intereſſe des Friedens und der chriſtlichen Verträglichkeit wünſchen möchte. Doch muß man die Anſtrengung und ſelbſt den warmen Eifer, mit welchem fromme und gelehrte Männer die alte Ueberlieferung zu retten und die Heilig-Grablegende bei den Chriſten in ungeſchmälertem Anſehen zu erhalten ſuchen, aus Gründen, die wir nicht näher zu berühren brauchen, als vollberechtigt

*) Nur die drei Thürme Hippicus, Phaſaël und Mariamne mit einem Theile der weſtlichen Stadtmauer und natürlich auch mit den nöthigen Bauſichkeiten für die Beſatzung blieben verſchont, alles Uebrige ward auf Befehl des Siegers der Erde gleichgemacht.

anerkennen. Aber wie sollte man es anfangen? Die beiden gefährlichen und höchst lästigen Stellen: „außerhalb des Thores" und „nahe bei der Stadt" wären aus dem Texte des Evangeliums selbst durch Dr. David Strauß nicht wegzubringen. Argumente frommer Autorität und kindlicher Gläubigkeit, wie sie dem vierten Jahrhundert genügten, reichen für die Skepsis des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr hin. Und nothgedrungen greift man am Ende freilich auch hier zur allein gültigen Waffe der Wissenschaft, um Schrift und alte Ueberlieferung durch die Behauptung in Einklang zu bringen, daß die im heutigen Jerusalem allerdings von der Stadtmauer eingeschlossenen Oertlichkeiten des Grabes und der Hinrichtungsstätte zu Christi Zeiten nach dem buchstäblichen Sinne der angezogenen Texte wirklich außerhalb des Thores und der Festungsmauer gelegen haben. Man verstehe uns wohl, wo heute die Auferstehungskirche steht, sagen sie, da war im Zeitalter Christi das „ständige Hochgericht", d. i. die von den menschlichen Wohnungen überall abgelegene und vom Blick der Lebendigen ängstlich gemiedene grausenvolle Stätte, auf welcher die Verurtheilten nach jüdischer Landessitte durch die langsame und qualvolle Strafe der Kreuzigung hingerichtet wurden. Man wird leicht glauben, daß siegreiches Durchfechten einer solchen Thesis nur dann möglich wäre, wenn sich der alte Stadtplan mit der Richtung der von Grund aus zerstörten alten Festungsmauern Jerusalems correct und unbezweifelt in allen Theilen wiederherstellen ließe, und wenn es mit der Vorstellung eines „ständigen Hochgerichts" in Jerusalem seine Richtigkeit hätte. Nun aber vergesse man nebenher ja nicht, daß Jerusalem vom Zeitpuncte seiner ersten Zerstörung unter Nebukadnezar bis zur Wiederherstellung seiner heute noch bestehenden Mauern durch Sultan Suleiman I. im sechzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wenigstens sechsmal ganz demolirt

wurde, und daß namentlich bei Dämpfung des letzten, vieljährigen, großen, verzweiflungsvollen Aufstandes unter Hadrian in der unglücklichen Stadt selbst die von Titus einst verschonten Prachtreste verschwunden sind und eine ganz neue heidnische Schöpfung, Aelia Capitolina, an die Stelle der alten „*Πόλις*“ getreten sei.

Ferner ist zu bedenken, daß man innerhalb der Stadt selbst in jahrelanger Arbeit große Hügel abgetragen, tiefe Thäler aufgedämmt, durch die wiederholten Schuttlagen schluchtige Risse ausgefüllt und an vielen Orten das alte Terrain bis zur völligen Unkenntlichkeit verwandelt hat. Drittens endlich läßt uns die gleichzeitige Beschreibung des Flavius Josephus, schon im Ganzen ungenügend, durch ihre Mangelhaftigkeit gerade in dieser Hauptstelle der alten Topographie von Jerusalem ohne Hülfe, so daß alle Versuche ein in allen Theilen ächtes Bild der dreifachen Festungsmauer der Heiligen Stadt herzustellen nothwendig vergeblich sind. Und doch vergeht bei dem frisch erwachten Wandertrieb der Abendländer selten ein Jahr, ohne daß uns irgend ein Jerusalem-Pilger nach bestem Wissen und Gewissen aus Flavius Josephus beweisen möchte, die zweite Festungsmauer, um die es sich im Geiste der früheren Argumentation eigentlich überall handelt, sei östlich, nicht westlich, wie die Bekämpfer der herkömmlichen Vorstellung sagen, an der Stelle, wo heute die Auferstehungskirche steht, vorbeigestrichen. Also an den zufälligen Umstand, ob eine bis auf die letzte Spur vertilgte Nebenfestungsmauer, deren Richtung in der einzigen gleichzeitigen Geschichtsquelle mit auffallender Nachlässigkeit angedeutet wird, auf einem jetzt bis zur Unkenntlichkeit entstellten, verschütteten und verwandelten Terrain um einige hundert Schritte weiter östlich, oder um einige hundert Schritte weiter westlich gelaufen sei, hat Ungeschick und Parteileidenschaft Sieg oder Niederlage, Wahrheit oder Irrthum in einer für die christliche Welt nicht

gleichgültigen Streitfrage angeknüpft. Denn daß die zweite Feſtungsmauer Alt-Jeruſalems nahe vor oder nahe hinter der gegenwärtigen Heilig-Grabkirche vorüberzog, wird von beiden Parteien übereinſtimmend anerkannt. Um ſo größer iſt der Irrthum beider und zugleich die Unmöglichkeit, auf dieſem Wege mit irgend einem entſcheidenden, alles weitere Hadern durch Evidenz abſchneidenden Argumente aufzukommen.

Aus der Terrainbeſchreibung, die wir über Jeruſalem entworfen, weiß der Leſer, daß die Heilige Stadt urſprünglich auf einem ſchluchtig durchbrochenen, in Oſt, Weſt und Süd von Abgründen umgebenen, naturfeſten, auf dieſen drei Seiten durch eine einfache Mauer ſchon hinlänglich geſicherten und nur von Norden her leicht und flach zugänglichen Hügelvorgebirge lag. Indeſſen ſoll man aber nicht denken, dieſes alte, auf drei Seiten ſchluchtig umriſſene und leicht zu ſchirmende urſprüngliche Stadtterrain von Jeruſalem ſei deswegen auf der Nordſeite ohne Unterbrechung und gleichſam ſpiegelglatt in die benannte Flachebene von Golgatha hinübergefloſſen. Wie der Höhenzug Bezetha-Moriah, war im Grunde auch der mit ebengenanntem parallel ſtreichende lange Zionshügel in ſeiner Anlage doppelhöckerig, und eine ſchwachmuldige Einſenkung, vom Jafathor auer gegen das Tyropöonthal hinabſtreichend, iſt nach ſo vielen Verwandlungen der Oertlichkeiten noch heute klar zu unterſcheiden, obgleich der Schutt in dieſer Gegend häufig bis vierzig Fuß Tiefe hat. Am Südrande dieſer früher mehr oder weniger tiefen Quereinſenkung — wir bitten dieſen Umſtand wohl im Gedächtniß zu behalten — war die erſte, eigentliche, an den eben vorher genannten Abgründen hinlaufende, durch die furchtbaren Herodesthürme (Hippicus, Phaſaël und Mariamne) verſtärkte und verwahrte Stadtmauer Alt-Jeruſalems. Wir möchten in der Sache gern klarer, einfacher und doch ſchärfer und belehrender

als die Vorgänger sein und wiederholen darum, dieser lang gezogene, gewaltige, nach allen Seiten hin selbstständige, ursprünglich durch eine später Tyropöon genannte Tiefschlucht selbst vom Tempelberg (Moriah) getrennte, durch Kunst und Natur wunderbar befestigte und zu einer Niederlassung gleichsam einladende luftige und heitere Hügelberg sei der wahre Zion, die alte Veste der Jebusiter, die Stadt Davids, die „*Πόλις*", die man nach jedem Nationalunglück allzeit wieder zuerst aufgebaut, bewohnt und befestiget habe*). Alles übrige, selbst der Tempel Salomons, ist Außenwerk, Zuthat, Vorstadt, spätere Beigabe, langsamer und zufälliger Anwuchs, den man nach Zeit und Umständen durch besondere Festungswerke einzufriedigen und vor feindlichen Angriffen zu schirmen suchte. So entstand bei der dreiseitigen Thalumrandung natürlich immer nur auf der offenen

---

*) Die zu Davids Zeiten von den Juden endlich eroberte Burgveste der Jebusiter krönte die höchsten Puncte des Zionhügels, wo heute die Citadelle (Hippicus), die neu erbaute englische Kathedrale, das große Kloster der Armenier mit seinen weitläufigen Gärten und Paradeisen, dann verschiedene Spitäler und Leichenäcker sammt dem jüdischen Bethause und Davids Grabmal zu suchen sind. Außerhalb dieser canaanitischen Burgmauer, auf den Abhängen und niedrigeren Theilen des nämlichen Zionhügels, stand die von Juden und Canaanitern gemeinschaftlich bewohnte, bald nach Josua besetzte, offene Stadt Jebus, d. i. Jerusalem, welche man später im Gegensatz zur oberhalb belegenen Jebusiten-Burg nach griechischem Sprachgebrauch *Κάτω πόλις*, die Untere Stadt, hieß. Um diese offene Untere Stadt wurde durch König David eine neue, mit der eroberten Jebusiten-Burg zusammenhängende Ringmauer aufgeführt und die beiden früher getrennten Stadttheile zu einem gemeinsamen Ganzen vereint, welches man nachher die Stadt Davids nannte. Die Feststellung des Begriffes, was in Jerusalem *Κάτω πόλις* sei, ist im Streite um die heiligen Oertlichkeiten von der größten Wichtigkeit. Man hat diese *Κάτω πόλις* überall hinverlegt, nur auf der rechten Stelle hat sie Niemand gesucht.

Nach König Davids Neubau ward die jebusitische „*Κάτω πόλις*" auf den engern Raum zwischen der Festungsmauer und dem Tempelberg beschränkt. Hier stand auf einem unter den Makkabäern abgetragenen Hügel die Zwingburg (*ἄκρα*) der Syro-Macedonischen Beherrscher Palästina's.

und flachen Nordseite der alten „*Πόλις*“ nach und nach eine zweite und am Ende gar eine dritte, Vorstädte und Neubauten umschließende Mauer, so daß Jerusalem zur Zeit des großen Verzweiflungskampfes wider die Legionen nach damaligen Begriffen für eine der stärksten Festungen der bekannten Erde galt.

Am meisten auffallend wird vielen die Bemerkung sein, es habe der Tempelberg, d. i. der Moriah, welcher in der heiligen Geschichte eine so wichtige Rolle spielt, ursprünglich gar nicht einmal zur „*Πόλις*“ gehört, sei vielmehr mit dem Tempel als eine von der Stadt Davids durch Schluchten und unbebaute Räume getrennte, unabhängige und nach allen Seiten hin frei stehende, über Abgründen schwebende und nur im Sturm zu nehmende, ja selbst nach dem Falle der eigentlichen „*Πόλις*“ noch widerstandsfähige Citadelle anzusehen. Erst die makkabäischen Nationalfürsten kamen nach Abschüttelung des macedonischen Joches (c. 130 v. Christo) auf den Gedanken, den vorgenannten hohen, selbst über den Tempel hinausragenden, von den syrischen Griechen ebenfalls „Akra“ benannten, heute ganz verschwundenen Nebenhöcker des Zion abzutragen, mit dem Schutt die Zwischenschlucht (das Tyropöon) großentheils auszufüllen und so mit Belassung der alten Vertheidigungswerke die beiden früher getrennten Festungen durch Verbindungsdämme, Brücken und Thore gleichsam in Einen Körper zu verschmelzen, welchem später erst König Herodes I. in den letzten Zeiten des jüdischen Staates die furchtbare, den Gebietern des Erdkreises selbst trotzende Gestalt verlieh.

Daß sich das günstige Terrain, die von der Quersenkung beim heutigen Jafathor und der nördlichen Zionsmauer sanftanlaufende Schiefebene Golgatha, wo heute die Heilig-Grabkirche steht, bei anwachsender Bevölkerung und bei vermehrtem Reichthum der „*Πόλις*“ schon im Zeitalter Salomons mit Vorstädten, Gärten, Schattenhainen, Lustanlagen und Sommerbauten be-

deckte, liegt in der Natur der Sache, und der Anwuchs wurde so bedeutend, daß schon König Hiskiah diesen neuen Stadttheil durch eine „zweite" Mauer gegen die assyrische Gefahr sicher stellen mußte. Dasselbe Schauspiel, aber in noch viel höherem Maße, erneute sich in der verhältnißmäßig glücklichen Periode der persischen Herrschaft über den Orient. Aus dem Berichte eines Staatsmannes und Zeitgenossen Alexanders von Macedonien erfährt man, daß Jerusalem zur Zeit der macedonischen Eroberung schon wieder anderthalb Stunden im Umkreis und eine seßhafte Bevölkerung von 120.000 Seelen hatte, und folglich ungefähr mit dem heutigen Damascus zu vergleichen war. Daß sich aber nach Abschüttelung des macedonisch-syrischen Joches und nach Wiederherstellung der Nationalunabhängigkeit durch die makkabäischen Fürsten Land und Hauptstadt zu frischer Blüthe entfalteten und die herrlichsten Früchte trieben, war eine natürliche Folge der wiedergewonnenen Freiheit, der wachsenden Arbeitskräfte und des anschwellenden Capitalvermögens für Hebung des Ackerbaues, für Erweiterung der Handelsverbindungen und für Steigerung der Industrie.

Die Herrschaft der an Rom tributpflichtigen Könige aus dem Hause Herodes gilt zwar nicht als besonders milde, aber des Druckes ungeachtet war die Bevölkerung der Hauptstadt zur Zeit Christi wenigstens auf das Doppelte vorgenannter Zahl angewachsen, und es deckte zugleich der neue Stadttheil in quadrangulärem Fortschritt den ganzen heute unmittelbar vor der nördlichen Stadtmauer und dem Damascusthor beginnenden Olivenwald bis in die Nähe der Königsgräber hin*). Zehn Jahre

*) Tacitus' Angabe, daß Jerusalem während der letzten Belagerung 600,000 Menschen jedes Alters beherbergt habe, ist gar nicht unwahrscheinlich: multitudinem obsessorum omnis aetatis . . . . sexcenta millia fuisse accepimus. Hist. V, 13.

Fabelhaft klingt es neben dieser mäßigen Angabe des römischen Ge-

nach dem Tode des Heilands schuf ein Vierfürst Herodes diesen dritten Anwuchs der „*Πόλις*“ durch eine beiderseits sich an die alte

---

schichtschreibers, wenn Flav. Josephus unkritisch und ganz im Style des Orients von 2,700,000 bloß gefunden, reinen Individuen jüdischen Blutes spricht, die wegen des großen Nationalfestes gewöhnlich in der Hauptstadt gewesen sein sollen.

Streng genommen sagt Flav. Josephus freilich nirgends ausdrücklich, daß Jerusalem auch zur Zeit der Belagerung durch Titus die vorgenannte Zahl von 2,700,000 Menschen eingeschlossen habe. Wenn nach gänzlicher Bezwingung der Stadt 97,000 Gefangene in die Hand der Sieger fielen und eilfmal hunderttausend während der fünfmonatlichen Einschließung todt geblieben sind, gibt es im Ganzen nur 1,197,000 Individuen jedes Alters und Geschlechtes für den Zeitpunct des letzten Kampfes, was wohl vielleicht übertrieben, aber doch nicht unmöglich scheinen kann.

Das Ausschweifende der ersteren Angabe läßt sich außer dem allen Orientalen angeborenen Hange zur Maßlosigkeit und Unkritik großentheils aus der Veranlassung erklären, durch welche sie zu Stande kam. Um Cäsar Nero, welcher Judäa verachtete, über die Bedeutung des jüdischen Volkes aufzuklären, ließ Cestius, Statthalter von Syrien, durch die Hohenpriester eine möglichst genaue Bevölkerungsliste der Hauptstadt Jerusalem während des Paschafestes herstellen. Die Berechnung wurde nach der Zahl der im Tempel geschlachteten Opferlämmer angelegt, deren man in jenem Jahre 256,500 zählte. An jedem Osterlamme aber zehrten, wie Josephus sagt, wenigstens zehn, häufig aber bis zu zwanzig Menschen, was in runder Summe und im geringsten Anschlage zwei Millionen, fünfmalhundertfünfundsechzigtausend menschliche Individuen gäbe. Mit Einrechnung der Aussätzigen und aller jener, welche der Levit mit „*γονορρόοις*“ und „*γυναιξὶν ἐπημόνοις*“ bezeichnet, stellen die Commentatoren die Osterbevölkerung der Hauptstadt vollends auf 3,000,000 Seelen.

Diese angemessenen Angaben, vorausgesetzt, daß sie wirklich von Flav. Josephus selbst herrühren und nicht etwa auf Rechnung späterer Abschreiber und Ausleger zu setzen sind, thun der historischen Glaubwürdigkeit des jüdischen Leviten, wie wir mit Recht besorgen, vielleicht auch in anderen Dingen bedeutenden Abbruch. Mehr als wahrscheinlich hat aber der Grundtext in diesen Zahlenverhältnissen keine wesentliche Verunstaltung erfahren und ist Flav. Josephus als ächter Orientale auch von der Erbsünde des Orients — Maßlosigkeit und Unkritik — wenigstens in diesem Puncte nicht freizusprechen. Man vergleiche nur was Josephus' Landsleute und Standesgenossen, die Rabbiner der unmittelbar auf die Verödung Palästina's folgenden Jahrhunderte, von den Greuelscenen des letzten Kampfes unter Hadrian bei Erstürmung der Festung Bither (Beit-er oder Bitter) erzählen. Ils disent que la tuerie fut si grande dans Bitter, lorsque les Romains s'en furent

erſte anſchließende dritte Mauer in rieſigem Viereck zu einer dritten Feſtung um, ſo daß ſich die zweite Mauer wie ein ſchmales Bogenſegment innerhalb dieſes neuen Quadrates, von irgend einem Puncte der nördlichen Zionsmauer auslaufend, zur weſt-

rendus les maitres après un siège de trois ans et demi, que les chevaux marchoient dans le sang jusqu'à la bouche. Le sang, continuent ils, rouloit avec tant de force, qu'il entraînoit des pierres de la pesanteur de quatre livres, et qu'il entroit dans la mer l'espace de quatre milles. Hadrien avoit un vignoble long de dix-huit milles et large d'autant. il y fit une haie ou une cloison des corps de ceux qui furent tués dans Bitter: car il ne voulut pas permettre qu'on les enterrat; ils ne furent enterrés que sous le regne de son successeur. Il y avait deux rivières dans la ville de Jadaim, desquelles l'une coulait d'un côté, l'autre de l'autre: les Rabins supputerent que l'eau ne faisoit que les deux tiers de ces rivières; le sang faisait l'autre tiers. Les gentils n'eurent nul besoin pendant sept ans de fumer leurs vignes: elles étoient assez fertiles, ayant été abreuvées du sang des Juifs. Le sang entraina des pierres d'une grosseur demesurée par la distance de quarante milles jusque dans la mer. On trouva sur une seule pierre jusqu'à 300 cranes de petits enfants. Il y avoit dans cette ville de Bitter 400 Colleges et dans chaque College 400 Regens, qui avoient chacun dans sa classe 400 disciples. Aux premieres attaques, les Ecoliers se servirent de leurs poingons pour tuer les ennemis: mais après la prise de la ville, ils furent empaquetés avec leurs livres et jettés au feu. Les Juifs prétendent qu'Hadrien fit périr deux fois plus de gens de leur Nation, que Moise n'en retira du Pais d'Egypte, et ils le tiennent pour un plus grand déstructeur à leur egard, que ne le furent Nabuchodonosor et Titus. Un de leurs meilleurs Chronologues assûre que la perte que fit leur Nation du temps de Nebusaraddan, ou au temps de Titus, n'égala point celle qu'Hadrien lui fit souffrir: car le Talmud porte qu'il perit à Bitter quatre millions de Personnes, *quadringentas myriadas*.

P. Bayle, art. Barcochebas.

Größeres und Erſtaunungswürdigeres als Hadrians Feldherrn vor Bitter in Paläſtina haben weder Rabelais' Helden Gargantua und Pantagruel, noch der ritterliche Vertheidiger der Prinzeſſin Miremirona verrichtet! Wir ſagen nicht, daß Flavius Joſephus, der Levite, mit den Rabbinern des ſechsten Jahrhunderts und mit Rabelais und Cervantes ganz und gar auf eine Linie zu ſtellen ſei; nur kann man nicht umhin zu bemerken, daß Evlia's Beſchreibung von Stambul und das Gerede türkiſcher Cicerone von achtzigtauſend Stadtviertein Konſtantinopels (es ſind deren nur vierundvierzig) mit dem Titel des Flav. Joſephus einige Verwandtſchaft zu haben ſcheinen.

lichen Tempelecke hinüberbog. Den Anſchluß der dritten oder ſogenannten Agrippa-Mauer an die erſte hat man ſich genau, wie den Anſchluß des neuen Münchener Kirchhofes an den alten, jedoch ohne die innere Viereckſeite, vorzuſtellen.

Das alles ſcheint ſo einfach und ſo deutlich, daß ſich Jeder das zerriſſene Vorgebirge, auf welchem Alt-Jeruſalem gelegen iſt, beſonders aber den Schattenriß der drei Feſtungsmauern, die in der Heilig-Grab-Theſis ſo viel zu reden geben und mitunter ſo abenteuerliche Combinationen zu Tage fördern, aus dem bisher Geſagten beinahe ohne Mühe ſelber vorzeichnen kann. Aber warum iſt Sieg und Niederlage der hadernden Parteien an ein Problem geknüpft, das nicht mehr zu löſen iſt, und deſſen Löſung man gar nicht mehr braucht?

Der Lauf der kurzen zweiten Mauer, von welcher nach der bisher üblichen Streitmethode alles abhängt, iſt unglücklicher Weiſe nicht mehr zu ermitteln, weil die ganze heutige Stadt auf der Stelle dieſer nämlichen zweiten alten Mauer liegt und Flavius Joſephus gerade in dieſem Puncte nur unvollkommene Auskunft gibt. Was aber für die Vorgänger im Streite Hauptpunct und gleichſam Lebensfrage iſt, das hat für uns keine Bedeutung mehr und wir ſind zugleich der läſtigen Mühe überhoben, dieſe unfruchtbaren, ſeit zehn Jahren ohne Förderung und Nutzen in immer gleicher Langweile wiederholten Tiraden über Akrahügel, Gennaththor, Tyropöonſchlucht und zweite Stadtmauer hier noch einmal vorzutragen. Wer aber deſſenungeachtet den Stand der Frage in voller Ausdehnung kennen, die ermüdende Verhandlung ſelbſt aber bei Robinſon, Williams, Schultz und Krafft doch nicht in Extenſo leſen will, dem kann der Kürze und Klarheit wegen, mit der ſie geſchrieben iſt, die obenberührte vortreffliche Arbeit des gelehrten Berner Geiſtlichen, Albert Schaffter, empfohlen werden.

Dieser junge Literat hat seinen Aufenthalt in der Heiligen Stadt vortrefflich benützt und zugleich gezeigt, wie weit man es ohne den Faden der Ariadne selbst zu besitzen, durch bloße Verstandesschärfe im Labyrinth der Argumente bringen kann. Doch den Grundirrthum und das Erbübel aller Streiter in dieser Sache hat auch A. Schaffter noch nicht völlig abgestreift. Er glaubt, so scheint es, noch immer wie seine Vorgänger, die Chateaubriand, die Williams, die Schultz, die Krafft und im Grunde selbst der unbefangene Robinson mit dem scharfsinnigen Tobler und dem ganzen Heer ihrer Nachfolger, es habe in Jerusalem, wie z. B. in Deutschland und einst im ganzen Occident, ein stehendes Hochgericht gegeben, wo jedesmal an den verurtheilten Verbrechern die Todesstrafe vollzogen wurde. Und diese einsame, von den Menschen gemiedene, grausenvolle Stätte suchen sie, wie oben bemerkt, gerade in jener Gegend von Jerusalem, wo nach der Natur des Terrains und nach dem unaustilgbaren Zuge städtischer Gesellschaften der belebteste, üppigste und schönste Theil der Vorstädte, wo die Haine und Gartenhäuser der reichen Stadtbewohner in unmittelbarer Nähe des königlichen Palastes mit den übrigen Prachtbauten vornehmer Juden zu suchen sind.

Wer selbst in Jerusalem gewesen ist und in solchen Dingen den nöthigen Tact besitzt, wird beim ersten Ueberblick der Heiligen Stadt die ganze Unzulässigkeit dieses Gedankens fühlen und zugleich die unnatürlich verschobene Gestalt der hierosolymitanischen Festungsmauer erkennen, wenn es mit dem Stadtplan der Vertheidiger der kirchlichen Tradition in allen Dingen seine Richtigkeit haben sollte. Herr Licentiat Krafft in Bonn soll, wenn er etwa diese Zeilen liest, ja nicht besorgen, daß wir über sein Bemühen und über seine Kämpfe für Aufrechthaltung der kirchlichen Ueberlieferungen geringschätzig urtheilen. Im Gegentheil, wir ehren sein Talent, seinen guten Willen, seine umfassende Gelehrsamkeit,

bedauern aber aufrichtig, daß ihm trotz seines großen Wissens das rechte Licht in dieser Sache doch nicht aufgegangen ist. Allen Auslegern der heiligen Schrift, allen Reisenden und Pilgern nach Jerusalem alter und neuester Zeit, überhaupt allen, die je in diesem Streit ihre Stimme abgegeben haben, welcher kirchlichen oder theologischen Richtung sie auch folgen, legen wir zur Last, daß sie in der Heilig-Grab-Fehde bisher gegen Luftgebilde gestritten und in ihrer Befangenheit die Lebenssitte und das Vorurtheil ihrer europäischen Heimat auf die Sitten und Gebräuche des Orients übertragen haben. Wir machen, um den Hauptgedanken der Diatribe unter eine greifbare Formel zu bringen, wir machen der abendländischen Controverse über diese Frage zwei Dinge zum Vorwurf: einmal, daß sie noch immer nicht beachten will, wie in Alt-Jerusalem und im Orient überhaupt seit den ältesten Zeiten Todesurtheile vollzogen wurden und noch heute vollzogen werden; zweitens, daß man in der Leidensgeschichte Christi den evangelischen Ausdruck „*Πόλις*“ und „Golgatha“ bisher nicht richtig auszulegen verstanden habe.

Schlagende Argumente, wie bekannt, sind allzeit kurz, und den gelehrten Beweisgründen des verdienstvollen Licentiaten W. Krafft, dem Mſc. regium aus dem eilften Jahrhundert, dem Codex E, dem Jeremias-Citat, dem *גלגלת*, dem Miſſethäter- und Seufzerhügel von Jerusalem ſtellen wir eine einzige, kurze und, wie wir hoffen, durchſchlagende Bemerkung entgegen: In Jerusalem und im ganzen Orient gab es niemals und gibt es auch heute nirgends einen „Seufzer- und Miſſethäterhügel“, nirgends ein sogenanntes Hochgericht, einen Galgenberg, eine „Schädelſtätte“ nach den Begriffen des Abendlandes*). Wie im Orient auf jedem Puncte des Landes Gut und Leben des Menſchen der Gewalt

*) „Schädelſtätte“ iſt ein von der europäiſchen Bibelüberſetzung erfundenes Wort, welches dem Urtext geradezu widerſpricht.

verfallen ist, ebenso war und ist im Orient auch jeder Punct des Landes heute noch wie im Alterthum zur tödtlichen Rache des zornigen Machthabers ohne Unterschied bestimmt. Nicht belehren, nicht sühnen will die Gewalt im Morgenlande, sie will Schrecken verbreiten und durch Blutvergießen Jedermann an ihr Dasein und an ihre Stärke mahnen. Der Platz am Tribunal, der Herrscherpalast, der Lustgarten, die Quelle, die reizenden Flußufer, die öffentlichen Vergnügungsorte, die belebtesten Kreuzstraßen, das schönste Stadtviertel, das besuchteste Thor, der volle Markt, ja der Tempel und das Heiligthum selbst waren nach Laune, Zufall oder Calcül im Orient von jeher die Richtstätten und sind es heute noch. Obscure Verbrecher wurden und werden zur Hinrichtung dem Belieben der Kriegsknechte überlassen, um sie nach Gefallen irgendwo abzuthun; für bedeutendere „Missethäter" aber und für auserlesene Racheopfer der Gewalt ward und wird die Hinrichtungsstätte jedesmal mit sorgfältiger Berechnung ausgewählt. Beispiele in Menge aus alter, neuer und neuester Zeit haben wir aus Büchern gesammelt und auf den Wanderungen im Orient theils selbst mit angesehen, theils nach mündlichen Berichten aufgezeichnet. Man prüfe z. B. nur die Hinrichtungen, wie sie vom Zeitpuncte der Einnahme Jerusalems durch die Juden bis zum Untergang der Stadt in der heiligen Schrift angegeben sind und man wird unsere Auslegung in allen ihren Einzelheiten bestätigt finden. Wo wurden in Jerusalem, um nur einige der bekanntesten Fälle anzudeuten, z. B. der Kronfeldherr Joab, der Kronprätendent Adonai, die Königin Athalia und der Prophet Jesaia, der lästige Mahner an göttliche Gerechtigkeit, nach ihrer Verurtheilung hingerichtet*)?

*) Nach einer bei den Kirchenvätern Justinus Martyr, Origenes, Epiphanius und Lactantius aufbewahrten Ueberlieferung ward der Prophet Jesaia durch den grausamen König Manasse zur Strafe des Zersägens zwischen

Oder wurden nicht etwa nur wenige Decennien vor Christus auf Befehl des Makkabäischen Priesterkönigs Alexander achthundert Gefangene der politischen Gegenpartei an einem und demselben Tage „mitten in der Stadt“ an das Kreuz geschlagen? Wäre es also ein Wunder, wenn Jesus Christus, der „Judenkönig“, der „Volksaufwiegler“, wie ihn die Widersacher nannten, der „Feind der Staatsreligion“ zur Sühnung priesterlicher Rache auf dem belebtesten Puncte der Vor- oder Neustadt von Jerusalem, sei es nun diesseits oder jenseits der vielbestrittenen zweiten Mauer, das Schicksal der achthundert politischen Gegner Alexanders und der vielen von Josua besiegten Fürsten Canaans erlitten hätte*)?

Nach jüdischer Landessitte konnte der tödtliche Act ebenso gut an irgend einem andern Puncte der Stadt vollzogen werden. Und wenn es geschah, wo man heute glaubt, daß es geschehen sei, so hatten die jüdischen Autoritäten ohne Zweifel triftige Gründe, zur Schaustellung ihres gehässigen Triumphes diese Stätte jeder andern vorzuziehen. Die geheime Neigung des Joseph von Arimathia an die neue Lehre war dem Synedrion wohl bekannt, und das war Grundes genug die Execution nahe am Besitzthum dieses Rathsherrn anzuordnen. Ohne die Art und den Charakter unserer Beweisführung mit der traditionellen Methode in Vergleich zu bringen, ist das Endergebniß doch der kirchlichen Ueberlieferung günstiger als ihren Gegnern, der Partei Robinson-Tobler, die zwar bis jetzt im Heilig-Grab-

zwei Brettern verurtheilt und der Act der Hinrichtung selbst unter den Augen des Monarchen innerhalb der königlichen Gärten bei Siloam vollzogen.

*) Golgatha, Gabbatha, Bezetha sind nur Localnamen des vielerhaltenen Stadtterrains von Jerusalem, wie z. B. Lehel, Hinshütt, Anger, Bohl, Hohenmarkt ꝛc. in europäischen Städten. St. Lucas sagt deutlich genug, der Ort, wohin sie Christus zur Kreuzigung führten, habe „Schädel“ (κρανίον) geheißen.

Streite das meiste Ansehen erworben und die gründlichsten Kenntnisse mit dem schärfsten Talent der Discussion entwickelt hat, die aber nebenher durchaus nicht dulden will, daß Kreuzigungsort und Grab dort zu suchen seien, wo seit Konstantin und Helena die Auferstehungskirche steht. Bei allem Talente und bei allem Erfolge, mit welchem diese Partei die unwissenschaftlichen Argumente ihrer Gegner zermalmt hat, ist sie für sich selbst der Wahrheit doch nicht näher gekommen, wenn man etwa das Niederreißen schadhaften Gezimmers und die Wegräumung des Schuttes nicht schon als ersten Schritt zur Wiederherstellung des alten und ächten Baues gelten lassen will. Für diesen herzustellenden Umbau der Heilig-Grab-Thesis nach so vielen gescheiterten Versuchen endlich eine feste Unterlage zu gewinnen, haben wir uns als Ziel vorgesetzt. Selbst für den Fall, daß beide sich untereinander befehdende Parteien gegenwärtigem Versuche, die Streitfrage zu entscheiden, mit vereinten Kräften entgegentreten, wäre für unsere Auslegung noch nichts zu fürchten, weil sie gegen den einzig möglichen Einwurf der Gegner schon im voraus gesichert ist. Diese nämlich werden vielleicht sagen: im Allgemeinen möge unsere Thesis über die in Jerusalem gebräuchliche Art Verbrecher hinzurichten ihre beglaubigte Geltung haben; allein für den hier in Frage stehenden Fall sei sie entschieden falsch, weil, wie eben gesagt, beim Evangelisten in dürren Worten geschrieben steht, der Heiland sei außerhalb des Thores und nahe bei der Stadt gekreuzigt worden. In der bisher üblichen Auffassungsweise des Thatbestandes könnte der Einwurf allerdings bedenklich sein, weil die Phrase zu deutlich und zu unwiderruflich auf eine von der Stadt gänzlich ausgeschlossene Räumlichkeit hinzudeuten scheint, so daß man entweder mit den Anhängern der Tradition die unnatürlichen Windungen der hierosolymitanischen Ringmauer annehmen, oder mit Robinson geradezu die Landstraße außerhalb

des heutigen Jafathores als Todtenplatz gelten zu laſſen genöthigt wäre. Die Adelsvorſtadt, das „St. Germain“ von Jeruſalem, wo die Execution Statt fand, hatte zu Chriſti Zeiten noch keine Ringmauer und lag wirklich „außerhalb des Thores“, wie wir gleich zeigen wollen.

Wäre der Streit über dieſen Gegenſtand nicht ſchon ſeit langer Zeit im Gang, wir hätten ihn aus Aengſtlichkeit zarte Gemüther zu beunruhigen wahrlich nicht begonnen. Und wenn wir von der Sache nun dennoch reden, ſo hat uns lediglich das Beſtreben eine unerquickliche und wenig erbauliche Logomachie ſchnell und gründlich zu beſeitigen zur Einſprache ermuntert. Zu weiterer Beruhigung mag noch insbeſondere die Erinnerung dienen, daß es ſich hier nicht um das Dogma handelt und daß hier nur von topographiſchen Beſtimmungen, von Sitte und Philologie des Orients die Rede iſt, wo der unbefangenen, redlichen Kritik und dem beſſern Einſehen überall allein das Wort gebührt.

Spitze und Löſung der Schwierigkeit liegt ausſchließlich in dem Worte „*Πόλις*“. Und wäre im Text, wie man es bisher allgemein verſtanden, mit dieſem Worte „*Πόλις*“ wirklich die ganze, zu Chriſti Zeiten bewohnte und noch vor Aufſchreibung der Evangelien ſchon von der dritten oder ſogenannten Agrippamauer umfriedigte Räumlichkeit gemeint, die ſich den kaiſerlichen Legionen als Stadt und Feſtung Jeruſalem entgegenſtellte, ſo hätten wir nichts zu ſagen und die Frage bliebe vorerſt noch im Zuſtande der Unentſchiedenheit, welchen ihr die ungenügenden und ausgangsloſen Argumente zweier feindlicher Parteien bereitet haben. Unter dem Worte „*Πόλις*“ iſt aber in der bezeichneten Stelle und nach dem herrſchenden Sprachgebrauch jenes Zeitalters nicht der ganze, dem urſprünglichen Zionskern nach und nach angefügte Häuſercomplex, ſondern bloß

jener ursprüngliche Kern selbst, die eigentliche „Stadt", das alte, den ganzen Zionhügel bedeckende, von Abgründen umschlossene und durch die furchtbaren Werke des Königs Herodes verwahrte, allen Nebenbauten, Vorstädten, Neustädten und Kunstanlagen vorausgehende, eigentliche alte Jerusalem gemeint. Was die Athenäer an ihrer großen Stadt dem wandernden Herodot noch als *Ἄστυ*, d. i. als eigentliche „Stadt", als Alt-Athen bezeichneten, und was in unseren Tagen zu Paris die Cité, City zu London heißt, in Wien aber vorzugsweise die „Stadt" genannt wird, das ist die „*Πόλις*" von Jerusalem. Größe, Reichthum, Volksahl, alter Brauch, architektonische Pracht und endlich die furchtbare Majestät der Vertheidigungswerke, wie sie Flavius Josephus beschreibt, rechtfertigen Ausdruck und Erklärung mit gleicher Kraft *). Innere Wahrscheinlichkeitsgründe, wie die besagten, genügen indessen ebensowenig als zufällige Aehnlichkeiten, um den dem Worte vindicirten Begriff festzusetzen. Von den Verfassern des Neuen Testamentes ist für unsern Zweck keine weitere Hülfe zu erwarten und von den übrigen Schriftstellern, welche den bezeichneten Gegenstand des nähern berühren, ist Flavius Josephus, der Zeitgenosse und Landsmann der Evangelisten, allein noch übrig. Sprachgebrauch und Schreibart dieses gelehrten Leviten im Allgemeinen zu würdigen und sämmtliche Stellen zu prüfen, in welchen von der hierosolymitanischen „*Πόλις*" die Rede geht, wird nicht nöthig

*) Ueber die Vertheidigungswerke, mit welchen Herodes der Aeltere das eigentliche alte Jerusalem umgab, siehe Flavius Josephus de Bello Jud. lib. V. cc. 4, 5 und 6. edit. Hav., wo von den drei Hauptmauerthürmen Hippicus, Phasael und Mariamne, sowie über die Tempelfestung und die Burg Antonia umständliche Beschreibungen erhalten sind. Man denke sich den furchtbaren Anblick dieser drei kolossalen Thürme auf der Osterseite noch dreißig Ellen hoben Ringmauer des Zionberges, welcher selbst wieder als

sein. Man findet die einschlägigen Stellen theils in den Büchern über die jüdischen Alterthümer, theils in der Beschreibung des

---

Steilrand an einer tiefeingerissenen Schlucht vom heutigen Jafathore (Hippicus) bis an das Turopöon hinüberstrich.

Die ausdrückliche Bemerkung des Flav. Josephus, die alte Mauer, auf welcher die drei genannten Thürme standen, habe einen hohen Hügelkamm gekrönt, ist die beste Rechtfertigung der viel bestrittenen Annahme Robinson's, daß die flache Mulde, wie sie im modernen Jerusalem vom Jafathor zum Basar hinabzieht, weiland eine Tiefschlucht gewesen sei. Elle ist das im Orient noch heute übliche Längenmaß und bezeichnet die Entfernung zwischen dem Ellenbogen und der Mittelfingerspitze am menschlichen Arm. Das Baumaterial der Thürme selbst bestand aus behauenen weißen Marmorblöcken, von welchen jeder zwanzig Ellen in der Länge, zehn in der Breite und fünf in der Tiefe hatte, und mit solcher Kunst eingefügt war, daß der ganze Thurm wie aus Einem Stück gemeißelt schien.

Zunächst an diesen Prachtthürmen und innerhalb der großen Nordmauer genau auf der Stelle, wo man heute das weitläufige armenische Kloster mit seinen Gärten und die neuanglicanische Kathedrale sieht, stand ein gleichfalls von Herodes I. erbauter Residenzpalast, der für sich selbst wieder eine starke Festung bildete und eine dreißig Ellen hohe Ringmauer mit Thürmen hatte. Von der innern Ausschmückung, von dem Reichthum und von der Pracht dieser weiten Räumlichkeiten, von ihren Marmorhallen, Lustgärten, Säulengängen, Bächlein, Wasserfällen, Schattengängen und Labyrinthen entwirft Josephus ein so anziehendes Bild, daß man die muthwillige Vernichtung solcher Herrlichkeiten mit dem jüdischen Verf. gleichsam noch heute beklagen muß. Die vornehmste Rolle unter den Befestigungswerken der hierosolymitanischen *Πόλις* spielen aber die Tempelcitadelle und die Burg Antonia, zu deren Bewältigung alles, was das weltherrschende Rom an militärischem Genie und an offensiver Kraft besaß, aufgeboten werden mußte. Ob man zur Tempelmauer wirklich behauene Steinblöcke von vierzig Ellen Größe herbeigeschafft und übereinander geschichtet habe, wie Josephus schreibt, weiß man heute freilich nicht mehr. Jedenfalls aber war der vom König Herodes für Gewinnung der nöthigen Tempelfläche aus der Tiefschlucht heraufgeführte Unterbau so massenhaft und fest, daß ihn weder die Wuth der Legionen noch der zerstörende Einfluß von achtzehn Jahrhunderten ganz vernichten konnte. Von Süd und Ost durch tiefe Schluchten geschirmt und im Westen durch die *Πόλις* gedeckt, war die Tempelfestung nur auf der Nordseite feindlichen Angriffen ausgesetzt. Eine Säulenhalle in kolossalem Maße lief am Saum des Abgrundes um die Tempelfläche, und im Nordwestwinkel dieses Prachtbaues stand auf einem fünfzig Ellen hohen steilen Felsen die Burg Antonia, das glanzvollste Denkmal des, wie Josephus sagt, genialen

jüdiſchen Krieges ſelbſt. Es ſei aber erlaubt, mit Umgehung der größeren Zahl uns auf die nähere Beachtung der vorzüglichſten und beweiskräftigſten zu beſchränken, den Beweis ſelbſt aber zunächſt mit Antiq. Judaic. lib. XIV, c. 4 zu beginnen. Im Kampfe gegen Pompejus, heißt es hier, warfen ſich die jüdiſchen Patrioten nach Verluſt ſämmtlicher Außenwerke, der Neuſtadt und auch des ganzen von der zweiten Mauer geſchützten Stadttheiles erſt in die Tempelveſte und riſſen die Brücke ab, die vom Tempel nach der jüdiſcher Seits noch beſetzten „*Πόλις*“ hinüberführte. Die Beſatzung aber, fährt die Stelle fort, habe in der Folge noch vor Erſtürmung des Tempels die „*Πόλις*“ mit der königlichen Burg dem Pompejus übergeben. Es iſt wohl ſchon aus dieſer einzigen Stelle entſchieden, was nach Sitte und Sprachgebrauch des Evangeliſten die hieroſolymitaniſche „*Πόλις*“ war, vor deren Mauern und Thoren der Herr gekreuzigt wurde. Daß aber unſer heutiges Golgatha, d. h. die Gegend weiland unmittelbar vor den großen Mauerthürmen Hippicus, Phaſaël und Mariamne, damals nicht „Stadt“, ſondern „Vorſtadt“, nicht *Πόλις*, ſondern *Προάστειον* war, zeigt zum Ueberfluß eine Stelle lib. XIV, c. 13. pag. 723 deſſelben Buches, wo über einen Ausfall des von den Parthern und

---

und hochherzigen Königs Herodes. Zuerſt ließ er den ſteilen Grundfelſen von unten bis oben mit ſchönen glattgeſchliffenen Steinplatten überziehen, um das Hinanklimmen wie das Herabſteigen unmöglich zu machen. Die Höhe des ganzen Baues betrug nur vierzig Ellen und war von einer drei Ellen hohen Mauer umringt. Der Bau ſelbſt glich an Räumlichkeit, innerer Einrichtung und Geſtalt einer Kriegsburg mit Säulengängen, Bädern und großen Hallen, um Krieger einzulagern. Die Geſtalt des Thurmes war ein Viereck, auf deſſen vier Winkeln vier andere Thürme ſtanden, von welchen drei je fünfzig Ellen, der vierte im Südoſtwinkel aber deren ſiebenzig hatte, und der Beſatzung einen Ueberblick über den ganzen Tempel gab. Eine ganze römiſche Legion, ſagt Joſephus, hatte innerhalb dieſes Prachtthurmes ihr Standquartier.

ihren jüdiſchen Parteigenoſſen in Jeruſalem ſelbſt belagerten Königs Herodes berichtet wird. Der Ausfall geſchah vom Thurme Phaſaël, „durch die Vorſtadt“, d. i. gerade in der Gegend unſerer Heilig-Grabkirche, gegen das feindliche Heer. Eben dieſer Herodes, meldet Joſephus weiter, hat bei ſeinem Angriff auf das rebelliſche Jeruſalem nach dem Fall der Vorſtädte, der „zweiten Mauer“ und ſogar des Tempels ſelbſt zuletzt erſt noch „die Stadt“ mit ſtürmender Hand genommen. Ferner bei einem der zahlreichen Vorſpiele des großen Aufſtandes, ſagt Joſephus, flohen die Rebellen, vom Prätor Cumanus aus allen Stellungen und ſogar aus der Tempelfeſtung hinausgeſchlagen, „in die Stadt“ hinüber. Endlich unter Titus, beim letzten Act der furchtbaren Tragödie, als die dritte und zweite Mauer mit allem, was dazwiſchen lag, gefallen und zerſtört, die Felſenburg Antonia geſchleift und die Tempelfeſtung ſelbſt nach verzweifelter Gegenwehr eine rauchende Ruine war, zog ſich die Beſatzung ungebrochenen Muthes erſt „in die Stadt“ zurück, wo ſie der Geſammtmacht des Imperators, obgleich beinahe ohne Lebensmittel, noch einen vollen Monat widerſtand. Titus, von Natur menſchenfreundlich und prachtliebend, wollte nach dieſen grauenvollen Scenen doch noch die „Stadt“ verſchonen, mußte ſie aber nach Verwerfung aller ſeiner Anträge durch die bethörten, auf die Stärke ihrer *Πολις*-Mauern trotzenden Aufrührer endlich ihrem Verhängniß überlaſſen. Zuletzt freilich, wie unter den zermalmenden Stößen der Helepolis die rieſigen Mauern fielen und ſelbſt die unbezwinglich ſcheinenden Thürme wankten, gaben die Raſenden endlich auch die „*Πολις*“ verloren und ſtiegen verzagt von den letzten Vertheidigungswerken herab, um in wilder Flucht nach unterirdiſchen Höhlen dem Zorn der Sieger zu entrinnen.

Hoffentlich wird auf dieſe wiſſenſchaftliche Vorlage hin der

Heilig-Grabstreit künftig von beiden Seiten mit größerer Mäßigung und Umsicht geführt werden, als es bisher üblich war. Denn fortgehen wird der Streit in jedem Fall, weil alteingewurzelte und mit dem geistigen Leben gleichsam zusammengewachsene Vorstellungsweisen im Herzen der Zeitgenossen plötzlich und vollständig auszulöschen Niemand Kraft und Ansehen genug besitzt. Wir haben in das Eintönige und Ermüdende der Discussion bloß einen frischen Gedanken hineingeschleudert, von dem man noch nicht wissen kann, ob er sich auch im Streit erproben und für alle Zukunft geltend machen wird. Nebenbei haben wir aber nicht die alte Heilig-Grablegende mit unserem Argument in allen ihren Theilen gestützt; wir haben bloß nachgewiesen, daß die Gegner der Tradition auf falschen Wegen sind, und daß vom Gesichtspunct der heutigen Oertlichkeiten allein gegen das Golgatha der Tradition nicht nur nichts einzuwenden sei, sondern daß Sitte und Umstände, was die Executionsgegend im weitesten und allgemeinsten Sinn betrifft, dieses Mal offenbar zu Gunsten der Legende sprechen. Mit alle dem ist indessen bloß die Walstatt geebnet und sind die Kämpfer beiderseits in die rechten Schranken und auf das rechte Maß zurückgedrängt.

Daß Flavius Josephus in den beiden angeführten Hauptwerken den Ausdruck „*Πόλις*“ nicht überall mit Strenge an das eigentliche Alt-Jerusalem allein beschränke, sondern mit diesen Worten verschiedene Male den ganzen Stadtcomplex bezeichne, muß ohne Widerrede eingestanden werden. Ueblich indessen ist diese Redeweise nur, so oft weder eine nähere Bezeichnung hervorspringt, noch ein innerer Gegensatz der einzelnen Stadttheile anzudeuten ist. Die Evangelisten dagegen, wie Jedermann begreifen muß, hatten keinen Grund in ihren Schriften von der landesüblichen, zähen und althergebrachten Benennung abzuweichen. Die Möglichkeit also, um es deutlich zu sagen, nicht

die Wirklichkeit, daß hier Golgatha sei, ist jetzt hergestellt, was in einer solchen Sache schon etwas zu bedeuten hat, wenn auch die genaue Bezeichnung der Hinrichtungs- und der Begräbnißstelle auf ewig unmöglich ist. Die Untersuchung über die nach Zoll und Linien ausgemessenen Puncte, auf welchen die drei Kreuze gestanden haben sollen, liegt ebenso wie die Meldung bei Eusebius, daß die Beauftragten des neubekehrten Imperators Konstantin dreihundert Jahre nach der Execution sogar diese nämlichen drei Kreuzgalgen *) im Schutte des hierosolymitanischen Stadtgrabens noch unversehrt gefunden haben, als Mythe und leeres Volksgerede völlig außerhalb dem Bereiche der Wissenschaft.

Das Todesurtheil wurde, wie St. Marcus sagt, Morgens früh gefällt, die Stelle der Vollziehung natürlich in demselben Momente festgesetzt und um neun Uhr Vormittag, nach unserer Art zu reden, waren die drei Verurtheilten nach Landessitte und Sprachgebrauch der Juden auch schon an das Kreuz geschlagen **). Die Justiz im Orient war von jeher prompter als im Abendland, und in der Hauptsache wird es dort heute noch ebenso gehalten, wie im Alterthum. Die improvisirten Spuren aber, worin die drei Kreuze standen, weit entfernt bis 1850 offen zu bleiben, waren am vielbetretenen und belebten Orte natürlich

*) „Patibulum crucis" ist ein stehender Ausdruck der ältesten Kirchenväter.

**) Der technische Sprachgebrauch für „kreuzigen" lautet im Urtext der heiligen Schrift bekanntlich thalah al ha aez, d. i. „an den Pfahl (an das Holz) hängen." Deswegen heißt der Heiland im Talmud Thalui, d. i. der „Gehängte". Des Ausdruckes „hängen" bedienen sich übrigens etwa nicht bloß die Feinde des christlichen Namens; er hat auch in der katholischen Liturgie seine volle Geltung, wie aus dem bekannten Kirchenhymnus der Heiligen Woche zu ersehen ist:

Stabat Mater dolorosa
Juxta crucem lachrymosa,
Dum pendebat filius. . .

am Tage nach der Hinrichtung ſchon verſchwunden und zugedeckt, das Holz ſelbſt aber, an welchem die „Verbrecher“ hingen, vermuthlich am nämlichen Abend noch von der heidniſchen Grabbut als Brennſtoff aufgezehrt. Denn die Todeswerkzeuge zugleich mit den Leichen der Hingerichteten zu begraben, war in Jeruſalem ebenſo wenig als ſonſt irgendwo im Orient jemals Sitte.

Aber — könnte hier ſtrenge Kritik entgegnen — ſagt Euſebius etwa nicht ausdrücklich, man habe auf einen Traum des hieroſolymitaniſchen Biſchofs St. Macarius hin drei Kreuze innerhalb der ſpätern Auferſtehungskirche wirklich aufgefunden und durch ein ungewöhnliches Ereigniß das ächte gleich erkannt? Gefunden hat man die drei Kreuzhölzer gewiß und der Bericht des kaiſerlichen Bevollmächtigten iſt ganz der Wahrheit angemeſſen; nur muß man nicht gar zu genau erfahren wollen, wie und wann die drei Inſtrumente an den Ort des Fundes hingekommen ſind. Die Erinnerung an Golgatha und Chriſti Grab war in der heidniſchen Stadt Aelia Capitolina (Jeruſalem) ſelbſt bei den Chriſten ſo vollſtändig erloſchen, daß der kaiſerliche Befehl, die heiligen Oertlichkeiten mit Prachtgebäuden zu ſchmücken, den frommen Biſchof Macarius in große Bedrängniß verſetzte, weil bei der allgemeinen Umfrage, wie Euſebius ausdrücklich bemerkt, Niemand in der Stadt über die Lage dieſer Oertlichkeiten Auskunft zu geben wußte. Gebet, Träume und ein alter armer Jude, welcher von ſeinen Vorältern her noch Kenntniß von der Sache haben wollte, führten endlich auf die gewünſchte Spur. — Nebenher vergeſſe man aber nicht, daß die alte jüdiſche Bevölkerung der Heiligen Stadt unter Titus und Hadrianus vollſtändig vertilgt worden iſt und in der neuerbauten Aelia den Juden unter Todesſtrafe der Eintritt verboten war. Aber was ſollte St. Macarius thun? Die Noth drängte und die Antwort: ne nil dannem, „ich weiß es nicht“, war einem

unterthänigen Höfling im Prätorium des Imperators Konſtantin ebenſowenig erlaubt, als an der Hohen Pforte des Iran-Schah. Man hat ja auch beim erſten Kreuzzuge vor der Entſcheidungsſchlacht bei Antiochia im bedenklichſten Augenblick noch die Lanzenſpitze des römiſchen Centurio Longinus aus der Erde hervorgegraben und in der Begeiſterung dieſes Fundes über die Feinde des chriſtlichen Namens einen großen Sieg erfochten.

Ward dagegen nicht aber auch in unſern Tagen am Tabor und bei Heliopolis chriſtlicher Seits, ohne irgend ein mittelalterliches Erregungsmittel ins Spiel zu bringen, ebenſo glänzend und ebenſo wundervoll geſiegt, wie einſt im Streite gegen Kerboga und ſeine islamitiſchen Reiterſchaaren?

Das Todte Meer.

(1853.)

Paläſtina mit Waffengewalt zu unterjochen und den zertrümmerten Thron auf Zion wieder aufzurichten, war das geſammte chriſtliche Abendland ſelbſt in ſeiner mythiſchen Heldenperiode und auf dem Höhepunct kirchlicher Begeiſterung nicht ſtark genug. Die wilden Magyaren, die heidniſchen Prutenen, die Berſerker und die Kaledonier bändigte und zähmte die lateiniſche Hierarchie; nur vor dem Islam im „Lande der Verheißung“ ſiegreich zu beſtehen und das verwaiſte Erbtheil der Söhne Jakobs in Beſitz zu nehmen, hat ſie nie vermocht. Vor mehr als einem halben Jahrtauſend ward das bewaffnete Europa durch überlegene Kräfte zwar aus Paläſtina vertrieben, aber das Bild des verlornen Guts iſt den Gemüthern unauslöſchbar eingedrückt, und mit ſehnſuchtsvollem Verlangen ſtreckt das müde Abendland noch heute ſeine Hände nach der beglückten Küſte hin. Wie die verbannten Moslimen in den Schluchten des Atlas die reizenden Gärten am andaluſiſchen Wadi el-Kebir nicht vergeſſen wollen und noch heute die Schlüſſel der verlaſſenen Granada-Hütten ihren Kindern als Erbtheil überliefern, ebenſo wenig will die Erinnerung an die thauigen Morgenküſte und an den bunten Anemonenteppich auf Saron ſelbſt mitten in Tumult und Bewegung des Occidents erlöſchen. Was aber dem chriſtlich-ritterlichen Sinn des Mittel-

alters auf Wegen der Gewalt nicht gelingen wollte, daſſelbe verſucht jetzt in unermüdeter Strebſamkeit das zähe Geſchlecht des Occidents mit dem Hebel der Wiſſenſchaft. Kenntniß iſt Macht. Und wenn wir auch im ſteingebauten wohlbewohnten Sichem nicht Steuer nehmen und auf dem Fettboden Esdrälons nicht Garben binden können, ſo denken wir doch durch Einſicht in die Natur des Landes, ſeiner Bewohner und ſeiner Vergangenheit die brutalen Eigenthümer zu beſchämen und gleichſam außer Beſitz zu ſtellen.

Auf die wegebahnenden hispaniſchen Glaubensboten und Mönche des ſiebzehnten Jahrhunderts kamen zwar, nach der Bemerkung frommer aber unbehutſamer Adepten auf Japan, gewöhnlich hispaniſche Kriegsſchaaren, um das geiſtig begonnene Eroberungswerk auch materiell zu vollenden und zu befeſtigen. Aber wahres Wiſſen lehrt überall Mäßigung, humane Sitte, Schonung und Gerechtigkeit, und wir zweifeln auch mit Grund, ob ſelbſt fanatiſche Moslimen in den friedlichen Paläſtinawanderern der letzten fünf Decennien, von Seetzen und Burckhardt bis Schubert, Ruſſegger, Tobler, Lynch und Sauley herab, überall nur Vorläufer und Kundſchafter nachrückender Chriſtenheere ſehen möchten.

Zwiſchen St. Hieronymus und Chateaubriand ſind mehr als vierzehn Jahrhunderte verfloſſen und ebenſo lange hat das kirchliche Wiſſen und die bloß theologiſche Erforſchung des heiligen Landes gedauert. Ohne dieſes urſprüngliche und überall zuerſt berechtigte Element zu verdrängen und zu lähmen, iſt hauptſächlich nach Begründung der Naturwiſſenſchaften im Occident ein zweites, weiter greifendes, neue Ideen und neue Sättigung ſchaffendes Element ergänzend und gleichberechtigt hinzugetreten.

Wie zu jeder geiſtigen Bewegung des Occidents iſt der erſte Anſtoß, gewiſſermaßen Theorie und Vorverſuch, auch in dieſer

Sache — versteht sich nicht ungestraft — von den Deutschen ausgegangen. Aber nicht bloß einem Seetzen (1806) und einem Burckhardt (1812) haben die Verhängnisse das Erschließen neuer Erkenntnißwege des Orients nicht verziehen, sie haben auch die nähere Begründung der aufgestellten Lehrsätze, das Ausebnen der Pfade, den nächsten Fortschritt, den Nutzen und die Ehre der Entdeckung, wie gewöhnlich, von den Deutschen weggenommen und hauptsächlich dem „audax genus" der angelsächsischen Race zugetheilt.

Wie die Sachen heute stehen, gebührt der eigentliche Conquistadorenruhm Palästina's im Allgemeinen und des Todten Meeres insbesondere vorzugsweise den transatlantischen Yankee-Gelehrten als wohlerworbenes Eigenthum. Den nachhaltigen und epochemachenden Entdeckungen eines Eduard Robinson und eines W. F. Lynch haben wir in der neuesten Zeit nur die zwar wesentlichen, aber doch weniger glänzenden, weniger umfassenden und auch weniger angepriesenen Funde unserer Schubert, unserer Russegger und Tobler entgegenzustellen. Dagegen sind wir freilich in der Kunst das Chaos fremder That- und Schöpfungskraft zu ordnen, herbeigeschwemmte Polygone künstlich auszumeißeln und in geschmackvoller Fügung übereinander zu legen, Lückenhaftes durch geistreiche Conjecturen auszufüllen und am Ende den kolossalen Bau mit einer romantisch-anheimelnden Tünche zu bekleiden, unübertroffene Meister geblieben.

Die Bewegung der europäischen Gemüther für Palästina, für seine Durchwanderung, seine allseitige Aufhellung und öffentliche Besprechung ist gegenwärtig — wenigstens in dem wissenschaftlich belebten Theile des Abendlandes — so lebhaft und allgemein, daß selbst die früheren Besitzer des Landes, die seit Flavius Josephus entweder ganz geschwiegen oder nur schmollend und in unverständlichen Hieroglyphentönen unter sich selbst ge-

redet haben, ihre Stimme erheben, und an den öffentlichen Verhandlungen über Palästina nach Art der „Gojim“ theilzunehmen genöthigt ſind.

Es bedarf nicht bloß keiner Entſchuldigung, es iſt ſogar nützlich und vielen Leſern angenehm, wenn nach allen dieſen Vorgängen auch wir uns an dem Gegenſtand betheiligen und für Sicherſtellung correcter Vorbegriffe über das Land der uns allen unvergeßlichſten und früheſten Jugenderinnerungen einen, wenn auch nur unbedeutenden und ſchwachen, ſo doch überſichtlichen und umfaſſenden Beitrag liefern. Außer dieſem allen gemeinſamen Grunde geben uns eine zweimalige Fahrt nach Jeruſalem und wiederholte Wanderungen durch die merkwürdigſten Gegenden des gelobten Landes noch einen beſondern Titel, in der Sache nach Kraft und Vermögen mitzureden.

Im Lande der Islambekenner warnt man zwar die Leute ſchon vor der Nachbarſchaft eines Mannes, wenn er die Pilgerfahrt nach Mekka einmal beſtanden hat; iſt er aber zweimal beim Grabe des „Propheten“ geweſen, ſagen ſie, ſo verkaufe Haus und Hof und entferne dich aus dem Bereich des Doppel-Hadſchi, ſo weit du kannſt. Hoffentlich ſtehen wir in dieſem Puncte mit dem Hochmuth El-Islams im ſchroffſten Gegenſatz.

Der Ausdruck „Todtes Meer“ wird in der älteſten Urkunde nicht gefunden. Die Geneſis redet nur von der waſſerreichen Jordangegend und von den üppigen, durch eine Erdrevolution zerſtörten Städten im waldigen Thale Siddim, wo der „Salzſee“ liege. Daß bei der Kataſtrophe die Thalſohle von Siddim eingeſunken und der Salzſee jetzt erſt entſtanden ſei, ſagt der Urtext ebenfalls nicht. Das Wörtchen „jetzt“ hat die lateiniſche Vulgata hinzugeſetzt, obgleich Naturereigniſſe ähnlicher Art zu allen Zeiten vorgekommen ſind. Eigentlich erfahren wir aus jener älteſten Notiz ſowie aus den jüdiſchen Schriften überhaupt nur:

erſtens daß der Jordan damals ſchon in der Erdvertiefung rann, wo er heute rinnt, und daß folglich die Periode ſchon vorüber war, in welcher er nach Maßer Allen's neueſtem Concept mit den drei See'n Merom, Tiberias und Sodom eine unausgeſchiedene, nördlich mit dem Mittelmeere und ſüdlich über Wüſte, Berg und Schlucht mit dem Golf von Alla-Akaba am Rothen Meere zuſammenwogende Waſſerfläche bildete, über die ſich inſularisch die Gebirge Paläſtina's hoben; zweitens daß die an den Salzſee grenzende Landſchaft der fünf Städte einſt ein blühendes, jetzt aber ein verſengtes Anſehen habe.

Im claſſiſchen Alterthum dagegen waren außer dem Daſein des Todten Meeres auch ſeine Eigenſchaften ſo wie die Zuſtände der nächſten Umgegend von Jedermann gekannt. Der See lag ja neben der großen Handelsſtraße, auf welcher vom Rothen Meere herauf die indiſchen Handelsgegenſtände nach Jeruſalem und weiter nordwärts gegen Phönizien gingen. Städte mit verlaſſenen Kunſtwerken, Tempeln, Waſſerleitungen und Baumoaſen im Süden des Todten Meeres zeugen in ihren Ruinen noch heute von der alten Lebendigkeit und Pracht. Strabo's Beſchreibung, wie er ſie nach ſeinem eigenen Geſtändniß aus dem Munde der Anwohner des Todten Meeres geſammelt hat, iſt in den Hauptzügen noch jetzt in voller Gültigkeit. Man glaubt wahrhaft Lynch und Robinſon zu hören, wenn der alte Wanderbellene von ausgedehnten Herden unterirdiſchen Feuers, von ausgebranntem Geſtein um Maſada, von ſchluchtigem Geklüfte und aſchenartigem Erdreich, von flüſſigem Erdharz und übelriechendem Waſſerſtrudel, von zerſtreuten Trümmern menſchlichen Aufenthalts, ja von dreizehn durch Erdbeben umgeworfenen und durch glühende Lavaſtröme und ſiedende Schwefelwogen, wie ſpäter Pompeji und Herculanum verſchütteten, oder von den Einwohnern verlaſſenen Städten redet, deren größte und vornehmſte Sodom mit ihrem

drei Wegſtunden umſchließenden öden Mauerumfang damals noch vollſtändig zu erkennen geweſen ſei.

Selbſt die geologiſche Streitfrage unſerer Zeit: „ob das Todte Meer allzeit dageweſen und durch die bibliſche Kataſtrophe ſich nur vergrößert habe und über die urſprünglichen Schranken getreten ſei; oder ob es erſt in Folge eines Naturereigniſſes durch Einſinken des Thalbodens aus der Tiefe heraufgehoben und das blühende Gartenland ſammt den Städten verſchlungen habe", findet ſich in ihren grellſten Gegenſätzen rein und klar bei Strabo dargeſtellt.

Strabo erklärt ſich unbedingt für die erſtere Anſicht: der See ſei ausgetreten, ſei weiter vorgerückt (προπέσοι) und habe die reizende Landſchaft der Städte zugedeckt*). Dagegen nimmt Eratoſthenes die zweite Erklärungsweiſe in ſeinen Schutz und behauptet im Widerſpruche mit ſeinen Zeitgenoſſen und mit den Umwohnern des Todten Meeres ſelbſt, die Gegend um den See ſei von Natur ſumpfreich und voll unterirdiſcher Waſſerbehälter geweſen, deren gewaltiger Durchbruch endlich den größten Theil des Tieflandes bedeckt und ein früher nicht da geweſenes tiefes Meer gebildet habe.

Getrübt und endlich ganz verfinſtert ward die naturgemäße klare Localkenntniß des Todten Meeres zuerſt durch die Vernichtung der jüdiſchen Nationalität und durch die in Folge wiederholter Empörungen auf Befehl der Cäſaren planmäßig betriebene und jahrelang anhaltende Verödung des heiligen Landes. Am verderblichſten war dieſe grauſame Maßregel der zu Joſephus' Zeiten vorzugsweiſe „Idumäa" genannten und ohnehin nur oaſenartig

*) Die Phraſe: ἡ λίμνη προπέσοι heißt nicht: „der See ſei entſtanden, lacum exstitisse", wie es die lateiniſche Ueberſetzung des Xylander gibt, ſondern: der See ſei vorgerückt.

[Vgl. Neue Pariſer Ausgabe S. 649. 650. D. H.]

bewohnten Landſchaft um das Todte Meer, wo ſich bekanntlich der jüdiſche Freiheitsſinn, ſelbſt nach dem Fall der Hauptſtadt und des Jehovahtempels, in hartnäckigſter und verzweiflungsvollſter Widerſetzlichkeit zuſammendrängte und in der furchtbaren Blutſcene auf Maſada am Rande des See's endlich ſeinen Ausgang fand.

Handel und Verkehr aber, weil er überall nur feſten Beſtand, Friede, Ordnung, Sicherheit, reiche Städte und wohlhabende gute Märkte liebt, verließ augenblicklich das verheerte, verarmte, öde und unſichere Land, um günſtigere Canäle aufzuſuchen; und von der alten Glückſeligkeitsblüthe, dem Oaſengrün, den Säulentempeln, den Waarenzügen und den belebten Marktverſammlungen iſt im Gedächtniß der græco-romaniſchen Welt bald nur noch der Eindruck zweier furchtbaren Strafgerichte zurückgeblieben, welche die Gottheit über die Städte und Landſchaften des geheimnißvollen Salzſee's, einmal durch vom Himmel geſandtes Feuer, das anderemal durch die Knechte und Handlanger ihres Grimmes — durch die Legionen herabgeſchleudert hat. Große und unwiederbringliche Unglücksfälle erfüllen das menſchliche Gemüth mit Furcht und Aberglauben, gegen die es kein Heilmittel als bürgerliche Glückſeligkeit mit wahrhafter Einſicht und lichtvollem Erkennen gibt.

Am Schluſſe des zweiten Jahrhunderts chriſtlicher Zeit waren die helleniſchen Vorſtellungen und ſelbſt die jüdiſch-gemäßigte Anſicht über die Naturzuſtände des Aſphalt- oder Salzſee's ſchon ſo weit erloſchen, daß die märchenhafte, alles geſunde und correcte Einſehen abſtreifende Erzählung des frommen Kirchenvaters Irenäus über die in der Nähe der Brandſtätte Sodoms noch zu ſeiner Zeit aufrechtſtehende, menſchlich gegliederte und organiſch belebte Lot-Salzſäule bei ſeinen Zeitgenoſſen ſchon keinen Widerſpruch mehr fand. Von dieſer Salzſäule, in welche zur Strafe

weiblicher Neugier und Unbotmäßigkeit, nach der frommen Sage, Lot's Eheweib verwandelt wurde, hat der jüdische Priester, Feldherr und Historiograph Flavius Josephus am Schlusse der alten Culturwelt als letzter Augenzeuge Bericht gethan. Nach dem Wiedererwachen des geistigen Lebens, der naturgemäßen Forschung und des kritischen Wissens zum erstenmal wiedergesehen und gleichsam von neuem entdeckt hat diese Naturerscheinung der nordamerikanische Seecapitain F. W. Lynch erst im Jahre des Heils 1848. — Während der dazwischen liegenden achtzehn Jahrhunderte hatten Skepsis und strenge Gläubigkeit, Phantasie, Sage und Furcht der Menschen freies Spiel.

Aus derselben jüdischen Quelle hat sich das ganze Mittelalter hindurch und bis auf die neueste Zeit herab die abenteuerliche Sage erhalten: man könne bei heiterem Himmel und sommerlicher Windstille tief unter dem Wasserspiegel des Todten Meeres noch heute die angeschwärzten Mauern der versunkenen Städte sehen. Diese Sage ist bis zu einem gewissen Punct auch nicht ganz unrichtig: die Schattenbilder, die inhaltleeren, rauch- und alterangeschwärzten Umrisse, die Trümmer, das cyklopische Gemäuer von Sodom und Gomorrha sollen wirklich heute noch bestehen und durch die beiden neuesten Augenzeugen Lynch und Saulcy (1848—1850) aus der achtzehnhundertjährigen Nacht wieder an das Licht gekommen sein. Aber nicht unter dem Wasserspiegel, sondern auf dem Uferstrich, in den Deltaeinschnitten am Südende des Salzmeeres habe man sie gefunden, gerade wie sie Flavius Josephus am Ende des ersten Jahrhunderts aus eigener Localansicht beschrieben hat.

Neugierigen Lesern macht es vielleicht Vergnügen die Ansichten und Meinungen zu erfahren, welche über das verrufene Salzmeer unter den gebildeten Bekennern des Islam in Umlauf sind. Mit dem Mufti von Larissa (1841), mit dem Ober-Kadi von

Prusa (1847) und mit verschiedenen gelehrten Ulema in Stambul selbst ist das Thema wiederholt zur Sprache gekommen. So verschieden auch Gemüthsart und Bildungsstufe der Zwischenredner immer sein mochten, so war doch die Antwort auf unsere Fragen jederzeit und bei allen genau dieselbe: „Vor Alters sind auf der Stelle des Lot-See's fünf Städte gewesen.“ Nebenher waren diese ehrenwerthen und gelehrten Moslimen der festen Ueberzeugung, Unzucht und Liederlichkeit — früher auf der Erde unbekannt — seien erst von den Bewohnern des Hauptortes der Pentapolis erfunden und von ihrer Mitte aus über die Welt verbreitet worden. Und eben weil diese Unseligen in ihrer Verblendung auf die Strafpredigten des „heiligen Lut“, der ihnen den liederlichen Lebenswandel strengstens untersagte, nicht hören wollten, habe Allah die besagten Städte „obenuntengekehrt.“

Diese Vorstellungen haben sich nicht etwa bloß des semitischen Orients bemächtigt: sie sind bei dem Verfall geistiger Bildung und bürgerlicher Glückseligkeit nach und nach mit derselben Uebermacht auch in den Glaubens- und Ideenkreis des Abendlandes eingedrungen.

Abergläubisch-religiöse Eindrücke, die sich unserer Jugendzeit bemächtigen, sagt man, seien bei dem einzelnen Menschen so lebhaft und tief, daß keine Erfahrung des reifern Alters, ja nicht einmal die spätere Ueberzeugung, daß sie falsch und trügerisch seien, diese ersten Jugendeindrücke in der Seele ganz auszulöschen und zu verwischen überall die Kraft besitzen. Ein auffallender Beweis dieser Wahrheit ist der eben genannte W. F. Lynch, der junge, vorurtheilsfreie und strenggeschulte Yankee-Seeofficier, der unter allen Sterblichen zuerst aus dem See Tiberias zu Schiffe auf dem Jordan in das Todte Meer herabgekommen ist, der den Jordanspalt in seiner ganzen Länge und die Salzseefläche in ihrer ganzen Ausdehnung rundumher wissenschaftlich untersucht, mit

Sextant und Astrolab die Oertlichkeiten am Gestade bestimmt und in Folge dieser umfassenden Localprüfungen die Naturnothwendigkeit einer in dieser Vertiefung zu allen Zeiten stehenden Wasseransammlung deutlich erkannt hat, sich aber dessenungeachtet der geheimnißvollen Schrecken angeerbter Vorstellungen doch nicht zu erwehren vermochte.

Ausdrücke wie „schauererfüllt, gespensterhafte und unnatürliche Wolken-, Berg und Seegestalt; grauenhafter Anblick wie Dante's Höllenthor; Glutsturmluft, rothe strahlenlose Sonnenscheibe, wie es über Sodom gewesen sein mag just bevor der Allmächtige in seinem Zorn Feuer herabregnete auf die Städte der Ebene; geheimnißvolles Wasserelement, einziges Werk des Schöpfers, welches nichts lebendes ernährt," solche Ausdrücke, sagen wir, mitten in geometrisch-genaue Berechnungen eingestreut, beweisen hinlänglich, daß bei Master Lynch der Verstand das Gemüth nicht überwunden hat, und daß die Furcht vor einer übernatürlichen und unwiderstehlichen Macht dem sterblichen Menschen ein Bedürfniß ist.

Zum tiefliegenden sittlichen Gefühle des jungen Forschers gesellten sich auch noch die überwältigenden Eindrücke eines raschen Scenenwechsels. Aus der dunkelbewaldeten Neuen Welt, aus einer Landschaft voll düstern Schattengrüns, von meergleichen Süßwasserseen und riesigen Strömen durchflutet, aus dem Gewühle und dem wogenden Getümmel einer kolossalen Weltstadt sich ohne vermittelnden Uebergang und gleichsam wie durch Zauberschlag in die glühende, lichthelle, schweigsame, baum- und wasserlose Wildniß am Todten Meere versetzt zu sehen, könnte das stärkste Nervensystem erschüttern, könnte wie einst die ausgebrannte Oede der Trojanerstadt den frömmsten und muthvollsten Aeneas verzagt und melancholisch machen,

horror ubique animos atque alta silentia terrent!

Zeit und Gewohnheit werden freilich die Macht des erſten Eindrucks bald auch in dieſem Falle ſchwächen und endlich die Gemüthsbewegung und das Gefühl mit der Wirklichkeit in das rechte Verhältniß bringen. Bei M. Lynch genügten wenige Tage angeſtrengter Thätigkeit und heiterer Luftſcenen den aufgeregten Gemüthsſturm einigermaßen zu beruhigen und dem zur Durchführung ſeines Auftrags nöthigen Grade von Beſonnenheit und nüchternem Urtheil, wenigſtens zeitweiſe das Uebergewicht zu verſchaffen. Bei der erſten Veranlaſſung ſind aber die beſiegt geglaubten Schrecken und das unheimliche Gefühl der grauenvollen Oertlichkeit, beſonders am früher undurchforſchten Südende des See's, noch einmal, und zwar in verſtärkter Kraft und Eindringlichkeit in der Seele des neuen Charon aufgewacht.

Die Aufrichtigkeit, mit welcher Hr. Lynch ſeine pſychiſchen Täuſchungen eingeſteht, und das leidenſchaftlich warme Colorit, mit dem er uns ſeine Gemüthszuſtände in der Glutatmoſphäre einer Samum-Abendſonne malt, halten wir für eine der weſentlichſten Zierden ſeiner an neuen Anſchauungen und friſchen Scenenbildern reichen Berichterſtattung.

Es vermag ja auch nur vorzugsweiſe das Leidenſchaftliche einer Schrift den Leſer dauernd zu feſſeln und anzuziehen.

Allmählich hatte das Intereſſe am Unternehmen, wie Hr. L. meinte, die erſten Anwandlungen der Furcht und Aengſtlichkeit unterjocht. „Allein jetzt", erzählt er fort, „wie ich allein ſaß und nicht wie die übrigen in der Segelbarke ſchlummern konnte, ſind dieſe Gefühle auf einmal wieder aus den Tiefen des Gemüthes heraufgetaucht; und wie ich auf die in Schlaf verſunkenen Fährleute blickte, fühlte ich, „daß ſich die Haare meines Fleiſches aufrichteten", wie es dem Hiob geſchah, als „ein Geiſt an ihm vorüberzog"; denn nach den Eingebungen meiner aufgeregten Phantaſie lag in ihren entzündeten und aufgedunſenen

Geſichtern ein furchterregender Ausdruck. Der grauenvolle Engel des Unheils ſchien über ihnen zu ſchweben und ich erkannte die Wahrzeichen ſeiner Gegenwart in ihrem fieberhaft erhitzten Schlaf. Die einen mit gebogenen Leibern und mit über die losgelaſſenen Ruder ſchlenkernden Armen, die Hände von der ätzenden Salzfluth geſchunden, lagen in tiefen Schlaf verſunken; andere mit zurückliegendem Kopfe und ſchrundigen Lippen und ſcharlachgefleckten Backen, waren ſelbſt im Schlummer noch wie von Hitze und Ermattung niedergedrückt, während etliche, auf deren Antlitz der blaſſe Tag vom Waſſerſpiegel widerblitzte, Geiſtern glichen und mit nervöſem Lippenzucken wie betäubt hintaumelten, zeitweiſe ſich aufrafften und tiefe Züge aus dem Waſſerbecher thaten, um wieder in lethargiſchen Schlummer zurückzuſinken."

„Die Einſamkeit, die Scene ſelbſt und das eigene Gedankenſpiel erdrückten mich; ich fühlte, wie ich da ſaß und der Kahn ſchläfrig matt unter meiner Hand ſich fortbewegte, als wäre ich ein anderer Charon, nicht die Seelen, ſondern die Leiber der Abgeſchiedenen und Verdammten über den unterweltlichen Cocytus hinüberführend."

Läſe Jemand aus Lynch's Todten-Meer-Berichte nichts als dieſe Scirocco-Scene, müßte er ſelbſt die jüdiſchen Rigoriſten mit St. Irenäus noch des Leichtſinnes beſchuldigen; vor allem aber müßte er die ſträfliche Wißbegier verdammen, welche gefühlvoll angethane menſchliche Weſen ſolchen Prüfungen entgegenwirft.

Wäre aber Hr. L., ſtatt aus dem Urwald Amerika's aus der libyſchen Sandwüſte, von der ſchauerlichen Oede des einſt ſo prachtvollen Möris-See's, oder auch nur von dem ſamumgepeitſchten Ufer des oberägyptiſchen Nilſtroms an das Todte Meer gekommen, gewiß, die ſommerlich vorüberſtreichende Sodomsglut hätte ſeine Phantaſie nicht erhitzt.

Aegypten kurz vor oder kurz nach der befruchtenden Ueber-

schwemmung gesehen und das Todte Meer während der versengenden Sommerglut oder zur Zeit der üppigsten Anemonenpracht besucht, sind die beiden sich selbst unähnlichsten Erscheinungen, welche je ein Mensch gesehen hat.

Die Lynch-Expedition erschien erst im letzten April-Drittel auf dem Asphaltsee und dauerte bis gegen die Mitte des nächsten Monats, wo die Winterfeuchtigkeit schon überall aufgezehrt, die Ziera vom Samumhauch versengt und nur in den perennen Bächen noch Grün und Wasser war.

Dagegen hat Captain de Saulcy diesen nämlichen Schauplatz typischer Melancholie — das Südende des Todten Meeres — so viel bekannt unter allen wissenschaftlichen Erforschern jenes Himmelsstriches zuerst in der günstigsten Jahreszeit, Januar 1851, hin und zurück umwandert und eine Beschreibung aufgestellt, die nicht bloß den Leser über den „Lynch-Horror" beruhigt, die auch den Wasserreichthum und die ägyptische Landschaftspracht der alten Thalbeete Siddim begreiflich macht, nebenher aber auch dem schwanken Gerüste abendländischer Gelehrsamkeit endlich eine feste Unterlage gibt.

Das uranfängliche, naturnothwendige Dasein des Kaspi-See's z. B. und des Medischen „Todten Meeres" (Urmia) auf den Grund hin zu bestreiten, daß sie rund abgeschlossen sind und doch große Zuflüsse in ihrem Schooße aufnahmen, ist der abendländischen Wissenschaft noch nirgend in den Sinn gekommen, sintemal der Satz, „daß sich alles convergirend rinnende Gewässer im tiefsten Punkte seines Gebietes sammeln muß", nicht umzustoßen ist.

Kann man also nachweisen, das Becken des Asphaltsee's sei overalle eine leise Centraltiefe, ein solcher naturnothwendiger Sammelplatz für alle aus einem streng abgegrenzten, nach allen Richtungen hoher gelegenen und sich gegen das Todte Meer überall

abdachenden Ländergebiete zusammenrinnende Flüssigkeit, so ist wenigstens so viel entschieden, daß seit der noch jetzt bestehenden letzten Gestaltung der Erdrinde die Umgegend unseres Todten Meeres ohne eine stehende, seeartige, mehr oder weniger ausgedehnte und mehr oder weniger tiefe Ansammlung von Wasser nicht zu denken ist.

Daß diese Ansammlung und Centralsee alle den Ost- und Westabhängen zerenn und periodisch entstürzenden Bäche aufnimmt, und daß besonders vom schneereichen Antilibanon herab ein wasserreicher nie versiegender Strom seine Fluth in den Asphaltsee wälze, weiß man im Allgemeinen seit Urbeginn. Daß aber dieser dunkelfarbige reißende Jordanstrom für sich allein täglich gegen sechs Millionen und neunzigtausend Tonnen Süßwasser in das langgestreckte und engeingekeilte Todte Meer schütte, hat man erst in der neuern Zeit ausgerechnet.

Das Todte Meer ist nicht, wie es sich etwa die Phantasie des Lesers gern vormalen möchte, eine unübersehbare, matt und niedrig eingerandete Wasserfläche; auch ein oval ausgebauchter und mit einem Ausfluß versehener Bergsee, wie z. B. das „Meer von Tiberias", ist es nicht.

Vom Fuß des Antilibanon, wo die Jordanquellen sind, zieht sich zwischen zwei parallel streichenden Felsgebirgen, anfangs enge und in mäßiger Flachsenkung, vom See Tiberias an gerechnet aber entschiedener und tiefer eingedrückt, ein vier bis fünf Stunden breiter Thalspalt — el-Ghor der arabischen und ὁ Ἀῦλων der griechischen Erdbeschreiber — mit dem Jordanstrom in der Mitte, südwärts abfallend und ohne wesentliche Unterbrechung, wie man voraussetzte, durch die Steinwüste Arabiens, stellenweise mit lieblichen Oasen ausgeschmückt, bis zum Atlantischen Golf am Rothen Meere fort, in welches Rothe Meer — diesem Thalspalt folgend — noch einer noch heute nicht ganz über-

wundenen Auslegung, ſich vor der Lot-Kataſtrophe, oder wenigſtens in der vorhiſtoriſchen Zeit der Jordan ausgemündet habe.

Das Daſein der beiden Durchgangſeen Merom und Tiberias wird nicht angefochten, von einem „Todten Meere“ aber will dieſe Hypotheſe zu jener Zeit noch nichts wiſſen.

Aber eine kurze Strecke unterhalb Jericho erſcheint dieſer verhältnißmäßig ſchmale Jordan-Thalſpalt in einer Länge von etwas über zwanzig Wegſtunden, gerade wo die Ufergebirge am höchſten ſind, wie plötzlich eingeſunken und in ein gleichſam unausfüllbares Grab des vorher luſtig verüberrauſchenden Jordanſtromes umgewandelt.

Das iſt das Todte Meer — ein ſchmaler Langſee, ein plötzlich im Lauf erſtarrter Fluß.

Ob nun dieſer Bodeneindruck, dieſes bis zum Ueberſtrömen nicht ausfüllbare Jordangrab von Anbeginn der Erde dageweſen, oder ob es mit völliger Umkehr aller natürlichen Terrainverhältniſſe der umliegenden Landſchaft erſt im Dämmerlicht der hiſtoriſchen Zeit und unmittelbar durch höhere Einwirkung entſtanden ſei, iſt eine Frage, mit welcher ſich dieſe Darſtellung nicht zu befaſſen hat. Genug, daß dieſe letztere Vorausſetzung, wie ſchon oben gezeigt worden, in der ehrwürdigſten und älteſten geſchichtlichen Urkunde keine Beſtätigung findet.

Man begreift daher aber auch wirklich nicht, was der wiſſenſchaftlich ſo gut ausgebildete M. Lynch mit ſeinen ſchwärmeriſchen, gemüthskranken, verzagten und immer wiederkehrenden Betrachtungen und „Exclamationen“ über Natur und Vergangenheit, nicht etwa bloß der finſtern Waſſertiefe, „welche die ſchuldbeladenen Städte verſchlungen“, ſondern der ganzen Jordaneinſenkung oder des ſogenannten „Ghor“ ſelbſt eigentlich ſagen will.

Von dem Gedanken an etwas Außerordentliches, Unerhörtes, Plötzliches, Uebernatürliches, vorher und nachher nie und nirgend

Dagewesenes beherrscht, betäubt und überwältigt, begnügt er sich sogar am Schlusse seiner mit seemännischer Schärfe geführten Untersuchung nicht mehr mit dem geologisch constatirten Dasein einer plötzlichen Senkung der Ghor-Sohle, wo jetzt das Todte Meer; auch dieses Ghor selbst, dieser ganze Jordanspalt, möchte er glauben, sei durch dieselbe außerordentliche vulcanische Erschütterung erst in Folge göttlichen Feuerausbruches und Erdbrandes eingesunken und demnach das Kalkufergebirge zu beiden Seiten des Spalts älter als der See selbst.

Auf diesen etwas eigenthümlichen Gedanken brachte ihn die mit Hülfe der Sonde gewonnene Erkenntniß, daß zwischen der „Jabokmündung" (nördlich oberhalb Jericho) und dem Todten Meere auch schon das Jordanbett selbst unerwartet rasch einsinke und daß auf der ganzen Nordhälfte der Seegegend die Nebenzuflüsse, statt sich gleichmäßig und sanft ihr Bett durch den „bituminösen" und reichen Kalktuff auszugraben, auf beiden Ufern mehrere hundert Fuß in jähem Absturze kataraktenmäßig niederrauschen.

Zur Begründung der Hypothese sei nur noch ein gleich rasches Abfallen der Stromrinnen auch am Südende des See's nöthig. Dieses letztere sei nun aber nicht der Fall, weil sich am Südende des See's die Gießbachschluchten — so viel er zu beobachten Gelegenheit hatte — ohne raschen Steilabfall und gleichsam sanft in das Ghor herabsenken, obgleich z. B. schon die Schlucht des vom moabitischen Kerak herabrinnenden perennen Baches um mehr als tausend Fuß höher als das Ghoweirawasserthal unweit der Jordanmündung liege.

Durch diesen geologischen Beisatz wird der Hauptschluß in seiner Wesenheit wieder aufgehoben.

Mit dieser Selbstwiderlegung nicht zufrieden, hat Hr. L. den guten Sinn für weitere Entkräftung seiner Thesis auch noch

einzubekennen, daß Steilwasserstürze für ein höheres Alter der Todten-Meer-Uferberge eigentlich nichts beweisen können, „weil die Nebenbäche, wie die Ströme überhaupt, von Natur überall und ohne Rücksicht auf spitze oder stumpfe Mündungswinkel, die steilsten Abstürze als Bahn- und Ausgangspunkte suchen."

Jedoch seine wiederholt eingestandene, auf das Ansehen der heiligen Schrift gestützte Ueberzeugung, daß diese ganze Jordan-Ghor- und Meerversenkung die eingesunkene und durch göttlichen Zorn in den finstern Abgrund geschleuderte Siddim-Ebene sei, läßt sich Hr. L. nun einmal nicht mehr rauben, was natürlich auch nicht im entferntesten unsere Absicht ist. Wenn aber Hr. L. als Hauptbeweis für diese strenge Auslegung der heiligen Urkunden die „außerordentlichen" Ergebnisse seiner Seetiefen-Messungen durch die Bleisonde angesehen wissen will, so wird seine Logik nicht von allen Lesern als scharf und schlagend gepriesen sein.

Hr. L. hat während seines dreiwöchentlichen Aufenthalts auf dem Todten Meere an 165 verschiedenen Puncten der Wasserfläche seine Sonde in die Tiefe hinabgelassen und den Befund jedesmal mit strengster Gewissenhaftigkeit in der seinem gedruckten Berichte beigelegten Karte des Todten Meeres eingetragen.

„Der Boden des Todten Meeres", sagt er, „besteht aus zwei ungleichen, vom Wasser verschlungenen Ebenen, — einer kleinern erhöhten, und einer größern niedriger eingedrückten; erstere sei im Durchschnitt nicht mehr als dreizehn Fuß, die andere aber dreizehnhundert Fuß unter dem Wasserspiegel."

Aus dem zufälligen Umstande, daß vom Boden des Todten Meeres die größere oder nördliche Hälfte dreizehnhundert Fuß, die kleinere oder südliche aber nur dreizehn Fuß unter dem Wasserspiegel liege, zieht Hr. L. den Schluß, „that this entire chasm was a plain sunk and „overwhelmed" by the wrath of God."

Der Syllogismus ist mehr fromm als bündig. Jedoch hat Hr. L., wie er am Schlusse seiner Untersuchung anspruchlos und bescheiden anmerkt, auf dem Todten Meere nur Thatsachen gesammelt, nur Wirklichkeiten aufgezeichnet, will aber Verhandlung und wissenschaftliche Auseinandersetzung, Begründung und Anwendung seiner physikalischen Beobachtungen den „Gelehrten" überlassen. Er selbst ist mit sich im Reinen und scheut sich auch nicht im Geringsten auf den Grund seiner gemachten Erfahrungen hin seine Gläubigkeit offen und unumwunden einzugestehen: „Als wir auf diesen See kamen", sagt er, „waren unsere Meinungen voll Widerspruch. Einer von der Gesellschaft war ein Skeptiker, und ein anderer trug seinen Unglauben an die Mosaische Erzählung offen zur Schau. Nach zweiundzwanzigtägiger gewissenhaft unternommener Prüfung sind wir, wenn ich mich nicht täusche, in der Ueberzeugung von der Wahrheit der biblischen Angabe über den Untergang der Städte der Jordanebene alle insgesammt Eines Sinnes." Nebenher ist Hr. L. billig genug, nicht etwa an eine Unfehlbarkeit und absolut bindende Kraft seiner Anschauungen zu glauben. Nur der innere Drang gegen die „schalen" Argumente ungläubig „Sein-Wollender" einfach Verwahrung einzulegen, habe ihn zum lauten Bekenntniß seiner Meinung über den Ursprung des Todten Meeres bewogen.

Im Ganzen genommen hat Lynch's Bericht über das Todte Meer einen vollständig rückschlagenden Charakter; er ist aber zu gleicher Zeit vom Geiste der reinsten Sittlichkeit und der ungeschminktesten Gottesfurcht durchweht, wie er einem nicht aus allen Werken über dieses Naturgebilde entgegenweht.

Sonderbar; daß die stärksten Rückschläge gegen die „Would-be-unbelievers" des Occidents von der angelsächsischen Race, und zwar aus dem Munde des „Riesen der Zukunft" kommen müssen! Ist Wissenschaft nicht mehr „Macht", wie bei Verulam? Ist sie

nicht „Versöhnung“, wie bei Schelling? Wäre sie wirklich „Umkehr“, wie bei Stahl? Wundern aber soll sich Niemand, wenn bei Lynch und seinen Scenerien hier länger verweilt und sorglicher verhandelt wird, als es bei den Reisebüchern der übrigen Palästinawanderer zusammengenommen nöthig scheint. Nicht bloß Verkehrung und Umsicht, geistige und materielle Hülfsmittel, Zeit, Rückhalt und Glück heben ihn über alle seine Vorgänger und Nebenbuhler weit empor. Für uns hat über alle diese Vorzüge hinaus sein weiches und empfindsames Gemüth, seine Eindrucksfähigkeit für Naturbilder und selbst seine schwärmerische Melancholie noch einen eigenthümlichen, schwer zu beschreibenden Reiz.

Schon die erste Strandnachtscene nach dem Einlaufen aus der Jordansfluth in das schwer aufwogende Todte Meer schildert Gemüth und Empfindsamkeit des Mannes. „Um Mitternacht, während die Mondscheibe über den Gebirgsrand im Osten heraufstieg und die Wolken in phantastisch-wilden Schatten auf der Fläche des düstern Wassers spielten; während alles, Berge, See und Wolken, geisterhaft und unnatürlich schien, schlug der Klöster-Glockenklang von Mar-Saba lieblich tönend an das Ohr; es war der Schall, der die Christen zum Gebete rief und Zeugniß gab wie von den Bedürfnissen des Menschen, so von seiner Sympathie für die Wanderer am Strande des Todten See's. Es lag eine große Beruhigung im Bewußtsein, daß es in einer zwar wilden und traurigen Oede, aber nicht weit von uns, Menschen gebe, die ihre Stimme flehend zu dem großen und guten Wesen erheben, vor welchem, zwar verschieden in der Form, aber ungetheilt im Glauben, auch wir uns neigten.“ — Der Abstand vom Kloster St. Saba bis zur Strandquelle Ain-Feschkah, wo die Amerikaner lagerten, kann in gerader Linie nicht geringer als zwei Stunden sein; und man denkt selbst, wie rasch die

Senkung des Terrains, wie rein und dünn die Atmoſphäre und wie ſchweigſam-öde Nacht und Lagerſtätte waren, um in ſolcher Entfernung noch die zaubervolle Melodie des Glockentones zu hören.

Die eine und die andere, wo nicht gar die meiſten der vorgefaßten Meinungen, mit welchen Hr. Lynch vom grünumrandeten Ontario-See und den dunkeln Miſſiſippi-Wäldern in das abgeholzte Paläſtina und die vulcaniſche Oede des Aſphaltſee's gekommen war, mußten gleich in den erſten Tagen ſeiner nautiſchen Experimente als unbegründet aufgegeben werden. Die Phantaſiegebilde von einem „immenſen", meerähnlichen See, von der Unbeweglichkeit und dem übeln Geruch des Waſſers, von der troſtloſen Oede des erſten Anblicks, vom Mangel alles Pflanzengrüns an einem humus- und ſüßwaſſerloſen Strande rundumher, von der Unmöglichkeit des thieriſchen Lebens am See, über dem See und im See mußten mit vielen anderen nacheinander ſchwinden und — wo nicht gar ganz in das Gegentheil umſchlagen, ſo doch der Ueberzeugung Platz machen, daß ſich dem gewiſſenhaften und ruhigen Beobachter am Todten Meere überall nur die gewöhnlichen und naturgeſetzmäßigen Erſcheinungen des Vulcanismus darbieten, wie ſie unter ähnlichen Verhältniſſen und Vorgängen auch auf jedem andern Puncte der Erdrinde hervortreten.

Daß aber das Todte Meer mit ſeiner Umgebung beim erſten Anblick nichts befremdendes oder gar abſchreckendes habe, ja im Gegentheil ſelbſt zur Zeit der größten Hitze und der in ganz Judäa verſengten Vegetation noch überraſchend liebliche Scenen biete, einen durchſichtigen, klaren Waſſerſpiegel, ſchön geſchwungene Uferhöhen, Schluchtengrün, perenne Bäche und eine Brandung, die ſich im Hauch der Morgenluft idylliſch murmelnd am Ufer bricht, hat man für ſich und im Stillen, zu nicht geringer

Ueberraſchung, ſchon vor mehr als zwanzig Jahren bemerkt und im noch bis heute ungedruckten Tagebuch jener erſten Wanderſchaft im Orient (3. Auguſt 1832) niedergelegt*). Oeffentlich ausgeſprochen ward dieſer neue Gedanke, ſo viel man weiß, zuerſt in Hrn. v. Schubert's Reiſe in den Orient. Die Umriſſe der Klippenberge am Oſt- und Weſtufer des Todten Meeres rechnet Hr. v. Schubert zu den ſchönſten und herrlichſten, die er je geſehen, und er will ſie auch nicht öder, wohl aber auf vielen Puncten grüner und ſchattiger finden als die Ufer des Rothen Meeres. Ebenſo machte auf den vielgewanderten Hrn. Ruſſegger z. B. Suez und ſogar die Umgegend von Alexandria und der Mareotis-See einen noch viel troſtloſern Eindruck, als das Todte Meer mit allen Schreckniſſen ſeiner Dürre und Verlaſſenheit.

Hr. Ruſſegger ſpricht von Ammenmärchen und Fabelwerk zur Erſchütterung der Einbildungskraft verzagter Menſchen,

> quid styga, quid tenebras, quid nomina vana timetis?
> materiem vatum, falsique piacula mundi!

Selbſt die Ausdrücke „ungeheurer, tiefer Keſſel, hoher Klippen- und nackter Kalkſteinrand", deren ſich Robinſon und Lynch in blinder Nachbetung des Alterthums häufig und gleichmäßig

*) Dieſe Stelle lautet: „Morgens vier Uhr zu der Jordans-Furth, zwei Stunden von Jericho, mit vermehrter Bedeckung abgegangen. Lauliches Waſſer des Fluſſes, verborgen zwiſchen zwei Reihen lieblich beſchatteten Gebüſches. Oede des Thales, kein Fußtritt, keine menſchliche Stimme; der Strom rauſcht nicht. Sodoms Aepfel zur Erinnerung von einem Strauche gepflückt. Weg zum Todten Meer über die mit Gebüſch überwachſene Sandfläche. Wellen, ſalzgeſchwängertes Waſſer. Weg durch eine ſteile Gießbachſchlucht auf die Alpenwüſte und herrliche Ausſicht von der oberſten Bergſpitze über die Wüſte und einen großen Theil des Todten Meeres. Hitze, Windsbraut, Ermattung. Cedrons-Schlucht und befeſtigtes Kloſter St. Saba um zwei Uhr Nachmittags erreicht. . . ." Anm. d. H.

bedienen, halten die nähere Prüfung nicht überall aus. Redet aber Hr. Lynch von „rauhen, eisengleichen Gebirgen im Südost des Todten Meeres; von vulcanischer Bildung und von Lavatrümmern der Ostseite; von aschbraunen, purpurfarbigen, wetterzerschlagenen, senkrechten, verbrannten, terrassig wie von Menschenhand kunstrecht aufgebauten, in der Form bald einem Wartthurm, bald einem Castell ähnelnden Uferfelsen im Westen des See's", so hat er ein correctes und naturgetreues Bild gegeben.

Vergleicht Hr. L. dagegen bei seinem Einlaufen in das stürmisch aufgeregte und einer schäumenden Salzlacke gleichende Todte Meer das an die Kahnwände hinprallende Wassergewoge, wegen seiner Dichtigkeit, nicht mit gewöhnlichen Wellenschlägen einer empörten See, sondern mit „den Schmiedehämmern der Titanen", so weiß der Leser ebenfalls, was solche Redefiguren in ruhiger Prosa zu bedeuten haben.

Der höhere Salzgehalt und folglich auch die größere Dichtigkeit des Todtenmeerwassers im Gegensatze zur Flüssigkeit der Atlantis und des Mittelmeeres wird durch die chemische Analyse beider sowie durch die Berechnung, daß die Barken bei gleicher Ladung auf dem Asphaltsee um einen Zoll weniger tief gehen als im Süßwasser des Jordanstroms, viel schärfer bewiesen, als durch den zufälligen Umstand, daß der vom Wellensturm pfeilschnell fortgeschleuderte Kahn nach plötzlich eingetretener Windstille in Zeit von zwanzig Minuten wie auf geebnetem Wasserspiegel sanft und mulde hinglitt. Auf der specifisch leichtern Propontis hat man diese nämliche Erfahrung in einem noch auffallenderen Grade, aber auch bei einer höchst peinlichen und gefahrvollen Veranlassung zu machen schon vor mehr als zwanzig Jahren Gelegenheit gehabt. Dem Geschmacke nach schien Herrn L. das Wasser gleich an der Jordanmündung, wie später in der

Mitte und am Südende, herbe und unangenehm, ein widerliches Compositum von Salz und Bitter; auf Hand, Gesicht und Kleidern ließ es eine fett-ölige Kruste zurück, erregte aber zugleich ein ätzend-prickelndes Gefühl, wo der Gischt mit der Haut in Berührung kam; ein besonders peinliches Brennen erzeugte es im Auge; aber gegen alle Erwartung fand Hr. L. das Wasser überall völlig geruchlos. Vom ekeligen, besonders im frischen Windhauche dem Wanderer am Todten Meere stellenweise äußerst lästigen Schwefelgeruche glaubte noch Lynch's unmittelbarer Vorgänger Molineaux, er steige vom Meere selber auf. Hr. L. erkannte aber, daß diese widerlichen und schädlichen Dünste von den faulen Quellen und Versumpfungen längs dem Seeufer kommen und durch den Hauch stehender Wasserpfützen an der Jordanmündung noch schärfer werden.

Nach Maßgabe des einfallenden Lichtes, der laufenden Tageszeit und des eingenommenen Standpunctes ist die Wasserfläche bald wie ein reiner Spiegel, bald wie geschmolzen Blei; bald wie eine phosphorleuchtende Schaumfläche; im Vollmondscheine einer stillen, hellen Sommernacht gar wie Absinth, wie verdünnter Absinth oder wie die Färbung eines persischen Opal. Wilson fand das Wasser dicht am Ufer bouteillengrün, den allgemeinen Spiegel der Oberfläche aber sehr dunkelblau oder bleifarbig; Robinson nennt es grün, grünlich, ölicht, nicht ganz durchsichtig; erfrischend, aber juckend, und in der Dunkelheit wirft die Wellenbrandung einen matten Grabesschimmer auf das erstorbene Buschwerk und auf das wirre Felsgetrümmer des Küstenstrichs. Besonders düster war der Anblick einmal bei vollkommener Windstille. Glatt und bewegungslos wie ein Binnenpfuhl lag der See in der Mittagsglut, von dünner, durchsichtiger, purpurgleicher, mit der ungewöhnlichen Farbe des Wassers wunderbar

abstechender Dunsthülle zugedeckt — von weitem wie der Rauch eines entflammten Schwefelfeldes, wie ein gewaltiger Kessel geschmolzenen aber bewegungslosen Metalls. Um so lieblicher war die Scene in heiterschöner Sommernacht, wenn der Lichtschimmer der schwindenden Mondscheibe auf den regungslosen sanften Wasserspiegel fiel und laue Lüfte um die im Blüthenduft des stillen Tamariskenhains am Strande schlummernden oder in der Morgenkühle zechenden Yankees fächelten. Blickt aber der Wanderer aus der dunkeln tiefen Engschlucht El-Zoweireh (etwas nördlich von Sodom), der über die Ostberge heraufleuchtenden Morgensonne entgegen, so schimmert die glasigruhige Wasserfläche wie flüssig Gold.

Salzgehalt und Dichtigkeit des Wassers sind zwar nicht zu allen Jahreszeiten und auf allen Stellen des Todten Meeres gleich, jedoch immer so bedeutend, daß sich der thierische Körper hier leichter als anderswo im Gleichgewichte hält. Pferde und Maulthiere schwammen zwar ohne umzuschlagen, jedoch ein wenig auf die Seite gelehnt, tief in den See hinein, und ein muskulöser, starker Mann blieb ohne Anstrengung bis an die Brust über Wasser. Robinson will aus eigener Erfahrung wissen, wie es auch schon Tacitus angedeutet hat, daß Leute, die weder in süßem noch in salzigem Wasser zu schwimmen verstehen, im Todten Meere ohne Anstrengung sitzen, stehen, liegen oder schwimmen können wegen der außerordentlichen Leichtigkeit, mit welcher es fremde Körper flott erhält. Noch weiter als die vorgenannten geht Flavius Josephus, der selbst die specifisch schwersten Gegenstände (Steine und Metalle?) auf der Oberfläche schwimmen läßt und das Untersinken geradezu für unmöglich erklärt, wenn sich auch Jemand absichtlich ertränken wollte. Zur Probe habe Vespasian des Schwimmens unkundige Gefangene, mit auf den Rücken gebundenen Händen, wo es am

tiefſten iſt, in das Todte Meer werfen laſſen; alle ſeien aber, wie von einer höheren Gewalt gehoben, auf der Oberfläche geblieben. Indeſſen ſollen, wie Seetzen bei der Serkamündung auf der Oſtſeite des Todten Meeres vernahm, ſchon öfter Beduinen beim unvorſichtigen Baden im Salzwaſſer ertrunken ſein.

Daß aber auch die Sage von der tödtlichen Atmoſphäre des Salzmeeres nicht gar zu ſtrenge gedeutet werden dürfe, und daß am See, über dem See und ſogar auf dem See Lebendiges athmen und gedeihen könne, hat ſich im Allgemeinen ſchon bei der erſten Umwanderung des Todten Meeres durch Seetzen (1806) herausgeſtellt, iſt aber erſt durch Lynch (1848) mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit für den ganzen Umfang der Aſphaltie beſtätigt worden. Theils die Zähigkeit, mit der man alte Meinungen, ſelbſt den tüchtigſten Gegenbeweiſen zum Trotz, feſtzuhalten pflegt, theils die Vereinzelung und Accentloſigkeit dieſer zerſtreuten Gegenangaben machen es räthlich, das Zuſammenhängende und Nachhaltige der Lynchbeobachtungen in dieſem Puncte in möglichſter Vollkommenheit hervorzuheben, um auch die letzten Anhalte des Irrthums zu demoliren.

Wildenten, Schnepfen, Reiher, Schwalben und weiße Möven, die er, wie mancher Andere vor ihm, gleich am Nordufer des See's, bei der Jordanmündung, vorüberrauſchen und tiefer hinein über dem Waſſerſpiegel ſchweben ſah, kündigten ununterbrochen friſches Leben an. Am Vorgebirge El-Feſchchah, in grauenvoller Oede, ſchreckte Lynch zwei ſchöne ſteinfarbige Rebhühner auf und hörte im Röhricht den Sang eines einſamen Vogels, den er nicht zu claſſificiren wußte. Dieſe wenigen Erfahrungen genügten ſchon, um den Glauben an die Tödtlichkeit der Aſphaltſeeluft zu erſchüttern.

Einen großen braunen Hasen, ein anderes Rebhuhn, einen im Schilfe zwitschernden kleinen Vogel, eine Schnepfe, einen schönen weiß und braun gesprenkelten Schmetterling sah er unweit der Quelle El-Feschchah, und eine (engl.) Meile vom Ufer schwamm eine Ente auf der Wasserfläche.

Bei der Strandquelle Terabeh, zwölf engl. Meilen (vier Stunden) von der Jordanmündung, ward auf eine Ente — Leib dunkelgrau, Kopf und Flügel schwarz — auf kurze Entfernung geschossen. Beim Schuß flog sie eine Strecke in den See hinein und dann wieder zurück auf das Ufer, wo sie im Röhricht nahe bei der Quelle ihr Nest hatte. Ein Falke und einige Tauben flatterten am Strande unterhalb Engaddi um das Zelt. In der Oede bei Masada flog ein schöner kleiner Vogel, mit gelber Brust, längs dem Ufer. Während einer glühenden Samumnacht, unfern der Ruinen von Sodom, flüchtete sich eine junge Wachtel in den Schooß des am offenen Strande schlummernden Capitains. Selbst in der heißen Region am Südostende des See's sah L. bei Tagesanbruch einen großen schwarzen Vogel hoch in der Luft zwischen dem bunten Gewölke und der Lagerstätte schweben, während am Strande eine zahlreiche Schaar anderer Vögel vorüberstrich, und eine Menge Störche mit Geklapper im zweifelhaften Morgengrau ihrer Wege zogen.

Auf der ausgedorrten, die Südhälfte des See's einengenden Halbinsel sahen sie einen Reiher, eine Rotte Enten und in einer Höhle sogar die Fährte eines Panthers*). Selbst „Bülbül", den Vogel mit braunblauem Gefieder und scharlachrothem Schnabel, hörten sie im Dickicht der Ghoweirquelle singen.

Auch Vierfüßer größerer Art, zahme und wilde, finden in den

*) In a cave he saw tracks of a panther.

Schluchten und Bergöden, im Quellenröhricht wie in den schattigen Deltabuschhainen am Todten Meere Nahrung und Aufenthalt. Gazellen, Hasen, Kaninchen, Stachel- und Wildschweine sieht man häufig; selbst Panther, Hyänen, Wölfe und Tiger fehlen nicht. Schon gleich im Beginn des Periplus, in der westlichen Einöde von El-Teschchab, zeigte sich Futter für Raubthiere; eine weit größere Menge aber birgt, wegen der Süßwasserfülle und des Grasreichthums, die Oftseite des Todten Meeres. Aus den Fährten an der Wadi-Modschebmündung (Arnon) erkannte Lynch, daß außer der leichten Gazelle auch Tiger und andere Raubthiere dort zur Tränke gehen. Ein großer brauner Geier mit einem doppelt gekerbten starken Schnabel war ebenfalls niedergeschwebt, und in der einsamsten Gegend der reizevollen Cascadenschlucht Kallirrhoë (Zerka) stiegen ein Finkenfalk und ein weißer Schmetterling mit einigen Schnepfen und braunen Habichten vor seinen Füßen in die Höhe. Seine eigentliche Heimat aber, scheint es, hat in den Berggegenden rund um das Todte Meer das in unsern Alpen einst so zahlreiche, jetzt aber großentheils ausgerottete Geschlecht des Steinbocks (Ibex, arab. Beden), den die neueren Reisenden Seetzen, Burckhardt, Irby, Mangles und Robinson im Felsenrevier des Asphaltsee's nicht etwa einzeln und verkümmert, sondern in ganzen Heerden, und zwar Exemplare von der Mächtigkeit eines Esels, gesehen haben.

Diese Beobachtungen mögen als vollständiger Beweis gelten, daß die Luft am Wasser und über dem Wasser des Todten Meeres überall gesund und dem animalischen Leben förderlich ist. Das unwiderleglichste Argument für die Richtigkeit des Satzes ist außer der uralten Strandbevölkerung ja die Mannschaft der beiden amerikanischen Schiffe selbst, da sie, obgleich aus einem frischen Himmelsstriche kommend, doch ohne wesentli-

chen Nachtheil an der Gesundheit zu leiden, in ungünstiger Jahreszeit zwei und zwanzig Tage und ebenso viele Nächte auf dem See und an dem See beschäftigt war.

Robinson, der nur auf einer und der andern Strecke des westlichen Seeufers wanderte und nicht, wie Lynch, mitten auf dem See gewesen ist, hat deswegen doch nicht Unrecht, wenn er die alten Sagen von der verpesteten Luft des Todten Meeres überhaupt, und vom Ersticken aller über den See fliegenden Vögel mit merklicher Entschiedenheit in das Gebiet der Fabelwelt verweist. Indessen ganz ohne alle Veranlassung ist diese letztgenannte Sage doch nicht in Umlauf gekommen. Lynch fand wirklich dreimal während seines dreiwöchentlichen Verweilens auf dem Salzmeere todte Wachteln inmitten auf der Wasserfläche treiben. Aber man erkannte bald, daß sie nicht durch die „Malaria" des geruchlosen und stark mit Salz geschwängerten und folglich gesundhauchenden See's, sondern durch Erschöpfung und den Glutwind getödtet worden sind, der sie auf ihrem Fluge überfallen hat. Daß aber im Wasser des Todten Meeres selbst weder Fische, noch andere sogenannte „frutti di mare", noch auch Pflanzen leben können, ist heute eine unbestrittene Thatsache, ganz so wie man, außer dem indirecten Zeugniß beim Propheten Ezechiel, sie schon bei Tacitus, Galenus und St. Hieronymus als uralte Ueberlieferung deutlich aufgezeichnet findet, und wie sie durch die neuesten Forschungen eines Schubert, Robinson und Lynch in vollstem Maße bestätigt wird.

Der Fischreichthum des Jordanflusses ist allbekannt; daß es aber auch im romantisch-lieblichen Arnonstrome (Modscheb auf der Ostseite des Todten Meeres) bis dicht an die Mündung von Fischen wimmle, hat als Augenzeuge Seetzen zuerst berichtet. Geräth nun durch Zufall, oder von der Schwellung fortgerissen, irgend ein harmloser Bewohner des süßen Wassers in die Salz-

flut hinein, ſo verwelkt er nach und nach, bis er endlich „ſeine Wanderliebe vollends mit dem Leben bezahlt“ und todt auf der Oberfläche ſchwimmt. Das Schickſal, keine Fiſche, ja nicht einmal Molluſken in ſeiner Flut zu nähren, theilt übrigens das Todte Meer mit dem Urmiaſee in Aderbeidſchan, deſſen Salz- und Jodgehalt ſelbſt den des Todten Meeres weit übertrifft und deswegen in Beziehung auf die Körperſchwere ganz ähnliche Erſcheinungen bietet *). Die Kraft thieriſches Leben hervorzubringen und zu erhalten, wird deswegen dem einen wie dem andern in gleicher Weiſe abgeſprochen; aber, wie es ſcheint, in beiden Fällen mit Unrecht. Von dem Urmiaſee wenigſtens weiß man jetzt aus den allerneueſten Berichten, daß er kleine Kruſtenthierchen von höchſt eigenthümlicher Bildung in ungeheurer Zahl erzeugt **).

---

*) „Wäre der Urmiaſee im Mittelpuncte Europa's gelegen, unſere Heilkünſtler würden wahrſcheinlich tauſende ihrer Patienten und Convalescenten, welchen die ganze pharmaceutiſche Vorrathskammer nicht wieder zur verlornen Kraft und Geſundheit verhelfen konnte, an ſeine Ufer ſchicken und wer weiß, ob es an irgend einem Badeorte der Welt erfolgreichere Kuren gäbe. Wenigſtens kann ich aus perſönlicher Erfahrung verſichern, daß zehn Nordſeebäder bei Dieppe oder Helgoland noch lange keine ähnlich erregende Wirkung, keinen gleichkräftigen Reiz auf die Haut üben als das Waſſer dieſes See's, deſſen Salz- und Jodgehalt ſelbſt den des Todten Meeres ſo weit noch übertrifft. Der Urmiaſee hätte als Kurort vor der Nordſee auch den Vortheil, daß die Bäder hier ſelbſt bei Sturm völlig gefahrlos ſind. Denn abgeſehen von ſeiner Seichtigkeit — bis eine halbe Stunde vom Ufer hat der See noch nicht die Tiefe von ſechs Fuß — reicht bei der Schwere des Waſſers die geringſte Bewegung mit Hand oder Fuß hin ſich an der Oberfläche zu erhalten. Beleibte Menſchen, die ſich der Länge nach ausſtrecken, ſchwimmen ſelbſt ohne Bewegung und werden durch das ſchwere Seewaſſer getragen.“

Moritz Wagner, Reiſe nach Perſien und dem Lande der Kurden, Bd. 2. S. 136. Leipzig 1852.

**) „Was man von der völligen Unbelebtheit des Urmiaſee's geſagt und geſchrieben, iſt irrig. Allerdings leben weder Fiſche noch Molluſken in ſeinem ſalzreichen Waſſer, dagegen kleine Cruſtaceen von höchſt eigenthümlicher

Aehnliche Verſuche, wie mit dem Urmiawaſſer, hat man in den letzten Jahren auch mit der Flüſſigkeit des Todten Meeres angeſtellt; aber, nach Lynch's Behauptung, hätte man darin ſelbſt mit Hülfe des ſchärfſten Mikroſkops auch nicht die geringſte Spur animaliſchen Lebens zu entdecken vermocht.

Alexander v. Humboldt erzählt uns dagegen in einer Anmerkung zur jüngſten Ausgabe ſeiner „Anſichten aus der Natur", C. Bertà, franzöſiſcher Conſul in Jeruſalem, habe ihm ſchöne Exemplare zelliger Corallenſtöcke (Porites elongata), Aſträen, Madreporen und Mäandern — Pflanzencorallen, welche große zellige Kalkmauern bauen, aus dem Todten Meere geſchickt, und gerade dieſe nämliche Species Porites fehle dem Mittelländiſchen, finde ſich aber im Rothen Meere.

Die widerlichſte Empfindung für die Freunde und Vertheidiger des altjüdiſchen Rigorismus wäre es ſicherlich, wenn ſie genöthigt wären, den traditionellen Glauben an das „ἄγονος" des Flav. Joſephus aufzugeben und im Todten Meere Leben anzuerkennen. Unter allen Enttäuſchungen und Gedankenſäculariſationen wäre dieſe noch die bitterſte und gewiß auch die letzte, die man ſich durch das unerbittliche Argument thatſächlicher Erſcheinungen entwinden ließe. Es iſt daher auch wohl zweifelhaft, ob das wiſſenſchaftliche Anſehen ſelbſt eines A. v. Humboldt durch den iſolirten, eben angeführten Gegenbeweis eine uralte und mit den ſittlichen Begriffen des Occidents innigſt

---

Bildung in ungeheurer Zahl. — Dieſe ſehr kleinen und feinen geſchwänzten Geſchöpfe gingen mir leider trotz der ſorgfältigſten Verpackung zwiſchen ſpiritusgetränkter Baumwolle zu Grunde. Sie bilden wahrſcheinlich eine ganz neue Familie der Kruſtenthiere und dienen wahrſcheinlich den Schaaren von Waſſervögeln, die man auf dieſem See erblickt, zur einzigen Nahrung. Auffallend iſt, daß keiner der engliſchen Reiſenden, welche am Urmiaſee geweſen, von dieſen Thierchen Erwähnung macht."

Moritz Wagner, a. a. O. S. 137.

verwebte Vorſtellung in unſern Gemüthern zu verſchütten hinlängliche Kraft beſitze. Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß man am Strande des Todten Meeres ſchattige Süßwaſſer-Oaſen finden muß, und daß der Lufthauch die Wachtelſchaaren nicht erſtickt, wenn ſie hoch über dem Waſſerſpiegel zu den Cascaden der Kallirrhoë hinüberfliegen.

Bis Jedermann an die Porites elongata und an die Madreporen G. Botta's glaubt und die mikroſkopiſchen Lynchanalyſen allenthalben überwunden ſind, wird es noch weiterer Sendungen und unanfechtbarerer Lebenszeichen bedürfen als des iſolirten Fundes des franzöſiſchen Conſuls in Jeruſalem. Der Anfang ward ſchon früher gemacht und in geradem Gegenſatz der Lynchanalyſis hat der berühmte Ehrenberg auf den Grund mikroſkopiſch unterſuchten Waſſers und Bodenſchlammes, welche ihm Lepſius vom Nordende des Todten Meeres brachte, ebenfalls das Daſein thieriſchen Lebens innerhalb und am Grunde des Seebeckens ſchon vor der Bottaſendung auf das unzweideutigſte anerkannt. An Polygaſtern hat Ehrenberg in den Schlamm- und Waſſerproben eilf, an Philolitharien fünf und an Polythalamien zwei Arten entdeckt und aus dem Umſtande, daß er aus den im Jordanmündungswaſſer ſchwebenden Lebensformen auch einige Meeresthierchen hervortreten ſah und darunter noch ein paar lebende Exemplare, den Schluß gezogen, daß es zahlreiche, athmende und fortpflanzungsfähige Meeresthierchen im Todten Meere ſelber geben müſſe, weil lebendige Meeresformen auch anderwo (Elbe und Themſe) durch Flut und Sturm aus dem Salzwaſſer weit in die Flußmündungen hinaufgetrieben werden. Von dieſem Beſtand animaliſchen Lebens in den Sodomswellen hatte man etwa nicht bloß im dunkeln Alterthum, man hatte ſelbſt im Licht der neueſten Zeit und bis auf das gegenwärtige Luſtrum herab auch nicht die leiſeſte Ahnung.

Aber auch über andere, viel näher liegende Dinge, z. B. über die Höhenverhältnisse der Jordanthalsohle und des Seespiegels, sowie über die Tiefe des Todten Meeres selbst, hat uns das Alterthum, so viel bekannt, nur allgemeine Phrasen, aber keine wissenschaftlich beglaubigten Nachweise hinterlassen. Das „lacus immenso ambitu“ des Tacitus, und das ἡ δὲ Σηρβωνὶς λίμνη πολλὴ μέν ἐστι des Strabo kennt Jedermann *).

Der Schluß indessen, daß eine Landschaft, wo die Myrte, die Balsamstaude und die Dattelpalme wachsen, und welche überall mit den üppigsten Gegenden Aegyptens verglichen wird, eine verhältnißmäßig tiefe Lage und ein indisch-tropisches Klima haben müsse, ist freilich nicht anzufechten.

Die Oase von Jericho, wie sie Flavius Josephus schildert, war ein Paradies, von welchem heute nur noch die Wärme, das Wasser und der fette Humus übrig geblieben, alles übrige aber, Schatten, Pracht und Glückseligkeit mit dem Menschen selber verschwunden ist **).

Dieser Jericho-Oase mit ihrer südlichen Pflanzenglut und ihrer nun überall verschwundenen Städteüppigkeit am Nordende des Todten Meeres, lag und mußte — das ist der Hauptgedanke dieser Diatribe — am entgegenstehenden Südende des See's schon nach unwandelbaren Erdbildungsgesetzen eine Landschaftsscene von ähnlichem Reichthum und gleicher Naturfülle gegenüber liegen. Und das sind, oder waren vielmehr die „Fünfstädte der

*) Daß bei Strabo eine gewisse Verwechslung des Asphaltsee's mit dem Sirbonischen See (in Unteräegypten) unterläuft, wußte Fallmerayer natürlich so gut als andere, hat aber hier das Wie weit? mit Recht bei Seite gelassen.

Man bemerkt dies auch wegen der Maßverhältnisse, von denen nachher die Rede ist. L. H.

**) Diese wasserreiche, winterwarme Baum-Oase von Jericho war gegen vier Stunden lang und nur etwa eine Stunde breit, hatte aber — was Dichtheit der Schatten und Kühle des Quellensprudels betrifft — eine auffallende Aehnlichkeit mit dem paradiesischen Obstwalde von Damascus.

Ebene", die Pentapolis von Sodom, welche durch ihre „Zoanfriſche" und durch das ſträfliche Uebermaß irdiſcher Glückſeligkeit den Zorn des Allmächtigen gereizt und die gebundenen Kräfte des Abgrundes entfeſſelt haben.

In der That liegt auch Jericho (El-Riha) ſechshundert vierzig Pariſer Fuß unter dem Waſſerſpiegel des Mittelmeeres. Die Entfernung aber von dieſer ſelbſt in ihrer Verödung noch heute lieblichen Oaſe bis hinab zum Saum des Todten Meeres beträgt in gerader Linie kaum zwei Stunden Weges, und doch fanden ſchon die noch mit ungenügenden Mitteln angeſtellten Meſſungen von Ruſſegger, Wildenbruch und Symonds den Waſſerſpiegel zwiſchen 1231 und 1970 Pariſer Fuß tief unter dem Mittelmeere, bis endlich der neueſte und beſteingerichtete Erforſcher des Todten Meeres, W. F. Lynch, 218 Fathoms, d. i. 1308 Fuß engliſch, oder 1227 Fuß Pariſer Maß als die wahre Tiefe vom Waſſerſpiegel bis zum weichen, braunſchlammigen und mit rechtwinkligen Salzkryſtallen belegten Seegrund hinab durch wiederholte Meſſungen — wenigſtens bis jetzt — feſtſtellte. Was aber Länge und Breite des Todten Meeres betrifft, ſo hat, ſo viel man weiß, die erſte gründliche und nach allen Regeln der Geometrie angeſtellte Meſſung Edw. Robinſon, im Jahre 1838, bei Engaddi und auf verſchiedenen andern Puncten der Weſtſeite vorgenommen, und in gewiſſenhafter Angabe neun geographiſche engliſche Meilen für die Breite und neun und dreißig geographiſche engliſche Meilen für die Länge herausgebracht, was in üblicher Redeweiſe vier und eine halbe Stunde für die eine, und nicht ganz zwanzig Stunden für die andere Entfernung gäbe. Ungefähr daſſelbe Ergebniß findet ſich bei Lynch *).

*) Lynch fand bei ſeiner erſten Breitemeſſung zwiſchen Ain Feſchcha und dem gegenüberliegenden arabiſchen Ufer ſieben Seemeilen, oder nahezu acht „statute miles".

Flavius Josephus, der Landsmann und Augenzeuge, griff zu weit und berechnet die Länge des See's auf 580 Stadien, d. h. nach unserer Art zu rechnen, auf 24—25 Stunden; die Breite aber gar auf 150 Stadien, was in gewöhnlicher Rechnung vom 45 Stadien auf die deutsche oder geographische Meile ebenfalls 6—7 Stunden gibt. Strabo dagegen blieb am weitesten hinter der Wahrheit zurück, wenn er die Länge wirklich nur zu 200 Stadien, ungefähr neun Stunden angenommen hätte, wie es jetzt in den Ausgaben dieses alten Geographen zu lesen ist. Der Umkreis von 1000 Stadien, d. h. von 45—46 Stunden, ist nur aber wo nicht völlig genau zu sein, doch jedenfalls der Wahrheit ganz nahe zu stehen, wenn er auch das „lacus immenso ambitu, specie maris" des Tacitus als eine arge Uebertreibung erscheinen läßt. Eine ganz eigenthümliche Unbestimmtheit liegt in den Maßen des türkischen Geographen, wenn er die Länge des „Lotsee's" auf zehn Mil, die Breite auf sechs Mil, den Umfang aber auf zwei Tagreisen setzt.

Indessen ist nicht etwa bloß an das Todte Meer selbst, es ist auch an die übrigen Bestände der Umgegend überall nur der verjüngteste Maßstab anzulegen. Der vielbesprochene „Thal", als z. B. beträgt in seiner ganzen Länge vom See Tiberias, wo er eigentlich zuerst diese Benennung erhält, bis zur Jordanmündung kaum 30 Stunden Wegs, und der Gebirgscontinent, das Hochland oder das eigentliche Judäa, zwischen dem Asphaltsee und dem Mittelmeer, zählt in seiner Breite mit Inbegriff der Tiefebene Philistiim auch nicht mehr als 20 Stunden.

Blickt man aber an einem hellen Tage vom hohen und steilabfallenden Westufer des Todten Meeres auf den scheinbar noch höhern und noch steiler abfallenden Ostrand hinüber, so sinkt die ohnehin nur geringe Breite der tief unten liegenden Wasserfläche in scheinbar noch engere Grenzen zusammen, und man

meint, wegen der unglaublichen Durchsichtigkeit der Luft, selbst kleinere Gegenstände am gegenüberliegenden Uferstrich noch deutlich zu unterscheiden. Nur die Länge des in der Frühsonne wiederblitzenden Wasserspiegels reicht über die Tragweite des menschlichen Auges hinaus und rinnt, vom flachen Nordufer aus gesehen, mit dem südlichen Horizont zusammen.

Der Zeitpunct wann, und die Ursache warum sich auf die weiland so viel besuchte Landschaft zwischen dem Südende des Todten Meeres und dem atlantischen Golf von Akaba am Rothen Meere eine dunkle Wolke niedergelassen hat, die man erst in den beiden letztverwichenen Decennien wieder allmählich zu verscheuchen Mittel fand, hat man schon oben angedeutet.

Es ist dieser Erdstrich das alte Land Edom mit dem Seirgebirge der heiligen Schrift; — das Idumäa, der Sitz der Nabatäer, das Arabia Peträa der griechisch-römischen Erdbeschreiber, und hat seine in der europäischen Literatur noch jetzt gültige Benennung „das Peträische Arabien" von der alten Nabatäischen Hauptstadt Selah, d. i. „Fels, Stein", griech. „Πετρα", erhalten, deren prachtvolle Ruinen erst im Jahre 1812 durch Burckhardt, inmitten des Wadi-Musa, wieder aufgefunden, und seit jener Epoche wiederholt besucht, beschrieben, gezeichnet und gepriesen worden sind. Es ist diese Landschaft eine in der Regenzeit vom Himmel reichlich getränkte, von unzähligen Gießbachrinnsälen durchfurchte, im Sommer ausgebrannte, im Winter empfindlich kalte, und auf den höher liegenden Theilen mit tiefem Schnee bedeckte, allzeit aber gesunde und luftreine und nur sporadisch, heute wie im Alterthum, mit immergrünen Baum-Oasen und mit Buschwerk bedeckte Steinwüste, welche im Karavanenschritt zu durchreiten, von Sodom an der Südspitze des Todten Meeres bis zum Castell Akaba am Rothen Meere, nur 39 Stunden nöthig sind. Als erster wissenschaftlich ausgebildeter

Wanderer auf dieſem unbekannten Plan durchgeſchlichen hat ſich der obengenannte Wadi-Muſa-Entdecker J. L. Burckhardt von Baſel. Neben der Kunde alter Säulenpracht in Wadi-Muſa iſt hauptſächlich durch dieſen viel verdienten Mann die neue, früher gänzlich unbekannte Idee eines in beſtändiger Senkung vom Südende des Aſphaltſee's bis zum Golf von Akaba fortlaufenden Erdſpalts (El-Ghor) zuerſt nach Europa gekommen. Der Gedanke, es habe ſich in einer Epoche, die dem Einſinken der Feldebene Siddim und der Entſtehung des Todten Meeres voranging, der Jordanſtrom, wie ein anderer Nil durch die Sahara, längs dieſer Wüſtenmulde in das Rothe Meer ergoſſen, lag zu nahe, und war zu verlockend, als daß er im Abendlande nicht allgemein Anklang gefunden haben ſollte. Ein romantiſch-andächtiges Intereſſe knüpfte ſich an dieſe neue, ſo viel man weiß, zuerſt von W. Leake in ſeiner Vorrede zu Burckhardt's Reiſen öffentlich vertheidigte Hypotheſe, welche in ihrem ganzen Umfang geologiſch zu begründen Hr. Leon de Laborde im Jahre 1828 den nur halb geglückten Verſuch unternommen hat.

Eine muldige Einſenkung von Akaba bis in die Umgegend von Wadi-Muſa hinauf ward damals auch wirklich außer Zweifel geſtellt; und wenn Hr. de Laborde auch die Nordhälfte der vermutheten Einſenkung, von Wadi-Muſa bis zur Südſpitze des Todten Meeres, nicht zu beſeitigender Localhinderniſſe wegen, zu prüfen nicht vermochte, ſo ward doch am Beſtand des Ganzen in frommer Gläubigkeit nicht gezweifelt. Daß der Spiegel des Rothen Meeres bei Akaba um dreißig Fuß und ſechs Zoll höher liege als das Mittelmeer, wußte man freilich ſchon ſeit der Expedition von 1799; daß er aber die Jordanmündung und den Spiegel des Aſphaltſee's an Höhe noch um wenigſtens 1300 Fuß weiter überrage, und daß auf der wüſten Hochebene zwiſchen beiden Meerſee'n ein Querhügelzug mit deutlich

ausgesprochener Wasserscheide hindurchstreiche, ward im Jahre 1833 noch von Niemanden geahnt.

Das Mangelhafte der de Laborde'schen Forschung zu ergänzen und von Jerusalem her in das südlich vom Todten Meere fortlaufende El-Ghor hinabzusteigen, um bis Wadi-Musa vorzudringen, wollte auch dem scharfsinnigen Callier (1834) nicht gelingen. Doch hat Herr Callier den ersten Anflug eines Widerspruches nach Europa zurückgebracht und das Dasein eines ausgedehnten, selbst südlich gegen den Golf von Akaba abgeschlossenen, dem Asphaltsee zugeneigten Wasserbeckens, sammt einer Unzahl aus der Wüste nordwärts gegen das Todte Meer ausmündender Strombetten, freilich mehr aus mündlichen Berichten der Beduinen als nach eigener Anschauung, in einem offenen Schreiben (1836) zuerst vernehmlich ausgesprochen und, nicht ohne leidenschaftlichen Widerspruch von allen Seiten, der Leake-Laborde'schen Burckhardt-These als eine Möglichkeit schüchtern entgegengestellt. Beide Ansichten machten sich nun in gleicher Weise geltend. Entschiedener, aber noch immer ohne sichere und unanfechtbare Unterlage, ward die Callier'sche Wendung in demselben Jahre noch durch den berühmten Letronne verfochten, Gewißheit aber über das Dasein eines auch südlich abgeschlossenen Asphaltbassins erst im nächstfolgenden Jahre (1837) durch den vom Institut beauftragten Comte de Bertou erlangt.

Das Ghor am Südende des Todten Meeres gesehen und selbst von der Ostseite zur Westseite herüber quer durchwandert hatten allerdings Seetzen und Irby, Mangles mit Co. schon früher. Aber alle diese Wanderungen brachten für die Wissenschaft im Allgemeinen und für Lösung der schwebenden Frage insbesondere nicht den erwarteten Gewinn, weil die Züge, wie es in jener Gegend meistens auch jetzt noch der Fall ist, eilenden Schrittes und in beständiger Furcht feindlicher Ueberfälle

unter raſtloſem Treiben und Drängen der arabiſchen Bedeckung zu verrichten waren, ſo daß den Wanderern kaum den Blick, viel weniger die Schritte nach der ſüdlich fortlaufenden Ghorſchlucht zu wenden geſtattet war.

Glücklicher als alle ſeine Vorgänger iſt Hr. von Bertou geweſen. Ihm ward es gegönnt, für ſein gelehrtes Unternehmen vollſtändig ausgerüſtet, in anſtändiger und fruchtbarer Fortbewegung vom Südende des Aſphaltſee's und im Thale fortziehend über die Höhen von Wadi-Muſa nach Akaba am Rothen Meere hinabzukommen, auf dem Rückwege das Terrain in allen Richtungen links und rechts zu unterſuchen und Thatſachen von ſolchem Gewicht in die Wagſchale zu legen, daß der Streit auf immer entſchieden wäre, wenn ſich hadernde Parteien jemals redlich vergleichen möchten. Vom ganzen Reichthum ſeiner Beobachtungen ſoll nur das allernöthigſte kurz und ſchmucklos angedeutet werden. Die Breite des Ghorthales vom Salzberge bei Sedom bis zur Bergwand von Moab beträgt nur zwei bis drei franzöſiſche Meilen; aber gleich beim Eintritt entdeckte Hr. v. Bertou ſchon in der Ferne eine von der weſtlichen Thalwand zur öſtlichen quer über das Ghor ſich hinziehende Hügelkette, die einer Mauer gleich und das Flußthal auf der Mittagsſeite zu ſchließen ſchien. Den Abſtand von der Südſpitze des Todten Meeres bis zu dieſer Querwand gibt Herr v. Bertou, genau gerechnet, auf drei Glockenſtunden an, und zahlreiche Bäche, die von der Bergſeite hervorquollen, oder von Süd her in gerader Richtung entgegenkamen, um nordwärts in das Todte Meer zu rinnen, ſagten ihm gleich vorläufig, was es mit der Hypotheſe einer Jordansergießung in das Rothe Meer für eine Bewandtniß haben könne. Dieſe, aus weißem und zerreiblichem Sandſtein beſtehende Querhügelkette, an deren Fuß Hr. v. Bertou von der weſtlichen Thalwand zur öſtlichen

hinüberzog, iſt ebenfalls von einer großen Menge in das Ghor herabrauſchender Winterbäche eingeſchnitten und 60—70 Fuß hoch. Nahe an der arabiſchen Seite aber fand Hr. v. B. einen 700—1000 Fuß breiten Durchbruch, deſſen Sandſteinwände zu beiden Seiten eine Höhe von 150—200 Fuß haben mochten. Es war wie der Rinnſal eines gewaltigen Fluſſes, der aber ſeine Neigung ebenfalls von Süd nach Nord gegen den Asphaltſee hatte. Der Winterſtrom im Hauptcanal ſowie in den Nebenwadi's war (3. April) ſchon abgelaufen und die Oberfläche ausgetrocknet, aber dagegen die ganze Rinnſalbreite, der innern Feuchtigkeit wegen, mit Tamariskengrün dicht bewachſen — lieblich-erquickender Ruhepunct des Auges in der waſſerloſen todten Steinwüſte rund umher.

Dieſer canalartige und bis zur völligen Verflachung der Seitenwände ebenfalls drei Wegſtunden lang ſich fortziehende Durchbruch heißt in der Landesſprache nicht mehr „Wadi-el-Ghor" — ein Name, welcher bei der Quermauer endet, — ſondern „Wadi-el-Arabah", d. i. „reißende Strömung", wenn das Wort arabiſch iſt; oder „Wüſtenebene", „Steppe", wenn ſich in ihm, wie Robinſon will, das altebräiſche Arabah erhalten hat.

Als leichtkenntliche Stromrinne zieht ſich der „El-Arabah" genannte Wadi auch nach Verflachung der Seitenwände — aber beſtändig anſteigend und nordwärts gegen das Todte Meer abfallend — noch neun volle Stunden bis zu einer langgedehnten Höhe fort, die im Munde der Eingebornen „El-Sathh", d. i. das Dach, heißt, und die natürliche Waſſerſcheide zwiſchen den nordwärts in den Asphaltſee, und ſüdwärts in das Rothe Meer rinnenden Winterſtrömen bildet. Jenſeits dieſes Wendepunctes fand Hr. v. Bertou den Wadi wieder etwas deutlicher eingerahmt und mit abermals veränderter Benennung als Wadi Akaba raſch zum Golf dieſes Namens abfallend.

Die Weglänge von der Südspitze des Todten Meeres, an der Quermauer vorüber, bis „El-Sathh“ und an der Wasserscheide hinauf beträgt chronometrisch genau berechnet 23 Stunden und 25 Minuten; von „El-Sathh“, oder von der Wasserscheide bis Akaba hinab aber nur noch 15 Stunden und 35 Minuten.

Stellt man das Ganze unter einen Blick zusammen, so heißt der Erdspalt vom See Tiberias bis zur Querhügelkette oder dem Serravalle, im Süden des Todten Meeres, 53 Stunden lang Wadi-el-Ghor; dann vom Serravalle bis El-Sathh hinauf durch 20 Stunden und 25 Minuten Wadi-el-Arabah, und von El-Sathh bis zum Rothen Meere hinab eine Strecke von 15 Stunden und 35 Minuten endlich Wadi-Akaba, welche dritte und letzte Benennung von Robinson angefochten und mit „Arabah“ verschmolzen wird.

Das Dasein einer den Asphaltsee vom Rothen Meere trennenden Wasserscheide und der selbst ohne künstliche Höhenmessung herzustellende Localbeweis, daß Wadi-el-Arabah mit seinen zahlreichen Nebenwadi's einen nordwärts abfallenden und die Querhügelmauer durchbrechenden großen Wasserzufluß des Todten Meeres bildet, nöthigten Hrn. von Bertou

1) der früher eifrig verfochtenen Thesis: „der Jordan habe sich einst durch Arabia Peträa strömend in das Rothe Meer ergossen“, als einer physischen Unmöglichkeit zu entsagen;

2) im Todten Meere den Tiefpunct eines großen Wasserbeckens zu erkennen, dessen Randgrenzen nördlich der Antilibanon mit den Jordanquellen, östlich die vom Hauran herabstreichende arabische Gebirgskette, westlich das Hochland Judäa mit Hebron und Jerusalem, tief im Süden aber die Wasserscheide El-Sathh mit den „El-Yemen“ genannten Querbergen bilden, und folglich

3) an die vorhistorische Existenz des Todten Meeres als einer geologischen Nothwendigkeit, hauptsächlich aus dem weiteren Grunde zu glauben, weil die unermeßliche, selbst die Jordaneinströmung noch übertreffende Wassermasse, welche zum Theil perenn, meistens aber nur periodisch in der Regenzeit durch das Haupt-Wadi El-Arabah und eine Unzahl von Seitenthalungen, oft von weitester Dimension, noch jetzt in das Ghor herausströmt, keinen andern Ausgangspunct als den Asphaltsee haben konnte.

Nur wenige Wochen später als Bertou kam Edward Robinson denselben Weg von Hebron über Sodom und Wadi-El-Arabah zu den Säulenruinen von Petra herauf, Schubert aber mit seinen Gefährten in entgegengesetzter Richtung von Akabe über Petra nach Hebron und Jerusalem. Hr. von Schubert ließ zwar das Südgebet, ohne es nur zu sehen, seitwärts liegen; aber sein indirectes Zeugniß über die auffallend rasche Senkung des Bodens von Wadi-Musa (Petra) gegen das Südende des Todten Meeres herab liegt zu Gunsten der Bertou'schen Entdeckung ein um so schwereres Gewicht in die Wagschale des Streites, als es noch unentschieden ist, ob der Ruhm die auffallende, „beispiellose", bis dahin von Niemanden auch nur im mindesten geahnte, ja beinahe unglaubliche „Depression" des Asphaltsee's unter dem Wasserspiegel des Mittelmeeres zuerst entdeckt zu haben, Herrn von Schubert allein gebühre, oder ob er ihn mit den beiden Britten Moore und Beke zu theilen habe.

Jedenfalls treffen Bertou's, Robinson's, Schubert's, Moore's und Beke's Bemühungen, das Asphaltseeproblem zu lösen, in wundervoller Weise auf den engen Zeitraum weniger Frühlingswochen des Jahres 1837 zusammen.

Die Gemüther und die Einbildungskraft des Occidents erschreckt hat die unerwartete Nachricht von der Tieflage des Todten

Meeres allerdings, die Rothemeer-Theſis erſchüttert aber hat ſie nicht. Seht nur, hieß es, wie groß muß die Sünde der Pentapolis geweſen ſein, da Gott zu einem ſo ungewöhnlichen und in ſeiner Wirkung ſo ſchauerlichen Strafgericht ſchreiten mußte! Die Barometerſcala und Ottmann's Logarithmen gaben das Sündenmaß von Sodom wie den Völlegrad der göttlichen Zornſchale.

Den erſten merklichen Bruch in das feſtgedrängte Jordan-Rothemeer-Argument hat eigentlich Hr. v. Bertou gebracht, und der Ruin der Theſis wird und muß vollſtändig ſein, wenn man die Waſſerſcheide El-Sathh mit der großen nordwärts geneigten Schiefebene von Arabia Peträa auf Wegen der Erfahrung und der Wiſſenſchaft nicht bald und gründlich wegdisputiren kann.

Anfechtungen der Bertou'ſchen Befunde haben natürlich gleich anfangs nicht gefehlt. An erſten Entdeckungen zeigt ſich bei näherer Prüfung immer etwas unausgefeiltes, ſchiefes und mangelhaftes, was ein ſpäter Kommender auszubeuten und geltend zu machen meiſtens nicht unterläßt. Aber ſelbſt Robinſon, der gelehrte, ſtrenge und kritiſch-kühle Nachtreter Bertou's, wußte, ſo weit er denſelben Weg verfolgte, außer einer vollſtändigeren Aufzählung der Seitenwadi ſammt den links und rechts in das Südghor herausquirlenden Waſſerbächen, an ſeinem Vorgänger in der Hauptſache nichts auszuſtellen, als daß er Begriff und Namen „Wadi-el-Arabah" zu allgemein genommen und die Bezeichnung des breiten, tiefen, romantiſch-wilden, inmitten dieſer Arabah gelegenen Wüſtenthales El-Dſcheib aus der allgemeinen Benennung nicht ausdrücklich als Nomen proprium hervorgehoben habe, da es doch die Hauptwaſſerſtraße der ganzen Arabah ſei und, weit im Süden von Petra entſpringend, neben der eigenen Winterſtrömung auch die Fluten großer Seitenwadi zur

Regenzeit nordwärts in das Todte Meer ſende. — Die Bodenerhöhung von der Ausflachung der (El-Dſcheib) Arabah bis zu dem eine Tagreiſe entfernten Nimlapaß in der Nähe von Wadi-Muſa (Petra) ſchätzt Robinſon auf nicht weniger als 2000 Fuß. Dieſe Angabe ſtimmt beinahe völlig mit v. Schubert's Barometermeſſungen auf ſeiner Lagerſtätte in Wadi-Muſa überein, da die Senkung bis zum nächſten Ruhepunct, etwas nordweſtlich von der Aſphaltſeerichtung, nicht weniger als 2137 Fuß betrug.

Jedermann weiß, daß auf die Stichhaltigkeit ſolcher Beſtimmungen nicht gleich beim erſten Wurf zu rechnen iſt; auch mag Oberſt Gallier immerhin die durch kochendes Waſſer und mangelhafte Inſtrumente gewonnenen El-Sathh-Höhenmeſſungen Berton's für unzuverläſſig und ungenau erklären; die Hauptſache — das Daſein einer Waſſerſcheide auf dem Peträiſchen Iſthmus — bleibt doch geſichert, und Niemand wird fromme Skepſis hindern, ſich mit dem Plus oder Minus ſolcher Wandelicalen gelehrt abzumühen.

Daß ſich bei der gegenwärtigen Configuration des Peträiſchen Iſthmus der Jordan unmöglich habe jemals in das Rothe Meer ergießen können, wird von allen Parteien gleichmäßig eingeſtanden. Ebenſo wenig wird von irgend Jemand in Abrede geſtellt, daß Terrainbeſtand und Daſein des Todten Meeres der Zeit nach ſo weit hinaufreichen als man Geſchichte kennt.

Aber literariſche Autoritäten, deren Gewicht man reſpectiren muß, können ſich bei dieſen einfachen Thatſachen nicht beruhigen. Sie ſagen nicht bloß mit gläubigem Gemüthe, ſie ſuchen auch auf Wegen der Wiſſenſchaft und der beſſeren Forſchung den Satz zu demonſtriren: was heute eine phyſiſche Unmöglichkeit iſt, ſei es nicht allzeit geweſen und es habe ſich durch unmittelbares Dazwiſchentreten höherer Gewalten einerſeits der tiefe Keſſel des Aſphaltſee's eingeſenkt, andererſeits aber die ungeheure,

durch Bertou auf 90 geographische Meilen Länge und 20 Meilen Breite geschätzte Peträische Isthmus-Schwellung mit der Wasserscheide in vorhistorischen Zeiten, von denen selbst die heil. Schrift nichts wisse, in Folge einer vulcanischen Erderschütterung gehoben und den primitiven Neigungen der Strombetten überall die entgegengesetzte Richtung nach dem Todten Meere angewiesen, in welcher man sie noch heute trifft.

Was man für Begründung dieser Ansicht bisher in Localforschungen aufgefunden hat und einzulegen weiß, genügt aber noch nicht, um aus dem Bereich der Hypothese herauszutreten, der man übrigens nichts schlimmeres nachsagen kann, als daß sie das Ansehen und den Textlaut der heil. Schrift nicht für sich hat und deswegen als offene Frage der Zukunft anheimzustellen ist.

Besser dagegen, als es noch vor kurzem räthlich war, läßt sich jetzt sagen, was das südliche oder, wie es C. Ritter nennt, das Peträische Ghor sei.

Was ist also das Peträische Ghor am Südende des Todten Meeres?

Das Ghor am Südende des Todten Meeres ist eine drei Stunden lange, nicht überall ebenso breite, in Ost, West und Süd durch Berghöhen geschlossene, flache, deltaförmige Niederung, in die sich eine Menge Thäler, theils mit perennen, theils mit periodischen Wasserströmen — sämmtlich gegen das Todte Meer geneigt — hereinmünden und in der Regenzeit, der Jordanmündung gerade gegenüber, in wildem Getöse eine Wassermasse in den Asphaltsee wälzen, deren Reichthum die vorgenannten Sommerwanderer nur schlußweise erkannt, deren tiefe und reißende Strömung aber Hr. von Saulcy, der neueste und letzte Beschreiber dieser Terra incognita, mit eigenen Augen gesehen und nicht ohne persönliche Gefahr (1851) durchwandert hat.

Der Westrand des Ghor, an welchem der ganz aus Salz und Lava bestehende, aber helle quirlende Salzbächlein spendende Sodomsberg hinstreicht, ist ohne alle Vegetation; der Ostrand dagegen am Fuß der Moabhügelkette, wo der perenne Karahystrom vorüberrinnt und in mehreren Armen in den Asphaltsee fällt, ist alles mit Gebüsche, Canälen, hochwipfligen Bäumen, mit Weizen-, Gerste-, Durra- und Tabakfeldern, mit üppigem Buschwerk und lieblichem, selbst die Sommerglut überdauerndem Grün erfüllt. Auch Indigo vorzüglicher Qualität und besonders der frisch-süße, Beirut genannte Baumhonig fehlen diesem heißen Thale nicht.

Während auf der Nordseite des Todten Meeres ein einziger Fluß, der schnellfließende, tiefe und schweigsame Jordan, den Wassertribut des Antilibanon und seiner Ausläufer lautlos, ohne Brandung und Gemurmel in den Asphaltsee gießt, sah Robinson, außer dem lieblichen und perennen Karahystrom, auf der Südseite inmitten der sumpfigen Deltaniederung (Ende Mai 1837) mehrere breite Strombetten in trägen Windungen zum Todten Meere hinabschleichen. Irby und Mangles hatten deren sechs gezählt, aber nicht allen sechs war in der Sommerglut ihre Flüssigkeit geblieben.

De Sauley wanderte im Januar vorüber, wo alles voll und rauschend ging. Nahr-Fekrah aber an Wasserfülle für sich allein schon dem Jordan nahe kam.

Robinson behauptet, daß selbst heute noch eine größere Anzahl lebendiger Ströme von der östlichen Bergseite in das Ghor am Südende des Todten Meeres rinne, als man im ganzen übrigen Palästina auf so schmalem Raum beisammen finde, und folglich dieser, wenn auch großentheils unangebaute Distrikt durch Quellen und Bäche besser bewässert sei, als irgend eine Gegend im ganzen Lande.

Von der reißenden Wildheit der Südghorströme zeugt die Menge Triftholz, welches — von waldigen Höhen herabgestoßt — nach Verlauf des Wintergewässers dürr und krustig auf dem Trockenen der salzgeschwängerten Westseite liegen bleibt, wie man es auch am Nordghorstrande unweit der Jordanmündung zu jeder Jahreszeit sehen kann.

Dieses Südghor ist jene wasserreiche, weiland überschwänglich fruchtbare Aue Siddim, an deren Randhöhen die in Reichthum, Ueppigkeit und Sünde schwelgenden Städte Sodom und Gomorrha lagen, von welchen noch heute, wie zu Josephus' Zeiten, die Ruinen zu sehen sind, und die im Munde der Anwohner zum Theil selbst die alten Namen noch unverändert behalten haben.

Wo sind nun die Ruinen von Sodom, und wie ist heute die Oertlichkeit dieser einst so mächtigen und glücklichen Stadt bestellt?

Den steilen, hohen, baumlosen, beinahe geradlinicht auf der Ost-, wie auf der Westseite des Todten Meeres hinstreichenden Klippenrand kennt im Allgemeinen Jedermann. Daß aber diese — wenigstens scheinbar öden Klippenwände in regelmäßigen Distanzen von tiefeingeschnittenen, dunkelschattigen Engthälern mit oder ohne rinnend Wasser durchbrochen sind, so wie daß diese Tiefschluchten an ihrer Mündung ebenso regelmäßig ein breites Delta bilden, von denen nur im Nordwesten des Asphaltsee's einige völlig öde liegen, mehrere dagegen perenne Ströme nähren, die meisten aber selbst in der Wärmezeit mit einer unterirdische Feuchtigkeit verrathenden Vegetation bekleidet sind, — diese Eigenthümlichkeit, sagen wir, ist erst durch den neuesten Lynch-Periplus für den ganzen Umfang des Todten Meeres zum gemeinsamen Verständniß gekommen.

Ein solches Delta, breit, flach, sumpfig, an der Nordspitze grün und wasserreich, an der Südecke mit Erdharz und Salz

geschwängert und durch einen drei Stunden langen, eine Stunde breiten, 400—600 Fuß hohen, über den Seeschluß hinauslaufenden, aber ganz isolirt stehenden Asche-Salz-Lavaberg geschlossen, fanden die neuesten Entdecker am äußersten Südwestende des Todten Meeres.

Das ist „Dschebel-el-Milhh" (der Salzberg), „Hadschr Sedom", „Dschebel Sedom", „Chaschm Sedom" (Stein, Berg, Nasenknorpel von Sodom) im Munde der Beduinen.

Dicht an diesem „isolirten Salzberge" oder „Dschebel S'dom" sah Hr. de Saulcy die Ueberbleibsel einer großen Stadt, „Ghirbet S'dom", die Ruine von Sodom, genannt*).

Nach der Meinung des Hrn. de Saulcy ist kein Zweifel, daß Sodom und Umgegend in Folge eines vulcanischen Ausbruches, welcher den „isolirten Salzberg" in die Höhe trieb, vom Grunde aus zerstört oder, wie die Schrift sagt, „umgekehrt" worden ist. Die unermeßlichen Schichten von Asche und Schlakken an diesem Sodom'schen Kuruüo sprechen allerdings für vulcanische Gewalten, und inmitten der Zerstörung, sagt Hr. de Saulcy, haben sich sogar Reste cyklopischen Gemäuers erhalten**).

*) Djebel-Esdoum (la Montagne de Sodome), appelée aussi Djebel el-Melhh (la Montagne de Sel); non loin de là, les restes d'une grande ville. Khirbet-Esdoum (ruines de Sodome). Merkwürdig genug wird der Name dieses Salzberges und der anliegenden Ruinen von den Beduinen heute noch ganz ebenso ausgesprochen, wie ihn der Text des Alten Testamente accentuirt. Das Arabische سدوم S'dom, Sedom, ist genau das סְדֹם der heiligen Schrift. Französische Orthographie fordert in diesem Falle Esdoum, auch Ousdomme, und die britische gar Usdum; werden aber diese beiden Wortformen richtig ausgesprochen, lauten sie ebenso wie das arabische und hebräische Urwort von jeher gelautet hat. Was dagegen occidentalische Gelehrsamkeit über die verschiedenen Schreibeformen dieses einen und desselben Namens commentirt, vermutet und zusammenstellt, ist ganz überflüssig und verdient keine weitere Berichtigung.

**) Sodome, selon notre voyageur, a dû être renversée de fond en comble par l'effet du soulevement qui a fait surgir la Montagne de Sel.... à la suite d'une éruption volcanique, qui a laissé pour traces d'immen-

Von Lava, Schlacken und Asche thut Robinson keine ausdrückliche Meldung; auch die cyklopischen Mauerreste hat er im Vorübereilen nicht bemerkt; wohl aber hat er sich durch den Augenschein überzeugt, daß reines lebendiges Steinsalz Hauptbestandtheil des ganzen, vulcanisch gehobenen und nur durch einen schmalen Küstenstreif vom See getrennten Berges ist. Den Strandboden am Fuße des „Salt mountain" mit Salz und Erdharz bekleidet hat, wie schon oben angedeutet, auch W. Lynch gefunden. W. Lynch hat aber auch von der Barke aus an diesem Salzberge ein „Phänomen" entdeckt, welches den übrigen Forschern vor und nach ihm in gleicher Weise entgangen ist. Wir meinen die Salzsäule, in welche der Sage nach Lot's Weib verwandelt wurde, und die man bisher als eine Schöpfung der Einbildung und des Aberglaubens in das Fabelreich verwiesen hat. Die „Salzsäule" existirt aber wirklich, wenn sich auch die ihr von St. Irenäus zuerkannten Sexualfunctionen an derselben nicht mehr zeigen sollten.

Lynch's Entdeckungsmannschaft sah, zu nicht geringem Erstaunen, auf der Ostseite des Sodomberges, etwa ein Drittel Abstand von der Nordspitze desselben, am Eingang einer engen, tiefen, steilen Schlucht eine runde, hohe, von der Bergmasse, wie es schien, losgeschälte Säule von reinem Salz, cylinderförmig auf der Stirn- und pyramidal von der Rückseite. Der runde Säulenschaft mag vierzig Fuß Höhe haben und ruht auf einer ovalen Unterlage — im Ganzen vierzig bis sechzig Fuß über dem Spiegel des Todten Meeres. Die Dicke der Säule scheint mit der Höhe zu schwinden, die Spitze ist zerbröckelt und die ganze Masse reine Krystallisation. Ein Strebepfeiler verbindet

ses dépôts de scories et de cendres: on trouve, dit Mr. de Saulcy, parmis les décombres, des restes de murs cyclopéens.

Jomard's Bericht im Bulletin de la Soc. de Géogr. t. 2 pag. 52. 1851.

ſie mit dem Berge im Hintergrunde, der Ueberzug iſt von heller Steinfarbe und das Gebilde ſelbſt, nach Lynch's Dafürhalten, eine Schöpfung der Winterregen*).

Dieſe Gründe zuſammengefaßt heben alle Bedenken, daß hier Sodom, die alte, große, prachtvolle, vulcaniſch zerſtörte Hauptſtadt der zaubervollen „Waſſerane" des Patriarchen vor geweſen iſt.

Die Lage von Gomorrha und den übrigen, durch die Kataſtrophe verheerten Orten der alten Siddimebene iſt weniger leicht mit Beſtimmtheit nachzuweiſen, weil an der Südſeite des Todten Meeres, an und auf den beiden Ghor-Einrandungen allerdings Ruinen vom höchſten Alterthume übrig geblieben ſind, aber im Munde der Eingebornen ſich keine alten Namen lebendig erhalten haben.

Sechs Seemeilen (drei Stunden) nördlich von dem „Salt mountain", am Ausgang einer tiefen Schlucht, iſt ein anderes Delta, in welchem Robinſon und Lynch, ſelbſt in der heißen Jahreszeit, rinnendes Waſſer, friſche Bäume und grünes Strauch-

*) Soon after, to our astonishment, we saw on the eastern side of Usdum, one third the distance from its north extreme, a lofty, round pillar, standing apparently detached from the general mass, at the head of a deep, narrow, and abrupt chasm. We immediately pulled in for the shore, and Dr. Anderson and I went up and examined it. The beach was a soft, slimy and encrusted with salt, and a short distance from the water, covered with saline fragments and flakes of bitumen. We found the pillar to be of solid salt, capped with carbonate of lime, cylindrical in front and pyramidal behind. The upper or rounded part is about forty feet heigh, resting on a kind of oval pedestal, from forty to sixty feet above the level of the sea. It slightly decreases in size upwards, crumbles at the top, and is one entire mass of crystallization. A prop, or buttress, connects it with the mountain behind, and the whole is covered with debris of a light stone colour. Its peculiar shape is doubtless attributable to the action of the winter rains.

Lynch, Narrative, p. 307.

werk in Fülle ſahen, de Saulcy aber in der Winterperiode liebliche Thalfriſche mit „tropiſch-üppiger Vegetation“ gefunden hat, und deswegen es auch von ſeinen Beduinen Wadi Mojet-Embarek, Bach des geſegneten Waſſers nennen hörte. Auf einer Erhöhung am Eingang in die Schlucht entdeckte Lynch die Ueberbleibſel eines Bauwerks von behauenen Quaderſteinen; die Grundlagen und ein niederes in die Schlucht hinabſtreichendes Gemäuer waren allein noch übrig. Auch Spuren von künſtlichen Terraſſen waren noch da, und ein roh gearbeiteter Canal zur Seite, meint Lynch, war vielleicht eine Waſſerleitung, die anliegende Deltaebene zu befruchten. Coſtigan, auf einem früheren Verſuch das Todte Meer mit Barken zu befahren, war von Nord herab bis zu dieſem Delta vorgedrungen und glaubte, es könnte hier wohl Gomorrha, die Schweſterſtadt von Sodom geweſen ſein. Vulcaniſche Schlünde und erſtarrte Lavaſtröme, welche de Saulcy in der Umgegend bemerkte, ſcheinen die Vorausſetzung eher zu beſtätigen als zu widerlegen. Mit welchem Rechte dagegen Hr. de Saulcy Gomorrha auf der Oſtſeite des Ghor gefunden haben will, kann beim Mangel aller kritiſchen Unterlage Niemand ſagen.

Hätte man aber dem unerſchrockenen Wanderer in jener Gegend des ſchattenreichen Wadi Kerek wirklich eine Ruine „Cherbet Sabâan“ genannt, ſo wäre das allerdings auf das bibliſche „Seboim“, ſo wie auf das „Sabaah“ des Türken Hadſchi Chalfa auszudeuten. Indeſſen geräth der vielleicht zu eifrige Pentapolis-Ruinenauffinder de Saulcy nebenher doch auch in ſtarken Widerſpruch mit ſeinen eigenen Behauptungen, wenn er im Ergänzungsbericht zur Umwanderung des Todten Meeres auf der Weſtſeite deſſelben, ſüdlich von Ain-Feſchchah, „einen Krater mit großen Ruinen, Cherbet-Gumrân genannt“, gefunden und in ihnen die Ueberbleibſel von Gomorrha entdeckt zu haben glaubt.

Sodom ausgenommen, ist von den Ruinen der übrigen Fünfstädte, wenn sie ja noch existiren, noch keiner die unanfechtbar richtige Stelle angewiesen, und muß man diesfalls erst noch genaueren, an Ort und Stelle selbst, mit Griffel und Meßruthe in der Hand und arabischer Sitte und Rede kundig, anzustellenden Forschungen entgegensehen, was natürlich erst bei veränderten und verbesserten politischen Zuständen des Peträischen Isthmus erwartet werden könnte.

Nur eine Bemerkung kann man hier nicht unterdrücken. Vergleicht man die Lage der von Lynch wieder aufgefundenen Salzsäule mit der Lage der von de Saulcy ebenfalls erst entdeckten Ruinen von Sodom, so wäre Lot's Flucht aus benannter Stadt offenbar nordwärts zu einem nahe gelegenen Sicherheitsort gegangen, und nicht ostwärts über das vielgenannte Ghor, an der heutigen Ghowarineh-Ortschaft Es-Safieh vorüber, und das Baumrevier hinauf zum Hüttendorf El-Mesraah, in dessen Umgegend — wohl zehn gute Stunden von Sodom — man die Ruinen des biblischen Zoar erkennen will. Ein befestigter Ort Zoar oder Segbor mag allerdings bis auf die spätesten Zeiten in der Gegend am perennen Kerekstrom gewesen sein; aber ein anderes Städtchen dieses Namens, das kleine Belah oder Zoar des Patriarchen Lot, muß, aller von Robinson wegen Ajin und Ghajin mit großem Aufwande linguistischer Gelahrtheit zusammengestellten Gegengründe ungeachtet, am Ende doch in dem El-Zeeinah unserer Tage verborgen sein. Dieser Name haftet an der Nordspitze des Sodom-Delta und ist von den cyklopischen Mauerresten nicht viel über eine Stunde Wegs entfernt.

Wie in der ganzen Argumentation überhaupt, so haben wir in diesem einzelnen, die Lage von Zoar betreffenden Puncte insbesondere Text und Ansehen der heil. Schrift für uns. Wie sich am östlichen Himmel der erste Schimmer der Morgenröthe

zeigte, heißt es, begann Lot zögernd seine Flucht aus Sodom; und beim ersten Strahl der Morgensonne ging er durch das Thor von Zoar ein.

Wie hätte der Patriarch, mit drei weiblichen Begleitern zu Fuße davoneilend, in der kurzen Frist zwischen Morgenröthe und Sonnenaufgang in das weit entlegene Zoar am Wadi Kerek jenseits des Todten Meeres gelangen können?

Gar so Unrecht hätten also MM. de Bertou und de Saulcy mit ihren Berichterstattern am Ende vielleicht doch nicht, wenn sie ohne Scheu vor der schwer gerüsteten Yankee-Gelehrsamkeit im „Ouad-es-Zouëra" der Neuzeit Lot's alten Zufluchtsort beim Brande von Sodom erkennen wollen.

Burckhardt sucht einen Mittelweg und verlegt das Lot-Zoar in die Nähe der heutigen Ghowarench-Ortschaft Es-Safieh (Ghor Es-Safieh) am Karahystrom, etwa drei Wegstunden östlich von Sodoma; er vermag jedoch das Willkürliche dieser Annahme weder durch irgend eine in der Ghorbevölkerung fortlebende Ueberlieferung, noch durch das Dasein alterthümlicher Ruinen zu beseitigen, und er hat deswegen auch nicht viel größern Anspruch auf unsern Beifall als Robinson und Comp.

Selbst die höchst wahrscheinliche, ja kaum zu beseitigende Annahme, der südliche Theil des Todten Meeres, zwischen der großen, auf der Ostseite wenigstens zu drei Viertheilen, wo nicht gar zu Fünfsechstheilen der Seebreite heraustragenden Halbinsel und dem Salzberg von Sodom, sei ursprünglich trockenes Land der Ebene Siddim gewesen und erst in Folge einer Katastrophe unter Wasser gekommen, kann an der Zoarsache, so wie wir sie deuten, wenig oder gar nichts ändern, weil die Entfernung von Lot's Wohnsitz zu Sodom in gerader Linie zur Kerekflußmündung hinüber auch bei dieser Voraussetzung noch sieben gute Stunden betrüge, welche Strecke keine menschliche Beweglichkeit

zwiſchen Morgenröthe und Sonnenaufgang zu durcheilen vermöchte.

Die eigenthümlichſte Erſcheinung in der Geſtaltung des Todten Meeres iſt ſicher dieſe rauhe, öde, vierzig bis ſechzig Fuß hohe Halbinſel, welche, wie die Südſpitze Italiens, in Form des menſchlichen Fußes, beim Knöchel angefangen bis zur äußerſten Zehenſpitze, vom baumreichen Moabſtrande ſo nahe an das Weſtufer des Aſphaltſee's herüberreicht, daß nur ein verhältnißmäßig ſchmaler Waſſercanal in Bosporuswindungen offen bleibt, und ſelbſt die gegen Süd hinab ſich wieder ausbreitende ſeichte Waſſerfläche, nach Robinſon's Ausdruck, einem breiten amerikaniſchen Strome gleicht, wenn Ebbe iſt und die Untiefen trocken liegen.

Die dem Weſtufer zugekehrte Sohle dieſer Halbinſel und natürlich auch die ſchmale, auf der engſten Stelle, nach Lynch nur achtzehn Fuß tiefe Canalwindung iſt — um bei dem Gleichniß zu bleiben — von der Zehenſpitze zu der Ferſe gerechnet, zwei Stunden vierzig Minuten lang; die Breite aber von der Ferſe zur Kerek- (el-Trach-) Mündung hinüber gaben ſchon Irby und Mangles auf zwei Stunden an. Die vorbenannte engſte Stelle zwiſchen dem neuerlich „Cap Molyneux" benannten Ferſenpromontorium dieſer Peninſula und dem gegenüberliegenden Ufervorſprung des jüdiſchen Continents beträgt kaum mehr als eine engliſche Meile, d. i. den dritten Theil einer Glockenſtunde, was ganz der Dardanellenenge zwiſchen Seſtos und Abydos, oder dem Bosporusſchluß bei den Caſtellen von Anadol und Rum-Ili nahe käme, wenn nicht ganz gleich zu ſetzen wäre.

Hier ſind die Dardanellen des Todten Meeres und zugleich die Grenzen zwiſchen dem ureigentlichen alten Aſphaltſee und der in der Zeit entſtandenen „Zuyderſee" der Pentapolis von Sodom.

Die plötzliche Hebung des Seegrundes von tausend bis dreizehnhundert Fuß Tiefe zu einer Tiefe von nur durchschnittlich sechs bis achtzehn Fuß verkündet deutlich genug, daß im „προπεσον“ des Eratosthenes, wie es unter den Gelehrten seines Zeitalters in Umlauf war, die Lösung des Asphaltseeproblems zu suchen sei.

Das alte Todte Meer ist vorgerückt und hat Erdstriche vulcanisch bezwungen, welche früher außerhalb seines Bereiches im freien Genusse der Sonne lagen.

Wo heute die Halbinsel und die bleierne Dardanellenströmung, dort war einst Schluß und Südgrenze des Todten Meeres. Und von diesem natürlichen Claustrum bis zur Querhügelmauer am Wadi Arabah war die weiland blühende, reichbewässerte, von Erdharzquellen geschwängerte Siddim-Aue — das „Lectonien“ von Canaan —, von welchem heute außer seinen höchst ungleichen Randeinfassungen in Ost und West nur das große, oben bezeichnete Delta im Südghor übrig geblieben ist.

Trümmer alten Mauerwerks hat die amerikanische Bleisonde in der „Zuydersee“ von Sodom nirgend entdeckt. Die ganze Ebene scheint Weide- und Gartenland voll Baumschatten gewesen zu sein; und die Sitze der Menschen hingen, wie es im Orient — besonders in Palästina und Syrien — noch ezt überall Sitte ist, zu beiden Thalseiten am Hügelrande.

Von der alten Siddim-Glückseligkeit des Patriarchen Lot ist auf der Abendseite des „Neusee's“ nichts mehr übrig. Es ist diese Abendseite eine völlig verlassene, menschenleere Oede mit kleinen Busch-Oasen zwischen Aschen-, Salz- und Lavaklippen. Nur die Uferstrecken im Südost des See's, unmittelbar am Fuße der schluchtigen Moabberge, zwischen den beiden perennen Strömen Wadi Karahy (Es-Safieh) und Wadi Kerè haben sich mit den beiden einzigen, sommerlicher Glutofenhitze ungeachtet, nahe

am Seerande von Menschen bewohnten Niederlassungen Spuren alter Naturpracht bis auf den heutigen Tag erhalten.

Das sind die beiden Ghorortschaften Es-Safieh und El-Mezráah*).

Von dem ersten dieser beiden Dörfer und seinem dreinamigen, voll- und perennirnenden Strom war schon oben die Rede. El-Mezráah, im Gesträuche versteckt, liegt eine halbe Stunde vom See und wird eigentlich vom zweiarmigen Wadi-Hamed bewässert, mit welchem, nach Lynch, der nur periodisch wasserreiche Wadi Kerek zusammenrinnt. Das Oleanderbuschwerk am Ufer des unversiegbaren Stromes war achtzehn Fuß hoch, in voller Blüthe und von angenehmem Duft. Ueppiges Gehölze, Akazienhaine und „Oescherbäume" mit der trügerischen Frucht des Sodom-Apfels, künstlich bewässerte Durra-, Gersten-, Weizen- und Melonenfelder mit Tabakpflanzungen und zuckerrohrähnlichem Stängelwerk bedeckten in schwelgerischer Fruchtbarkeit die Deltaebene, und in der tiefen Zoarschlucht des Wadi Kerek rauschte unter diluvianischen Regengüssen und furchtbar wiederhallendem Donnergeroll ein Waldstrom nieder, dessen Tosen mit der schauerlichen Gewitterpracht der umliegenden Scenerie nur der Majestät und den erhabenen Schrecknissen des Niagara zu vergleichen war.

Außer den beiden nun hinlänglich besprochenen Ghor-Deltabächen Es-Safieh und El-Mezráah rinnen — um sechs bis sieben kleinere Bächlein unerwähnt zu lassen — auf der Ostseite des Todten Meeres nur noch zwei reichlich und immer fließende Wasserströme bald an Palmgruppen, an Pappeln- und Tama-

*) Die ständigen Bewohner dieser beiden Schlamm- und Hüttendörfer am beißesten Theile des Todten-Meerufers, oder die sogenannten dunkelfarbigen und sonnenverbrannten Ghorleute heißen in Lynch's Bericht „Ghaurárieh", bei Robinson aber, wie uns scheint, sprachrichtiger „El-Ghawárieh", was der Pluralis von el-Ghawri ist und Ghorbewohner bedeutet.

riskenwäldchen in schleichenden Mäandern vorüberziehend, bald in geschwätzigen Cascaden vom Felsen rauschend, aus den hier abenteuerlich gestalteten, hier in liebliche Formen gegossenen, überall steil zerklüfteten und baumlosen Sandstein-, Basalt- und Lavabergen Moabs herab. Wir meinen Wadi Zerka-Mâin und Wadi el-Modscheb, welch letzterer in der Bibel den Namen „Arnon" trägt.

Die idyllenhafte Einsamkeit und reizend fruchtbare Wildniß an der Arnonmündung hat Seetzen zuerst entdeckt, und weniger als vier Stunden Ruderfahrt haben auch die Yankee-Barken vom Landungsplatz bei El-Mezräah zu dieser stillen, dem einst dattel- und traubenreichen Engaddi gegenüber liegenden Tempelschlucht des Todten Meeres gebracht.

Aus einer siebenundneunzig Fuß weiten, von senkrechten, roth-, braun- und gelbfarbigen Sandsteinklippen schattig eingekerbten Klamm wälzt der Arnon seine fischreiche, zweiundachtzig Fuß breite und vier bis zehn Fuß tiefe milde Fluth langsam durch ein riesig hohes, malerisches Felsenthor heraus. Vor dem Riesenthor hat sich ein, jetzt freilich nur von Weiden, Tamarisken, Röhricht, Immergrün und anderem Geschlinge wild und dicht bebuschtes, durch Kunst und Bewässerung aber leicht in ein reizendes Paradies von Dattel-, Bananen-, Limonien-, Zuckerrohr-, Weizen- und Gemüseanlagen zu verwandelndes Delta angelegt. Weithin durch die dunkelgewundene Felsenschlucht hallt das Echo wieder; hoch oben in den Lüften kreist der Aar und von Engaddi herüber wirft die hinter das Judäagebirge sinkende Sonne auf die einsam im Gebüsch schleichenden Arnonwellen ihren melancholisch glitzernden Abendstrahl.

Ist es ein Wunder, wenn der Zauber dieser romantisch-stillen Oede mit ihren schattigumbuschten Kalypsogrotten, ihrem ewigen

Frühling, ihren Bächen und ihrem Immergrün den gefühlvollen deutschen Seetzen überwältigt hat?

Ist aber die anmuthig gewundene Arnonschlucht das „Tempe“, so sind die heißen Quellen der Kallirrhoë und ihr Abfluß, der Wadi Zerka-Mâin, das Pruſa, das Carlsbad, das „Schönbrunn“ des Todten Meeres.

Etwa fünf Stunden gemächlicher Barkenfahrt vom Arnon nordwärts mündet das laulicht-frische Geſtröme des „Zerka-Mâin“ zum Todten Meer heraus. Im Zwiſchenraume ſtrich die Barke an einem grüneingerandeten, in langem weißen Faden von der Felſenhöhe herabſtürzenden Kataraktenbach vorüber, deſſen plätſcherndes Getöſe man im Vorüberrudern deutlich hören konnte. Uebrigens ſind Buſch-Delta, Grotten, achtzig Fuß hohes und hundertundzweiundzwanzig Fuß weites Felſenthor und in das Strandgebirge hinein gewundene Engſchlucht mit ſenkrechten, bis hundertundfünfzig Fuß hohen, röthlich-gelben Sandſteinwänden am Zerka-Mâin wie am Arnonbach. Nur war der Strom, der in der Regenzeit eine einzige volle und überwältigende Waſſermaſſe bildet, des Sommers, als Lynch erſchien, innerhalb des Thores in drei Rinnſale verſchiedener Weite und Tiefe geſpalten, die erſt im Delta zu einem ſelbſt dicht an der Ausmündung ins Todte Meer nicht mehr als zwölf Fuß breiten und kaum einen Fuß tiefen Volumen zuſammenfloſſen.

Die Strömung ſelbſt geht reißend, und kaum eine (engl.) Meile innerhalb des Felſenthores beginnt eine Reihe Schnellen (rapids) mit kleinen Cascaden, wo das Waſſer vier, fünf, ſechs Fuß hoch niederrauſcht. Etwa eine und eine halbe Stunde tiefer ſchluchteinwärts ſprudeln in Zwiſchenräumen die ſchon im Alterthum berühmten und viel beſuchten, jetzt in der Oede, wo nicht ganz nutzlos verdampfenden, ſo doch nur an wenige be-

nachbarte Beduinen ihre Heilkraft verſchwendenden heißen Quellen links und rechts aus der Felſenwand hervor.

Ob nun das „Schönbrunn“, die Kallirrhoë der gräco-romaniſchen Welt, im Hauptflußthale ſelbſt oder eine halbe Stunde ſüdlich in einer Nebenverzweigung lag, iſt für unſere Zwecke völlig unerheblich, weil die Luxusbauten und künſtlichen Badeeinrichtungen doch überall gleichmäßig verſchwunden ſind und übrigens aller Quellenſprudel der Umgegend mittels des Zerkaſtrombettes ſeinen Abfluß in den Asphaltſee hat.

Reizend, wie nur die kolchiſche Scenerie im epheu-umrankten Indſchir-Liman-Spalt, iſt der Durchblick, wenn er von innerhalb des hohen, dunkeln, engen Zerka-Felsthores über den Silberſpiegel des Todten Meeres auf den gegenüber liegenden „Dſchebel el Fareidis“, d. i. Paradies- (oder Franken-) Berg in der Nähe von Bethlehem fällt.

Keine der Vorbedingungen irdiſch-frohen Daſeins, weder geſunde reine Luft — ſogar dicht am Strande des Todten Meeres, noch Fälle ewig rinnenden ſüßen Waſſers, und in den Tieflagen ein üppiger, hohe Bäume und tropiſche Nahrungspflanzen tragender Humusboden fehlen am Arnon wie am Zerka irgendwo; ſelbſt die holzloſen, im Sommer kahlen Berghöhen überzieht in der Regenzeit ein Grasteppich mit buntfarbigem Blumenſchmuck. Und doch iſt ſeit Titus Veſpaſianus, mit geringen Ausnahmen, der Menſch aus der nächſten Umgebung des Todten Meeres verſchwunden und hat die uralte Oaſenlebendigkeit überall dem Stillſchweigen und der Verödung Platz gemacht!

Am Südrande des nämlichen Zerkathales, nahe bei der lieblichen Kallirrhoë, deren heißer Sprudel weiland ſo vielen Leidenden Friſche und Geſundheit wiedergab, jetzt aber, wie ſchon oben geſagt, ſo gut als unbenützt in das Salzmeer rinnt, fand Seetzen (1806) die Ruinen der in den letzten Zeiten des jüdiſchen Staa-

tes vielbesprochenen, durch Herodes I. prachtvoll erbauten Felsenstadt und Festung Machärus. Die Trümmer liegen weithin sichtbar auf der Plattform eines isolirten, steilabgeglätteten, von drei Seiten durch unausfüllbare Schluchten geschirmten, auf der vierten durch einen schwer überschreitbaren, einhundert Ellenbogen tiefen Spalt von der nächsten Anhöhe getrennten Steinkegels, dergleichen die Natur hauptsächlich im Orient zur Sicherstellung des Schwachen gegen Vergewaltigung des Starken mit Absicht geschaffen, die Kunst häufig nachgeahmt, die erfindungsreiche Kraft der Herrsch- und Habsucht aber doch jederzeit überwunden und erstiegen hat.

Der Ort, von den umwohnenden Beduinen heute „Mkaur" und „Michaur" ausgesprochen, ist wie Jericho nur gegen drei Wegstunden vom Strande des Todten Meeres entfernt, und wir hätten ein gutes Recht, die malerische Schilderung, die uns Flavius Josephus über Lage und Schicksal dieses Palästina-„Akrones" (zugleich fürstliches Schatzhaus, Staatsgefängniß und Todesstätte des Verläumders Ghrist) hinterlassen hat, in den Bereich unseres Asphaltsee-Panorama's hereinzuziehen. Wir wollen und müssen aber des beschränkten Raumes wegen auf den beneidenswerthen Vortheil, dieses abenteuerliche, aber romantisch-prachtvolle Naturgebilde mit dem abgeplatteten Taberkegel auf der Ebene Esdrälon, mit den waldeinsamen Felscastellen in Trapezunt, in Masanderan, in El-Irahd und in Kurdistan, und mit den kegelförmigen Kunsthügeln von Haleb und Homs zu vergleichen, für dieses Mal verzichten.

Auch über die Oase Jericho soll die oben angedeutete kurze Erinnerung aus demselben Grunde vorderhand genügen.

Dagegen wäre es ein wesentlicher Mangel, ja eine unverzeihliche Fahrlässigkeit und ein sträfliches Versäumniß, wenn wir ohne die beiden berühmten, dicht am westlichen Strande des

Todten Meeres haftenden Namen Engaddi und Masada auch nur zu berühren und durch die Lieblichkeit des einen, wie durch die Melancholie des andern das Gemälde gleichsam abzurunden und auszufüllen, sofort zum Schlusse eilen wollten.

Nach vulcanischer Versengung des am Südende des Asphaltsee's gelegenen Gartenlandes der Pentapolis um Sodoma war die deltaförmige Oase von Engaddi die wonnevollste und belebteste Oertlichkeit am Westufer des Todten Meeres. Fülle süßen rinnenden Wassers, Baumschatten, weiche Lüfte, buntfarbiger Blumenschmuck und Schweigsamkeit sind ja nach den Begriffen des Morgenlandes überall die Elemente irdischer Seligkeit.

Die wohlschmeckendsten Datteln und den kostbarsten Balsam, wie ihn nur Jericho, Arabia Felix und Babel kennen, sagt Flav. Josephus, liefern die Palmen und die Balsamstauden von Engaddi, wo König Salomo seine Weinberge, seine Terrassengärten und seine versiegelten Brunnen hatte.

Diese Engaddi-Herrlichkeiten, wenn sie auch nicht in ihrer ganzen Fülle unvermindert bis auf unsere Zeiten herabgekommen sind, haben im wesentlichen doch wenigstens die Stürme des großen jüdischen Aufstandes sammt Hadrians Verödungsedicten siegreich überlebt. Noch St. Hieronymus (400 n. Chr.) nennt die alte Palmenstadt En-Gaddi — zur Zeit des letzten Nationalkampfes Districts-Hauptort und Sitz eines der elf Revolutionscomités von Judäa — einen vornehmen und sehr großen Flecken am Todten Meere.

Mit St. Hieronymus verschwindet En-Gaddi gleichsam aus dem Gedächtniß der Menschen, und was immer vom Beginn des fünften bis gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts über diese Balsam-Palmen-Oase ergangen ist, findet sich nirgend aufgezeichnet.

Nach einem Stillſchweigen von mehr als vierzehn Jahrhunderten hat im Frühling des Jahres 1838 der gelehrte Amerikaner Edw. Robinſon gegen die Mitte des weſtlichen Aſphaltſee-Ufers Quellbach und Oaſe „Ain-Dſchedi“ entdeckt und nach den flüchtigen Eindrücken ephemeren Aufenthalts ſeit Flav. Joſephus wieder die erſte Beſchreibung der zaubervollen Oertlichkeit in das Abendland zurückgebracht.

Das Neueſte und Beſte hat aber auch hier, zehn Jahre ſpäter, Robinſon's Landsmann W. F. Lynch gethan, welcher drei gute Wochen Raſt und Haupt-Zeltſtation in dieſer lieblichen Oede hatte.

Zwiſchen beide Epochen ungefähr in die Mitte hinein fällt Semilaſſe's berühmter „Gang“ und anakreontiſch weiches Lob der Ain-Dſchediquelle, deren „merveilleuse végétation“ und buntfarbigen Blumenteppich Mr. de Saulcy vor noch kaum drei Jahren (1851) zuletzt geprieſen hat.

Iſt aber auch die heute von den Eingebornen wie von den bedeutendſten neueren Paläſtinawanderern „Ain-Dſchedi“ benannte Oertlichkeit wirklich das „En-Gaddi“ der heiligen Schrift?

Wo ſind die Palmen, wo Salome's Weinberge, wo die Balſamſtauden und die vielen Menſchen der großen Stadt?

Das alles iſt verſchwunden! Nur was der Menſch nicht zerſtören konnte, die weichen Tinten der Luft, der nie verſiegende Quellſtrom, das Röhricht, der Schatten, das unvertilgbare Baum- und Buſchwerk, die Terraſſen, das zarte Grün und die menſchenleeren Troglodytenwohnungen mit dem alten Namen ſind geblieben.

Das hebräiſche „Ain-Gedi“ oder „En-gedi“, wie der Urtext überall accentuirt, haben die Ueberſetzer der Septuaginta in correcter Nachahmung morgenländiſcher Vocaliſation durch *Ἐγγαδδί* ausgedrückt, und durch Zuthun St. Hieronymi iſt dieſe Form für den ganzen Occident bis auf den heutigen Tag Styl und Maß

geblieben. Das jüdische עין [En] und das arabische عين [Ain] „die Quelle", ist wie גדי [Gedi] und جدى [Dschedi] „das Böcklein" ganz und gar dasselbe Wort; denn daß aus dem hebr. ג bei den Arabischredenden überall ج geworden ist, weiß ohnehin Jedermann, so daß Ain-Dschedi und Engaddi in gleicher Weise mit „Böcklemsbrunn" zu übersetzen sind*).

Wie hat sich aber das weiland gepriesene Engaddi den neuesten europäischen Besuchern heute dargestellt?

Die am Westufer des Todten Meeres steil und geradlinicht von Nord nach Süd streichende hohe und öde Klippenwand mit ihren „unzähligen", enge und tief eingebrochenen Gießbachschluchten (Wadi) kennt der Leser zur Genüge aus dem, was wir bereits früher angedeutet haben. Und ein vom Strande des Todten Meeres zwischen zwei solchen tiefdunkeln Gießbachschluchten sanft ansteigendes, terrassig abgestuftes, deltaförmiges Planum inclinatum mit einer fettleibigen, unten und in der Mitte abenteuerlich zerrissenen und künstlich ausgehöhlten, oben aber plattgedrückten, fünfzehnhundert Fuß hohen Felspyramide im Hintergrunde denkt sich selbst die matteste Phantasie ohne Schwierigkeit.

Die Quelle aber sprudelt nicht, wie weiter nördlich die schöne Ain-Terabeh, am Fuße des Berges aus dem flachen Boden der Schiefebene herauf; sie stürzt tief im Innern der Schlucht und hoch oberhalb der Deltaspitze aus dem Spinachristi-Schattenbusch

*) Der Beduinendistrict um Ain-Dschedi heißt wie in den Tagen Josua's noch heute „Hasasa"; und man begreift leicht, wie vor Alters Engaddi von dem Reichthum seiner Palmen auch als „Hasason-Thamar" (Palmen-Hasasa) erscheinen konnte. Hatten nicht in der Homerischen Welt Götter und Menschen für ein und dasselbe Ding ebenfalls zwei verschiedene Benennungen? Mehr als wahrscheinlich ist auch das „Sebbeh" der heutigen Anwohner des Asphaltsee's nur der uralte Name des schwer zugänglichen Tafelfelsens, auf dessen Plattform die Hasmonäischen Priesterkönige die Festung Masada — das Trapezunt des Todten Meeres — errichtet haben.

einer fünfhundert Fuß hohen Steilterrasse mit Stromesmacht hervor, wird aber des Wasserreichthums ungeachtet, wenigstens in der heißen Jahreszeit, ohne ganz das Todte Meer zu erreichen, vom glühenden Deltaboden so vollständig aufgetrunken, daß sie die kleine, nach de Saulcy, während der Regenzeit mit tropisch-üppiger Vegetation überzogene untere Deltaebene bis auf einen dunkeln grünen Doppelstreifen und zerstreut stehende Gummiakazien und Tamariskenbäume, wo nicht öde und ausgebrannt, doch lange nicht so fett und grasreich erscheinen läßt, wie sie Lynch's Vorgänger Robinson geschildert hat.

Robinson war vom Judäagebirge zum Quellensprudel und seinem dunkeln Schattendickicht in noch feuchter Jahreszeit herabgekommen; Lynch dagegen hat sich der Scene unterhalb vom Meere her genähert, bei schon übermächtiger Trockenheit und Sonnenglut, ohne beim ersten Vorüberfahren die hoch oben sprudelnde Stromquelle und ihr Buschdickicht selbst zu sehen. Daher die Ungleichheit des ersten Eindrucks und die im Grunde einander widersprechenden Schilderungen der Ain-Dschedi-Herrlichkeiten. Zum Unglück fand Lynch die zu Robinson's Zeiten von Arabern der Nachbarschaft mit Getreide und verschiedenen Gartengewächsen reichbepflanzten Delta-Terrassen kurz vorher durch einen feindlichen Beduinenhaufen geplündert und verheert.

Unter den Sträuchern und Bäumen des undurchdringlichen Strombett-Dickichts fanden sich die Tamariske und der Nelken-Oleander in überwiegender Zahl. Auf der „staubigen Deltaebene" dagegen machten der Lotus und der Sodomsapfelbaum (Oescher) mit seinen zarten, schmalen, glockenförmigen Purpurblüthentrauben neben der Felsenrose, der gemeinen Nelke, dem Eibisch, der Aleppo-Senna und der geruchlosen gelben Reseda den ganzen Schmuck.

Dieses Engaddi-Delta, an der Basis wenig über eine

Viertelstunde breit und von der Spitze bis zum Strand herab auch nur etwa eine halbe Stunde lang, schien den lagernden Amerikanern im Ganzen ein dürrer und trauriger Aufenthalt, bis endlich gegen das Ende der ersten Woche ihrer nautischen Untersuchung durch eine einzige Abendscene die verborgene Quellenpracht zum Vorschein kam, und die staubige Engaddi-Wildniß in der Einbildung der versengten Yankee's wie durch plötzlichen Zauberschlag in ein reizvolles Paradies verwandelt wurde.

Erhitzt durch die Glut des Tages und im Gemüthe tief erschüttert durch die sturmvollen Frühlingsberichte aus dem Occident (1848) ging Kapitän Lynch mit seinen Gefährten das Strombett hinauf gegen den schattigen Felsenspalt, um in der Kühle der noch unbesuchten Schlucht das Labsal eines frischen Bades zu genießen. Am Fuße des Kegelberges fesselte der Anblick einer in der Felswand mit Marmorschwellen und gewölbten Fensterbogen kunstreich ausgemeißelten, jetzt unzugänglichen Höhlenstadt zuerst den Schritt der Wanderer; aber das von Ferne aus der Schlucht herbrummende Gemurmel des Cascadenstromes und die Sehnsucht nach dem Schatten der engen Schlucht trieb sie fort unter Tamarisken, Oleander und Röhricht zur „Egeria aller Brunnen" hinein.

Weit im Rohrdickicht, von Buschwerk gleichsam eingewölbt und tief versteckt im Schatten der Purpurfelsen und im milden Grün schwellender Vegetation, rauscht mit lieblichem Gemurmel über, unter und neben dem Gestein, von Becken zu Becken hüpfend und mit seinen Krystallarmen das Felsenrevier breit umspannend, der Wunderbrunn von der buschigen Steilhöhe in die Dunkelschlucht herab. So strotzend und blumensaftig ist am Stromrande der Pflanzenwuchs, daß sich das Buschwerk durch die eigene Schwere niederbeugt und bogenförmig über dem Geströme wölbt. Diana selbst, die jungfräuliche Waldgöttin, mit ihren jagenden Najaden hätte keine verborgenere Badestelle finden können:

hic dea silvarum venatu fessa solebat
virgineos artus liquido perfundere rore*).

Des lauwarmen, in der Luft sich bald kühlenden Wasserstrudels war eine solche Fülle, daß von Lynch's Gefährten jeder sein abgesondertes busch-umschlossenes Becken zur Erfrischung wählen konnte.

Der Contrast zwischen dem Schattendunkel tief unten in der Schlucht und dem hoch oben im Buschwerk sonnig funkelnden Geglitzer der krystallhellen Cascadenfluth war wundervoll!

Erfrischt und neugestärkt gingen die Wanderer nach dem Grottenbade wieder in ihr Lager zurück, saßen bei Ueberfluß an süßem Wasser, Zucker und frisch indessen von Jerusalem hergebrachten Limonien im Schatten der offenen Zeltdächer und freuten sich — von der kühlen Luftströmung abendlich angefächelt — ihres Daseins in Fröhlichkeit und Lust, während in Europa die Grundfesten der alternden Gesellschaft wankten und alle Lebensfreudigkeit aus den verzagenden Herzen der Menschen entflohen war.

Das Andenken an diese Engaddi-Scene hat die Heimkehrenden selbst in das entlegene Amerika zurückbegleitet, und es ist nicht wenig eigenthümlich, daß einer der glücklichsten und wonnevollsten Lebenstage dieser Fremdlinge mit jener Oertlichkeit zusammenhängt, die wir bisher nur als Aufenthalt der Verödung und des Greuels und als Landschaft zu denken pflegten, wo „umbra mortis et nullus ordo, sed sempiternus horror inhabitat."

Von der nur etwa ein paar Stunden weiter nördlich nahe an dem See aus dem Boden hervorsprudelnden Quelle Ain-Terabeh kann nach En-Gaddi kaum mehr viel zu sagen übrig bleiben, obgleich ein schmales, von dem Quirl genährtes, saftig und dunkelgrünes Rohrdickicht mit einer nicht zu verachtenden Salzwüstenvegetation im Gegensatze zur schauerlichen Oede der Umgebung auf die Phantasie des Wanderers auch hier seine Wirkung nicht verfehlt.

*) Ovid. Metamorph. III, 163.

Hätte Masada oder Sebbeh, wie es die Beduinen gegenwärtig nennen, niemals eine höhere politische Bedeutung und eine kunstvollere Gestaltung gehabt, als heut zu Tage in seiner Oede und Verlassenheit, so dürfte dieses einsam am schluchtigen Rande des Todten Meeres stehenden, mit Trümmern bedeckten, sonnenverbrannten und bis gegen zwölfhundert Fuß hohen Tafelfelsens selbst in einem ersten Periplus des Asphaltsee's kaum mehr als flüchtig und im Vorübergehen zu gedenken sein. Es ist ja nur ein Glied der abenteuerlich gezimmerten, wild-romantischen und langgestreckten westlichen Uferkette des Todten Meeres.

Seit wenig mehr als einem Decennium weiß man nun zwar, daß die Schaubühne des letzten blutigen Actes der jüdischen Nationaltragödie auf Masada gewesen ist und dieses weiland berühmte Felsencastell an natürlicher Unbezwingbarkeit nur mit Gibraltar, an Todesmuth seiner letzten Vertheidiger aber nur mit Numantia verglichen werden kann.

Dieser Kunde ungeachtet wäre uns über das Masada-Trauerspiel und seine Oertlichkeit hier umständlich zu verhandeln doch auch nur erst dann gestattet, wenn nach Robinson's und Semilasso's Fernschau von En-Gaddi auf die von halbweg nach Sodom herüberleuchtende Plattform-Ruine nicht Wolcott und Tipping, Lynch und de Saulcy durch erschöpfende Localberichte alles, was Flav. Josephus über die Vergangenheit geschrieben, und sie selbst mit eigenen Augen über die Zustände der Gegenwart beobachtet haben, aufs beste zusammengestellt und durch ihre Arbeiten allen weiteren Commentatoren gleichsam den Redestoff vorweg entzogen hätten.

Das von anderen gut und vollständig Gesagte aber, ohne dem Gegenstande einen neuen Gesichtspunct abzugewinnen, noch einmal zu sagen und die eben genannten Forscher geradefort zu copiren, erlaubt der Ernst und die Strenge unserer Arbeit nicht.

Titus Tobler's dritte Wanderung nach Palästina im Jahre 1857.

Mit einer Karte. Gotha 1859.*)

Wenn die Palästinagläubigen im Occident heute die Stadt Jerusalem und den Landstrich zwischen Joppe, Hebron und dem Todten Meer nicht ebenso gut, ja noch besser als die eigene Heimat mit der nächsten Umgebung kennen, — wenn sie sich, ohne die Studirstube zu verlassen, nicht jeden Fußsteig, jede Thalwindung, jede Straßenecke, jede Hebung und Senkung des heiligen Terrains und das verborgenste Bächlein mit dem saftigen Rasengrün, mit den Pomeranzenbäumen und mit den alten Mauerresten seiner lieblichen Oasen nach Fuß und Zoll auf das Reißbret zeichnen können, so ist es gewiß nicht Dr. Tobler's Schuld. Selbst die Wolken, ihre Schatten, ihre flüchtigen Contouren sehen wir vom Meere aufsteigen und labend über Jerusalem in die Wüste am Jordan ziehen. Das Maß der herabträufelnden Flüssigkeit ist vor die Augen des Lesers hingestellt.

Daß in solchen Bilde das Conterfei der Bewohner, ihre Physis, Rede und Sitte, ihre Abendkost und ihr Lager

*) Dieser Aufsatz gehört zwar in die Abtheilung der „Kritischen Versuche", wir haben ihn aber seines Inhalts wegen unter die Fragmente gestellt in der Voraussetzung, er werde, obgleich in der Hauptsache das Nämliche sagend, zur Verdeutlichung unserer durchaus neuen, auf besserer Kenntniß des Orients gestützten, aber manchem Abendländer doch schwer zugänglichen Anschauungen über Jerusalem vielleicht etwas beitragen.

Anm. des Verf.

mit der Architektur der Hütte nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Ebenso wenig kann es in einer minutiösen, unzählige Mal seit Menschenaltern mit ungleichem Geschick entworfenen Portraitirung Judäa's an Verbesserung, Berichtigung und Tadel der Vor- und Nebengänger mangeln. Und will sich Jemand von der Langsamkeit des wissenschaftlichen Fortschrittes überhaupt, sowie insbesondere von der unsäglichen Mühe und von der aufreibenden Thätigkeit überzeugen, deren es bedarf, um nur ein schmales Areale des heiligen Landes in geographisch-historischer Vollendung darzustellen, so braucht er nur Tobler's Palästinaschriften der letzten zehn Jahre mit den gleichzeitigen Lucubrationen seiner Concurrenten neben einander hinzustellen. Fürwahr, ohne die hartnäckigste Zähigkeit und ohne blinde, die ganze Seele erfassende Hingebung an den Gegenstand ist das vorgesteckte Ziel hier, wie anderswo, nicht zu erreichen. Dr. Tobler ist Judäaenthusiast, und verfolgt, unbekümmert um die Nöthen des Occidents, seit länger als zwei Decennien mit dem frommen Eifer eines Petrus Eremita und mit der wissenschaftlichen Nachhaltigkeit eines Franklinkatastrophen- und Nordpoldurchfahrtsaufsuchers sein geliebtes Kanaanitenthema, von dem er wahrscheinlich glaubt, daß es die ganze abendländische Culturwelt mit ebenso warmer Erkenntniß-, Streit- und Wissenslust, wie ihn selber fülle. Hat aber Hr. Tobler niemals ausgerechnet, bei wie vielen seiner Zeitgenossen und vorauszusetzenden Leser der incurable Jammer der deutschen Zustände, der Frankfurter Bundestag, Mac Mahons „Kapt" und Solferino mit Gyulai's Strategie tiefer im Gemüthe haften, als die einsame Dattelpalme von Katanneh, tiefer als der idyllische Thalgrund zu Ras Abu Ammar, tiefer als die Citronenwälder von Ain el-Dib und die melancholischen Trümmer von Chörbet el-Jehud? Zwei Palästinafahrten hat mehr als ein Occidentale unserer Zeit gemacht,

der Ruhm einer dritten Forschungstour in das heilige Land bleibt, Johannes Roth ausgenommen, bis jetzt vermuthlich dem Verfasser ganz allein. Und wer bürgt uns dafür, daß ihn der Naxus nicht zum vierten Male erfaßt, und eines leichten Zweifels wegen über Land und Meer an den Jordan schleudert?

Der Weg ist heute ebenso kurz als gefahrlos und bequem. Am 13. October 1857 verließ der Verfasser die Ufer des Bodensee's, stieg, von Marseille nach Alexandria segelnd, am 29. desselben Monats bei Jafa ans Land, und trat am 18. December auf derselben Rhede schon wieder die Heimfahrt nach Europa an. Die kurze Frist von fünfzig Tagen genügte dem zeitkargen, unermüdet rüstigen Wanderer durch einen Theil von Philistäa zu reiten, dann in einer Fußwanderung den Gebirgstriangel zwischen Jerusalem, Hebron und Askalon am Mittelmeere bis ins einzelne zu erforschen, in Jerusalem strenge Nachlese zu halten, und im Ganzen das Material für einen elegant ausgestatteten Octavband von 514 Seiten zusammen zu bringen. Und doch, meint der Verfasser, gebe die Bodengestalt der Heiligen Stadt allein selbst nach diesem dritten Examen noch eine Menge Stoff für Erörterung, Bestätigung, Anfechtung und Widerlegung von Ansichten und Meinungen, welche bisher in Deutschland Credit und Geltung hatten.

Ist es aber auch gewiß, daß die Europäer gar so detailwüthig sind und über Schutt und Schmutz der Davidsstadt noch mehr wissen wollen, als uns der Verfasser schon gesagt? Ganz ohne Sorgen ist Hr. Tobler in diesem Punct selber nicht, und es beschleicht ihn inmitten seiner Mühsale häufig die Furcht vom Pilgerschlendrian nicht einmal gelesen, noch viel weniger „studirt" zu werden; man wolle keine Mühe aufwenden etwas Gründliches zu wissen, — trübes Privatinteresse, sündhafte Parteileidenschaft, Streitsucht, Gewissenlosigkeit, hochmüthiges Absprechen, Gleich-

gültigkeit für Wahrheit und eitel boshafte Rechthaberei, meint er, stehen der wahren Erkenntniß der Thatsachen, wie überall, so auch hier entgegen. Klagen über Unzugänglichkeit der Gegner für die einfachsten und unwiderlegbarsten Befunde kehren in diesem Wanderbuche mehr als einmal wieder, und nicht am wenigsten übel vermerkt es der Verfasser unter anderm, daß seine historisch-kritischen Berechnungen über den Schneefall in Palästina in Europa theilweise unbeachtet geblieben seien. Vollends zur Entrüstung aber treibt ihn die boshafte und willkürliche Verstocktheit der Opponenten, allem wahren Textverständniß zum Trotz, noch immer zu glauben, Justinians Marienkirche sei die heutige Aksamoschee auf der Tempelarea, was doch aller erprobten Schriftauslegung entgegen sei.

Warum aber, fragen wir, der Welt Wahrheiten aufnöthigen, von welchen sie nichts wissen will? Fontenelle's Ansichten waren hierin ganz verschieden. Wer reizbar ist und sich gern über die Unvollkommenheiten seiner Nebenmenschen ärgert, nebenher aber doch an die siegreiche Macht der Wahrheit über den Geist des Widerspruches glaubt und im gelehrten Streit auf die Ehrlichkeit der Gegner rechnet, der schreibe überhaupt kein Buch, und gehe insbesondere nicht nach Jerusalem. Muß man nicht in der That ein wenig Schwärmer sein, um sich über Nebendinge in schweren Worten und in lautem Hader zu ergehen? In Tschibrin z. B. ärgert sich Hr. Tobler über die Zerstreutheit der „guten Mohammedaner" im Gebet, und nach dem fruchtlosen Versuch, Salomons Tempelarea zu betreten, kehrt er mit „unnennbarem, durch das ganze Leben an seinem Herzen nagendem Schmerz" und mit „gründlicher Verachtung" der „türkisch-mohammedanischen Mißwirthschaft" in seine Wohnung zurück.

Seit diesem unglückseligen Tage ist für Abdül-Medschid und seine Weste bei Dr. Tobler nichts mehr zu hoffen. Die Katakomben,

die Tunnel und die Wasserbehälter unter dem Boden des Tempelraums wären für einen so determinirten, neugierigen und gelehrten Forscher allerdings ein gewichtvoller Gegenstand. Indessen hat uns erst wieder Max Busch, à la Suite des Großfürsten Konstantin, diese giaur-verpönte Fläche und das prachtvolle Octogon mit einer plastischen Durchsichtigkeit geschildert, die bis auf bessere Zeiten selbst einem Dr. Tobler genügen soll.

Daß der Verfasser auf seiner dritten Reise die Kenntniß der Configuration des Palästinabodens innerhalb des vorbezeichneten Dreiecks wesentlich gefördert, selbst Robinsons Mappe mehr als einmal berichtigt, und überhaupt allerlei feine und interessante Beobachtungen über Luft, Land und Leute eingeflochten, und folglich ein nützliches Buch geschrieben habe, muß ihm selbst die strengste Kritik zugestehen, wenn auch der Leser an dem ohnehin äußerst bescheidenen Kärtchen seiner Kreuz- und Querzüge die Nichtausdehnung desselben auf das durchwanderte Philistäasegment ungern vermißt. Das originellste indessen bleibt immer die Fußreise des Verfassers, zuerst vom Landungsplatz in berittener Gesellschaft nach Jerusalem hinauf, dann allein und mit dem Tornister auf dem Rücken nach Bethlehem hinüber, und von dort mit Drogoman, Führer und Lastthiertreiber durch das verschlungene Hügelrevier und die Baum-Oasen westlich von Bethlehem, bis wo sich das schluchtige Bergland zur Philistäaebene niedersenkt unterhalb Tschibrin. Solange Europäer Palästina besuchen, hat, so viel man weiß, eine solche Strecke dieses Landes, bloß von Wißbegierde getrieben, noch kein Pilger zu Fuß durchwandert. Und auch nur aus dieser neuen und ungewöhnlichen Praxis ist die im Tagebuche niedergelegte, wahrhaft militärische Terrainkenntniß zu begreifen, um welche den Verfasser mancher europäische Generalstabsofficier des letzten Krieges (1859) beneiden könnte.

Auch ist sich Hr. Tobler dieser Errungenschaft nicht ohne lebhaftes Selbstgefühl bewußt, und glaubt er insbesondere auf seine Ausmittelung: daß ein die Gewässer vom Bezirke Bet Dschibrin bis Terkumieh daherführender Nebenbach östlich von Esdud (Azotus) sich mit dem Hauptbach Es-Sant vereinigt, und dieser Es-Sant unweit Esdud unmittelbar mit dem Meere verkehre, einigen Werth legen zu dürfen. Wir wünschen, daß Jedermann das Gewicht dieser Entdeckung ebenso lebhaft wie der Verfasser selbst empfinde. Neben dem Bodenrelief von Judäa und den mathematisch genauen Messungen der Schutttiefen der wiederholt zerstörten Stadt Jerusalem gilt dem Verfasser ein siegreich durchgekämpfter Nachweis über Lage, Stellung und Construction der Bauten aus dem christlichen Mittelalter für besonders wichtig und interessevoll, und sein Wunsch: die Kritik möchte sich vorzugsweise in diesem Punct auf seine Leistungen werfen, trat schon einige Mal deutlich genug hervor. Das mag für eine biblisch-geographische Zeitschrift gut sein, hier wäre für Specialissima dieser Art nicht der rechte Platz, und Hr. Tobler soll sich nur zufrieden geben, wenn man seiner Mühseligkeiten nur im Allgemeinen hin gedenkt. Von einer Contestation seiner Terrainbefunde kann ohnehin keine Rede sein, weil alle seine Aufstellungen das Gepräge der Wahrheit in sich selber tragen, und nur das Nachmessen und Nachtreten auf dem gleichen Wege die Möglichkeit einer Anfechtung bieten könnte.

Was der Verfasser von der Durchsichtigkeit des Luftmeeres in Palästina und von dem weitreichenden bis auf Distanzen einer halben Wegstunde deutlich vernehmbaren Schall der menschlichen Stimme erzählt, ist keine Uebertreibung und findet in der heil. Schrift selbst die vollste Bestätigung.

Von der Spitze des Berges Garizim bis zur unten in der Thalsohle liegenden Stadt Sichem ist die Entfernung noch viel

bedeutender als eine halbe Stunde, und doch hielt Gideons jüngster Sohn von diesem Standpunct herab seine bekannte Unterredung mit den Sichemiten (Richter 9, 7), zwar mit einiger Anstrengung, aber in articulirter und voller Deutlichkeit. Allerdings wohnt in der Brust des Morgenländers überhaupt ein heller tönendes Metall, als in den meistens bootisch-dicke Lüfte athmenden Lungen des Occidents. Welchem Europäer wäre etwa nicht der volle melodische Glockenton der in den Frühstunden „lebben! lebben!" ausrufenden Sauermilchverkäufer in den Straßen Kairo's aufgefallen?

Für Leser, die aus Schriften über Palästina nur Motive der Erbauung und des andächtigen Gefühlschwelgens schöpfen wollen, haben Sondernotizen dieser Art allzeit ungleichen Werth. Merkwürdiger scheint ihnen die kurze Schlafzeit der Palästinabewohner, und doppelt behaglich müssen sie sich in ihrer behäbigen Häuslichkeit fühlen, wenn sie von dem preisbohen und doch comfortlosen Wandern des Pilgers durch die Dörfer und Flecken Judäa's hören, wo es oft an den unentbehrlichsten Nahrungsstoffen gebricht, und wo für einen schmutzigen Lagerplatz auf dargestampfter Erde häufig derselbe Preis gefordert wird, wie für ein weichliches Prunkgemach im Occident.

Mit vollem Recht aber darf sich ein Europäer der socialen Tugenden, der bürgerlichen Glückseligkeit, des wachsenden Wohlstandes, der Sauberkeit, der steigenden Pflege des Schönen und Verständigen im Abendlande bei der Kunde erfreuen, daß man in Palästina noch heute von Fortschritt und Verbesserung überhaupt nichts weiß, daß der Wanderer noch heute an denselben Unbequemlichkeiten und Mängeln zu leiden hat, wie vor dreißig Jahren, und daß — sollte es heißen — seit den Zeiten der Erzväter, die Beredung ausgenommen, in Palästina Alles beim Alten geblieben ist. Viele unserer Zeitgenossen haben Jericho

„gesehen, und wissen nur zu gut, daß man in jener ausgedorrten Kalkgrube, ich will nicht sagen von den Balsamgärten, selbst von den Palmenwäldern mit den „einpfündigen Datteln", wie sie Antonius von Placentia noch im Jahre 600 nach Chr. fand, heute nichts mehr sieht. Dagegen wird es selbst bei dem geduldigsten Leser nicht ohne gerechten Verdruß und frommen „Horreur" hingehen, wenn er vernehmen muß, daß es in der Heiligen Stadt auch bei den Christen mit dem Sittengesetz nicht allzu streng genommen wird, und daß man in denselben gebenedeiten Straßen von Jerusalem, durch welche einst der Herr mit seinen Jüngern wanderte, von frechen Dirnen sogar bei hellem Tage angesprochen wird. Ebenso wenig soll auch der (orthodoxe) Klerus jenen Grad einsiedlerischer Vollkommenheit und Strenge schon erstiegen haben, den er der sündigen Welt so eindringlich und salbungsvoll empfiehlt. Es ist jedoch eine alte Wahrheit, daß die Heiligkeit eines Ortes mit der Moralität seiner Bewohner meistens in umgekehrtem Verhältniß steht. Vergleicht man aber die allgemeine Charakteristik, wie sie der Verfasser in seinem Tagebuche und früher in seinen „Denkblättern" von der Bevölkerung Jerusalems entwirft, mit dem, was St. Gregorius von Nazianz in seinen Briefen aus dem Ende des vierten Jahrhunderts über die Sitten der Heiligen Stadt berichtet, so könnte selbst ein strenger Philosoph und Splitterrichter mit den Jerusalemern unserer Zeit noch zufrieden sein. Freilich ist die Stadt heute klein und arm, die Bevölkerung verhältnißmäßig dünn gesäet, und die türkische Polizei weniger duldsam als die orthodoxe Kaiserwirthschaft im vierten Säculum.

Sind die Reisebemerkungen des Verfassers im Allgemeinen vielseitiger, hie und da selbst feiner und gründlicher als bei Manchen seiner Concurrenten, so theilt er doch mit allen seinen Vor- und Nebengängern die sonderbare Eigenschaft, um nicht zu sagen

engherzige Beschränktheit, niemals und nirgend etwas zu Ehre und Nutzen, zu Preis und Lob der früheren Besitzer Palästina's, der Kinder Israel vorzubringen. Und doch hätten die Christen, besonders die Deutschen, viele Sünden gegen das merkwürdige und hochbegabte weiland kriegerische Bauernvolk der Juden gut zu machen. Oder erlaubt etwa unser Jahrhundert nicht Jedermann gegen jede Ueberzeugung und gegen jede nachhaltige Kraftäußerung gerecht zu sein? Vergleicht man die jedesmalige Weltlage und die zermalmende Uebermacht des feindlichen Angriffs auf der einen Seite mit der Kleinheit des Landes und mit der Schwäche der Hülfsmittel der jüdischen Abwehr auf der andern Seite, so darf man ohne Scheu behaupten: kein Volk des Alterthums habe mit so viel Muth, Standhaftigkeit und Todesverachtung Freiheit und Gesetz vertheidigt wie Israel.

Wie ärmlich und lahm hat Hellas gegen die Legionen Stand gehalten! Und man weiß in der That nicht, ob, außer den gepriesenen Hellenen, noch irgendwo auf der civilisirten Erde ein zweiter Nationalcomplex so aufgelöst und innerlich verkommen war, um nach der ersten Unterjochung keine allgemeine Insurrection zu wagen. Selbst das streitbare Gallien glaubte nach der Niederlage des Vercingetorix und der Uebergabe von Alesia das Joch der römischen Dienstbarkeit ohne weitere Protestation in Geduld tragen zu müssen.

Hingegen die Juden erhoben sich, durch das unglückliche Ende des ersten großen Aufstandes unter Nero und Vespasianus und durch die furchtbaren Scenen von Masada und Jerusalem ungebeugt, sechs und sechzig Jahre nach dem Brande der Hauptstadt und des Tempels unter Führung ihrer Schriftgelehrten zum zweiten Mal in allgemeinem, verzweiflungsvollem Kampf gegen die Tyrannei von Rom. Nur mit Mühe und nach entsetzlichen Greueln vermochte die Gesammtmacht der Legionen

Hadrians die ausgebrochene Bewegung wieder zu ersticken und durch Ueberwältigung des neuen Centralpunctes der Insurrection in Bet-tir der besorgten Welt vor dem verzweifelten Freiheitssinne der Kinder Israel endlich Ruhe zu schaffen. Schade daß der letzte „Schmerzensschrei" Judaa's nicht gleich dem ersten seinen Flavius Josephus gefunden hat, und daß er nur in den mangelhaften Bruchstücken eines Dio Cassius oder im Bilde phantastischer Ungeheuerlichkeit der Talmudisten auf unsere Zeit gekommen ist. Die Grabstätte der jüdischen Nationalunabhängigkeit ist indessen heute noch wohl bekannt. Sie liegt in einer fruchtbaren und wasserreichen Gegend, etwa vier Wegstunden westwärts von Jerusalem, auf einem mit modernen Ruinen bedeckten Hügel, im Munde der Umwohner „Judenruine, Choerbet el-Jehud" genannt. Auch ein Dorf Bet-tir ist in nächster Nähe noch jetzt bewohnt.

Alle diese Oertlichkeiten hat der Verfasser wiederholt besucht, die Namen Bet-tir, Bether und Bither mit gewohnter Schärfe kritisch abgewogen, den „entzückenden" Wasserreichthum und die strategische Opportunität der Lage nicht übersehen, auch die kriegerischen Ereignisse nach Robinson kurz berührt, sie aber nirgend mit gehöriger Wärme und mit gebührendem Nachdruck herausgestellt und anerkannt. Vielleicht untersagte ihm die ganze Anlage seines Wanderbuches und sein helvetisches Christenphlegma in gleicher Weise der jüdischen Freiheitsbestrebungen mit besonderer Gunst zu gedenken. Tadeln will man diese Richtung nicht, aber sie beweist, daß der berühmte Lagunenspruch: prima siamo Veneziani, e poi Cristiani, nicht Bekenntnißwort Dr. Toblers ist. Aus demselben Grunde mag ihm auch der Umstand nicht aufgefallen sein, daß sich vorzüglich in der Runde um Bet-tir der Beisatz „Choerbet" (desertus vastusque locus) an eine Unzahl von Dörfern hängt — ein nicht ganz schwaches Argument,

daß der Sitz des großen Kampfes wirklich um Choerbet el-Jehud gewesen ist. Bekanntlich wurden nach Erstürmung des Hauptquartiers der jüdischen Insurrection die Häupter der Patrioten militärisch hingerichtet und zugleich alle Ortschaften des rebellischen Landes verbrannt und demolirt, was bei dem vorherrschenden Steinbau selbst für ein zornentbranntes Heer keine leichte Aufgabe war, und innerhalb der heutigen Choerbetdörfer im Wesentlichen seine Grenze gefunden haben mag.

Die Nachkommen der Insurgenten von Bet-tir leben aber heute noch, zwar gruppenweise zerstreut über den ganzen Erdboden, aber ungebrochenen Muthes und im Geiste ihres heldenmüthig vertheidigten Gesetzes doch vereint zu einer unzerstörbaren compacten Nationalität. Vielleicht ist dieses Volk heute sogar zahlreicher, und trotz seines confiscirten Landes in der Wagschale der menschlichen Dinge schwerer wiegend, als es selbst in der Blüthezeit seines Staates war. Es ist ein alter Streitsatz der Philosophen, ob der Mensch oder das Uebel — die uns überall verfolgende ultio des Tacitus — stärker sei. Die Juden haben das Problem entschieden und den Beweis hergestellt, daß der willensstarke Mensch der feindlichen Natur, ja dem Fatum selber überlegen sei. Das Argument war freilich lang, und es bedurfte achtzehnhundert Jahre voller Kampf, Widerstand, Leiden und Geduld, bis die bösartige Gewalt den ganzen Vorrath ihrer Kraft erschöpft und den letzten Pfeil verschossen hatte. Das war gewiß der längste Krieg, von welchem die Geschichte zu erzählen weiß. Jetzt ist der Streit zu Ende, und wenigstens Eine Ungerechtigkeit weniger in der Welt. Israel hat das Spiel gewonnen, und beginnt nun die Ernte säculärer Arbeit und Noth einzuthun. Von den Sueven sagten die alten Deutschen: sie seien so stark, daß ihnen ne dii quidem immortales pares esse possint. Auf die Frage: ob nach der langen Gefahr das Gefühl

der Sicherheit und des unbestrittenen Genusses am Ende etwa nicht das diamantene Gefüge des Mosaismus lockern müsse, kann nur die Zukunft Antwort geben. Gewiß ist nur, daß die Künste der Ueberredung und des Syllogismus theologicus heute noch ebenso machtlos sind, als es früher der rohe Zwang gewesen ist, und daß vorerst noch auf lange Zeit hinaus Marc. 6, 3—6 volle Geltung haben wird. Die Thatsachen sprechen so laut und eindringlich, daß man sie hoffentlich ohne Verletzung des europäischen Christengefühls aussprechen und anerkennen darf. Ist übrigens die Angabe des Verfassers richtig, und hat die römische Propaganda, obgleich sie nur vom Jahre 1821 an gerechnet nahe an neun und sechzig Millionen Franken für Missionszwecke eingenommen, in sieben und achtzig Jahren trotz aller Mühe und Opfer wirklich nicht mehr als siebzehn Juden zum Katholicismus herübergebracht, so hätte man auf das Unternehmen Israel zu christianisiren schon längst als desperat verzichten sollen. Vielleicht wäre Schweigen und Gehenlassen wirksamer als Reden und Thun. Ebenso wenig stehen der Machtbesitz des Katholicismus und der Credit, den er bei Andersgläubigen in Palästina genießt, in richtigem Verhältniß zu der enormen Summe von 240 Millionen Realen, welche, ohne die Privatopfer zu zählen, die römisch-katholischen Nationen Europa's von Anno 1650 bis Anno 1850 zur Aufrechthaltung und Verschönerung ihres Cultus publice dem Heiligen Lande gespendet haben.

Wie Sie sehen, bringt Dr. Tobler dieses Mal allerlei gute und brauchbare Notizen über die Wiege des Christenthums, und ob sich gleich nach der Meinung eines großen Stylisten der Debats (La Boulaye oder Cuvillier-Fleury) selbst die geistreichsten Tagebücher vom Erbübel der Langeweile selten frei erhalten, so trifft dieser schlimme Vorwurf die „dritte Wanderung nach Palästina“ unendlich weniger, als der Leser bei der ersten Ansicht

des Titels vielleicht besorgt. In Sachen über Palästina ist Dr. Tobler eine Instanz, die man nicht mehr umgehen kann. Von den sieben, zum Theil dickleibigen Werken, die er seit 1849 über Jerusalem und Judäa propria bekannt gemacht, hat man der Reihe nach kurz und wohlmeinend alles in der Allgemeinen Zeitung angemeldet. Nur die Besprechung über eine Planographie der Heiligen Stadt wurde verwichenen Jahres dem Publicum vorenthalten, obwohl es sich um das Beste und Exacteste handelte, was in dieser Art bei den Deutschen existirt. Und weil man dieser endlosen Diatribe über das gelobte Land endlich selber müde ist, muß man doch zum Schluß die Freunde biblischer Alterthumskunde auf ein scheinbar geringes und unbedeutendes, in seinen Folgen aber nicht wenig nachtheiliges und sinnverwirrendes Uebersehen aufmerksam machen, das sich, so viel man weiß, auf alle seit dem Erwachen der wissenschaftlichen Kritik über Jerusalem verfaßten Schriften aller Parteien — Tobler nicht ausgenommen — mechanisch fortgeerbt, und selbst bei den scharfsinnigsten Topographen der Heiligen Stadt ein unentwirrbares Labyrinth von Irrthum und Unzukömmlichkeiten zu Tage gefördert hat, aus welchem Labyrinth die bisher verfolgte Methode keinen Ausweg hoffen läßt — wir meinen die grundfalsche Vorstellung, die man sich bis zu dieser Stunde noch in Europa über die Art und Weise macht, wie man einst in Jerusalem und im Orient überhaupt die Todesurtheile vollzogen hat und heute noch vollziehet. Im christlichen Abendland hatte und hat bekanntlich bis auf die neueste Zeit jede Stadt ihren gesetzlich bestimmten Platz, ihre Richtstätte, ihren „Galgenberg", wo das Verbrechen seine Strafe und die irdische Gerechtigkeit ihre Versöhnung findet. Diese Vorstellung eines einzigen bestimmten Richtplatzes, wie es noch immer geschieht, auf Palästina übertragen, heißt die ersten Anfangsgründe der morgenländischen

Archäologie verkennen. Die Sache wie das Wort fehlen dem Orient in gleicher Weise. In Jerusalem — wie überall im Morgenlande — ist jeder beliebige Punct der Stadt geeignet und wählbar für das Hochgericht und wird die Stelle der Execution, hat sie nicht unmittelbar bei der Urtheilsfällung der Richter selbst angeordnet, von jeher der Vollstreckungsbehörde überlassen, ohne Berufung wie ohne Frist. Alles hängt von der Qualität des Verurtheilten und von dem Grad der ihn verfolgenden Rache ab. Eine belebte Kreuzstraße, die Nähe eines frequenten Stadtthors, der Platz vor dem Tribunal, die landesherrlichen Gärten, der Palasthof des Despoten, ja selbst die Tempelarea sind und waren von jeher die beliebten Executionsplätze im Orient. Nur abgelegen, unbesucht und einsam darf der Ort nicht sein, denn im Orient ist das Todesurtheil weit weniger ein Gebot der Gesellschaftsrettung und der traurigen Nothwendigkeit, als ein Act der Rache und eine Schaustellung despotischer Allgewalt. Schrecken, nicht Besserung ist das Ziel. Der einzige und natürliche Feind des Machthabers ist im Morgenlande das eigene Volk, und umgekehrt. Der Spruch des Pontius Pilatus wurde nicht in der Altstadt (πολις, cite) von Jerusalem, wo das Prätorium, er wurde draußen in der Vorstadt, wo die Vornehmen und Reichen ihre Gärten und Paläste hatten, an einem Ort vollzogen, der im Volksmunde „Golgatha", d. i. κρανιον, Schädel, Capitolium hieß. Hier, meinte die jüdische Priesterschaft, wäre die Rache an ihrem Todfeind in wohlgewählter und gehöriger Evidenz. Ob die Oertlichkeit wegen der Configuration des Bodens oder aus irgend einem andern Grunde den Namen „Schädel" trug, ist einerlei. In diesem Styl war der freie Platz vor dem Prätorium bei Jedermann in Jerusalem unter dem Namen „Gabbatha", d. i. λιθοστρωτος, Hochpflaster, Terrasse bekannt, wie z. B. Einschütt, Lehel, Kreuz,

Römerberg, Zeil, Terrasse, Freiung, Tratten, Hohebruck beliebte Localitäten deutscher Städte sind.

Hätte man die einschlägigen Texte der Evangelisten, besonders Lucas 23, 33 besser angesehen, den Begriff τόπος richtiger gestellt, und überhaupt die Criminalpraxis des Occidents nicht blind und unverständig dem Morgenlande aufgeladen, so wären wir von dem unerquicklichen Gezänke über Lage und Aechtheit des Heiligen Grabes, wie von gewissen naturwidrigen Planographieen der alten Stadmauern von Jerusalem verschont geblieben. Der Text sagt nicht und konnte nicht sagen, das *exterior* sei gewöhnlicher Platz für solche Acte der Justiz gewesen. Vielleicht hat man, so lange das nachbabylonische Jerusalem stand, weder vor noch nach der Execution des Propheten von Nazareth an derselben Stadtörtlichkeit je ein Urtheil dieser Art vollzogen. Bewiesen ist indessen mit all dem nur die Möglichkeit, daß die traditionellen Andachtstätten der Heiligen Stadt wenigstens in diesem Hauptpunct nicht anzufechten seien, die Gegengründe aber jedenfalls und ohne Ausnahme in sich selbst zerfallen. Das ist schon ein wesentlicher Gewinn, es beruhigt viele Gewissen, und ist zugleich eine der wenigen Controversen, in welchen Tradition und Wissenschaft sich gegenseitig unterstützen. Kann man sich in Europa auch über nichts verständigen, so mag doch wenigstens in diesem Punct von jetzt an Ruhe sein.

Anatolische Reisebilder.

Anatolische Reisebilder.

I.

Bujuk-dere, 23. Junius 1847.

Es hat mich wieder aus Deutschland fortgetrieben, aber weniger unbesonnen als zur Zeit der thessalischen Wanderschaft (1842) horchte ich diesesmal mit mehr Bedacht auf Freundesrath und wollte wirklich, ohne Athen zu berühren, geraden Weges von Triest nach Konstantinopel eilen. Bei der leidenschaftlichen Aufregung, die jetzt in Griechenland überall an der Tagesordnung sei, sagte man mir, könne sich ein so schwer angeklagter Mann in der Hauptstadt der Hellenen kaum mit Sicherheit erblicken lassen. Nicht ohne peinliche Ueberraschung für das eingeschüchterte Gemüth ging aber das Lloyd-Dampfschiff vom 18. Mai — für welche Frist ich nach Triest gekommen war — nicht direct über Syra in den Bosporus, wie man es irrig angegeben hatte; die Bestimmung war nach Patras und Lutraki am Isthmus von Korinth, und dann von Kalamaki in den Hafen von Athen.

Um noch acht weitere Tage im schönen, aber heißen Triest zu bleiben und das nächste Fahrzeug abzuwarten, wie es etwa die Klugheit rieth, war die Furcht vor hellenischem Zorn doch nicht stark genug. Der eitle Gedanke, das griechische Volk, seine Art, seine Richtung und seine Sitte, so wie die Kunst mit ihm

umzugehen gründlicher als andere zu verstehen, ist ja bekanntlich des Fragmentisten noch heute nicht überall verziehene Leidenschaft.

Besorgt zwar, aber doch vertrauend auf Zufall und auf Glück, trug uns die „Maria Dorotea" (18. Mai Abends) vom Triester Molo in den weiten Golf hinaus. Auf den rauhen germanischen Winter hin in der schönsten Blüthezeit des Jahres —

„in gentle breezes, smooth seas and agreeable sunshine" —

über die spiegelglatte Meeresfläche schiffen, war eine lange nicht mehr gefühlte Lust. Auf der Höhe von Parenzo warf die Abendsonne den letzten milden Strahl auf die saftig grünen Küstenhügel und verschwand vom Horizont. „Ecco la città del Papa", sagten zwei italienische Mönche trocken und schneidend, als „Maria Dorotea" am andern Morgen (19. Mai) bei Sinigaglia vorüberstrich. Freundliche Mienen und Euphemismen reicher Mönche auf Pius IX. sind ebenso wenig zu verlangen, als Janitscharenlob und Derwisch-Hymnen auf Sultan Abd-ül-Medschid-Chan. Als weltlicher Regent hat das Haupt der Gläubigen in Alt-Rom mit dem Haupt der Gläubigen in Neu-Rom dasselbe Spiel, dieselben Feinde und dieselbe Noth.

In Ancona, wo man von acht Uhr früh bis vier Uhr Abends (19. Mai) vor Anker lag, verließ mit andern Fremden ein Conte Mastai Ferretti, Neffe des Pontifex, das Schiff, und rief die über die Stadt hinausragende Citadelle die kluge Heuchelei des Julius-Königs und Despans-Gubieres' Waffenruhm und heutiges Mißgeschick zurück.

In Mondschelglanz und abendlicher Kühle ging es von Ancona auf ungetrübtem Wasserspiegel an Pelagosa und der traurig-wilden Albanierküste vorüber in achtundvierzig Stunden Tag und Nacht ohne Aufenthalt zum öl- und pomeranzenreichen Strande von Corfu. Die zwanzigstündige Rast (21. Mai Nachmittag bis gegen Mittag 22.) ward zu einem Besuch in der Stadt benützt.

Mehr als viele andere Orte regt Corfu die Gedanken an. Wer aber hätte vom alten Corcyra und von den Gärten des Alcinous, wer von Ulyſſes und der Königstochter Nauſikaa, von den Scenen des peloponneſiſchen Bürgerkrieges, und erſt neulich durch Ludwig Roß von den herrlichen Wirkungen der Freiheitsgabe unter Rom nicht etwa zur Genüge ſchon gehört? Leider iſt auch über die ſchöne Baumallee und über die langen Geſichter der Sieger von Aliwal, über den Landesheiligen Spiridon und über den argen Blick der „braunen Amyntas“ der modernen Stadt nach ſo vielen Berichten nicht leicht etwas pikantes aufzubringen. Nur das Baumparadies der Inſel und ihre Schatten lobt man nie zu viel. Das heimatliche „Ora pro nobis“, mit ſüdlicher Metallſtimme und mit Orgelſpiel durch monderhellte Fenſter eines katholiſchen Tempels tönend, ſprach wundervoll zum Gemüth. Die mildklare Mondnacht und die unglaubliche Lindigkeit des Morgenhauches mit den ſtolzen Siegeshoffnungen der deutſchen Philologen waren noch im Sinn, und „Maria Dorotea“ ſchwamm, um das Vorgebirg der Feſtung beugend, ſchon auf der hellen Fluth nach Paxos fort*).

Links am ſteinigen Oelwald der albaniſchen Küſte blickte das verkaufte Parga aus dem Grün hervor, und Abends ſtrich das Fahrzeug eilend am langen Santa-Maura hin; am ſteilen Ithaka ſank die Nacht, und Pfingſtſonntag (23. Mai) Morgens früh ward vor der erſten bedeutenden Ortſchaft des freien Griechenlands auf der Rhede von Patras zu ſechsſtündiger Raſt der Anker ausgeeigt. Die wohnliche und wohlhäbige Außenſeite der ſeit 1842 bedeutend vergrößerten Stadt, das friſche Grün und die neuen Baumpflanzungen der fruchtbaren und wohlangebauten

*) Die deutſchen Philologen, wie Grevenus meint, denken vor allem Byzanz zu nehmen, und dann erſt das ſtark befeſtigte Corfu mit Waffengewalt den Hellenen einzuräumen.

Umgegend, die Rührigkeit und die feinen Gesichtszüge der frei gebornen Patrasser Jugend standen mit Elend, Schmutz und verzerrtem Blick der Vergangenheit im lieblichsten Contrast. Tugend und christliche Sittsamkeit, von denen man an der Isar wie an der Eisak so gerne redet, werden in Patras so heimlich und unbemerkt geübt, daß in sechsstündigem Aufenthalt von dieser herrlichen Frucht nicht viel zu entdecken war. Korinthen dagegen, Gärbe-Eicheln und Wolle aus Arkadien, hohe Disconto, Handelsbetrug und Advocatenkniffe wären im Ueberfluß zu haben.

Um Mittag schifften wir wieder fort, und drangen durch die kleinen Dardanellen (Rhion und Anti-Rhion) steuernd in den lieblichen Golf von Korinth hinein. Bis Bostizza, wo wir um drei Uhr Nachmittags eine Stunde Anker hielten, schienen beide Ufer unbebaut und menschenleer; die Schattenseite, d. i. die rasch anlaufende Moreaküste grün und buschbewachsen, die Sonnseite aber (Rumelien) steinig und ausgebrannt.

Erst um Bostizza that sich eine neue und überraschende Scene auf — eine liebliche Oase an die dunkle Berghalde von Achaja hingelehnt. Fluren mit europäischer Sorgfalt angebaut, Wiesengrün, Gebüsch, Obstgärten, Heckenzäune im Maiflor, perenne Wasserbäche und reizende Naturterrassen mit riesigen Platanen; Stadt, Dorf und Einödhöfe neu und zum Theil in besserm Styl aufgeführt, malen dem Vorüberschiffenden ein Bild, welches durch Neubeit und Farbenpracht selbst den aus Europa Kommenden freudig überraschen muß. Nur die Kirche mit Thurm und weithinschallendem Glockenton fehlt noch überall dem wiedergebornen Griechenland. Vermuthlich soll auch hier das fromme und nüchterne Bauernvolk dem reichen und üppigen Städter als Vorbild und Muster dienen. In Athen, wo sie dreißig vom Hundert nehmen und sich ihres orthodoxen Sinnes rühmen, wird noch mit Kühschellen zum Pontificalgottesdienst geläutet, während unser

Dampfboot eine bedeutend große Thurmglocke für die ſlaviſch genannte Berggemeinde „Breſteni“ aus Trieſt nach Poſtitza brachte. Die am Strand unſerer Ankunft harrende dichtgedrängte Menſchenmaſſe in blendend weißen Sonntagsfuſtanellen und rothem Fes feſtlich angethan, gewährte einen ſchönen maleriſchen Blick.

Vom platanenreichen Poſtitza bis in den innerſten Winkel des Golfes dauerte die Fahrt noch ſechs volle Stunden; dunkle Bergſchatten ſtiegen auf die Gegend um Sicyon nieder, und erſt um zehn Uhr Abends waren wir dicht vor dem Lloydhaus in Lutraki glücklich am Ziel. Der Mond ſchien ſo freundlich, die Abendlüfte fächelten ſo kühl und weich, und ſo magiſch ſpielte der Schatten von Lentiscusſtrauch und Lorbeerroſe am Strand, daß ich in ſchwärmender Vergeſſenheit erſt um ein Uhr Morgens das Deck verließ und zur Ruhe kam.

Lutraki, das Baden-Baden von Hellas — fünf ärmliche am Fuß des ausgebrannten Steinberges hingeſtreute Albaneſerhütten — hat ſeinen Namen von der warmen Quelle, welche dicht über dem Waſſerſpiegel heimlich und verlaſſen aus dem Geſchiebe bricht und in der traurigen Oede unbenützt verrinnt. Blühende Lorbeerroſen, Oleander, Lentiscusſtrauch und Ginſter ſind die ſpärliche Vegetation dieſer Einſamkeit, die nur durch den neugebauten und weißgetünchten Lloydſaal mit Säulenhalle, Nebenzimmer, Schreibſtube und Magazin in eingefriedigtem Hofraum für Aufnahme der Güter und Paſſagiere einen Anſtrich menſchlichen Aufenthalts gewinnt.

Von hier nach Kalamaki am andern Rand der Erdzunge hat der Trieſtiner Lloyd eine bequeme Fahrſtraße angelegt, auf der man uns (24. Mai nach acht Uhr Morgens) auf zweiſpännigen Reiſewagen in weniger als einer Stunde zum Dampfboot von Athen hinüberbrachte. Kein Haus, kein Feld, kein Menſch, kein Lebenszeichen, nicht einmal Ruinen auf dem einſt ſo dicht be-

völkerten Verbindungspunct! Wie auf dem Strand des Todten Meeres ruht der Fluch der Verödung auf dem Isthmus von Korinth. Auch in Kalamaki sind außer dem schönen Lloydsaal mit Nebengemächern und Säulenhalle Hütten und Häuser geblieben, wie sie vor dreizehn Jahren waren. Das Umladen der Fahrzeuge dauerte von Morgens sieben Uhr bis nach drei Uhr Nachmittags, und am steinigen Salamis vorübereilend liefen wir nach Sonnenuntergang im Hafen von Piräus ein.

Die ersten Werbeposten, um die Fremden aufzufangen, hatten die sorgsamen Gastwirthe Athens bis Lutraki vorgeschoben. In Kalamaki waren sie selbst, um sich in gegenseitiger Schmähung und Verkleinerung der Gäste zu bemächtigen. Aus Vorsicht und größern Credits wegen entschied ich für „Hôtel d'Angleterre", das vornehmste Einkehrhaus, wo die Zeche zwar etwas höher, aber das Unterkommen vortrefflich ist. Verwirrung und Tumult eines mit Gut und Passagieren überladenen, von Barken schreiender Gondoliere umschwärmten Dampfbootes im Augenblick des Ankerwerfens kennt Jedermann. Dazu gesellte sich in Griechenland, wenigstens für den Unkundigen, die Sorge vor der hellenischen Ufermauth, dann der Piräeus-Betturin, die fremde Sprache, die sinkende Nacht, die Furcht vor Betrug, und das Bestreben in allem weise und klug zu sein, als Quelle peinlicher Gefühle am Landungsplatz. Allen diesen Uebeln ward aber in Kalamaki klüglich vorgebaut. Nach getroffener Wahl des Gasthofes nahm der Eigenthümer sämmtliche Effecten der Angeworbenen gleich auf dem Fahrzeug schon unter seine Hut, bestellte im Hafen die Landungsbarke, besorgte Mauth und Betturin, und ohne Aufwand eines einzigen Wortes unsererseits rollte der Wagen nach acht Uhr Abends im Mondschein auf bekannter Straße durch den Oelwald nach Athen hinauf. „Piräeus-Spesen" kamen dann

freilich, aber doch zu beiderseitiger Zufriedenheit, auf die Wirthshausrechnung.

Der matte Blick des Nachtgestirns auf die abgeschälte Cephisusebene, das dürre Kalkgestein am Straßenrand, selbst die Schatten der verkrüppelten Oelbäume, und nicht am wenigsten die Sorge, wie es weiter gehe, drückten auf dem Balcon des prachtvollen Einkehrhauses noch ängstlich das Gemüth. Wie traurig doch der Mond über Athen, über den Cypressen, über dem marmornen Palast und den Ruinen hing!

II.

Bujukdere, 1. Juli 1847.

Daß Athen eigentlich in einer staubigen Kiesmulde ohne Baum und ohne fließendes Waſſer liege, und Ende Mai's auf dem ſteinigen Acker am Theſeustempel bereits die Gerſtenernte eingethan und alle Graſung in der Runde braun und erſtorben ſei, ſind Dinge, die Jedermann weiß und jetzt ſelbſt in Deutſchland Niemand mehr hören will. Hat indeſſen Athen auch keinen Bach und iſt der Iliſſus ausgetrocknet, ſo haben doch die neuen Cekropiden in der Zwiſchenzeit, wie die Knechte des Erzvaters in der Wüſte Gerar, zur Befruchtung ihrer claſſiſchen Steinöde Brunnen gegraben, neben den Häuſern hohe Cypreſſen gepflanzt und außer dem jungen Baumparadies mit Schattenbuſch und Waſſerbecken an der marmornen Königsburg Gartenvierecke mit ſüdlicher Farbenpracht innerhalb der Neuſtadt ſelbſt angelegt. Dunkles Sevengrün mit rother Oleanderblütbe auf weißem Hintergrund iſt auch kein ſchlechtes Spiel. Den ausgebrannten Kalkfelſen der Akropolis wird freilich keine menſchliche Kunſt mit Ranken von Immergrün umſchlingen, wie die Schloßmauer von Trapezunt, und nach der Meinung Kundiger iſt auch vom Hymettus das dunkle Waldgewand auf immer abgeſtreift. Liebliche Schattenſcenen, wie ſie die Cephalusmythe bei Ovidius malt, können niedrige Myrtenſtauden und Lentiscusſträucher der Höhenzüge im Iliſſuspanorama nie mehr ſehen. Glück und Hoffnung Attika's

ſind von den Bergen auf die Ebene herabgeſtiegen, und die friſchſproſſenden Wein- und Gemüſegärten zwiſchen Stadt und Olivenwald zeigen klar, wo Schätze und Waſſerſprudel von Neu-Athen vergraben ſind. Fürchten Sie ja nicht, ich möchte nach Vorgang erlauchter Levanteſahrer hier noch einmal den zerſprengten Minervatempel auf der Akropolis und die vergilbten Karyatiden des Erechtheums beſchreiben, als hätte vor mir noch Niemand ihre alte Pracht und ihre heutige Melancholie gefühlt. Daß die Burg oben auf dem Felſen, die Stadt aber unten in der Ebene liege, hat uns Greverus ſchon als Neuigkeit geſagt. Selbſt die ſinneſchwellenden, friſchen Abendlüfte mit den im Mondſchein nickenden Cypreſſenwipfeln entlocken nach der Glut des atheniſchen Sommertages aus Scheu vor dem Wiener Publicum kein Lob. Oder ſind etwa Prater-Linden und Hügel's indiſcher Blumenflor nicht der Inbegriff irdiſcher Pracht und Seligkeit? Doch beſchleicht es wundervoll die Bruſt, wenn ſich in attiſcher Vollmondnacht die Lichtſcheibe über den Rand des Hymettus hebt, und ſchweigend, aber freundlich und mild, durch die heiteren Säulen der Parthenonsruine auf den Fremdling ſchaut. Eine Feſtjahresſitzung der griechiſchen Alterthumsfreunde am Mavollmondabend, in Beiſein des Königs auf der Akropolis gehalten, wäre doch ein willkommenes Thema, um in ſtereotyper Form die Lenker Griechenlands und das „unvergleichliche Genie" der helleniſchen Menſchenrace zu loben. Aber auch dieſe Gelegenheit Verdienſt zu ſammeln und mißliebige Erinnerungen einzuſchläfern bleibt unbenützt. Nur die Zuſtände des Volkes im Allgemeinen und die Richtung der Geiſter Griechenlands in der verwickelten Lage der Gegenwart zu kennen, hat in Europa noch einigen Werth. In vielen Dingen ſind die Bewohner der griechiſchen Hauptſtadt einſichtsvoller und verſtändiger als die Leute im Occident. Einen harmloſen Fremdling zu beunruhigen, weil er über

das griechische Volk andere Thesen vertheidigte als die Enthusiasten im Abendland, kam früherer Aufreizungen ungeachtet hier Niemanden in den Sinn. Wie vor Jahren das Geschrei um ein „Syntagma“ und jetzt der Parteieifer gegen Kolettis und den König selbst, war auch das erste Aufwallen gegen die neue historische Ansicht eine von fremder Erde eingepflanzte Frucht, die auf griechischem Boden keine Nahrung fand und bald verdorren wird.

Ein achttägiger Aufenthalt zwischen Patras und Syra genügte den gänzlichen Umschwung der öffentlichen Meinung in diesem Puncte wie in andern und wichtigeren herzustellen. Bei der idealen, zu Zeiten doch noch schulphantastischen Färbung Ihrer Correspondenzen aus und über Griechenland, können Nachrichten, wie ich sie gebe, kaum willkommen sein. Oder dürfte man Ihren Lesern trocken und unverhohlen sagen: der Zustand arger Selbsttäuschung und künstlicher Berauschung, in welchem übelberechnete Schmeichelei philhellenischer Enthusiasten, versteht sich in bester und redlichster Absicht, bisher die Bewohner Griechenlands eingewiegt und festgehalten, beginne allmählich einer nüchternen Stimmung Platz zu machen, und durch die Erfahrungen der letzten Zeit erschreckt, ist das Land zur Ueberzeugung gekommen, harte Wahrheit bringe am Ende mehr Gewinn als unverdientes Lob, und eigene Tüchtigkeit mit entschlossener Selbsthülfe durch Arbeit und freie Entwicklung der im Boden und Volk schlummernden Kraft verleihe höhere Würde und bilde eine festere Grundlage öffentlicher Glückseligkeit, als der Enthusiasmus der Europäer für die untergegangene classische Welt. Wir wollen Niemand anklagen, meinen aber, alle Irrwege der öffentlichen Meinung in Hellas, alle falschen Schritte der griechischen Regierung, besonders die Gefahren und Verlegenheiten der letzten Zeit seien die natürlichen Früchte der schwärmerischen Zärtlichkeit und Verblendung des Abendlandes über Natur und Ursprung des

Aufstandes, über den Charakter des griechischen Volkes, über seine Bestandtheile, seine moralischen Zustände, seine Antecedentien und seine künftigen Möglichkeiten. Wenn sich das kleine arme Hellas der Meinung überließ: es habe durch eigene Kraft die Befreiung aus osmanischem Staatsverband errungen, es könne und müsse sofort die Stelle des ausscheidenden Padischah am Bosporus übernehmen, und es vermöge durch sein Genie und seine nachhaltige Stärke als Schlußstein europäischer Politik Orient und Occident im Gleichgewicht zu halten, so mögen es jene verantworten, die das demüthige, uneinige, schwache Christenvolk von Rumelien und Morea mit der Einbildung einer weltgebietenden Macht erfüllten. Oder könnte man wirklich das aus dem Boden der oströmischen Monarchie herausgewachsene und festgewurzelte Osmanli-Sultanat in Konstantinopel ohne Vorbereitung und langsam gährenden Uebergang plötzlich, wie man einen Wachtposten mit Ueberlieferung der Parole durch den andern ablöst, und sogleich denselben Dienst erhält, durch ein hellenisches Regiment ersetzen? Das ist doch eine Sünde gegen die ersten Elemente der Politik! Das Schlimme für die Ueberschwänglichen liegt in der Bemerkung, daß man in Athen zum Theil das Unpraktische und Unmögliche dieses Gedankens bereits erkennt, und daß sich in Folge vermehrter Einsicht und reiferer Erfahrung gewissermaßen eine Reaction gegen die „germanische Thorheit", wie sie es nennen, in Griechenland selbst gebildet hat.

Sogar über den Optimismus der Franzosen — so nützlich er scheinbar ist — lächelt man im nüchternen Augenblick. Bequem wäre es freilich, brauchte man nur mit Protocollen und Dithyramben ausgerüstet über die Alpen zu gehen, um Cäsar des Orients zu sein. Sagt man den Griechen: Eroberungen haben nur dann Bestand, wenn sie nach natürlichem Gesetz aus der Fülle physischer und geistiger Ueberlegenheit entspringen, und

hellenisches Regiment, sollten es fränkische Beschlüsse in Konstantinopel unmittelbar installiren, könnte sich nicht sechs Monate lang aus eigener Kraft erhalten, so erkennen und fühlen sie jetzt etwas von der Wahrheit dieses früher so verhaßten Spruches. Daß man sich in Europa getäuscht und die alte Monarchie der Osmanli für schwächer, den jungen christlichen Staat von Hellas aber für stärker gehalten habe, als sie beide an sich sind, ist jetzt eine ausgemachte Sache und, wie jeder große Irrthum, eine Quelle neuer Verlegenheit.

Wie die römische Kirche nach ihrem Kampf mit dem Geist der Reformation innerlich kräftiger, gereinigter und lebensfähiger dastand, als sie vor der Probe war, ebenso hat auch der vom Aufstand überraschte und bei wiederkehrender Besinnung nur durch das intervenirende Europa zum Frieden und Nachgeben gezwungene Türkenstaat in der letzten Zeit zum Erstaunen des Occidents ein so zähes, so nachhaltiges und so lebenskräftiges Element herausgekehrt, daß ihm mit der Achtung der abendländischen Politik auch ihre Sympathie neuerdings gesichert ist. Daß aber im Staatenverkehr nur Brauchbarkeit und Stärke, nicht idealer Preis Vertrauen und Credit verleihen, hätte man nie vergessen sollen. Der Gedanke, durch das islamitische Sultanat am Bosporus seien die großen Interessen der gegenwärtigen Weltordnung leichter und durchgreifender zu schirmen und sicherzustellen, als durch eine Ex-Abrupto-Restauration der illyrischen Christenheit, hat — wenn man es nicht übel nimmt — vorläufig allen Hellenenträumen diesseits wie jenseits der Alpen die Hoffnung abgeschnitten. Daß aber unter den „großen Interessen der gegenwärtigen Weltordnung" vorzugsweise Dämmung und Zügelung moskowitischen Uebergewichts zu verstehen sei, weiß man ohnehin. Nicht weil sie mit den halbjährigen Zahlungsraten im Rückstand sind und ihren ersten Geschäftsführer

lieber Johannes Kolettis als Alexander Mavrokordatos nennen, sind die Hellenen von der ersten Weltmacht angefeindet. Ebenso wenig hat Eifersucht über die vielen kleinen Fahrzeuge, die sie jährlich bauen, und über das reiche Frachtgeld, das sie monatlich verdienen, Albions Zorn auf das arme Griechenvolk herabgezogen, wie man neulich in Ihren Spalten las. Motive so geringer Art sind mit der Größe und der Rechtlichkeit des englischen Volks in gleichem Widerspruch. Piscatory mit seiner gräco-gallischen Harmonik mag allerdings lästig sein. Aber das Hauptverbrechen der Hellenen ist ihre politische Unzulänglichkeit, ihre Ohnmacht und die in England klarer als anderswo erkannte Unmöglichkeit, aus hellenischen Elementen je einen haltbaren Damm wider den vorgreifenden Ehrgeiz der den Occident bedrohenden Slavenvölker aufzuthürmen. Wenn aber die Griechen unter solchen Umständen doch, wie jener Phaëthon der Fabelwelt, mit Hartnäckigkeit nach einer Rolle langen, der sie nicht gewachsen sind, so wundere sich Niemand über Sir Edmund Lyons Tücken und die üblen Launen Lord Palmerstons. Wäre es nebenher nothwendig, was wir natürlich nicht behaupten, daß man in der Finanzverwaltung zu Athen Lug und Trug zur Revenue erhebe, und absichtlich falsche Listen führe, um lästigen Verbindlichkeiten auszuweichen, so wären beim englischen Volk, das mit allen Germanen noch an die Wahrheitsliebe im Menschen glaubt, Verachtung und Unwillen über diese wälsche Handlungsweise eher zu entschuldigen und zu loben, als vor ganz Europa als brutal und übermüthig anzuklagen. Ist einer aber schwach und unredlich zugleich, so wäre es doppelte Thorheit sich mit Gegnern einzulassen, bei denen sich zur Stärke auch noch die Ehrlichkeit gesellt. Rechtssinn und unverbrüchliche Treue in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten muß aber dem türkischen Volk und seiner Regierung selbst der entschiedenste Gegner zugestehen. Die

Frage, ob ohne eine vernünftige Philosophie, d. i. ohne alle Grundlage von Wahrheit, Ehrlichkeit und Recht eine freie und gedeihliche Politik in die Länge möglich sei, wäre in der That der Beachtung einer neugestifteten Académie des sciences morales et politiques würdig, und wird eben jetzt zur Ehre der europäischen Christenheit in Paris aufs erbaulichste abgehandelt.

Der alten Gewohnheit Moral zu predigen, die Dinge überall auf das rechte Maß zu bringen, kluge Demuth und Selbsterkenntniß als nothwendige Bedingungen des öffentlichen Lebens aufzustellen, sind wir, wie Sie sehen, auch in Athen treu geblieben, und haben durch diese philosophische Haltung in der Gunst der Gewaltigen und ihrer Wesire, wie sich von selbst versteht, bedeutende Schritte gemacht und früher Versäumtes nachgeholt. Die Guizot, die Salamanca und die Cabral der Zeit haben uns wiederholt ihren Beifall ausgedrückt, und Monsignore T... in der ersten Wärme sogar ein Memento zugesagt.

Die Lösung der Musurusfrage bildet jedenfalls im Leben des neugriechischen Staats den Wendepunct, und wird im illyrischen Delta überhaupt die Dinge auf den wahren Gehalt und in die rechte Stellung drängen. Ihre Haltung in der Streitsache bleibt hier unangefochten, und man will auch nicht lange untersuchen, ob Sie die Verhandlung mit dem nöthigen Maß von Unabhängigkeit führen, oder eine Ansicht vertheidigen, die im Grunde nicht die eigene ist. Daß aber durch den Spruch des europäischen Areopags einer heillosen Umwälzung der Süddonauländer vorgebeugt und der allgemeine Friede neue Bürgschaften erhalten würde, darf man nicht bezweifeln. Befestigung der gegenwärtigen Ordnung des Türkenstaats ist eine Lebensfrage für Europa, und daß sich Reschid Pascha's Reformverwaltung im Fall verweigerter Gerechtigkeit und bei officieller Demüthigung des Padischah der Reactionspartei und dem starken nationalislamitischen

Element gegenüber nicht halten könnte, weiß und fühlt Jedermann. Die Folge nochmaligen Rückſchritts in der Türkei wäre Unordnung und Aufruhr auf allen Seiten und im Gefolge beider fremde Intervention. Intervention in der Türkei aber führt die Ruſſen nach Konſtantinopel, was man um jeden Preis verhindern will. Von den ſtreitenden Parteien hätten durch das Wiener Austrägalgericht im Grunde beide guten Gewinn: die Türken mit ihrem Recht geſteigertes Vertrauen auf chriſtliche Billigkeit; die Griechen aber, von thörichter Verblendung geheilt, würden wiſſen, was und wie viel ſie von Europa überhaupt und vom Romanticismus ihrer Schirmvögte insbeſondere zu erwarten haben. Wer den Griechen ſagt wie weit ihre Kräfte reichen, was ſie eigentlich vermögen und können, hat ihnen den größten Dienſt gethan. Nicht völlig aufgeben und neuerdings dem Islam zur Beute überlaſſen, wie es verzagte Seelen ſchon beſorgten, will man das junge Königreich. Griechenland iſt durch den unzerſtörbaren Kitt von Thränen, Blut, Gold und Mitgefühl auf immer mit Europa zuſammengewachſen und wird beſtehen und leben. Nur findet man es der Natur der Sache und dem Vortheil Europa's angemeſſener, daß die Griechen vorerſt mehr an ihre Korinthengärten, an ihre Maulbeerbäume und wallenden Weizenäcker, an ihre künftigen Straßen, Brunnen, Glockenthürme und Pomeranzenwälder, als an die Eroberung von Konſtantinopel und St. Sophia denken. Die Griechen ſind keine Soldaten, kein eroberndes Volk; ſie ſind Bauern, Schafzüchter, Krämer und Matroſen, wollen und brauchen nichts als Frieden mit feſtem, ehrlichem, unabhängigem und wohlfeilem Regiment.

Wer ihnen von Theſſalien, Epirus und Macedonien redet als unerläßlichen Elementen und Lebenspulſen hellenischen Königthums, iſt ein Feind der öffentlichen Ordnung und übt ſelbſt an Griechenland Verrath. Weder Ruhe noch inneres Gedeihen, noch

wahre Gesundheit, noch Credit, noch Ehrlichkeit ist in Hellas möglich, bis es nicht den letzten Rest des verderblichen, dünkelhaften, aus dem enthusiastischen Europa einsiltrirten Hellenentandes von sich gestoßen und ausgewiesen hat. Statt die Mächtigen zu reizen, wäre im Gefühl äußerer Sicherheit still, heimlich und vergessen leben, arbeiten und nichts von Europa, Alles von sich selbst und von der Zukunft hoffen, die einzig gute Politik für Griechenland. Ist Hellas erst an Bevölkerung, Reichthum, Intelligenz und Kraft von innen organisch herausgewachsen, dann treten mit vermehrter politischer Thätigkeit Credit und Bedeutung von selber ein. So wenig man Feige durch Worte muthvoll machen, ebenso wenig kann man Schwache vor der Zeit durch bloße Ordonnanzen zur Macht erheben. An Krieg und Gewalt gegen die Türken dachte aber bei aller Prahlerei der öffentlichen Organe selbst vor dem Wiener Spruch-Niemand ernstlich in Griechenland. „Diesmal", lauten die Provincialberichte, „bringe man eine Deputirtenwahl noch mit Noth zu Stande; im Wiederholungsfall hätte es vermuthlich große Schwierigkeit; es kümmere sich Niemand um das Treiben der Kammern in Athen; Ordnung und Sicherheit bei täglichem Geschäft und Erwerb sei allein gesucht." Einige Müßiggänger und Intriganten ausgenommen will von Krieg und von spitzfindigen Reden über Metaphysik der Staatsgewalt hier Niemand etwas hören. Ja die Gleichgültigkeit der Massen sogar für die Form der Staatsverwaltung geht so weit, daß die Hellenen um den Preis von Frieden und innerer Ordnung, wie einst die müden Quiriten, alle Volksrechte mit der ganzen vis tribunicia am liebsten in der Person des Staatsoberhaupts concentriren möchten. Odilon Barrot und " werden mit dieser Haltung ihrer Helden vielleicht nicht zufrieden sein.

Der Widerspruch in den Nachrichten der Presse über die

öffentlichen Zustände Griechenlands und über die Stellung des Königs Otto zum Volke war eigentlich der Hauptbeweggrund, nach Athen zu kommen. Daß in den griechischen Provinzen überall Ruhe herrsche, und der König beim Volk geliebt und geachtet sei, hat man im Gegensatz gehässiger Parteischilderungen englischer Organe zwar in Deutschland schon wiederholt versichert, hat aber aus natürlichem Mißtrauen, es möchten Stimmen erkaufter und eigennütziger Berichterstatter sein, bei den Lesern nicht allemal den nöthigen Glauben gefunden. Die Sache indessen ist nicht mehr zu leugnen. Trotz aller Aufreizungen zu Mord und Bürgerkrieg herrscht im Lande die tiefste Ruhe, und der giftigsten Lästerungen ungeachtet sieht das Volk im König seinen natürlichen Beschützer, seinen treuesten Rathgeber und seinen besten Freund. Der gesunde und rechtliche Sinn des Königs — man muß es gestehen — verdient dieses Zutrauen und diese Liebe des griechischen Volkes in vollem Maße. Das Volk huldigt indessen Otto I. nicht etwa seines Namens und seiner erlauchten Herkunft wegen; es huldiget, ehrt und liebt, weil es in ihm den König, d. i. den Schlußstein der öffentlichen Ordnung und die einzige Garantie für Sicherheit der Person, des Eigenthums und der Zukunft sieht. Von abergläubischer Verehrung und nordisch-gemüthlicher Schwärmerei für die Fürsten, wodurch das Regieren anderswo so ungemein erleichtert wird, wissen die südlichen Völker nichts. Nur die Stärke erzeugt hier Respect, und Gehorsam wird nur gegen überwiegenden Vortheil eingetauscht. Dieser Beisatz schien uns nöthig, damit wir etwa nicht als gemeiner Schmeichler und Speculant à la .... verdächtig werden. Die Gewaltigen loben ist so wenig in unserer Gewohnheit, daß wir uns diesesmal billig entschuldigen müssen.

Dafür ist aber doch hoffentlich Johann Kolettis, wie ihn seine Gegner — versteht sich in der uneigennützigsten Absicht und aus

reiner Liebe für bessere Ordnung und sorglichere Wahrung des öffentlichen Nutzens — schildern, ein Bösewicht, ein Mörder, ein Straßenräuber, ein byzantinischer Propagandist, ein Heuchler und ein Dieb? Einen Mann wie Kolettis, der wie ein zweiter Aeolus der Fabelwelt Anarchie und Ordnung, Ruhe und Aufruhr, Segen und Fluch seines Landes in Händen hat, gegen solche Parteivorwürfe im Ernst rechtfertigen könnte nur ein Thor: Kolettis ist der fähigste Mann, ja der einzige öffentliche Charakter und wahre Staatsmann, den die griechische Revolution auf die Bühne gebracht. An Büchergelehrsamkeit und Kanzleiactenkunde kann ihm mancher überlegen sein; auch ist es noch unentschieden, ob er im Tabellenwesen und „rubricirten Betreffen" in und außer Griechenland nicht gefährliche Nebenbuhler hat. In Johann Kolettis aber erkennt das griechische Volk sich selbst und glaubt den eigenen Willen zu thun, wenn es dem Wort dieses Mannes folgt. Warum ist aber das griechische Volk bei gleicher Rechtlichkeit der Competenten gehorsam und zahm, wenn Johann Kolettis redet, aber aufrührerisch und störrig, so oft Alexander Mavrokordatos in den Geschäften ist? Vielleicht ist hier auch ein Geheimniß der Regierungskunst, das man in den Wirkungen sieht, aber nicht definiren kann! „Aber merkt ihr denn nichts", ruft ** in ** mit triumphirendem Seitenblick, „die Sache hat ihren natürlichen Grund: Kolettis ist ächter Hellene und führt seinen Stammbaum ohne Zweifel in gerader Linie auf einen jener Helden vor Troja zurück, die in Rath und Waffenkampf gleich gewandt und überwältigend sind." Diese Erklärung ist von bedeutendem Gewicht, und im Grunde, wie man weiß, bin ich von jeher beiläufig derselben Meinung gewesen. Indessen fragte ich doch aus Vorsorge für bessere Belehrung den ausgezeichneten Mann, von *welchem* der Homerischen Heldengeschlechter er sich eigentlich abzustammen rühme? „Ich bin ein Walach

aus Metzovo im Pindus und habe zu Padua Medicin ſtudirt", ſagte mit Gelaſſenheit und feinem Blick der helleniſche Premierminiſter. Einfach und anziehend, wie Ulyſſes in der Halle des Alcinous, erzählte Hr. Kolettis tief in die Nacht hinein aus ſeinem öffentlichen Leben von der Erhebung ſeiner Vaterſtadt durch alle Phaſen des Aufſtandes bis zur Gegenwart herab. Es liegt etwas Dramatiſches in dieſem Mann, in ſeiner Figur und in ſeiner Rede, und wer ihn gehört und geſehen hat, begreift die magiſche Gewalt, die ein ſolcher Mann im Lande der Palikaren üben muß. Aber wer ſind die Walachen, und welche Stellung weiſ't ihnen das zweite Buch in Homers Ilias unter den helleniſchen Stämmen an? In der Ilias, wie man weiß, iſt von Walachen noch keine Rede, ſie ſind italieniſchen Urſprunges, und wurden bekanntlich erſt zur Zeit der Legionenherrſchaft als Coloniſten in die Donauländer und nach Illyricum verpflanzt. Als Mutterſprache reden ſie ein corruptes, mit Slaviſchem und Albaneſiſchem ꝛc. gemiſchtes Latein, gehören großentheils zur griechiſch-anatoliſchen Kirche und haben ſich auf der Nordſeite der untern Donau in bedeutenden Maſſen, in den Gebirgen zwiſchen Theſſalien und Albanien aber in kleinern Bruchſtücken und mit ungeſchwächter Nationalität bis auf dieſe Zeit erhalten. An Intelligenz, Freiheitsliebe, techniſchem Geſchick und Erwerb ſtehen die Walachen hinter keinem der Volksſtämme des illyriſchen Continents zurück, und ſie ſpielten im oſtrömiſchen Reich ſelbſt als politiſche Macht eine ſo bedeutende Rolle, daß man der Provinz Theſſalien mit Inbegriff der Länder um den Aſpropotamos in byzantiniſchen Schriften Jahrhunderte lang nur unter dem Namen „Groß-Walachei" gedenkt. Heute iſt General Kolettis der tüchtigſte und beſte, Freiherr von Sina aber in Wien der reichſte Mann dieſes Volkes.

Wollte Jemand ſagen, in Griechenland ſei die Regierung

ſtark und ehrlich, und nur die Adminiſtration verderbt und ſchlecht, ſo ſchien das Urtheil zwar ein Widerſpruch, wäre aber dennoch wahr. Nach der Meinung der Billigſten werden in Hellas von den öffentlichen Geldern etwa vier bis fünf Millionen Drachmen, das iſt ungefähr der vierte Theil des Staatseinkommens, jährlich unterſchlagen. Ebenſo weiß in Europa Jedermann, daß die Stimmenmehrheit beinahe eine currente Handelswaare der griechiſchen Deputirtenkammer iſt; aber woher nähme einer, beſonders den Moralbeſtänden der franzöſiſchen Verwaltung gegenüber, den Muth, Dieberei, Aemter- und Stellenverkauf neben feilem Schmutz der Volksvertreter als Klageartikel gegen Griechenland aufzuſtellen und mit Kanonen zu bedrohen? Wenn aber die Verwaltungsleute in Frankreich, wo man im Namen der öffentlichen Tugend und Freiheit bereits zwei große Revolutionen machte und wo die Charte endlich eine „Wahrheit iſt", doch die größte Mühe haben ehrlich und gerecht zu ſein, ſo iſt öffentliche Tugend in der Staatsverwaltung entweder ein völlig unerreichbares Gut, oder man muß auch mit helleniſcher Praxis noch eine Zeit lang Nachſicht haben. Die Frage, „ob man die Tugend lernen könne", hat ſchon Plato in einem philoſophiſchen Dialog ſeinen Zeitgenoſſen vorgelegt, die Antwort ſcheint aber heute noch ebenſo bedenklich als im Alterthum. Neben dem natürlichen Gefühl für Billigkeit hat der jämmerliche und beſchämende Zuſtand der europäiſchen Staatsmoral, wie ihn die freie Preſſe zur allgemeinen Kunde bringt, unſere ſtrengen, zum Theil ſchon voraus zurechtgelegten Phraſen und Redeübungen über corrupte Handhabung des öffentlichen Pfennigs in Griechenland wieder abgekühlt und zurückgeſchreckt.

Leben und Beſtehen um jeden Preis und mit jeder Bedingung iſt der einzige Rath, den die ungewiſſe Zukunft des illyriſchen Continents erlaubt. Selbſt die kleine Demüthigung, die

euch etwa bevorſteht, ſchadet nicht; ſie wäre ſogar heilſam und brächte wahrſcheinlich für die kommende Zeit gute Frucht. Oder habt ihr etwa nicht ſchon Schlimmeres ausgehalten und es nicht zu bereuen gehabt? Die alten Czare von Moskau, die heute ſo ſtolz und empfindlich ſind, hatten für Kränkung und Schmach nicht allezeit ſo enges Maß. Leſet nur im Karamſin nach, was und wieviel ſie in ihrer ſchlimmen Zeit von der hohen Pforte zu Sarai perſönlich erduldet haben, um nur ihren Poſten im Kremlin nicht aufzugeben. Die Czare rechneten auf die Zukunft und errietben, gleichſam vom Inſtinct belehrt, daß Geduld und kluge Schmiegſamkeit ſicherer zum Ziele führen, als Trotz und Uebermuth.

III.

Bujukdere 12. Juli 1847.

Sechs Tage reichten hin das Gemüth mit der classischen Oede von Athen zu versöhnen, und am Schluß gar noch schön zu finden, was beim ersten Anblick niederschlagend und melancholisch schien. Oder wären wir etwa der erste Deutsche, der über den falben Korydallus und über die abendlich blauen Tinten des attischen Horizonts geschwärmt hat? Von den Ehren dagegen, die man uns angethan, und von der freundlichen Aufnahme, die wir an bedeutenden Orten der griechischen Hauptstadt fanden, sagen wir begreiflicherweise nichts, damit Sie etwa nicht glauben, man wolle in seiner Unbedeutenheit mit Männern wetteifern, deren Ankunft und Abreise, wie sie selbst erzählen, in drei Welttheilen zuerst überall das größte Aufsehen machte, und nachher, wie man weiß, einen nicht unbeträchtlichen Raum in ihrem Reiseberichte füllt. Ehren-Doctor Bobara-Wolf und besonders der unvergleichliche Doctor „Waue deejib" können in nützlicher Auswahl des Stoffes und in belehrender Erzählung dieser Art noch lange als Muster gelten.

Mit Empfindungen merklich verschieden von denjenigen, die auf der Herfahrt die Brust beengten, kam ich am vorletzten Maitag Abends wieder in den Piräeus hinab. Das Bewußtsein mit Gegnern, die man achten muß, endlich den langen Streit friedlich ausgeglichen und das natürliche Verhältniß gegenseitiger

Beziehung hergeſtellt zu ſehen, gab leichtes Blut und ungewöhnlich heitern Sinn. Doch die letzte Probe war noch nicht überſtanden. Im Diamantglanz funkelte der Heeperus, und das reichgefüllte Boot („Baron Lübeck") rauſchte leichten Schwunges an der attiſchen Küſte fort gegen Sunium. Der Zufall hatte dieſesmal eine ungewöhnliche Menge Griechiſchredender auf das Schiff gebracht. Kanaris, der ruhmgekrönte Brauderführer; Gennäos Kolokotronis, der ſchmächtige Sohn des alten Klephten von Karvtäna; Dſchianetakis, der Maina-Häuptling; der bekannte Koliopulo (Plaputas) mit dem unheimlichen Geſicht, und verborgen in der Cajüte ſeine geſchiedene, den Rechtsweg verfolgende Gemahlin mit einem Heere beredter Sachwalter und Zeugen beider Parteien, gingen zur gerichtlichen Verhandlung zugleich nach Syra. Die Figur und die Haltung dieſer Männer mit dem Ruf zu vergleichen, der ſich an ihren Namen knüpft, wäre an unſerer Stelle auch einem andern eingefallen. Am alten Dſchianetakis, ſeiner turkomaniſchen Hammelphyſiognomie, ſeinem Paſcha-Anzug, ſeiner groben lauten Rede und ſeinem herriſchen Benehmen war der mainotiſche Gebirgshäuptling, die Brandfackel von Gythion, nicht zu verkennen. Natürlich fiel die Rede der vornehmen Gräken auf die letzten Auftritte und Parteizerwürfniſſe mit Mavromichalis, ſeinem Nebenbuhler. „Man hat dem Mavromichalis" — ſagte ſchnarrend und hart im Kreiſe ſeiner Freunde der Archont — „Leute erſchoſſen und ihre Häuſer angezündet. Gut! Hab' ich die Leute erſchoſſen? Hab' ich die Häuſer angezündet?" „Οχι! Οχι! Nein, Nein!" erwiederte Kolokotronis mit den übrigen Genoſſen, und ſomit war Dſchianetakis Gewiſſen beruhigt und die Schuld vergoſſenen Bürgerblutes, ohne die Buſenbaum und Malagrida unſerer Zeit zu conſultiren, aufs glücklichſte abgewälzt. Schweigſam und beinahe vernachläſſigt, wo nicht ganz unbemerkt, ſtand ein ältlicher wohlgenährter Mann

in fränkischer Kleidung und von kaum mittlerem Wuchs im hellenischen Gedränge des Verdecks. Das graue Auge, das aschfarbige, breite, wenig sagende Gesicht, und das kleine, oben plattgedrückte, unten zugespitzte Näschen verkündeten keine ungewöhnliche Persönlichkeit. Frack und Pantalon des Mannes, wenn auch nicht gerade fadenscheinig, waren von Eleganz und Neuheit doch jedenfalls ebenso weit entfernt als eine abgetragene Schirmmütze, die das kurzgeschnittene graue Haar bedeckte. Das ist gewiß Kanaris von Psara, der Besieger Kara-Ali's, der Heros von Chio, das Schrecken der muſulmanischen Flotte! Oft gefällt sich die Natur ihre köstlichsten Gaben unscheinbaren Hüllen launig einzuweben. Kanaris, soviel man weiß, besitzt als vaterländisches Xenium nur seinen unsterblichen Namen und seinen Lorbeerkranz, was für eigene Beruhigung und, wenn man will, auch für die Zukunft genügend ist. Wenn aber die alten Hellenen, wie der Dichter sagt, „praeter laudem nullius avari" waren, so finden dagegen die Dschianetakis und die Kolokotronis der neueren Zeit, daß Reichthum, Geld und Gut größere Macht verleihe und die Umgebung aufmerksamer, redseliger und schmiegsamer mache, als arme Tugend und leerer Ruhm. Selbst ein Europäer, den man mit Nennung des glorreichen Namens zu Kanaris hinführte, wußte dem berühmten Seehelden kein Wort des Lobes oder auch nur der anerkennenden Höflichkeit zu sagen. Ein glänzender Name und noch das irdische Leben dazu erscheint uns am Nebenmenschen häufig als strafbares, impertinentes Glück, wo nicht gar als persönliche Beleidigung, für die man sich wenigstens durch Kälte und Schweigen rächen muß. Nur wer Großes thut und an seinem Ehrentage stirbt, wie Marcus Botzaris, entgeht dem Neid und der Gleichgültigkeit der Zeitgenossen, die er vertheidigt und gerettet hat.

Während wir uns in glückseliger Unbekanntheit dieser Bemerkung überließen, bildete sich ein Knäuel neugieriger Hellenen in

der Nähe am Verdeck, und ich hörte deutlich die Worte „ὁ κύριος Φ..... ἐστιν ἐδῶ!“*). „Welcher iſt es? Wo ſitzt er?“ riefen mehrere Stimmen zu gleicher Zeit. Einer der Beiſammenſtehenden bezeichnete mit ausgeſtreckter Hand die Stelle, und Aller Blicke wandten ſich zu merklicher Beſchämung auf den Fragmenſiſten hin. Das war der verdrießlichſte Moment der ganzen Tour. Aergerlich zwar über das verlorne Incognito ergab ich mich geduldig dem Geſchick und war zugleich auf irgend eine Scene der peinlichſten Art vorbereitet. Wirklich kamen zwei junge Männer aus dem Kreiſe zu mir herüber, begannen aber ſtatt der Unziemlichkeiten, wie ich es erwartete, voll der theilnehmendſten Höflichkeit und im ſchönſten Deutſch eine Unterredung ohne alle Anſpielung auf eine bekannte Frage oder, wie andere ſagen, hiſtoriſche Häreſie, die ſich in Deutſchland einiger Celebrität erfreut, und ohne nähere Bezeichnung von den meiſten Leſern verſtanden wird. Doch laſen ſie gleichſam zur Strafe meiner Theſen das Gedicht eines jungen und reichbegabten Archilochus aus Jonien vor, bis endlich die Schatten fielen, und dem Dialog wie der Beſorgniß ein Ende machten. Von dieſem Tag angefangen iſt der Krieg als beendet anzuſehen, und ein für beide Theile gleich vortheilhafter Frieden hergeſtellt, den auch gleich anfangs nur ein Mißverſtändniß ſtören konnte. Am andern Morgen (31. Mai) früh waren wir auf der Rhede von Syra geankert, wo der prachtvolle Lloyd-Dampfer „Fürſt Metternich“ unſerer Ankunft harrte. Wind und Strichregen hatten die Luft abgekühlt, und nicht mehr als „Feind des griechiſchen Volkes“, ſondern als nützlicher Freund und Bundesgenoſſe verließ ich das Piräusfahrzeug, und trat in die neue Behauſung über. Weil in Europa das Geſchriebene von ſo großer Wirkung ſei, meinte zum Abſchied ein

*) Hr. F.....r iſt hier.

mitreisender Hellene, so möchte ich vor allem auf sein Heimatland, das heroische aber unglückliche Suli, durch warme Reden das Mitleiden der Könige und der Gewaltträger herabrufen, die jetzt die Welt regieren und dem blutgedüngten Boden so vieler tapfern Männer mit einem einzigen festen Wort die Freiheit geben könnten. Ein ernstes Wort wie zu Navarine, meinte der gute Mann, könnten die Europäer ja noch einmal zum Padischah der Osmanli sprechen. Und fürwahr! betrachtet man den energisch festen Sinn und die strenge Consequenz, mit der man die neueste turko-gräkische Frage gelöst und vermittelt hat, so ist eine zweite Auflage des Navarinotextes zu Gunsten Suli's mit nächstem zu erwarten.

Die Cykladen sind bekanntlich langgezogene, über den Wasserspiegel heraufragende vielzackige Steinbergrücken, zum Theil von höchst abenteuerlicher Gestaltung. Meistens sind sie ohne perennen Bach, und wenn auch nicht ohne Quellen lebendigen Wassers und ohne periodisches Gießstromrauschen, doch auf der Oberfläche entweder völlig kahl, oder doch nur in den Vertiefungen mit einer dünnen Erdkruste und mit seltenen Bäumen ärmlich bedeckt. Häufig ist nur die eine Halde des Bergrückens mit Grün bekleidet, und die andere gänzlich ausgebrannt. Syra, der Knotenpunct der Lloyd'schen Dampfschiffahrt, gehört jedenfalls zu den baumlosesten und ödesten Bestandtheilen dieser steinigen Inselwelt, und besitzt außer dem schönen Hermopolis nicht Einen namenswerthen Ort. Am Fuße des konischen Strandhügels, mit dem alten Syra auf der Spitze, ist während des Aufstandes die neue Stadt erwachsen, und durch Frieden, Reichthum und Glück zu solcher Blüthe gediehen, daß sie amphitheatralisch den ganzen Kegelberg bedeckt, und an Volkszahl wie an Größe wenigstens den zweiten, an Steinbau, Eleganz und Handelsgeist aber gewiß den ersten Rang im Königreich besitzt. Daß oben in Alt-Syra römisch-katholische, unten in Hermopolis aber

anatoliſch-katholiſche Bürger wohnen, die ſich beide tödtlich haſſen, weiß man in Deutſchland ebenſo gut, als daß beide Stadttheile ohne Monument, und folglich für europäiſche Neugierde ohne Nahrung ſind. Abends ſpät verließen wir die Rhede, hielten nach zehnſtündiger Fahrt des andern Tages (1. Juni) um neun Uhr früh der Stadt Ephe gegenüber eine kurze Raſt und trafen mit vermehrter Ladung an ſchweigſamen Türken, geſchwätzigen Gräken und friſchen Citronenbäumen ſechs Stunden ſpäter auf dem Ankerplatz vor Smyrna ein, wo das Fahrzeug des Verkehrs wegen die Nacht und den andern Tag bis wieder vier Uhr Abends blieb.

Man denke ſich die geräumige, tief im anatoliſchen Continent eingeſchnittene lieblich ausgeſchweifte Bucht; das ſcheinbar geſchloſſene ungeheure Gebirgstheater nicht ohne Wald und Frühlingsgrün; im Hintergrund an den Hügel hingelehnt die große Stadt mit der durchſichtig glatten Waſſerfläche in weiche joniſche Lüfte eingefächelt; dazu das üppige Gedankenſpiel und die angebrochene Mondſcheibe, wie ſie in abendlichem Dunkel langſam hinter dem waldigen Bergrand heraufblickt und das milde Licht in tauſendfach gebrochenem Strahl auf den hellen Spiegel wirft! Klazomenä und Milet ſind Namen, aber die joniſchen Sommerlüfte ſind noch heute lind und zaubervoll, wie ſie der Bathyllbetrunkene Anakreon empfand.

nec, si quid lusit Anacreon,
delevit aetas; spirat adhuc amor ...

Was könnte man nicht auch ſchon nach vierundzwanzigſtündigem Aufenthalt über Smyrna ſagen! Der große Brand und der neue Steinbau mit geraden, im rechten Winkel ſich kreuzenden Straßen des Armenierviertels; der Handel, die Waarenſcala, die Karawanenzüge, die Kamele und die anatoliſchen Seldſchukengeſichter; das Sprachen- und Völkerbabel; der treffliche Mihanovich

und die europäische Consulargewalt: die Belustigungsorte, die Bibelpropaganda und die Chroniaue scandaleuse gäben reichen Stoff und lange Reden, hätte einer Talent, Gedankenfähigkeit und schnelle Finger, wie der vielgelesene beneidenswerthe Kohl. Was geht es die Leser an, ob das Gesagte auch allemal richtig sei? Fließende Phrasen will ich, leicht hingleitendes Wörterspiel; und wenn A. Dumas, ohne Isle de France zu verlassen, von Groß-Kairo an den Sinai reis't oder in dramatischem Schwung das Leben am Hof Cäsar Nero's schildert, lege ich Kochs und Eichwalds kritisch vielleicht unbestreitbare, aber weniger „amüsante" Reiseberichte über den kaukasischen Isthmus ungelesen weg. Besucht einer in Smyrna etwa auch türkische Kunstarithmetiker und armenische Handelsstuben, so fragen sie da nicht um Disraëli's neuesten Roman (Tancred) oder um Thaddens parlamentarischen Redeglanz. Wie die Feldfrüchte in Europa stehen, wollen sie wissen, und ob man dort volle Gassen habe, um in Smyrna Waaren einzutauschen, die in langen Karawanenzügen aus Anatolien kommen und unbegehrt in den Vorrathskammern aufgespeichert sind. Nicht Hungersnoth wie im letzten Jahr, sondern Ueberfluß und Ackersegen des Occidents macht auf der jonischen Scala den Handel blühend und die armenischen Gesichter heiter und faltenlos. „Ismir chastá dir, amma ölmes" (Smyrna ist krank, Smyrna stirbt aber nicht), ist Klage und zugleich Hoffnungsprogramm der jonischen Handelswelt.

Die Vorboten der arktischen feucht-kalten Lüfte, die mit dem Mondwechsel über die Zone der nördlichen Länder zogen, waren am Abend des 2. Junius schon auf der jonischen Küste eingetroffen und mit ihnen die kaum beschwichtigte Sorge, der Ernteseegen im Abendland möchte noch einmal zu Schaden kommen und das „kranke" Smyrna an seiner Genesung hindern, neuerdings erwacht. Auf der Herausfahrt durch den Golf warf die Abend-

ſonne noch blickweiſe ihren Schein durch ſtiebendes Gewölke auf das Weinlaubgrün der Koreſſushalde. Bei Mitylene (zehn Uhr Nachts) blies es ſchon kälter von Nordweſt her, und an der Küſte von Troja, wo wir nach fünf Uhr Morgens (3. Juni) vorüberſtrichen, hing der Himmel doppelt melancholiſch über den Todtenhügeln der Ilias. Die Temperatur war auf + 15° R. herabgeſunken und in der Enge des Hellespont fing es (neun Uhr Morgens) leiſe zu regnen an. Der Hellespont, namentlich die Stelle, wo ſich Seſtos und Abydos einſt gegenüberſtanden, und wo heute die Schiffe halten, iſt wie eine Grenzmark zwiſchen der Dürre des warmen Süden und einer nördlichen Zone mit Wald und Wieſengrün. Der Uebergang iſt plötzlich, und die wonnevolle Färbung der Pflanzenwelt Seſtos aufwärts an beiden Ufern auch dem ungeübten Auge klar. Die terraſſig hingedehnten, bis oben gartenmäßig angebauten Strandhöhen des Hellespont mit ihrem nordiſchen Dunkelgrün und dem hohen Laubwaldgebirge im anatoliſchen Hintergrund haben Andere ſchon geprieſen. Und die romantiſchen Thaleinſchnitte zu beiden Seiten der rauſchenden Strömung mit hellem Bach und kühlen Lüften, mit Blüthenſtrauch, Baumſchlag und Sommerzelten im Schatten gewähren doppeltes Entzücken, wenn man aus dem waſſerloſen Afrika und den verbrannten Inſeln des ägäiſchen Meeres kommt. Um Mittag begann auf der Höhe von Lampſakus germaniſch-kalter Regen; wagerecht berührten in langer Linie die grauen Nebel den Höhenrand; unten wogte die blaue Fluth, und zwiſchen beiden blitzte ſaftig und warmgrün der breite Doppelſtreifen der Dardanellenhalde auf die Schiffenden herüber — ein Landſchaftsbild, wie es am Hellespont nicht oft zu ſehen iſt. Bei den Marmorinſeln legte ſich trübe Regennacht auf die Propontis, und gegen Wind und Welle ſteuernd erwachten wir um fünf Uhr Morgens (4. Junius) der alten Sultansburg gegenüber im goldenen Horn von Byzanz.

IV.

Bujuk-dere, 11. August 1847.

Daß wohlhabende Leute des Sommerlabsals wegen aus den Vertiefungen der Perabalde auf das Land nach Bujuk-dere ziehen, wird man begreiflich finden, und Niemand hat noch angestritten, daß am Thore des Pontus kühlere Lüfte wehen, als im Holzhäuserqualm von Galata. Wenn sich aber ein nordischer Gast, der im Orient kein Fremdling ist und die Sonne fürchtet, in der Glutzeit des Jahres statt der Wälder und Alpen seiner Heimat das Hauptquartier der Levantepolitik an den Krümmungen des Bosporus als Schattensitz erwählt, so muß er es dulden, wenn man seiner Wahl Gründe eigenthümlicher Art unterschiebt, und ihn selbst am Ende für einen Intriganten hält. Was soll man aber auch ein drittes und viertes Mal in Stambul thun? Seitdem A. Böckh sein Corpus Inscriptionum angelegt und Dr. L. Roß das neueste Contingent dazu geliefert hat, geht lehrreicher Inschriften wegen jetzt doch Niemand mehr von München nach Byzanz. Inschriften sind ja viel näher bei der Hand, z. B. in Meran, wo man die lateinische Pflanzschule der frommen Stadt publice „Gimnasium" nennt, und mit dieser geistlichen Orthographie Layards bibelbedrohende Entdeckungen in Assyrien, zum Trotz aller Reverends von Oxford, zu Schanden macht*).

*) Sicherem Vernehmen nach haben die Oxforder Hochwürdigen neuerlich an Hrn. Layard das Ansinnen gestellt, er möchte die in Nimrud in der assyrischen Königsburg aufgefundenen höchst wichtigen Geschichtstafeln aus Rücksicht für Autorität und Chronologie des Pentateuchs nicht bekannt machen.

Vielleicht hat auch der Fragmentiſt, um der Pforte aufzuhelfen und die Reform des türkiſchen Reiches zu beſchleunigen, dem Padiſchah ein glaubiſches Buch — etwa die Geſchichte von Morea — ſubmiſſeſt überreicht und einen Brillantring davongetragen, wie es neulich dem gelehrten Horvat aus Peſth begegnet iſt. Oder wiſſen Sie es etwa nicht? Außer Bedrhan-Beg und Dſchuleka mit Kurden und Albaneſen, mit Kichancompetenten und chriſtlichen Diplomaten hat Abd-ül-Medſchid jetzt auch noch die Literaten des Occidents auf dem Hals. Kein Wunder, wenn es im türkiſchen Haushalt zuweilen Bedenken gibt und auch in Stambul Papier (Sehim) das Deficit decken muß. Unter allen Calamitäten, die im Laufe der letzten fünf Decennien die Türkei verheerten, wäre, unſerer Meinung nach, eine der verderblichſten und in ihren Wirkungen zerſtörendſten, wenn die Heuſchreckenwolke der zehntauſend bücher- und manuſkalienſchreibenden Germanen nach völliger Austrocknung und Abweidung des occidentaliſchen Mäcenatenthums mit ihren Widmungen, Sendungen und gelehrten Bettelein den Flug nach Konſtantinopel nähme. Denn wie die Haifiſche zuerſt einzeln und bald in großen Haufen erſcheinen, wo es Beute gibt, ebenſo könnte auch der erſte Großmuthsact des menſchenfreundlichen Sultans gegen einen verdienten chriſtlichen Büchergelehrten leicht ein unüberſehbares Unglück zur Folge haben, und in wenigen Jahren vollends verſchlingen, was früher Diebiſch und Paſchewitſch und jetzt Abd-ül-Medſchids allzeit offene Hand in den türkiſchen Gaſſen noch übrig ließen. Für die Türken iſt die reiche Ernte des letzten Jahres ein großes Glück; denn von Natur hochherzig und geldverachtend, wie die Prinzen des Hauſes Oſman alle ſind, hätte Abd-ül-Medſchid, verführt durch das Exempel ſeiner Gewaltscollegen im Occident, ohne dieſen unerſchöpflichen Segen vielleicht ſämmtliche Hülfsmittel ſeines weiten Reiche auf

Förderung von Erich' und Grubers Encyclopädie aufgezehrt. Bei den großen Vortheilen, welche der Osmanlistaat bisher aus der Freundschaft des christlichen Abendlandes gezogen hat, ist es billig, daß die Türken für die Aufnahme in den christlichen Staatenbund vorerst ihre Taxen zahlen. Daß aber ungarisch oder deutsch geschriebene Bücher mit Varianten zu irgend einem alten Grammaticus, in der islamitischen Bibliothek des Großherrn aufgestellt, für Hebung und Stärkung des türkischen Reichs das beste Mittel wären, ist hoffentlich Jedermann begreiflich und klar.

Aus Mitleid für Abd-ül-Medschids Taschen haben wir die eigene Medicin im Palast von Beglerbeg noch nicht angeboten. Indessen werden Beda Webers Gedichte mit Zugaben aus den „katholischen Blättern für Tirol" und aus der „Münchener Landbötin", ihres freisinnigen und eleganten Schwunges wegen, unter Aufsicht und Leitung osmanischer Akademiker so eben ins Türkische übersetzt und, wie ich höre, als Chrestomathie in den neuen Schulen zu Galata-Serai eingeführt. Man will den jungen Osmanli, um ihre Herzen für die neue Ordnung zu erwärmen, das Kräftigste und Nervigste aus Presse und Literatur des Occidents in die Hände geben. Wer diese Auswahl hauptsächlich veranlaßt und in dieser Weise zur Förderung der guten Sache wesentlich beigetragen habe, verbietet die Bescheidenheit deutlicher auszusprechen. Dagegen wird nicht ohne Selbstgefühl und inneres Wohlbehagen eingestanden, daß wir für alle reformatorischen Bestrebungen des Sultans die „Besonderheit der subjectiven Innigkeit" *) mit nachhaltiger Wärme als Talisman empfohlen haben, und vermuthlich als türkischer Akademiker (versteht sich ohne Sold) wieder nach Europa kommen werden. Nützliche Dienste werden in der Türkei ebenso glänzend

*) Hegels Aesthetik.

und prompt belohnt wie im Occident. In angeſtammter Liebe des wiſſenſchaftlichen Fortſchritts hat der Sultan von Stambul, wie Sie wiſſen, und ſein kaiſerlicher Nachbar an der Donau faſt zu gleicher Zeit eine Akademie eingeſtellt, und durch dieſen Act lichtvoller Anerkennung geiſtiger Gewalt den eingeſchlummerten Ehrgeiz in unſerer Bruſt, wie man es wohl denken kann, zur hellſten Flamme angefacht. Randgloſſen mit neuen Anſichten über die turko-gräkiſche Frage wären gewiß der ſchicklichſte Gegenſtand einer Inauguralrede am Bosporus. Oxenſtierna's Monitum: „quam parva sapientia mundus regitur“ wäre freilich auch kein ſchlechtes Thema für eine Vorleſung in Byzanz. Aali-Effendi meinte aber, für den Augenblick und bei noch ſchwebender Unterhandlung zwiſchen Wien, Stambul und Athen wäre letztere Theſis bei aller Wahrheit wenigſtens „inopportun“, und folglich auf ruhigere Zeiten aufzuſparen, wo Epigramme weniger ſchädlich ſeien als in der Gegenwart. Der geiſtreiche Osmanli redete offenbar im Intereſſe der Gewalt, deren Praxis und Betrieb wenigſtens in Europa ſich ohnehin mit jedem Jahre ſchwieriger und unerquicklicher geſtaltet, und durch die letzten Ereigniſſe in Paris einen neuen höchſt empfindlichen Stoß erlitt, ſo daß man am Ende, um nur der Kritik zu entfliehen, die Völker noch gratis regieren ſoll. Oder ſehen Sie nicht den Tumult, die Scenen und das Aergerniß über elende hunderttauſend Franken, die ein honneter Regierungsmann pro studio et labore genommen hat? Parmentier, Teſte und Cubieres, meinen ſie hier, habe es allerorts und zu jeder Zeit gegeben, und der Unterſchied zwiſchen heute und ehemals beſtehe überall nur in der Preſſe und in der Oeffentlichkeit, welche jetzt die kleinſte Unregelmäßigkeit zu Tage fördert und anſehnliche Leute am Sündigen verhindert.

Für Jemand, der in anatoliſchen Dingen auch ſein beſcheiden

Wort mitzureden denkt, ist persönliche Bekanntschaft mit den Männern an der Spitze der osmanischen Verwaltung nicht ohne Wichtigkeit. Außer dem Großwesir Reschid-Pascha haben wir von türkischen Großbeamten bis jetzt nur Aali-Effendi, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dann den Ex-Großadmiral Mehemed Aali-Pascha und den alten nach Bosnien ernannten Tahir-Pascha auf ihrem Landsitz zu Balta-Liman am Bosporus zu sehen und zu begrüßen die Ehre gehabt. Von Bujuk-dere nach Balta-Liman, am europäischen Bosporusufer, gelangt man sechsrudernd in weniger als einer Stunde Zeit. „Daha tschikmadi", „noch ist er nicht herausgekommen", sagte man, als wir um neun Uhr Morgens, geographischer Ordnung folgend, zuerst in der reizenden Gartenvilla Aali-Effendi's erschienen. Glauben Sie indessen ja nicht, ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Stambul sei ein Langschläfer und liege um neun Uhr Morgens noch im Bett. In diesem Fall hieße es „kalkmadi" („er ist noch nicht aufgestanden"), während „tschikmadi" nur sagen will, er sei noch nicht aus dem Harem in den Empfangsaal herausgetreten. Obgleich Aali-Effendi nur eine Gemahlin hat und die europäischen Gebräuche kennt, ist Clausur und Sitte in seinem Hause doch nicht weniger streng und national geblieben. Die Wohnung besteht aus zwei durch eine hohe Quermauer getrennten und zierlich angemalten Holzgebäuden, von denen das eine als eigentlicher Familienherd und Sitz heimischer Freude, als unverletzliches und Uneingeweihten ewig verschlossenes Heiligthum betrachtet wird, das sich nur dem Gebieter öffnet. *) Das andere ist bei allzeit offenen Thüren für die Geschäfte des Tages und für den Verkehr mit der männlichen Außenwelt bestimmt. In der Fronte sind beide vom blauen Bosporus bespült,

*) Diesen Sinn hat das Wort Harem.

rückwärts aber an die aufſteigenden Terraſſengärten der Uferbügel maleriſch hingelehnt. Der Strand iſt mit behauenem Geſtein bekleidet, an dem ſich die flutbende Welle bricht. Drei, vier Stufen führen aus der Barke durch vergoldetes Gitterwerk zum Thor und über breite matt anſteigende Treppen in die luftigen Säle und weiten Osmanli-Hallen voll Blumenduft und ſtrömender Kühle zu Aali-Efendi hinauf. Auf der einen Seite der Wohnung fächelt und ſauſt die Luftſtrömung des Bosporus durch die breiten Fenſterräume, und auf der andern hebt es ſich in kunſtreicher Stufenfolge grün und ſchattig wie die Gärten der Semiramis bis zum Laubdickicht auf der Höhe des ſchwelligen Randes empor.

Zur freigebigen Natur des Himmelsſtriches hat ſich in Anlage und Schmuck der Gärten überall Kunſt und guter Geſchmack geſellt. Soll ich etwa aus Gefälligkeit für fremde Leſer die Nil-Banane loben mit dem hellgrünen koloſſalen Blatt? Rankende Fülle des Immergrün umſchlingt auch anderes Gemäuer, und wenn das kaukaſiſche Kolchis ſeine Schatten und die heiße Zone ihre ganze Farbenpracht in Aali-Efendi's Gärten ſendet, könnte man da noch von Pinien, von Weinlaub, von Celtis australis, von Pomeranzen- und Lorbeerbaum, von ſchmucken Cypreſſen, rothblühendem Oleander und von Terebinthen reden?

In Anordnung und innerer Verzierung der Säle finden Sie europäiſche Eleganz mit beauemer Einfachheit des Morgenlandes in ſchöner Harmonie. Der breite, üppig-volle Divan auf drei Seiten des Zimmervierecks verkündet den Orient, während fränkiſche Stühle, ſchmucke Tiſche, goldene Fenſterknäufe und niedliche Gueridons mit goldgezierten Pendeluhren den Sinn nach Europa lenken, und ſtatt der Doppelflügel ein goldburchwirkter Teppich, wie im Palaſt des Afrafiab, den Eingang ſchließt. Aali-Efendi iſt etwa dreiunddreißig Jahre alt, ſchmächtig und von kaum mit-

lerem Wuchs. Schattiges Antlitz und dunkle Augen sind gemeinsamer Typus des Morgenlandes; geistvollen Blick und bei reicher Fülle der Gedanken doch modeste Rede mit verschämtem Wesen gibt nur die Wissenschaft. Nicht nur spricht und schreibt Aali-Efendi das Französische mit Geschmack und Leichtigkeit, Aali-Efendi weiß auch, um welche Zeit es jetzt in Europa ist und welche Macht das Wort in unsern Tagen übt. Eine kleine aber ausgesuchte Sammlung abendländischer Meisterwerke schmückt den Saal, wo Aali-Efendi die Besuchenden empfängt. Nur die Neugierde Ihrer europäischen Lesewelt kann es entschuldigen, wenn wir noch weiter bemerken, daß statt fließender Gewänder und Saffianpantoffel jetzt weißes Pantalon mit lackirter Fußbekleidung, dunkelblauer Gehrock mit elegantem Schnitt, mit anliegendem kurzen Stehkragen und einer Reihe vergoldeter Knöpfe, Halsbinde und niederes Fes mit blauer Quaste im officiellen Stambul an der Tagesordnung sind. Aali-Efendi's Diener sind als Muſulmanen mit derselben Eleganz gekleidet wie ihr Gebieter, und den Rang bezeichnet nur die Decoration aus Edelstein. „Livree" und andere sociale Abstufungen demüthigender Natur, wie sie im Occident noch gelten, sind im islamitischen Staat unbekannt. Daß aber keine Dienerschaft der Welt die brillantbesetzte Ambrapfeife und den unter golddurchwirkter Hülle hereingebrachten Mokkatrank mit besserem Anstand zu reichen wisse als die türkische, hat man schon anderswo gesagt. Persönliche Würde mit der Kunst sich darzustellen ist den Osmanli in der niedersten wie in der höchsten Rangstufe gleichsam angeboren; und gesellt sich zu dieser natürlichen Gabe noch die Politur des Occidents, so gibt es ein Bild, das in seiner Art vollendet ist und nicht ohne Wirkung bleibt. Welche Herrschaft Außenseite, Styl und Form in allen Dingen über die Menschen üben, weiß man ja ohnehin. Nur der Unkundige kann den Sultan Mahmud tadeln, wenn er die

Umgeſtaltung ſeiner Staaten mit Neuerungen im Kanzleiſtyl, Kleiderſchnitt und geſelligen Verkehr begann.

Der Großweſir, zu dem wir nachher kamen, hat vermöge ſeiner hohen Stellung das Recht im Morgenkleid Beſuche anzunehmen. Die oberſte Civil- und Militärgewalt der türkiſchen Monarchie ruht vereint in der Perſon dieſes hohen Würdenträgers, den man mit „Hoheit“ anredet und nicht mehr wie die übrigen Miniſter zu Tiſche laden kann. „Sadri-Aſám“ iſt der türkiſche Ausdruck für Großweſir, und bedeutet wörtlich „der erſte Platz“ oder „die größte Auszeichnung“ im Divansſaal. Die Grundlage ſtaatlichen Lebens im Orient iſt der Sitz, die Ruhe, und nicht „wo wohnt er?“ wie der fragende Abendländer, ſondern „nerede oturur“, d. i. „wo ſitzt er“, will der Osmanli hören. Solche Bemerkungen machen wir etwa nicht für den Klugen und Gelehrten, für Marcus Joſeph Müller und Dr. Pruner, ſondern für unſere mühevollen und doch neugierigen Landsleute an der Eiſak, wo ſie St. Leonhard zu Ehren Kühe melken und nicht wiſſen können, was in Stambul Sadri-Aſám und „nerede oturur“ bedeutet.

Reſchid-Paſcha iſt vielleicht zehn Jahre älter, und wenn auch nicht bedeutend höher, doch wenigſtens runder und voller als Aali-Efendi, den wir früher ſahen. Hat Aali-Efendi das Kinn raſirt, und die Augen im Mandelſchnitt, ſo ſind Reſchid-Paſcha's Augen rund, beweglich und etwas hervorgedrückt, das Antlitz aber von kurz geſchnittenem dichten Bart beſchattet. Reſchid-Paſcha weiß jetzt vielleicht beſſer als früher, was man in ſeiner Stellung dem Volke und der alten Sitte ſchuldig iſt. Man denke ſich das Heer der Diener, der Ordonnanzen, der Bittenden, der Huldigenden, den Glanz, die Pracht in der Umgebung des alter Ego kaiſerlicher Größe und Majeſtät! Reſchid-Paſcha trug einen Kaftan (weiten Ueberwurf) von roſenrother Seide und mit weißem

Hermelin verbrämt; darunter eine Jacke von leichtem blauen Stoff, und zunächst auf der Leibwäsche einen blendend weißen, rothgefleckten Leibrock aus feinstem Gewebe, und durch einen schmalen Goldfadengürtel von großer Schönheit um die Mitte festgehalten. Goldene Cylinderkettchen, rothes Fes, und zu weißem Beinkleid goldgestickte Zimmerschuhe fehlten natürlich nicht.

Der stattliche Mehemed Ali Pascha, weiland bei Sultan Mahmud hoch in Gunst, gegenwärtig Schwager des Padischah und Ex-Großadmiral der türkischen Flotte, saß mit dem alten Aarif Pascha zum Morgengruß auf der einen, der kaiserliche Internuntius mit seinem Gast auf der andern Seite des Großwesirs, und die Unterredung ward in der Hauptsache französisch fortgeführt, was Reschid Pascha bekanntlich ebenso correct als elegant und fließend spricht, die beiden andern Würdenträger aber noch nicht ganz zu verstehen scheinen. Eine kleine nicht gar zu schwere Probe im Türkischen nahm Se. Hoheit selber vor, und stellte mit Beistimmung Mehemed und Aarif Pascha's dem Gast des Hrn. Grafen ein vielleicht zu günstiges Zeugniß aus. Die Aufnahme war ungewöhnlich freundlich und ehrenvoll, wie sie ein giaurischer Journalist bei dem Sadri Asam früherer Decennien kaum gefunden hätte. Die landesüblichen Ehren mit Kaffee und brillantenbesetzter Ambrapfeife verstehen sich ohnehin, wenn man durch Graf Stürmer eingeführt und empfohlen wird. Von der vertraulichen Stellung und vom großen Credit des kaiserlichen Internuntius bei den obersten Behörden des türkischen Reichs als Augenzeuge öffentlich zu reden verbietet natürlich der gute Tact. Daß aber die Oesterreicher eine Gunst, die sie meistens den persönlichen Eigenschaften ihres Repräsentanten an der hohen Pforte verdanken, nur selten und mäßig oder aus christlicher Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung eigentlich gar nicht benützen, gestehen sie hoffentlich selber ein. Daß man dagegen

an der Seine und an der Newa etwas begehrlicher, hinterhältiger und ränkevoller als an der Donau ſei, hat man deswegen noch nicht geſagt. Große Potentaten, die überdies noch Chriſten ſind, vor ganz Europa anzuſchwärzen, ſind wir nicht nach Bujukdere gegangen. Wann hätte aber auch ein Franzoſe in der Politik je eigennützige Gedanken gehabt, und etwa an die Rheingrenze, an Tunis, an das Nildelta, an den Escurial und an den Libanon gedacht? Daß ſie Algier mit den Oaſen der Wüſte nur aus Zwang an ſich gebracht und Port Mahon wiederholt ausgeſchlagen haben, weiß in Europa Jedermann.

Um es nun aber mit Niemand zu verderben, müſſen wir auch die Ruſſen loben, und beſonders ihre harmloſe Conduite am Bosporus gegen deutſche Vereingenommenheit ſicherſtellen. Wer in der Welt wird aber auch glauben, daß ein Ruſſe irgendwo intriguire oder gar im Stillen an byzantiniſchem Gelüſte leide? Kann man die frommen Ruſſen tadeln, wenn ſie in Griechenland ohne alle Nebenabſicht und nur aus Andacht Kirchen und Seminarien ſtiften? Daß ſie aber im ganzen Umfang des türkiſchen Reiches überall nur wegen Reinheit des Glaubens und Wahrung anatoliſchen Seelenheils ſich ihren Glaubensbrüdern nähern, ſie zum Gehorſam gegen die hohe Pforte ermuntern, und nur um des Himmels willen und um dem Padiſchah das Geſchäft zu erleichtern, im Vorübergehen hie und da ein Ex-Voto, ein Kreuz, ein Almoſen, ein Jahrgehalt, eine gute Lehre zurücklaſſen und von Eigennutz überall am weiteſten entfernt ſind, iſt eine bekannte Sache und zugleich die ſtärkſte Bürgſchaft für Erhaltung europäiſchen Gleichgewichts und langer Ruhe im Orient. Glauben Sie mir doch nur, man iſt hier entſetzlich tugendhaft und nur von diplomatiſcher Beſorgniß geängſtigt, man könne ſich am Ende doch bei aller Unſchuld irgend eines jener kleinen Profite nicht erwehren, welche bekanntlich das Schickſal politiſchen

Tagendhelden oft wider Willen und heimlich in die Hände ſpielt. Am eheſten, glaubt man, wird es den ehrlichen Oeſterreichern gelingen, das Unglück vermehrten Beſitzes von ihrem Land abzuwehren. Wenn man dagegen in Albanien die ruſſiſchen Ordnungs- und Unterwürfigkeitspredigten ſchnöde verachtet, und die Lage durch Aufruhr und Tumult zu verbeſſern hofft, ſo müſſen ſich die Ruſſen mit dem Gedanken tröſten, daß nicht der Erfolg, ſondern Abſicht und Wille die Moralität unſerer Handlungen bedingt. Bei den türkiſchen Großen wird begreiflicherweiſe von ſolchen Dingen nichts verhandelt, und höchſtens der Glückwunſch zum ruhmvollen Sieg des kaiſerlichen Heeres über Bedrhan-Beg und Kurdiſtan angebracht. Die Kunſt angenehm zu reden, ohne ein Wort zu viel zu ſagen, hat einem türkiſchen Großweſir und einem römiſchen Cardinal noch nie gefehlt.

Ganz verſchieden von den beiden genannten Staatsmännern iſt der alte Tahir-Paſcha, zu dem wir am Schluß unſeres Tagewerks gekommen ſind. Der Name iſt in Europa als Sinnbild gefühlloſer Strenge und beinahe altürkiſcher Grauſamkeit wohlbekannt. Tahir-Paſcha mag im Herzen ein Feind der Chriſten, im Amt hart und unerbittlich ſein; aber ſelbſt die Gegner ſagen, er ſei ein unbeſtechlicher und ein gerechter Mann. Tahir-Paſcha iſt hochgebaut, knochig und mager, aber nervig, ſtraff und voll Beweglichkeit, trotz ſeiner ſiebenzig Jahre. Sein ſoldatiſches Weſen und ſeine ganze Art zu ſein mahnt an den berühmten Grafen Oſtermann. Das langſame und accentloſe Wort, das lichte Geſicht, die großen grauen Augen unter weißer Braue und der trockene Blick ſagen klar genug, daß Tahir-Paſcha nicht übermäßig empfindſam iſt und die Romane der hochgeborenen Gräfin Ida Hahn-Hahn noch nicht alle geleſen hat. Zum Glück mildert die knappanſchließende neue Kleidung, zierlicher Gehrock und weißes Pantalon mit Lack am Oberleder das Unheimliche des

Phänomens. Tahir-Paſcha, wie er ſelbſt erzählt, ſitzt nicht viel, ſpielt täglich vier Stunden Billard, iſt wenig, trinkt Waſſer, und findet, daß Zucht und Ordnung mit pünktlichem Gehorſam bei Untergebenen aufrecht zu erhalten und auf dieſem Wege das wahre Glück der anvertrauten Provinzen zu fördern, der ſchönſte und eines Verſtandes würdigſte Gedanke iſt. Urtheile man, ob Tahir-Paſcha früher als Großadmiral unter turkogräkiſchen Matroſen, dann als Führer zuchtloſer Albaneſenhaufen in Syrien, endlich als Statthalter von Aidin, von Adrianopel ꝛc. Gelegenheit für praktiſche Uebung ſeiner Ideen fand und jetzt bei den turbulenten Bosniaken finden wird! Tahir-Paſcha iſt des Italieniſchen und Neugriechiſchen in merklichem Grade kundig, hält aber als Mann der That, wie es ſcheint, nicht viel auf Theorie, auf Styl, Wiſſenſchaft, Odilon-Barrot-Gerede und deutſche Metaphyſik. Am leichteſten verzeiht man einem Osmanli wie Tahir-Paſcha ſeine laue Liebe und ſchmale Achtung für die Chriſtenheit. Nicht das Credo, ſondern die niedrige Geſinnung und die unbegreifliche Conduite, beſonders der Levantechriſten, machen uns dem gravitätiſchen Muſulman gegenüber verächtlich und verhaßt. Ob aber Tahir-Paſcha's Abneigung gegen die Chriſtenvölker dem Haß gleichkomme, mit welchem dieſe einander ſelbſt verfolgen, wäre eine andere Frage, auf die wir ohne Aergerniß und peinlichen Anklang nichts zu ſagen wüßten. Dagegen hätte ich gar zu gern vernommen, was etwa der bosniſche Weſir über die ſchleswig-holſteiniſche Streitſache und über die crenellirten Säulen in Dr. L. Roß' griechiſcher Inſelreiſe denkt, und ob er in Angelegenheiten des Sonderbundes dem Luzerner Pater Simmen oder dem Präſidenten Ochſenbein den Vorzug gibt? Das Schickliche und Zeitgemäße ſolcher Fragen wird Ihnen nicht entgehen, und ebenſo lebhaft

können Sie sich die Theilnahme und die Wärme denken, mit welcher sie ein Türke wie Tahir-Pascha aufgenommen hätte. Es schien aber doch vortheilhafter, diese in Europa noch zu wenig besprochene und für türkischen Dialog vorzüglich geeignete Materie bis zu meiner Ankunft in Zwornik aufzusparen, wohin mich der Wesir zum Besuch eingeladen hat.

V.

Bujuk-dere, 26. Auguſt 1847.

Der ſchöne Lloyd-Dampfer „Iſtambul“, auf dem ich vor ſieben Jahren um die gleiche Jahreszeit das ſchwarze Meer durchſchnitt und nach längerem Verweilen auf den nordanatoliſchen Küſten wieder zurück in den Bosporus kam, beſtreicht mit ungeſchwächter Kraft und nur mit vermehrter Uebung und Sicherheit noch immer dieſelbe Linie. Der Gedanke aus dem weichlichen Schlummer des Bujuk-dere-Lebens ſich mannhaft aufzuraffen und, wenn auch keinen längern Aufenthalt, doch wenigſtens einen kurzen Beſuch in Sinope, Samſun und Trapezunt zu machen, lag ſo nahe, daß Sie ſich gar nicht verwundern ſollen, wenn ich der Verſuchung unterlag und raſchen Fluges noch einmal in die Komnenenſtadt gekommen bin. Der Schritt iſt um ſo begreiflicher, wenn ſich zur verführeriſchen Inſelenz, mit welcher „Iſtambul“ Woche für Woche an unſerem Sommeraufenthalt vorüberrauſchte, noch eine beſondere Veranlaſſung und ein freundliches Gelage im beſten Styl geſellte. Dieſer Beiſatz iſt nicht umſonſt. Denn eine bloße Luſtpartie von dreihundert Stunden Entfernung im ſchwarzen Meer mit flüchtigem Gruß in Trapezunt wäre doch etwas ſo abenteuerliches und ungewöhnliches, daß nur muthwillige Geringachtung von Zeit und Mitteln, oder eine Leidenſchaft eigener Natur die Erklärung geben könnte. Des erſteren wird uns Niemand beſchuldigen, und warmes Gefühl für das Schöne

ist in keiner Lage tadelnswerth. Wenn der treffliche Tschichatscheff mit Einsatz von Reichthum und Gesundheit wiederholt, aber jedesmal in einer andern Richtung Kleinasien durchstreift, in Kappadocien den erloschenen Vulcan Argäus mißt, die unbekannten Züge des Taurus und Anttaurus verfolgt, Steine und Pflanzen prüft und an vielen Stellen das Vacuum anatolischer Karten füllt, so ist es für die Wissenschaft allerdings größerer Gewinn, als wenn ein anderer den türkischen Göttern des Euxinus noch so reichlichen Tribut entrichtet und in stummer Bewunderung vorübereilend die Gegenstände früheren Entzückens — die Burgruine Trapezus und die immergrüne Waldnacht der pontischen Küste grüßt. Was uns diese Landschaft einst gewesen und wie leidenschaftlich die Bilder waren, die uns der kolchische Buschwald, die Sumelaschlucht und die zaubervolle Scenerie zwischen Tripolis und Kerasunt eingeflößt, mag zum Theil noch heute im Andenken Ihrer Leser sein. Der Mensch aber liebt und bewundert nur einmal, und selbst wenn sich der Zauber löst, blickt er noch lange ehrfurchtsvoll auf die geheime und unerklärliche Gewalt, die ihn einst überwunden und gefesselt hat.

Da Hr. von Leuteroth, einer der fünf Directoren des Triestiner Lloyd, mit dem Generalsecretär des Instituts selbst auf dem Schiffe war, nahm uns Istambul im Vorüberfahren zu Bujukdere an Bord. Bis Sinope, wo auf dem Hinwege zuerst gelandet wird, brauchten wir vierzig Stunden ununterbrochenen Maschinenspieles, und während dieser Zeit war von den gepriesenen Annehmlichkeiten einer Sommerseereise eigentlich wenig zu empfinden. Das Uebel begann dicht vor der Mündung des Bosporus. Und wie soll man guter Laune sein und Gedanken haben, wenn Wind und Welle mit Kraft entgegen sind? Nach Sinope war der Pontus freundlicher, und erlaubte das Versäumte bei Tisch und im Gespräch reichlich nachzuholen. Diese bessere Hälfte

der Fahrt dauerte mit Einrechnung des zweistündigen Anhaltens in Samsun noch an dreißig Stunden bis zur Rhede von Trapezunt, wo wir ungefähr am Ende des dritten Tages nach der Ausfahrt von Bujuk-dere die Anker warfen und den wohlbekannten Strand begrüßten. Wir hatten 1500 Colli an Bord, und das Verdeck war mit Leuten aus verschiedenen Provinzen der asiatischen Türkei, aus Persien und Kaukasien überfüllt. Die Tscherkessen führten neben damascirten Klingen und ihrem Kinschal noch Flinten eigener Art mit dünnem silberreichen Schaft und weitem Rohr, die sie in Konstantinopel für 55 bis 60 Franken das Stück erstanden hatten. Munition fehlte natürlich nicht, um die Moskowiter mit dem Fürsten Woronzow gehörig zu salutiren. Erst um zwei Uhr, nachdem sich unter Gedränge, Tumult und Geschrei trapezuntischer Gondoliere der Strom verlaufen hatte, konnten wir mit Anstand und Sicherheit das Land betreten. Als Historicus von Trapezunt mußte ich die Rolle des Cicerone spielen und die Tagesordnung mit dem Plan der Wanderung bestimmen.

In das Innere zu dringen und im kolchischen Thalgrün herumzuschwärmen, wie vor sieben Jahren, gestattete diesesmal die kurze Frist zwischen Ankunft und Abgang desselben Schiffes nicht. Die nächste Umgebung der Stadt, St. Sophia auf der einen und das immergrüne Pyxitesthal (Dejir menderesi) auf der andern Seite, dann die Graukuppe (Bos depe) mit der weiten Fernsicht, wo einst die Zehntausend des Xenophon campirten, dann die Bazare der ausgedehnten Gartenvorstadt, die Baumschluchten der Citadellengräben und die verlassenen Trümmer der Kaiserburg wurden allein besucht. Daß man jedoch in der Stadt selbst am Hause des liebenswürdigen Gastfreundes Cavaliere Oberst und des in der Zwischenzeit neuernannten österreichischen Consuls v. Atanaskowitsch bei aller Eile und Kürze des Aufent-

halts nicht vorüberging, verſteht ſich ohnehin. Ein Derwiſch, den ich früher viel geſehen, war auf erhaltene Kunde zu Hrn. v. Gherſi geeilt, um ſich mit dem „türkenfreundlichen Nemtſche“ noch einmal gottſelig zu unterhalten, und zugleich das gemeinſame Loos der Sterblichen zu bejammern. Wie zu München und einſt auf der albaniſchen Villa des Horatius, wird auch in Trapezunt über den ſchnellen Flug der Zeit gewimmert. Um wie viele Jahre wir inzwiſchen älter geworden, zählte der fromme Muſulman ganz genau. Wieviel aber Se. Ehrwürden inzwiſchen Wein getrunken, ſagte ſie natürlich nicht.

Leſer der „Fragmente“ würden es beinahe übel nehmen, wenn ich über die Kürze der Zeit und über den Derwiſchjammer Marim-Oglu's Haus überſehen hätte. Die alte Frau erkannte noch den Gaſt, und vermochte nur mit Mühe die Thränen zurückzuhalten. Dagegen verſteckte ſich die goldhaarige kleine Lucia, die inzwiſchen vierzehnjährig wurde, geſchämig hinter der Küchenthür, und es bedurfte wiederholter Mahnungen der Mutter, bis ſie, mit Goldmünzen reich behangen und im ſchönſten Schmuck der Jugendlichkeit und des Putztiſches, aus dem Verſteck hervortrat und den Fremdling nach Armenierart begrüßte. Die Nägel an Fingern und Zehen trugen nicht mehr das nubiſche Pflanzenroth wie vor ſieben Jahren — zum Zeichen, daß in der Katholikentoilette zu Trapezunt die Tyrannei des „Pfäffleins“ Den Ovanes noch ungeſchwächt beſteht. In der Scene des Wiederſehens mit der guten Frau Marim-Oglu, meinten die Begleiter, ſei etwas rührendes geweſen (natürlich nur für Deutſche), und die ſchöne Lucia von Trapezunt fände gewiß ohne Goldbehänge an Bruſt und Mütze ihren Menelaus. In welchem Zuſtand finde ich etwa Lucia, wenn ich Hrn. v. Gherſi das Verſprechen halte und Trapezunt zum drittenmal beſuche? Die beiden Granaten- und Feigenbäume am Brunnen hatten inzwiſchen an Mächtigkeit und

Schattenfülle bedeutend zugenommen, aber die erwerbsame Familie Marim-Oglu selbst fand ich, durch Emigration geschmolzen, auf das früher leere Nebenhaus beschränkt, und das Hauptgebäude selbst als „Hôtel de France" verzinslich angelassen.

Die befruchtenden Wirkungen des neuerwachten Waarenzuges aus Europa über Trapezunt nach Iran werden in der Komnenenstadt nach langem Widerstreben endlich fühlbar, und eine Scheidewand nach der andern fällt vor der Liebe zum Gewinn. Eine neue Basargasse erwuchs vor nicht langem auf dem großen Platz (Meidan), und Spuren von Verschönerung, Erweiterung und Wiederherstellung vergessener Ruinen zeigen sich an vielen Orten, besonders im Consularviertel und in der Richtung gegen Rhede und Landungsplatz. *Selbst in die oberste Citadelle, weiland Mittelpunct des Schmutzes und der Versunkenheit*, fiel ein Strahl von Ordnung, Säuberung und Wiederbau. Moscheen und Häuser des früher so verfallenen Quartiers sind wenigstens im Aeußern sauber und wohnlich hergerichtet, und sieht der „milchweiße Kanonierjunge" auch nicht mehr als waffenlose Schildwache gegen die Moskof ins Gebirg hinauf, so ruht doch die einzige Kanone, die früher auf der Erde lag, jetzt zierlich auf Laffetten, und wimpelt vom breiten Epheuthurm des Kalo-Johannes die rothe Osmanlifahne langfaltig über die grünumschlungenen Mauerzinnen in die Luft hinaus.

Das jugendlich schöne Blut und die kaukasische Frische der Trapezuntier bemerkt jeder, der aus Europa und dem verwelkten Stambul kommt. Von den Uebeln, die das schöne warme Blut in Trabosan verübt, geben freilich allerlei Gerüchte frei und offen im Ort herum; wer aber dürfte es wagen, dem geschämigen, frommen und sittlich strengen Europa solche Skandale aufzutischen? Oede geblieben ist in der Gährung des neuen Trapezunter Lebens nur die Palastruine, der alte Sitz romantischer Lust und Kom-

nenenpracht. Völkern und Himmelsstrichen verzeiht das Fatum zuweilen ihre Sünden und sendet verlorene Herrlichkeit zurück. Nur für gefallene Fürstengröße gibt es keine Sühne, und heute wie vor sieben Jahren sieht die junge Esche noch ungestört durch die leeren Säulenfenster der Komnenen nickend die Wolken vorüberziehen.

Schon auf der Herfahrt, als das Schiff um das Vorgebirg Jores beugte und die weite Curve von Trabosan erschien, hatten wir an waldlosen Steilhalden eine im feuchten Kolchis ungewöhnliche Erscheinung, versengtes Gras und ausgebrannte Flur bemerkt. Die Glutsonne von 1847 und völliger Regenmangel zunächst über die Umgegend von Trapezunt hatte das sonst so üppig grüne und lachende Weichbild der Stadt fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Größere Baumgruppen blieben freilich unversehrt und zehrten von der eigenen Kraft, aber der Quellensprudel um die Stadt, besonders in den schattenvollen und romantischen Citadellenschluchten war großentheils versiegt, und von den beiden plätschernden Bächen der eine völlig eingetrocknet wie der Ilissus bei Athen; der andere war zu dünnem, kaum bemerkbarem Silberfaden herabgesunken, und verschwand verschämt in dürrem Gebüsch, wo er früher segenspendend, frisch und lustig vorüberrauschte.

Besonders traurig war der Ausblick von der Burgruine in die von der Westschlucht dicht hinter der Burg aufsteigende Bergmulde, wo der saftig helle Grassteppich überall versengt, das strotzende Gebüsch abgedorrt und die lustigen Quellen wie zur Zeit, als Phaëthon die Welt verbrannte, im zerklüfteten Boden versunken und aller Reiz verschwunden war. Der Gedanke reichlicher Herbstregen werde mit den Quellen auch das verlorne Pflanzenleben, den Asphodill- und Anemonenschmuck der verwelkten St. Sophienaue wiederbringen, tröstete allein über Dürre

und Verlassenheit der Gegenwart. Wider die Region des Laubwaldes, die in wenig mehr als einer Stunde südlich vom Strand überall beginnt, vermochte wegen des unerschöpflichen Reichthums an Feuchtigkeit, an lieblich dichtem Unterholz und an Schattenblumen diese Frühlingscalamität natürlich überall nichts. Und verschlösse der Himmel wie einst über Samaria seine Brunnen auch über Kolchis drei volle Jahre, ich glaube sein Zorn würde vergeblich sein. So rebellisch, reich und ungebändigt ist im Pontus die Pflanzenwelt!

Weniger glücklich als der Buschwald sind die byzantinischen Wandmalereien im Innern des Nebenkirchleins von St. Sophia gewesen, von deren Schönheit, Festigkeit und gutem Stande die „Fragmente" Erwähnung thun. Vermuthlich aufmerksam gemacht und zugleich erbost durch regelmäßig wiederholte Besuche Ungläubiger aus Firengistan bei diesem Heiligthum verordneten fanatische Ulema von Trabosan inzwischen die gänzliche Vernichtung der „abgöttischen" Kunstgebilde. Wer wie Fernkas die fast unzerstörbare Härte des Byzantiner Kalkes kennt, wird die Mühe dieses wahrhaft vandalischen Zerstörungsactes begreifen können. Zoll für Zoll, wie man es bis zu oberst in die Kuppel hinauf deutlich sieht, ward der islamitische Spitzhammer eingesetzt, und die mehr als fünfhundertjährige Kruste herabgeschlagen. Das Geld der Ungläubigen nehmen die Osmanli von Trapezunt, aber die Duldsamkeit unserer Sitte verschmähen sie. Ein bereits legal abgeschlossener Consular-Wohnungsmiethscontract ward im Andrang der Gemeinde durch den Statthalter für nichtig erklärt und gegen Ersatz aufgehoben, „weil die Flagge des ungläubigen Repräsentanten an das Dach einer nahen Moschee streifen könnte." Noch eine Schlappe von Gümüsch-Chane braucht es, bis die stupiden Trabosanlü begreifen, um welche Stunde es jetzt in Europa ist. In Stambul sind die Muselmanen schon billiger, wie man

neulich bei den Reparaturen der großen St. Sophienkirche sah. Statt byzantinische Mosaiken, die plötzlich zum Vorschein kamen, fanatisch zu vertilgen, wie im unduldsamen Trapezunt, befahl der kluge und verständige Abd-ül-Medschid den Fund durch frische Tünche den Augen seiner Gläubigen zu entziehen, und so auf bessere Zeiten zu bewahren. — So verging die Zeit, und nur in der Voraussetzung, daß wir die Zusage halten, und wenn auch nicht für den ganzen Winter, doch zur kolchischen Kirschenblüthe wiederkehren, ließ man uns die Anker lichten und weiter ziehen.

Unter den bedeutenderen Küstenstädten des schwarzen Meeres ist Samson von europäischen Zeitungslesern vielleicht am wenigsten gekannt; jedenfalls wird in öffentlichen Blättern und Reisebeschreibungen kaum einmal des Jahres dieser Stadt erwähnt. Obwohl einst eine griechische Colonie, bietet Samson doch kein romantisches Interesse wie Trapezunt. Auch der Sinn für alte Kunst findet hier keine Nahrung, da heute weder Tempel noch Theater, noch Stadium, noch Antiken, ja nicht einmal Ruinen zu sehen sind. Man denke sich eine gelblicht weiße Festungsmauer, in Form eines länglichen Vierecks, mit Thürmen und buschbewachsenen Gräben ohne Hebung und Schwung am meerbespülten Flachstrande hingebreitet und im Innern mit einem unentwirrbaren Labyrinth von Schmutz, Cloaken und niedrigen Koth- und Bretterhütten ausgefüllt, und man weiß beiläufig was Samson im Pontus ist. Nun rechne man zur Ergänzung des Bildes noch die dicke Sumpfluftschichte, den unerträglichen Qualm und die mephitischen Dünste der Hundstagperiode, die bleichen Gesichter, die schleichenden Fiebergestalten und die üblen Launen der türkischen Fastenzeit hinzu, um zu entscheiden, wie reizend das Leben für einen müßigen Europäer in Samson sei. Außerhalb der Ringmauer hebt sich der Boden in sanfter Schwellung, und

eine weite Vorſtadt, zwar auch meiſtens zerlumpt, brettern und verfallen wie die Häuſer der Citadelle, aber zwiſchen Bäumen und Bächen maleriſch hingeſtreut, gewährt dem Auge ſchon höhern Reiz. Wahrhaft ſchön iſt nur die Landſchaft, ein weiter Halbkreis von mildaufſteigenden Hügelreihen, eine immer die andere überragend, und im Hintergrunde von ſchattigen Laubwaldbergen eingerahmt in lieblicher Theaterform.

Der Strand, in gerader Linie etwa eine geographiſche Meile von einem Vorgebirg zum andern laufend, bildet mit der Feſtung gleichſam das Proſcenium zu der viele Stunden tiefen Bühne, voll Schatten, Reichthum und Gartenluſt. Was ſich am Terrain in der Nähe ſchluchtig und grünmuldig getrennt und durchbrochen zeigt, fließt, vom Meere aus geſehen, in lieblich ſchwellende Conturen ineinander. Der Boden ſelbſt iſt fette Gartenerde und wie ein natürlicher Rieſenpark mit Bäumen überſäet. Oel, Mais, Weizen und Tabak gedeihen in Ueberfluß, Obſt und Trauben ungerechnet, die hier ohne Pflege und, wie um Trapezunt, faſt unbeachtet wuchern. Denſelben Charakter üppiger Fruchtbarkeit und reichlichen Ertrages bewahrt das Land rückwärts von Samſon in der Richtung gegen Kaiſarieh in Kappadocien, wo man nach Horatius von jeher wohlgenährte Leiber und leere Köpfe hatte. Nur eichene Dickſchädel, wie die Anatolier überhaupt, konnten zehn Jahre brauchen, um zu begreifen, daß bei einem ſolchen Naturſegen mittels Dampfſchifffahrt der Ungläubigen ein gewinnreicher Handelsverkehr mit Europa möglich ſei. Und wirklich ging die erſte große Sendung Tabak (im ganzen 40,000 Ballen) eigentlich nur im verwichenen Jahre von Samſon abendwärts. Wie viele und wie reiche Ladungen Weizen und Mais zu gleicher Zeit ihren Weg nach dem hungrigen Occident genommen, ſagen die Zollregiſter und die vollen Taſchen der Zwiſchenhändler. Doch aus der Fülle des Gewinnes einen bequemen Landungsplatz her-

zuſtellen, fiel in Samſon noch Niemand ein. Nicht einmal kleine Barken können ſich dem Strande nähern, und den Molo erſetzen — oft nicht ohne Gefahr — die derben Schultern der Ruderknechte. Ob man indeſſen zu Samſon viel Metaphyſik treibe, bezweifelt ein deutſcher Leſer nicht ohne Grund. Auch war es bei unſerer Ankunft noch unentſchieden, ob Samſon dieſes Jahr einen Deputirten zum Philoſophencongreß nach Gotha ſenden wolle oder nicht.

Auf einer geſunden und luſtigen Baumhöhe oberhalb der Stadt hat das große Handelsvolk mit wahrhaft brittiſchem Comfort ſein Conſulat gebaut. Die Oeſterreicher haben zwar auch eine Behörde aufgeſtellt, ſind aber in beſcheidener Hütte unten in der Fieberluft am Strand geblieben, und nehmen den Roſtbeef eſſenden Britten gegenüber das ganze Jahr Chinin.

Daß aber bei Samſon (Samſun und Sampſon) etwa nicht an den bekannten Bibelhelden und an die Philiſter zu denken ſei, verſteht ſich ohnehin. Die Stadt hieß vor Alters und heißt im Grunde heute „Amiſos“. Der Accuſativ der claſſiſch-griechiſchen Ortsnamen erſcheint in der Byzantiner Periode gewöhnlich als Nominativ mit der Vorſchlagſilbe S, Is oder Iz, was man ſchon bei einer frühern Veranlaſſung nachgewieſen hat. Wie ſie in Anatolien ſchon vor Einwanderung der Türken ſtatt Nik (Nicäa) Isnik, ſtatt Chio Schio und ſtatt Atalia Satalia ſprachen und ſchrieben, hat ſich auch das alte Amiſos in S'Amiſon und mit beliebter Verkürzung in Samſon umgewandelt.

Von dem unphiloſophiſchen Samſon geht das Dampfboot in neun Stunden nach Sinope, dem natürlichen Stapelplatz für die dahinterliegende fette und reiche Landſchaft Paphlagonien. Von der alten Handelsrepublik und Miletus-Colonie Sinope, ihren prachtvollen Theatern, Rennbahnen und Tempeln, wie ſie noch Strabo zu Anfang der chriſtlichen Aera lobt, iſt heute eigentlich

nichts mehr übrig als der Name und die vortheilhafte Lage auf einer schmal zusammengepreßten Erdenge, die eine breit angeschwollene, röthlich ausgebrannte, fast baumlose und etwa eine Stunde weit in das Meer hinauslaufende Halbinsel an das grüne Küstenland von Paphlagonien hängt. Die Türkenstadt mit hohen Mauern und einer verlassenen Citadelle füllt die schmale, aber schwellige und baumreiche Landzunge von einem Meer zum andern, und da die sonnenverbrannte Halbinsel selbst gleich außerhalb der Festungsmauer sich bergig erhebt und zugleich wie eine Ruderschaufel zu beiden Seiten buchtig auseinandergeht, so bildet sie eine Doppelrhede, die das Reizende der Oertlichkeit noch vermehrt. Der gewöhnliche Ladungsplatz jedoch mit Quarantäne, Mauth, Werft und langen Basaren ist in der östlichen Hafenbucht, gegen welche sich auch die Halde der von Griechen bewohnten Vorstadt mit ihrem ärmlichen Häuserwerk und ihrem Baumwald niedersenkt. Am Ende der knorrig angeschwollenen und steilfelsig in die Fluth abstürzenden Halbinsel hat die Natur zwei Hügel von wunderveller Rundung hingestellt, die dem arabischen Lebensbeschreiber Timurs ein eigenthümliches und ganz im Geschmack des Orients gehaltenes Bild entlocken. Die stadttragende Enge selbst wird in derselben Stelle mit dem Wuchs eines schlanken Jünglings verglichen. Der Cyniker Diogenes und der große Römerfeind Mithridates waren geborene Sinopiten. Aber die Philosophie des einen wie die Energie und politische Größe des andern sind mit Herrlichkeit, Flotte, Heer und rauschendem Leben der alten Pontusresidenz längst vergessen. Von den Zeiten des Pompejus (64 vor Christus) bis 1204 unserer Zeit, d. i. 1268 Jahre lang war Sinope römisch-byzantinisches Municipium, und hatte hinlängliche Frist von seinem Glanz herabzusteigen und langsam hinzuwelken. Um 1204 besetzte Alexis Komnenus, Stifter des Schatten-Imperiums Trapezunt, die Stadt Sinope, und

baute aus den Trümmern alter Peristyle, Gymnasien und Theater die Mauern der gegen das Festland hin den Zugang hütenden obern Burg, die heute wieder unbewohnt und halb verfallen ist. Nur sechs Jahre währte das Glück von Trapezus, und schon um 1218 verlor Alexis Herrschaft, Stadt und Leben gegen den Sultan von Ikonium. Von diesem Zeitpunct angefangen blieb Sinope türkisch bis auf diese Stunde. Daß Sinope nach Auflösung des Sultanats Ikonium dreihundert Jahre lang Sitz eines seldschukischen Theilfürsten war, und 1463, wie eine türkische Inschrift unweit dem äußeren Festungsthor besagt, durch Mohammed II. zum osmanischen Reich geschlagen wurde, macht in der Hauptsache keinen Unterschied. Der Kunst, dem Fortschritt, der Bildung und dem Christenthum gegenüber ist Türkenherrschaft unter allen Verhältnissen von demselben Geist der Zerstörung, der Hemmung, der Feindschaft und der Indolenz beseelt. Nicht bloß der Firniß verschönerten Lebens und unruhvoller Gesittung, womit die Siege des griechischen Genius den Orient überzogen, ist in Kleinasien vollständig abgestreift; auch die geistige Erschütterung und Restauration, die von Nazareth ausgegangen, mußte in Kleinasien der Reaction des alten Princips des Orients erliegen. Das Christenthum ist in Anatolien nicht bloß in der unendlichen Minderzahl, es ist auch Urbild der Unwissenheit, des Verkommnisses und der Niederträchtigkeit, und deswegen mit Recht in die Vorstädte und Cloaken zurückgedrängt.

Die ganze Art des Daseins der Anatolier, ihr Häuserbau, ihre Ackergeräthe, ihre Industrie, ihre Weise das Feld zu bestellen, den Körper zu pflegen und das öffentliche Leben einzurichten, ist heute wieder, oder hat vielmehr niemals aufgehört zu sein, was es zur Zeit des Königs Midas mit den fabelhaften Ohren und des von den Göttern selbst belobten Ehepaares Philemon und Baucis war. Auf der Straße neben der Citadelle sahen wir

einen paphlagonischen Bauernkarren von primitiver Einfachheit. Von irgend einem Metallbeschläge war überall keine Spur, und statt auf breiten Radfelgen von Eisen, wie im Occident, rollte das Möbel auf zwei blau angefärbten dünnen Holzscheiben knarrend und holpericht auf dem Pflaster fort. Ich zweifle, ob von König Nimrod und der griechischen Fabelwelt bis auf Abd-ül-Medschid herab, allen Revolutionen des Orients zum Trotz, im Ruralleben der Anatolier irgend eine wesentliche Veränderung eingetreten sei.

Auf der Hin- und Herfahrt hatten wir eine große Menge Perser, und zwar aus den verschiedensten Provinzen Irans am Verdeck. Daß die Perser eine hohe kegelförmige, oben zierlich ausgeschweifte Mütze als Nationalkopfbedeckung tragen, ist insoweit nichts außerordentliches, und mag eben heute bei den Völkern östlich am Euphrat Sitte sein. Wir bitten aber alle Redacteure und Leser der Modejournale von London und Paris höflichst um Vergebung für die monströse Thesis, daß sich an der persischen Kopfbedeckung weder in Stoff noch in Form noch in Schnitt und Coketterie seit viertausend Jahren das mindeste geändert habe. Die Perser des Schehin-Schah Mohammed-Chan von Teheran, wie sie von Stambul nach Trabisonda reisen, könnten für die Stein- und Farbenkünstler nicht etwa bloß des Darius Hystaspessohn, sondern Nimrods (2200 v. Chr.) „des gewaltigen Jägers vor dem Herrn" und umgekehrt noch heute als Modelle dienen. Die Bilder, welche Rawlinson am Felsen von Behistan und Layard in der verschütteten Königsburg zu Alt-Ninive abgezeichnet haben, sind für das „progressive", wandelbare und unbeständige Abendland wo nicht ein tadelndes, doch ein merkwürdiges und belehrendes Argument. Oder glauben Sie etwa ein Berliner Gardeofficier, wenn er feingeschniegelt, patschulidustend, in Cravatte und Glacéhandschuhen Abends unter den Linden geht, gleiche in

Toilette, Miene und Benehmen noch überall einem cheruskischen Freiheitshelden, der mit Arminius zur Schlacht von Idistaviso zieht? Meinerseits zögere ich sogar mit der Behauptung, Vercingetorix, des Celtillus Sohn, habe bei Cäsars Sturm auf Gergovia ganz und gar Monsieur Adolphe Thiers im Pariser Deputirtenfrack geglichen. Deswegen wird aber nicht gemeint, man soll für Wiedererweckung deutscher Größe und deutscher Macht zu Berlin in Thierfellen und mit gähnenden Wolfsrachen auf dem Kopf, „magna parte corporis nuda“ wie die Streiter des Arminius, auf die Schloßwache ziehen. Eben weil es beweglich ist, weil es alles prüft und das Beste behält, ist Europa groß geworden. Nur die Idee, daß Asien in allen Dingen, in Denkweise, Ausdruck, Sitte, Uebung und Tendenz der nothwendige und legale Gegensatz des Abendlandes sei und bleibe, möchten wir bei jeder Veranlassung unsern Landsleuten zu verstehen geben.

Während „Istambul“ diesesmal länger als gewöhnlich auf der Rhede von Sinope hält, und der Harem des von Castamuni in Paphlagonien nach Saida am Libanon versetzten Jscodralü Mustapha-Pascha mit einigen und dreißig weiblichen Wesen verschiedener Lage und Farbe und einer verhältnißmäßigen Zahl von Kindern, Sclaven, Caplänen; Schreibern und Dienern Saal und Nobelverdeck besetzt, der Vollmond glitzert, der Wind lustig weht, die Kinder schreien und den Damen übel wird, habe ich Zeit genug, anatolische Sitte zu bedenken und zugleich einige Notizen über die Pontusfahrt aufs Papier zu bringen.

VI.

Das Diplomatengaſtmahl auf Haider-Paſcha.

Buyukdere, 5. October 1847.

Haider-Paſcha iſt eine ſchöne Thalebene im Hintergrunde der beiden Städte Chalcedon und Skutari, die bekanntlich dicht am welligen Strand der aſiatiſchen Bosporusſeite liegen und noch als Vorſtädte von Stambul gelten. Die gegenſeitige Entfernung der benannten Orte beträgt nur eine Stunde Weges, und zur dazwiſchen liegenden Thalebene ſelbſt führt vom Ufer aus eine breitmündige Einſenkung, in welcher Bäume ſtehen und ein perenner Bach den Ausweg zur Propontis nimmt. Dicht am Landungsplatz ſteht eine gewaltige, dichtbelaubte, prachtvolle Platane mit Brunn, Ruheplatz und zwei iſolirten Hügelſchwellungen links und rechts zur Seite. Die Ebene ſelbſt hat auf der Südſeite eine ſanft geſchweifte Langhalde, an deren Abhängen ein unüberſehbares Heer grüner Zelte ſtand, ſchön geordnet und mit der Mündung den kühlen Sommerlüften des Pontus zugekehrt. Unten auf dem grünen Plan ſteht ein Sommerhaus des Sultans und nicht weit davon das ungeheure bewegliche Tafelzelt, das der vorige Herrſcher zur Feier großer Gelegenheiten um anderthalb Millionen türkiſcher Piaſter (300.000 Franks) in Paris hatte fertigen laſſen, zugleich Bundeslade und Stiftshütte der Allianz zwiſchen Islam und Chriſtenheit.

Wer die Freundschaft der Christen sucht, muß ihnen zum Kitt thätiger Liebe vor Allem gut zu essen und sehr viel zu trinken geben. Eine willkommene Gelegenheit die Bande gegenseitiger Beziehung auf gut occidentalisch zu befestigen und neu zu beleben, war das Tauf- oder Beschneidungsfest der beiden ältesten Prinzen Sr. kaiserlichen Majestät. Uns weiht man mit Geist und Wasser zur beseligenden Lehre ein; der Prophet von Mekka aber hat für die Söhne seiner Gläubigen die alttestamentliche Bluttaufe beibehalten, die nach jüdischem Gebrauch am achten Tage, nach islamitischer Praxis vor den Jahren der Pubertät nach Belieben, meistens aber im siebenten Jahre verrichtet, und als wichtigster Act des Lebens und größtes Familienfest überall nach Kraft und Vermögen verherrlicht wird.

Im Orient gibt es kein beneidenswertheres Glück und keinen höhern Titel der Achtung als einen Sohn zu haben und Musulman zu sein. Wie der Vater des großen Sesostris alle Knaben Aegyptens, die am gleichen Tag mit seinem Sohne entstanden, als künftige Gefährten und Diener des Neugebornen auf seine Kosten nähren und erziehen ließ, so ward die religiöse Ceremonie an allen, während der letzten zehn Jahre gebornen und noch ungetauften Söhnen musulmanischer Eltern von Stambul und der Bosporusgegend auf Rechnung der kaiserlichen Civilliste vorgenommen, und zu würdevoller Begehung der Feierlichkeit die Ebene von Haider-Pascha ausersehen. Achttausend Knaben wurden eingeschrieben, von denen täglich 900 in einem längs der sanften Halde neuerbauten und wohlverwahrten Holztheater mit 900 Betten das islamitische Sacrament erhielten. Außer der Beschneidungstaxe selbst und dem täglichen Unterhalt waren 200 Piaster (vier Golddukaten) und ein neues Kleid für jeden Knaben das Taufgeschenk. Fünf Dampfboote im Dienst des Sultans waren von früh bis Abend in Thätigkeit, und das Publicum

hatte, versteht sich mit Entschädigung der Gondeliere, freie Ueberfahrt. Mit einer Sorgfalt von der man in Europa keine Vorstellung hat, machten Dampfboote durch das ganze Weichbild vom Stambul, von San Stefano bis zum schwarzen Meer die Runde, sammelten die zu beschneidenden Knaben und deren Eltern und Anverwandte, und brachten sie mit den kaiserlichen Geschenken wieder nach Hause zurück. Kanonendonner rollt zum Zeichen öffentlicher Freude dreimal des Tages, und wenn die Sonne untergeht, beginnt bunter Feuerregen und farbiges Raketenspiel mit dem Blinken unzähliger Lampen auf Haider-Pascha längs dem lauen Bosporus bis Bujuk-dere herauf. Die ganze Regierung des türkischen Reiches vom Großweſir bis zum letzten Kanzleibeamten mit Dienerschaft und Zubehör wohnt unter Zelten auf Haider-Pascha und ist des Sultans Gast für die ganze Dauer des Festes. Täglich zweimal ist großherrliches Gastmahl unter dem Tafelzelt, wozu der Reihe nach die Autoritäten und die mit der hohen Pforte verkehrenden Notabilitäten aller Nationen und Bekenntnisse in Konstantinopel geladen sind. Man rechnet, daß mit Einschluß der kaiserlichen Dienerschaft, der dienstthuenden Garden und Hellebardiere an 100,000 Menschen innerhalb 12 Tagen von seiner kaiserlichen Majestät bewirthet werden. „Ad quid perditio haec?“ Wozu diese Verschwendung an Raketen, Pulver, Reis und Mehl? denkt vielleicht irgend ein Finanz-Zascharias im Abendland. Der Aerger für uns schäbig und knickerisch lebende Franken ist um so schneidender, da hier niemand an Ersparung und Erübrigung denkt und Reichthum mit Ueberfluß und ungewohnter Fülle dem Zuschauer von allen Seiten entgegen strömt. Dreißig Millionen Piaster (ungefähr siebenundeinhalb Millionen Franken) hat Sr. kaiserliche Majestät auf die Civilliste für die zwölftägige Festlichkeit angewiesen. „Wie schade um das Geld! Was hätte man mit den vergeudeten

Summen nicht alles schaffen können! drei Tage Unterhaltung wären ja auch genug! Welcher Sparpfennig für unvorhergesehene Noth!" rief heuchlerisch und habgierig beim Anblick des kaiserlichen Luxus und der asiatischen Verschwendung hie und da ein occidentalisches Mammonskind.

Auf Donnerstag den 23. Sept. 2 Uhr Nachmittags war das erlauchte Corps der fremden Gesandten je mit ihren ersten Sekretären und Interpreten zum kaiserlichen Mahl gebeten und zwar — wie es die Zuschrift ausdrücklich bemerkte — en grand uniforme. Was sinnreiche Eitelkeit zwischen Lissabon und Teheran in der Zierkunst je erfand, der Glanz des Goldes und die funkelnde Diamantenpracht, mit welcher die Majestät der Könige die menschliche Armseligkeit ihrer Diener an der hohen Pforte schmückt, war hier mit einem Blick zu übersehen. Dreißig der höchsten türkischen Würdenträger in goldgesticktem Kleid und in Brillanten strahlend sollten sich in gemeinschaftlichem Bunde den Gästen beigesellen.

Denken Sie sich die Scene, das bunte Gewühl, wie es durcheinander wogt, die lauen bithynischen Lüfte, wenn sie über die Ebene fächeln, und die diamantene Diplomatenherrlichkeit, wie sie im Glanz der Sonne wiederstrahlt! Aber unvermuthet erhob sich um Mitternacht ein Gewittersturm mit Windsbraut und Wolkenbruch vom Pontus her. Zehn volle Stunden rollte der Donner, sauste der Sturmwind, und fiel der Regen in Strömen mit einer selbst am Bosporus unerhörten Heftigkeit. Abergläubische Gemüther zitterten schon vor dem Zorn der Gottheit und dem nahen Weltgericht. Obwohl es gegen Mittag hin freundlicher schien, und in der Ungewißheit die meisten Geladenen schon nahten, wurde endlich doch abgesagt, weil das Zelt überschwemmt, der Speisevorrath verdorben und die Haider-Pascha-Ebene selbst in einen undurchwatbaren Sumpf verwandelt war. Wir Europäer zu Tische geladen, — das mögen sich die Türken

merken, — erscheinen mit fürchterlicher Genauigkeit. Montag 27. September war schon wieder Staub auf Haider-Pascha und das auf den folgenden Tag zum zweiten Mal angesagte „Dîner Impérial“ sollte zum Lohn getäuschter Eitelkeit hoffentlich ohne Störung vorübergehen. Der Morgen war herrlich, die Atmosphäre ungewöhnlich mild und auf der regengetränkten Flur sproßte herbstlich frisches Grün; vier Dampfschiffe, ein französisches, ein russisches, ein englisches und ein Lloyd-österreichisches, schwammen mit dem Ausbund europäischer Staatsweisheit geladen fast zu gleicher Zeit aus der Bucht von Bujuk-dere den fluthenden Bosporus hinab. Aus Rache für das neulich gestörte Spiel war die Toilette mit verdoppelter Kunst angethan, und der Ehrenkram wo möglich noch vollständiger und umfassender ausgelegt als das erste Mal. Einer hoffte den Andern zu überstrahlen und für prachtliebende Gemüther war der 28. September ein wahrhaft großer Tag! Die Eifersucht zwischen Haus Bourbon und Haus Habsburg ist bekanntlich älter als 300 Jahre, und obgleich sie jetzt beide um die Wette friedlich sind, stellt sich der Wettkampf doch bei der geringsten Veranlassung wie von selber ein.

Das bourbonische Boot war um die Kraft von mehr als zweihundert Pferden stärker und wenigstens zehn Minuten früher ausgezogen. Die Sache war bedenklich. Zum Glück war der „Imperatore“, auf dem wir schifften, einer der besten Lloydsegler im Mittelmeer, und der Capitän ein erprobter Mann. Triumphirend strichen wir am keuchenden Nebenbuhler vorüber, und waren bedeutend früher am Ankerplatz. Aber helas! was nützte uns der Sieg? Wir lagerten dicht am Strand und sahen durch die breite Eingangsmulde das grüne Zeltlager auf der Halde, das Holzamphitheater, die Platanen und die neugierige Menge, wie sie in breiten Wogen dem Schauspiel europäischen Schimmers

entgegen harrte. Kiamil Bey, der kaiserliche Gesandteneinführer, erwartete am Ufer die Kommenden, zu deren Aufnahme und Weiterbeförderung man Wagen und Reitpferde im Ueberfluß bereit hatte. „Die Gottheit ist auf das Glück der Sterblichen neidisch“ heißt es irgendwo bei Herodot. Ein trüber Flor hatte sich zwar schon während der Fahrt über den Gesichtskreis ausgespannt und vom Balkan her wuchs von Minute zu Minute die Dunkelheit. Doch glaubte Niemand an die Nähe der Gefahr. Die Landung begann nach Rang und Etikette. Es wimpelte und glänzte wundervoll, und die Internuntiaturbarke mit zehn Gondolieren in Weiß und Scharlachroth hatte schon die erste Ladung ausgesetzt und wollte uns eben selber nehmen, als das Unheil mit unglaublicher Schnelligkeit heulend und dröhnend von den sieben Thürmen herüberzog. Es rollte fürchterlich, neben uns fuhr der Blitz auf Chalcedon nieder, und aus den Wolken strömte es wie in der Sündfluth auf die goldblinkende Legatenschaar. Wie die schaulustige Menge plötzlich auseinanderfuhr und die gelandeten Dekorationsträger nach bereitgehaltenen Wagen eilten! Türkische Frauen verloren auf der Flucht den Ueberwurf, und weiß und schwarz gefiederte Diplomatenhüte flogen im Sturmwind. Nicht genug! Reiter stürzten, Achsen brachen und o des Greuels! Repräsentanten gottgekrönter Majestät grüßten in ihrem weißen goldverbrämten Kasimiranzug den Haider-Pascha-Schlamm.

Mit dieser unerbetenen Intervention der Elemente war der Hauptglanzpunct der Festlichkeit erbleicht. Wenn der Regen auch Pausen machte und eine wässerige Helle zuweilen Hoffnung gab, so zürnte der Himmel doch immer von neuem wieder, und Sie können sich die betrübten Gesichter und die beschmutzten Toiletten denken, als wir endlich alle im Saalzelte beisammen waren, wo die gesammte türkische Grandezza in feierlicher Ruhe der geladenen

Gäste harrte. Von allen Potentaten, die in der Welt etwas zu bedeuten haben und mit der hohen Pforte in Berührung sind, hatte nur Einer seinen Stellvertreter nicht geschickt.

Die Wiesenfläche, auf der das Köschk des Sultans, das Theaterzelt und die große Tafelhalle neben einander standen, war auf drei Seiten durch Einrandung abgesperrt und nur gegen die Zeltstadt auf der Halde offen. Ein Generallieutenant mit einem in Schlachtordnung aufgestellten Gardebataillon hielt am Eingang Wache, und musterte mit einer den Türken eigenthümlichen Grazie und Höflichkeit das zu Wagen und Pferd vorüberziehende Frankencorps. Das Saalzelt hatte eine hohe lange Säulenvorhalle auf der Eingangsseite und ein kleines Theater mit Orchester im Hintergrund. Der nasse Fußboden war mit Schilfmatten und Teppichen belegt. Tische, Sopha, Stühle und Divane standen in Fülle umher, und zu beiden Seiten des Zugangs war unter vorspringender Bedachung eine Reihe Palastgarden in scharlachrothem, reich mit Goldlitzen gezierten Waffenrock in Reihen aufgestellt. Der Tschako war gleichfalls scharlachroth mit Goldborten und mit einem breitgefiederten, in Form eines Palmzweiges rückwärts gebogenen grünen Federbusch geschmückt; in der Hand hielten sie lange vergoldete Hellebarden, das Ganze prachtvoll anzusehen. Nicht viel weniger als eine Stunde verging in Gesprächen, vielerlei Gruppirungen, gegenseitigen Huldigungen und schönen Phrasen aller Art, bis Kanonendonner die Ankunft des Sultans verkündete, der vor der Tafel seine Gäste sehen wollte. Bei Sonnenschein hätte die Ceremonie im Zeltsaale mit viel größerer Wirkung stattgefunden; diesmal aber nöthigte uns der regnerische Himmel in das Köschk hinein, und auf gegebenes Zeichen bewegte sich der lange Zug, Türken und Europäer in bunter Unordnung, auf dem nassen mit Bretern belegten Wiesengrund zur Audienz beim Kaiser des Orients.

Auf der Wiese vor dem kleinen Hofraum war eine Compagnie Garden zu Fuß und innerhalb am Piket Hellebardiere aufgestellt, die, Paar und Paar, beim Eingang ins Köschk und auf der Doppeltreppe bis zur Thür des Audienzsaales standen, und mit ihren braunen Augen stumm und unbeweglich die bunte Schaar vorüberziehen sahen. Der mit leuchtenden Metallblättchen und Silberfransen reich gezierte blauseidene Doppelvorhang der Saalthüre ist vor den Eintretenden aufgeschlagen, und unten am Fuß der Treppe sitzt mit seinen blauen Augen und jetzt noch jugendlich vollem Gesicht der über achtzig Jahre alte, dicke, kleine Chuschrew Pascha auf einem Stuhl und wartet inmitten seiner Clienten, bis die Vorstellung vorüber ist. Chuschrew Pascha ist der Ehren und der Reichthümer wie der Jahre voll, und könnte — wäre nur Bart und Haar nicht grau — einem Künstler noch heute, wie Cellini's Diego, für den Antinouskopf als Muster sitzen. Die Kraft Treppen hinauf und herabzukommen, oder lange aufrecht zu stehen, ist bereits entflohen, und doch fehlt der süßlächelnde Chuschrew Pascha bei keiner Staatshandlung, bei keinem öffentlichen Act, wo Würde, Rang und Credit zu zeigen sind. Dafür hat unter allen Großen des Reichs Chuschrew Pascha allein das Recht im Hause des Sultans und, wie einige wollen, sogar in Gegenwart Sr. kaiserlichen Majestät zu sitzen.

Seit der Reform unter Mahmud II. werden am türkischen Hofe die Audienzen stehend ertheilt, und außer flüchtigen Wand-Arabesken und blauseidenem Fensterschmuck war keinerlei Zier und Möbel im Saale zu sehen. Der Sultan war aus einem Nebenkabinet herausgetreten, und bei der vorspringenden Fensterböschung begann der dichtgedrängte Halbbogen der europäischen Gäste, an die sich bis zur andern Seite der Böschung die türkischen Würdenträger schlossen. Seine kaiserliche Majestät stand im Kreise dicht vor den Großen des Reiches und mit dem Antlitz gegen ihn

gekehrt dolmetschte Aali Efendi, Minister des Aeußern, mit den Zeichen tiefster Ehrfurcht die übliche kleine Anrede, die bei solchen Veranlassungen im Namen des erlauchten diplomatischen Körpers der Doyen desselben — diesmal der französische Botschafter — an den Imperator des Orients zu richten pflegt. Man kann wohl denken, daß der Sultan auch schon seine Antwort voraus fertig hat und auf das stereotype Gerede des Occidents jederzeit beiläufig dasselbe sagt. Nur die zweimalige Ungunst der Elemente veranlaßte ein paar verbindliche Phrasen mehr, als Se. Majestät gewöhnlich sagt. Dessenungeachtet waren wir begierig zu hören, was und wie der Sultan redet, und welchen Klang die Stimme des Sohnes der Murad, der Mohammed und der Suleiman hat. — Während man im persischen Thronsaal schreit und mit dem Schach auf zehn Schritte redet, sprechen Kaiser und Minister in Stambul so leise, daß man auf zwei Schritte Abstand wenig oder gar nichts versteht. Dagegen hatten wir die Ehre den Gebieter des Morgenlandes nahe und gut anzusehen, so daß man zur Stillung occidentalischer Neugier über Gestalt, Wuchs, Haltung, Anzug und Gesichtsbildung Sr. kaiserlichen Majestät genaue Rechenschaft ablegen kann.

Abd-ül-Medschid ist mehr als mittlerer Größe, breitschulterig und im schönsten Ebenmaß gebaut. Der frühen Herrschaft und der vielen Arbeiten ungeachtet zeigen sich überall die üppigen und jugendlich vollen Formen, auf denen das asiatische Auge mit so großem Vergnügen ruht. Von der gewöhnlichen Wohlbeleibtheit türkischer Großen ist Se. kaiserliche Majestät gerade im rechten Maß entfernt, und durch das elegant geschnittene, enganliegende, an Rand und Naht reich in Gold gestickte dunkelblaue Oberkleid mit weißem Pantalon und europäisch glänzender Fußbekleidung traten die natürlichen Vortheile des Körperbaues in das schönste Licht. Ein Antlitz mit hoher Stirn,

großen Augen, schöngebogenen Brauen, kleinem Mund, rundem Kinn und gerader, wohlbestellter Nase von antiker Form ist männlichschön, wenn auch Spuren von Kinderpocken zu sehen sind und die Hautfarbe etwas eigenthümlich ist. Der Sultan ist nicht verlebt und haremblaß, wie man in Europa zuweilen hört; Niemand wird aber auch sagen, Se. Majestät habe blonde Haare und sei im Gesicht weiß und roth wie die Leute in Trapezunt und Lasistan. Abd-ül-Medschid hat kaukasischen Mutterblutes ungeachtet den Teint seiner turkomanischen Urahnherren, die bekanntlich Vettern und Nachbarn des olivenfarbigen Tatarenvolkes waren. Die Oberfläche des Antlitzes aber ist glatt, leuchtend, gespannt und vollkommen ausgefüllt, so daß der Gesammteindruck der kaiserlichen Physiognomie ein angenehmer ist. Am schönsten war Se. Majestät jedoch im Profil. Der Schnurrbart ist reichlich und kurz gehalten, und auch um Kinn und Backen die braune Hülle gezügelt und wohlbestellt. Der Solitär am Diamanten-Rischan hatte die Größe eines Taubeneies und war prachtvoll anzusehen. Der Sultan Abd-ül-Medschid ist bekanntlich erst 23 Jahre alt und, obgleich dem Vergnügen nicht abgeneigt, doch der angestrengtesten Arbeit fähig, und gewiß einer der wohlwollendsten und menschenfreundlichsten Fürsten unserer Zeit. Am Ende der Ceremonie stellten Baron Bourqueney und Graf Stürmer einige Fremde vor, die im Namen des Sultans durch den Minister des Aeußern zur Festlichkeit geladen waren*). In besondern Audienzen redet Se. Majestät auch mit Privatpersonen, bei öffentlichen Vorstellungen aber erlaubt es die türkische Etikette nicht. Ohne ein Wort zu sagen,

*) Le Ministre des affaires étrangères, par ordre de Sa Majesté Impériale le Sultan, prie Monsieur ... de vouloir bien assister au dîner qui aura lieu Jeudi prochain 23. Septembre, à Haider-Pacha à 8 heures à la turque.

wirft der Herrscher auf das vorgestellte Individuum einen festen Blick. Das ist des Sultans Gruß und nach asiatischen Begriffen ein beneidenswerthes Glück. Beim Abschied blieb der Kaiser mit einigen Großen in seiner Stellung so lange unbeweglich stehen, bis die glänzende Schaar der Diplomaten langsam feierlich und mit dem Zeichen tiefster Ehrfurcht durch die Saalthür verschwunden war.

Inmitten zwischen dem Sultanskiosk und dem Theaterhütten-Saal war auf freiem Wiesenplan die berühmte Zelthalle aufgeschlagen, die uns den Reichthum des Orients und die seltene Pracht eines byzantinischen Kaisermahles zeigen sollte.

Wenn an den beiden Langseiten der Tafel bequem und unbeengt achtzig Personen sitzen und die gegenübersitzenden wegen der Tischbreite nur durch Zeichen reden können, nebenan aber auch noch reiche Vorräthe an Getränken, Porzellan und Silbertellern auf eleganten Büffets aufgeschichtet sind, und der mehr als fünfzig Aufwärter, Schenken und Tafeldecurionen ungeachtet noch überall leere Räume übrig bleiben, so gibt es einen Begriff über Umfang, Höhe, Kunst und Macht dieses tragbaren Saalpalastes. Es ist eine orientalische Behausung mit ihren vornehmsten Theilen, Vorsaal (Selamlik), Prachtzimmer und Heiligthum (Harem) oder, wenn abendländische Begriffe geläufiger sind, eine aus zwei Abtheilungen zusammengefügte Kreuzbasilica, und im Ganzen nur mit dem Wanderpalast des Perserkönigs bei Issus oder dem Zelt des Kerboga vor Antiochia zu vergleichen. Der Vorsaal (Selamlik) ist ein für sich bestehender Bau und wird der großen Zeltmündung gleichsam als Säulenhalle angefügt. Durch das offene und bei verhältnißmäßiger Breite vielleicht nicht weniger als dreißig Fuß hohe Frontquadrat fällt das Licht reichlich und wohlberechnet gegen den Mittelpunkt, und in matterem Scheine bis

in das innerste Heiligthum. Zwei Reihen gewundener und reich vergoldeter Broncesäulen, die eine baldachinförmige Zimmerdecke tragen, theilen den Vorsaal in drei Schiffe ein und fruchtbehangene Silberguirlanden en vermeil winden sich in wundervollen Verschlingungen über das Säulengold. — Das Hauptzelt mit seinen beiden Abtheilungen (Prachtzimmer und Harem) ist noch etwas höher und breiter als der Vorsaal, und im Nothfalle durch einen beweglichen Theatervorhang vom erstern abgeschlossen. Aber statt flacher Baldachindecke, wie im Vorsaal, sind drei luftige Spitzkuppeln, deren jede auf einer kräftigen Centralsäule von vergoldetem Bronce ruht, als Bedachung angebracht, und zwei Seitendome mit Ausgängen in den Hofraum vermehren noch die Räumlichkeit. Die Wand im Hintergrunde ist nicht flach, sondern wie eine römische Tempelapsis bogenförmig ausgeschweift und mit verschwenderischer Pracht geschmückt. Drei leuchtende Goldsonnen auf den Dachkuppeln deuten schon von fern auf die Gestaltung des Innerraumes, und der Vorhof selbst ist mit Ausnahme der Frontseite durch eine sechs Fuß hohe Zeltwand noch besonders eingefriedigt, so daß die Welt nicht sehen kann, was sich innerhalb bewegt. — Für die Außenseite dieses unvergleichlichen Tafelhauses hat man dichtes hellgrünes Zelttuch gewählt, das Innere aber vom Eingang bis zum Ende ist in allen Theilen von schönem schweren Seidensammt, gelb in der Säulenhalle, grün im Mittelpunkt, und wenn man recht gesehen hat, roth im Hintergrund, überall aber mit Blumen und Randguirlanden aus reinstem Gold so dicht und prachtvoll belegt und ausgestickt, daß die Grundfarbe nicht allzeit leicht zu erkennen ist. Wie im fabelhaften Goldpalast der Sonne übertreffen Kunst und Arbeit auch hier den Stoff.

Der Nässe wegen hatte man den Fußboden mit Bretterwerk bekleidet, darüber Matten aus Rohr gelegt und darüber bunte

Teppiche ausgebreitet, damit vom goldüberſtrömenden Sammtpalaſt jeder Mißton fern bleibe.

Zweiundachtzig Gäſte ſollten ganz auf Silber tafeln, was außer den großen ſilbernen Platten und Terrinen wenigſtens dreihundert ſilberne Beſtecke mit vierhundert Silbertellern fordert. Neben kleinerem Gepränge aus edlem Metall waren gegen fünfzig ſilberne Henkelkiergefäße mit etwa vierzig fünfarmigen Silberleuchtern in Email vor den Eſſenden aufgeſtellt. Mitten auf dem breiten Tiſche aber prangten in gemeſſenen Zwiſchenräumen drei Paare ſchön geränderte und gegen fünf Fuß hohe vergoldete Silbervaſen mit prächtigen Blumenſträußen ausgefüllt. Achtmalhunderttauſend Franken hat Sultan Mahmud II. den Pariſer Künſtlern für den ganzen Apparat bezahlt. Beim Eſſen ſelbſt waren die Gäſte ſo geordnet, daß zwiſchen zwei Europäern je ein Türke und zwiſchen zwei Türken je ein Europäer zu ſitzen kam. Im Centrum der rechten Langſeite ſaß der Großweſir Reſchid Paſcha und präſidirte im Namen Sr. kaiſerlichen Majeſtät dem Feſt. Dem Großweſir zur Rechten hatte der franzöſiſche Botſchafter ſeinen Sitz, zur Linken der kaiſerliche Internuntius, letzterer vielleicht unter allen Anweſenden am glanzvollſten und reichſten decorirt.

Auf der andern Langſeite, dem Großweſir gegenüber, ſah man zwiſchen Blumenvaſen und Silberblink den alten, immer lächelnden Chuſrew Paſcha mit dem ruſſiſchen und dem ſpaniſchen Miniſter zur Seite als Centralpunct figuriren. So ging es vom goldblitzenden Grünſammtquartier rechts und links nach Rang und Etikette in ſtrenger und wohlbedachter Ordnung bis an die beiden Tafelenden fort. Hier galt nur der Diplomat, und was einer an Ehren, Rang und Würden bis zu jenem Tage erſtrebt und errungen hat, ward ihm in dieſem feierlichen Moment unter aller Augen pünktlichſt zugemeſſen. Weiß Gott

in wie vielen Sitzungen der obersten Reichsbehörden die Rangliste der vom Kaiser zu Tisch gebetenen Europäer endlich zu Stande kam! Aber auch Weh und dreimal Weh dem kaiserlichen Divan, wenn die leiseste Controverse irrig entschieden und ein vermeintlicher Vorrang vergessen wäre. Empfindlicher, reizbarer und entsetzlicher als selbst Dichter und Grammatici ist der kleinste europäische Diplomat an seinem Ehrentag.

Ich bewunderte die Türken, ihre Klugheit und ihren feinen Takt. Pförtendiener, hoch im Range, standen weit zurück, und die Karte des Interpreten eines kleinen Staates der iberischen Halbinsel sah man zwischen die Namen zweier türkischer Excellenzen, Tewfik Efendi und Istefanaki-Bey (Fürst von Samos) hineingelegt. Obwohl das Essen selbst bei solchen Feierlichkeiten bloß Nebensache ist, muß man doch bemerken, daß die Speisen, ihrer Anzahl ungeachtet, mit einer Sorgfalt bereitet, und trotz der Witterung in einem Zustand auf die Tafel kamen, dessen man sich in Europa bei ähnlichen Veranlassungen nicht jederzeit zu rühmen hat. Ungefähr zwei Stunden dauerte das mit asiatischem Luxus ausgestattete, mit europäischer Eleganz geordnete und mit wundervoller Disciplin rasch und ruhig aufgetragene Kaisermahl. Wie in der Politik offenbarte sich auch in der Tafelkunst das enge Einverständniß der Christenheit mit dem Morgenland. Die Küchen beider Continente waren in schönster Harmonie, und von der Tschorba (Suppe) bis zum Pilaw (orientalisches Reisgericht) kam nach der europäischen Platte bei den warmen Speisen jedesmal eine türkische und umgekehrt. Beim Nachtisch jedoch war der Bund vollendet, und erschienen die beiderseitigen Kräfte vereint und zu gleicherzeit im Felde:

compulerantque greges Corydon et Thyrsis in unum.

Des ewigen Rufens „Evviva Pio IX. Evviva l'Italia" ist

die vornehmere Hälfte Ihrer Leſewelt vermuthlich ſchon lange ſatt, und ihr wäre ein türkiſcher Küchenzettel leicht willkommener, jedenfalls weniger verfänglich, als die langen Berichte über demokratiſche Schwierigkeiten in Palermo und Catania. Aber was würden die andern ſagen, wenn Ihre Spalten, ſtatt lucceſiſcher Civica, das türkiſche Tiſch-Menu von Haider-Paſcha brächten? Tekir-Baligh (Rothfedern, Rougets, einer der beſten Fiſche des Mittelmeers, in Syrien Sultan Ibrahim genannt), Enginar (Artiſchocken) und Dolmuſch-Hind-Taughu (mit Reis gefüllter Indian) würden Sie noch ertragen, weil dieſe Namen lauter angenehme Empfindungen wecken und, was Gaumenluſt betrifft, Plebejer häufig ebenſo naſchhaft-tapfer und gierig wie die Ariſtokraten ſind. Bedenklicher wäre es ſchon, wenn man auch noch von Müdſchmer (Klöße aus gehacktem Fleiſch), Dolmuſch-Batlidſchan (mit Reis gefüllte Melanzanen, Solanum Melanzanes) und Ekmek-Kataiſi (Brod-Kataif, dünne von Zucker ganz durchdrungene Brodſchnitten mit geſottenem Milchrahm aufgeſulzt) reden wollte. Welcher Leſer aber würde es ertragen, wenn er außer dem Beſagten noch die Namen Soganli Köfte (Klöße aus gehacktem Fleiſch in Zwiebeln aufgetragen), dann Merdſchan (Schellfiſch), Dolmuſch-Kawak (mit Fleiſch und Reis gefüllter Kürbiß), Lüfer (eine vorzügliche Art Makrelen, ein dem byzantiniſchen Meer eigenthümlicher Fiſch), Tawuk-Göüſü (Sulze aus Hennenbrüſten, fein geſchnitten mit Milch und Reismehl zubereitet) und Kaimak Baklawaſi (Blätterteig mit geſottenem Rahm gefüllt) verdauen müßte? Und doch wäre es kaum die Hälfte der türkiſchen Gerichte, denen, wie ſchon oben geſagt, eine gleiche Anzahl fränkiſcher von ausgeſuchtem Wohlgeſchmack entſprach. Von Paſteten (Börek) zu reden und von andern aſiatiſchen Süßigkeiten, worin die Türken anerkannte Meiſter ſind, fiele uns beim Ernſt der Zeiten und bei der Verſtocktheit des Son-

derbundes ohnehin nicht ein. „Noch iſt es nicht an der Zeit, warte bis die Tour an die Trauben kommt", ſagte freundlich belehrend einer der Sultansſchwäger zum hochbetagten Ghusrew Paſcha, der nach altürkiſcher Sitte vor dem rechten Moment nach der Traubenvaſe griff. „Pek-eji" (ſehr gut), erwiederte der allezeit lächelnde Weſir, und zog in Geduld die geſtreckte Hand zurück. Während der warmen Speiſen nach den aufgeſtellten Früchten zu langen, geſtattet bekanntlich europäiſche Sitte nicht. Beim türkiſchen Mahl vor der Reform griff man dagegen nach Luſt und Verlangen in die Nebenplatten herum, und namentlich galt die Traube mit ihrem erquickenden kühlen Saft inmitten ſtark gewürzter Koſt als labendes Mittelſpiel. Daß die Türken bei großen Feſteſſen mit den Trauben nun auch, wie die Europäer, bis an das Ende der Tafel warten, iſt ein viel ſchwereres Opfer als man gewöhnlich glaubt. Sollte dieſes chriſtliche Europa mit ſeiner (wenigſtens für Osmanli) langweiligen Sitte voll Zwang, Katecheſe, Zügel, Zucht und unnützer Disciplin der freiern Lebensanſicht des Morgenländers nicht bisweilen läſtig ſein?

Von den beiden üblichen Toaſten brachte Baron Bourqueney den erſten auf die Geſundheit Sr. kaiſerlichen Majeſtät des Sultans und den zweiten der Großweſir auf das Wohlergehen ſämmtlicher befreundeter Mächte aus, während jedesmal einundzwanzig Kanonen donnerten und die Tafelmuſik der kaiſerlichen Garde mit verdoppeltem Enthuſiasmus dazwiſchenfiel. Zufällig durchbrach, wie es an regneriſchen Herbſt- und Sommerabenden häufig auch anderwärts geſchieht, die ſcheidende Sonne in ihrem letzten Aufflimmern den Wolkenſchleier und ſchüttete gerade im Augenblick, als der Donner zum Sultanstoaſt über die Höhen rollte, nachhaltig und bedeutungsvoll ihr abendliches Licht auf die goldſtrömenden Sammetwände der Vorhalle, auf das ver-

geldete Säulenbronce und auf die magisch schimmernde Tafelpracht, an welcher schweigsam und abergläubisch aufgeregt des Sultans Gäste saßen. Es war ein schöner und ergreifender Augenblick, in welchem mancher unter den diamantenfunkelnden Tischgenossen nicht ohne gerechten Stolz zum guten Theil die Früchte seiner Klugheit und Staatskunst sehen konnte.

Im Theaterzelt, wohin man von Labung und Ehren satt nach der Tafel ging, ward mit Reden, Rauchen und Kaffeetrinken der kurze Zwischenraum ausgefüllt, bis mit einbrechender Nacht das Orchester hergestellt und der Vorhang aufgezogen war. Singspiel in asiatischer Tonweise, Pantomime und Tours de force a la Kappo ergetzten der Reihe nach das schaulustige und heitergestimmte Publikum, während die berühmtesten Arien europäischer Tonkünstler ihren melodischen Schmelz durch die hohen Räume wälzten. Orchester, Sänger, Mimen und Tanzkünstler waren alle Türken aus der Gardemusik und dem kaiserlichen Unterhaltungscorps. Nach muhamedanischer Sitte wurden die Frauenzimmerrollen verkleideten Jungen übertragen und zu nicht geringer Erlustigung der erlauchten Zuschauer mit Anstand und genügender Grazie durchgeführt. Frauenzimmer auf der Bühne und Hut und Frack im Anzuge sind dem türkischen Volke drei Greueldinge, an deren Anblick es sich niemals gewöhnen kann. Allgemeinen Beifall riefen die Tours de force hervor, und sicher haben Donizetti und Kappo bei den Türken gelehrigere Schüler gefunden und größere Bekehrungen gemacht, als die christlichen Glaubensboten aller Secten mit ihren Katechesen und Litaneien seit zweihundert Jahren.

Mit unvergleichlichem Takt hatte Se. Hoheit der Großwesir im Namen seines kaiserlichen Gebieters während der ganzen Festlichkeit die Honneurs gemacht, und für die Hinfahrt zu den Dampfbooten waren unter Kiamil-Bey's verständiger Leitung

dieſelben Anſtalten, und zwar mit ebenderſelben Ordnung, Ruhe und Pünktlichkeit und mit denſelben Ehren getroffen, die uns vom Landungsplatze bis an die Zelte begleitet hatten. Geſchloſſene Wägen für die erlauchten Fremdlinge und geſattelte Reitpferde für ihre Dienerſchaft waren in Fülle und in ſchönſter Ordnung aufgeſtellt, und jedem Geſpann neben den Fackelträgern aus Fürſorge noch zwei Wächter an die Seite gegeben. Hohe Stangenroſte mit helllodernden Harzfeuer in großer Menge längs dem Fahrwege im Boden befeſtigt, vermehrten die Helle der prachtvoll erleuchteten Ebene, und die Schatten neugieriger Menſchen, buſchiger Platanen und hochwipfliger Cypreſſen liefen in abenteuerlichen Geſtalten neben dem Geſpann bis an die Scala fort. Inzwiſchen hatte ſich auch der Himmel aufgeheitert, und eine milde ſternhelle Nacht lag über den im Lichtmeer unzähliger Farblampen ſchwimmenden Höhenzügen und über dem blauen Bosporus.

Wir blieben noch lange vor Anker und ſahen mit Entzücken dem herrlichen Schauſpiel zu. Das Feuerwerk hatte ſchon mit einbrechender Nacht, als wir noch im Theater ſaßen, ſein Spiel begonnen; der Glanzpunct aber war bis zum Aufbruch der hohen Gäſte, ihrer Einſchiffung und ihrer Fahrt auf der ſpiegelnden Fluth geſpart. Die Anlage war in coloſſalſtem Styl und die Wirkung eine unbeſchreibliche. Wie ſich der Feuerſtrudel vom Skutarihügel mächtig in die Lüfte ſchwingt und in tauſend Gebilden farbig und ziſchend auseinander fährt, ſtrahlt die Fluth wie ein Zauberſpiegel das Bild zurück.

Zugleich mit dem großartigen Kunſtwerk auf dem Skutariſtrande flimmert es wundervoll vom goldenen Horn heraus und ſprüht der Feuerregen unabläſſig aus ſechs Flußcaſtellen, die zwiſchen Stambul und Bujuk-dere mitten in der Fluth vor Anker liegen. Vermuthlich hat der Sultan an dieſem einzigen

Abend zu Ehren ſeiner hohen Gäſte mehr Pulver verpufft, als mancher ſparſame Chriſten-Staat für kriegeriſche Uebung ſeiner bewaffneten Macht in zehn Jahren verbraucht. In Europa ſparen ſie in allen Dingen und katechiſiren dafür die Leute das ganze Jahr. Je mehr man aber predigt und ſich dabei die Taſchen füllt, deſto höher ſteigt das Deficit, die öffentliche Noth und die chriſtliche — Moralität. Die Türken jedoch in Finanz und Moral dem chriſtlichen Occident als Muſter hinzuſtellen, gäbe Schwachen und Gottſeligen gar zu großes Aergerniß, und wir wollen des Friedens wegen die Parallele, wo nicht ganz unterdrücken, doch auf ein andermal verſchieben. Aber der Türkenſtaat — das muß man dem bankerottirenden Europa zu Gefallen ſagen, — hat noch keine Schulden, und obgleich der Sultan oft das Gold mit vollen Händen ſtreut, ſind doch die Truhen überall voll und zehrt das hungernde Europa von türkiſchem Ueberfluß.

Die duftende Nacht, der ruhige Waſſerſpiegel und die links und rechts im Brillantfeuer ſchimmernden Bosporuspaläſte, welches Zauberſpiel! Bei den Schlöſſern der Enge blickte auch noch der Mond hinter den dunkeln Waldhügeln Anatoliens herauf, und bis wir in die Bucht von Bujuk-dere ſelber kamen, reichte die glitzernde Garbe ſeines milden Lichtes von Hunkiar Jskeleſſi über die eingeſchlummerte breite Fluth in ruhiger Majeſtät bis zu den Marmorſtufen des Palaſtes herüber, wo wir kurz vor elf Uhr Nachts aus der Barke ſtiegen.

VII.

Nachruf an Bujuk-dere.

Prusa, 20. October 1847.

Vom ſchattigen und quellenreichen Olymp und von den Maulbeerbäumen der Prusaebene reden wir ein andermal. Heute ſchweift der Blick noch über die Gebirge gegen das ſchöne Bujuk-dere zurück. Was iſt denn eigentlich dieſes Bujuk-dere und ſeine Lotosfrucht, daß ſie eilende Wanderer mitten im Strudel der Bewegung bannt und wie die Gefährten des Ulyſſes mit Pflicht, Vorſatz und Pilgerſchaft am Ende gar noch der Heimat ſelbſt vergeſſen macht? Dieſe Frage iſt verzeihlich, wenn man Ihren Leſern mit den letzten Frühlingswochen angefangen bis in den Herbſt herein der Reihe nach über Athen und Stambul, über Weſire und Diplomaten, über Sinope und Trapezunt, über das joniſche Smyrna, über Franz Liſzt und zuweilen ſogar über ſich ſelbſt und ſeine eigenen Meinungen nachhaltig und emſig, aber allzeit aus demſelben Standpunct in Bujuk-dere vorgeredet hat. Stellen Sie auch alles zuſammen, was Ihnen aus dieſem nur der europäiſchen Diplomatie bekannten Sommerſitz ſeit fünfzig Jahren zu Handen kam, ſo wäre es ſicher kaum der zehnte Theil von der Ernte dieſes einzigen Jahres. Begreiflich iſt hier nur von der Menge die Rede und vom breiten Segen flüchtiger Neuigkeiten, die vielleicht Bedenklicheres auf Augenblicke

vergeſſen machen und ein kurzes Nachwort ſelbſt in den Augen ungenügſamer Richter entſchuldigen müſſen.

Mohammedaniſche Pilger aus Europa und Mauritanien bleiben auf dem Hinwege nach Mekka viele Wochen in Kahira und auf der Heimkehr, wie man ſagt, oft mehrere Monate im üppigen Damaskus liegen, das einemal um bei den Fleiſchtöpfen Aegyptens Kraft zur Büßerfahrt in ihre heilige Stadt zu ſammeln; das anderemal aber um die Erinnerung an die Leiden der ſechzig waſſerloſen Sandſtationen Arabiens in den ſchwelgeriſchen Genüſſen damascenſiſcher Seligkeit auszutilgen. In Kahira nach fetten Wachteln umzuſehen und, ſtatt in beſtimmten Wochentagen Laberdan zu eſſen, wie es an der Eiſak Sitte iſt, monatelang in Bujuk-dere mit Diplomaten fröhlich tafeln, wäre nach Begriffen der Iſar-Frommen jedenfalls eine ſonderbare Vorbereitung zu heiligem Beſuch auf Golgatha. Die Muſulmanen überläßt man füglich ihrem eigenen Gewiſſen, und verſichert nur ſeinerſeits daß Andacht bei dieſer dritten Levantetour nur Nebenſache iſt. Dem revolutionären Streben, über die Stufen von Zeit und menſchlicher Gebrechlichkeit hinüber plötzlich in das Reich tugendhafter Vollendung einzuſpringen, hat man ſeit langem ſchon entſagt, und ſteuert nun in gemäßigtem und conſequentem Fortſchritt, wie ihn eben jetzt den italieniſchen Potentaten die conſervative Politik empfiehlt, friedlich und bequem auf daſſelbe Ziel. Hepſi dunjada palan dür („iſt doch in der Welt alles Lüge"), rief bei der letzten Finſterniß ein ungelehrter Muſulman, als er den Mond plötzlich inmitten der Sonnenſcheibe ſah. Anderen im Gegentheil dünkt das Leben mit jedem Jahre ſchöner und unſer Talisman iſt der Wanderſtab. Wer überdies noch mit deutſchen Gelehrten leben und ſeiner friedlichen Natur entgegen ſeit bald zwanzig Jahren der Hellenen wegen mit dieſem reizbaren Geſchlecht hadern muß, hätte ſelbſt am heiligen Grabe

nichts mehr abzubüßen. Wie die Erinnyen an des Oreſtes Ferſen hat ſich Byzanz an unſeren Lebensfaden eingehängt, und wenn wir einen unverhältnißmäßigen Theil der Wanderzeit hartnäckig in der Nähe eines Mannes blieben, der unter den Staatsmännern unſerer Zeit zu den wenigen gehört, welche die orientaliſche Frage in ihrer ganzen Tiefe ermeſſen, in der Kunſt mit Osmanen zu verhandeln und umzugehen aber ſicherlich noch von keinem Diplomaten übertroffen ward, ſo mögen Sie ſich weniger über die Länge des Aufenthalts als über die Kraft verwundern, mit der man vom reichfließenden Quell politiſcher Einſicht und praktiſcher Lebensweisheit ſchon ſo früh gewichen iſt. Im Verkehr mit einem freiſinnigen, über alle Stürme und Leidenſchaften der Zeit emporragenden Weltmann liegt ein Reiz, den kein Wiſſen, kein Können, am wenigſten aber polizeiliche Frömmigkeit oder Heuchelei erſetzen kann. Eine philoſophiſch gehaltene Analyſe über abſolute Identität des Seins und Denkens hat gewiß des Lehrreichen und Erheiternden genug, und iſt wie ***'s Buch über das äoliſche Digamma für die menſchliche Geſellſchaft überhaupt von unbeſtreitbarer Wichtigkeit. Wie viel aber zwiſchen Napoleons Fall und Mahtai's Erhebung jene Frömmigkeit auf dem Continent eingetragen, könnten uns die Wechſel der letzten zehn Jahre am beſten ſagen. Wir indeſſen hören den Grafen Stürmer, wenn er mit dem ganzen Reichthum ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß auch nur über tägliche Vorkommenheiten des Lebens ruhig und leicht im Abendſalon ſpricht, mit hundertmal größerem Vergnügen zu, als wenn uns Hochwürden Herenäus Hand alle ſeine ſieben Bände über chriſtkatholiſche Lehre citirt.

Graf Stürmer und die durch Geiſt, vielſeitige Bildung, Anmuth und Würde glänzende Gräfin Stürmer bilden den eigentlichen Mittelpunct der europäiſchen Diplomatenwelt in Bujukdere. Ihr Salon iſt täglich offen, und zugleich Vereinigungspunct für alles

was Anspruch auf sociale Geltung hat oder sich an seiner Sitte laben will. Jedes Talent, jede gangbare Sprache, jede gesellige Eigenschaft, Geist, Witz, Spiel, Musik und Redefluß findet hier reiche Nahrung und freies Feld. In einer solchen Stellung sind geistige und materielle Hülfsmittel im weitesten Umfang nöthig, und besonders Gastfreiheit in der edelsten und schönsten Bedeutung des Wortes ein unerläßliches Angebinde. Diese uralte, in den westlichen Ländern allmählich erlöschende Tugend wird im gräflich Stürmer'schen Hause mit einem Reichthum und einer Fülle geübt, wie sie nur der gastlich-schwelgerische Sinn des Orients im Bunde mit dem elegantesten Luxus des Abendlandes erzeugen kann. Leben ist eine viel größere und, wie es scheint, auch viel seltenere Kunst als man gewöhnlich meint. Fülle irdischen Gutes allein reicht nicht hin, wenn Glanz der Außenseite, Geschmack und Politur der Sitte nicht zugleich mit jenem klugen Maß, das allem menschlichen Verkehr präsidiren soll, in schöner Harmonie verbunden sind.

Die gegenwärtige Sommerresidenz des österreichischen Internuntius in Bujuk-dere ist über die Linie des gewöhnlichen Häusertrottes vorspringend auf künstlichem Grund, wie die Bauwerke in Venedig, leicht und elegant in den fluthenden Bosporus hinausgebaut. Kühlende Lüfte dämpfen durch weite Hallen lächelnd die Sonnenglut, und jonische Säulen schmücken gegen die See, wie gegen das Land ein hohes Portal, an welches sich auf der einen Seite die metallumgitterte Quadratterrasse mit den Landungsstufen, auf der andern ein Ziergarten in geschlossenem Viereck mit immergrünen Bäumen und perennem Flor sommerfrisch hängt. Ueber den Garten schweift der Blick des Nahenden durch die beiden entgegengesetzten Säulenthore und das Vestibulum auf den glitzernden Wasserspiegel, und wie man aus der vergoldeten Ruderbarke steigt, blinkt und winket dem Kommenden

der bunte Gartenschmuck von der andern Seite entgegen. Basen antiker Form aus Maltaſtein, bald mit fruchtbehangenen Citronenbäumen, bald mit roth und weiß blühendem Oleander ausgefüllt, ſtehen in langen Zeilen außerhalb an den Portalen, innerhalb an Wänden und Marmorbrunnen des hohen Veſtibulums, an den Säulen, Stufen und Plattformen der breiten Doppeltreppe, und endlich an den Flügelthüren, an den Wandſpiegeln und Gueridons des rieſigen mit geſchmackvoller Eleganz gezierten Saales. Um das Redemaß nicht zu überſchreiten, wird von den lebendigen und ewig friſchen Blumenpyramiden im Periſtyl und von den grünen Schlinggewächſen, die ſich bald mit brennendrother Blüthe, bald mit ſchmelzendgelber Farbenpracht um die marmorweißen Treppenſäulen winden, lieber ganz geſchwiegen. Damit aber mitten unter Glanz, Duft und Flor der gefährlichſte Gegner irdiſcher Glückſeligkeit — Sättigung und Ueberdruß — nicht etwa Gewalt erlange, wird durch zeitgerechten Wechſel der Blumendecoration ſinnig und wähleriſch vorgebeugt. Wenn die erlauchte „Iduna" den rechten, der ſie täglich mit neuen Gluten liebe, noch immer vergeblich ſucht, hat ein wohlthätiger Genius das Geheimniß unverwelklichen Blüthenſpieles im öſterreichiſchen Geſandtſchaftshotel zu Bujuk-dere hinterlegt. Die ſicherſte Bürgſchaft irdiſchen Glückes iſt ja überall Bewegung und Mannigfaltigkeit. Die ganze Art zu ſein des Grafen Stürmer hat etwas würdevolles, in der Erſcheinung wohlthuendes und in den Verhältniſſen ebenmäßiges, wie es die alte Schule als vollendeten und letzten Ausdruck des Staats- und Weltmannes anerkannte. Daß Adel, Reichthum, Macht und ſocialer Glanz nicht wünſchenswerthe Güter ſeien, wird kein Demokrat und kein Moralprediger den armen Sterblichen einzureden je die Kraft beſitzen. Wer wüßte aber nicht und ſähe es nicht täglich beſſer ein, wie das neue Europa aller Verderbtheit und

ſchlimmen Exempel ungeachtet über adeliges Gut und Blut, ja ſelbſt über die höchſten Poſitionen den Stab gebrochen, wenn die wahre Grundlage der Achtung — Adel der Geſinnung und innerer Werth gebricht? Wer die Macht und die reichen Gaben, mit welchen das blinde Glück ſeine Günſtlinge überſchüttet, wie Graf Stürmer als Mittel andern nützlich zu ſein und Segen zu verbreiten, ſinnvoll und klug benützt, iſt in unſerer Zeit allein der adelige, der geprieſene Mann. Wen das Vergnügen im großen Style wohlzuthun nicht mit Seligkeit erfüllt, der hat bei aller Größe das wahre Glück und den wahren Ruhm nie gekannt. Nur um dieſen Preis verzeiht und ehrt man noch in unſerer Zeit die Macht.

Außer den geleſenſten Zeitſchriften und Journalen des Occidents, die immer auf dem Tiſche liegen, erhöht noch die ausgeſuchte Bücherſammlung des für Bildung warm fühlenden Grafen, mit dem neueſten Wiſſenswerthen und mit gelehrten Hülfsmitteln jeder Art reichlich ausgeſtattet, die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in Bujuk-dere. Nicht bloß unverſiegbares Labſal der Wiſſensluſt iſt dieſer Bücherſchatz, er iſt zugleich das geiſtige Band, das den Levantewanderer mit dem fortſchreitenden Europa zuſammenhält. Was Alex. Humboldt ſchreibt, Mädler in Dorpat calculirt, und worüber „Tancred“ mit Königin Aſtarte im Libanon verkehrt, lernt man im Internuntiaturhotel am Bosporus ebenſo gut, als was Guizot ſpricht und Lord Palmerſton wider die helleniſchen Finanzen decretirt.

Damit aber auch gar nichts fehle, was dem Leben Reiz verleiht und die Heimat erſetzen kann, hat der Zufall gerade in dieſer Zeit bei der öſterreichiſchen Geſandtſchaft einen Kreis reichbegabter und mit Sorgfalt ausgebildeter junger Leute verſammelt und eine Quelle geiſtigen Wechſelſpieles aufgethan, deren Werth in der Einſamkeit am Bosporus doppelt zählt. Während

man bei Ihnen mühevoll das Heiligthum vom Schutte reinigt und die Spuren zehnjähriger Plage verwischt, feierten wir in seliger Vergessenheit, bald sorgenlos durch Lorbeerbüsche schwebend, bald die weichen Sommernächte in heiterm Scherz verplaudernd, Xenophontische Symposien. Könnten wir trübseligen und finstern Gemüthern als Muster fröhlichen Sinnes dienen, so dürfte im Gegentheil mancher reizbare und schroffe Bureaukrat im Occident aus dem urbanen und rücksichtsvollen Benehmen des Grafen Stürmer lernen, wie man es anzustellen habe, um bei seinen Untergebenen geehrt und geliebt zu sein.

Byzantinische Correspondenz.

Byzantiniſche Correſpondenz.

I.

Das osmaniſche Reich und Mehemed Ali's Schutzredner.

Konſtantinopel, 5. December 1840.

Jetzt iſt keine Zeit das Publicum mit romantiſchen Naturſcenen vom Ufer des Pyrites, und mit den reizenden Thalſchluchten und Alpencascaden des Felſenkloſters Sumela zu unterhalten. Wer möchte aber auch im Moment einer großen politiſchen Kriſis die öffentliche Aufmerkſamkeit auf Haſelgerten und coloſſale Rebſtäbe um Keraſunt, auf Tripoli und ſeine Pflanzenpracht, auf Münzen, Inſchriften, Diplome, und eines trapezuntiſchen Kaiſers zierliche Handſchrift und eigenthümliche Orthographie lenken und, ſtatt über die Feſtung Akke und über den Libanon zu berichten, lieber von Epheuſtauden und Lianengeranke der alten Burg in Trapezunt, von Waldſchatten und limpiden Bächlein der kolchiſchen Amaranthenberge erzählen, und ſich um Myrten und Rhododendron kümmern, während aller Augen nach der ſyriſchen Küſte blicken und das über Mehemed Ali's Tyrannei verhängte Strafgericht einziger Gegenſtand der täglichen Unterhaltung iſt? Die Zeit über harmloſe Errungenſchaft der Wiſſenſchaft zu reden, iſt vorläufig verſchwunden. Die Gegenwart iſt ſo ſchwer, daß Furcht, Hoffnung und Zweifel über die Zukunft abwechſelnd alle Gemüther erfüllen. Jedermann in Europa ſieht,

daß unter der Außenhülle des Streites noch etwas Anderes verborgen liege, als die Zerstörung der Herrschaft eines ungerechten Drängers über die Thäler des Libanon. Der Schützling der Pariser Presse, Proselyt und lebendige Frucht der von Frankreich ausströmenden neuen Gesellschaftslehre, muß Kraft und Gehalt im Kampfe gegen die unverwüstlichen Grundlagen der Ordnung und Gerechtigkeit erproben. Es ist der alte Streit, der seit fünfzig Jahren Europa bewegt; nur der Schauplatz hat gewechselt und statt des Meisters tritt auf der einen Seite vorläufig der würdige Zögling in die Schranken. Für Frankreich ist es ein großes Unglück, endlich zur offenen, und auch für die bethörteste Fassungskraft verständlichen Schaustellung seiner Doctrin und ihrer Wirkungen gezwungen zu sein. Wohin französische Patrocinanz, französische Civilisation und Volksherrschaft auswärtige Nationen führen, zeigt uns die Gestalt der von Mehemed Ali verwalteten Länder besser und unwiderleglicher, als die beredtesten Diatriben der Schul- und Staatsgelehrten.

Jahrelang haben die Apostel tyrannischen Uebermuths durch vereintes Wirken die Wahrheit verdeckt und in Europa die öffentliche Meinung über den wahren Stand ägyptischer Glückseligkeit irre geleitet. Außer Paris und Marseille hat Mehemed Ali besonders in Deutschland die standhaftesten Ritter und determinirtesten Verfechter seiner Sache gefunden. Sind diese Männer bona fide zu ihrer Meinung gekommen, so muß sie die Blitzesschnelle des in Syrien bewirkten Umschwunges der Dinge über ihren Irrthum belehren. Hätten sie aber, was natürlich Niemand glaubt und behauptet, absichtlich und persönlichen Gewinnes wegen der Falschheit Zeugniß gegeben, so würde sie jetzt ihr eigenes Gewissen richten.

Einem Caracalla gab man den Rath, das Volk für nichts zu achten und nur die Soldaten, als Stütze der Herrschaft, mit

Ehren und Belohnung zu überhäufen. Mehemed Ali ging noch um einen Schritt weiter und beschränkte die Theilnahme an Raub und Genuß bloß auf den engen Kreis seiner albanesischen Abenteurer. Der einheimische Krieger wurde mit derselben Barbarei behandelt, die den Fellah in Aegypten unter das Niveau der Lastthiere herabdrückt, die Syrer aber zur unstillbaren Wuth eines Kampfes auf Leben und Tod entflammt. Seit Jahren ließ man es am Sold gebrechen, versagte das Kleid für den Winter, und hielt seit Monaten sogar den nöthigen Lebensbedarf zurück. Das Heer ward auf Wasser und verschimmelten Zwieback gesetzt, den häufig selbst der Hund verschmähte. Wundert man sich noch, wenn die ausgehungerten Aegyptier auf dem Wege von Deir-el-Kamr zur Schlacht von Bethfeya (10. October) häufig unter der Last der eigenen Waffen niedersanken, und nach dem Uebertritt zu den Fahnen des Sultans Freudenthränen über das kräftige schöne Brod des neuen Herrn weinten? Dankbar, wie Augenzeugen versichern, es an Mund und Stirne drückend, gestanden sie voll Rührung, auf ein so großes Glück in ihrem Leben nicht mehr gerechnet zu haben. Und doch strotzten die Magazine in Laodicea und in den übrigen Küstenstädten Syriens und Palästina's mit verschwenderischer Fülle an Getreide, Reis, Oel, Butter und Nahrung aller Art, und hatte man zu gleicher Zeit, was notorisch ist, den Bauern in Palästina die gesammte Ernte des Jahres, und zuletzt auch noch den ganzen Viehstand — ohne alle Bezahlung — auf Befehl der Regierung weggenommen, und in den Vorrathshäusern zum Verkauf an die fremden Handelsleute zusammengeschleppt und aufgehäuft.

In der Politik weiß man freilich nichts von menschlicher Rührung, und die Thränen gemeiner Soldaten sind für die wenigsten Diplomaten ein Argument. Aber ich frage, wo ist denn Bürgschaft und Pfand für die Dauer einer Herrschaft, wenn

das Volk in Verzweiflung überall zur Empörung greift, den bewaffneten Banden es aber nicht nur an Willen und Enthusiasmus für die Sache des Gebieters, sondern sogar an physischer Kraft zu ihrem Schirm gebricht? Hier leuchtet ganz der unersättliche Gelddurst, die Verblendung, die Gefühllosigkeit und schlimme Natur eines durch französischen Advocatenliberalismus inspirirten Arnauten aus Macedonien hervor. So weit ist es gekommen, daß eine Provinz an Mehemed Ali abtreten so viel bedeutet, als das Ausrottungsdecret gegen den zahlreichsten und nützlichsten Theil der Bevölkerung unterschreiben. Denn hätte Vorsehung und Geduld der Menschen dem Manne Glück und Alter eines Ben-Taschsin beschieden, so ließ sich nach den Regeln der politischen Arithmetik beinahe das Jahr bestimmen, in welchem die gesammte ackerbautreibende Bevölkerung der usurpirten Länder unter der dreifachen Geisel des Hungers, der Arbeit und der Schläge erlöschen müßte. Das ist der Held der Pariser Volksbeglücker, das ist Semilasso's Antoninus, Musterfürst und Patron aller mit Nil-Pilaw gefütterten Schmeichler und Abenteurer des Occidents. Merkwürdig, wie sich alles, insbesondere die Schreiberwelt, vor dem Glücke beugt! So lange Mehemed Ali's fiscalische Ordonnanzen vorwärts gingen und Ströme von Gold und Thränen aus den bezwungenen Landschaften ununterbrochen nach Alexandrien rannen, hatte die deutsche Muse kein Ohr für das Wehklagen und den Hülferuf gepeinigter Völkerschaften. Einige Auserwählte priesen den Moloch und beugten das Knie, der große Haufe der Gelehrten schwieg, wenige fühlten Drang, den falschen Schimmer zu bekämpfen, den Mehemed Ali's Gold und „graziöser" Armdruck über die Provinzen legte. So geringen Reiz hat für die meisten Menschen die Wahrheit, wenn ihre Schneide gegen einen Gewaltigen und Glücklichen geht, und folglich mit ihrem Bekenntniß nichts zu verdienen ist.

Wir waren niemals Mehemed Ali's Kostgänger und haben so gut, oder vielleicht besser als andere, auf der weiten Strecke von Alexandrien bis Wadi-Halfa, und von Damiate bis an den cilicischen Taurus oft genug mit angesehen, wie man in seinen Dörfern rekrutirt, wie man Steuern erhebt, die Felder bewässert und — nach einem von den Hypokriten an der Seine erborgten Lieblingsausdruck — für die Prosperität der anvertrauten Länder sorgt. Auch haben wir nicht gewartet, bis der Stern des Mannes erbleichte und das Uebermaß politischer Sünden endlich die Donner Großbritanniens auf das schuldige Haupt nieder rief. Darum hat man auch das Recht schärfer zu reden als andere, und den einen ihre Schlaffheit und Gleichgültigkeit, den andern ihre Verblendung und ihren Verrath vorzuhalten, insbesondere aber jene Scribenten, die sich selbst als Herolde öffentlichen Heiles, als Guardiane politischer Gerechtigkeit und als Schirmvögte der beleidigten Menschenrechte constituiren, wegen sträflicher Hintansetzung ihrer Pflicht zu verklagen. Das öffentliche Aergerniß und die Saturnalien des verletzten Rechtsgefühles verlangen hervorleuchtende Genugthuung, damit spätere Geschlechter nicht glauben, in unserer Zeit habe man den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge, mit allgemeiner Zustimmung der Literatur, auch theoretisch abgeschafft und einem hinterlistigen Volksbedrücker die Krone fürstlicher Weisheit und Tugend auf das Haupt gesetzt. Statt in Compendien und auf Kathedern jungen Leuten von der Tyrannei eines Pisistratus vorzudeclamiren, wäre es vielleicht gerathener, unerfahrene Gemüther auf die unreinen Kunstgriffe gallischer Politik hinzulenken und an ihrem neuesten Product, dem Tyrannen Mehemed Ali, nachzuweisen, welches Spiel man mit den Worten Civilisation, Volksaufklärung, öffentliches Wohl, Fortschritt und Prosperität treibe, und wie man dem abstracten Begriff der Menschheit in öffent-

lichen Erlassen Weihrauch streue, während man das Individuum grausam unterdrückt und zum Vortheil seiner angeblichen Beschützer der letzten Habe beraubt. Des Satrapen Herablassung und huldvolles Lächeln gegen einige vor seiner Plünderung gesicherte Gentlemen aus Europa darf uns nicht mit den Ungeheuerlichkeiten seiner Wirthschaft versöhnen. Für Sicherstellung der Grundmaximen, ohne welche geordnete Staatenvereine unmöglich bestehen könnten, wäre es von Wichtigkeit, mit hinlänglicher Localkenntniß, ohne Parteisucht und politische Färbung, ein nur aus Thatsachen gezeichnetes Bild der ägyptischen Verwaltung und ihrer Folgen zu entwerfen, nicht wie sie in den amtlichen Papieren des Vicekönigs und seiner Parteigänger diesseits des Mittelmeeres figurirt, sondern wie sie unmittelbar die Fellah des Nilthales, dann die gutmüthigen Schwarzen in den libyschen Oasen und den angebauten Uferstrecken Aethiopiens, und seit den letzten acht Jahren das unter der vorigen Ordnung wohlgenährte, gut gekleidete, mit Hausrath und comfortabeln Wohnungen gesegnete stattliche Bauernvolk in Syrien berührte.

Man hat früher einige Fragmente in diesem Sinne mitgetheilt, weiß aber nicht, wie viel die schwache Stimme eines Einzelnen und Unbekannten gegen das Unisono geistreicher und hochadeliger Lobredner für Läuterung und Rectificirung verkehrter Begriffe damals zu erwirken vermochte. Heute können und werden die Officiere des Befreiungsheeres das beste Zeugniß ablegen, ob sie auf den weiland so reich und sorglich angebauten Halden des Libanon wirklich jenen Segen, jene Blüthe, Zufriedenheit und Liebe für ägyptisches Wesen gefunden haben, deren Dasein man uns im letzten Augenblick noch versicherte, als bereits die Zwingburgen ägyptischer Tyrannei zum allgemeinen Jubel unter englischem und österreichischem Geschosse zusammensanken, in Aegypten aber sich die Elemente selbst zur Rache gegen Mehemed Ali

erhoben hatten. Beinahe ſollte man glauben, die ewige Vorſehung, ſo vielen Unrechts endlich müde und der ſträflichen Geduld der Menſchen überdrüſſig, habe in ihrem Zorn den Waſſern des Aethiopenlandes befohlen, ſie ſollen anſchwellen und ihre Fluth nach Aegypten hinabwälzen, um die Kornhäuſer des neuen Pharao, ſeine Rüſthütten und Ackerfelder — Magazine der Beſtechung und Inſtrumente des Ehrgeizes und der Knechtſchaft — in den Abgrund des Meeres hinabzuſpülen. Das Zerſtieben der für unbezwinglich und europäiſchen Heeren vollkommen ebenbürtig geprieſenen Streitmacht Ibrahims hat den politiſchen Vorherſehungen der franzöſiſchen Preſſe und ihrer Adepten dieſſeits des Rheines ſchnell und unwiederbringlich ihr Recht angethan. Für Frankreichs Macht und Credit nach Außen waren Moskau und Waterloo vielleicht weniger verderblich, als ſeine unglückliche und übel berechnete Sympathie für den Zerſtörer und Henker des Orients. Und wenn je, ſo iſt jetzo der Zeitpunct gekommen, dem moraliſchen Uebergewicht, welches dem liebenswürdigen franzöſiſchen Volke bei allen Nationen Freunde und Bundesgenoſſen ſchuf, und es zum Hoffnungsanker der Unzufriedenen aller Länder machte, einen tödtlichen Stoß zu verſetzen. Heute iſt ſeine Unmacht, dem verbündeten Europa gegenüber, nicht weniger erprobt als die Thorheit der Völker, nach ſo vielen Täuſchungen dennoch von dieſer Seite in ihren Bedrängniſſen Rettung zu hoffen.

Vom Jahrhundert der Kreuzzüge bis auf die letzte Zeit war der Mann des franzöſiſchen Volkes im Orient, beſonders in Syrien, mit einem ehrfurchtsvollen, abergläubiſchen, ja magiſchen Schimmer bekleidet; man glaubte es im Occident allein mächtig, allein kriegeriſch, allein politiſch klug und hülfreich, ja ſogar allein chriſtlich. Heute iſt dieſes Vorurtheil erloſchen. Viele bedauern, alle aber bekennen, daß franzöſiſcher Schutz über die

Christengemeinden des Morgenlandes von nun an machtlos sei, weil man die große Frage der Zeit und die neue politische Constitution des Erdkreises ohne seine Theilnahme, ja im Widerspruch mit ihm, gelöst und geordnet habe. Die Aufkündigung des uralten französischen Protectorats über den Libanon, möchte man glauben, müßte die unausbleibliche Folge der letzten Begebenheiten sein.

Daß man übrigens bei den Wirren des Orients in Paris hauptsächlich seinen eigenen Vortheil im Auge habe, kann im Grund Niemand tadeln; man hat dieses mit allen Nationen und allen Zeiten gemein. Politischer Tact und wahre Staatsklugheit hat aber von jeher in der Kunst bestanden, specieller Zwecke ungeachtet, mit Geist und Idee des Jahrhunderts in Harmonie zu sein. Die Massen durch materielles Wohlsein und billigen Antheil an den irdischen Gütern zu beruhigen und zu lenken, ist das erste Erforderniß unserer Zeit. Das zweite ist die Aufstellung einer christlichen Obervormundschaft über den Islam, und die allmähliche Verwandlung und Verschmelzung des Türkenreiches auf friedlichem Wege mit dem civilisirten Staatencomplex des Occidents. Mit beiden hat sich die Politik des französischen Kabinets in feierlichen Widerspruch gesetzt, da es einerseits der gesetzlosesten, zerstörendsten und unverständigsten Länderverwaltung, die je bestanden, durch seinen Schirm und seine Billigung Halt und Dauer verschaffte, andrerseits aber seine Mitwirkung zu gemeinsamer Verfügung über die türkische Verlassenschaft versagte. Die Türkei der Murad, der Bajesid, der Mohammed und Suleiman ist in bester Form Todes verblichen.

Mahmud II. war der letzte Padischah der Osmanli, und die Schlacht von Nisib der letzte spontane Lebensact der fünfhundertjährigen Monarchie. Vom Tage an gerechnet, an dem Sultan Abd-ül-Medschid eine Supplik an die Christenheit sandte, und

um Rettung vor den Drohungen seines Dieners bat, hat er als unabhängiger Monarch abdicirt und sein Loos unbedingt in die Hand des Occidents gelegt. Sollte es nun den drei politischen Koryphäen aus dem Occident nicht gelingen, die Todten aufzuwecken und durch ihre magischen Künste ein wandelndes Phantom mit Knochen, Nerv und Lebensfülle zu bekleiden, so müßte Stambul, nach den Gesetzen der Natur, in kurzer Frist zu einem zweiten Delhi herabsinken, wenn sich dem einseitigen Pensionirungsact nicht Mißgunst und Politik der Beschützer selbst widersetzen würde.

Die Fäulniß der Körper, man weiß es ja, einmal begonnen, geht viel rascher, als ihr Wachsthum. Im Mittelalter lagen die ritterlichen Heere gesammter Christenheit drei Jahre lang vor den Mauern Akke's, heute brauchte es nur ein Häuflein Abendländer und drei Stunden Zeit, um das furchtbarste Bollwerk des Islam mit seinen Feuerschlünden, seinen Magazinen und seinen Vertheidigern in die Luft zu sprengen. Der Schlag hat die ganze mohammedanische Welt erschüttert und die ehernen Thore des Morgenlandes aus den Angeln geworfen. Akke hatte Napoleon widerstanden und von dort an als Symbol und Palladium muselmännischen Uebergewichtes über die Christenheit gegolten. Im Serai des Großherrn mochte man über seinen Fall frohlocken, und Sultan Mahmuds Manen, wenn sie anders diese Begebenheit der Oberwelt noch berührt, müssen jetzt Trost und Ruhe finden, allein unter der stocktürkischen Bevölkerung der Hauptstadt war der Schrecken allgemein. Selbst in der nächsten Umgebung Abd-ül-Medschid's erblaßte mancher altgläubige Patriot und geheime Gegner der Neuerung über die fürchterliche Hülfe der Christenheit. Als Beyrut und Sidon übergingen und die ägyptischen Besatzungen aus den Schluchten des Taurus entwichen, wußte man noch Trost. Den Europäern ließ man keine Ehre, alles hatte die türkische Miliz gethan, und namentlich seien — nach

der Meinung eines Angestellten im Arsenal — gerade diese „Inkelts" ein ganz schlechtes Volk; sie sollten sich nur vor Akka sehen lassen, um zu erfahren, was Mehemed Ali und der unüberwindliche Ibrahim vermögen. Jetzt ist dumpfes Schweigen an die Stelle der Aufregung und stolzen Zuversicht getreten.

Sie begreifen wohl, daß hier vom großen Haufen die Rede ist, nicht von der geringen Zahl verständiger Osmanli, die sich über die Lage ihres Reiches keinen Täuschungen überlassen und die recht gut wissen, wer jetzt in der Welt zu befehlen hat. Eitelkeit und Hochmuth sind zu allen Zeiten und überall die letzte Leidenschaft, die der Mensch verläßt. Diese haftet aber um so tiefer im Sinn der Türken, da eine undurchdringliche Rinde von Finsterniß, Weltunkunde und Geistesnacht mit gleicher Dichtigkeit auf den höheren Classen der Bevölkerung wie auf den untern liegt. Mit aller pädagogischen Kunst und in wiederholten Disputationen war es — um nur Einen Fall anzudeuten — beinahe unmöglich, einem anatolischen Türken von Rang und administrativer Provincialroutine begreiflich zu machen, daß Genua nicht eine Landschaft der neuen Welt, sondern in Europa und so zu sagen in türkischer Nachbarschaft gelegen sei. Stupiden Blickes, durch frühzeitigen Genuß verwelkt, und von den Sprüchen seines Koran betäubt, fragte der Osmanli am Ende immer wieder, ob es denn außer der „Pforte der Glückseligkeit" und dem Yeni dünja (Amerika) überhaupt in der Welt noch etwas von Bedeutung gebe? Der Morgenländer in seinem eigenen Dickschädel hat kein Organ für Weltkunde und, sei es Schuld der Natur, der Staatsverfassung oder des Himmelsstriches, die Quelle alles geistigen Lebens, jene unersättliche Wiß- und Neugierde der occidentalischen Völker, ist bei ihm niemals erwacht. Auch ist von Urquharts Thesis die eine Hälfte vollkommen wahr: es gibt in der Türkei kein Leben außer dem Municipium

und dem Familienherde. Dagegen ist aber auch für uns im Allgemeinen nichts ungenießbarer und langweiliger als die Gesellschaft dieser Leute. Entweder wird geschwiegen, oder man redet vom Gelde und von Zweideutigkeiten im niedrigsten Style, die von der Urbanität und von der feinen Sitte des Abendlandes, besonders unserer Jugend, wie wir alle wissen, so unendlich weit entfernt sind. „Was kümmert es uns, wie es da draußen geht; bakalum, Allah bilir,*)“ sind die geistreichen Bemerkungen anatolischer Effendi's über die gegenwärtige Krisis der Monarchie.

Mit größerem Rechte als auf Frankreich könnte man Lamennais' Definition des Volkes auf die Türkei, besonders auf Anatolien, den eigentlichen Kern des Reiches, anwenden. Dort haust wahrhaft eine „Heerde Vieh“, dem es indessen heute so wenig als in Tagen Bajesid Ildyrums an roher, undisciplinirter, physischer Kraft gebricht. Nur der Geist, der mächtige, um die Elemente auszuscheiden, den gährenden Keim der Fruchtbarkeit einzulegen und das Zerstreute mit kräftiger Faust in die neue Bahn hineinzureißen, ist aus dem Osmanli-Staat entwichen. Das nennt man den Tod der Türkei. Es ist genau die Epoche der christlichen Komnenen und Paläologen von Byzanz und Trapezunt, aus deren schimpflich verkommenem Erbe die ersten Osmanlifürsten die Bestandtheile und die vorzüglichsten Instrumente, ja gewissermaßen Saft und Leben ihrer Herrschaft gezogen haben. So viel ist klar, die regierende Dynastie gibt heute ihr Spiel verloren und flüchtet sich vertrauensvoll in den Kreis der großen Mächte der Christenheit, wie einst in ihrer Verzweiflung die Paläologen bei den ökumenischen Congressen zu Constanz, Basel und Florenz im Geist ihrer Zeit Stärke und Rettung suchten. Wird die heutige Civilisation in

*) Wir wollen sehen, Gott weiß es.

ihren Bestrebungen glücklicher sein, und an den Osmanli willigere Schüler finden, als einst die katholische Kirche am verstockten Sinn der anatolischen Orthodoxen? Niemals vielleicht wurde menschlicher Weisheit ein gewichtvolleres Thema zur Lösung vorgelegt.

Hier ist nicht von Belgien oder Navarra, von Neapel oder Genf die Rede — Armseligkeiten für diplomatische Principisten; heute steht die Hälfte des alten Orbis Romanus auf dem Spiel, und für das Triumvirat am Steuer der Welt ist die Zeit erschienen, die Probe vollendeter Meisterschaft in Behandlung der menschlichen Dinge abzulegen. In Conjuncturen, wo beim Nichterscheinen des schöpferischen Nationalgenius in Einer Person das Heil von außen kommt, liegt Leben und Tod in der Hand der Menge. Wären die Zeiten eines Peter von Amiens, so würde sich das christliche Europa in wilder Fluth auf die vermeintlich wehrlose Beute werfen, und ein Uebel an die Stelle des andern setzen. Unsere Epoche verbietet ein solches Heilmittel, weil nicht mehr Gott und das heilige Grab, sondern Staatengleichgewicht, Brutto- und Nettoertrag und Handelsbilanz, Princip und Losungswort der Politik sind. Indessen ist es immer ein peinliches Gefühl, wenn man sich vorstellt, wie einst das französische Volk durch religiöses Feuer, durch Beredsamkeit und romanhaften Heldenmuth ganz Europa aus den Angeln riß und zum heiligen Kampfe in dasselbe Syrien schleuderte, wo es heute unter den Potentaten der Christenheit allein die Rolle eines unglücklichen Patrons des verabscheutesten aller islamitischen Tyrannen spielt.

Das Bombardement von Akke, die dichte Saat der Blitzströme, das Donnergerolle, und das grausenhafte Zusammensinken der mohammedanischen Zwingburg schildern Augenzeugen als eines der furchtbarsten Schauspiele, die seit Erfindung der Feuerwaffen die menschliche Einbildungskraft erschütterten. Es schien, als wenn selbst das empfindungslose Erz die Kunst seiner Meister

unterstützte und den Zorn der verbündeten Admirale verstände. Im Innern Anatoliens, im kolchischen Gebirge, und bei den stupiden Muſulmanen auf der Südküste des schwarzen Meeres wird man sich lange weigern, an dieſes große Unglück, an Mehemed Ali's Verzweiflung und an den Ruin seiner Heere zu glauben. Dort hat man die Geisel seiner Herrschaft noch nicht empfunden, man kannte nur sein Gold, und sah in ihm den einzigen Mann, den Christen zu widerstehen und die alttürkische Reichspraxis, uncentralisirte Autorität der Obrigkeit und maßlose Bedrückung des Volkes, aufrecht zu erhalten, während Abd-ül-Medschid auf Anrathen der Ungläubigen und gegen alles Herkommen seinen Dienern fixen Sold bezahlt, den Raub untersagt, die Willkür durch Gesetze beschränkt, Menschlichkeit befiehlt, und durch den Drang der Zeit offenbar zur endlichen Gleichstellung der Islambekenner mit den christlichen Unterthanen, das ist der Herren mit ihren Knechten, genöthigt wird. Und in der That, da sich der Sultan mit seinen Türken weder gegen innere, noch gegen äußere Feinde eigenkräftig zu schirmen vermag, kann ihm auch das Recht, die christlichen Urbewohner des Reichs als Knechte zu behandeln, nicht weiter gestattet werden. Nicht nur theoretisch, wie in der Ordnung von Gül-Chane, auch in der Praxis muß dieſer Anachronismus verschwinden, wenn man es mit Wiederbelebung eines östlichen Kaiserthums ernstlich meint und die Quelle des Aufruhrs und der fremden Intriguen verschütten will.

Das ist eine große Revolution, aber der unerläßlichste und zugleich der gefährlichste Schritt auf der neuen Bahn. Der Hof ist bereit das Aeußerste zu wagen, weil man sich der Herrschaft willen überall zu Allem versteht; das Volk aber wird sich zu einer solchen Verletzung natürlicher Ordnung, wie sie es nennen, auf friedlichem Wege niemals verstehen. Die Sache hat Eile, und es wäre eine grobe Selbsttäuschung, sich der Mei-

nung hinzugeben, mit organischen Edicten, mit constitutioneller Belehrung, Schreiberei und Ordonnanz sei unter diesen Leuten eher etwas zu erwirken, als bis Stock und Beil in der Hand genialer Männer, wie Moses und Peter, das Erdreich zur Aufnahme des guten Samens gelockert und geebnet hat. So sehr auch Niedermetzelungen in Masse gegen unsere Begriffe von Reform streiten und vom Menschenfreunde zu beklagen sind, so muß man doch bekennen, daß Sultan Mahmud in seiner Strenge gegen die Janitscharen nur der unerbittlichsten Nothwendigkeit gewichen ist. Das war der erste Vorbereitungsact; der zweite, eben so unerläßlich, aber in der Vollziehung weniger gehässig, ist die vollständige Vernichtung oder doch Demüthigung des usurpatorischen Statthalters von Aegypten. Geschieht das Werk, obgleich mit Hülfe Europa's, doch nur halb, so fehlt es in Europa offenbar an der nöthigen Kenntniß der Türkei, oder an gutem Willen, oder an Muth etwas Vollständiges und Entscheidendes zu thun. Es wäre übrigens nicht das erstemal, daß man vor seinem eigenen Werke in Schrecken geriethe. Unserm Dafürhalten nach wäre vor der Hand Sir Robert Stopford mit seinen Batterien à la Congreve und seinen Achtzigpfündern a la Paixhans der einzige Apostel, dessen Argumente man in der Türkei versteht. Die schnelle und fürchterliche Execution in Syrien hat die gute Sache um zwanzig Jahre befördert und eine Unzahl für alle menschliche Geduld unbesiegbarer Schwierigkeiten mit Einem Schlag vernichtet.

Mehemed Ali hatte unter den Osmanli allenthalben Autorität und Beglaubigung eines zweiten Propheten, ja eines Zauberers und Geisterbeswingers, gegen dessen Künste alle Macht der Christenheit nothwendig scheitern müsse. Als während der Unterhandlungen im verwichenen August zu Trapezunt die Kunde einlief, der Paicha weiche vor den vereinten Drohungen des Sultans

und seiner Verbündeten zurück, war Trauer und Unwillen auf allen Gesichtern; und trotz dem schärfsten Verbot über politische Dinge zu reden, hörte man auf allen Seiten lauten Tadel des zaghaften Mannes mit Verwünschungen Abd-ül-Medschids und seiner ungläubigen Beschützer. Wie aber das nächste Wochenschiff, im Gegensatze mit der Nachricht kam, der Wesir verwerfe alle Anträge, gebe in keinem Puncte nach, und rüste sich zur Wehr gegen das von Europa her drohende Ungewitter, hätte man die strahlenden Gesichter und das stolze Auftreten dieser groben und insolenten Leute sehen sollen. Daß Mehemed Ali unterliegen könne, hielt man allgemein für unmöglich, es müßte denn das Weltende nahe gekommen und Allah selbst ein Giaur geworden sein. Schon nach der Schlacht von Koniah, meinten sie, konnte Ibrahim Konstantinopel besetzen und ganz Europa das Gesetz vorschreiben, wenn er damals nicht freiwillig auf die Rolle eines morgenländischen „Bunabarde" verzichtet hätte. Ein „Sultan Muskof", der nach Misr (Aegypten) gekommen, habe ja dieses Bekenntniß laut abgelegt und dem Eroberer Syriens versichert, daß alle Cabinette der Christenheit vor seiner Feldherrngröße und vor der furchtbaren Disciplin seiner arabischen Brigaden erbebten. Heute habe der Wesir zwei große Flotten, ein dreimal stärkeres Heer, Gold im Ueberfluß und die Herzen aller ächten Moslim für sich. Die Wahnsinnigen nahmen die Artigkeiten eines polirten Weltmannes für baare Münze und redeten unverhohlen von Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Russen, vom triumphirenden Einlaufen der großen Armada des Islam in das schwarze Meer, von Abschaffung der Neuerungen und von Wiederbelebung der alten Reichsgesetze gegen die Ungläubigen in Ost und West. Es war höchste Zeit, dem Unwesen ein Ende zu machen und den Orient eindringlich zu belehren, worin die Kraft der Reiche und der wahre Ruhm der

Regenten beſtehe. Votirt daher den Engländern den Dank des menſchlichen Geſchlechts, lobt die Staatsweisheit der Oeſtreicher und die kluge Mäßigung des Czaren, dem alten Uſurpator aber gebt noch einmal, aber gebt ſie tüchtig, eine volle Broadſide, und macht dann mit der Türkei, was ihr wollt. Zerknickt man das alte Schilfrohr am Nilſtrom nicht vollſtändig und unwiederbringlich, ſo wird die Reform, man kann es nicht oft genug wiederholen, im Reich der Türken niemals Wurzel faſſen. Denn nicht eher als mit dem Zerbrechen der letzten Stütze des alten Syſtems wird ſträfliche Hoffnung und ſtöckiſche Widerſetzlichkeit in den türkiſchen Gemüthern erlöſchen. Nur verſchone man das Land mit der Geiſel der modernen Staatstheorieen. Die Menge verlangt hier nichts als Brod, Sicherheit und einen kräftigen Gebieter. Mit der Freiheit wüßten ſie heute ſo wenig was ſie machen ſollen, als die Kappadocier zur Zeit des Cäſar Tiberius.

Hiermit würde der erſte Act im türkiſchen Drama ſchließen. Die eigentliche Schürzung des Knotens und das friedliche Feld europäiſcher Wirkung begänne aber erſt im nächſten, wo es ſich darum handelt, wie in der Türkei einigermaßen öffentliche Tugend und Sinn für Gerechtigkeit zu ſchaffen ſei. Denn außer gewiſſen franzöſiſchen Politikern bildet ſich in Europa doch gewiß Niemand ein, daß eine wahre und kräftige Palingeneſie ohne dieſes Element zu erzielen ſei. Mit Ausnahme Reſchid Paſcha's und Hafis Paſcha's von Erzerum, finden ſich im ganzen Reiche vielleicht nicht über zwölf Individuen, deren Wille und Geſchick mit den Erforderniſſen der Gegenwart im Einklang wären. Namentlich iſt der endlich abgerufene Izzet Paſcha in ganz Anatolien als Chriſtenfeind und entſchiedener Gegner der Neuerungen bekannt. Nur die Räthe Abd-ül-Medſchid's ſchienen den Mann nicht zu kennen. Uebrigens drängt ſich dem fremden Beobachter gewiß nicht ohne Bedauern die Bemerkung auf, daß im Puncte

bürgerlicher Tugend und Ehrenhaftigkeit die einheimischen Christen wo möglich noch hinter den Türken zurückstehen, und folglich die Idee, einem der bisher unterthänigen Stämme die uncontrolirte Herrschaft der Monarchie im Ganzen oder theilweise zu übergeben, unter allen Auskunftsmitteln das ungeeignetste und verfehlteste wäre. Ich will aber dieses Thema, um der verblendeten Beschränktheit vieler Abendländer kein Aergerniß zu geben, diesmal nicht weiter verfolgen, da ohnehin seit einer Reihe von Jahren die lebendige Probe des Satzes vor Augen liegt.

Gewiß ist nur soviel, daß noch an demselben Tage, an welchem die Großmächte jetzt ihre Hand und ihre Flotten vom türkischen Strande zurückzögen, das Kartenhaus der neuen Ordnung zusammenfällt, und die Früchte vieljähriger Sorgen und unsterblicher Heldenthaten spurlos verrinnen. Ibrahim ist noch nicht erdrückt und Abd-ül-Medschid ist ein schwankes Rohr, das man noch lange von allen vier Seiten in seinem Gange unterstützen muß. Die Unmöglichkeit, mit der Gesammtmacht des Reiches sich des ägyptischen Statthalters zu erwehren, der seinerseits durch ein in die entgegengesetzte Wagschale gelegtes Häuflein Europäer augenblicklich von der Höhe seines Ruhmes herabsank, schildert türkisches Wesen und sein Verhältniß zur Christenheit beredter als jede Schrift. Die Türkei ist erobert und die gefährlichste Frage der Zeit könnte in der Weisheit und im politischen Gerechtigkeitssinn der vier Mächte — ohne Gefahr für den allgemeinen Frieden — ihren Ausgang finden. Jedoch eingedenk der Gewalt, welche die drei größten Triebfedern menschlicher Handlungen, Ehrgierde, Furcht und Gewinnsucht, über die Gemüther der Mächtigen ausüben, wollen wir das Lob nicht unbedingt bewilligen, und es auch nicht weiter ausdehnen, als soweit man uneigennützig und kräftig, muthvoll und gerecht gewesen ist. Verharrt man aber auf dem Pfade

politischer Tugend so lange, bis sich der Strom europäischen Lebens in vollen Fluthen über die Türkei ergießt, bis ein streitfähiges Heer sich bildet und der Kern der neuen Ordnung so weit erstarkt, um ohne fremde Hülfe den langen Kampf im Innern zu erdrücken, dann wäre es an der Zeit, Weihrauch auf die Altäre der Erdengötter zu legen, denn sie hätten den gefährlichsten aller Feinde, die menschliche Natur selbst überwunden und gegen alle Vorausberechnung das erste staatsrechtliche Axiom des Alterthums factisch für einen Irrthum erklärt. Zugleich wäre dieses der sicherste Weg zur sittlichen Wiederherstellung der Welt, weil das Exempel der Gewaltigen, im Guten wie im Bösen, jederzeit als Norm und Maßstab für die Handlungen der Massen gilt. Wenn wir nur nicht wüßten, was nach den Thaten und Edicten eines Flamininus im alten Hellas geschehen ist!

II.

Ibrahim Pascha's Rückzug aus Syrien.

Konstantinopel, 13. December 1840.

Schonung und Milde, an Mehemed Ali und seiner Familie geübt, wäre ein großer politischer Fehler. Wir erlauben uns zwar nicht den polirten Jargon der Diplomaten zu interpretiren; meint man es aber mit dem Schaffen einer jungen Türkei ernstlich, und sollen wir Andere in den Ereignissen des Orients etwas Ernsthafteres erblicken als Komödie und Kinderspiel, hinter welchem sich Habsucht und Ländergier der Großen verstecken, so muß man nicht aus Imbecillität und unzeitiger Großmuth à la Napier die einzige Vorbedingung zum Erringen des Zieles verscherzen.

Es ist nicht Rath, den man gibt, nicht Meinung, die man hat; es ist Axiom: Grundlage und Piedestal des neuen politischen Baues in Konstantinopel ist der gänzliche und unwiderrufliche Ruin des Usurpators in Aegypten. Jede noch so schlechte Institution wäre in ihrer Wirkung dem Aufrechthalten des Mannes vorzuziehen. Denn am Tage, wo die siegreichen Monarchen den albanesischen Tyrannen durch Verleihung erblicher Herrschaft über Aegypten und Aethiopien als ihres Gleichen anerkennen, schneiden sie der jugendlichen Pflanze am Bosporus auf immer die Lebenswurzel ab. Der gedemüthigte Hof des Sultans würde aus Verzweiflung freilich auch dann noch auf eure Civilisations-Homilieen merken, aber das Volk, aber die Derwische mit dem großen Haufen, aber die Ulema mit der bald erstickten Brut

der Janitscharen und der ganzen Sippschaft des vergifteten Pertew-Pascha würden, vielleicht nicht mit Unrecht, über die Muster-reiter der Ungläubigen und über den Halb-Giaur Abd-ül-Medschid, ihren Discipel, lachen. „Nicht von euch", wird man sich dann rühmen, „erwartet der Islam sein Heil, unsre Hoffnung ruht auf Mem-Ali*), auf Ibrahim und der neuen rechtgläubigen Dynastie von Misr." Im Orient hofft der Mensch wenig, aber er hofft lange, und nirgend ist Zeit und Rede im Kampfe gegen Apathie und träges Widerstreben der Menge machtloser als unter dem Himmelsstrich der Türken-Race. „Seht nur," hieß es vorige Woche beim Lautwerden der Pseudo-Convention Napiers in den patriotischen Regionen von Stambul, „seht nur, alle K'ral der Ungläubigen zusammen genommen vermögen im Grunde doch nichts gegen unsern Mem-Ali; aus Furcht vor den 500 Feuerschlünden und den unbezwinglichen Positionen von Eskenderun sind sie zurückgewichen, und aus Respect für den Islam begleiten sie Ibrahims Heer mit militärischen Ehren von Beer esch-Scham (Land Syrien) an den Nil-Mubarek zurück**); Mem-Ali ist unabhängig, gewaltig, und die Zeit wird das Uebrige thun, bakalum!" Denn, argumentiren die türkischen Philosophen von At-Meidan und Kum-Kampusi weiter, wären die ungläubigen Inkilis und Nemtsche-Betschlü***) wirklich die Stärkern, hätten sie gewiß auch Misr genommen und des Misr-Sultans goldenen Herrschersitz und volle Truhen unter sich getheilt.

Stille halten mitten im Siegeslauf und in der Rache gegen den überwundenen Feind nicht auf die äußerste Linie hinaus-

*) Türkischer Zärtlichkeits-Terminus.

**) Nil-Mubarek — der gesegnete Nil.

***) Nemtsche sind die Deutschen und Betschlü die Oesterreicher, eigentlich die Wiener. Betsch, der slavische, magyarische und türkische Name für Wien.

rücken, sind Dinge, die in diesem Lande Niemand begreift. Mäßigung und Mitleiden in solchen Fällen gilt hier für Albernheit und Schwäche. Ausnahmsweise wären allerdings unter diesen Umständen, bloß der guten Sache willen, den Verbündeten einige Züge der vindicativen Natur des Orients zu wünschen. Günstigere Gelegenheit die schwunghafte Phantasie des Islam zu dämpfen, wird in tausend Jahren nicht wieder kommen. Gerechtigkeit gegen Unterdrückung und Ordnung gegen Anarchie zu schaffen, sind ja die schönsten Prärogativen der Herrschaft und um so leichter zu üben, sobald ihnen auch noch der materielle Gewinn als Corollar zur Seite geht. Napiers Präsumtion und diplomatische Tactlosigkeit begreift kein richtiger Beurtheiler der orientalischen Dinge. Hätte der Usurpator Kraft, Glück und Genie auf seiner Seite, oder durch Schaffung eines tüchtigen Heeres und einer — wenn auch strengen — doch gediegenen und menschlichen Verwaltung der widerrechtlich besetzten Provinzen seine Titel zur Herrschaft erprobt, so wäre großmüthige Schonung nach dem Siege, wegen des blinden Vorurtheils der Menschen für geniale und kräftige Naturen, noch begreiflich. Aber die Nichtigkeit des Mannes sowohl als seiner Maximen liegt heute beim Verstummen seiner Schmarotzer und Taglöhner vor ganz Europa zur Schau, und die Einfältigkeit, mit einem Generalstab ohne Talent, mit Artillerie ohne Unterricht, mit einem Heer ohne Disciplin, und mit Soldaten ohne Kleid, ohne Sold, ohne Brod, bei allgemeiner Verzweiflung der Länder, der geregelten Streitmacht des Occidents zu widerstehen, verdient ihrer maßlosen Unverschämtheit wegen eine Zurechtweisung strengster Art. Eigentlich verdienten dieser Mann und sein ältester Sohn mit den vornehmsten Instrumenten der Tyrannei, — als Leute, die wiederholt den Landfrieden brachen und taub gegen alle Mahnung und Warnung hartnäckig in ihrer Rebellion verharrten, und Sr. kaiserlichen Majestät ehrsames

Volk am Nil, in Arabien und Syrien seit Jahren auf mancherlei Weise drangsalirten, schädigten, tödteten und zuletzt noch sämmtlichen Geldes und aller fahrenden Habe beraubten, — nach den Vorschriften summarischer Justiz behandelt zu werden. Da aber auf so viele Energie kaum zu rechnen, so wäre Deportation des alten Wütherichs mit seiner Familie und dann die Bestrafung der verrufensten Volkspeiniger auf dem Wege Rechtens alles, was man bei der Philanthropie unsrer Zeit der hohen Pforte empfehlen könnte. Etwas muß geschehen zur Sühne des öffentlichen Aergernisses und zur Beschämung autokratischer Niaiserie. Energie mit Gerechtigkeit findet im Orient selbst bei ihren Schlachtopfern Anerkennung. Verbrechen solcher Art nicht nur ungestraft lassen, sondern herwärts noch mit der Fürstenwürde belohnen, wie Napier wollte, wäre ein großes Unglück, eine unheilbare Wunde für alle gesetzliche Autorität. Soll man sich noch wundern, wenn endlich alle Geltung der Obrigkeit erlischt und ein Padischah nach dem andern schimpflich vom Throne steigt? Es ist höchste Zeit ein großes Exempel zu statuiren und in der That zu beweisen, daß für Leute, wie Mehemed Ali und sein Sohn, noch kein Platz am Tische der Könige sei, und daß Männer, denen Gott Talent verliehen, übel thun würden, wollten sie es nach Art landstreichender Parasiten im Dienst und Lohn eines ekelhaften Charlatans verpfänden. Die hohe Pforte, obwohl ohne Macht, hat unter den Umständen doch das Gefühl ihrer eigenen Würde bewahrt und feierlich Protest eingelegt gegen die Anmaßung eines untergeordneten Befehlhabers, ohne Vollmacht und bloß nach Eingebung der Laune über die wichtigsten Interessen der Monarchie zu verfügen. Eben so verlautet, daß Sir Robert Stopford seinem Delegaten vor Alexandria das ungeeignete Verfahren mit Strenge verwiesen, die Convention für ungültig erklärt und selbst in der ungünstigsten Jahreszeit die Execution des Tyrannen

zu betreiben verordnet habe. Zwar wird das Portafoglio di Malta nicht müde von einer „valida resistenza“ und von unbezwinglichen Vertheidigungsanstalten in Alexandria und von der wohlthätigen Herrschaft Mehemed Ali's zu reden, während man doch weiß, daß, nachdem Napiers Dampfboot mit Parlamentärflagge in den Hafen eingelaufen, die arabischen Kanoniere in mehreren Batterien die Stücke vernagelten, und daß beim Erscheinen der verbündeten Flotte die unbezahlte Garnison vielleicht ohne die erste Lage abzuwarten, die Waffen gestreckt hätte und auseinander gestoben wäre. Ueberhaupt kam während des kurzen syrischen Feldzugs bei den ägyptischen Heerführern und ihrem militärischen Treiben eine so dichte Masse Ignoranz, Unfähigkeit und Verkennen der einfachsten Regeln ihrer Kunst zu Tage, daß man sich billig verwundern muß, wie die ägyptisirenden Hochzeitlader noch immer von einer organizzazione intellettuale di primo ordine, oder gar von Europa's Schrecken vor den Soldaten Mehemed Ali's reden mögen.

Die zuverlässigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze reichen hier bis incl. 28. November. Drei Tage vorher war Ibrahim, über dessen offensives Vorrücken in Anatolien noch die neuesten Pariser Blätter, in unbekehrbarem Böotismus, als Möglichkeit discutiren, mit den armseligen Trümmern seines Heeres in Damaskus eingetroffen, und wollte von da in drei Colonnen am 1. December den Rückzug nach Gaza beginnen. Man kennt genau die Tage, an welchen die feindlichen Garnisonen Uria jenseits des Frat, wann sie das Lager von Maraich, die Stellung von Albistan, die Blockhäuser im Taurus, die Städte Adana und Tarsus, Skanderun, Aintab, Antiochia, Tortosa, Tripolis, endlich das große Haleb, die Orte Mara, Hama und zuletzt noch das nahe Hems verließen, um ihre decimirten Reste mit der Hauptcolonne in Baldek zu verschmelzen. Von Baldek führt der Weg über die Thalengen, Schluchten und Steilseiten des Antilibanon, am

schönen Marktflecken Zeddani vorüber, in fünfzehn Stunden nach Damaskus. Unter beständigen Gefechten, verfolgt und umschwärmt von allen Seiten durch die aufgestandene Bevölkerung, kam das fliehende Heer endlich auf die Ebene herab, und schlug bei der Vorstadt Salahieh am Saume der Waldoase das Lager auf. Mit Inbegriff der früher im Lager vor Baldek vereinten Heerhaufen Ibrahims, Osmans und Suleiman Pascha's und dann sämmtlicher obengenannten Besatzungen von Norden her, rechnete der Oberfeldherr am Tage, wo die Befehle zum Rückzug abliefen, mit Ausschluß der 7000 zuchtlosen Arnauten und Beduinen, im Ganzen noch 34,000 Mann disciplinirter Soldaten. Zur Oase von Damaskus aber gelangten nicht mehr als 18,000 reguläre Aegyptier, die übrigen hatte Desertion, Ungemach, feindliche Reckerei, Hunger, Frost, Noth und Elend aller Art verzehrt. Ohne regelmäßiges Gefecht sind in wenig Tagen durch die Thorheit des Führers und die stupiden Maximen ägyptischer Administration nicht weniger als 16,000 Mann erlegen. Kein Soldat Ibrahims hat ein Hemd, noch weniger Kapot und andern Bedarf. Eine eng anschließende Jacke von dünnem Baumwollenzeug, mit detto Pantalon und Leibbinde, ist die ganze Ausstattung zum Kampf auf den Winterhöhen des Libanon, oder zum Lagerstand ohne Zelt, wenn das grauliche Schneegewölke traurig von Hems und der Wüste her durch das Thor von Cölesyrien zieht und der eisige Octoberwind über die schönen Nußbäume der Hochebene von Heliopolis saust.

Aber wo sind denn die Millionen alle hingekommen, die man dem syrischen Volke ausgepreßt? Im Lager von Salahieh, sagt ein Schreiben aus Damaskus, ist je der zweite Mann krank, und außer den räuberischen Beduinen und Albanesen, Pferd und Mensch greulich abgemagert. Was hat etwa Ibrahim gedacht, während seine Soldaten mit ihren verbrannten libyschen Gesichtern über die Halde des Antilibanon zum Einigungspunct der

drei romantischen Engthäler und ihrer krystallhellen Bächlein herabstiegen, und er selbst am großen Nußbaum — vor der ägyptischen Eroberung die friedliche Rast des Wanderers — vorüberritt? Mitten im Schiffbruch seines Glückes bemerkte er das Rauschen der Wasser um die Mittagsstille nicht, sah nicht die lange Zeile schlanker Silberpappeln, rechts am Wege die Maulbeerbäume, das heimatliche Brombeergesträuch und die traubenvollen Ranken, womit die milde Natur das liebliche Thal geschmückt. Zornigen Blickes mußte er vorwärts eilen, um die Steinbrücke bei Dummar und das Felsenthor zu gewinnen, welches aus dem geschlossenen Berg-Labyrinth zur damascenischen Oase führt. Von Balbek war man ohne allen Lebensbedarf aufgebrochen und im insurgirten Lande war nichts zu finden. Auch verschmachteten während der Ruhezeit in Damaskus täglich achtzig bis hundert der beklagenswerthen Schlachtopfer des eben so unfähigen als barbarischen Führers. Und als wäre dieses noch nicht hinreichend, sucht dieser rohe Arnaut durch brutale Behandlung erschöpfter Krieger und unbedingtes Niedermetzeln aller in seinen Bereich fallenden Landbewohner, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Schuld oder Unschuld, die Schmach seiner Niederlage zu rächen.

Bei der Unmöglichkeit auf der kürzern Straße über den Hermon, die Jordans-Quellen und das Wasser Merom vorbei, die Ebene Esdrälon zu erreichen, wählt man den Umweg über das Hauran bis zur großen Wüste, wendet sich dann rechts durch das biblische Königreich Basan, um an der Südspitze des See's Genesareth und durch den alten Grenzpaß Scythopolis in Judäa einzubrechen. Dieß ist genau die Heerstraße der syrischen Feldherren Lysias und Nikanor während der Machabäischen Insurrection. Jetzt ist aber Winter, dem fliehenden Heere gebricht es an Allem, und die Insurgenten, wenn auch schwach, weil ohne Disciplin und Führer,

gönnen keine Raſt. Die erſte Colonne will man aus den Waffenloſen, aus transportabeln Kranken, aus der geſammten turba imbellis und den noch übrigen Effecten des Heeres zuſammenſtellen, — hingeworfenes Futter für feindliche Mord- und Beuteſucht, um den übrigen die Bahn des Heiles zu ebnen. Aber Akke iſt gefallen, aber Jaffa iſt in Feindes Hand, der Weg am Strande geſperrt, und wie nun mit ſolchen Streitern durch das ſamaritaniſche Bergrevier auf das Feld von Askalon gelangen? Zieht nur fort, ihr Räuber, zertretet aber die Anemone auf Saron nicht; der Lohn für eure Greuelthaten im Gebirge iſt nahe! Offenbar bereitet ſich eine jener Scenen, die in den Annalen menſchlichen Elends Epoche machen. Nur fehlt es der Tragödie von Baſan an der moraliſchen Größe eines untergehenden Helden.

Nachſchrift am 16. Dec. Vorgeſtern erhielt die Pforte durch einen Tatar, der in dreizehn Tagen über Land von Damaskus kam, die officielle Nachricht von der Räumung des Platzes durch Ibrahim. Die verlaſſene Lagerſtelle bei Salahieh glich einem Schlachtfelde. Todte, Sterbende, halbverſcharrte Leichen verriethen nur zu deutlich das Elend, dem das fliehende Heer erliegt. Der Abzug ſelbſt geſchah unter den düſterſten Vordedeutungen. Der Sturm vom 2. December war im Anzug, ein kalter Nord rauſchte durch den Obſtbaumwald, und es fiel Schnee, während die Colonne, angeſchwollen durch endloſen Troß der mit ihr abziehenden Civilverwaltung und beladen mit dem Fluche des ausgeraubten Landes, ſchweigend und voll der traurigſten Ahnungen ſüdwärts bog. Noch laufen nur dunkle Gerüchte in Pera herum; es ſcheint aber bereits Kunde von gänzlicher Auflöſung des ägyptiſchen Heerhaufens, und zwar unter den grauſenvollſten Umſtänden, hier zu ſein. Wie viel an der Sache iſt, Grund oder Ungrund, wird man bis zur nächſten Poſt erfahren.

III.

Die Dinge in Syrien und Aegypten.

Konstantinopel, 30. December 1840.

Man muß sich schon zufrieden geben. Abd-ül-Medschid hatte nicht den Muth, dem unmaßgeblichen Rathe der Londoner Conferenz und dem Conclusum seiner eigenen Minister entgegen, zum syrischen Drama den rechten Epilog zu schreiben. Nach langem Besinnen entschloß er sich, die demüthige Unterwerfung des usurpatorischen Statthalters anzunehmen, und der alte Mehemed, obgleich von den Türken excommunicirt und von den Christen aufs Haupt geschlagen, darf sein grobkörniges Regiment über Aegypten noch ferner behalten. Officiell sind ihm zwar vor der Hand alle Souveränetätsgelüste ausgetrieben, und er muß — was Sie natürlich schon lange wissen — wenigstens dem Namen nach wieder in die Stellung eines Megas-Domesticus des byzantinischen Monarchen zurück. Von Haus und Hof wird er aber nicht vertrieben, und als Landsmann der Hydrioten und Athenäer weiß er gewiß auch Theokrits Spruch zu deuten: „Daseim gewonnen, Alles gewonnen, ohne Hoffnung sind nur die Todten" —

ἐλπίδες ἐν ζωοῖσιν, ἀνέλπιστοι δὲ θανόντες.

Zeit und Lage ändern sich oft schnell, und wer weiß, ob es französischer Thätigkeit nicht glückt, langsam und stückweise wieder zu bringen, was der kurze, aber fürchterliche Moment von Akke,

wie man glaubte, auf immer entriß? Man sieht wohl, jene ernsten und strengen Charaktere mit dem raschen Blick und der seltenen Kunst, von einem großen Ereigniß schnell die größtmögliche Summe von Corollarien zu ziehen, wollten diesmal in Europa nicht hervortreten. Cäsar und Napoleon, sagen die Leute, hätten dies besser verstanden. Aber Hr. Jochmus, wie es scheint, ist so wenig Cäsar, als Zacharias-Pascha Napoleon. In Europa gibt es jetzt eine Menge Leute, die zwar keine Macht, aber dafür eine gute Kunde des Orients, und so zu sagen, den Instinct morgenländischer Politik besitzen. Von dieser Seite ist die Kritik des Tractats vorauszusehen, und ohne Prophet zu sein, wollte ich manches Argument voraus errathen, welches gegen den Spruch des europäischen Triumvirats (Abd-ül-Medschid und Hr. v. Königsmark sind nur höflichkeitshalber zu Tisch geladen) in Broschüren und Zeitungsartikeln figuriren wird. Von hier ist nichts zu besorgen; denn in Konstantinopel scheut man sich vor dem Wortschwall und der „Diarrhöa λόγων“ abendländischer Staatsgelehrten noch weit mehr, als vor Mehemed Ali's Finanzsystem oder dem Fasten-Mandate Ibrahims. Politische Discussionen finden im byzantinischen Publicum wenig, oder eigentlich gar keinen Anklang. Von Muslimanen ist ohnehin keine Rede, aber auch im Kreise eingeborner Griechen, Armenier und Levantiner gäbe es keine Kunst, ein Gespräch über die Ereignisse in Syrien, über die Einnahme Akke's, über die Insurrection des Gebirges, über den Frieden mit Mehemed Ali, nur fünfzehn Minuten schwebend zu erhalten. In Stambul und durch ganz Anatolien sieht Sie der Eingeborne mit großen Augen an, wenn Sie ihm vom Libanon oder von Hellas erzählen. Kein Mensch kennt hier diese beiden Wörter: „Turschu-Dagh“ (Sauerkrautberg) heißt der eine, und „Ak-Degnis“ (Weißmeer) das andere. König Otho ist K'ral von Ak-Degnis, und Beschir-

Schehab war Sauerkraut-Fürſt, Turſchu-Dagh Emiri*). Wie unpoetiſch! wie unclaſſiſch! rufen vielleicht Ihre Leſer. Fragen Sie mich aber, was hier, bei ſo wenig Sinn für Politik, mit der überflüſſigen Zeit geſchehe, gebe ich keine Antwort, damit es nicht heiße, man ſei bloß nach Stambul gekommen, um die Leute zu kritiſiren, was ich, wie Sie gern zugeſtehen, von jeher mit großer Sorgfalt vermied. Freilich war im Orient früherhin auch die Cenſur etwas ſtrenge, und in Kairo iſt es heute noch unvergeſſen, wie Habib-Efendi, der Gouverneur, fünfzehn Eingebornen, während der Belagerung Akke's durch Ibrahim, auf der Citadelle den Kopf abgeſchnitten, „weil ſie ein Wort zu viel geſprochen hatten.“ Bei Abd-ül-Medſchid geht es ſchon weit milder her, und man redet in der Hauptſtadt ungeſcheut was man will und weiß. Sogar der Turkmane Osman Ghaznedar-Oglu, Seraskier im entlegenen Trapezunt, ließ verwichenen Sommer durch Diſtrictsvorſtände nur fünfhundert auf die Fußſohle bei zu lautem Tadel der großherrlichen Politik verkünden.

Uebrigens hat die hohe Pforte durch Rehabilitirung des excommunicirten Mehemed Ali thatſächlich das Maß ihrer Selbſtverleugnung und ihres Gehorſams gegen die Wünſche der Verbündeten geoffenbart. „Wie ſoll ich es denn machen,“ ſagt Abd-ül-Medſchid, „um auch ſo zu ſein, wir ihr ſeid? wo iſt eure Medicin? wo eure Amulete und Zauberſprüche? Gebt mir auch davon, ich nehme Alles, damit ich auch ſtark und fürchterlich werde, wie Lord Palmerſton und Erzherzog Friedrichs Congreve'ſche Batterieen!“ Zugleich hat man bemerkt, daß nach den glanzvollen Begebenheiten in Syrien die Muſulmanen dahier viel häufiger als gewöhnlich in die Gotteshäuſer der Firingis traten und den ihnen ſonſt ſo greuelvollen Gottesdienſt der Ungläubigen an-

*) Kukumern, wilder Pfeffer und andere Hülſenfrüchte, in Eſſig eingemacht, nennt der Türke ebenfalls „Turſchu“.

sahen; vermuthlich wollten sie etwas von der geheimnißvollen Macht erlauschen, mit der man starke Festungen in drei Stunden nimmt und arabische Bauernjungen mit Weibern, Kindern und Lastthieren bataillonsweise in die Luft sprengt. Daß man solche Dinge durch langes Studium, durch strenge Disciplin und beständiges Ueben erlerne, glaubt der Türke nicht. Seiner Vorstellung nach hätten wir unmittelbar von Allahs Hand das Recept bekommen, mit dem man solche Mirakel wirkt. Und weil ihnen die christlichen Rathgeber immerfort in den Ohren liegen, sie möchten sich auch nach Batterieen und Artilleristen umsehen, haben sie denn neulich in Topchane Kanonen gegossen, haben aber die Probe, statt auf dem Kugelfang wie in Firingistan, unmittelbar am Eingang des Hafens angestellt, und einem katholischen Geistlichen aus Santorin, mit dem ich Abends vorher zu Tische saß, bei seinem Auslaufen aus dem goldenen Horn die Schenkel abgeschossen. Ebenso traf verwichenen September beim stürmenden Angriff auf Saida, das türkische Geschoß, statt der feindlichen Werke, häufig die Landungsbarken der eigenen Leute, und namentlich ist ein Boot mit fünfzig Rothröcken unter den Augen des brittischen Commodore's gesunken, was man aber aus christlicher Milde und nachbarlicher Schonung in den amtlichen Berichten weggelassen. Um den Fehlgriff Ibrahims zu vermeiden, der vorzüglich deßwegen die Armee verlor, weil der Soldat im Winter kein warmes Kleid und das ganze Jahr kein Brod hatte, wird von der türkischen Regierung, wenigstens in der Hauptstadt, für Bedeckung und Nahrung des gemeinen Mannes musterhaft gesorgt. Das rothe Fes ausgenommen, ist die Uniformirung ganz europäisch und der schwere Wintercapot an Kragen und Rand sogar mit Pelzwerk ausgeschlagen. Und daß der Soldat nicht Mangel leide, sieht man am besten bei der Reiterkaserne in Skutari, wo sich zur Essenszeit, außer dem Rudel Gassen-

bunde, noch eine Menge alter Leute ſammelt, um mit dem, was Abd-ül-Medſchids Krieger übrig laſſen, den Hunger zu ſtillen. Wie weit die Eiferſucht gehe, in dieſem Puncte beſſer als Mehemed Ali zu ſein, hat ſich vorzüglich bei der letzten Oſterparade (Ende November) gezeigt. Unter einem prachtvoll gerüſteten Infanterieregiment, das in großer Parade durch Pera rückte, ſah man einen Capitän, den gezogenen Degen in der einen Hand und einen tüchtigen Keil Brod in der andern, in Reih und Glied vorüberſtolziren. Unverzeihlich wäre es, hätte man unter dieſen Umſtänden nicht Talent genug, die trefflichen Dispoſitionen des jungen Großherrn und ſeines erſten Miniſters zum eignen Heil der Türken zu lenken.

Die Komödie des neueſten Unterwerfungsactes iſt Ihnen ſammt dem Briefwechſel mit Sir Robert Stopford auf dem Seewege vermuthlich ſchon früher zugekommen. Gott allein kennt die geheime Tendenz der Verbündeten, allein der ehrwürdige Areopag, ich behaupte es hartnäckig, läßt ſich dupiren, und in kurzer Zeit wird das Spiel wieder da capo beginnen. Nur wird man ſpäter den Feind beſſer gerüſtet und vielleicht in guter Geſellſchaft finden; „omnium opinione celerius cum exercitu adfuit", wäre die einzige vernünftige und vollſtändige Löſung der orientaliſchen Frage geweſen. Eine Viertelſtunde länger entſchieden, unerbittlich, ja hart zu ſein, um lange Generationen von Milde und Segen zu bereiten, ſollten ſich kluge Männer in ſo großen Conjuncturen nicht beſinnen. „Tout est fini, faits accomplis" hätte der Telegraph durch Europa gerufen, bevor man in Frankreich nur zur Beſinnung, geſchweige denn zu kräftiger That gekommen wäre. Sollte aber Mehemed Paſcha um jeden Preis für die „Proſperität" irgend eines Landes ſorgen, warum verſetzt man ihn nicht z. B. nach Kolchis, nach Bosnien, in die Herzegowina? Da gäbe es ſtörrige Geiſter zu bändigen,

und zugleich wären auch immer Leute in der Nähe, um dem alten Latro auf die Finger zu sehen. Um das Maß politischer Irrthümer voll zu machen, fehlt nur noch etwa der Rath, auch Ibrahims Unterwerfung durch Anbot der Generalstatthalterschaft über Syrien und Arabien zu erkaufen. Der Mann wärmt und erholt sich in Damaskus, nimmt von der reichen Bürgerschaft acht Millionen Piaster (zwei Millionen Franken) Contribution, und zahlt, übt und erquickt, was ihm noch an Pferden und Soldaten blieb, mit den Hülfsquellen der feindlichgesinnten Stadt, betrinkt sich täglich in warmem Palmen-Rak, und füsilirt die Insurgenten.

In einem Kriegsrath, den man nach Aufhebung der Seeblokade und dem Rückzuge der verbündeten Flotte nach Marmarizza hielt, machte er sogar den Vorschlag, durch eine letzte und verzweifelte Anstrengung den feindlichen Cordon zu sprengen, einen festen Punct an der Küste zu nehmen, und so die Communication mit Aegypten, wohin man nach dem Aufstand von Jerusalem und Samaria zu Lande unmöglich durchdringen könne, auf dem Seewege wieder zu öffnen. Und nur auf einstimmige Erklärung der Generale, daß unter den Umständen der Versuch nur mit Aufopferung alles noch vorräthigen Materiales und so zu sagen des ganzen Heeres gelingen könnte, und daß ihnen bis an die Küste höchstens ein Häuflein von 800 gesunden, erprobten und abgehärteten Soldaten zu folgen vermöchte, gab er die offensiven Projecte wieder auf, und beschloß den Ausgang ruhig und auf Kosten der Damascener abzuwarten. So wenigstens lautet eine letzte Meldung aus dem türkischen Hauptquartier. Zugleich sind gestern die Pfortencommissäre abgereist, um Mehemed Ali neuerdings als Pascha von Aegypten einzusetzen und endlich einmal die großherrliche Flotte wieder heimzubringen.

Allen Protokollen, Eiden, Cautelen und Stipulationen zum Trotz betrachte ich von heute an den Arnauten Mehemed Ali als wirklichen Herrn am Nilſtrom und Aegypten vom türkiſchen Reichsverband factiſch nicht weniger abgelöſt, als Moldau, Walachei, Serbien und Griechenland. Auch wird das Beiſpiel nicht verloren ſein, und muß allen künftigen Uſurpatoren und rebelliſchen Paſchas der Türkei als Norm dienen, wie viel ein Unterthan ohne Gefährde gegen ſeinen Gebieter wagen dürfe. Bald wird man hereditäre Inveſtituren in Bagdad, Arabien und Kurdiſtan, wo nicht gar in Bosna und Bulgarien zu ſchlichten und zu ordnen haben. Gute Arbeit für den „Stern von Moskau und St. Petersburg“, den Ihre Correſpondenten, wie den erlöſchenden Aldebaran, neulich am politiſchen Horizont untergehen ließen!

IV.

Mehemed Ali's Unterwerfung.

Konſtantinopel, 7. Februar 1841.

Gehen die Anträge Reſchid Paſcha's im Divan durch und werden ſie nachher auch wirklich in Vollzug geſetzt, ſo ſinkt der alte Mann in Alexandria zu einer Caricatur herab, an der man unmöglich die Merkzeichen dynaſtiſcher Zukunft und fürſtlicher Autorität entdecken kann. In ſeinen alten Tagen ſtieg dieſer wohlbeleibte Phaëthon noch auf das Viergeſpann des Sonnengottes von Heliopolis, um als lebenbringendes Geſtirn über dem Orient zu leuchten. Die Höflinge verſicherten ihm: er ſei jung, nerwicht, ſchlank, ſein Haupt ſende Strahlen aus, wie Alexanders des Zweigehörnten, und er werde mit Rieſenkraft die wiehernden Roſſe durch den weiten Bogen vom Aufgang bis zum Niedergange lenken. Aber wie einſt den Sohn der Klymene, ſchreckten auch ihn greuliche Thiergeſtalten am Firmament: Leoparden mit feuerſtrömenden Rachen und Rieſenadler mit Doppelköpfen und ehernen Klauen, aus denen Blitze fuhren. Die Zügel ſanken vor Entſetzen aus der Hand, und den muſulmaniſchen Wagenlenker ſchleuderte es in den Abgrund nieder, bevor er noch den Erdkreis in Flammen ſetzen und die Burg der Olympier ſelbſt mit Feuer ſchädigen konnte. Hätte Mehemed Ali Paſcha wirklich den großen Sinn, den ihm ſeine europäiſchen Ritter leihen, ſo zöge er nach einem ſolchen Schiffbruch das Exil

auf einer einſamen Inſel dem bettelhaften Leben eines muſulmaniſchen Steuerſammlers in Aegypten vor —

hic situs est Phaëthon, currus auriga Canopi,
quem si non tenuit, magnis tamen excidit ausis,

hätten ihm ſeine Verehrer zu ewiger Erinnerung auf den Grabſtein geſchrieben, und durch dieſe Mahnung an den Unbeſtand menſchlicher Dinge das Andenken ihres Helden am beſten vor Unglimpf bewahrt. Denn Mißgeſchick mit Würde ertragen, flößt auch dem Feinde Achtung ein. Weit entfernt künftigen Tragikern als Subſtrat zu dienen, klammert ſich Mehemed Ali im Nilſchlamme feſt und ruft mit verzweifelnder Geberde: laſſet mir nur Aegypten, Aegypten will ich um jeden Preis, redet, begehret was und wie viel ihr wollt, ich unterwerfe mich allen Bedingungen; Schiffe, Fellah-Jungen, Kanonen, Getreide, Bohnen, Gold und Indigo gebe ich euch, und werfe mich in Staub vor Abd-ül-Medſchid, nur geſtattet, daß ich noch ferner Steuern anſagen und für das Glück der Araber wachen darf. „Etwas", denkt ſich heimlich der alte Practicus, „zwicke ich dennoch nebenbei heraus, wenn ſie mir auch noch ſo genau auf die Finger ſehen." Um ſo ſonderbarer lautet es, wenn man in Europa dieſen Mann als ehrwürdigen, ungerecht verfolgten Greis, als Opfer feindlicher Argliſt und eigener Treuherzigkeit ſchildert, ja beinahe als Märtyrer beweint, der für uneigennütziges, enthaltſames und wohlthätiges Wirken im Orient vom Sultan und ſeinen Verbündeten mit ſchwarzem Undank belohnt, jetzt an der Schwelle des Alters gleichſam um das tägliche Brod vor der Thüre deſſelben Fürſten warten müſſe, der es nur ſeiner Großmuth verdanke, wenn er ruhig auf dem verwaiſten Throne ſeines Vaters ſitze.

Ach Niſib, Niſib! ach die fliegende Fortuna und das goldene Haar! ſeufzt man zum Schluſſe der Tragödie am Nilſtrom. Auf

dem baumlosen, ausgebrannten Wiesenfeld oder Haleb begegneten sich, wie wir alle wissen, zwei hohle Gespenster, Gebilde aus der Schattenwelt. Die Berührung war beiden tödtlich; das eine stob hinter den Taurus zurück, das andere sank kraftlos auf der Haide nieder. Wie lange will man uns noch mit Kindermärchen unterhalten? Nicht französische Mahnung, nicht eigene Mäßigung, die Unmöglichkeit mit einem numerisch schwachen und moralisch siechen Heere durch Kleinasien an den Bosporus vorzudringen, hielt den rebellischen Pascha in Syrien fest. Meuterei und Desertion in den Regimentern, Aufruhr in den Provinzen und im Vordergrunde die alten Banden Gog und Magog funkelnden Blickes am Kaukasus, hätten offensivem Beginnen ein noch weit schmachvolleres Ende bereitet, als nachher durch einige Compagnien Oesterreicher und Britten über den auf der Vertheidigung stehenden Ibrahim gekommen. Der Thor war diesmal klüger, als die Klugen im Occident, und es gereicht dem Verstand des alten Pascha zur Ehre, wenn er früherer Erfolge ungeachtet, und allen Lobes-Dithyramben seiner Bewunderer zum Trotz, dennoch die Unzulänglichkeit erkannte, jetzt schon die in Konstantinopel regierende Familie vom Throne zu stoßen.

Daß aber dies sein letzter Gedanke war, ist nicht zweifelhaft. Nur wollte er den Sultan in der öffentlichen Meinung des Morgen- und Abendlandes vorher zu Grunde richten, wozu ihm kein Mittel zu schlecht dünkte. Die schändlichsten Gerüchte über Unfähigkeit und Reichsverrath des Großherrn gingen aus dem Palast in Alexandrien über alle benachbarten Länder aus, und während seine Hofleute und Cavassen auswärts lästerten, hielt es der alte Mann nicht unter seiner Würde, im Divan und sehr oft im Beisein fremder Residenten, die tiefe Stimme, den Ausdruck und die Geberde Mahmuds II., nach Art gemeiner Possenreißer und Lustigmacher, nachzuäffen. „Heute war der Pascha besonders

gut gelaunt, heute hat er sehr graziös den Sultan Mahmud ausgespottet," hat man mir öfter als einmal in Alexandrien erzählt.

Nach Art der Morgenländer war Sultan Mahmud ein hochgebildeter und in der Schönliteratur der Islamvölker wohlbewanderter Herr, während sich sein Gegner in Sachen des Unterrichts kaum vom gemeinen Kameltreiber unterscheidet. Auch verrieth Mehemed Ali gegen seinen Imperator bei jeder Veranlassung die Verachtung und den Haß, wie sie rohe und unwissende Leute zu allen Zeiten gegen Feine und Gebildete empfinden.

Warum mußte doch Mahmud II. eher vom Leben scheiden, als er das garstige Reptil gefesselt und mit zerbrochenen Gliedern am Fuße seines Thrones sah! Vielleicht hätte er zu Beseitigung gebeimen und unverbesserlichen Widerstrebens, das heute Alles wieder in Frage stellt, den Sieg schneller und durchgreifender zu benützen gewußt, als sein sanfter und für bessere Zeiten geschaffener Erbe. „Siehst du", sagten die Derwische zu Abd-ül-Medschid am Krönungsfeste, „deinen Vater haben die ungläubigen Russen bei Schumla, und Ali Pascha bei Konieh und Rjid überwunden, weil er das Heil der Monarchie nicht ausschließlich in unserem mystischen Flötenspiel und Wochentanz, sondern nebenher in allerhand weltlichen und von den Giaurs entlehnten Künsten suchte. Oder haben etwa die glorreichen Sultane, deine Vorfahren, durch fränkisches Puppenspiel in drei Tempo das Reich gegründet? und hat nicht Murad II. den großen Sieg über die Christen bei Varna hauptsächlich deswegen errungen, weil er gläubigen Sinnes mit den frommen Einsiedlern im Tekke zu Magnesia die geistlichen Gaukelsprünge gethan?"

Hu! Hu! Hu! (Er! Er! Er!) wöchentlich zweimal mit gehöriger Begeisterung gerufen, meinen die Derwische, sei das beste Militärreglement für eine islamitische Monarchie. Dessenungeachtet, sagen hier die Leute, will sich Abd-ül-Medschid nicht

recht überzeugen, daß in künftigen Fällen Paskewitsch mit Hu, Hu, Hu allein vom Fleck zu bringen sei. Und wenn der junge Fürst zur Zeit auch noch unentschlossen zwischen christlichem Rathe und der Medicin seiner tanzenden Chalveti-Mönche hin- und herschwankt, hat er doch in kindlicher Liebe, finanzieller Bedrängnisse ungeachtet, seinem Vater und Wohlthäter ein prachtvolles Mausoleum gesetzt. Mahmud II. hat den Schmerz aller Freunde türkischer Wohlfahrt, besonders seiner christlichen Unterthanen, mit sich in's Grab genommen. Und vorurtheilsvoll, wie die meisten Europäer, war ich nicht wenig erstaunt über den Einklang, mit dem in der Hauptstadt des Reiches wie in den Provinzen die Gerechtigkeitsliebe und der freundliche Sinn dieses Fürsten, besonders während der letzten zehn Jahre seiner Herrschaft gepriesen wird. Ich selbst erlaube mir in der Sache kein Urtheil. Je mehr der Mensch wandert, hört und sieht, desto behutsamer und kleinlauter wird seine Stimme. Und namentlich war ich lange zweifelhaft, und weiß es eigentlich noch nicht recht, wer über Wohl und Wehe von Sultan Mahmuds Regiment competenter zu urtheilen versteht, seine eigenen Unterthanen, oder die gelehrten Variantensammler zu den Fragmenten des Metrodorus von Lampsacus. Jedenfalls bitte ich höflichst um Verzeihung, wenn ich etwa zu viel Gutes gesagt haben sollte. Sultan Mahmud, das weiß Gott, hat auch nicht jederzeit zum rechten Mittel gegriffen. Und in der Vorstadt Fanar dahier meinen sie, die Sache wäre viel besser gegangen, wenn er als Herr des Grundes, wo Troja stand, unmittelbar die Reden des bekannten Weisen im Rathe der Achäer auf Wiederbelebung des türkischen Reiches hätte anwenden wollen. Uebereilte ihn nicht mitten im besten Wirken das Schicksal, wer weiß, ob er das große Uebersehen nicht verbessert hätte. Freilich sind ihm auch die Janitscharen aus mehrfachem Grund nicht recht hold, und wollen ihm

namentlich das Jahr 1826 chriſtlicher Zeitrechnung nicht vergeſſen. Darüber darf ſich aber Niemand verwundern, da ſelbſt im lichtvollen Europa manch alter Strelitz heute noch die große Cur nicht vergeben kann, durch welche Peter I. ſein barbariſches Land abendländiſcher Sitte geöffnet hat.

Obwohl im Serai aufgewachſen und urſprünglich mit allen Vorurtheilen ſeiner Race behaftet, erkannte Mahmud dennoch, nach harten Erfahrungen — unter allen Osmanli der erſte — die Unmöglichkeit längern Beſtehens eines islamitiſchen Sultanates. In ſeinem Sinne war er Imperator des Orients, ein neuer Theodoſius und Konſtantin. In dieſem Gedanken liegt eine große Umwälzung und die ganze Zukunft des Morgenlandes und des Weltfriedens. Der Gedanke iſt inhaltsſchwer und eines Kaiſers werth!

V.

Die Lage der Dinge am Bosporus.

Konstantinopel, 31. März 1841.

„Lieber als den Cardinalshut sehe ich Murads Turban auf der Tempelpforte von St. Sophia", sagte bekanntlich der griechische Archont Notaras wenige Jahre vor dem Einzug der Türken in Konstantinopel. Umsonst hatte die Blüthe des lateinischen Abendlandes auf den Congressen zu Bologna und Florenz alle Künste der Diplomatik und Beredsamkeit erschöpft, Heere, Schiffe, Gold und flammendes Zorngefühl des Occidents auf die Osmanli herabzuwälzen gelobt, wenn die griechische Nation den geistlichen Hochmuth beugen und ihren dogmatischen Irrlehren entsagen wollte. „Werdet Abendländer, oder gehet im Strudel unter", war das letzte, vergeblich gesprochene Wort helfender Christenheit. Aber heute noch bereuen die Griechen ihre Handlungsweise nicht, rühmen sich vielmehr ihrer Standhaftigkeit, ihres nationalen Eigensinns, ihres unbesiegbaren Widerwillens und stereotypen Verachtens unserer Sitten, unseres Glaubens und unserer Sympathien. Ein ganz ähnlicher Proceß und — wie es scheint — mit demselben Erfolge wird auch heute in Konstantinopel verhandelt. Zwar sind die Zeiten nicht dieselben und das barbarische undisciplinirte Puppenwesen der Abendländer zur Zeit Eugenius' IV. ist vom colossalen Maße und der furchtbaren Majestät der Europäer des neunzehnten Jahrhunderts ebenso weit entfernt, als es gegenwärtig die Hülfsmittel und die Stellung

der Pforte von griechischem Trotz und griechischer Armseligkeit unter den letzten Paläologen sind. Grundcharakter der byzantinischen Christenheit war von jeher nach einmüthigem Urtheil aller Stimmberechtigten jener unbesiegbare Abscheu vor Krieg und Waffenwerk, was bei Ustrialow euphemistisch „stille und friedliche Gottesfurcht" heißt, bei uns aber einen andern Namen trägt.

Das Türkenreich umfaßt heute noch einen Ländercomplex, wie ihn das byzantinische in seinem größten Glanz nicht erreichte. Und seit einiger Zeit sieht man auch wieder die schwimmenden Colosse mit dem Namenszug der Siebenschläfer in langer Zeile von Beschik-Tasch bis zur Spitze des kaiserlichen Palastes vor Anker liegen*). Und zahlreich und ohne Murren strömt es aus den Dörfern von Anadol und Rumili in Abd-ül-Medschids Casernen, wo der Krieger gute Kost, warmes Kleid, bequemes Lager und mit menschlicher Behandlung unverkümmerten Sold empfängt. Unter den Befehlshabern redet man französisch und englisch und lernt zuletzt vielleicht gar noch deutsch; man zeichnet, cokettirt, richtet Kanonen und manövrirt zu Fuß und zu Pferd auf der Haide außerhalb Skutari, hat mit Einem Worte jedes materielle Bedürfniß für militärische Größe und Macht, ist aber dennoch schwach, und blickt zaghaft und fast hoffnungslos der Zukunft entgegen. Die Türkei gleicht einer verlassenen Löwenhöhle, zu deren Hut die Spinne ihren Vorhang gezogen hat. Mens agitat molem, der Geist muß die träge Masse beleben, befruchten und in Bewegung setzen. „Machet Alles neu, entsaget eurem Hochmuth, eurer stolzen Gesondertheit, kürzet den Koran ab, tretet zu gleichen und gerechten Theilen als Glieder der großen

*) Die heil. Siebenschläfer mit ihrem Hunde Kitmir sind, nach Hrn. v. Hammer, die Zunftpatrone des türkischen Seewesens. Ihre Namen Jamblicha, Maschlina, Marnusch, Tabernsch, Schasbuich und Kostschistanus sind gewöhnlich in verschrungenen Zügen auf den Schiffsschnäbeln eingeschnitten.

Völkerfamilie ein, feid geschliffen, arbeitsam, lernbegierig, wie die Leute des Czares von Moskow, des Kralos von Trandabul (Preußen) und wie die rothen Inkilis, deren höllische Maschinen noch ganze Länder aus den Wurzeln reißen." So redete bisher eine kleine, aber moralisch starke Minderzahl gewissenhafter, kenntnißreicher und dem Fürsten redlich dienender Osmanli, deren Auge weit über den Gesichtskreis gemeiner Türkennaturen hinaus in die ferne Zukunft blickt. Diese wenigen, mit Reschid Pascha an der Spitze, fühlten lebendig, daß die Zeit der Eroberung und exclusiven Herrschaft auf immer vorüber, und dem Türkenreich von der Natur selbst die Rolle eines Defensivstaates zugemessen sei. Um diese Wehrkraft zu wecken und bis zur Unbezwinglichkeit gegen heimliche und offene Angriffe des standhaften und natürlichen Gegners der Osmanli zu steigern, müßte es der Regierung in Stambul gelingen, die Erbfeindschaft des slavischen und türkischen Elements in einem höhern Einigungspunct zu versöhnen, den verschieden glaubenden Nationalitäten ein gemeinsames Interesse einzuströmen, und gleichsam ein neues, festgekittetes, untrennbares Volk von Byzanz zu schaffen.

„Non pas abaisser les positions superieures, mais élever les positions inférieures", war bisher die leitende Idee der erleuchteten Führer osmanischer Politik. Ein Argument solcher Größe mit einem stolzen, brutalen, durch jahrhundertelanges Siegerglück verwöhnten, von religiösem Fanatismus entflammten, unwissenden, geistige Vorzüge verachtenden und für alles Nichtmohammedanische hermetisch verschlossenen Volke Asiens ohne Blut und Gewalt, auf dem Wege friedlicher Homilieen zu lösen, könnte nur ein Thor oder Systematiker für möglich halten. Auch packte Sultan Mahmud die Sache gleich anfangs beim rechten Punct, und nur der Undank des Verräthers Mehemed Ali und der unmittelbar aus Gram erfolgte Tod hinderten ihn an vollständiger

Ebenung der Bahn und an einem zweiten Hochzeitmahl für den Thunfisch im Hellespont. Aufrichtig gestanden, konnte ich seit dem Hintritt jenes energischen Mannes nie mehr recht innerlich und vollständig an die Möglichkeit einer türkischen Reform glauben. Noch zehn Jahre strenger Zucht hätte es gebraucht, um die Wurzeln des Unkrautes auszuroetten und den geistlichen Trotz der Moschee zu brechen. Nie können sich Ulema, Derwische, Softa (Studenten), Männer wie Izzet- und Tahir-Pascha, die Christenfeinde und ächten Repräsentanten des Türkenthums, mit der neuen Staatsidee versöhnen und einen fränkischen Giaur oder gar einen christlichen Raja mit gleichen Rechten und gleicher Geltung neben sich erblicken. In der Türkei glauben sie, Glück und Wohlergehen, das Jedermann theile, sei kein Glück und kein Wohlergehen, und um wahrhaften Genuß zu empfinden, müsse der Mensch von Leiden, Noth und Thränen anderer Menschen umgeben sein. Die Philosophie und die patriotischen Bedenken solcher Leute zu beschwichtigen hat nur Mahmud II. verstanden. Sein Sohn fürchtet sich vor den wilden Gesichtern und den melancholischen Katechesen seiner Koranritter. Was bei seinem Vater unerbittliche Consequenz und traurige, aber zu entschuldigende Nothwendigkeit war, müßte man im sanften Abd-ül-Medschid als unpassende und zwecklose Grausamkeit verdammen.

Abd-ül-Medschid hat kein Recht das Blut seiner bethörten Unterthanen zu vergießen; er muß das Heil auf dem Friedenswege schaffen, oder mit seinem Reiche untergehen. Schon seit Monaten ängstigen sie das jugendliche Gemüth mit Klagen über Verfall des Islam und seiner Satzungen, über das Ueberwuchern ungläubigen Wesens, Einbringung religionswidriger Practiken und Begriffe, und drohen wiederholt mit göttlichem Zorn und Untergang der Dynastie, wenn man ihren Rath noch länger verschmähe und nicht ungesäumt dem ärgerlichen Spiel ein Ende

mache. Als Urheber des Verderbens zeigten sie auf Reschid Pascha, und baten wiederholt um Entfernung dieses „Protectors aller Giaur“ aus den Staatsgeschäften, die er hauptsächlich aus vier Gründen zu leiten unwürdig sei: erstens wegen der Irrlehre, daß ein Muſulman und ein Giaur politisch gleiche Rechte besitzen könne; zweitens weil er fromme Muſuimanen hindern will, Ungläubigen die Bastonnade zu geben und die Taschen auszuleeren; drittens weil er selbst nach Art der Giaur in einer Kutsche fährt, nur Eine Frau genommen, und seine Kinder gegen allen rechtgläubigen Brauch zur Arbeit anhält und in der Zauberei unterrichten läßt; viertens weil die ägyptische Sache schlecht zu Ende gekommen, und in Kurdistan eine neue Insurrection ausgebrochen ist, was offenbar als ein Zeichen göttlichen Mißfallens über die Neuerungen in Stambul zu betrachten sei.

Lange widerstand der Großherr den Einflüsterungen seiner Zeloten, da er die Rechtlichkeit seines Dieners und seinen großen Credit bei den verbündeten Höfen in Europa wohl erkannte. „Werden sie uns hinter dem Balkan wohl nicht für wankelmüthig und recidiv erklären?“ „Um die Urtheile der Ungläubigen, fielen sie beruhigend ein, brauche sich der Schah der Welt (Dschehan-Schah) nicht viel zu bekümmern, und die Sieben Giaur-K'ral seien allzeit, sowie der Befehl ergehe, zum Dienst der hohen Pforte — ihres natürlichen Mittelpunctes — mit Rath und That bereit, wie man letzthin und vorhin bei dem Mišr-Handel deutlich gesehen habe. Und sei etwa der Prophet nicht mächtiger und sein Zorn mehr zu fürchten, als die beiden Ungläubigen Paskewitsch und Palmerston? Zum Schirm der islamitischen Hauptstadt sei des Propheten Mantel und Unterkleid in der kaiserlichen Schatzkammer ein viel kräftigerer Talisman, als die offenbar vom Satan ausgedachten Zerstörungswerke der Glaubensfeinde.“ — In der Unmöglichkeit, Gründen von solchem

Gewichte länger zu widerſtehen, hat endlich Abd-ül-Medſchid ſeinen beſten Diener dem Fanatismus ſeiner Landsleute geopfert und den dünnen Freundſchaftsfaden wieder abgeriſſen, den Reſchid Paſcha mit kluger Hand aus der Türkei nach Europa hinüber geworfen hatte. Noch kann Niemand ſagen, wie weit die neuen Rathgeber — insgeſammt Feinde des chriſtlichen Namens — auf dem Pfad der Reaction und Anti-Reform vorzuſchreiten geſonnen ſeien. Jedenfalls beginnt eine neue Kriſis, im Augenblick, wo man dieſe leidige Frage des Orients für immer erledigt glaubte.

Es iſt in Konſtantinopel faſt wie in Paris. Jagt man Hrn. Thiers zur Thüre hinaus, ſteigt er wieder zum Fenſter herein. Warum iſt aber auch, wird ſich mancher denken, der Sultan gar ſo ſchwach? Ein Sultan, ſage ich Ihnen entgegen, iſt niemals ſchwach, und Abd-ül-Medſchid iſt nicht bloß Imperator, ſondern auch summus pontifex der Muſulmanen, und hat als ſolcher andere Gedanken als Ihre ungläubigen Weltleute in Firingiſtan. Bricht aber zuletzt — wie es auf dieſem Wege nicht zu vermeiden iſt — das elende Flickwerk am Bosporus ganz zuſammen, was wird dann geſchehen? Dieſe Frage wird bei der türkiſchen Bevölkerung dahier gerne beſprochen und viele haben mit angehört, worauf man in letzter Inſtanz noch rechne und weſſen ſich in benanntem Falle die ächten Osmanli verſehen. Stand und Gang der öffentlichen Meinung erfährt man aus ſolchen Ergüſſen oft weit ſicherer, als durch Actenſtücke und breite Artikel im türkiſchen Moniteur. Die Löſung der Frage iſt aber nicht ganz diplomatiſch-orthodox und es fehlt mir der Muth ſie mitzutheilen, weil Sie es vielleicht nicht gern ſehen, daß man ſich von der in politiſchen Dingen gebräuchlichen Routine entferne. Lieber warte ich, bis Andere reden, die das Geheimniß verſtehen, türkiſches Volksgerede ohne Verletzung chriſtlicher Gefühle in gangbares Deutſch zu übertragen.

VI.

Die Türkei und Aegypten.

Konstantinopel, 23. Juni 1841.

Die mildere Auflage des großherrlichen Fermans ist in Alexandrien der Form nach wirklich angenommen und publicirt. So wäre denn nach zwölfjährigem Hader, nach drei Feldzügen und einem permanenten Congreß der ersten politischen Capacitäten unsrer Zeit der alte Mehemed Ali insoweit gebändigt, daß er — wenigstens dem Namen nach — wieder als Großdomestik in den Listen des byzantinischen Kaisers steht. Der Pascha lachte, und ein Zug unaussprechlichen Hohnes schwebte um die Lippen, als ihn der türkische Einsetzungscommissär zum Schlusse der Feierlichkeit eigenhändig und gravitätisch mit dem großen Bande des großherrlichen Ehrenzeichens schmückte. Dieses Lächeln hat auch seine Bedeutung: „Dreimal", sagt es, „habt ihr mich excommunicirt und angefallen; ich aber habe euch mit einäugigen Regimentern zweimal aufs Haupt geschlagen, und wenn ich euch zuletzt nicht auch noch aus Stambul gejagt, verdanket ihr es bloß den Ungläubigen, deren Beistand ihr in der äußersten Noth erbettelt habt. Euren Barrièren, euren Allianzen und Congressen zum Trotz bin ich heute Autokrat und wohlbestallter Herrscher über weite Länder und Reiche, präge Münze, halte Armeen, befördere die Post von Suez, handle mit Bohnen und erhebe

Steuer so viel mir beliebt, und wenn ihr etwa glaubt, ich erlege Tribut für das Vergangene und Künftige, jährlich vierzig Millionen, seid ihr im Irrthum, denn ich gebe euch nichts, und je vous trouve plaisants mit euren Ordonnanzen, euren Taxen und Decorationen." Uebermorgen erwartet man das ägyptische Dampfboot „der Nil" mit den kaiserlichen Commissären und einer neuen Supplik um gänzliche Erlassung der Rückstände und bedeutende Milderung der Lasten für die Zukunft. Statt Goldes, wie es Abd-ül-Medschid mit Sehnsucht erwartete, kommen wieder nur glatte Worte und submisse Bitten des „ältesten Dieners" nach Tschiraghan, wo man auf Rechnung künftiger Schätze aus Aegypten schon voraus bedeutende Spesen gemacht und noch mehreres versprochen hat. Aus Gnaden wollte man sich für die dreijährigen Ausstände mit einem Jahresbetrage neuer Ordnung, d. i. mit vierzig Millionen Piastern begnügen, und diese vorläufig dem Großherrn persönlich zu Trost und Lohn erlittener Kränkung überlassen. Die Weigerung Mehemed Ali's, das Geringste nachzuzahlen, ist nach seiner Ansicht billig und gerecht.

All sein Geld, sagt er, habe er im Dienst der hohen Pforte in Arabien und Syrien ausgegeben, und in letztgenannter Provinz allein verwichenen Herbst für fünfhundert Millionen Piaster an Baarschaft, an Kriegsmaterial und Mundvorräthen aller Art verloren — eine Rechnung, die Hr. v. Jochmus, ein ebenso tapferer Soldat als geschickter Rechenmeister, nach Befund eher für zu niedrig, als für zu hoch erklärt*). Vom reichen Fang erhielt aber der arme Abd-ül-Medschid nichts, der Soldat und Insurgent wenig, die türkischen Oberoffiziere und Beamten sehr viel, und der ägyptische Reis ist seit sechs Monaten, wegen der

*) An Festungs- und Feldgeschütz gingen über sechshundert Stücke verloren. Zwischen Damascus und Mekrieh allein blieben zweiundsiebenzig Pieces stehen.

reichlichen Zufuhr aus Beirut, in Konstantinopel wohlfeiler, als in Damiate selbst. — Zwölftausend Beutel, d. i. sechs Millionen Piaster jährlich, fährt Mehemed Ali fort, sei die Summe, welche ihm Sultan Mahmud nach Vertreibung der Mamluken (1811) auferlegt, und diesen Betrag wolle er auch von nun an, da man ihn wieder auf das Nilthal reducirt, treu und pünctlich fortbezahlen, wenn man ihn weiter ungeneckt und unbehelligt in seiner verarmten Provinz leben und walten läßt. Nach dem Geldwerthe des Jahres 1811 galten zwölftausend Beutel so viel, als 2,400,000 Gulden C. M. Heute aber, bei fast gänzlicher Entwerthung der großherrlichen Münze, repräsentirt dieselbe Summe nur ungefähr 540,000 Gulden Augsburger Courant, während Aegypten mit Aethiopien, selbst ohne Monopol, friedlich und gerecht regiert, nach des Pascha's eigenem Geständniß, noch ein jährliches Einkommen von vierhunderttausend Beuteln, oder zweihundert Millionen Piastern gibt*). Auf den Rath seiner Londoner Freunde hat der Großherr bis jetzt in allen Stükken nachgegeben, und wird auch diesesmal, wie man glaubt, dem kühnen Supplicanten gegenüber denselben Mangel an Selbstvertrauen und Energie verrathen. Indessen ist bei den türkischen Cassen eben jetzt die größte Noth, und übersteigt die Ausgabe auf allen Seiten die Einnahme, so daß die Regierung, nach dem Ausdruck eines inländischen Blattes, vielleicht augenblicklich in Verlegenheit gerathen könnte, wenn man sich nicht unbedingt auf die Weisheit der zweifelsehne in kürzester Frist zu ergreifenden Maßnahmen verlassen müßte. Die Minister Abd-ül-Medschid's haben auch eine Art Budget gemacht und stellen sich auf sechshundert Millionen Piaster jährlichen Einkommens, wenn alle Steuern und Tribute, namentlich die vierzig Millionen

*) Nach dem neuesten Curs gilt der Conventionsgulden $11^{1}/_{20}$ Piaster.

Mehemed Ali's, die Auflagen aus Arabien, Syrien und den Euphratländern pünctlich und ungeschmälert nach Konstantinopel fließen. Die Auslagen berechnen sie dagegen (ich könnte die ausgeschiedenen Summen nach den einzelnen Ministerien und sogar die Civilliste des Sultans angeben) nur auf fünfhundertzweiundzwanzig Millionen Piaster, und hätten demnach jährlichen Ueberschuß zu nicht geringer Beschämung der Christenheit, wo man bei aller Weisheit, Oekonomie und Tugend von nichts als Deficit in den Finanzen liest. Der türkische Finanzüberschlag stützt sich auf eine Volkszählung, die Reschid Pascha in aller Stille angeordnet und durch die Mubassil der einzelnen Steuerdistricte mit großer Genauigkeit, wie die Minister behaupten, vollendet hat. Dem zu Folge kennt die Regierung die Zahl der Moslim und der Giaur, ihrer Rede nach, ganz genau.

Nicht ohne vieles und lästiges Herumfragen konnte ich die einzelnen Ziffern erfahren, und sage Ihnen nur so viel, daß die Mohammedaner viel zahlreicher und die Christen viel schwächer sind, als man bisher unter Türken und Christen glaubte. Die Bevölkerung der großen Städte jedoch, und insbesondere der Hauptstadt, blieb allenthalben weit hinter den ausschweifenden Angaben europäischer Geographen zurück. Stambul mit allen seinen Vorstädten erreicht nicht vollständig die Zahl von 600,000 Seelen, während man sie gemeiniglich auf 800,000 und darüber schätzte. In Arabien hat man wohlweise nur die türkische Garnison und die Regierungsbeamten von Mekka und Medina in Rechnung gebracht, in den wirklich unterworfenen Provinzen aber mit türkischer Brutalität häufig sogar die Peripherie schwangerer Weiber gemessen, ob der Sultan vielleicht auf Zwillinge zählen könne. In der Tributfrage, meint man, werden sich die Londoner Freunde vollständig neutral verhalten, um ihren Rath sofort in der syrischen desto nachdrucksamer zu empfehlen.

Aegypten, das fühlen sie wohl, ist vom türkischen Reich so vollständig abgetrennt wie Griechenland, Walachei oder Serbien. Und bei der hartnäckigen Unbußfertigkeit der Osmanli und bei ihrer wohl constatirten Unfähigkeit die Reform lebendig zu erhalten, kann den kläglichen Ausgang dieser Angelegenheit Niemand aufrichtig bedauern. Was wäre geschehen, hätte man den Osmanli auch Aegypten in die Hände geliefert? Die Griffe eines zwar ungerechten, aber talentvollen und kräftigen Drängers hat man zu allen Zeiten dem sinn- und planlosen Treiben stupider und gemeiner Malversanten vorgezogen.

VII.

Chriſtenthum und Islam.

Konſtantinopel, 14. Juli 1841.

Während man die Türken von allen Seiten mit den bitterſten Katecheſen begrüßt, und in Europa von nichts als Theilung, Bankerott und Ruin der Osmanli ſpricht, finden ſie nebenher doch auch noch billigere Richter, wo nicht gar Vertheidiger und Bewunderer der Entſchiedenheit und Schnelle, mit der ſie auf der Bahn der neuen Ordnung vorwärts ſchreiten. „Seht nur“, ſagen vielleicht mit Recht die Lobredner des Türkenthums, „wie lebenskräftig und unzerſtörbar die Grundlagen dieſes Reiches ſind, da es bei der Größe der eigenen Fehler und dem gleichzeitig unter Widerſpruch und betäubendem Gelärm eindringenden Rath, Tadel und Wehgeſchrei politiſcher Heilkünſtler zum Trotz noch aufrecht ſteht. Das Gefüge jedes andern Staates wäre Stößen ſolcher Art ſchon längſt gewichen. Laſſe man den Türken nur Zeit, greife man nicht jeden Augenblick ins Spiel, und ſie werden die Partie ſchulgerechter und glücklicher zu Ende bringen als man erwartet. Reiche werden in Einem Tage weder gegründet noch verwandelt und bei dem türkiſchen Gewirre von unverjährbaren Rechten der alten byzantiniſchen Beſitzer, von Dogma, Islam, Chriſtenthum, oder gar von Emancipation Jeruſalems und des heiligen Grabes reden, heiße an die Leidenſchaft appelliren und

den schlummernden Fanatismus der Mohammedaner zu neuer Glut entflammen. In der Schule der Staatskunst und ächten Humanität seien Alterthum, Religion und Hochaltar Möbel ohne Taxe, oder sind etwa durch des Sultans neueste Ordonnanzen zum Schirm christlichen Wesens in Syrien und Palästina nicht alle Vorbedingungen gesetzlichen Daseins und bürgerlichen Nebeneinanderseins rivalisirender Secten wenigstens in der Theorie erfüllt? Sobald es nur in den Ländern stille wird, die Steuern richtig fließen und die oberste Gewalt bei Jedermann im gehörigen Respect, vor allem aber reichlich mit Metall versehen ist, habe die Kunst ihr Argument gelöst und müsse man das Geschrei nach imaginären Gütern besagter Art als revolutionäres Gekeife, als falsche Andacht und rhetorische Declamation erboster Magister betrachten. Nehmen die Türken auf dem Libanon auch hie und da einen Pfennig zu viel und trifft in Bulgarien der Streich zuweilen den unrechten Mann, so seien es kleine Uebel im Gegensatz zum großen Gut allgemeiner Windstille und langer Ferien der Diplomaten."

Zu einer solchen Höhe politischen Epikuräismus', das glauben Sie gewiß, kann sich nicht Jedermann erschwingen, und wenn uns das Sittengesetz im Privatleben die Unbild zu vergessen und die Stärke zu zähmen befiehlt, so zeigte sich doch im Gang der Weltereignisse zu allen Zeiten etwas streng Correctes und gleichsam Unversöhnliches, ein nach scharfen Kanten und solider Unterlage ringendes und die Indolenz der Staatsphilosophen befehdendes Element, das nach Verschiedenheit der Schule bald unerbittliche Gerechtigkeit, bald Geschick, bald Nothwendigkeit oder Nemesis heißt, und den morgenthauigen Visionen der Bücherleute von jeher die bittersten Täuschungen bereitet hat.

Dieses Etwas gönnt keine Rast und ist heute bei den Türken eingekehrt. Sehen wir nun, was Idylle und die Pietät der Pseudodiplomatik im Kampf gegen eine solche Macht vermag. In

der Welt regiert die Leidenſchaft, nicht die Poeſie, und für Staaten gibt es keine Reue, weil die Bußwerke gewöhnlich ſpätzeitig und folglich ohne Früchte ſind. Karthago, gerecht, friedlich, reformeifrig, im dritten puniſchen Krieg ſchuldlos angefallen und mit verzweiflungsvoller Kraft gegen ſein Verhängniß ringend, preßt dem Leſer Thränen aus, und Niemand darf ſich wundern, daß auch für den neuen Kodomannus und ſeine gezähmten Tiger in Stambul in Europa allmählich Sympathien erwachen, wenn man ihn und ſein Reich bloß nach den Actis diurnis der türkiſchen Staatskanzlei bemißt. Dieſes zahme und ängſtlich gerechte Weſen großer, wilder Reiche im Verfall, und dieſes Betteln nach Beifall und Mitleid des Feindes, den man früher überwunden hat und innerlich auch heute noch verachtet, iſt für den Beobachter eine unheimliche und melancholiſche Erſcheinung. Das Menſchenleben ſtand zur Zeit des alten Regiments im Preiſe nicht höher als das einer Mücke; heute iſt man aber in Konſtantinopel ſo blutſcheu, daß der Sultan ſelbſt bei qualificirten, geſetzlich verurtheilten Mördern ruchloſeſter Art die Erlaubniß zur Vollziehung des Todesurtheils verſagt. Zum größten Troſt der chriſtlichen Gauner und Landſtreicher aller Zonen, beſonders der Sieben-Inſel-Hellenen, iſt in der Hauptſtadt und Umgegend — denn weiter gehorcht man den Befehlen Abd-ül-Medſchids nicht — die Todesſtrafe wo nicht geſetzlich abgeſchafft, doch völlig außer Uebung, und wie man ſonſt über Härte und Grauſamkeit türkiſcher Juſtiz zu klagen hatte, murrt man heute über die maßloſe, an Schwäche grenzende und die Sicherheit friedlicher Leute gefährdende Milde des Padiſchahs.

Warum ſind denn etwa alle Mörder und Diebe der Türkei vorzugsweiſe Chriſten, namentlich Griechen, und warum reſpectirt der Nationaltürke auch in der äußerſten Armuth und Noth fremdes Leben und Eigenthum? Könnte man dieſe Osmanli

bewegen sich den Europäern vertrauensvoll zu nähern, die gerechte Verachtung gegen ihre christlichen Raja nicht auf die Lehre selbst zu übertragen, ihre Ulema zu ersäufen und den Haß gegen die Nichtmoslimen aus der Praxis in die Casuistenbücher zu verweisen, wäre es wahrhaft im Interesse der Menschheit, diese Leute bei Macht und Herrschaft zu erhalten. Eine christlich-europäische Reaction im weiten und strengen Sinn, d. i. dogmatische Ausrottung El-Islams in den Landschaften des byzantinischen Kaiserthums, wie früher in Spanien und auf Sicilien, wäre auch im entgegengesetzten Fall nicht mehr möglich.

Die Türkei, so wie sie der letzte Friedensschluß von Adrianopel beließ, zählt nach amtlichen Angaben an die dreiundzwanzig Millionen Bewohner, von welchen etwa sechzehn Millionen die Lehre Mohammeds bekennen und nur beiläufig sieben Millionen Christen und Juden sind. Im Centrum von Konstantinopel, dem alten Janitscharenquartier, hat sich die türkische Bevölkerung seit Auflösung dieser Miliz mehr als verdreifacht, und die Pfortenminister behaupten, daß im ganzen Reich, besonders auf dem platten Land und in den Bauerndörfern, die Moslimen sich bedeutend vermehrt, und laut neuestem Census nur die Christen an Zahl abgenommen haben. Diese letzteren, gewöhnlich ohne Grundbesitz und — insofern sie byzantinische Griechen sind — überall nur von trügerischem Kram und schlechten Künsten lebend, erliegen ihrer eigenen Schmach, während die Mohammedaner nach Einführung der neuen Ordnung viel ödes Land angebaut und den Ertrag des frühern wegen größerer Sicherheit verdoppelt haben, was ich in Beziehung auf die weiland verlassenen, heute aber üppigen und mit neuen Hütten übersäeten Umgebungen der poetischen Städte Trapezunt, Kerasunt, Amisus und Sinope als Augenzeuge bestätigen kann. Rechnet man die Moslimen arabischen Blutes in Aegypten, Syrien und Ba-

bylonien, zuſammen nicht viel über vier Millionen, dann zwei Millionen mohammedaniſirter Slaven, Albaneſen und Griechen von obiger Summe weg, bleiben noch gegen zehn Millionen Türken, das iſt Seldſchuken, Osmanli und ſeit dem eilften Jahrhundert zum Islam übergetretene Kappadocier, Paphlagonier, Phrygier, Piſidier ꝛc., übrig, als deren Erb- und Heimatland Anatolien gilt. Im illyriſchen Dreieck dagegen ſind die Türken nach dem Recht des Eroberers eingeſiedelt. Chriſten wohnen in ſämmtlichen Türkenländern Aſiens kaum zwei Millionen, und der wilde Tahir iſt in ſeiner Art vielleicht kein ſchlechter Patriot, wenn er unlängſt, als Paſcha von Aidin, den Vorſchlag an die Pforte that, das eigentliche „Anadoli" von der „Nazarenerpeſt gänzlich zu ſäubern und künftig allen Chriſten bei Todesſtrafe den Aufenthalt in dieſem irdiſchen Paradies der Gläubigen zu unterſagen."

Für manchen Deutſchen frommer und gelehrter Gattung wäre das freilich ein verzweifelter Streich. Denn bloß in Deutſchland fände man ſicherlich mehr als Ein Project, wie die Sieben-Kirchen Aſiens und das Königreich Troja mit dem lanzenkundigen Priamus am ſkäiſchen Thor, wie die Herrſchaft Sarpedons in Lycien und wohl gar noch das Regiment des phrygiſchen Midas zu reſtauriren wären.

Auf der europäiſchen Seite hält man ſich numeriſch freilich mehr das Gleichgewicht, und doch hat es, legt kein fremder Brennus das Schwert in die Wagſchale, mit der Reparatur der alten Türkenreſidenzen Pruſa und Iconium noch keine Eile. Ueberſieht die Türkei auch dieſe Kriſis und hat man zur Vervollſtändigung der Wiener Congreßbeſchlüſſe, wie man ſich hier ſchmeichelt, die Monarchie der Osmanli, ohne Widerſpruch irgend einer Großmacht, der Art unter den Schutz des europäiſchen Völkerrechts geſtellt, daß ein Angriff auf den gegenwärtigen Beſitzſtand derſelben als latrocinium publicum

ir der öffentlichen Meinung gebrandmarkt und den Coërcitivmaßregeln der Garanten verfallen wäre, so ſind die Türken in beſter Form und rechtskräftig in Europa inſtallirt und iſt die Sache der zu emancipirenden Nicht-Moslimen auf lange hoffnungslos, wo nicht auf immer verloren. An die Möglichkeit eines aus eingebornen Elementen zu erſtehenden chriſtlichen Imperiums im Orient war unter Leuten geſunden Sinnes ohnehin nie zu denken. Das ungeſchliffene und wilde, fanatiſche Kameltreibervolk aus Turkeſtan in den feenhaft leuchtenden Saal hoher Ariſtokratie des Occidents, unter Vortritt Abd-ül-Medſchids und Tahir Paſcha's eingeführt — welch ein Schauſpiel!

Freilich macht man hier in aller Eile Toilette, färbt ſich das Antlitz, nimmt orthopädiſchen Unterricht, lernt die Sprüche der Ungläubigen auswendig und übt ſich in ihre Geſtus ein. Nur die Körperſchaft der ehrwürdigen Uelema bleibt unbeweglich und ſchmellend im Hintergrund. Wer reelle Gewalt beſitzt wie die Uelema, ſagt man, habe etwas Eigenthümliches im Blick, und in der That, ſieht man dieſe Geſtalten in ausgeſucht orthodoxem Gewand, ſei es bei öffentlichen Aufzügen oder in den Gärten des Leuchtthurms von Chalcedon, wie ſie mitten im bunten Gewühl der Nationen halbe Tage lang blaß, ernſt, ſchweigſam und faſt regungslos, gleich Marmorbildern, auf dem Teppich ſitzen, kann man ſich des Gedankens nicht erwehren: es müſſe in Konſtantinopel noch einmal zu einer allgemeinen, ernſten und letzten Erklärung zwiſchen zwei unverſöhnlichen Syſtemen kommen.

VIII.

Die Türkei und die Diplomaten.

Konſtantinopel, 21. Juli 1841.

Diesmal, wie es ſcheint, iſt die Kataſtrophe des Orients noch glücklich vorübergegangen und — ſei es Billigkeit der Menſchen oder beſondere Wohlthat der Providenz — der ſegenvolle Genuß des allgemeinen Friedens, unheimlichen Geiſtern zum Trotz, durch neue und ſolide Bürgſchaften geſichert. Die Frage war ernſter Natur, die Verhandlung reich an Wechſelfällen, der Ausgang lange ungewiß, und mehr als einmal war man im Begriffe, ſich die Worte jenes griechiſchen Diplomaten: „Dieſer Tag iſt der Anfang großer Uebel für Hellas“ gegenſeitig als Abſchied nachzurufen. Ein Gefühl der Bangigkeit, als wäre Unglück im Anzug, drückte ſeit Jahren Europa nieder, lähmte den Schwung der Geiſter, hemmte den Kunſtfleiß, minderte die Gerechtigkeit und lehrte die Völker auf Verderbliches ſinnen. Seitdem ſich aber Mehemed Ali unterworfen und Stambul neuerdings den Pfad der Reform betreten hat, athmet alles frei und brauſend, wie die Achäer nach Agamemnons Friedensrede vor Troja, ſtrömt es auf allen Seiten wieder zu den lieblichen Gewohnheiten friedlichen Verkehrs zurück. Von der Gefahr iſt nichts geblieben als die Erinnerung und das Verlangen, nach errungener Sicherheit, auch dem Verdienſt ſeinen Kranz zu winden.

Schreibt man den wesentlichsten und hervorleuchtendsten Antheil an dieser glücklichen Wendung der Dinge im Orient dem Freiherrn v. Stürmer zu, so sagt man diesem ausgezeichneten Diplomaten keine Schmeichelei; es wäre nur der gerechte Tribut, welchen man dem Talent, der Klugheit, der Energie eines um gemeinsame Wohlfahrt bestens verdienten Mannes nicht vorenthalten soll. Mit den Türken zu unterhandeln, heißt es, fordere einen eigenen Tact, den Freiherr v. Stürmer, nach der Aeußerung hochgestellter Osmanli, in vorzüglichem Grade besitzt. Wie daher neuerlichst der österreichische Hof durch Verleihung des Commandeurkreuzes des ungarischen St. Stephans-Ordens das Verdienst seines gewandten und glücklichen Repräsentanten amtlich anerkannte und belohnte, war die Theilnahme dahier allgemein, aufrichtig und warm. Die Glückwünsche des ganzen diplomatischen Corps und sämmtlicher Europäer von Distinction in Konstantinopel, dann der türkischen Minister, und hauptsächlich des Sultans Abd-ül-Medschid selbst trugen den Charakter ungewöhnlicher und gewissermaßen viel innigerer Zuneigung in sich, als es vielleicht in diplomatischen Kreisen üblich ist. Das sind Zeichen hoher Achtung, die sich der Decorirte bei den politischen Gegnern nicht weniger als bei den Gleichgesinnten zu erringen wußte. Tüchtiger und rechtlicher Sinn hat zuletzt überall seinen Preis. Bei allen Veranlassungen, wo es sich um Ehre und Anerkennung österreichischen Einflusses im Orient handelt, zeigen die Osmanli ein Gefühl von Innigkeit und Wärme, deren man dieses einst so barbarische, rohe und ungerechte Volk in Europa nicht für fähig hielt. Die Türken meinen aber, daß unter allen Mächten der Christenheit das Haus Oesterreich allein, mit gänzlichem Vergessen früherer Unbild, in der gegenwärtigen Noth uneigennützige, redliche und kräftige Freundschaft pflege. Diese Ueberzeugung und mit ihr das über-

wiegende Vermögen österreichischer Diplomaten im Divan hat sich vor allem unter der langjährigen, intelligenten und fruchtbaren Geschäftsführung des gegenwärtigen Internuncius fest und bleibend ausgeprägt. Nur müßte bei dem Freiherrn v. Stürmer, wenn es menschlicher Klugheit verliehen wäre, große Probleme der Politik zu Jedermanns Glück und Zufriedenheit zu lösen, bisweilen der Gedanke an das jammervolle Loos der Unterthanen Mehemed Ali's den schwelgenden Genuß des Sieges verbittern. Die elenden Fellah im Nilthale bezahlen ja allein die Kosten der stambulinischen Triumphe! Leider scheinen Freude ohne Thränen und Glückseligkeit ohne fremde Qual unserm Geschlechte nicht vergönnt. Mehemed Ali ist ohne Zweifel der Genius des Bösen, eine Art dämonischer Incarnation, unerschöpflich und unerreichbar in der Kunst, Menschen und Länder zu verderben.

Da ich aber von diesem Mann und seinen Regententugenden schon früher und wiederholt Verschiedenes geschrieben habe, will ich Niemand mit Schilderung seiner neuesten Arnautenspeculationen im Punct ägyptischer Bauerndörfer, freien Verkehrs und anbefohlener Erleichterung der Unterthanen weiter beunruhigen, einmal, um die nobeln Gönner des „ehrwürdigen Greises" nicht weiter zu kränken, hauptsächlich aber, um nicht durch nutzloses Klagen über schwer zu beseitigende Uebel die ohnehin spärlichen Momente diplomatischer Seligkeiten zu verkürzen.

IX.

Das Manöver auf Haider-Pascha.

Konstantinopel, 1. September 1841.

Die Sache hat ihre Richtigkeit, der Padischah hat mit den Königen des Abendlandes Kameradschaft getrunken und im Taumel politischer Libationen Freud' und Leid der Herrschaft mit seinen Ordensbrüdern redlich zu theilen angelobt. Jetzt erst hat Europa das Schwert gegen die Moslim definitiv aus der Hand gelegt und zu gleicher Zeit durch ein feierliches Document den größten Säcularisationsact seit Begründung christlicher Kirchenmacht durch Carolus Magnus vollzogen. Aber wie einst jene Triumvirn sich gegenseitig ihre besten Freunde und Vertheidiger auslieferten, wurden auch hier, zur Besiegelung gemeinschaftlichen Bundes, von beiden Parteien die theuersten Sympathieen zum Opfer gebracht und aller Welt vernehmlich erklärt, daß man die Frage in anderer Weise nicht zu lösen vermöge, und daß Sicherstellung der eignen Herrschaft zu allen Zeiten und in allen Ländern, nach den Begriffen menschlicher Schwäche, die überwiegendste und rücksichtsloseste aller Nothwendigkeiten sei.

Anders, wie es scheint, läßt sich die Welt nicht regieren, und hat nicht ein großer Philosoph des Alterthums schon gelehrt, daß die Staaten in ihren gegenseitigen Beziehungen denselben Leidenschaften, denselben Schwächen und Begehrlichkeiten, wie die einzelnen Menschen in ihren täglichen Mühen unterliegen?

„Die fette Beute, deren man sich selbst nicht bemächtigen kann, aus dogmatischem Romanticismus dem christlichen Nachbar überlassen," wäre diesemnach eine Forderung, die man im Kreise der Politik niemals anerkennen wird und kann. Statt Threnodien über den weltlichen Sinn der Londoner Conferenz anzustimmen, ist es vernünftiger, aller Polemik zu entsagen und mit gleichmüthiger Ruhe die Wirkungen der neuen Verbrüderung des christlichen Occidents mit dem mohammedanischen Orient abzuwarten. — Um die Aufnahme in den europäischen Staatenbund mit Nachdruck und Würde zu begehen und nicht als taschenleerer Bettler vor den Palästen Firingistans zu erscheinen, hat man sich hier seit Monaten abgemüht, eine imposante Masse regelmäßigen Kriegsvolks in der Hauptstadt zu versammeln, Kanonen zu gießen, Geld, Lebensmittel, Uniformen und Munition zu bereiten. Die Schwierigkeiten, ein des hohen Publicums in allen Theilen würdiges Schauspiel einzulernen und aufzuführen, waren nicht gering. Was man nach Abzug der zahlreichen Posten in der Hauptstadt und am Bosporus an disciplinirten Truppen verfügbar hatte, mußte Syrien niederhalten, Bulgarien beruhigen und Kreta unterjochen. Die Zeit indessen drängte und — wie es in den untern Regionen dahier verlautet — zeigte eine der vier alten Londoner Mächte ungewöhnliche Neugierde, nicht etwa durch seiltänzerisch appretirte Berichte aus dritter und vierter Hand, sondern mit eignen Augen durch erfahrne Examinatoren zu prüfen, wie es mit der ultima ratio des neuen Bundesgenossen stehe, und wessen man sich im möglichen Falle von einem europäisch eingeschulten Türkenheer zu versehen habe. Um in anständiger Haltung zu erscheinen, mußte man die Zuflucht zur anatolischen Landwehr nehmen, und trieb aus den benachbarten Provinzen, die man bei uns noch immer Jonien, Lydien, Phrygien, Paphlagonien und Bithynien zu

nennen gewohnt ist, die ganze wehrbare Mannschaft, unter Gewimmer und Wehklagen der Bauerndörfer, in das Lager von Skutari zusammen. Es war um die Zeit der beginnenden Feldarbeit, und die Obrigkeiten verfuhren mit so viel Unverstand und Härte, daß sich im Paschalik Bolo zuletzt die Weiber empörten und Vorschläge zu besserer Ordnung im Rekrutiren machten. „Könnt ihr euch nicht", sagten sie dem Pascha, „wo drei Söhne sind, mit Wegnahme von zweien begnügen und den dritten zur Bestellung der Ernte und zu unserm Trost zurücklassen?" Heimweh und das asiatischen Naturen unerträgliche Joch der Disciplin raffte diese Armseligen hundertweise hin, und das Ausreißen begann etwa nicht einzeln, ganze Districte liefen des Nachts sammt den Schildwachen davon. Prügel konnten dem Uebel nicht Einhalt thun, obwohl man die Dosis zuletzt bis auf siebenhundert steigerte, was in den meisten Fällen einem Todesurtheil gleich kam. Vor Kurzem hat man auch diesen Theil der Kriegszucht besser geordnet und bei Desertion im ersten Betretungsfall achtundvierzig Hiebe, im zweiten hundertfünfzig, im dritten Fall aber das Erschießen mit sieben Kugeln festgesetzt. Im türkischen Heer verzehrt der Friede mehr Menschenleben, als der Krieg. Was Flucht, Stock, Lazareth und Langeweile übrig ließ, mag ungefähr das Drittel der ursprünglich aus den Dörfern genissenen Mannschaft betragen, und mit dieser legte der Sultan verwichenen 26. August auf dem baumlosen und ausgedorrten Felde von Haider-Pascha, zwischen Chalcedon (Kadikjöi) und Skutari, gleichsam sein Haupt- und Staatsexamen im Angesicht von ganz Europa ab.

Die Entfernung von Chalcedon ist nicht über eine halbe Stunde, und Sie denken wohl selbst, daß man bei solcher Nähe, des Staubes und der Sonnenglut ungeachtet, nicht der Letzte auf dem Schauplatz war. Eine Kette paarweise, in gemessenen

Zwischenräumen, aufgestellter Lanzenreiter umschloß einen Raum von mehr als einer Stunde Weges ins Gevierte. Innerhalb auf einer Anhöhe stand das offene, scharlach gedeckte und mit zwei vergoldeten, sonnefunkelnden Kugeln gezierte Pavillon des Padischah und hinterhalb eine lange Reihe Zelte geringerer Art für die europäischen Gesandten, für die Würdenträger des Reiches und für andere vornehme Gäste, die man zur Feier des Tages geladen hatte. Der ungezählten und ungebetenen Menge zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen überließ man zur Stillung der Neugierde zwei Seiten des großen Vierecks unter dem Winde, um Se. Sultanische Hoheit nicht durch plebeischen Staub zu belästigen. Von der Morgendämmerung bis nach Sonnenuntergang war die Mannschaft auf den Beinen und von acht Uhr Früh bis ein Uhr Nachmittags, wo der Großherr erschien, rann ein angewachsener Menschenstrom aus allen Nationen, Trachten und Farben über die Steinbrücke von Chalcedon den Feldweg hinan, zwischen Rebgärten und Feigenbäumen, auf das nackte Hochfeld hinauf, rechts die bläuliche Propontis mit den Prinzeninseln, vorwärts der Ort, wo einst Belisars Landhaus, links die sanften Einthalungen und die liebliche Bergkuppe Bulgurlu mit dem Eichenwald auf der Halde; im Hintergrunde das Weingelände von Skutari und das unabsehbare Häusermeer und der Minaretwald von Stambul jenseits der Enge im Glanz der Mittagsonne. Alle Civil- und Militärherrlichkeiten der Hauptstadt sammt aller Pracht des kaiserlichen Hofes sahen wir nach und nach langsam und dicht an uns vorüberziehen. Der Großwesir und „absolute Generalvicar des Chalifen", dann Jochmus, der stattliche und siegreiche Türkengeneral, und Said-Beg, „das Rifaß", fehlten natürlich nicht. Die wohlbeleibten moslimischen Stabs- und Generalofficiere mit ihren strotzenden Fischthrangesichtern machen keinen vortheilhaften Eindruck, wenn man an

die magern Gestalten und an die intelligenten, zornigen Physiognomien europäischer Paraden denkt. In neun holzgeschnitzten, reich vergoldeten, offenen Baldachin-Wagen ohne Federn, mit Schattendach aus Scharlach und blauer Seide und je von zwei gravitätischen, bänder- und spiegelbehangenen Grau-Ochsen gezogen, rückten unter starker Bedeckung und von einem Kranz goldgestickter Officiere zu Fuß umgeben, vierundfünfzig Damen aus dem kaiserlichen Harem, strahlend von Pracht und unbeweglich wie Marmorbilder, in das Viereck hinein; später die Sultanin-Mutter mit drei Ehrendamen, abgesondert in europäischem Gespann. Bald nach ihr kamen, unter Vorritt türkischer Lanzenreiter, ernstblickend die abendländischen Excellenzen und ihre Cavaliere, Secretäre und Interpreten im Civilgewande, doch alles wohlbebändert und decorirt. Goldblitze aus einer Staubwolke in der Ferne und plötzliches Verstummen mit ehrfurchtsvollem Zurückweichen der Menge zu beiden Seiten des Weges verkündeten endlich die Ankunft des Herrn des Orients. Wer den Sultan mehrere Monate nicht gesehen, hätte ihn vermuthlich nicht mehr erkannt. Es muß, dachte mancher, um das Regieren im Grunde doch kein so leichtes Ding sein, wenn es einem jungen Mann in weniger als Jahresfrist so übel mitzuspielen vermag.

Abd-ül-Medschid saß allein in hoher schmaler Baldachin-Droschke wie ein stummes Götzenbild, das Auge unbeweglich, stolz und mit leichenhafter Strenge auf die lautlose Menge links am Wege haftend. Bekanntlich ist der Padischah von mildem Naturell, aber die Sitte seines Volks, Tradition und Unterricht der Ulema nöthigen bei feierlichen Aufzügen zu einer Miene, die ihm nicht eigen ist. An das graciöse und herablassende Benehmen christlicher Potentaten könnte sich der knechtisch denkende Orientale nicht gewöhnen. — Nerede Asaker (wo sind die Soldaten?), fragte Abd-ül-Medschid verwundert, da er von der Anhöhe

herab im weiten Felde alles öde sah. Man hatte das Ding etwas theatralisch eingerichtet und dem Sultan, der noch kein Militärschauspiel im Feuer gesehen, eine Ueberraschung eigner Art zubereitet. Drei Kanonen gaben das Zeichen, und weit rechts aus einer Thalung des Bulgurlu zog es, gemessenen und feierlichen Schrittes, unter Fanfaren und mit wimpelnden goldgestickten Fahnen, blank und leuchtend auf die Ebene heraus und durch eine breite Lücke in den abgesteckten Kreis hinein. Voraus ritten acht Geschwader Lanzenreiter mit rothen, weißausgezackten Fähnlein; hinter ihnen defilirten, wenn wir nicht irren, zehn Schlachthaufen Fußvolks mit ebenso viel Musikbanden klingenden Spiels; sechsunddreißig Geschütze mit Zubehör und zahlreicher Bedienung zu Pferd und zu Fuß machten den Schluß. Der Könige letztes Argument, wie Sie wissen, ist ja überall die Kanone. Alle drei Waffengattungen zusammen mochten etwa zehntausend Mann effectiv betragen*).

Man braucht nicht erst zu erinnern, daß sich der Großherr nicht etwa wie die kriegerischen Fürsten des Abendlandes, oder gar wie jener Schreckliche, selbst zu Pferd, an die Spitze der Schaaren stellte und ihre Bewegungen lenkte. Abd-ül-Medschid verlegt sich hauptsächlich auf Frömmigkeit und friedlichen Zeitvertreib. Einige sagten, Riza Pascha, der ehemalige Kaffeehausjunge, dann Itsch-Oghlan und Kammerpage Sultan Mahmuds, jetzt General-Oberst der kaiserlichen Garde, wollte an diesem Tage seine militärischen Talente entfalten, und seinem Gebieter beweisen, daß er mehr gelernt habe, als Schibuk anzuzünden und die Schale zu präsentiren. Langsam, aber mit taktischem Geschick stellte sich das Corps in Schlachtordnung, links ab die Reiter, weit rechts die Batterien, im Centrum das Fußvolk

*) Andere reden nur von achttausend.

colonnenweise in drei Treffen mit Reserve, das Ganze in Gestalt der römischen Quincunx, wie man in Bildern Napoleons Heersäulen bei Waterloo darzustellen pflegt. Zum Beginn wenden sich die Regimenter zu Pferd in langer Fronte gegen die Zelthöhe, säbeln — dem Sultan zum Gruß — wüthend in die Luft, schwenken dann rechts und stellen sich — mit dem Rücken gegen das Meer — als feindliche Partei dem Fußvolk gegenüber, worauf letzteres sogleich das Feuer beginnt. Des Militärwesens ganz unkundige Leser könnte man durch Beschreibung der Einzelheiten nur langweilen; hat aber Jemand von diesem Ding einige Begriffe, wird er sich selbst Rechenschaft zu geben wissen. Die Tirailleurs zeigten zuerst ihre Künste, schossen stehend, liegend, sammelten und zerstreuten sich, zogen links, rechts, vor- und rückwärts, je nachdem das Horn erklang. Nach ihnen machten die Infanterieregimenter mit den Reserven, der Reihe nach, ihre Schule durch, feuerten in Rotten, in Gliedern, mit Pelotons und zuletzt in ganzen Bataillons, formirten dichte Massen und verschwanden von der Schaubühne, um der noch ruhig stehenden Artillerie Platz zu machen, die dann ihrerseits gewandt und fertig zeigte, was sie unter Leitung deutscher Meister gelernt hat. Das alles war nur Vorspiel. Nach erschöpftem Schul-Thema eilten auch die Batterien — im Fluge — dem Fußvolk nach, und gegen die Vorschriften der Dramaturgie blieb die Schaubühne längere Zeit völlig leer. Endlich rückte das Heer in voller Schlachtordnung aus einer Einsenkung am Strand herauf, im Mittelpunct das Fußvolk in Angriffscolonnen, auf den Flügeln rechts und links das Geschütz, die Reiter in der Nachhut, und im Vordergrunde eine Wolke von Tirailleurs, alles in schönster Symmetrie, schweigend und sich vorwärts und uns entgegen wälzend. Jetzt erst beginnt das Treffen.

Die Kanonen eröffnen das Spiel, und nachdem die Leichtbewaffneten ihre Kraft erschöpft, schlägt die erste Linie ihre Gewehre an, die

zweite rückt nach, das Feuer wird allgemein; man bildet Säulen, Vierecke, durch die Zwiſchenräume bricht mit fürchterlichem Gebrüll die Reiterei hervor, ſiegt, flieht und kommt wieder, während es Feuerſtröme aus den Flanken ſprüht und der Donner auf den Flügeln ununterbrochen rollt. Der Nordwind blies heftig, am Ufer brandete es mit Gebrüll, Wolken von Pulverdampf und aufgewirbelter Ackerkrume hüllten die kämpfende Maſſe in zweifelhaftes, dämoniſches Dunkel, und im fahlen Schimmer, wie das Loos des türkiſchen Reiches, hing die Sonnenſcheibe am Firmament. Es war vier Uhr Nachmittags und um türkiſche Gebetzeit. Im Angeſichte Aller fällt der Padiſchah auf die Knie, küßt die Erde, hebt die Hände gen Himmel, wie Moyſes im Kampf wider Amalek, und fleht nach moslimiſchem Brauch zu Allah, daß er ſich ſeiner Diener erbarme und die Waffen der Gläubigen ſtärke. Die Scene war nicht ohne Wirkung. Zum Schluſſe zog das ganze Corps im Paradeſchritt vorüber und ſtellte ſich, Reiter, Fußvolk und Geſchütz in Einer Linie, zur Heerſchau vor dem Sultan auf. Mit eiſigem Blick muſterte Abd-ül-Medſchid Mann für Mann die lange Zeile, ſagte kein Wort, grüßte Niemand und ritt — hinter ihm ſeine Schranzen und ſeine Leibwächter — ſtolzen Schrittes an den Strand hinab, wie eben der letzte Strahl der Abendſonne auf die vergoldeten Barken fiel.

Die Ehre des Tages gebührt vorzugsweiſe der Artillerie. Geſchütz, Beſpannung und Mannſchaft ſchienen gleich prächtig, die Bedienung ruhig und behend, die Bewegungen ſicher und raſch, und in der Regel drei Feuer in der Minute (bei einer Piece blitzte es ſogar dreimal in fünfzig Secunden), und Leute vom Fach müſſen wiſſen, ob man es in Europa viel beſſer mache. Der Sultan, wie ich ſpäter erfuhr, ſoll über die kunſtvollen Leiſtungen ſeiner Lanzenreiter am meiſten Vergnügen und Zufriedenheit geäußert haben, ob mit Recht oder Unrecht, bleibt natürlich dahingeſtellt. Allerdings haben

dieſe Reiſigen das blinde Feuer ſämmtlicher Bataillone und Geſchütze heroiſch und unbeweglich ausgehalten, haben zwei Chargen gegen den Nordwind mit aſiatiſcher Furie ausgeführt, ſind aber bei Riſib und Koniah, wie man weiß, viel weniger hitzig eingedrungen. Bei der Infanterie dagegen wären verſchiedene Kleinigkeiten auszuſtellen, z. B. daß mehrere Bataillone im Laden noch nicht die nöthige Fertigkeit beſitzen und — wenn man recht gezählt — bei ſechs Compagnien auf dem rechten Flügel eine große Anzahl Flinten keine Dienſte thaten, ſei es, daß die phrygiſchen Bauernkerle in der Haſt das Pulver für die Zündpfanne vergaßen, oder die Gewehre ſelber ſchadhaft ſind. Auch konnte man beim Vorſpiel das bei gut geübten Truppen ſo ſchöne Pelotonfeuer vom Rottenfeuer nicht allezeit unterſcheiden und kamen überdies beim Carrébilden und bei Schwenkungen die äußerſten Abtheilungen ſo ziemlich in Geſtalt einer Schafheerde auf dem Punct ihrer Stellung an, wo ſie ſich dann freilich nach und nach wieder in eine ſchöne Linie dehnten.

Das wird wohl mit der Zeit beſſer gehen, der Lieutenant lernt Diſtanzen nehmen, der Füſilier laden und der Schütz ſeinen Mann aufs Korn nehmen. Ob aber die maſtigen Stabsofficiere und Generale das Vorwärts vom Rückwärts bei künftigen Veranlaſſungen genauer, als weiland im Kampf gegen Mehemed Ali unterſcheiden werden, läßt ſich freilich nicht errathen. Aus natürlicher Milde möchte man ſogar auch hier über das türkiſche Heerweſen weniger ſchneidend urtheilen als andere. Dieſe türkiſchen Officiere, ſchätzt man ſie nach der jüngſten Vergangenheit, weichen vor Arabern und Moskowitern niemals zurück, ſie bleiben lieber ſchon etliche Stunden dieſſeits der Feinde ſtehen, nicht etwa auf der Heerſtraße — das könnte läſtig ſein, — ſeitwärts auf die Höhen ziehen ſie klug hinauf und, wie Pompejus' ſchmucke Reiter bei Pharſalus, fugâ montes altissimos petunt.

Aco'ſche Buchdruckerei (Gust. B. Lerch) in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gesammelte Werke

von

Jakob Philipp Fallmerayer

herausgegeben von

Georg Martin Thomas.

Zweiter Band.

Politische und culturhistorische Aufsätze.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.

Politiſche

und

Culturhiſtoriſche Aufſätze

von

Jakob Philipp Fallmerayer.

Türkei. Rußland. Zur orientaliſchen Frage.
Zur europäiſchen Politik. Deutſchland. Lebensbilder.
Zur Culturgeſchichte.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.

Der Herausgeber und der Verleger behalten sich das Recht einer englischen und französischen Uebersetzung vor.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Türkei . . . . . 1—40

Blick auf die untern Donauländer (1839.) 3

Zum Verständniß der neuen Unruhen in Kurdistan (1842.) 19

Die Renegatenfrage und ihre nächsten Folgen (1844.) . 30

Rußland . . . . . 41—85

Libanon und der Czarenbesuch im Vatican (1846.) . . 43

Vom andern Ufer (1850.) 59

Zur orientalischen Frage . . . . . 87—154

Czar, Byzanz und Occident (1850.) 89

Deutschland und die orientalische Frage (1853.)

I. 110

II. 129

Zur europäischen Politik . . . . . 155—222

Die deutschen Publicisten und die europäische Pentarchie (1840.) 157

Die Lage (1852.) 180

Gegenwart und Zukunft

I. (1852.) 195

II. (1853.) 212

Deutschland . . . . . 223—346

Aus Berlin (1844.) 225

Von der Eifel (1845.) 235

Seite

Klagen eines frommen Tirolers über den häufigen Fremdenbesuch, über L. Steub's „Drei Sommer in Tirol" und über das neue Waldgesetz (1846.) 244

Aus Frankfurt (1848.)

I. 255

II. 258

III. 260

Schattenrisse aus der Paulskirche (1848.) 266

Deutschland und Schleswig-Holstein (1850.) 291

Aus München (1851.) 297

Die Schlacht von Kulm. Oder vier Tage aus dem Leben des Grafen Ostermann-Tolstoï (1852.) 304

Lebensbilder . . . . . 347—416

Ludwig Simon: Aus dem Exil (1856.) 349

Graf Ostermann-Tolstoï (1856.) 359

Nachruf an Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall (1856.) 379

Noch einmal Hammer-Purgstall und der Nekrolog (1856.) 398

Gottlieb Lukas Friedrich Tafel (1860.) 409

Zur Culturgeschichte . . . . . 417—503

Olympia (1852.) 419

Das geographische Element im Welthandel mit besonderer Rücksicht auf die Donau (1843.) 441

Die alten und die modernen Räter (1844.) 450

Klima und Pflanzenwelt in der Zeit (1847.) 462

Das Wildbad (1856.) 482

Ueber die Erbauung einer Eisenbahn von Belgrad nach Salonik (1861.) 491

Türkei.

Bayerische Staatsbibliothek München

Blick auf die untern Donauländer.

(1839.)

Wenn die Zeichen der Zeit nicht alle trügen, gehört die nächste Zukunft in Europa und Asien den Slaven an; nicht etwa in dem Sinne, daß die Völker dieser Erdtheile auf einmal Knechte einer fünften Weltmonarchie und die freien Länder germanischer und latinischer Zunge willenlose Satrapien des aufsteigenden Reiches Moskovien würden. Seitdem man in Europa durch gemeinsame Kraft das Joch fremder Herrschaft zerbrochen hat, ist einerseits die Liebe und das Bedürfniß vaterländischer Freiheit so tief und so unaustilgbar in die Herzen der Völker eingedrungen, andererseits aber auch bei den Fürsten Sinn für Gerechtigkeit und Achtung fremden Gutes in einem solchen Grade erstarkt, daß mit der Macht auch der Wille, die Ordnung des Welttheils zu stören, auf viele Menschenalter verschwunden scheint. Allein bewegungslose Ruhe mit einem Fortleben isolirter Glückseligkeit liegt weder in der Natur des europäischen Staatenbundes noch der menschlichen Dinge überhaupt; auch ist eine thatsächlich und zu jeder Zeit standhaft eingehaltene Gleichheit unter Individuen, wie unter Völkern, eine anerkannte Unmöglichkeit.

Deswegen gab es, so weit die Kunde rückwärts reicht, in jeder Weltperiode einen Centrallebenspunct, sei es Idee oder

materielle Macht, um welche — als sichtbaren Repräsentanten einer bald strafenden, bald mit väterlicher Hand lenkenden Providenz — freiwillig oder nothwendig sich alles öffentliche Wirken bewegt. Nicht die Menschen selbst in ihrer Weisheit, sondern eine höhere Ordnung, eine unsichtbare Macht theilt die Rollen aus und es liegt auch nicht in der Willkür der Nationen, einer durch providentielle Verfügung auferlegten Bestimmung zu entfliehen,

scilicet est aliud, quod nos cogatque regatque
majus, et in proprias ducat mortalia leges.

Mehr als siebenzig Millionen Menschen slavischen Blutes wohnen im russischen Reiche, in Preußen, Sachsen, Oesterreich und in der Türkei — Jahrhunderte lang zerstreute Glieder, aber heute durch den Glanz des vornehmsten und begabtesten Zweiges zum Bewußtsein gemeinsamen Lebens erwacht, — während das Abendland sichtbar ermüdet und mit seinen eigenen Elementen im Kampf, mehr als je einer compacten Gegenkraft bedarf, um Zerfall und allgemeine Verflüchtigung der Geister zu hemmen. Kraft und Gegenkraft war von jeher das Gesetz für alles politische Leben, und der Unterschied zwischen heute und ehemals beruht in der Weltgeschichte großentheils auf Umfang und Masse der in den Kreis der beiden rivalisirenden Weltkräfte hineingezogenen Länder und Nationen.

Im Mittelalter, nach völliger Zertrümmerung der alten Welt und nach vergeblichem Ringen eines großen Genius das abendländische Chaos zu ordnen, war es eine Zeit lang zweifelhaft, ob der Wiederaufbau der Staatsgesellschaft und die Grundlage der neuen Weltordnung von dem Volke der Slaven oder der Germanen ausgehen sollte. In rascherem Schwunge als selbst in Deutschland hatte die beseligende Doctrin des Christenthums in der weiten Region zwischen Nowgorod und Kiew die Keime neuen Lebens entfaltet. Was man heute Rußland nennt, war im eilften

Jahrhundert voll romantiſchen Sinnes, voll republikaniſcher Einrichtungen, ritterlicher Sitten, Induſtrie, Handel, Reichthum und Gelehrſamkeit. Kiew war ein zweites Konſtantinopel, mit ſchönen Bauten, mit Schulen und Bibliotheken. Man lehrte dort Griechiſch und Lateiniſch, goß in Metall, ſtickte und malte beſſer als im Occident. Man hielt Annalen und Kirchenbücher, ſchrieb den ſlaviſchen Dialekt mit Reinheit und nicht ohne guten Geſchmack, beſonders in der Dichtkunſt, von deren zahlreichen Erzeugniſſen nur Igors Epos, das ſlaviſche Lied der Nibelungen, trotz fünfhundertjähriger Drangſale, bis auf dieſe Zeiten herab gekommen iſt. Die großen Handelsſtraßen gingen damals durch die Landſchaft der Ruſſen und führten Gold, Kunſtſinn und Fremde aller Zungen nach Smolensk, Kiew und Nowgorod. Freibürger in Städten, und ſogar freie Ackersleute lebten bei den Slaven zwiſchen dem eilften und dreizehnten Jahrhundert, während das Abendland faſt nur Leibeigene hatte. Selbſt die Gerechtigkeitspflege war in jenem Lande weniger abergläubiſch und voll von Vernunft und Billigkeit im Handelsverkehr zwiſchen Fremden und Einheimiſchen. Auch körperliche Strafen wurden bei dem alten freien Slavenvolke nicht geduldet, Verbrechen gegen die geſellſchaftliche Ordnung mit Gold, Freiheit oder Leben geſühnt*).

Byzantiniſche Scribenten rühmen an den ſlaviſchen Völkerſchaften neben der Liebe für Unabhängigkeit und Selbſtregiment noch insbeſondere ihr gaſtliches und lebensfrohes Weſen, ihr brüderliches Gefühl und ihren muſikaliſchen Sinn. Und wenn andere Völker bei der Wahl zwiſchen einem nationalen oder fremden Gewalthaber jedesmal denjenigen vorziehen, der ihnen die größere Maſſe materieller Glückſeligkeit bietet, wollten die Slaven

*) Karamzin und Strovoff faſſen Alles zuſammen.

lieber von Fürſten ihres eigenen Stammes niedergedrückt werden, als ſich fremden Geſetzen — obgleich unter beſſern Bedingungen fügen und unterwerfen. Sie glaubten dadurch in ungünſtigen Schickſalen ihr Nationalprincip: bloß ſich ſelbſt zu gehorchen, wenigſtens in einem gewiſſen Sinne noch zu retten*). Der merkwürdigſte Zug im Charakter dieſes Volkes bleibt jedoch immer ſein unbeſiegbarer Hang aus dem Nordlande in beſſere Himmelsſtriche auszuwandern, beſonders aber die fruchtbaren Provinzen des byzantiniſchen Reiches an ſich zu reißen. Wie weit ihm dieſes zwiſchen dem fünften und neunten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung wirklich gelungen, und mit welcher Standhaftigkeit und mit welch ungebändigter Wuth ſich die Strömung vom neunten bis ins zwölfte Jahrhundert in derſelben Richtung gegen die untere Donau ergoß, iſt vielleicht nicht der unwichtigſte Gegenſtand hiſtoriſcher Forſchung für die gegenwärtige Zeit. Im Abendland hat man gute Gründe, Slavenmacht und Slavenglanz mit einigem Widerwillen, und ſo lange es thunlich ſcheint, ſogar mit vornehmer Geringachtung zu behandeln, als ebenſo wenig geeignet, heißt es, Intereſſe an der Vergangenheit zu erregen, wie Beſorgniß für die Zukunft einzuflößen.

Denn ungeachtet ihrer Nationaldemuth haben die Deutſchen noch immer nicht vergeſſen, daß ſich ihre Voreltern einerſeits der heidniſchen Legionen erwehrt, und andererſeits die über Oder und Elbe hereingedrungenen Slaven nicht nur mit Waffengewalt gebändigt, ſondern großentheils auch noch Sitte, Lebensweiſe und Sprache der Ueberwinder anzunehmen gezwungen haben. Es gibt aber eine politiſche Vergeltung und mehr als Eine Art, für altes Unrecht Strafe zu zahlen. Wenn daher, wie es Viele annehmen, das Romanenthum, das Germanenthum und das

*) Leo Tactica, cap. XVIII. §. 99—108.

Slaventhum die drei großen Elemente des chriſtlichen Weltproceſſes ſind, deren ſucceſſives Hervortreten in der ewigen Ordnung der Dinge liege, ſo hätte ſich Europa ſelbſt gerichtet und müßte bald auf Mittel und Wege ſinnen, wie der bevorſtehenden Zeit mit Würde zu begegnen ſei. Wenigſtens ſollte man doch einmal den Geiſt blinder Zuverſicht dämpfen, und durch die Vergangenheit belehrt nicht länger auf den Spruch jener deutſchen Auswanderer zu Cäſars Zeiten pochen: sese unis Suevis concedere, quibus ne dii quidem immortales pares esse possint; reliquum quidem in terris esse neminem, quem non superare possint.

Neben den turko-tatariſchen Stämmen haben die Deutſchen die größte Schuld für Druck und Mißhandlung ſlaviſcher Völker abzutragen. Wir wollen aber hier nicht vorwitzig unterſuchen, in welcher Weiſe und wie weit dieſer Act politiſcher Gerechtigkeit gegen Abend vorſchreiten könnte. Die Nationalaufgabe und das dem Slavenvolke gleichſam urſprünglich und unauslöſchbar im goldenen Lebensfaden eingewebte Thema iſt die Züchtigung islamitiſchen Hochmuths und Ueberſtrömens gegen die Lehre Chriſti und ihre Bekenner. Die übrigen Nationen der Chriſtenheit haben der Reihe nach mit dieſen Feinden Gottes Bruderſchaft gehalten und Buhlſchaft getrieben. Die Slaven allein haben ihren Sinn rein erhalten und weder im Glück noch im Unglück, weder als Sieger noch als Beſiegte jemals die Hand zu aufrichtigem Frieden geboten und dem inſtinctmäßig glimmenden Zorn gegen die Kinder Mohammeds entſagt. Jede Kraft und jedes Leben, im Reiche der Geiſter wie der Natur, hat von Anfang her einen erblichen, durch nichts zu verſöhnenden Widerpart.

Erkläre man die Sache wie man wolle, ſehe man in der Slavenpolitik unſerer Tage noch ſo viel ſelbſtſüchtiges Treiben, noch ſo viel Herrſchſucht und irdiſch gemeinen Schmutz, in der

Tiefe dieſer Volksbewegung lebt dennoch als Haupttriebkraft eine religiöſe Idee, der ewige Frohnkampf demüthigen Chriſtenglaubens gegen die gemüthloſe Tyrannei der Vernunft. Und da die weſtlichen Nationen nach einander zu den Fahnen der letztern ſchwören, erhebt ſich am Oſtrande des lebensvollen Welttheiles ein Coloß glaubensbegeiſterter und klug gelenkter Menſchen als Gegengewicht und Hemmſchuh des ſtolzen und umwälzenden Sinnes der abendlichen Welt. So viel iſt indeſſen auch dem Befangenſten klar, daß der uranfängliche und unausgleichbare, durch Alexanders Genie und durch die römiſchen Legionen vorübergehend verletzte, aber durch die Erbauung Konſtantinopels und durch das Teſtament des Theodoſius, wie durch die Kirchendisciplin eines Photius und Cärularius geſetzlich und auf ewige Zeiten ausgeſprochene politiſche und religiöſe Widerſpruch zwiſchen Orient und Occident mit dem Aufblühen eines großen Slavenreiches ſeine Vollendung und gleichſam welthiſtoriſche Geſtaltung erhalten müßte. Noch liegen zwar die einzelnen Gliedmaßen des großen Körpers in getrennter Wirkſamkeit über der ganzen Oſthälfte Europa's vom Mittelmeere bis Nowaja Semlja zerſtreut; aber kann man leugnen, daß ſie alle in einer lebendigen Gährung ſind und, von einer homogenen Bewegung ergriffen, ſich unwillkürlich näher rücken, daß heute, wie nach jener großen Waſſerfluth

> vetus humor ab igne
> percaluit solis, caenumque udaeque paludes
> intumuere aestu . . . ?

Von dieſem neuen Regenerationsproceß führte uns neulich Dr. Poſſart in ſeinem Werke über Serbien und über die Kriege des Fürſten Miloſch das dem Scheine nach iſolirte, im Grunde aber von der allgemeinen Slavenbewegung abhängige Factum, die Emancipation der Serben vom Joche der Konſtantinopolita-

niſchen Centralgewalt vor. Dr. Poſſart iſt ſelbſt Slave und weiß, mit wie wenig Gunſt in Deutſchland Lobpreiſungen ſlaviſcher Großthaten und ſlaviſchen Emporkommens aufgenommen werden. Dieſes Gefühl drückt ſeine Sprache nieder und raubt ihr großentheils jenen Schwung, den ihr ein ebenſo muthvoll als ſtandhaft durchgeführter Kampf ſeiner Stammgenoſſen wohl einflößen dürfte. „Seht“, ſpricht er gleichſam zu den Deutſchen, „wie ungerecht ihr ſeid! Unter allen Chriſtenvölkern der illyriſchen Halbinſel haben die Serben ſich zuerſt mit Erfolg gegen die Zwingherrſchaft der Mohammedaner erhoben, und ohne einen andern Beiſtand als der Sympathie ihrer moskowitiſchen Brüder, durch eigene Kraft große Heere überwunden, und nach zwanzigjährigem, wechſelvollem Kampf den heimatlichen Boden vom Feinde geſäubert und im Lande überall dauerhafte Keime der Freiheit, der Ordnung und der beſſern Zukunft niedergelegt. Bei dieſen Gefahren ſeid ihr gleichgültige Zuſchauer geblieben, konntet dagegen nicht Worte genug finden, um den Heldenmuth der griechiſchredenden Nachbarn anzuſtaunen, die lange nach uns und unterſtützt vom Beifallruf, vom Golde und von den Heeren geſammter Chriſtenheit endlich mit Mühe in einem Theile ihrer Heimat die Sclavenkette zerbrochen haben.“ Hr. Poſſart hat Unrecht, in Deutſchland mit ſchüchternem Sinn für ſeine Landsleute um Gerechtigkeit zu betteln. Man darf nur in einfacher, nerwichter, wohlgeordneter Rede erzählen, was geſchehen iſt und in der nächſten Zukunft geſchehen kann, wird und muß, und die Geringachtung, über die man klagt, wird ſchnell einem andern Gefühle Platz machen, da die Deutſchen nicht die Leute ſind, ſich gegen fremde Völker in die Länge mit Uebermuth zu brüſten, ſobald ihr Gewicht in der politiſchen Wagſchale bemerkbar wird.

Sollten die Slaven in der That, wie es einige hoffen, andere

befürchten, die islamitische Welt zertrümmern und, in einen gemeinsamen Bund verschmolzen, ihr Antlitz gegen Abend kehren, so wird das von Parteiungen zerrissene und für fremdes Uebergewicht jederzeit bewunderungsreiche Deutschland nicht säumen, seine Genuflexionen dem neuen Götzen des Tages zuzuwenden, Kleiderschnitt, Wendungen und Theorien von ihm zu entlehnen, seine Sprache schön zu finden und wohl gar noch seine uralte Größe und Majestät in Versen zu verherrlichen. Aber auch bei einem weniger glänzenden Loose in der Zukunft muß numerisches Uebergewicht, fortschreitende Ausbildung, standhafte Politik mit der seit Swätoslav's Feldzügen gegen die Byzantiner im zehnten Jahrhundert sprichwörtlich gewordenen Todesverachtung der slavischen Krieger zuletzt auch noch bei den feindseligen Njemetz jenes billige Urtheil erzwingen, dessen angeblich fortwährende Versagung die Freunde der Slaven so bitter empfinden. Hr. Boffart möchte uns eine recht vortheilhafte Idee über Volk und Land von Serbien einflößen und spart keine Mühe, beide im günstigsten Lichte darzustellen. Er begnügt sich nicht, sein Gemälde aus den wenigen im Abendlande umlaufenden Notizen zusammenzufügen; er arbeitet hauptsächlich nach einheimischen Originalquellen, und mancher Pinselstrich scheint sogar im Lande selbst durch lebendige Anschauung Farbe und Leben erhalten zu haben.

Und in der That, vergleicht man das quellenreiche, von tiefen Strömen durchzogene, mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckte, von einer ausgezeichnet schönen, heitern und tapfern Menschenrace bewohnte, berg- und thaldurchschnittene, von warmgrünen Birkenhainen und vom dunkeln Baumschlag seiner langen Ahorn-, Eichen-, Linden- und Buchenwälder beschattete Serbenland, wie es der Verfasser schildert, mit dem kahlen, wasserarmen, schattenlosen Felsengewirr und dem ausgebrannten Strande von Hellas, so könnte man sich im ersten Augenblick allerdings über die

froſtige Gleichgültigkeit der Europäer für das eine, und über den warmen, unvergänglichen Enthuſiasmus für das andere verwundern, wenn man nicht wüßte, welche entgegengeſetzte Erinnerungen die Vergangenheit dieſen beiden Supplicanten abendländiſcher Gunſt verliehen.

Die Einwanderung der Serben in ihre gegenwärtigen Sitze fällt in eine Epoche und iſt mit Begebenheiten verknüpft, von welchen man bei uns nicht gerne reden hört. Auch iſt es heute Niemand unbekannt, daß der ſerbiſche Name ſich nicht etwa bloß auf die zwiſchen den Flüſſen Timok und Drin gelegene Gebietsſtrecke beſchränke, ſondern das ganze Illyrien von Montenegro bis Belgrad, und von der adriatiſchen Küſte bis Bulgarien umfaſſe, und überdies ſeine Zweige über einen nicht unbeträchtlichen Theil Ungarns erſtrecke, ohne von der uralten, ſchon lange durch die Germanen verſchlungenen Serbenlandſchaft in Oſtfranken und Sachſen zu ſprechen*). Die Geſammtzahl der heute noch ſlawoſerbiſch redenden Menſchen ſchätzt Hr. Poſſart auf ungefähr fünf Millionen, von welchen drei dem griechiſchen, etwa zwölfmalhunderttauſend dem mohammedaniſchen und etwas unter einer Million dem lateiniſchen Ritus angehören. Von den griechiſchen Serben wohnt eine Million im eigentlichen Serbien, ebenſo viele in Ungarn, und die dritte Million in Bosnien, Herzegowina, Tſcherna-Gora (Montenegro), Cattaromündung und Dalmatien. Die mohammedaniſchen dagegen ſitzen insgeſammt in Bosnien; die katholiſchen aber zum Theil in derſelben Provinz, ſowie in Slavonien, Kroatien und Dalmatien. Wenn es auch nicht wahr iſt, wie ſich unlängſt die Kunde verbreitete und wie Hr. Poſſart noch zu glauben ſcheint, daß man vor Kurzem in einem ſerbiſchen Kloſter alte und von Augenzeugen verfaßte Chroniken in ver-

*) Siehe Chronicon Gotwicense; K. v. Spruner, Atlas zur Geſchichte von Bayern.

ſchiedenen ſlaviſchen Sprachen gefunden habe, die vom erſten Einfalle der Slaven in die Donauländer bis zum Jahr 1721 gehen, ſo lernen wir doch aus einer andern Quelle, wann, woher, durch wen und warum die ſlaviſchen Serben in ihre heutigen Sitze gekommen ſeien.*) Kaiſer Heraklius (610—641 n. Chr.) berief ſie von jenſeits der Karpathen in das byzantiniſche Reich mit der Bedingniß, die obengenannten damals öde liegenden oder von Barbarenhorden beſetzten Landſtriche zu ſäubern und als kaiſerliche Unterthanen anzubauen.

Kriege, ſchnelle Verbreitung, Künſte des Friedens, Bekehrung zum Chriſtenthum, Losreißen vom byzantiniſchen Reichsverband, Blüthe, Macht und Verfall dieſes betriebſamen und zahlreichen Volkes durch den Zuſammenſtoß mit den osmaniſchen Türken füllen im Zeitraum von faſt tauſend Jahren einen nicht unbeträchtlichen Theil der byzantiniſchen Annalen. Konſtantins Notiz iſt vollkommen klar. Aus Groß-Chorwatien und Groß-Serbien, über Turkien (d. i. Ungerland) und Bajiwarien hinaus an der Frankia, die auch Saxonia heiße, und dem an letzteres angrenzenden Böheim ſeien dieſe Serben-Coloniſten nach Illyricum gezogen.

Die Commentatoren wollten zwar in „Bajiwareia" der Byzantiner die ſpäter bekannte karpathiſche Bergſpitze „Babjegori" ſehen und folglich den Ausgang der Ueberzügler, was für unſere Zwecke im Uebrigen gleichgültig wäre, weiter nach Oſten verlegen. Die mittelalterlichen Provinzen Chorwatien in Oſtböhmen und Schleſien, ſowie Serbien in Weſtböhmen, Meißen und Lauſitz ſind aber zu bekannt, und der ſcharfſinnige Schafarik hat in der Sache zu unwiderleglich entſchieden, als daß hierüber noch weiter zu reden wäre.**) Ueberhaupt iſt die wichtige, mehr

*) Constantin. Porphyrog. de administrat. imp. c. 30 et 31.

**) Schafarik. Abkunft der Slaven. Ofen 1828.

als ein halbes Jahrtausend umfassende Frage über die eben so häufig auf friedlichen als gewaltthätigen Wegen erfolgte Ausbreitung des großen Slavenstammes noch erst im Beginnen, muß aber bei fortschreitendem Lichte auf Ergebnisse führen, die bei den Vorurtheilen der meisten Abendländer heute noch problematisch sind. Ueberhaupt liegt auf diesem geduldigen, in alle Lagen und Verhältnisse sich dehnbar und schmiegsam hingebenden Volke etwas Inhaltliches und Geheimnißvolles, was insbesondere die Germanen erschreckt und zornig macht. Sollte etwa gar die uralte Streitfrage der Weltweisen, „ob Kraft mit trotzigem Ungestüm, oder Geduld und standhaftes Leiden in menschlichen Dingen weiter führe und Dauernderes hervorbringe," an diesem Volke entschieden werden?

So viel geht allmählich jetzt schon hervor, daß man die Slaven unter jene Völker zählen muß (es gibt deren nur wenige auf dem Erdboden), die nach großen Calamitäten und Weltstürmen das Wiederherstellungsmaterial verödeter Länder und Reiche liefern. In diesem Sinn wurden bald kleinere Haufen, bald ganze Stämme derselben vielfach nicht etwa nur von den Fürsten Deutschlands, sondern in noch größerem Maßstabe von den Imperatoren in Konstantinopel herbeigezogen, um durch ihren eingepflanzten Sinn für Häuslichkeit, Ackerbau und Handel, und durch die unbesiegbare Kraft des ewig jungen, stillen, innern Volkslebens wieder zu ergänzen und zu heilen, was Ehrgeiz, Herrschsucht und blinde Wuth der sogenannten erobernden Völker zertrümmert hatte. Mögen übrigens die Serben geladen oder ungeladen in das Reich gekommen sein, so erkennt man in der Sprache des Chronisten, der sie „auf kaiserlichen Befehl", βασιλικῇ προστάξει, einwandern läßt, immerhin die alte, auch in den kläglichen Umständen des siebenten Jahrhunderts ungeschwächte Anmaßung des byzantinischen Hofes auf die Herrschaft

des ganzen Erdbodens. „Wer in Konstantinopel regiert, ist dem Rechte nach Herr der Erde," haftet seit Erbauung dieser Stadt als unauslöschbare Idee in den Köpfen aller Morgenländer, von welcher Nation, Sitte oder Religion sie immer seien.

Konstantinopel, laut dem byzantinischen Gesetzbuche auf ausdrücklichen Befehl Gottes erbaut,*) ist Hauptstadt der Welt und irdische Residenz Jesu Christi, den dasselbe Gesetz für den wahren und rechtmäßigen Imperator des Orients und sohin der ganzen Erde erklärt. Die Justinian, die Heraklius, Komnenen und Paläologen waren dem Staatsrechte nach nur Substitute und irdische Collegen des himmlischen *Βασιλεύς*, und nannten sich in ihren Decreten nicht „von Gottes Gnaden", sondern Christus liebende und von Christus gekrönte Monarchen des Erdkreises, ertheilten den kaiserlichen Segen (Benedictio papalis der römischen Kirche), erklärten in festgesetzten Tagen ihren Hofleuten und Magnaten das Evangelium als den eigentlichen Reichscodex, und besaßen von Rechtswegen die Gabe der Mirakel. Der alte Hofstyl von Byzanz wird heutzutage nicht weniger strenge eingehalten, als weiland unter dem Basileus Heraklius und dem in Purpur gebornen Konstantin. Nichts ist in der Vorstellung dieser Leute verloren, so lange man noch Herr von Konstantinopel ist. „Seid ihr Franci wirklich stärker als der Sultan," hört man oft genug im Orient, „warum nehmet ihr nicht Stambul ein?" Ein kaiserlicher Befehl, heißt es, sei nach dem Unglück bei Koniah (1832) von der hohen Pforte an die Moskowiten abgegangen, ungesäumt zum Schirm des Padischah herbeizueilen. In gleicher Weise sei auch der Aufruhr des Deli-Konstantin in St. Petersburg durch Mahmuds weltschiedsrichterlichen Spruch:

*) Cod. Theodos. lib. V.

„Der empörte Fürſt habe kein Recht zur Krone,“ wieder gedämpft und beſchwichtigt worden.

Das iſt freilich Wahnſinn, aber den Orient von dieſer Krankheit zu heilen, gibt es nur ein einziges Mittel, deſſen Wirkung aber auch, zu Ehre und Ruhm des chriſtlichen Namens, eben ſo vollſtändig als unabwendbar und unwiderſtehlich ſein wird. Daß dieſe welthiſtoriſche Sendung von der über alle irdiſche Politik ſchwebenden Vorſehung dem Slavenblute übertragen ſei, iſt ein Glaube, zu dem ſich der chriſtliche Theil des Orients ſeit lange einmüthig bekennt, der Occident aber ſich wider ſeinen Willen allmählich hingezogen fühlt.

Es gehört nicht hierher, den Widerſtand zu richten, welchen die vielbeſorgte Staatsweisheit der Menſchen einem Ereigniß bereiten mag, deſſen Eintritt von ihrem Standpunct aus betrachtet, immerhin ein Uebel ſein mag. Der Wiſſenſchaft muß es geſtattet ſein, in Beurtheilung der menſchlichen Dinge von einer höhern und tröſtlichern Anſicht auszugehen, und ſelbſt die täglichen Erſcheinungen auf dem Welttheater an einen feſtſtehenden, politiſcher Wandelbarkeit nicht unterworfenen Kern anzureihen. Ebenſo unſchicklich und vergeblich will man ſich verbergen, daß die außerhalb Germanien zerſtreuten und deßwegen gegen Angreifer nur zu oft ſchwachen Slavenſtämme an einem aus ihrer Mitte ein gemeinſames Centrum gefunden, von welchem Wärme, Leben und Bewegung bis zu den entlegenſten Gliedern ausſtrömt. Dieſen Punct hätte der Verfaſſer etwas entſchiedener hervorheben ſollen, wozu ſich im Gemälde über das abwechſelnde Steigen und Fallen des ſerbiſchen Freiheitskampfes gleichſam von ſelbſt Gelegenheit erbot. Unſererſeits halten wir es für eine übelverſtandene Heuchelei (es iſt hier nicht von Herrn Dr. Peſſart die Rede), im Verlauf der faſt vierzigjährigen Serbenrevolution nur einen Augenblick die moskowitiſche Grund-

lage zu verkennen, oder sich zu ärgern, wenn der Starke und Hülfreiche zuletzt auch an Ehre und Nutzen des Sieges Theil haben will. Wahr ist es allerdings, die Serben haben den Streich selbst geführt, Anfangs kühn und ungestüm unter dem wilderen Jerny-Georg, nachher bedächtig und nachhaltig unter dem listigeren Milosch. Aber Nerv und Kraft hat ihrem Arm nur das Bewußtsein geliehen, hinter sich ein bluts- und glaubensverwandtes Volk zu wissen, welches den Osmanli für immer Ruhm und Sieg auf dem Schlachtfelde entrissen hat. Nur einmal und gleichsam zufällig erzählt der Verfasser, wie im heftigsten Drange der insurgirten Serben die einfache Frage des russischen Gesandten in Konstantinopel: was für einen Krieg die Türken mit den Serben führten, und daß es gegen den Friedensvertrag von Bucharest sei, Wunder gethan und die größten Schwierigkeiten augenblicklich beseitigt habe.

Durch allgemeine Aufregung der Gemüther das Joch der Knechtschaft zerbrechen, war von jeher leichter, als die empörte Fluth wieder in das Rinnsal gesetzlich und hierarchisch geordneten Staatslebens einzulenken. Am unbändigsten aber zeigten sich immer die Leidenschaften nach errungenem Siege in jenen Ländern, welche in Folge langen Nationalunglücks mit den vornehmsten Geschlechtern auch die alte Herrscherfamilie verloren hatten. Im Kampfe gebeucht die Menge willig Männern aus ihrer Mitte, wie Jerny-Georg und Milosch Obrenowitsch, aber nach Beseitigung der Gefahr findet man es bald unbillig, diese Männer noch länger oder gar auf immer oberhalb gemeiner Linie zu erblicken. In solchen Fällen will Jedermann vorzugsweise das Vaterland gerettet haben, und seine Titel zur Herrschaft und Gewalt mit denen aller übrigen wenigstens von gleicher Stärke, wo nicht gar überwiegend finden. Welcher Segen für das befreite Volk in solchen Umständen sein uraltes, durch

die Ehrfurcht der Jahrhunderte geheiligtes und mit der Nation gleichsam zusammengewachsenes kraftvolles Regentenhaus sei, hat sich in den Stürmen unserer Zeit deutlich genug kund gethan. Zum Unglück des tapfern Serbenvolks hatten aber die Osmanli die grausame, für Sicherung ihrer Herrschaft aber leider zu klug berechnete Politik, das uralte Heldenhaus der auf dem Amselfelde besiegten Serbenfürsten mit ihren vornehmsten Knesen nach und nach zu vertilgen. Miloš Obrenowitsch ist klug und tapfer, sagen heute seine Landsleute und Kampfgenossen, die Stojan, die Tschupitsch, die Theodorowitsch, die Smiljanitsch; aber wir sind es auch und warum soll er jetzt mehr sein als wir andern? Hat er vor dem Kampfe nicht auch den Karst geführt und mit Schweinen gehandelt, wie wir und alle unsere Landsleute? Von den Slaven gilt, wie vielleicht von keinem andern Volke, vorzugsweise des Dichters Spruch über die Bienennatur:

rege incolumi, mens omnibus una est:
amisso, rupere fidem, constructaque mella
diripuere ipsae et crates solvere favorum.

Ohne Zweifel hat für Rettung Moskoviens vom Tatarenjoch und für seinen bald erfolgten Aufschwung nicht am wenigsten der Umstand beigetragen, daß die Chane der goldenen Horde entweder nicht Kraft oder Staatsklugheit genug besaßen, den vielverzweigten Regentenstamm Rurik's zu ersticken. Entschieden ist bisher nur so viel, daß die Türkenmacht über Serbien auf ewig erloschen und das vom Sultan Mohammed II. aufgelegte Joch unwiederbringlich zerbrochen ist, nachdem es seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dieses schön geformte, rührige und von Natur unerschreckene Volk zwar niedergehalten und zum Schweigen gebracht, aber keineswegs im innersten Mark gelähmt und geistig getödtet hat. Ob es ihm auch vergönnt sei, ohne

Einrede mächtiger Nachbarn, unter Zank und Verwirrung nach eigenem Gutfinden zu entscheiden, von wem und wie hinfür in Serbien regiert werden soll, ist eine Frage, deren Lösung man der nächsten Zukunft überlassen muß. Wären die Serben in Bosnien durchgängig Christen geblieben, und die von Montenegro nicht gar zu sehr durch Localsinn und fremde Patrocinanz bewegt, alle aber ihren christlichen Brüdern, den slavisch redenden Bulgaren, weniger eifersüchtig entgegengestellt, so könnte sich aus der durch menschliche Weisheit schwerlich noch lange zu verhütenden Auflösung des Konstantinopolitanischen Sultanats eine christlich wohlgeordnete und militärisch hinlänglich starke Mittelmacht an der unteren Donau bilden und bloß durch ihr natürliches Gewicht den großen europäischen Friedensrichtern vielleicht manche Sorge ersparen. Bedenkt man aber, welche Ideen seit hundert Jahren im ungeheuern illyrischen Länder-Dreieck in Umlauf gekommen sind, welche Hoffnungen und Sympathien sich daselbst gebildet haben, und wie sich gleichsam von selbst das Besondere dem Allgemeinen, das Anarchische dem Geregelten unterordnet, die Sachen aber allenthalben über die Phrasen siegen, so bedarf es keiner Sehergabe, um nach gänzlicher Abräumung türkischen Schuttes Keime zu politischen Verwicklungen der ernsthaftesten Natur unter dem Boden Serbiens und der stammverwandten Länder zu erblicken.

Zum Verſtändniss der neuen Unruhen in Kurdiſtan.

(1842.)

Zu nicht geringem Verdruß der Weltmüden hat ſich das revolutionäre Ungethüm in Kurdiſtan und in den Euphratländern neuerdings erhoben. In der Meinung, alles ſei vorüber und die osmaniſche Staatsmaſchine auf lange Zeit wieder in friedlichen Gang gebracht, wollten ſie ſich eben zum Schmauſe niederſetzen und in ſorgenloſer Fröhlichkeit die Frucht politiſcher Weisheit verzehren, da wankt auf einmal der Boden und bricht die Rinde unter dem Fuße ein. „Ach iſt denn keine Ruhe mehr! kann man denn gar nicht mehr fröhlich und ohne Harm ſein!“ — Warum klaget ihr und bejammert euer Geſchick? In Bagdad und Kurdiſtan wird jetzt nur fortgeſetzt und mit reicherem Betriebscapital ausgebaut, was man verwichenes Jahr nach langen Vorbereitungen begonnen hat. Damals — Sie erinnern ſich wohl — ſchenkten Sie meinen Berichten aus Stambul vielleicht weniger Vertrauen als ſie verdienten, und eine etwas weitläufigere Mittheilung (7. April 1841) über Zuſtände des illyriſchen Landdreiangels, über bewegende Kraft und erſte Urſache der byzantiniſchen Unruhen, über gewiſſe Vorgänge und geheime Fäden in Meſopotamien und in Semiramis' alter Reſidenz iſt entweder, wie man ſagt, auf der Straße zu Grunde gegangen oder ward von Ihnen ſelbſt aus Mißtrauen über den Inhalt unbenützt ad acta gelegt.

Ich wohnte damals unter Türken und konnte im täglichen Verkehr mohammedaniſche Ergießungen hören, die zu den Ohren der Leute en place nur ſelten dringen. Wer Jahre lang der Selbſtbelehrung und Erfahrung wegen das Spiel des Orients in der Nähe geſehen, ſoll zur Vergeltung für Mühe und Zehrung doch wenigſtens in dieſem Puncte einigen Credit genießen, wenn man auch ohne Rang und amtliche Stellung zum Publicum ſpricht. Es gibt noch Leute in Deutſchland, welche Principien, aber keine Intereſſen haben. Dem größern Theil der Leſer bleiben die Ereigniſſe des Morgenlandes ein nicht zu entwirrender gordiſcher Knoten, und der Fehlgriffe, der falſchen Schlüſſe, der Ueberraſchungen und Verzagtheiten wird kein Ende ſein, ſo lange Sie gemäßigte Erörterungen über Idee und weltgeſchichtliche Bedeutung der byzantiniſchen Monarchie und eine correcte Definition des Neuhellenenthums in Ihren Spalten mit dem Bann belegen.

Unſere Zeiten bedrängt nur Eine Noth: im Birkenwalde und auf der traurigen Nadelholzebene hinter den Bollwerken der riphäiſchen Gebirge gährt es bedenklich,

ceu saxa morantur
cum rapidos amnes, clauso fit gurgite murmur,
vicinaeque fremunt ripae.

Gog und Magog mit ſeinen Horden rüttelt an den Thoren, ſprengt die Schlöſſer auf, und reißt die Dämme nieder, die Nuſchirwan ſeiner Wuth entgegenſetzt. Es genügt ihm nicht mehr an Kumisrauſch und Birkenſaft, Gog will Pomeranzen eſſen und die lange Traube von Kerafunt ſchmeckt ihm ſüßer als die Heidelbeere von Smolensk. Gog behauptet, er ſei eingeladen und man dürfe ihm nicht wehren, Freunden und Anverwandten jenſeits der Berge nachbarlichen Beſuch abzuſtatten. Wir alle mit Einer Stimme ſagen nein, nur über Wege und Mittel die Gäſte abzuhalten herrſcht unter den Redenden Verſchiedenheit. Was braucht's

da viel, rufen die einen, gebt den Türken eine Constitution, gebt Bankette, Walzer, Galoppaden und andere Artikel aus Paris. Eine Deputirtenkammer aus finstern Osmanli und zitternden Sclaven von Armenien und Bulgarenland, aus Griechen, Juden und Zigeunern brüderlich zusammengestellt, wird das zerfallende Reich neu gebären und einen Steindamm, eine Verneinung, eine Widerstandskraft erschaffen, um sie zersetzend, spaltend, abwehrend zwischen den Wellenschlag sympathisirenden Völkergewirrs in Illyricum hineinzustellen. Nein! Nein! schreien die andern, mit den Türken ist es für immer aus, sie sind verfaultes Holz, ausgebrannte Kohlen, und keine Kunst wird je die starren moslimischen Glaubenswächter, die Ulema und ihre Softa, zu nachgiebiger Aufnahme christlicher Staatsrecepte bewegen*), nur mit Anapästen, Trigłyphen und Jamben, mit Fragmenten, Partikeln und „hunderttausend paar Ochsen", für abendländisches Gold in Anatolien aufgebracht, könne man am schnellsten Gog und Magog bezähmen. Dem kunstliebenden,

*) Ulema ist der arabische Plural von Alim, ein Doctor, ein Gelehrter, wird aber in der Pluralform auch vom Einzelnen gesagt, wie das in Deutschland wohlbekannte „Ehevauleger". Die Ulema sind bei den Türken was einst die Canonisten und Casuisten, die Busenbaum, die Suarez, die Malagrida und Drexel im Occident waren, Theologen und Juristen in Einer Person. Die Softa aber (geschrieben wird Suachte, d. i. die Gebrannten) sind die Hochschüler von Konstantinopel, der fanatische Nachwuchs ihrer Meister im Corps der Ulema. Diese jungen Leute gehen in die Häuser der Vornehmen, die es bezahlen können, und wachen, daß man beim Gebet jedesmal die rechte Stellung nehme, die Worte gehörig accentuire, im Binden des Turbans nichts übersehe, und überhaupt die Wirthschaft im Innern der Privathäuser nach orthodoxem Commentar der islamitischen Doctoren führe. Sie sind die Accessisten von Byzanz, stärken laue Moslimen im Glauben und entwickeln für ihre Mühe große Tapferkeit beim Schmaus. Zugleich aber stehen sie der Regierung als wachsame, als erboste Kritiker gegenüber, für welche Sultan Mahmud ein paar Jahre zu früh gestorben ist.

humanen Sinn des Occidents wäre das letzte Auskunftsmittel am meisten entsprechend und folglich das Beste aus allen, wenn nur auch Gog und Magog mit Triglyphen, Anapästen und „Ochsen" zu bekehren und zu dämmen wäre.

Eine dritte Meinung, mehr verneinend als maßgebend, räth gar nichts an und sagt bloß: „Nehmet euch in Acht, ihr wisset nicht welcher Geist im Orient weht; es lebt noch der Reichsgenius von Byzanz, mit dem ihr dort werdet kämpfen müssen, und die anatolische Kirche, deren Kräfte ihr nicht zu berechnen versteht; alles außer dem Kirchenglauben ist dort erstorben und die Nationalität fließt nur aus dem Dogma, und dieses geht so weit, daß man in der herrschenden Landessprache und im täglichen Verkehr Religion und Nation mit demselben Wort (Millet) bezeichnet." Ich bin Lateiner, Orthodox oder Moslim — das sind die einzigen politischen Farben, für die man im Orient Begriffe und Worte hat. Ueber Einrichtung und Ausübung der Herrschaft, worüber man sich in Europa in eine Unzahl von Secten, Systemen und Benennungen spaltet, denken alle gleich: ihrem Millet den ausschließlichen Besitz aller Gewalt, aller Rechte und Genüsse zu sichern und in der Bitterkeit gegen andere Bekenntnisse auf die äußerste Grenze hinauszurücken, ist dort allgemeine Lehre und die einzige Constitution, unter der man sich ein bürgerliches Gemeinwesen und ein Zusammenleben verschiedener Völker denken kann.

An Reinheit der Absichten und an patriotischem Sinn steht diese dritte Partei hinter den beiden übrigen nicht im geringsten zurück; nur behauptet sie klüger zu sein und in der Sache gründlichere Einsichten als ihre Antagonisten zu besitzen, und wenn ich recht verstehe, bildet die aus dem Geist des Orients gezogene und zu ganz andern Consequenzen führende Definition des Neu-Griechenthums den wesentlichen Unterschied und gleichsam den

Kern der Oppoſition. Nicht polemiſch, nur hiſtoriſch als von einer wirklichen Frage des Tages thue ich hier von der Sache Erwähnung. „Grieche ſei wer anatoliſch glaube wie die Griechen —“ ſo lautet das Thema und — was wir in Deutſchland bisher nicht bemerkt und auch jetzt noch ungern glauben — ſämmtliche Chriſtenſtämme des byzantiniſchen Reichs, ſelbſt mit Inbegriff des freien Griechenlandes, bekennen und vertheidigen, ſolange ſie in den Türken ihren gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen haben, dieſe Definition. Nach der Vorſtellung dieſer Leute wäre vom Taygetus und dem ſpartaniſchen Miſtra bis Archangel und Tobolsk an Glauben, Blut und Sitte alles gleichmäßig griechiſch, und ihr Baſileus — ein wandernder Coloß — hätte vergoldete Marmorpaläſte am Ladoga, an der Moskwa, zu Sebaſtopolis im tauriſchen Cherſones und vollende eben jetzt aus kluger Vorſicht eine vierte Burg, prachtvoll und kunſtreich mit Säulengang, Terraſſen und hohen Fenſterbogen, im ſchönſten Styl und kaiſerlichem Maß aus behauenem Geſtein — eine feſte Zwingburg — auf den Anhöhen des goldenen Horns, mit dem Blick gegen die aufgehende Sonne und das ſchweigende Holz-Serai des Padiſchahs. Fliegende Hütten ſeien ihm zu Perejeslaw in Bulgarien, in Serbien zu Kragujewaz, in Cetinje auf Montenegro und ſogar zu Slabo-Piaſt bei Keraſunt errichtet. Weit entfernt über Unbedeutendheit und politiſche Schwäche Griechenlands zu jammern, wollen andere beim Anblick moskowitiſch-arginiſcher Liſt und Gelenkigkeit, moskowitiſch-archäiſcher Disciplin, Flotten, Heere, Garden und Feuerſchlünde, Ländergröße und Volkszahl eher Schrecken als Bewunderung empfinden. Ja einige befürchten ſogar, daß alles was Europa an Land, Ehren, Geld und Gut den Hellenen von Morea geſchenkt hat und noch ſchenken könnte, zuletzt dennoch nur mit dem großen Capitalſtock der Orthodoxen von Kiew und Smolensk zuſammenrinne.

So weit wird es hoffentlich nicht kommen; indeſſen liegt der Grund, warum eine in ihrer ſcholaſtiſchen Transfiguration ſo edle und ſo ſchöne Sache nach und nach in den europäiſchen Gemüthern den Reiz verloren hat, eher noch in dieſem dunklen Erkennen und Beſorgen, als in der allen menſchlichen Dingen innewohnenden Sättigung, jener „Plesmone“ der Platoniſchen Philoſophen, wie neulich der kräftige Elliſſen ſchrieb. Dinge, die mancher für möglich hält, müſſen deswegen nicht geſchehen, und hoffentlich wenden Sie Hegels Gnome: „das Wort ſchafft die That“ nicht gar zu buchſtäblich auf Dialoge über Eventualitäten morgenländiſcher Geſchicke an.

Schlimm für die beiden erſten Parteien iſt es nur, daß ihre Hoffnungen im Grunde doch nur auf abnormen Seelenzuſtänden, auf dem Vielen und auf dem Todten beruhen, was ſchon Theokrit für gefährlich hielt, während man in den Reihen der dritten überall lebensvolles Schaffen und Gähren bemerkt und Salluſts „paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse“ als Sinnſpruch auf der Fahne lieſt. Eine politiſche Phaſe von ſo umfaſſender Natur wie das Neu-Griechenthum im angedeuteten Sinn mit ſeinem Symbol, ſeinem Drang und ſeinem Hegemon können Sie nicht länger ignoriren, weil Rhapſodiſches und Schwankendes unter ſtehende Begriffe und in feſte Normen zu bringen erſtes Bedürfniß des leſenden Publicums iſt.

Seit uralter Zeit liegt im Gang der Hegemonie über das Dreieck Illyricum etwas Arktiſches. Von Sparta und Athen rückte die Hegemonie bekanntlich nach Theben, dann nach Macedonien hinauf, und haftet nun ſeit 1500 Jahren noch weiter nördlich im thraciſchen Byzanz, und heute ſprechen ſie gar die norddanubiſchen „Griechen“, d. h. die Moskowiter, unter Proteſt des Occidents als Erbtheil an. Die Schachpartie iſt aufgeſtellt und das Spiel in vollem Gang. Stellung und Streiterzahl,

Schwankungen und Strategeme, Führer und Centurionen, leichtes und ſchweres Fußvolk, Geſchoß und Troß auf beiden Seiten von Agamemnon bis Therſites herab ſammt Rüſtzeug, Mienenſpiel und Nervenkraft zu muſtern und zu ſchildern, wäre gewiß für viele unterhaltend, aber, wie ich beſorge, in Ihrer Meinung überflüſſig. Jedenfalls ſpielt Gog und Magog gut und hat in Meſopotamien eben einen Zug gethan, den Abd-ül-Medſchid pariren ſoll.

Die Ruſſen, wie man einmal in der Allg. Zeitung las, ſind in einer Stellung, in welcher ſie (man merke wohl und ſehe die Karte an) den rechten Fuß auf die chineſiſche Mauer, den linken in den Rheinſtrom ſetzen und das Geſicht (freilich etwas unbequem) gegen Konſtantinopel richten. Ohne gerade überall die Ruſſen zu ſehen, möchte man ſich zuletzt doch jenen Philoſophen annähern, die in der Politik — wenn der Ausdruck geſtattet iſt — gleichſam an eine Phyſiologie der Intelligenz glauben. Niemand iſt es noch eingefallen, den Ur im litthauiſchen Wald zu tadeln, daß er ſeinem Zuge folgt, oder Löwen ihrer guten und ſchlimmen Praxis wegen zu bekritteln. Statt zu klagen, nimmt der Menſch ſeine Maßregeln, weil im Gang der Dinge mit Wimmern doch nichts zu ändern iſt. Oder kann man den Ruſſen das Recht abſprechen zu leben, ſich nach Verhältniß ihres Gliederbaues zu bewegen, zu arbeiten und zu ſchaffen nach der ihnen von Gott zugetheilten Kraft? Für die Türken iſt ein ſo kraftvoller und rühriger Nachbar freilich ein Unglück, beſonders wenn er das Talent beſitzt — ohne je einer Sünde überführt zu werden — im nachbarlichen Haushalt fortlaufende Unruhen zu unterhalten und ſo das Erſtarken des Gegners unmöglich zu machen. Seitdem Moldau, Walachei, Serbien, Hellas und Aegypten, und zwar nicht jedesmal zum Vortheil der Pforte, beruhigt ſind, hat man das Gift politiſcher Begehrlichkeit den Landſchaften

am Tigris und Euphrat eingeimpft, um endlich auch in jener Gegend nominell dem Sultan unterthänige, in der That aber abgesonderte, der Gunst des Czars verpfändete Fürstenthümer zu gründen, und in solcher Weise ohne Krieg, langsam aber sicher, die osmanische Monarchie zu demoliren.

Allgemein galt die vorjährige Bewegung in Kurdisch-Mesopotamien nur für das erste Symptom, welcher Theil der Monarchie für die nächste Krankheit auserlesen sei. Man redete von der Sache wenig, und erst nach Zekeriah-Pascha's Einzug in Diarbekir unter Verwirrung, Zwiespalt und Unfähigkeit der kurdischen Insurgentenbege las man in der türkisch geschriebenen Staatszeitung von Stambul einen kurzen Artikel, „daß die Kurden den ernsten aber höchst thörichten Gedanken hatten, sich frei und unabhängig von der hohen Pforte zu constituiren, daß selbst die kurdischen Gemeinden bis Charput an der Euphratfurt von diesem wahnwitzigen Freiheitsschwindel ergriffen waren." Keiner Ihrer byzantinischen Correspondenten hat von diesem amtlichen Eingeständniß der Kurden-Insurrection Meldung gethan. Wie soll aber auch Jedermann das offizielle Türkisch lesen! Ich mache es mir nicht so bequem, überall und bei jedem Unheil Gog und Magog anzuklagen, obgleich sogar türkische Efendi der Meinung sind, die Herrschaft über die Erdrinde, soweit sie über das Wasser hervorragt, könnte das befehlshaberische Talent der Czare nicht sättigen, ihren Thatendrang nicht ermüden, ihren Ehrgeiz nicht befriedigen. Das sind kecke Reden und bleibt im Grunde doch nur türkisches Salongeschwätz. Eines indessen leugnet man nicht: die Moskowiten sind einschmeichelnde und kluge Leute, die dem alten Sinnspruch huldigen. Ein Feind ist uns schon zu viel und hundert Freunde sind uns nicht genug. Sie möchten deren überall haben, unter andern auch in Bagdad und längs

der Ströme Euphrat und Tigris, einer der beiden Indienſtraßen, in deren Beſetzung man wo möglich dem Nebenbuhler vorkommen müſſe.

Schon ſeit langer Zeit war das Paſchalik von Bagdad gleichſam in erblicher Gewalt einer georgiſchen Körperſchaft, die nach Art der circaſſiſchen Mameluken in Aegypten der Pforte nur die Wahl ließen zwiſchen offener Rebellion und gutwilliger Beſtätigung der Autorität, zu der ſich einer aus ihrer Mitte von Zeit zu Zeit emporgeſchwungen. Als Paskewitſch (1829) ſiegreich in Armenien ſtand, war im ruſſiſchen Hauptquartier ſchon vom Zug nach Bagdad die Rede, wo eben Daud-Paſcha, ein ehrgeiziger und energiſcher Georgier, die Zügel hielt und lange vor Mehemed Ali auf Errichtung unabhängiger Herrſchaft unter ruſſiſchem Schirm ſann. Sein Bruder, moskowitiſcher Unterthan in Tiflis, trieb Handelsverkehr mit der alten Chalifhenſtadt und diente zugleich als Mittelsmann zwiſchen dem Gebieter ſeiner Heimat und dem mächtigen Bruder in Chaldäa. Im ganzen Paſchalik waren die wichtigſten Aemter durch geborne Georgier beſetzt, die ſämmtlich ihre Angehörigen am Kaukaſus und zum Theil als Functionäre in ruſſiſchem Dienſte hatten. Der Einfluß des Tifliſer Gouvernements offenbarte ſich deutlich in Bagdad, und man verſah ſich einer nahen Kataſtrophe, als Diebitſchs Siege in Europa und der Friede zu Adrianopel bis auf günſtigere Zeiten Stillſtand geboten.*) Jetzt, ſcheint es, iſt der Zeitpunct wieder günſtiger, die alten Projecte in Kurdiſtan und Babylonien wieder vorzunehmen und endlich weiter zu bringen.

Die Nordgriechen ſind arbeitſame und wohlgeſchulte Leute, denen politiſcher Müßiggang, wie man ihn uns Deutſchen predigt,

*) Progress and present Position of Russia in the East. London 1836.

für ein Laſter gilt. Statt den Moskowiten mit ihren eigenen Waffen zu begegnen und

saevis compescuit ignibus ignes

als Feldzeichen aufzuſtecken, glauben wir im Occident, es ſei ſchon hinlänglich, wenn wir uns von Zeit zu Zeit über die rührige Nachbarſchaft der Moskowiten und über die ungeſtümen Mahner im eigenen Lande weidlich erboſen. Hinter dem Rhein begreifen ſie es viel beſſer, wie man dort überhaupt an Tact und Rüſtigkeit, nur nicht an Unverdroſſenheit und nachhaltigem Geſchick, den Ruſſen nahe ſteht. In der That verſuchten ſie vor zwei Jahren in Armenien ein zweites Probeſtück ägyptiſcher Kunſt abzulegen, fanden aber, daß man von Marſeille weit leichter und ſchneller Alexandria als Haſſan-Kale und Erſerum erreiche, und daß vor allem erſt ein Bonaparte mit ſeinem Genie und ſeinen Feuerſchlünden die Bahn ebnen müſſe. Galliſcher Genius erblaßt und ſchrumpft zuſammen, wo er dem moskowitiſchen begegnet.

Obwohl das Neue, das Chriſtlich-Byzantiniſche von allen Seiten hereinbricht, verzagen die Osmanli dennoch nicht. Die vorige Verwaltung ſuchte zu vermitteln, zu verſchmelzen, zu mildern und zu verſöhnen; die gegenwärtige greift zum Stock, macht finſtere Geſichter und ruft den Propheten an.

Löſen ſich auf der Oſtſeite auch alle Eroberungen des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts vom türkiſchen Staatencomplex wieder ab, iſt die Türkei, wenn religiös belebt und geſtärkt, doch ein ſtattliches Reich, als deſſen Kern die ſtocktürkiſche Partei am Ruder das eigentliche Anatolien zwiſchen Hellespont und Erſendſchan betrachtet. Hier iſt die letzte Schanze des gehetzten Islam, das wahre Turkiſtan, aus dem man, nach einem Antrag Tahir-Paſcha's, die Chriſten aller Farben und Secten bei Todesſtrafe verbannen ſollte, um dieſes große, fruchtbare, auf drei Seiten vom Meer und auf

der vierten von hohen Gebirgen umſchloſſene Land als heiligen, unantaſtbaren Nationalſitz der wahren Gläubigen einzuweihen. Den Gedanken, daß die Religion der Demuth, der Duldung und des ſtandhaften Leidenmuths über den Hochmuth des Islam entſcheidend und überall und auf immer triumphire, können dieſe Männer nicht ertragen. Während ſie melancholiſch und ſchweigend auf Mittel ſinnen — wo nicht das alte Uebergewicht über die Chriſten wieder zu gewinnen, doch wenigſtens tieferem Einfreſſen des Uebels zu wehren, hören ſie deutlich, wie es unter ihren Füßen in verborgenen Canälen vorüberrauſcht, und faſt jede Woche geht Kunde ein, da, dort, in Anatoli, in Rumili breche es durch die Erdrinde und ſprudele unaufhaltſam unter Hoffnung und Freudenruf der Giaur das wiedererwachende Leben hervor.

Jürü, jürü, Tahir-Pascha, Achscham oldu! Eile, eile, Tahir-Paſcha, der Abend iſt da!

Die Renegatenfrage und ihre nächsten Folgen.

(1844.)

Nein, mich reut es! Hätte ich nur Cervantes nie gelesen, oder doch wenigstens das Capitel wieder vergessen, wo von Don Quixote's Abenteuer mit dem gezüchtigten Hirtenjungen und seinem rohen Gebieter zu lesen ist. Don Quixote, wie Jedermann weiß, kam eben von der Schenke hergeritten und hörte Jammergeschrei im nahen Walde. Als Beschwerdenabhelfer und Unsinnverbesserer von Profession eilte er zur Stelle und fand, wie einem armen am Baum angebundenen Jungen sein Brodherr gute Lehren und zugleich eine gute Tracht Fuchtelhiebe gab. Don Quixote verwies dem harten Mann das Unritterliche seines Benehmens mit scharfen Worten, forderte ihn zum Zweikampf heraus, und drohte im Eifer über die Entschuldigung des Landmannes, daß er nur die wiederholten Vergehen seines Knechtes züchtige, ihn mit der Lanze durch und durch zu rennen, wenn er den armen Jungen nicht auf der Stelle losbinde, bei Pfennig und Heller ausbezahle und aller weitern Plackereien ledig lasse. Furcht erzwang, wie bekannt, augenblicklichen Gehorsam und dem Mann ward, weil das Geld nicht zu Händen lag und Don Quixote Eile hatte, ein ritterliches Gelöbniß abgenommen, den Baarbetrag ungesäumt zu holen und alles genau zu vollziehen,

wie es der geſtrenge Ritter befohlen habe. Don Quixote aber war kaum zum Walde hinaus und dem Geſichte entſchwunden, als der lange Mann den Jungen packte, ihn wieder an die Eiche band und noch viel grauſamer geiſelte als früherhin. Zum Schmerz kam noch der Hohn: „Senor Andres, ruft jetzt den Beſchwerdenabhelfer herbei und ſeht, was er für euch zu thun gedenkt!“ In dieſer Weiſe, ſagt Cervantes, hat der tapfere Ritter Don Quixote de la Mancha Beſchwerden abgeholfen.

Man könnte fragen — natürlich geſchähe es mit aller Beſcheidenheit — um wieviel Sir Stratford Canning und ſein edler Genoſſe Monſieur le Comte de Bourqueney ihre Sache in der Renegatenfrage zu Stambul neulich beſſer machten, und ob ſie größeres Lob verdienten, als der weiſe „desfacedor de agravios“ von der Mancha? Nicht die Redlichkeit ihrer chriſtlich-humanen Beſtrebungen leugnet man, nur Tact, Geſchicklichkeit und verſtändiger Zuſammenhang ihrer diplomatiſchen Procéduren mit der Sachlage im Orient wird beſtritten. Die beſtändigen Erfolgloſigkeiten, die zuletzt immerfort unverhofften Wendungen und die wiederholten und wenig ehrenvollen Niederlagen des „Occidentalismus“ auf byzantiniſchem Boden fangen an, die öffentliche Meinung Europa's zu beunruhigen. Die Leute fragen, wie es denn komme, daß uns Occidentalen am Bosporus, am Nil, am Euphrat, am Iliſſus und ſogar an der Sulinamündung nichts recht gelingen wolle, warum alle Berechnungen täuſchen und wo wir eigentlich die Kunſt gelernt haben, mit coloſſalen Mitteln überall nur ſchwachathmende, ephemere und winzige Reſultate zu erzielen? Das Uebel iſt gewiß, nur die Quelle iſt unbekannt. Wohl redet man — ich meinte aber mit Unrecht — von Zwieſpalt und ſelbſtſüchtiger Mißgunſt derer die oben ſtehen, auch griechiſcher Undank und türkiſche Barbarei ſchützt man vor, am meiſten aber und am liebſten hält man ſich an die „meuch-

lerische Geschicklichkeit und kühle Hinterlist der moskowitischen Diplomaten. Menschen, Dinge, alles klagt man an, nur — wie billig — die eigene Thorheit nicht. Am meisten befremdet und erbittert die Gemüther im Abendland der nicht länger zu verhehlende Umstand, daß die feinsten Combinationen lateinischer Politik, daß selbst große Opfer, romantischer Schwung und heldenmüthige Thaten gerade die entgegengesetzte Wirkung haben und, statt Macht und Aussichten gewisser Nebenbuhler herabzudrücken und zu verengen, am Ende sie gewöhnlich erhöhen und erweitern. Ich war immer der Meinung, man thue den Russen zu viel Ehre an, und die wahre Quelle ihrer zwar langsamen, aber bleibenden und fruchtbaren Errungenschaften sei weniger in einem moskowitischen Uebermaß von Geist und Energie, als vielmehr in der Inferiorität ihrer abendländischen Rivalen und Antagonisten zu suchen.

Das große Uebel unserer Zeit, sagen die Staatsleute, ist der insolente Andrang der Proletarier nach Besitz und Geltung, wie sie bisher die obern Classen allein besaßen. Nein, sagen die Eiferer, das große Uebel ist die Aufgeblasenheit der Wissenschaft und die verschmähte Herrlichkeit der Kirche. In ihrer Ansicht mögen die Geschäftigen sowohl als die Andächtigen des Tages nicht Unrecht haben. Aber ein weit größeres, in seinen Folgen zerstörenderes und universelleres Uebel als die beiden vorgenannten drückt die Gegenwart. Wie steht die weltliche Staatsweisheit in der öffentlichen Meinung des Westlandes? Welche Beweise sind im Laufe des letzten Jahrzehnts ans Licht getreten über ihr Vermögen, die Weltangelegenheiten in ihren erweiterten Sphären und tiefer ausholenden Schwingungen zu erfassen, zu meistern, wirksam zu lenken und zu gutem Ziele zu bringen? Ist überall das volle Vertrauen geblieben und der alte Glaube an die Meisterschaft der Adepten bewahrt? Was bedeuten jene

Klagen über Verwaiſung der Gemüther? was jenes unſtillbare Mißbehagen der Geiſter im Occident, das man in die Wette Revolution, Anarchie, Liberalismus, Gottloſigkeit und weiß Gott wie noch zu nennen pflegt und gewöhnlich den armen Philoſophen in die Schuhe ſchiebt? Denn Herr v. . . . . wie wir täglich in Ihrer Zeitung leſen, ſcheint gar nicht daran zu zweifeln, daß Dr. Rauwerk, Dr. Hinrichs und Dr. Jacoby alle Uebel und Verlegenheiten, an denen gegenwärtig Europa laborire, verſchuldet haben, und daß durch Beſeitigung dieſer turbulenten Köpfe alles wieder in die rechte Bahn zu bringen und auszugleichen ſei. Wir aber ſehen überall die Vorboten großer und durchgreifender Veränderungen, und ihre Schatten ſteigen bereits am Horizont herauf.

Offenbar ſind die weſtlichen Staaten bei einer Epoche ſocialer Verwandlung angekommen, deren Belang und Ausgang Niemand voraus berechnen kann. Ob die öffentliche Meinung in ihrem Glauben Recht oder Unrecht habe, iſt im Grunde gleichgültig und einerlei; genug daß in Europa die Geiſter einmal dieſe Richtung genommen haben. Mit Kleinhandel und altzunftgerechten, freilich allgemein geläufigen Handwerksgriffen und ſtarrköpfigem Andringen auf Einzelnes a la Stratford-Canning — das fühlt Jedermann — ſind die Sachen nicht mehr fortzubringen. Der univerſelle Blick, das ſchärfere Wiſſen, das Erfaſſen der Dinge in ihrer höhern Einheit und in ihrem innerſten Zuſammenhang vermögen allein noch Bedeutung und Erfolg zu ſichern. Ich wäre im beſten Zug ein wohlgeſpicktes Regiſter politiſcher Sünden abzuleſen, aber ich fürchte nicht ohne Grund Ihre Bedenklichkeiten und kenne ja auch zur Genüge Ihre ungemein mäßige Vorliebe für entſchiedene und deutlich geprägte Reden in Sachen öſtlicher Politik. Im Lande der Frau-

ken, ſagen die orientaliſchen Aeskulapen, mögen die Franki-Aerzte gut und nützlich ſein, bei uns dagegen machen ſie mit ihrer ſtudirten Medicin lauter Fehler und bringen die Kranken alle um, weil ſie Luft, Natur, Lebensart, Nahrung und Landesbrauch nicht kennen wie wir, da uns alle dieſe Vorbedingungen ohne Wiſſenſchaft durch Tradition und Uebung geläufig ſind.

Man wäre verſucht, das Urtheil der aſiatiſchen Empiriker auch auf die Adepten der Franki-Politik im Orient auszudehnen, wenigſtens auf die Verhandlungen, wie ſie jetzt am Bosporus und zu Athen im Werke ſind. Iſt es nicht eine Thorheit, oder, damit ich beim Gleichniß bleibe, ein verfehltes Recept, wenn ich, um einzelne, meiſtens mehr nichtswürdige und verbrecheriſche als bedauerungswerthe Individuen eines fremden Staates der geſetzlich beſtehenden Ahndung zu entziehen, über Tauſende und abermal Tauſende ſchuldloſer und friedlicher Genoſſen deſſelben Staates das furchtbare Loos herabrufe, wie es in Folge unerklärbarer Interpellationen der beiden Seemächte zu Konſtantinopel eben jetzt eine große Anzahl chriſtlicher Gemeinden Anatoliens und Rum-Ili's zum Entſetzen der weſtlichen Länder getroffen hat? Wer die Folgen ſeiner Schritte nicht zu berechnen verſteht, ſoll ruhig bleiben und von Andern lernen, die klüger ſind als er. Man weiß aber bei uns noch immer nicht, daß im Gegenſatz occidentaliſcher Begriffe und Praxis der Padiſchah, wie einſt ſein chriſtlicher Vorgänger, der Baſileys von Byzanz, als Individuum nichts vermag und nur als treuer Repräſentant eines politiſchen Syſtems, einer religiöſen Idee, einer unauflöslich verbrüderten und geiſtig ineinander verwachſenen Maſſe Bedeutung hat und wirken kann. Wie aber die oberſte Staatsgewalt aus dem Syſtem, aus der Idee, aus der Einheit heraustritt und ſich als ein abgeſondertes mit eigenem Begriff, und

veränderter Richtung dem Ganzen gegenüberstellt, daß sie sich selbst gelähmt und ihre Wirksamkeit voraus vernichtet. Denn in umgekehrtem Verhältniß mit dem germanischen Individualismus ist im islamitischen wie im christlichen Byzanz das Individuum an sich nichts, und alles Leben und Wirken nur in dem seiner Natur nach unzerstörbaren und keiner Verwandlung fähigen Ganzen zu berechnen.

Dieser Gegensatz der beiden politischen Pole ist unausgleichbar und unversöhnlich; er ist hinreichender Grund aller falschen Schritte und aller Täuschungen, und er erklärt die byzantinische Vergangenheit wie die Zukunft mit gleicher Untrüglichkeit. Doch will dieses politische Axiom, soll es Früchte tragen, auf dem Wege der Analysis erst erkannt und begriffen sein. In Byzanz (islamitisch oder christlich) gibt es eine höhere Instanz als Tiara und Diadem, und habt ihr auch Abd-ül-Medschid oder gar den Scheich-ül-Islam für eueren Satz gewonnen, so seid ihr doch noch weit vom Ziel. Denn Abd-ül-Medschid ist nicht die türkische Monarchie, und der Scheich-ül-Islam ist nicht der Islam, wie zu ihrer Zeit die Paläologen Michael und Johannes mit ihren Patriarchen Beccus und Joseph nicht Reich und Kirche des Orients gewesen sind. Denn eure Rolle — das müßt ihr wissen — ist weder neu noch eigenthümlich. Sie war schon öfter da, und namentlich hat die abendländische Kirche im höchsten Flor ihrer monarchischen Kraft diese Rolle zweimal, allerdings mit mehr Talent und Beharrlichkeit, aber mit derselben Erfolglosigkeit gespielt wie ihr. In den byzantinischen Verhandlungen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts liegt eine große Lection, die man aber nicht zu kennen scheint und auch nicht hören will. Oder wo hätte sich die Politik der letzten Decennien von dem engherzigen Individualismus des germa-

nischen Westens zur Universalität der byzantinischen Frage hinaufgeschwungen?

Unglück und Niederlage — man kann es selten mit so gutem Grunde sagen — sind hier überall in geradem Verhältniß zu unserer Unwissenheit im Princip der byzantinischen Staatsidee. Und dann wundert man sich noch, daß im Examen des Schicksals der Nichtwissende thörichter und verkehrter antworte als der Wissende! Dieser Wissende sind aber leider nicht wir im Occident, es ist ein Anderer, den man nicht zu nennen braucht, weil die Ereignisse deutlicher reden als das Wort. Unglücklicherweise ist es im oströmischen Reiche, oder wenn man lieber will, in den Süddonauländern, so weit gekommen, daß eine ehrenhafte, aller Schmeichelei, Bestelltheit und Verblendung ledige Darstellung und Besprechung der Umstände einer unfreiwilligen Lobrede auf die Russen und ihre Manipulationen gleicht. Die Russen, scheint es, sind nur da, um gut zu machen was wir verderben, sind nur da um von Anderer Fehler Gewinn zu ziehen und — o der grausamen Ironie! — um den „Most zu trinken, den Andere gekeltert haben." Man glaubte die Byzantiner mit einem Zug auf die Höhe der civilisirtesten Staaten Europa's zu stellen und eine ebenbürtige Kraft wider den nordischen Coloß hervorzurufen, wenn man den Islamsbekennern eine nach unsern Vorstellungen barbarische und blutdürstige, nach ihren Begriffen aber gottgefällige, nothwendige und gerechte Praxis untersage, die Christen aber in eine Rüstung stecke, die sie weder tragen können, noch zu gebrauchen verstehen.

In der That hat man durch alles dieses nur den Gang des Verhängnisses beschleunigt, Kraft und Zauber der Gewalt gelähmt, und dem Feind die Thore aufgethan. Die Russen sind ja vermöge bestehender Verträge die gesetzlichen Heilswächter

ihrer Glaubensbrüder, die der Padischah gegen den Zorn des islamitischen Volkes nicht mehr schützen kann. Diesen Zorn aber habt ihr angefacht durch eure Ungeschicklichkeit, durch euer doppeldeutiges Wesen, durch eure Heuchelei und falsche Menschlichkeit. Fürwahr, Macht ohne Einsicht ist ein weit größeres Uebel als Einsicht ohne Macht! Denn nicht nur nöthiget ihr die Russen von ihrem wohlerworbenen Recht der Dazwischenkunft Gebrauch zu machen, ihr zwinget auch die öffentliche Meinung Europa's noch einmal der moskowitischen Sache günstig zu sein. Oder zweifelt man etwa, daß alle Völker des schmählich geschändeten Christen-Namens „Io triumphe" rufen, wenn der heldenmüthige Sieger von Eriwan über die empörenden, durch euch hervorgerufenen und in rathloser Verzagtheit sich selbst überlassenen Greuelscenen der Jünger Mohammeds zu Gericht sitzt? Eure Diplomaten sind die Pioniere und Balkanbahnbrecher für das Russenheer. Es gehört ein großer Fond Gemüthlichkeit dazu sich dem Glauben hinzugeben, eine Sache von solchem Gewichte wie die byzantinische könne auf dem Weg der Idylle nach Art eines Bühnenstücks vertragen und ausgeglichen werden. Sonderbares Mißkennen der menschlichen Natur und ihrer Handlungsweise!

Aber — denkt vielleicht ein Unwilliger — wenn man überall nur Fehler entdeckt und überall nur Täuschung und falschen Calcul sieht, was hätte denn geschehen sollen bei den innern Bewegungen des illyrischen Continents? Nichts thun ist oft die größte Thätigkeit, und die höchste Weisheit ist in vielen Fällen bloße Negation. Will man redlich und ehrlich, daß die türkische Monarchie noch länger lebe und bis zum äußersten Termin möglichen Daseins hinausrücke, so nehme man sich ein Exempel an den Oesterreichern, deren christliche Geduld und Uneigennützig-

keit ihren rohen Nachbarn gegenüber man wahrhaft nicht genug bewundern kann. Zwar ſind dieſe Tugenden nicht in Jedermanns Geſchmack, und das Morning Chronicle ſcheut ſich nicht ſie gar eine „shameful inertness“ zu nennen; aber ernſtlich genommen erreicht man mit ihrer Hülfe allein den vorgeſetzten Zweck. Wer hingegen die Türkei demoliren und ihre Fragmente nach und nach in ſeine Taſche bringen will, der ahme die Ruſſen nach. Sie ſind ein bisher unübertroffenes Muſter ſelbſtſüchtiger, aber gewinnvoller Politik. Wollt ihr aber die Türken mit Freund und Feind und am Ende auch noch euch ſelbſt zu Grunde richten und noch der Nachwelt auf eure Koſten Unterhaltung verſchaffen, ſo kommt ihr auf Wegen der anglo-galloſcholaſtiſchen Politik des Occidents am ſchnellſten zu eurem Ziel.

Das vielſeitige Streben unſerer Zeit, die hiſtoriſche Wiſſenſchaft über die unpraktiſche Linie der Schulwand hinaus-zurücken und durch ihre fruchtbare Anwendung auf die großen Lebensfragen der Gegenwart Bedeutung und Credit des Wiſſens überhaupt zu erhöhen, iſt, wie man ſieht, nicht ohne Erfolg geblieben. Denn nur zu bald iſt die eine der beiden Theſen, mit welchen die byzantiniſchen Studien ihr Auftreten in Europa verkündeten, durch die Ereigniſſe als eine Wirklichkeit beſtätigt worden. Und daß auch die zweite kein Irrthum ſei, dafür wird durch Sir Stratford und Herrn v. Bourqueney beſtens geſorgt und vorgebaut. Wer etwa — ich frage Sie — wagt es noch ernſtlich zu hoffen, daß der „Occidentalismus“ je auf byzantiniſchem Boden feſte Wurzeln ſchlage? Wer glaubt noch an die „vis agglomeratrix“ des griechiſchen Volkes, an den prägnanten Lebenskern, um den ſich unſern Erwartungen zu Folge die Provinzen des morgenländiſchen Reiches, gleichſam von ſelbſt und wie durch magiſchen Zauber angezogen zu einer ſtarken po-

litiſchen Einheit, zu einem wohlgeordneten kräftigen Organismus ſammeln ſollten? Dieſe vermeintliche Attractivkraft der „Hellenen“ hat, ſobald ſie losgebunden ward und ſich frei bewegen konnte, nicht bloß ſämmtliche Occidentalen mit ihren politiſchen Tugenden, mit ihren Staats- und Kirchenideen und ihren rubricirten Tabellen in Maſſe aus Griechenland getrieben, ſie hat durch einen Oſtracismus unerhörter Art ſogar die eigenen Blut- und Glaubensgenoſſen weggejagt, die nicht innerhalb der Warmen Thore geboren ſind.

Die wiſſenſchaftliche Entwicklung: daß es ſo kommen werde und kommen müſſe, hat die deutſche Gelehrtenwelt inmitten des glücklichen Fortgangs der helleniſchen Inſurrection nur mit Unwillen und froſtigem Lächeln angehört, und ſo unduldſam iſt das gelehrte Abendland, daß es ſelbſt jetzt, wo die byzantiniſchen Actien ſo tief geſunken ſind, wo der Neubau von allen Seiten zu wanken ſcheint und die Täuſchung nicht mehr zu verhehlen iſt, dieſes antecipirte Erkennen noch nicht verziehen hat. Selbſt Zweifel anderer Art wurden laut und man fragte, „ob es auch ernſtlich gemeint, ob es volle eigene innere Ueberzeugung ſei, oder ob die Anſicht über Griechenland nur ſo gleichſam von außen her gekommen wäre?“ Daß in Dingen der Politik Skeptiker und Peſſimiſten ſicherer gehen als Idyllenſchreiber, iſt ein alter Satz. Nur ſoll man nicht vergeſſen, daß im alten Rom, wenn heimiſcher Indolenz und Verſunkenheit gegenüber ein Tacitus (ohne allen andern Vergleich ſei es geſagt) die Tugenden der Germanen pries und auf die Wetterwolke deutete, die über dem Hercyniſchen Walde hing, Niemand ſo unverſtändig war, in der ernſten Mahnung Verrath an der res Romana oder gar ein von Sueven beſtelltes Lob zu wittern. Dieſe Leute wiſſen nicht, um welchen Preis es einem

heute in Deutſchland, beſonders wenn es Byzantiniſches betrifft, eine unabhängige freie Meinung zu haben geſtattet iſt. Wen es aber drängt, in dieſer verhängnißvollen Sache ſeine Stimme zu geben, der bedenke wohl was er thue und welcher Einſatz auf dem Spiele ſtehe: proinde habeat rationem posteritatis et periculi sui!

Rußland.

Libanon und der Czarenbeſuch im Vatican.

Von der Gisak. Februar 1846.

Hier fragen ſie ganz unbefangen, ob man nicht bald wieder an Kapitel 4 der Lebensbeſchreibung des weiſen Ritters Don Quixote de la Mancha mahnen ſoll? Das Schickſal der römiſch-chriſtlichen Maroniten des Libanon und die abenteuerlichen Hoffnungen auf den Czarenbeſuch im Vatican, meint man, böten unverkennbare Aehnlichkeiten und ſchlagende Vergleichungspuncte mit dem berühmten Cervantes-Abenteuer im Walde dar. Den hülfles mißhandelten „Señor Andres“ und den rohen ränkevollen „Labrador“ ſehen wir freilich alle. Wer aber dürfte es wagen, noch einmal auf den edlen Hidalgo hinzudeuten, deſſen Lanzenritt in der Renegatenfrage man uns vordem ſo übel vermerkte und den uns ſelbſt gute Freunde und Gönner noch heute kaum verziehen haben? Ein und daſſelbe Epigramm zweimal vorzubringen, iſt aber auch im beſten Falle nicht erlaubt und gegen unſere Natur müſſen wir diesmal kurz und ernſt ſein. Ruhigen Tones und ohne Malice über Ereigniſſe verhandeln, die im chriſtlichen Europa ſo peinlich wiederhallen, iſt freilich ſchwer. Aber mit dem europäiſchen Diplomatendivan in Stambul muß der gemeine Mann behutſam reden, und der Rewa-Czar duldet — Schamil ausgenommen — ſelbſt von Größeren keinen Scherz.

Mit Privatleuten, ſchlimmen Kritikern und Journaliſten hat es ein anderes Ziel. Da iſt heitere Bosheit zuweilen am rechten

Platz und wiegt das einzelne Wort, der flüchtige Gedanke oft schwerer als lange Diatriben und dicke Gelehrsamkeit. So neulich erst gegen den tirolischen Echo-Ritter, wenn er uns zweideutig mit Dante'schem „bello stilo“ und geistlichen „Eselstritten“ salutirt. Was braucht es da viel Federlesens? Man wendet sich lachend zum Publicum und spricht, leise auf den grüßenden Ritter deutend, bloß Dante's nächsten freilich nicht besonders galanten Vers:

„Vedi la bestia, per cu' io mi volsi.“

und die Sache ist abgethan*). Allein gegen Uelema-, gegen Schekib Efendi's Türkenlist, gegen unstillbaren Geldhunger hellenischer Volksvertreter und gegen thierische Wuth Kobuklokoff's ist mit Sprüchen aus Dante nicht viel ausgerichtet. Was haben Montalemberts Zorn und Threnodien den katholischen Maroniten genützt? Oder haben Thiers' fließende Perioden und das jährliche Polen-Votum im Palast „Luxemburg“ etwa kräftiger als Bourqueney's machtloses Geräusch am Bosporus und die Sarkasmen fahrender Levanteritter die gefährdete Sache des Occidents am Dnieper, am Nil, auf syrischem Strand, in Kolchis und Attika geschützt? Während Europa über Gleichgewicht und Frieden declamirt, zertritt die Soldatesca des machtlosen Padischah unsere Brüder im Orient, erringt die heldenmüthige Mieczislawska mit ihren Genossinnen inmitten christlicher Lande die Martyrkrone und gebricht es dem ausgetriebenen Emir des Libanon an Kleid und Brod im Exil zu Wiranschehr.“

Schwache werden bedauert; was man aber beim Anblick des Starken fühlt, wenn er seine Kraft nicht zu gebrauchen weiß, hat man schon anderswo gesagt. Hier ist Erklärung besser als Satire und Sie müssen es nur loben, wenn man üble Ange-

*) Dante, Inferno, Cant. I. v. 93.

wöhnungen unterdrückt und die scheinbar ungeschickten Manöver der europäischen „Beschwerdenabhelfer“ (desfacedores de agravios y sinrazones) nicht zu geiseln, sondern auszurechnen und zu begreifen sucht. Was der Christ gegen den Gesammt-Islam vermag wenn er Ernst macht, haben die Bucht von Navarino und der Wetterstrahl von Akke dem Gegner schnell, kräftig und bleibend eingeprägt. Ueber die Leiden der Maroniten aber und über die Christenschmach im Orient kann man sich nach Anleitung erlauchter „Reisendinnen“ schon durch die aristokratisch-weiche Vorstellung beruhigen, „daß sich auch das Gegentheil wenigstens denken läßt.“ Und so sind es am Ende nicht mehr die weisen Ritter in Pera und ihre „unfruchtbare“ Rührigkeit, sondern die kleinen Alarmisten und schreienden Metaphysiker im Occident, über die man lachen soll.

Die christlichen Mächte, klagt man, seien nicht einig und ihre Werkzeuge zu stumpf und ungeschickt, um hinter dem Hellespont Ordnung und Gerechtigkeit zu schaffen. Hier ist man jetzo ganz anderer Meinung. Nicht die Einheit und das Wissen, nein, der Wille fehlt und die Ueberzeugung, daß in den Scenen von Minsk, Dschesin und Wiranschehr zunächst *ihre* Sache gefährdet sei. „Ich sehe wohl“, sagte der Stuart Carl II. zu den fürsprechenden Menschenfreunden, „Lauderdale, mein Statthalter, hat in Schottland viel Böses gethan, aber daß er irgendwo gegen *meinen* Nutzen gehandelt habe, sehe ich nicht.“ Um sich am Feind zu rächen und heilsamen Schrecken zu verbreiten, hatte Dracul der Walachenfürst (1456), zugenannt der „Teufel“, zehntausend Türken in unabsehbaren Reihen nahe an Bukuresť auf den Pfahl gesteckt. Beim ersten Anblick dieser Greuel ward selbst der siegreiche Padischah etwas überrascht, faßte sich aber schnell und hatte große Mühe, seine Bewunderung und seinen Beifall über diesen kräftigen Herrscheract seines Gegners zurückzu-

halten. Wir vergleichen die Gewaltigen der Chriſtenheit nicht mit dem ſorgloſen Stuart, nicht mit Sultan Mohammed II., noch weniger mit Dracul dem „Teufel“; allein etwas „Lauderdale“ ſehen bei aller Milde und Menſchlichkeit zuweilen auch die Fürſten des Occidents nicht ungern, wäre es auch nur als heilſame Warnung an die europäiſche Bewegung, die in Turbulenz und Uebermuth vergeſſen will, daß es in unſerem Welttheil noch ein compactes Königthum gibt, das Gehorſam zu erzwingen und Halsſtarrige niederzubeugen die Macht beſitzt. Starke Eindrücke hält man in Sphären der Gewaltübung meiſtens für wirkſamere Stillungsmittel, als geſchämiges Weſen und behutſame Billigkeit.

Im Beſtreben, den alten Machtbeſitz wenigſtens in den weſentlichen Elementen ungeſchmälert zu erhalten und, wo er Noth gelitten, denſelben wieder aufzubauen, herrſcht unter allen Staatsverwaltungen des Continents gerade jetzt eine wahrhaft wundervolle Einigkeit, ein feſtgekittetes inſtinctmäßiges Zuſammenwirken, deſſen Wärme und Innigkeit zu allgemeinem Erſtaunen der Völker erſt in den religiöſen Bewegungen der jüngſten Zeit zum Vorſchein kam; offenbar, weil die Gewaltigen ihrerſeits durch das Hervortreten eines früher nicht gekannten europäiſchen Gedankens alle in gleicher Weiſe beunruhigt und eingeſchüchtert ſind. Dieſer neue Gedanke, im Herzen Deutſchlands incarnirt, hat den Standpunct der Macht bereits verrückt und möchte Königspraxis an Bedingungen knüpfen, die ſich die Gewalt ohne Sträuben und ohne Widerwillen nirgend gefallen läßt. Selbſt die Billigſten halten im Laufe an und ſinnen auf Widerſtand; man ſpricht von „ſtrengem Recht“, von „bisher“ und „nicht weiter“, vom „nicht müßig zuſehen, wie der Ehrgeiz im Namen volksthümlicher Freiheit Staat um Staat verſchlinge“, und man iſt in dieſem Streben nicht ohne zahlreichen und ſtarken Hinterhalt. Alle Gemüther, denen der ſchwere, ungeſtüme und laute Tritt des Demos

unangenehm und läſtig iſt, ſchließen ſich der alten Ordnung an und mehren die Gegenkraft. Guizot hat es neulich mit löblichem Freimuth vor ganz Europa eingeſtanden: „The monarchies of Europe, while they confined themselves within the bounds dictated by the rights of others, would not stand by and see state after state swallowed up by ambition in the name of popular liberty.“ Dieſe Worte gelten als Programm der neuen Allianz, für welche Hr. Guizot als erſter Hochzeitlader (dai eldojat) in Europa aufgetreten iſt. Die Gewaltträger haben ihr Prätorium, die Gegner aber nicht. Der religiöſe Glaube iſt hier gleichgültig; nur gefährdeter Machtbeſitz gibt Bundesrecht. Sähe ſich der Fürſt des Schattenreiches etwa durch Derwiſchabartugendübungen in ſeinen „landesherrlichen Rechten“ je verkürzt und eingeengt, fürwahr, er fände beim „Concert Européen“ mit ſeiner Beſchwerde daſſelbe geneigte Ohr wie Sultan Abd-ül-Medſchid, wie der neue „Pharao“ und der wilde Bochara-Chan. Hr. Guizot, deß ſind wir gewiß, ſpräche für „Parzelhain und Weidenbuſch der Proſerpina“*) mit derſelben Schärfe und Bündigkeit wie für die Lucerner Väter, wie für das rettungsloſe Mexico und für die Sümpfe des Oregon.

Wir berühren hier allerdings eine zarte Saite, aber es geſchieht, wie Sie ſehen, mit Höflichkeit und im loyalſten Sinn. Der Chor in der griechiſchen Tragödie tröſtet, beruhiget, vermittelt, indem er erklärt und in Allem den Grund erforſcht. Und weil der „Neue Gedanke“ in Europa ſo leicht nicht mehr zu erdrücken iſt, ſo dulde man doch Erklärung als Medicin. Der Menſch wird billiger ſobald er begriffen hat. Nicht anklagen will man die Gewaltigen; wir entſchuldigen und deuten ihre

*) . . . . . ἄλσεα Περσεφονείης
μακραί τ' αἰγείροι καὶ ἐτήσια θλίβοντες.
Odyss. X. 509.

Unbeweglichkeit, ihre Kühle, ihren ruhigen Puls inmitten beschleunigten Blutumlaufes des unwilligen Occidents. Wir leugnen nicht, wäre so nebenhin und ohne viel Redens und Mäkelns im Libanon, zu Minsk und in Rimini abzuhelfen, man würde es gern thun, obgleich der alte Stambul-Divan erst dann bedenklicher Laune war, wenn der Raja gar keine Beschwerden hatte. Klagen will man hören, aber im Aeolsharfenton, und König will man sein, aber mit Bequemlichkeit.

Edle Mieczislawska! Armer Exulant von Wiranschehr! Wonnevolles Eden mit den hellen Sommerlüften, reich und klar rauscht dein Wassersprudel! Deine Hütten duften von Cedernholz inmitten breitbelaubter Wallnußbäume auf luftigen Höhen des Libanon! Doch weder Tugend, noch Klugheit, noch Freiheitssinn wendet das Verderben ab! Unwillen und Schamröthe beflügeln das europäische Wort, indeß die Pera-Conferenz frostig und langsam ihre Noten concipirt und bei allem officiellen Zorn selbst ein Lambruschini in den Schlachtopfern russischer Barbarei mehr das diplomatisch Brauchbare, als das moralisch Große christlicher Ueberzeugung ehrt. Uns läßt der Cardinal die Thränen, er sieht nur das taugliche Werkzeug zu Streit und Widerstand. Starke Seelen, feste Charaktere, ungebeugter Sinn erregen wie Ruhm, Größe und Tugend überhaupt im Herzen der Gewaltigen, selbst gegen ihr besseres Wissen, überall Unruhe und Verdacht. Sichere Bürgschaften der Macht sind ihnen, wenn sie es auch nicht eingestehen, doch überall Schwäche und Schlechtigkeit. Die Gewalt sieht es sogar mit heimlicher Zufriedenheit, wenn der Eiferer in ihrem Dienste rechtzeitig untergeht. Straffords Todesurtheil zu unterschreiben kostete dem Stuart weder viel Bedenken noch langen Gram. Zur Sühne für dieses harte Wort scheint La Rochefoucaulds Apophthegma „nous trouvons toujours quelque chose de satisfaisant dans le malheur de nos meilleurs amis“

den Beweis zu liefern, daß die übrigen Menſchen auch nicht beſſer ſind.

Wir wiſſen wohl, wie Ihr behutſames und friedeathmendes Temperament von den Menſchen überhaupt und von den Gewaltigen insbeſondere vielleicht milder denkt und es etwa auch nicht liebt, wenn man die Dinge gar zu kenntlich trifft. Nur Ruhe und Klarheit für uns ſelbſt wie für andere möchten wir auf dem Wege der Analyſis gewinnen. Doch machen die Eiſak-Theſen in Deutſchland wiederholt nur zweifelhaftes Glück, wie man erſt neulich bei der Einkehr des byzantiniſchen Tiaraträgers im Vatican geſehen hat. Angeſichts der ſchwunghaften Gemälde franzöſiſcher Kirchenblätter über „ſublime Haltung“ des greiſen Pontifex, über „büßerhafte Zerknirſchung“ des Imperators und über die zauberſchnelle Verwandlung ſeines harten Sinnes mußten nüchterne, trockene Reden, die juſt das Gegentheil beſagten, natürlich unwillkommen ſein. Wie alle Ueberſchwänglichen des Occidents datirten ja auch Sie vom Tage, an welchem der Czar die Schwelle des Vaticans verließ, eine neue Aera der Freiheit, des Triumphes und des ſiegreichen Fortbeſtandes römiſchen Kirchenthums im moskowitiſchen Kaiſerreich und ſahen vermuthlich ebenſo ungläubig, wie andere, auf ein freilich weniger enthuſiaſtiſches Prognoſtikon herab.

Indeſſen hat ſchon Lambruſchini's wälſcher Klimax die Hoffnungen bedeutend herabgeſtimmt, und bald wird ſogar unſer Dictum, daß „jener Tag der Anfang großer Uebel für die römiſche Kirche in Rußland ſei“ weniger gewagt erſcheinen. Unverſöhnt und mit Bitterkeit im Herzen haben ſich die Häupter der beiden großen Bruchtheile des Katholikenthums das letzte Lebewohl geſagt. So hat man ſich weiland in Florenz (1439) nicht getrennt. Die Rollen ſind heute umgekehrt und wer damals ſtolz und kühn als Gebieter ſprach, hat dies Mal ſelber hülfe-

dürftig das Mitleid der Nebenbuhlerin angefleht! Vielen mag dieſe Rede dunkel ſein. Abendländiſche Leſer ſollen aber nicht vergeſſen, daß es in der Welt zwei rechtgläubige, apoſtoliſch-katholiſche Kirchen von gleichem Alter, von gleichem Titel, von gleicher Majeſtät, von gleichen Anſprüchen und beſonders von gleicher Hartnäckigkeit und Conſequenz im Verdammen der Rivalin gibt. Die katholiſche Kirche von Byzanz hat die katholiſche Kirche von Rom, und die katholiſche Kirche von Rom hat die katholiſche Kirche von Byzanz unauflösbar und auf ewige Zeiten mit dem großen Bann geſchlagen und als verpeſtetes Glied vom myſtiſchen Leibe Chriſti losgetrennt. Nur der unpraktiſche Thor glaubt unter dieſen Umſtänden noch an die Möglichkeit, daß auf Wegen der Belehrung und Geduld ſich je ein Theil dem andern freiwillig unterordnen könne. Ja ſelbſt an friedliches Nebeneinander, an chriſtlich-liebendes Vertragen der beiden nebenbuhleriſchen Tiaren iſt ohne Verblendung nicht länger zu denken, und der Streit kann nur mit Gewalt ausgeglichen werden. Das iſt der Ausgangspunct, an den ſich bei allen Unterhandlungen beiderſeits der letzte Gedanke knüpft.

Vor zehn Jahren — Sie wiſſen es recht gut — lächelte man in Deutſchland mitleidig über die Mahnung gegen das byzantiniſche Kirchenthum auf der Hut zu ſein. Heute iſt der Krieg der beiden „katholiſchen Stühle“ wirklich ausgebrochen und ſteht der Gräken-Pontifex mit Kanonen und infulirten Satelliten auf dem Dogmenfeld zur Execution des alten Bannes. Soll ſich Jemand wundern, wenn der Czar vor aller weitern Maßnahme zuerſt den Widerſacher im Innern zu unterdrücken ſucht, um nach Austilgung des feindlichen Gährungsſtoffes im eigenen Lande mit Sicherheit die Kraft ſeines ſtupid-corrupten Bojarenthums wider die ſteigende Geiſtesblüthe des Occidents zu wenden? Hier iſt der entſcheidende Moment und der Einſchlag zu

langer verhängnißreicher Zukunft der abendländischen Christenheit. Erst wenn der Ausrottungsact des lateinischen Bekenntnisses in der großen Westhälfte des Kaiserthums vollständig gelungen ist, wird Gestalt und Wesen des moskowitischen Pandämoniums in seiner ganzen Häßlichkeit Europa gegenüberstehen.

Leider hat man den letzten providentiellen Wink des Schicksals (1831) nicht verstanden und in kaum zu entschuldigender Verblendung eigenhändig die Dämme eingerissen, an deren Festigkeit sich bisher die wilde Moskowiterfluth noch jedesmal gebrochen hat. Was Kurzsichtigkeit und Connivenz dynastischer Sympathien in jenem verhängnißreichen Augenblick gesündigt haben, ist nur durch Energie des „neuen europäischen Gedankens" wieder gut zu machen. Wie schlecht für das Russenthum die Dinge in Deutschland heute stehen, hat neulich selbst der Autokrat gemerkt. Früher war es ein Unglück, bald aber wird es nach Inhalt des Tschetschenzencodex freien Völkerstämmen als Infamie angerechnet, Freund und Unterthan des Czars zu sein.

Wir scheuen uns gar nicht hier mit Worten auszudrücken, was zwischen Rhein und Niemen Jedermann empfindet, die unbändigen Kaukasier aber wiederholt durch die That bewiesen haben. „Vare, redde legiones" ruft im Wahnsinn der besiegte Russenfürst. Nicht durch Hinterlist, nicht durch Zorn der Elemente wie einst die Europäer an der Beresina, nein, im Hauch der Sommerlüfte, im fächelnden Ulmenwald, im offenen redlichen Kampf der Männer sind am Ausgang vierzigjährigen Ringens das schönste Heer und der beste Feldherr des Czarenreiches dem unerbittlichen Kinschal der Müriden Schamil-Begs erlegen. „Gib mir Dargo", sagte Er zu seinem Woronzow. Und für „Dargo" brachte ihm Woronzow die welken Blätter seines Ruhmes. Die Machtlosigkeit des Colosses in ernstem Waffenkampf nach außen ist nicht länger zu verdecken und Europa sieht mit eigenthüm-

lichem Gefühle, wie das lange gefürchtete, unbesiegbar geglaubte Ungethüm mit jedem Feldzuge matter wird. Dies ist der Wendepunct in den Geschicken des Moskowiterthums. Denn nicht bloß der alte Ruhm, auch das mächtigste Instrument der Herrschaft, Vertrauen und Hoffnung Vieler mit czarischer Zuthat den freien Geist des Abendlandes zu erdrücken, ist zu gleicher Zeit dahin. Dieser Gedanke ist so bitter, daß ihn selbst ein Russe nicht ertragen kann, der doch sonst in Folge der Mongolenzucht für Ehre und Schande nach unsern Begriffen gleich unempfindlich ist.

Was wird der Czar jetzt thun? Welchen der beiden Auswege wird er wählen? Führt er den mörderischen Kampf gegen die freien Bergvölker auf der einen, und gegen die europäischen Ideen auf der andern Seite mit Beharrlichkeit noch länger fort, oder wird er am Werke verzweifelnd seine Ohnmacht eingestehen und inmitten unterwürfiger Knechte das gefährliche Beispiel trotzigfreier Männer dulden? wird er aus seiner barbarischen Abgeschlossenheit endlich heraustreten und am Born wahrhaft menschlicher Gesittung neue Kräfte saugen? In beiden Fällen hat es seine Bedenklichkeit. Wählt der Czar das Erstere, rettet ihn nur der Sieg. Bei wiederholter Schmach und Niederlage im Kaukasus dürfte er nicht vergessen, daß selbst russische Geduld ihre Grenzen hat und in halbcivilisirten Despotenstaaten der Gebieter für alles öffentliche Mißgeschick persönlich einzustehen hat. Noch größer wäre vielleicht die Gefahr im zweiten Falle, wenn der Czar sein Land europäischer Gesittung öffnen und im Widerspruch mit russischer Volksempfindung sogar zum Vortheil des proscribirten Lateinerthums mit dem rivalisirenden Pontifex Verträge schließen wollte. Freiwillig nimmt man dem Gedanken im Bojarenlande ebenso wenig jemals die Fesseln ab, als dem Weib im islamitischen Orient, und nur in Folge einer durchgreifenden,

die Monarchie selbst in den Grundlagen erschütternden und das Nationalgepräge wegschleifenden Umwälzung wird sich Rußland in einen christlich-europäischen Staat verwandeln. Rußland gehört ja noch nicht zu Europa und ist ächt christlicher Gesittung nicht weniger fremd, als Semilasso's vielbesungener Marc Aurel, der übertünchte Nilbarbar, oder die jammervolle Wirthschaft des Osmanli-Padischahs am Bosporus. Voll Haß und Verachtung für das Abendland möchten sie alle drei nur soweit unsere Künste lernen, als sie zu Macht und Herrschaft Europa gegenüber unentbehrlich sind. Ihr eigenes Regierungsprincip ist und bleibt in alle Ewigkeit Rohheit und Stockmongolenthum.

Wie das Stambul-Sultanat mit Koran und Christenhaß, so steigt und fällt auch das heutige Czarenreich mit seinem Dogma und seinem Bojarenthum.

Gesunder Sinn und eigener Vortheil würde dem bedrängten Autokraten gewiß den Weg der Vernunft und Menschlichkeit empfehlen. Aber das „Byzantein" (wenn Sie den chemischen Terminus ertragen) und der Schatten des unglücklichen Bojarenfeindes Andronicus I. stehen als Warnungstafel vor dem Czar. In Rußland darf die Gewalt allerdings eigenwillig, launenhaft, ja — wenn es beliebt, selbst tyrannisch sein und zwar wie viel sie will, aber sie darf es nur innerhalb bestimmter Grenzen und in einer unverbrüchlichen, durch die Gewohnheit streng vorgezeichneten Richtung sein. Selbstherrliches Gelüste auf eigene Rechnung und im Widerspruch mit dem festgekitteten Bojarenthum hat in Rußland noch keinem Autokraten Heil gebracht. Unvermuthet erschien noch jedesmal das Ziel. Armer Czar! Wir begreifen deine finstere Miene und deinen „schnellen Ritt". Wer im Felde jeden Sommer regelmäßig seine Schläge hat, am Tage vorausposaunter und nach Kräften vorbereiteter Rache aber am derbsten durchgeprügelt wird und nebenher, um fünfzig schwache Weiber zu überwältigen,

im eigenen Hauſe ſieben volle Jahre braucht, thut immer wohl, wenn er ſich bei den ſpöttiſchen Deutſchen nicht viel ſehen läßt. Und doch haben ſie den Czar in Wien gefragt: warum er ſo übler Laune ſei?

Sollten auch die Angaben des Correſpondenten aus Paris*) vollkommen richtig und ein Concordat mit dem heiligen Stuhl wirklich in Abſchluß ſein, ſo ſtimme man ja nicht zu voreilig die Siegeshymne an. Der Vertrag iſt jedenfalls ein todtgeborner. Der Czar hätte da im Drang der Umſtände und unter dem Eindruck ſeiner bankerotten Europafahrt einen Schritt gethan, der ihn mit ſeinem eigenen Volke in Zwieſpalt ſetzt und den ihm das Byzanteïn nicht ſo leicht vergeben wird. Moskau iſt nicht Berlin und Protaſſow iſt nicht Hengſtenberg, und gegen mißliebige Regierungsordonnanzen die gedankenloſe Maſſe aufzuregen, vermag der trunkene Pope ſo gut als ſein beſſerer Amtsbruder im Occident, ſobald öffentliche Unzufriedenheit dem Intereſſe der Bojaren dient. Alexander I. ward ſeine politiſche Milde gegen das friedlich gehorchende Polen nie verziehen, und jetzt wollt ihr zu Gunſten des im Aufruhr beſiegten auch noch in kirchlichen Dingen Zugeſtändniſſe hoffen, wie ſie das „apoſtoliſch-katholiſche" Byzanz ſeiner abendländiſchen Rivalin ſelbſt in großen Bedrängniſſen noch nie gemacht, und deren Tragweite die heilige Synode nicht weniger ſcharf zu berechnen weiß, als das heilige Collegium im Vatican.

Wende man die Sache übrigens wie man will, das religiöſe Gefühl, das Bedürfniß über die erbärmliche Leerheit der Gegenwart hinauszublicken und feſtere Bürgſchaften zu erringen, als bloß menſchliche Ordnung geben kann, iſt in Europa überall mit friſcher Kraft erwacht und überall, ſelbſt in Frankreich, wenden

*) Allg. Ztg. Nr. 41.

ſich die Gemüther unbefriedigt und ungeſättigt von den Odilon Barrots und ihrem dürren, troſtloſen Wortgeklingel weg. Iſt die eine Kraft erſt gänzlich verbraucht und abgenützt, ſo tritt die andere von ſelbſt in ihre Stelle ein. Die Zeiten — warum ſoll man es nicht eingeſtehen — ſind dem Beſtreben ſittlicher Wiederherſtellung hold, und noch einmal könnte die Kirche in Europa Großes thun, wenn ſie nicht, wie noch jedesmal, ſo auch in dieſer unerwartet ſchnell erwachſenen Gewalt, zu ihrem und unſerem Verderben aus der Rolle fällt. Denn Herrſchaft üben und verhaßte Nebenbuhler niederwerfen, ſagt geiſtlichem Geſchmacke weit beſſer zu, als bloß durch Vermitteln und Dulden mächtig ſein. Oder wüßte man noch immer nicht, daß alle menſchliche Zwietracht auszugleichen, daß alle Feindſchaft auf Erden zu ſühnen iſt, nur die des Dogma nicht? Feſte, durch keinen Sturm völlig zu entwurzelnde Macht — das erkennen ſie überall — gibt nur gleichſtimmiger und lebendig gefühlter Kirchenglaube. Alle Macht aber will für die Ewigkeit gegründet ſein.

Will Rußland noch länger als europäiſche Großmacht gelten und gleichſam ſelbſt europäiſch werden, *muß* es Polen haben. Polen aber hat es nur, wenn Polen byzantiniſch glaubt. Das iſt die verzweiflungsvolle Aufgabe der Gegenwart. Um die Mittel zu ihrer Löſung iſt man leider nicht verlegen. Hat man nur erſt das lebende Geſchlecht gebeugt, bekehrt oder ausgerottet (den Bojaren gilt hier alles gleich), ſo wird das nächſte und dritte vorausſichtlich ebenſo fanatiſch für das Byzantiner Dogma ſtreiten, wie heute für das alte Lateinerthum. Die erſten Verſuche ſind über Erwarten gelungen und mit dem Erfolge ſteigert ſich der Popen-Muth. Warum hat man aber bei uns das morgenländiſche Dogma für todt erklärt, oder doch byzantiniſches Prieſterthum für weniger energiſch und weniger herrſchſüchtig als das lateiniſche gehalten?

Kennt ihr so die Griechen? . . . . sic notus Ulysses?

Viele Leute in Deutschland wissen aber auch noch nicht, was eine „katholische" Kirche vermag, die den letzten Ausdruck politischer Schmach, den untersten Grad weltlicher Erniedrigung siegreich überstanden und nun ihrerseits die aufsteigende Bewegung angetreten hat, um endlich in Herrschaft, Glanz und Rache den ihr gebührenden, aber bis zu dieser Frist versagten Antheil am irdischen Glück mit Gewalt an sich zu reißen.

Wie weit den Gräko-Russen ihr feindseliges Vorhaben gelingen werde, ist innerhalb wie außerhalb der norischen Alpenkette gleich schwer vorherzusagen. So viel scheint indessen sicher, in Polen ist die Rechnung aufgelegt und soll der lateinische Occident jetzo bezahlen, was er kirchlich und politisch seit mehr als sechs Jahrhunderten gegen Vernunft und Billigkeit im Allgemeinen und gegen die anatolische Christenheit insbesondere gefrevelt und gesündigt hat. Kein Mißbrauch, kein Uebermuth, keine Unthat hat sich in der Welt je verjährt und strengere Geister haben schon im Alterthum erkannt, daß unerbittliche Vergeltung („esse ultionem") letzter Gedanke der Weltgeschichte sei. Die Zecher und Sünder selbst, die nun Rede stehen sollen, braucht man nicht mit Namen aufzuführen. Nur mag es Vielen abergläubisch, schwärmerisch, thöricht und ungerecht erscheinen, wenn die noch unberichtigten Kirchengreuel von Alby und Béziers so spät in den litthauischen Sümpfen auszugleichen sind. Nicht bloß in Mohammed Ali's Steuerbuch und in weiland christlich byzantinischer Finanz, nein, in der ganzen Menschengeschichte besteht das „Allelengyon" (gegenseitige Haftung) als Gesetz. Verwerfen Sie immerhin die Theorie, jedoch das Factum selbst, „daß sich der Herzpunct europäischen Völkerlebens vom weltlichen Schauplatz weg auf kirchliches Gebiet gezogen habe und die beiden großen Bruchtheile des Christenthums sich zum Entscheidungskampfe vor-

bereiten," bleibt zugleich mit der Verschiedenheit in Rüstzeug und Streitart der nebenbuhlerisch Gegenüberstehenden auch kürzeren Augen klar.

Die westliche Kirche hält „Novenen", ordnet Bußtage an, liebäugelt mit den Königen und stellt wälsche Praktik in den Vordergrund, während die östliche mit Feuerschlünden, mit Branntwein-Popen, mit stupidem Mongolengrimm und mit den Künsten raffinirtester Tyrannei zu Felde zieht. Böses darf und soll man in Deutschland von den Russen sagen, wie viel man will, aber verachten wird sie vor ihrer entscheidenden und unwiederbringlichen Niederlage kein kluger Mann. Weder am Kaukasus noch am Niemen haben sie noch den letzten Wurf gethan, das letzte Argument ins Spiel gebracht. Daß sie es aber thun werden und daß sie selbst vor dem Aeußersten, vor dem Unerhörten, vor dem Grausenhaftesten nicht zurückbeben, dafür bürgt ihre Natur und ihre Vergangenheit. Redet inzwischen nur nicht gar zu laut von „thönernen Füßen" und berechnet nebenher ein wenig genauer, wie viel Schmach und Fußtritte ihr selbst seit zwanzig Jahren wegen eures schlechten Gewissens längs der eigenen Grenze von ** bis ** in schandvoller Geduld ertragen habt. Bequem wäre es freilich, wenn man die gefahrvolle Polenfrage im Stillen zur Ruhe bringen könnte, oder wenn sich moskowitische Kirchenwuth ohne unser Zuthun, ja ohne daß wir uns nur bis zum lauten und ernsten Wort zu erheben brauchten, fern von uns in den Kaukasusklüften und am hartnäckigen Widerstand litthauischer Nonnen erschöpfen möchte.

Lateinisch-katholisch und in Geduld alle Proben überwindend möchte man die Polen sehen. Da aber eine grausame Ironie des Schicksals Beides zugleich nicht vergönnt, so muß man sich gleichwohl entschließen, entweder das römische Credo der Sarmaten preiszugeben oder zu merklicher Belästigung des Herrscherthums

das Princip der Selbsthülfe als legitim anzuerkennen und in den neuen Codex des europäischen Staaten- und Völkerrechts einzutragen. Die Alternative ist freilich melancholisch; aber der Instinct sagt uns, daß die feindlichen Schicksalsmächte ihren größten Triumph im weiten Polenlande feiern werden. Das Gute ist am entscheidenden Tage überall schwächer als sein Gegensatz. Doch das Böse im vollen Hochzeitschmuck zu sehen, ist auch für die abgestandenen Seelen des Occidents eine noch ungekannte Lust.

Vom andern Ufer.

Aus dem ruſſiſchen Manuſcript. 1850.

Der Occident kann das ſociale Problem nicht mehr löſen, er iſt am äußerſten Endpunct ſeiner geiſtlichen und weltlichen Hülfsmittel angekommen und blickt verzagend an der eigenen Kraft mit ſehnſuchtsvollem Auge auf das Ruſſenthum. Wie einſt im Rath der Götter das Nicken des Olympiſchen Zeus, wird in Wien und Berlin jetzt ſchon die ſtumme Miene des Autokraten mit ehrfurchtsvoller Neugierde geprüft und ausgelegt. Hat aber der Czar nun vollends im Kreiſe ſeiner Knechte zu Warſchau oder im Heerlager von Suwalki *geſprochen*, ſo füllet und nährt ſein Wort wie ein geheimnißvoller, vieldeutiger Sibyllenſpruch zugleich die verſandeten Preſſen und die Kabinetsberathungen des Abendlandes. Europa eilt ſeinem Verhängniß gleichſam noch voraus und lockt durch alter-kindiſche Thorheiten den ſchlummernden Donnerkeil aus dem moskowitiſchen Gewölke auf ſein Haupt herab. Oder ſind etwa Unvermögen und kurzathmende Tändelei, neben Kraft und nervige Fülle hingeſtellt, nicht doppelt ekelhaft? Was der Czar und ſeine übermüthigen Proconſuln von occidentaliſcher Schlechtigkeit und Staatenfäulniß wiſſen und verarbeiten, iſt noch lange nicht das Schlimmſte, und iſt ſicherlich im Grunde auch weit weniger bedenkenerregend und hoffnungslos, als die Anſchauung und das

Urtheil eines moskowitischen Philosophen, der von Herrschlaunen, von Dienstbeflissenheit und politischen Vormeinungen nicht weniger, als von pedantischer Scholastik frei und unbehindert die traurige Wildniß der Scythen verläßt und in ruhiger Erwägung die Zustände der Geister im Occident beleuchtet. Ein solcher Moskowitenphilosoph und scythischer Anacharsis ist der Verfasser der eingangsgenannten Schrift — dumpfe Klänge aus einer so viel als unbekannten Welt, grauenerregendes Medusenhaupt, wenn es das wahre Gesichtsfeld der abendländischen Staaten ist. Das Buch selbst ist aus dem russischen Original ins Deutsche übertragen und bei Campe in Hamburg als Manuscript gedruckt, ohne Motto, ohne Einleitung, ohne Dedication und in Form platonischer Dialoge zwischen dem ungenannten Verfasser und seinem gleichfalls ungenannten Interlocuter. Während des langen Aufenthalts im schönen und gastlichen St. Gallen ist mir ein Exemplar mit dem Wunsche zu Handen gekommen, ich möchte bei guter Gelegenheit und in irgend einer Weise von dem Inhalt Erwähnung thun, was hiemit denn auch nach Kraft und Vermögen geschehen soll.

Ein „Rapport" aus dem Occident ist es, aber es ist, wie man sieht, nicht ein Rapport, wie ihn abgerichtete Miethlinge mit und ohne Decoration für Geld und guten Lohn aus dem „Sumpf der westlichen Civilisation", besonders aus dem Lande der feigen und geschwätzigen Katheder-leute und des „geräucherten Weltschmerzes" seit länger als vierzig Jahren an Herrn von Nesselrode schicken, um die schlauen Staatsmänner von Staatsloje-Selo genau zu unterrichten, bis auf welchen Grad der Theilbarkeit verkehrtes Wesen und falsche Politik der abendländischen Völker zu Nutzen und Belustigung des Autokraten gestiegen sei. Glück, Verstand, Zufriedenheit und blühende gute Ordnung in der westlichen Welt sind für das imperatorische Re-

giment in St. Petersburg jedesmal gefahrverkündende Wetterwolken und drohende Symptome, deren Ansammlung und Reife um jeden Preis und durch jedes Mittel zu hindern oder auseinander zu treiben ſind.

Der Verfaſſer iſt zwar ein wenig Metaphyſiker, weil er die Erſcheinungen des Völkerlebens bis auf die letzten Triebfedern auseinander legt; aber er iſt Metaphyſiker wie ein Pascal, der ſich vor dem eigenen Ich nicht fürchtet und auch nicht, wie die meiſten Menſchen, Leiden und Unglück für beſſer hält, als Analyſe und nüchternes Wiſſen. Dieſer anonyme Ruſſe hat ſogar den Muth, allein zu ſein, und, ohne zu verzagen, die Gewitterſchwüle und die unmuthsvolle Langeweile, wie ſie ſeit dem Vorabend der letzten Sturmfluth bis auf dieſe Stunde über Europa liegt, als Thema ſinnvoller und gedankenreicher Zwiegeſpräche auszubeuten. Folglich iſt er gewiſſermaßen auch Diplomat, aber, wie es ſich von ſelbſt verſteht, unbezahlt und ohne Lohn im Dienſt einer geiſtigen Macht, deren Repräſentanten weder im deutſchen Parlament am Main, noch im Auguſtinerſtift zu Erfurt, noch im Frankfurter Interim, noch zu Warſchau und Berlin neuerlich erſchienen ſind, und die im Gegentheile ihre Sitzungen in einem Lokale halten, welches den Schergen des bleiernen Muckerregiments in Berlin ebenſogut, wie den diplomatiſchen Lohndienern von Bückeburg und München unzugänglich iſt. In vermärzlicher Denkweiſe würde Hr. v. Kleinſchrod u. Comp. hier wahrſcheinlich einen enragirten „Demokraten“ vermuthen, und zur Abwehr des Ungethümes, wie ein zweiter Don Quixote, alſogleich ſeine hölzerne Lanze ſchwingen. Die Vorausſetzung wäre aber dieſes Mal ein noch größerer Irrthum, als bei ähnlicher Veranlaſſung im verwichenen Jahr. Unſer Ruſſe iſt kein Anbeter des weſtlichen Demos. Wie das böſe Princip in Göthe's Fauſt, iſt er aus der ſcythiſchen Oede nach Europa her-

ausgekommen, ist in Deutschland, Frankreich und Italien herumgewandert, hat Fürsten und Völker am Werke gesehen, und am Ende „Alles herzlich schlecht“ gefunden. Das Buch selbst, elegant gedruckt und nur 190 Seiten stark, hat übrigens in Form und Gliederung mit den literarischen Producten dieser Gattung im Occident nichts gemein. „Wer hat Recht?“ „Die Juni-Tage 1848.“ „An Georg Herwegh und an Giuseppe Mazzini“ sind die eigenthümlichen Ueberschriften der drei Hauptabschnitte dieser merkwürdigen und melancholischen Lucubration.

Unterredungen über Philosophie der Menschengeschichte kann man nicht im Auszuge mittheilen, man muß sie ganz und selber lesen. Leichter dagegen wäre es überhaupt, den Geist zu bezeichnen, in welchem sie geschrieben sind. Herwegh und Mazzini gelten in Deutschland als Häupter und Führer der central-europäischen Demokratie, und folglich wäre auch unser sendschreibender, dialogisirender Moskowit am Ende doch ein Demokrat in dem Sinne, wie es Plattköpfe mit zusammengedrückter Stirne und mattem Geiste zu nennen pflegen. Wie könnte aber Jemand Demokrat nach dem Begriffe eines Kleinschrod sein, wenn er den Spruch aus Göthe's Tasso: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein“ als Motto an die Spitze des Dialoges „Consolatio“ setzt? Daß aber die Demokratie ausnahmsweise unserer Zeit angehöre, wird im Laufe des Gespräches doch eingestanden. Demokratie, sagt er, ist die Negation der Hierarchie und der socialen Ungerechtigkeit, die sich aus der Vergangenheit entwickelt hat; sie ist das reinigende Feuer, das alle abgelebten Formen verzehren, aber nach Aufzehrung des Brennmaterials selbst wieder erlöschen wird. Die Demokratie kann nichts schaffen, Demokratie wird nach dem Tode ihres letzten Feindes überflüssig, und schon Cromwell hat gesagt, „die Demokraten wissen nur, was sie nicht wollen.“ Aber nicht bloß die Möglichkeit,

die Massen je frei zu machen, wird vom Verfasser geleugnet, sogar Zweifel an der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes überhaupt treten dem Leser fast auf jeder Seite des Buches entgegen. Die wiederherstellenden und schöpferischen Gedanken großer Geister, z. B. eines Aristoteles, Sokrates, Bacon und Spinoza, seien ebenso nutzlos verklungen, wie die Predigt des Evangeliums und die Lehren der Revolution. Die Menschen konnten das Klare, das Einfache und das Große der göttlichen Lehre nicht fassen, und die zwölf Apostel, sagt der Russe etwas vulgär, „haben am Ende vollkommen Fiasco gemacht", wie etwa heut zu Tage die westliche Revolution. Gottesgelehrte im altkatholischen München, mit ihrem schwachsinnigen Pedell R.....e, mögen es freilich nicht gerne hören, daß von der Doctrin der Apostel sogar im orthodoxen Altbayern nichts übrig geblieben, und daß „aus dem befreienden Evangelium ein unterjochender Katholicismus, und aus einer Religion der Gleichheit und der Liebe eine Kirche des Blutes und der Hierarchie geworden ist." Das bojeartsche Episkopat mit seinen hochwürdigen Consistorien muß und kann es geduldig ertragen, wenn ein schismatischer Russe unsere Kirchenfürsten mit den heidnischen Pontifices und mit den Collegien ernsthafter Auguren auf Eine Linie stellt. Aber auch die lutherischen Oberconsistorialräthe in München sollen über die Erniedrigung ihrer Amtsgenossen nicht etwa schadenfroh triumphiren, weil in der Meinung unseres Russen die protestantische Kirche „die Geister auf der einen Seite etwas befreit, um sie auf der anderen wieder zu knechten." Die Staatsformen aller occidentalisch-europäischen Mächte hält dieser Mann ihrem innern Begriffe nach für unverträglich mit dem Grundcharakter des Christenthums, mit der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung. Jede nicht rhetorische, sondern wirkliche Durchführung dieser Idee würde und müßte seiner Meinung nach zu

einer vollkommenen Negation, ja zum Tode des europäiſchen Lebens führen, „weil man einer feudal-monarchiſchen Geſellſchaft unter keinerlei Bedingung eine demokratiſch-ſociale Geſtaltung geben könne, ohne eben alles Feudale und Monarchiſche ſelbſt zu tödten.“ Europa aber ſei durch und durch chriſtlich-ariſtokratiſch, und das katholiſche Rom, das blasphemirende Paris, das philoſophirende Deutſchland ſeien bei aller Verſchiedenheit im Weſen doch ausſchließlich chriſtlich-feudaler Natur. Und ſo lange dieſe Staatsform in Europa Geltung habe, ſeien Freiheit und Gleichheit, wie ſie das Evangelium wolle, eine Unmöglichkeit.

Man glaube ja nicht, daß ein Metternich oder Guizot die Mängel der beſtehenden Staatsverfaſſungen nicht eingeſehen habe; aber ſie wußten auch, daß dieſe Mängel ſo tief im ganzen Organismus wurzeln, daß das ganze Gebäude ſtürzen müßte, ſobald man ſie nur berührte. Aus dieſem Grunde wurden die beiden eben genannten Staatsmänner zu hartnäckigen und ſtarren Vorkämpfern für alles Beſtehende. Die Liberalen dagegen befolgten andere Maximen: ſie entfeſſelten die Demokratie, und als dieſe auf eigenen Füßen ſtehen und neue Bahnen betreten wollte, forderten ſie beleidigt und erſchreckt, daß man wieder umkehren und ſich von Neuem an die alte Ordnung halten ſolle. Aber der Strom hat ſich in Europa ſein Bett ſchon ſo tief gegraben, daß weder die Conſervativen mit ihrer Geſchicklichkeit, noch die politiſchen Republikaner mit ihrer Beſchränktheit den Lauf der Demokratie zu hemmen vermögend wären. Jene Männer, welche jetzt in Europa die Süßigkeiten der Macht und ihre Früchte genießen, ſind zwar vollkommen vom Gegentheil dieſer eigenthümlichen Doctrin, d. h. von der Möglichkeit überzeugt, durch aufgedrehende Madonnenbilder und durch Polizeiſoldaten den ſocialen Dämon noch einmal zu bannen. Andere aber halten die Macht der ſocialen Idee beſonders ſeit der Zeit,

für unüberwindlich, als der wahre Feind der bestehenden Staatsverfassungen, der Proletarier und der Arbeiter, von ihr Kunde erlangten. „Die Majorität der Bevölkerung will sich nicht mehr absorbiren lassen, um der Minorität ein prachtvolles, üppiges Leben zu verschaffen."

Man braucht dem Leser nicht erst zu sagen, daß wir diesen Zustand der Dinge nicht wünschen oder gar sein Heranreifen thatsächlich fördern möchten; ein solcher Zustand ist im Gegentheil unserem Geschmacke, wie dem Quietismus unserer Gemüthsart völlig entgegengesetzt, weil wir mit dem Wanderer aus Ithaka kein lieblicheres Ziel menschlicher Bestrebung kennen, als wenn Frohsinn und Heiterkeit im ganzen Volke herrscht, die Gäste, reihenweise im Prunkgemache sitzend, das Spiel der Laute hören, die Tische aber von herrlicher Labung strotzen*), während sich die Armen und Hungrigen, wie die Schrift sagt, mit Predigt und Evangelium begnügen sollen**). Ist es unsere Schuld, wenn diese Zeiten idyllischer Glückseligkeit in Europa vorüber sind? Daß aber gegen diese innere Zersetzung der europäischen Gesellschaft die alten, abgenützten, großentheils heidnischen Kirchenpraktiken, die man in der äußersten Noth jetzt wieder als Talisman zu Hülfe ruft, nur schwach und machtlos, das Staatsprincip selbst aber leider ohne alles Ansehen sei, merkt Jedermann. Was für eine Impotenz etwas zu schaffen und zu organisiren von Lissabon und Rom bis Hamburg und Berlin! Was haben etwa die Manteuffel, die Gerlach, die Radowitz und alle die erbosten Frömmler an der Spree im Bunde mit dem diplomatischen Kehricht der Union und des Interims seit zwölf Monaten für Hebung der allgemeinen Noth zu Stande gebracht? Ist nicht Zerwürfniß, Langeweile und Verzweiflung, um

*) Odyssee, IX. 5 ff.

**) Matth. XI. 5.

von Deutschland gar nicht zu reden, sogar in London und Paris heute größer und niederdrückender als vor Jahresfrist? So war etwa das dritte und vierte Jahrhundert nach Christus, wo selbst die Laster Roms schon untergegangen waren, wo die Imperatoren stumpf und schläfrig wurden, wo ein innerer Gram energische Menschen so tief zerfraß, daß sie in die Wüsteneien der Thebaide flohen, um nur dem Anblick dieser hinsterbenden Welt zu entrinnen, wo die Menschen nicht selten ihre goldenen Talente auf die Straße warfen und als Bettler (St. Alexius) für immer aus ihrem Vaterlande wichen. Retten kann man die hinsiechende alte Welt nicht mehr, weder mit dem Belagerungsstande, noch mit der Republik, weder mit Hinrichtungen, noch mit Wohlthaten. Fata urgent, orbis ruit, das Verhängniß ist nicht mehr wegzutreiben; es wird und muß nach gemeinem Calcul die eine der streitenden Parteien vollkommen untergehen, Socialismus oder Monarchie.

War einst die Secte der Nazarener, die mit den energischen und — wie es den Heiden schien*) — halbwahnsinnigen Reden ihrer „Pierre Leroux's und Proudhon's" aus Judäa nach Rom gekommen ist, dem Flamen Dialis und den kaiserlichen Quiriten vielleicht weniger verhaßt und weniger zurückstoßend, als unseren Bischöfen und Optimaten die neue Gesellschaftslehre und das neue Kirchenthum? Und doch ist das gewaltige Kaiserthum mit dem Goldpalast der Cäsarn unter den Schlägen der armen, verachteten, proletarischen Christenpropaganda machtlos zu Boden gesunken. Aber wo sind die neuen Christen, die sich zum Anbauen, wo die Lava und die Barbaren, die sich zum Niederreißen des alten Occidents in Bewegung setzen? Diese Lava, die sich unter der Erde bewegt, diese Barbaren, diese Nazarener,

*) Acta Apost. XXVI, 24.

welche die alte Welt ſchließen ſollen, ſind viel näher, als man glaubt. „Jene ſind es, die vor Hunger, Kälte und Müdigkeit über unſeren Häuptern und unter unſeren Füßen, in den Manſarden und Kellern ſterben, während die „„Gutgeſinnten““, die Hof-Philoſophen und Staatskünſtler bei üppigem Mahle den Stab über freies Chriſtenthum und ſocialiſtiſche Ideen brechen. Möglich wäre es indeſſen doch, und ſelbſt unſer Ruſſe leugnet es nicht, daß das alte, blinde und energieloſe Europa mit ſeiner Routine und ſeiner Abgelebtheit den Socialismus doch noch bewältige und als ein zweites Byzanz ſich in langjähriger Apathie hinſchleppen könne, die Entwickelung, die Zukunft, die Thätigkeit aber anderen Völkern überlaſſe. Sogar ein Drittes will man nicht ganz in Abrede ſtellen: das Chaos eines allörtlichen Kampfes ohne entſcheidenden Sieg von der einen oder der andern Seite, das trübe Wirrſal eines allgemeinen Aufſtandes und Gährens im Occident, was endlich zur Erſchlaffung aller ſittlichen Kraft, zum Deſpotismus, zur Schreckensherrſchaft und zur Vertilgung führen müßte. Unſerer Meinung nach hätte bei der ungefähr gleichen Mächtigkeit der ſich gegenſeitig im Kampfe abmühenden Kräfte dieſe letztere Wendung der Dinge in Europa beinahe die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich, weil ſie von allen dreien die trübſeligſte, die verderblichſte und verzweiflungsvollſte iſt. Was der abendländiſche Mittelſtand an Rechten und an Freiheit in jahrhundertlanger Arbeit und Anſtrengung errungen hat, das gibt er jetzt im Schrecken vor dem proletariſchen Verderben wieder bereitwillig und unverzagt zum Opfer hin. Er ſieht ein, daß er nicht einmal auf dem legitimen Boden eines Polignac und Guizot ſtehen kann, er geht mit dem Bewußtſein bis in die Zeiten der Bartholomäusnacht, des dreißigjährigen Krieges und des Edictes von Nantes zurück, hinter welchen

man Barbarei, Zerfall, neue Völkergruppen und ſchwache Anfänge einer kommenden Welt verſpürt.

In Zeiten ſo großer Trübſal zu leben iſt ein herbes Loos, und wahrhaft zu beneiden iſt, wer immer im Kampfe gegen die Schlechtigkeit des Jahrhunderts die Bürde des Daſeins rühmlich und herzhaft abgeworfen hat. Preiſen wir auch nicht mit dem jammervollen Oedipus *un φύναι* „ungeboren ſein“ — als das größte Glück, ſo fühlt doch Jedermann, daß, wer frei denkt und ſich vor der Gewalt nicht beugen will, ſchon jetzt in Europa keine Zuflucht hat, ausgenommen das Verdeck eines Schiffes, welches nach der neuen Welt unter Segel iſt. Indeſſen, wenn auch das weſtliche Europa mit der ſocialen Umgeſtaltung nicht zu Stande kommt, ſo gibt der neue Anacharſis das Heil der Menſchheit doch noch nicht verloren. Wenn wir es nicht vermögen, werden ſich andere Länder umgeſtalten, und es ſeien für dieſe ſociale Verwandlung (das iſt die Hauptthеſis der ganzen Schrift) bereits vorbereitete und ſich vorbereitende Schauplätze vorhanden, von welchen der eine (Nordamerika) in Jedermanns Sinn und Gedanken liege, der andere aber, voll Kraft und auch voll Wildheit, von den Europäern nur wenig oder ſchlecht verſtanden ſei. Daß aber mit dieſem anderen ſchon vorbereiteten oder ſich erſt vorbereitenden, von Europa ſo wenig und ſo ſchlecht gekannten Schauplatze im Sinne des Verfaſſers auf Rußland hingedeutet werde, iſt ohne nähere Bezeichnung klar. Um dieſe Lücke unſerer politiſchen Weltkunde auszufüllen und die Abendländer über Natur und Weſen des Ruſſenvolkes und ſeiner Miſſion eines Beſſeren zu belehren, hat der Unbekannte hauptſächlich das Sendſchreiben an G. Herwegh mit der kleinen Beigabe an G. Mazzini eingeflochten. Aengſtlichen Gemüthern mögen freilich die beiden Demokratennamen allerlei zu bedenken geben. Indeſſen liegt gerade in dieſem Theile des

Buches das Wichtigſte für alle jene Leſer, welche nützlicher Belehrung vor ſchwermüthiger und verzweiflungsvoller Metaphyſik den Vorzug geben. „Wir Ruſſen, ſagt er, ſind ſittlich freier als die Europäer, nicht nur, weil uns die großen Erlebniſſe der weſtlichen Entwicklung nicht unterjocht haben, ſondern auch, weil wir von unſerer eigenen Vergangenheit unbehelligt ſind“:

Dich ſtört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Die meiſten Leſer wiſſen, wie das alte Rußland der Rurikfürſten mit ſeiner ganzen normaniſch-ſlaviſchen Cultur unter Zucht und Herrſchaft der goldenen Horde vollkommen abgeſtorben, aus dem Moder der Mongolen-Chane aber das gefürchtete Rußland unſerer Tage als eine neue, von der Vorzeit völlig unabhängige Schöpfung hervorgegangen iſt. Dieſes Rußland lachte vor bald dreißig Jahren und berechnete nüchtern ſein Haben und Sollen, während die Völker des Occidents für die „claſſiſchen Hellenen“ ſchwärmten und bethört von ſcholaſtiſchen Reminiſcenzen alle geſunde Politik verließen und an die Auferſtehung der alten Republiken von Athen und Sparta glaubten. Die Ruſſen! die Ruſſen! rufen heute die einen aus Furcht, die anderen in freudiger Hoffnung, alle aber im dunkeln Vorgefühl, daß die Löſung der großen, geſellſchaftlichen Frage und die Regierung der europäiſchen Zukunft überhaupt nicht mehr von uns ſelbſt abhänge, ſondern in die Hände unſerer öſtlichen Dränger gegeben ſei. Aber wer ſind dieſe Ruſſen? was wollen ſie? was bringen ſie, dieſe Halbbarbaren, deren jugendliche Kraft in Europa ſo höchlich geprieſen ward in jenem Kampfe, aus dem ſie als Sieger über Napoleon hervorgegangen ſind? Auf dieſe Fragen gründlich zu

antworten, meint der Verfaſſer, habe das Abendland in ſtolzer Selbſtgenügſamkeit bisher nicht für nöthig gehalten. Jetzt ſeien aber Lage und gegenſeitiges Verhältniß weſentlich verſchieden; das vornehme Ignoriren ſtehe den „Europäern“ nicht mehr gut, und wir würden durch fortgeſetzte Ruſſenverachtung jetzt auch nicht mehr das Bewußtſein der geiſtigen Superiorität, ſondern nur die komiſchen Anmaßungen eines caſtilianiſchen Hidalgo zeigen, deſſen Stiefel ohne Sohlen und deſſen Mantel voll Löcher ſind. Dieſes Ruſſenurtheil über die weſtlichen Zuſtände wäre freilich nicht ganz im Einklang mit dem, was ein erlauchter Erzherzog und der beredte Schmerling im Frankfurter Parlament ſo oft über „Größe, Ehre und Freiheit“ Deutſchlands geſprochen haben! Die Ruſſen wiſſen zwar, daß ſie zu Hauſe ſelber Knechte ſind, glauben deswegen aber doch nicht mehr an einen freien Occident, ja ſie meinen ſogar, daß Europa ſelbſt ohne ein freies Rußland niemals die Freiheit erringen könne. Das Wort iſt zwar kühn, beſonders den kleinen und kurzſichtigen Mäklern gegenüber, welche jetzt in Europa überall als Staatsmänner und rettende Paladine die Geſchäfte führen. Für die Zeitgenoſſen des großartigen Aufſchwunges von 1812—1815 aber hat Anonymus nicht zu viel geſagt. Oder war etwa nach Napoleons Fall und nach dem erſten Pariſer Frieden das Schickſal dieſes Welttheiles und gewiſſermaßen des ganzen menſchlichen Geſchlechts nicht einige Monate lang in der Hand des Kaiſers Alexander? Man hat aber, wie wir Alle wiſſen, den kurzen, günſtigen und gewiß nie mehr wiederkehrenden Augenblick, Europa nach den Grundlagen der Gerechtigkeit und der ächten Staatskunſt einzurichten und den Schlund des Aufruhrs auf ewig zu verſchließen, aus Bosheit, aus Kleinmuth oder aus Thorheit verſäumt und durch unverantwortlichen Gebrauch einer allmächtigen Gewalt alle die Uebel und das Unheil verſchuldet, das ſeit

jener unglücksvollen Zeit über Europa gekommen iſt und noch kommen wird. Ein weiſes, glückliches und gerechtes Regiment findet man nur in der Fabelwelt; in der Wirklichkeit war es noch niemals da und Viele zweifeln ſogar, ob ein ſo großer Segen unter Menſchen, wie wir ſind, je auch nur möglich ſei. Daß ein tückiſches und rachſüchtiges Verhängniß über unſer Geſchlecht waltet, wurde erſt in jener unglückſeligen Epoche den Meiſten klar.

Der Verfaſſer indeſſen iſt noch billig genug, die Schuld der Erniedrigung Rußlands, die verfehlte Weltreform und das öffentliche Unglück überhaupt nicht auf Alexanders Schwäche und Verblendung allein zu laden. Der Czar hat am Morde Polens und der abendländiſchen Freiheit bekanntlich Mitſchuldige, die wir nicht zu nennen brauchen und auch nicht nennen wollen. Selbſt das bourboniſtiſche Frankreich bettelte um Czarengunſt zu St. Petersburg, und das „große Deutſchland“, damals wie jetzt von ruſſiſchen Geſchäftsträgern und von jenem Proconſul des Czaren beherrſcht, der den Titel eines Königs von Preußen führt, ſpielte Rußland gegenüber freiwillig die Rolle, zu deren Uebernahme man jetzt nur mit Anwendung offener Gewalt die Unterdonauprovinzen gezwungen hat. Die ſchmachvollen Vorgänge im letzten Jahre zu Rom und Paris hätten im Bunde mit den preußiſchen Metzeleien zu Raſtatt im Andenken der Europäer die Einnahme Warſchau's bereits in den Hintergrund gedrängt, und der Verfaſſer gewinnt auf unſere occidentaliſche Schlechtigkeit hin wieder eine ſo gute vortheilhafte Meinung von ſeinen Ruſſen, daß er im Gegenſatze zu Napoleons bekanntem Spruch ſogar das Dictum wagt: „Man könne in Europa zugleich republikaniſch und koſakiſch ſein.“

Ein Volk, welches die Keime zur künftigen Wiederherſtellung und Erneuerung des verfallenden Occidents in ſeinem Buſen

trägt, ſoll doch gewiß Gegenſtand unſerer lebhafteſten Wißbegierde ſein. Neben vielen anderen Gebrechen und Unzulänglichkeiten wälzt der ruſſiſche Anonymus auch noch die Sünde verdammungswürdiger und beinahe läppiſcher Unkunde abendländiſcher Rettungsmittel auf unſere Schultern. Tauſendjähriger Nachbarſchaft ungeachtet, ſeien ſechzig Millionen Ruſſen und ihre Lebensweiſe in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts für Europa eine unerhörte Neuigkeit. Guſtine (1842) und Haxthauſen (1847) ſeien im Grunde die einzigen Europäer, die ſich in neueſter Zeit gründlich und ernſthaft um ruſſiſche Zuſtände bekümmert hätten. Nach Guſtine, der ſeine Blicke überall nur auf die oberſte Schichte der Geſellſchaft heftete, um Volk und Nationalliteratur ſich aber gar nicht kümmerte, wäre der Hof in Rußland Alles. Da liege der Schlüſſel für die Vergangenheit Rußlands und der Keim ſeiner Zukunft, die lebenſchaffende Monade des ruſſiſchen Staates. Dagegen ſagt Haxthauſen: „Jede ländliche Commune iſt in Rußland eine kleine Republik, die ſich rückſichtlich ihrer inneren Angelegenheiten ſelbſt regiert, die weder perſönliches Grundeigenthum noch Proletariat kennt, und folglich einen Theil der ſocialiſtiſchen Utopien ſchwärmeriſcher Staatskünſtler zu einer längſt verwirklichten Thatſache erhoben hat; hier verſteht man nicht anders zu leben und hat auch niemals anders gelebt.“ Das belebende Princip des ruſſiſchen Volkes habe Haxthauſen begriffen, nebenher aber doch nicht eingeſehen, daß eben die negative Seite des Communal-Lebens die Petersburger Reaction hervorgerufen habe, d. h. ohne das vollkommene Aufgeben der Perſönlichkeit in der Commune wäre die Möglichkeit der Autokratie ſelbſt in Rußland nicht gegeben. Im Gegenſatze zu Guſtine und ſelbſt zu Haxthauſen ſcheint dem helleſehenden Verfaſſer, daß [redacted] im ruſſiſchen Leben etwas gibt, was höher als die Commune und kraftvoller als die Macht des Hofes iſt. Dieſes Etwas

läßt ſich aber ſchwer in Worte faſſen und iſt noch ſchwerer mit dem Finger anzudeuten. Es wird hier jene innere, ſich ihrer ſelbſt nicht ganz bewußte Kraft bezeichnet, welche das ruſſiſche Volk unter dem Joche der mongoliſchen Horden und der deutſchen Büreaukratie, unter der orientaliſchen Knute eines Tataren, wie unter dem occidentaliſchen Corporalſtocke ſo wunderbar erhielt; jene innere Kraft, welche die offenen und ſchönen Geſichtszüge und den lebendigen Verſtand des ruſſiſchen Bauers unter der erniedrigenden Zucht der Leibeigenſchaft bewahrt; jene Kraft, welche auf den kaiſerlichen Befehl ſich zu civiliſiren, nach einem Jahrhundert mit der coloſſalen Erſcheinung eines Puſchkin geantwortet hat; jene Kraft endlich und jenes Selbſtvertrauen, welches in jeder Ruſſenbruſt lebendig iſt. Dieſe Kraft, meint der Verfaſſer, hat außer allen Formen und gegen alle Formen das ruſſiſche Volk und deſſen unerſchütterlichen Glauben an ſich ſelbſt aufrecht erhalten. Nicht der Hof alſo, nicht die ländliche Commune, ſondern die Volkskraft iſt in Rußland Alles! Indeſſen ſieht der Leſer wohl ſelbſt, und Anonymus geſteht es auch redlich ein, daß in der Hauptſache doch Herr v. Haxthauſen vollkommen recht geſehen habe: die ſociale Einrichtung der ländlichen Commune in Rußland iſt eine ebenſo große Wahrheit, als die ausgeprägteſte knechtiſche und autokratiſche Organiſation des Staatsganzen.

Aber was iſt denn eigentlich dieſe ländliche Commune, dieſe ewige und unzerſtörbare Unterlage der ruſſiſchen Volkskraft? Die ländliche ruſſiſche Commune beſteht ſeit undenklichen Zeiten und iſt bei allen ſlaviſchen Volksſtämmen ungefähr dieſelbe. Wo man ſie nicht mehr findet, da iſt ſie dem germaniſchen Einfluß erlegen. Bei den Serben, Bulgaren und Montenegrinern, wie überhaupt in dem vollkommen ſlaviſirten „illyriſchen Dreieck“, beſteht ſie noch reiner und urſprünglicher, als ſelbſt in Rußland.

Die ländliche Commune iſt der Eigenthümer, die zu beſteuernde Perſon, ſie iſt der Staatsgewalt gegenüber verantwortlich für Alle und für Jeden, und deswegen autonom in Allem, was ihre inneren Angelegenheiten betrifft. Das Land gehört der Commune und nicht den einzelnen Mitgliedern; dieſen letzteren ſteht das unantaſtbare Recht zu, ſo viel Land zu haben, als jedes andere Mitglied innerhalb derſelben Commune beſitzt; dieſes Land wird ihm als lebenslänglicher Beſitz gegeben; er kann und braucht es auch nicht zu vererben. Sein Sohn, ſobald er großjährig wird, hat das Recht, noch bei Lebzeiten des Vaters von der Commune Land zu fordern. Mit der Kinderzahl wächſt auch der von der Commune bewilligte Landbeſitz, welcher nach dem Tode des lebenslänglichen Eigenthümers wieder an die Gemeinde zurückfällt. Geben alte Leute, was oft geſchieht, ihre Grundſtücke noch bei Lebzeiten zurück, ſo erlangen ſie dagegen das Recht, keine Steuern zu bezahlen. Durch zeitliche Abweſenheit verliert der Bauer keineswegs ſein Recht auf Grundbeſitz. Nur durch Vertreibung aus der Gemeinde erliſcht ihm dieſes Recht, und die Commune iſt zu einem ſolchen Beſchluſſe nur bei Stimmeneinheit befugt, was natürlich nur in äußerſten Fällen einzutreten pflegt. Wird dagegen der Bauer auf ſeinen Wunſch aus dem Communalverbande entlaſſen, ſo iſt natürlich auch ſein Landbeſitz verwirkt; er iſt dann nur berechtiget ſein Mobiliarvermögen mitzunehmen, und ſelten erlaubt man ihm, über ſein Haus zu verfügen, oder es fortzuſchaffen. In dieſer Weiſe iſt das ländliche Proletariat in Rußland eine Unmöglichkeit. Jeder, der Land in der Commune beſitzt, d. h. jeder Großjährige und Beſteuerte hat Sitz und Stimme in den Communal-Angelegenheiten. Der Vorſteher und ſeine Beiſitzer werden in einer allgemeinen Verſammlung gewählt; in derſelben Weiſe entſcheidet man die Streitfragen zwiſchen den verſchiedenen Communen, theilt

das Land und repartirt die Steuern, wobei der thätige Arbeiter, d. h. der Arbeiter, welcher Land zum Gebrauche hat, als Einheit gilt.

Der Vorſteher einer ſolchen ländlichen Commune hat eine große Gewalt über jedes einzelne Mitglied, aber nicht über die Commune ſelbſt. Sobald dieſe nur einigermaßen zuſammenhält, kann ſie der Macht des Vorſtehenden ſehr gut das Gleichgewicht halten, ja ihn ſelbſt nöthigen, ſeine Stelle niederzulegen, wenn er ſich ihren Wünſchen nicht fügen will. Der Kreis ſeiner Thätigkeit iſt übrigens ganz adminiſtrativ, alle Fragen, welche die gewöhnlichen Polizeigrenzen überſchreiten, werden entweder nach feſtſtehenden Gebräuchen, nach dem Rathe der Aelteſten, oder am Ende durch die allgemeine Verſammlung entſchieden.

Jeder Ruſſe, der nicht Städter und nicht von Adel iſt, muß zu einer ländlichen Commune gehören und folglich iſt auch die Zahl der Stadtbewohner im Verhältniß zur Landbevölkerung eine äußerſt geringe. Im Grunde iſt Rußland ein Bauernſtaat, wie das alte welterobernde Rom. Auch die größte Zahl der ſtädtiſchen Arbeiter gehört den armen, ländlichen Communen, beſonders ſolchen an, die wenig Land beſitzen. Von dieſen Arbeitern gehen die einen nur für den Winter in die Städte, andere bleiben dort Jahre lang und bilden unter ſich große Arbeiter-Aſſociationen, gleichſam die mobiliſirte ruſſiſche Commune. Sie gehen von Ort zu Ort (alle Gewerbe ſind in Rußland frei) und vermehren ſich manchmal bis zu einigen Hunderten, ja bis zu Tauſend; ſo z. B. die Zimmerleute und Maurer in Petersburg und Moskau, die Fuhrleute auf den großen Landſtraßen. Der Ertrag ihrer Arbeit wird von gewählten Vorſtehern verwaltet und nach dem Urtheil Aller vertheilt. Die ſchändlichſte Geiſel der ruſſiſchen Commune ſind die auf keinem geſetzlichen Grunde ruhenden und nur durch unſittliche Uebereinſtimmung mit der Regierung ge-

ſtützten Rechte der adeligen Gutsherren, denen nahezu der dritte Theil der Bauern angehört. Indeſſen hat dieſes Verhältniß nach der Meinung des Verfaſſers, trotz der ſchamloſeſten Willkür des Adels, auf die Commune doch keinen großen Einfluß ausgeübt. Der Gutsherr kann allerdings ſeine Bauern auf das Minimum der Erde reduciren, er kann für ſich das beſte Land wählen, er kann ſeine Ländereien und dadurch die Arbeit des Bauern vergrößern, er kann die Steuern vermehren; aber er kann den Bauern das zu reichende Land nicht abſchlagen, und das der Commune einmal zugeſtandene Land bleibt vollſtändig unter der Verwaltung derſelben, die auf der nämlichen Unterlage beruht, wie die für das freie Land; der Gutsherr miſcht ſich nie in ihre Geſchäfte. Man hat Beiſpiele gehabt, daß die Gutsherren die europäiſche Parzellirung des Landes und das Privateigenthum einführen wollten. Dieſe Verſuche rührten meiſtens von dem Adel der Oſtſeeprovinzen her, der in das Innere des Reiches gezogen war; ſie mißlangen aber alle und endeten zumeiſt mit dem Morde der Gutsherren, oder mit dem Verbrennen ihrer Schlöſſer, dem nationalen Mittel des ruſſiſchen Bauern, ſeine Proteſte zu erklären. Dieſe Handlungen grauſamer und verzweiflungsvoller Selbſthülfe ſind in Rußland ſo gewöhnlich, daß nach officiellen Angaben ſchon vor der letzten Revolution von 1848 in jedem Jahre durchſchnittlich ſechzig bis ſiebenzig Gutsherrn von ihren Bauern erſchlagen wurden. Die ländliche Communaleinrichtung iſt mit Natur und Weſen des ruſſiſchen Volkes ſo innig verwachſen und zugleich für gemeinſames Wohlbefinden ſo gedeihlich, daß ausländiſche Coloniſten ſie in ihren neubegründeten Niederlaſſungen häufig als Muſter nahmen. Dieſe ländliche Commune iſt in Rußland unmöglich anders zu brechen, als wenn ſich der Autokrat entſchließt, einige Millionen Menſchen nach Sibirien zu deportiren, oder hinzurichten. Die ſchauderhafte Geſchichte der

Einführung der Militärcolonien hat gezeigt, was der ruſſiſche Bauer iſt, wenn man ihm ſeine letzte feſte Burg nehmen will. Der liberale Alexander mußte die Dörfer im Sturm nehmen, die Erbitterung der Bauern ſteigerte ſich bis zu einer Wuth, wie man ſie nur einſt in Numantia und in Jeruſalem ſah; ſie tödteten ihre Kinder, um ſie den unerträglichen, mit Waffengewalt aufgedrungenen Einrichtungen zu entziehen.' Durch die Greuelthaten und Metzeleien einer über den Widerſtand wüthenden Regierung wurde doch nichts erreicht, und der blutige Aufſtand in der Staraia Ruſſa im Jahre 1831 hat gezeigt, wie wenig ſich das unglückliche Volk zähmen läßt. Die Staatsgewalt unterdrückte zwar den Aufſtand, fügte ſich aber in die Nothwendigkeit und hat wohl den Namen, nicht aber die Sache als Erſatz erhalten.

Die Europäer mit ihrer claſſiſchen Vorwelt und mit ihrem ganzen prätentiöſen Staatswiſſen ſchämen ſich, daß die „Halbwilden" an der Wolga bei ihrer Unwiſſenheit in den ſchönen Künſten und in der alten Literatur doch bürgerliche Einrichtungen von auslangenderer Bürgſchaft beſitzen ſollten, als ſie ſelbſt. Deswegen ſagen ſie gerne, mit der wachſenden Geſittung der Ruſſen werde dieſe Communaleinrichtung ſo gut und ſo unfehlbar verſchwinden, als ſie einſt bei den Germanen nach ihrem Uebergang in die chriſtlich-romaniſche Welt verſchwunden ſei. Die Möglichkeit einer ſolchen Zukunft der ruſſiſchen Volksentwicklung leugnet aber Anonymus mit der Bemerkung, daß die altgermaniſche Commune zwei Staatsideen begegnet ſei, die dem communalen Leben vollſtändig entgegengeſetzt waren, dem Feudalismus und dem römiſchen Recht. Dieſe antinationale Civiliſation des Feudalismus und des römiſchen Rechts ſei aber jetzt bei den weſtlichen Europäern in voller Auflöſung und in gänzlicher Unmöglichkeit, von ihren Principien aus den Widerſpruch

zwiſchen dem Rechte des Individuums und dem Rechte der Geſellſchaft zu löſen. Was der Moskauiſche Czarismus und die europäiſirte Autokratie der Petersburger Imperatoren unangetaſtet gelaſſen habe, oder nicht zu brechen vermochte, wie ſoll und könnte ein ſolches Inſtitut vor der modernden und hinſterbenden Cultur der germano-romaniſchen Welt in Trümmer gehen? Den Ruſſen wäre es viel leichter, die unnatürliche, gar nicht im Volke wurzelnde kaiſerliche Verwaltung, als die Commune zu verlieren. Ein Geſetz, das im Anfang dieſes Jahrhunderts erſchien, gibt den Communen, die ſich vom Adel befreien, das Recht, ihr Land nach europäiſchen Principien zu vertheilen. Es iſt aber noch kein Fall vorgekommen, daß die emancipirten Bauern von dieſem Rechte hätten Gebrauch machen wollen. Wird aber, ſagen andere Gegner, bei dieſer beſtändigen Theilung des Ackergrundes das Communalleben nicht endlich ſeine natürliche Grenze in der Vermehrung der Bevölkerung finden? Auch dieſer Einwurf gegen die Zukunft der ruſſiſchen Communalglückſeligkeit iſt nur von ſcheinbarem Gewicht und wird durch die einfache Antwort beſeitigt, daß Rußland noch für ein ganzes Jahrhundert Land beſitzt, und daß nach hundert Jahren die brennende Frage des Beſitzes und Eigenthums in der einen oder anderen Weiſe gelöſt ſein wird. Ueberdies geben die Befreiung der adeligen Güter, wie die Möglichkeit des Uebergangs aus ungleich bevölkerten Provinzen noch bedeutende Mittel an die Hand. Nur den Einwand, daß bei dieſem loſen Beſitze ſich die Cultur des Landes gar nicht entwickeln und ſteigern könne, weil der zeitliche Beſitzer nur auf größtmögliche Ausbeutung denke, vermag Anonymus nicht genügend zu widerlegen, gibt aber zu bedenken, daß die Verbeſſerung des Landes in der occidentaliſchen Weiſe des Beſitzes die Mehrheit der Bevölkerung ohne ein Stück Brod laſſe, und daß die Bereicherung einiger Pächter und die künſtliche

Entwickelung des Landbaues keinen gleichmäßigen und genügenden Ersatz für die schreckliche Lage des hungernden Proletariats bieten könne.

Daß der Moskauische, nach dem Vorbilde der byzantinischen Autokraten und der Mongolenchane gebildete Czarismus das zerstückelte Rußland der Rurikfürsten in eine stumme Centralisation umschuf und durch Beseitigung der öffentlichen und mündlichen Gerichtsverhandlungen mit Geschworenen, und durch Abschaffung des Rechtes freier Versammlungen in den Städten das russische Volksleben in den höheren Sphären nach und nach erstickte und nur die ländliche Commune nicht zu überwinden vermochte, ist bekannt und ward zum Theil auch schon oben angedeutet. Indessen mangelte im Czarischen Rußland, wie in der ländlichen Commune überhaupt vollständig das zum Wachsthum überall nöthige Ferment, der Protest, die unruhige Minorität, das Princip der Bewegung. Dieses Ferment, dieser Protest, diese rebellische Persönlichkeit erschien — und zwar auf dem Thron als Peter I. Die Communaleinrichtung — das wird selbst unser Anonymus nicht leugnen — hat durch ihre Unbeweglichkeit das russische Volk eingeschläfert, bis am Ende der fürstliche Reformator einen Theil der Nation „in grober Weise" erweckte. Peter I. hat die geheime Kraft seines Volkes begriffen und zugleich den Hemmschuh erkannt, der die Entwickelung dieser Volkskraft hinderte. Er entschloß sich mit der Energie eines Revolutionärs und mit der Hartnäckigkeit eines Autokraten den ganzen alten Wandel in Sitten, Gebräuchen, Gesetzgebung, kurz, im ganzen Staatsorganismus abzubrechen. Allein die Hälfte der ausländischen Formen, die er nach Rußland verpflanzte, war dem Geiste des russischen Volkes völlig entgegengesetzt. Peter I. träumte eine mächtige russische Monarchie, aber er hatte keine Achtung vor dem Volke. Er schränkte nicht nur die Czarengewalt nicht ein,

ſondern vergrößerte ſie noch, indem er ihr alle Mittel des europäiſchen Abſolutismus gab und alle Schranken, welche bisher von Sitten und Gebräuchen errichtet waren, niederriß. Peter I. behielt, indem er ſich unter die Fahnen der Civiliſation ſtellte, dennoch aus der Vergangenheit, die er negirte, die Knute und Sibirien für jede Oppoſition, für jedes muthvolle Wort, für jede freie That. Stelle man ſich nun die Verſchmelzung des Moskauiſchen Czarismus mit den deutſchen Kanzleiregierungen, mit dem Inquiſitionsproceſſe aus dem preußiſchen Militärcodex vor, und man wird begreifen, wie die kaiſerliche Gewalt in Rußland die römiſche und ſelbſt die byzantiniſche noch weit hinter ſich gelaſſen habe.

Das „unraſirte" Rußland, ſcheinbar ſich Allem fügend, hat weſentlich nichts von dieſer Reform angenommen. Peter I. fühlte dieſen paſſiven Widerſtand, vergrößerte die Rechte des Adels und machte durch Verſchärfung der Leibeigenſchaft den erſten Verſuch, den abgeſchmackten Verhältniſſen zwiſchen Volk und Adel legalen Boden zu geben. Von dieſer Zeit an zog ſich der ruſſiſche Bauer noch ſcheuer in ſeine Commune zurück, und ging, wie ſich Anonymus ausdrückt, nicht anders aus ihr heraus, als ſich mißtrauiſch umblickend und ein Kreuz ſchlagend. Er hörte auf, die Regierung zu begreifen, er ſah im Polizeibeamten und Richter einen Feind, er ſah im Grundherrn eine rohe Macht, gegen welche er nichts ausrichten konnte; von jetzt fing er an jeden Verurtheilten unglücklich zu nennen, unter dem Eide zu lügen und Alles zu verneinen, wenn er von einem Menſchen gefragt wurde, der in einer Uniform ſteckte und ihm als der Repräſentant der deutſchen Regierung galt. Hundertfünfzig Jahre haben ihn nicht nur nicht mit der neuen Ordnung der Dinge verſöhnt, ſondern ſogar noch weiter davon entfernt. Der ruſſiſche Bauer hat viel ertragen, viel gelitten, er leidet jetzt noch

viel, aber unberührt von der weſtlichen Cultur und von Europa's Greiſenthum iſt er geblieben, was er Anfangs war. Zerſtückelt in kleine, unter ſich ſelbſt abgeſchloſſene Communen, zerſtreut über einen großen Abſchnitt des Erdballes, fand er die Mittel eines paſſiven Widerſtandes und die Kraft des Charakters für ſeine Selbſterhaltung. Er beugte ſein Haupt tief, und das Unheil ſchritt häufig, ohne ihn zu berühren, über ihn hinweg. Das iſt der Grund, weswegen ſeiner Lage ungeachtet der ruſſiſche Bauer ſo viel Kraft, Gewandtheit, Verſtand und Schönheit beſitzt, daß er in dieſer Hinſicht Cuſtine und Haxthauſen in Erſtaunen ſetzte.

Man redet zwar viel von unverſchämter Spitzbüberei, von religiöſem Fanatismus des ruſſiſchen Bauers und von der Idololatrie, welche er mit dem kaiſerlichen Throne treibt. Anonymus leugnet zwar nicht, daß ſich etwas dergleichen im ruſſiſchen Volke findet, entſchuldigt aber dieſe Mängel mit ihrer Allgemeinheit unter allen Nationen, mit der Ignoranz der Maſſen und mit ihrer Armuth. Dagegen erklärt er es für ganz wahr, daß der ruſſiſche Bauer überall, wo er kann, den Edelmann und den Beamten betrügt, die ihn ihrerſeits nur deshalb nicht betrügen, weil ſie es viel einfacher finden, ihn zu plündern. Seine Feinde in dieſer Weiſe zu hintergehen, heißt in Rußland, wie jetzt in Hellas „Verſtand haben“. Unter ſich ſind dagegen die ruſſiſchen Bauern ehrlich und treuherzig, und zwar in einem ſolchen Grade, daß ſie bei den wichtigſten und belangreichſten Verhandlungen über Mein und Dein untereinander niemals ſchriftliche Contracte aufſetzen und derartige Proceſſe zu den größten Seltenheiten des ruſſiſchen Volkslebens gehören.

Der ruſſiſche Bauer iſt abergläubiſch aus Unwiſſenheit, aber er iſt gleichgültig gegen die Religion, die er eigentlich gar nicht kennt. Denn in Rußland, wie Jedermann weiß, wird nicht

gepredigt, und vom zehnten Jahrhundert bis auf Peter I. herab iſt nur Ein volksthümlicher Kanzelredner bekannt, und dieſem wurde von dem Patriarchen Stillſchweigen auferlegt. Der gemeine Ruſſe beobachtet genau die äußeren kirchlichen Gebräuche, um die Sache abzumachen: er geht des Sonntags zur Meſſe, um ſechs Tage nicht mehr an die Kirche zu denken. Die Geiſtlichen ſelbſt verachtet er als Faullenzer und habſüchtige Menſchen, die auf ſeine Koſten leben; alle Volkszoten und Gaſſenhauer haben als Heroen des Lächerlichen und Verächtlichen ſtets den Pfaffen, den Diaconus oder ihre Frauen. Eine Maſſe von Sprichwörtern bezeichnet die Gleichgültigkeit der Ruſſen in religiöſer Hinſicht und den abſoluten Mangel jenes wilden Fanatismus, dem wir in Belgien und in Luzern begegnen. Ebenſo wenig iſt von der kalten und hoffnungsloſen Strenggläubigkeit der jeſuitiſch oder calviniſtiſch erzogenen Völkerſchaften in Rußland irgend eine leiſe Spur zu finden. Im andächtleriſchen München werden ſie es dem ſchismatiſchen Anonymus freilich übel nehmen, wenn er das religiöſen Eindrücken leicht zugängliche und von Charakter ſanfte ruſſiſche Volk beſonders glücklich preiſt, daß es nicht durch den Katholicismus „corrumpirt" worden ſei. Dadurch habe es zugleich ein anderes Unglück, den Proteſtantismus, von Rußland ferne gehalten. Den Katholicismus könne man, wie gewiſſe bösartige Krankheiten, nur durch Gifte curiren, und dieſes corrigirende Gift ſei der Proteſtantismus mit jenem legalen Knechtsſinn. Als guter und eifriger Tiroler Katholik dürfen und können wir ſolche Reden nicht loben; ebenſo wenig ſind ſie aber auch auf dem Standpuncte eines Ruſſen tadelnswerth. Auffallend genug wird dem ruſſiſchen Volke auch eine thätige, zu Opfern für den Thron bereite Hingebung abgeſprochen, die Schuld aber hauptſächlich der europäiſch eingerichteten Büreaukratie beigemeſſen, durch welche das Volk der Re-

gierung entfremdet und ſeine Liebe zum Thron getödtet worden ſei. Ein dynaſtiſcher Aufſtand, wie er z. B. für den falſchen Demetrius entbrannte, ſei jetzt in Rußland durchaus unmöglich. Nach Peter I. nahm das Volk an allen Petersburger Umwälzungen gar keinen Antheil; es ſchwieg kalt und gleichgültig, weil ihm die verſchiedenen Prätendenten gleich unbekannt und dazu noch Deutſche waren. Nur 1812 zeigte ſich das ruſſiſche Volk noch einmal politiſch begeiſtert. Der Gedanke der Unmöglichkeit, im eigenen Lande beſiegt zu ſein, liegt tief im Bewußtſein des ruſſiſchen Bauern, das iſt ſeine politiſche Religion. Nicht „für den weißen Czaren und für die heilige Mutter Gottes," wie man ſagte, ſondern für die Unantaſtbarkeit des ruſſiſchen Landes ſei er kämpfend umgekommen.

Für den St. Petersburger Imperialismus wäre es ein großes Glück, wenn auch die Mittelpartei des ruſſiſchen Adels, mit dem moraliſchen Centralpunct in Moskau, die froſtige Gleichgültigkeit und Scheue des niederen Volks beſäße. Die Inſurrection von 1825 zeigte aber im Gegentheil, daß die gebildete Claſſe, jener Theil der Geſellſchaft, welcher dem von Peter I. gegebenen Impulſe conſequent blieb, die weſtlichen Brüder eingeholt hatte und dem kaiſerlichen Abſolutismus als feindliches und thatkräftiges Element entgegentrete. Das Entſetzen der Regierung war um ſo größer, als ſie auf der einen Seite alle Elemente des Adels und der Militärhierarchie in den Aufſtand verwickelt fand, und auf der anderen Seite ſich wieder erinnerte, daß ſie durch kein lebendiges Band mit dem altruſſiſch gebliebenen Volke verbunden war. Der 26. December 1825 hat alles Künſtliche, Unhaltbare und Sandige des Petersburger Kaiſerthums offenbart. Der Erfolg hing an einem Haare. Dieſen, und nur dieſen entſetzlichen Gedanken begriff jetzt die Regierung in ſeiner ganzen Bedeutung. Mißtrauiſch gegen den Adel wollte ſie ſich national

machen und machte ſich nur zur Feindin jeder Bildung. Wie Rom und Neapel, um die alten Mißbräuche aufrecht zu erhalten, wieder vor aller Welt zum ſchamloſeſten Heidenthum zurückkehren, ebenſo ſoll auch Rußland aus denſelben Gründen wieder mongoliſch und barbariſch werden. Der Terror eines Tiberius und eines Caligula ward ſeit jenem Ereigniß an der Newa nicht ſelten überboten, und die Gräuelſcenen der weſtlichen Bewegung von 1848 hat die feindliche Stellung der ruſſiſchen Regierung und ihren Grimm gegen Alles, was menſchlich und vernünftig iſt, mit neuer Kraft geſtärkt. Das demüthige und unterwürfige Gebahren der franzöſiſchen Republik hat die Anfangs durch den unerwarteten Schlag betäubte ruſſiſche Regierung ſchnell wieder zur Beſinnung gebracht, und zugleich die laute Erklärung des Autokraten hervorgerufen, daß er ſich als Vorkämpfer und Hort des monarchiſchen Princips betrachte, und folglich jene Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft in Europa herzuſtellen und zu befeſtigen gedenke, die von den beiden contrerevolutionärſten Blättern des Continents, der Neuen Preußiſchen und der Neuen Münchner Zeitung, mit einer der Sünde eigenthümlichen Geſchicklichkeit vertheidigt und angeprieſen wird. Die ganze Bildung des menſchlichen Geſchlechts, alles freie Wiſſen und Können, ja die Tugend ſelbſt mit ihren dreitauſendjährigen Errungenſchaften ſind von den europäiſchen Regierungen als revolutionär und monarchenfeindlich proſcribirt. Mit der Wiſſenſchaft und mit der Tugend, ſagt der Czar, könne man nicht regieren, und er ſei deswegen bereit, für die „Ordnung" Alles hinzuopfern. Gerade ſo hat auch Diocletian mit der großen Reactionspartei von 303 n. Chr. geſprochen, ſeinen Willen ſiegreich durchzuſetzen aber doch nicht die Kraft gehabt. Ob der Imperator Nikolaus I. in ſeinem Beginnen glücklicher und in ſeinen Hülfsmitteln mächtiger und genialer als Diocletianus iſt, kann Niemand wiſſen. Auch

wird ſtark gezweifelt, ob Baſſermann und Mathy, die Beichtiger und Rectoren des politiſchen Gotha-Glaubens, mit beſonderer Glut nach der Märtyrerkrone ihrer Ueberzeugung langen werden. Ausgemacht und ſicher iſt nur, daß jetzt im Gegenſatze zum weſtlichen, von langem Leben abgezehrten und welkenden Europa ein Volk erſcheint, deſſen Weſen noch nicht ein einziges Mal in vollem Spiele war, ein Volk, welches unter der harten äußern Rinde des Czarismus und des Kaiſerthums herangewachſen iſt; ein Volk, das bisher noch nicht an die Regierung dachte, das blind glaubte, ſich paſſiv einem fremden Willen unterwarf und nur in ſeiner ländlichen Commune für alle Zeiten eine feſte Burg bewahrte, mit der es jetzt einer ſocialen Umwälzung näher als einer politiſchen ſteht. Rußland erſcheint als das letzte Volk, noch voll von jugendlichen Forderungen an's Leben zu einer Zeit, wo die anderen Völker Ruhe wollen; es erſcheint im Uebermuthe ſeiner wilden Kraft zu einer Zeit, wo die anderen abgelebt und müde ſind. Rußlands Anſprüche auf die Zukunft ſind coloſſal und ſeine Kraft iſt durch Europa's Furcht vor derſelben anerkannt.

Zur orientalischen Frage.

Czar, Byzanz und Occident.

St. Gallen, Februar 1850.

Wie sich in Europa die Scene so plötzlich verwandelt hat! Wir sagen nicht gerade, daß sie müßig sind oder unbedeutendes verrichten. Im Gegentheil, es knistert, prasselt und gellt in Europa wohin man immer sieht. Sie „glaseln", sie unterzeichnen Kriegssentenzen, erlassen Steckbriefe, haben „Inspirationen" von oben und schreiben Civilisten-Multiplications-Exempel im neuen „Sonntagskaiser". Im Allgemeinen — wir leugnen es nicht — mag das alles nützlich, geistreich und respectabel sein, aber melancholisch ist es in diesem Augenblick, und nicht Jedermann achtet auf das kleine Spiel. Von dem großartigen Schauspielerpomp der beiden letzten Jahre sind auf der tragischen Bühne nur drei Acteure handelnd zurückgeblieben: der Czar, der jugendliche Chalife in Stambul, und die Königin Victoria mit den „hölzernen Mauern" von Albion. Die übrigen, scheint es, haben vorerst ihre Rollen ausgespielt, und sind ohne viel Applaus heimlich und beschämt hinter die Coulissen zurückgetreten. Horchet nur, das Befehlwort des Autokraten, der kriegerische Päan der Osmanli und die rollenden Donner Großbritanniens, ihr Europäer, das ist für dieses Jahr eure Carnevalsmusik! Deutschland seit Jahrhunderten an Demuth und Geringschätzung gewöhnt, findet sich noch am leichtesten in die neue Ordnung.

und erträgt, wenn auch nicht mit philosophischem Gleichmuth, doch mit Geduld und Resignation sein herbes Loos. Ob aber und wie lange das kriegerische und bewegliche Volk an der Seine die Livree der Dienstbarkeit und der „Ordnung", wie es Herr Thiers nennt, auf seinen Schultern sehen könne, ist noch ungewiß. Wenn es aber dem „weißen Chan an der Newa" Vergnügen macht:

„allzeit der erste zu sein und zu ragen über die andern",

so preiset ihn glücklich, er ist am Ziel seiner kühnsten Wünsche angekommen. Europa liegt zu seinen Füßen. Was will man mehr?

Wie ein zweiter Attila hat der Czar Könige zu seinen Dienern, und weiland Fürsten verrichten Knechtesdienste um den neuen Dschingis-Chan*). Der Czar ist aber nicht eine Person, daß Ruhm und Majestät der Russenmacht mit ihm erblühe und verwelke, wie bei Alexander, bei Carolus Magnus, bei Tamerlan und Napoleon. Der Czar ist eine Idee, wie der römische Pontifex, und nur wo sich die Nothwendigkeit mit dem Genie verbündet, kann Großes und Dauerhaftes gegründet werden. Julius Cäsar, der Prophet von Mekka, Gregor VII. und Peter I. wurden noch von keinem Gesetzgeber und von keinem Staatenheros je übertroffen. „L'abbiamo, fra Macedonio", sagte Ganganelli, als er zuerst die Wirkung seiner Bulle von 1773 in den Eingeweiden empfand. Und hat Ganganelli's Katastrophe etwa den Vatican zerstört? Nenne man sich im tauriſchen Palast Nikolai oder Konstantin, das Czarthum dauert, wie das apostolische Vicariat in Rom, bis an das Ende der Zeit, das heißt, so lange die Menschen bleiben was sie heute sind: muthlos, habsüchtig,

*) Die Nachkommen der alten Bierfürsten aus Antik's Stamm, die abgesetzten Souveräne von Georgien, von Schirwan, von Mingrelien, von Imireti, von Guriel, um von andern nicht zu reden.

abergläubiſch, eitel, rachgierig, ſelbſtſüchtig, niedrig und aller tugendhaften Hingebung im Ganzen unfähig und bar. Beide Pontificate ſind auf die unbeſiegbarſten Leidenſchaften der menſchlichen Natur gegründet, und daher ihr Stiftungsbrief für die Ewigkeit. Nur das Evangelium mit ſeiner Lehre von Gleichgültigkeit und Verachtung irdiſcher Größe und Herrlichkeit vermöchte es ihr Fundament zu erſchüttern.

Aber mußte die heilige Doctrin im Großen nicht noch jederzeit unterliegen, und war, iſt und wird das Böſe nicht immer, wo nicht mächtiger, doch ebenſo ſtark als die Tugend ſein? Sollte aber auch — was wir indeſſen nicht glauben — im vorüberfliegenden Triumph die weltverachtende Tugend mit dem Quirinal auch den Kremlin demoliren, ſo ſtellen unſere Verderbenheit und unſere Schwäche beide aus den Ruinen wieder her. Weltmüder Sinn, Andacht, Furcht vor dem unbekannten Jenſeits, Aberglaube, politiſche Schlechtigkeit und Heuchelei bedürfen eines feſten Anhaltpunctes, und wenn im Occident große Reiche fielen, ſo ſind ſie untergegangen, weil es ihnen an Conſequenz im Verbrechen und an ruhig-intelligenter Laſterhaftigkeit gebrach. Die Annalen von Rom und Moskau genügen, um die Natur des im Staatsverbande lebenden Menſchen und die Kunſt alles Regiments zu kennen. Die meiſten Menſchen ſind zu ſchwach zum Guten und zu feige zum Böſen. Daher die Unordnung und die Friedensſtörungen in der Welt. Rom und Moskau ſind, nach unſerem Dafürhalten, über beide Vorwürfe erhaben, und durch die Natur der Dinge ſelbſt nicht weniger als durch ihren Genius zu Herrſchaft und Gewalt über die Menſchen auserkoren. So lange aber ein „Drittes“ auf dem Continent beſteht und beide bedroht, aber auch nur ſo lange, ſind die beiden Nebenbuhler — natürlich für Wahrung des allgemeinen Wohles — überall im engſten Bunde, und Hr. v. L....., mit den übrigen Veiten

der Tibermacht, hat jetzt plötzlich süße Worte für den Czar, dessen Verdienste um die Menschheit er vor kurzem unendlich geringer taxiren wollte, als die Leistungen irgend einer kleinen heidnischen Republik in Griechenland. Dieses „Dritte", welches Rom und Moskau bedroht, ist etwa nicht das deutsche Interim mit Schönhals und Radowitz. Es ist etwas was man nicht gern nennt; ewig und unsterblich hinkt es langsam wie die Litä im Homer hinter den Mächtigen her, aber es wird nicht müde und hängt sich wie das böse Gewissen des Orestes an die Sohlen der Gewalt; es gönnt keine Ruhe, und wo man sich freuen will, da klopft es an die Thür; — es ist die Rachegöttin, sie verfolgt den Muttermord, sie weicht von keiner Reue, es ist der Chor der Eumeniden, es ist die Revolution.

Fürwahr eine politische Dreiheit des europäischen Continents, consubstantial wie die dogmatische Schöpfung von Nicäa, in Rang und Wesen Eines, aber getrennt im Wollen und im Thun! Versöhnen könnte die Hadernden nur die Gerechtigkeit, aber Niemand will die Gerechtigkeit, und an einen ewigen Frieden glaubt heute nur der Thor. Sei es Staat oder sei es Individuum, einer der drei Fahnen zu folgen ist für alle gleicher Zwang. Friedrich von Hohenzollern, weil er viel klüger ist als andere, warnte neulich seine Zeit- und Parteigenossen mit dem bedeutungsvollen Wort: die todt geglaubte athme noch, ja sie erstarke in Deutschland sichtlich zu neuem Kampf. „Unser eigener Vortheil", gestanden einst an der Isterbrücke die Gewaltherrscher der jonischen Freistaaten, „unser eigener Vortheil nöthiget uns Rettung und Kräftigung des Großkönigs der Perser zu wünschen, weil mit seinem Untergang auch unser Loos besiegelt wäre." Sind die deutschen Fürsten, vom größten bis zum kleinsten, nicht in gleichem Fall? Gegen unten sind sie wieder autonom, nach oben sind sie es nicht mehr. Gott hat ihnen einen Herrn

geletzt, und mit größerem Rechte als einſt der brittiſche Miniſter kann der Czar ſich rühmen: er ſitze wachend und ſchirmend, mit dem Wogenbändiger in der Hand, am Thor der Felſenhöhle und zähme die Sturmwinde, damit ſie nicht hervorbrechen und in ihrer Wuth Himmel und Erde aus den Wurzeln reißen:

illi indignantes magno cum murmure montis
circum claustra fremunt: celsa sedet Aeolus arce
sceptra tenens mollitque animos et temperat iras.

Jetzt in Deutſchland Fürſt zu ſein, iſt kein beneidenswerthes Loos. Wagt ſich auch in ihrem Rathe, wie es zuweilen geſchieht, das Beſſere und das Vernünftigere leiſen Trittes an das Licht, ſo flieht es beim Anblick der Newa-Garden ſcheu und verzagt in die Dunkelheit zurück, oder es bittet gar reuevoll und zerknirſcht um Abſolution, wenn der Tiber-Pontifex durch ſeine Legaten mit dem „großen Haufen“ droht. Nicht ihr, deutſche Fürſten, beherrſchet, wie man es bisher gemeint, das „Volk“ eurer Länder; das Volk, ſagte neulich der bayeriſche Landtags-Sepp, iſt ein bewegliches und willenloſes Werkzeug in der Hand der Kirche; und gewiſſe Anzeichen der letzten Zeit beſtätigen, daß man zu dieſer Rede ſeine guten und ſicheren Gründe hat. Sind die einen unſerer Fürſten demüthige Clienten des ruſſiſchen Czars, ſo ſind dafür die andern eingeſchüchterte Lieutenants des römiſchen Pontifex, und allen beiden bereitet die ſturmverkündende Bewegung in der geſchloſſenen Felſenhöhle neue Angſt. Das Heilmittel, zu welchem man ſich in dieſer Noth entſchließt, iſt leicht vorherzuſagen, und billigerweiſe auch nicht übel zu nehmen. Allein auf den Czar ſich ganz verlaſſen, meinen ſie in Europa, und den Volksdämon wo nicht für immer, doch für unberechenbare Zeit feſſeln und im Abgrund verſchließen, könne man erſt dann, wenn der Czar den Sultan überwunden und das Türkenvolk aus Byzanz vertrieben hat. Wir halten dieſe Vorſtellung

für die richtige. Denn haben erst die Russen Konstantinopel erobert und, was eine schnelle und unvermeidliche Folge des Sieges ist, die Herrschaft über das ganze „illyrische Dreieck" von der Donau bis an die Südspitze von Morea an sich gebracht, dann sind sie von Rechts wegen und im vollen Sinn des Wortes die Herren der alten Welt. Das große Oesterreich wird dann in die Kreise des neuen Weltreiches gezogen werden, und zugleich aller Regierungssorgen über Galizien, Ungarn und Zubehör, früher als es denkt, enthoben sein. Das eigentliche Preußen dagegen, das altpolnische Leben, kehrt wieder in das frühere Dienstverhältniß zurück, und Danzig mit Graudenz und Thorn werden Grenzfestungen eines Reiches sein, größer und furchtbarer als je eines nach dem Fall der Römerwelt die Sonne beschienen hat. Natürlich müssen dann die beiden neuen Bundes-Satrapen für ihre Mitwirkung und für ihre Opfer entschädigt werden, und wer diese Entschädigung zu leisten hat und sie auch leisten wird, brauchen wir nicht zu sagen. Man mag zweifeln, zürnen, tadeln, verneinen, lachen so viel man will, die Sache bleibt dennoch wie wir sagen, nicht etwa weil wir es sagen, sondern weil eine natürliche, unwiderstehliche Nothwendigkeit, der sich kein Sterblicher entziehen kann, die aber nicht Jedermann sieht und erkennt, im vorausgesetzten Falle zu diesem Ziele führt. Ob die Klagen über die erbärmliche Kurzsichtigkeit gewisser Eintagspolitiker gar so ungerecht und leidenschaftlich seien, wie man täglich hören muß, wird eine nicht entfernte Zukunft lehren.

Die Zukunft von Europa aber liegt am Bosporus, und nachdem alle Fürsten des europäischen Continents die Sache des Volks nach der Reihe verlassen haben, und — von unserm Standpunct aus zu urtheilen — dem Dämon schädlicher Politik verfallen sind, so ist Abd-ül-Medschid, Fürst der Gläubigen und Statthalter des Propheten von Mekka, man kann sagen die letzte

Zufluchtsſtätte der europäiſchen Freiheit, der letzte Anker eines geſitteten und menſchlichen Regiments. Dieſer Fürſt hat die ſeltenſte und ſchönſte aller Herrſcherkünſte gelernt: fähige und tapfere Feinde im Felde zu beſiegen, und die beſiegten durch weiſe Milde in getreue und nützliche Diener umzuwandeln. Bei aller Hochachtung, die man vor Potentaten überhaupt, und vor einem erlauchten Fürſtenhauſe des Abendlandes insbeſondere hat, geſtehen wir doch, daß Sultan Abd-ül-Medſchid, der Beherrſcher eines großen Reiches und abſoluter Fürſt, in richtiger Schätzung der Dinge wie an kluger Selbſtverleugnung ſeine königlichen Machtgenoſſen in der Chriſtenheit — den menſchenfreundlichen und edlen Gebieter Mittelitaliens ausgenommen — insgeſammt beſchämt und übertroffen habe. Was nützt es an das chriſtliche Dogma zu glauben und der Kirche Opfer zu bringen, wenn ich die erſte und nothwendigſte Tugend des Chriſtenthums verleugne? Einem mohammedaniſchen Padiſchah war es vorbehalten, den auf ihre Frömmigkeit und Regentenweisheit ſo ſtolzen Fürſten des chriſtlichen Abendlandes in lebendigem Exempel zu zeigen, wie man den Aufruhr niederſchlagen und fruchtbar machen ſoll.

Leider iſt aber Tugend allein noch nirgend eine ſichere Bürgſchaft für Erfolg und Kraft. Kann der gerechte und menſchenfreundliche Padiſchah — das fragen alle — widerſtehen, wenn das ruſſiſche Heer über die Donau geht und die Flotte von Sebaſtopol gegen die Mündung des Bosporus ſteuert? An ſoldatiſchen Perſonalvorzügen ſind Czar und Sultan gleich: eine Wachtparade zu befehligen und kunſtgerecht auf dem Pferd zu ſitzen verſtehen ſie beide. Strategiker aber, wie Murad und Suleiman, iſt zum Glück oder zum Unglück keiner von beiden. Stehen ſich aber Ruſſe und Türke, ohne Berechnung der Nebenumſtände, als bewaffnete Streiter gegenüber, ſo iſt der Türke dem Ruſſen an phyſiſcher Kraft, an Beweglichkeit, an unverdroſſenem Sinn,

an Intelligenz und an persönlicher Tapferkeit weit überlegen. Der Türke ist noch, was er vor vierhundert Jahren war. Nur die Schule der großen Feldherren und Kriegsfürsten ist im langen Glücke ausgestorben. Aber das Schicksal selbst scheint den innern Mangel gerade im rechten Augenblick durch willkommene Zuthat von außen ersetzen zu wollen, bis die schlummernde Kraft der Osmanli wieder zu neuem Triebe erwacht. Marschall Omer-Pascha (Kroat) und Murad-Pascha (Bem) sind erprobte Führer, und wiegen für sich allein große Heere auf. In der Kunst diplomatischer Unterhandlungen aber haben Großvezir Reschid-Pascha und der Minister des Auswärtigen Ali-Pascha eben erst den alten türkischen Ruhm bewährt, und sogar die für unüberwindlich gehaltene russische Meisterschaft besiegt. Was man noch vor kurzem für unmöglich hielt, ist jetzt doch geschehen: die Sympathien des Abendlandes sind von den Russen gewichen und auf die Türken übergegangen.

Der christliche Occident wünscht dem Beherrscher der Gläubigen, dem gerechten und menschlichfühlenden Sultan, Sieg und Triumph über den halbbarbarischen und unversöhnlichen Widersacher aller christlichen Freiheit und aller bürgerlichen Ordnung im Abendland. Die Paskiewitsch, die Rüdiger, die Tscheodajeff, die Paniutin und den Czaren selbst inmitten seiner Preobraschenskischen Garde brauchen die Osmanli für sich allein nicht zu fürchten, und ihre Schiffe fechten besser als das holperichte Gezimmer der Moskowiten. Aber die Russen haben zwei gefährliche Bundesgenossen, die man in Berechnung der Möglichkeiten weder gering achten, noch viel weniger ganz übersehen darf. Wir meinen die christlich-byzantinischen Volksstämme im Innern der Türkei, und dann das Uralgold. Daß der Boden, besonders in der europäischen Hälfte des Reiches, durch hundertjährige Bemühung des Erbfeindes nach allen Richtungen unterminirt und

gleichſam vulcaniſch geladen ſei, weiß Jedermann. Aber ſo groß iſt noch jetzt das Uebergewicht türkiſcher Tapferkeit, daß ohne Drang und Mißgeſchick von außen der Feind im Innern leicht niederzuhalten iſt. Denn der eingeborne byzantiniſche Chriſt gilt überall für unkriegeriſch und verzagt; er iſt Rebell und Räuber, aber kein Soldat. Weniger leicht, oder manchmal eigentlich gar nicht widerſteht ein Türke, wie man ſagt, dem Ruſſengold. Hätte der Padiſchah unter ſeinen Dienern lauter Reſchid und Ali an Unbeſtechlichkeit und Geiſteskraft, ſo dürfte er über Schickſal und Zukunft ſeines Reiches unbekümmert ſein und gleichgültig dem Sturm entgegenſehen, wie er langſam, aber drohend von den werchoturiſchen Gebirgen niederſteigt, und ſchwellend wie eine Lawine ſich gegen die Donau wälzt. Aber viele meinen ſogar: die Hälfte des Divans ſelbſt nehme ruſſiſchen Sold, und König Philipps Spruch: „keine Feſtung ſei unbezwinglich, wenn nur ein goldbeladenes Eſelein noch Zugang findet“ gelte noch heute im Türkenland. Plutarch, wenn wir uns recht entſinnen, ſagt irgendwo: „bei jeder Unterredung zwiſchen Antonius und Octavian habe ſich der Genius des erſtern vor dem Genius des letztern gekrümmt und gleichſam auf ein kleineres Maß zurückgezogen,“ weil Antonius lange vor der Entſcheidung fühlen mochte, daß die Strömung der Weltereigniſſe nicht ihm gehöre, ſondern dem Nebenbuhler Octavian günſtig ſei. Ein ähnliches Gefühl ſoll ſich im gegenwärtigen Augenblick nicht nur der Großen im türkiſchen Reiche, ſondern zum Theil auch des Volkes ſelbſt bemächtigt haben. Wäre dieſe Bemerkung richtig, ſo hätte, ohne Dazwiſchenkunft friſcher Combinationen, das Verhängniß zwiſchen Moskau und Byzanz bereits entſchieden.

Gegen die drei großen Uebel, des Aufſtandes im Innern, der Beſtechung durch ruſſiſches Gold und des verlorenen Glaubens an den glücklichen Stern des Hauſes Osman, wird der enge

Bayerische Staatsbibliothek München

Freundschaftsbund mit Großbritannien als Gegengewicht in die Wagschale zu legen sein. Die vollständige und entscheidende Wirkung dieses Antidotums hat neulich Europa überrascht. Sir Williams Feuerschlünde haben noch einmal das Fatum von Byzanz gebannt. Daß russische Heere geschlagen wurden, hat man schon öfter gesehen; aber seit vielen Menschenaltern, oder vielleicht niemals hat die russische Diplomatie einen solchen Leck erhalten. Das einzige, man weiß es jetzt, was die Russen an ihrem Gegner fürchten und nicht bezwingen können, ist Muth und Ehrlichkeit. Besiegt indessen ist der Czar noch nicht, der Czar ist nur beschämt, weil er durch Erfolge in Ungarn ermuthigt und von Phantasien fortgerissen das Geheimniß russischer Schwäche und Verwundbarkeit vor der Zeit verrathen hat. Auch in Petersburg, sagt man jetzt, ist der falsche Calcül möglich, und kann man sich für stärker halten, als man wirklich ist. Dieser Gedanke, sollte er sich in Europa festsetzen, wäre für Czar und Stockrussenthum schon jetzt ein großes Mißgeschick, würde aber in der Folge noch viel größeres Unheil bringen, als man im ersten Augenblick vermuthen kann. Wenn man sich aber auch als Ajax für unbeschränkte Herrschergewalt gebärdet und sich laut vor ganz Europa sogar himmlischer Allianzen rühmt, so kann und darf man die Makel einer solchen Niederlage nicht gar zu lange auf seinem Namen haften lassen. Hat im letzten Jahr schon das kleine Unglück von Hermannstadt in Europa den Glauben an die russische Macht erschüttert, so denkt ihr wohl selbst, daß man im Occident, falls nicht in kürzester Frist ein entscheidender Umschlag folgt, bald fragen wird: ob die Füße am nordischen Coloß wirklich nur von zerbrechlichem Thone sind? Im Herzen des russischen Lenkers ist dieses Gefühl noch viel schneidender und siedender als bei uns, und darum hängt die dunkle Wetterwolke drohend über dem Donauufrand.

Ausweichen können die Ruſſen nicht mehr, ſie müſſen nicht bloß den entſcheidenden Kampf wagen, ſie müſſen auch den Preis gewinnen, oder ihr Stolz und ihre Hoffnungen ſind — wo nicht ganz zertrümmert, doch auf unbeſtimmte Zeit vertagt. Dieſe verhängnißvolle Nothwendigkeit den letzten Schritt zu thun, zu welchem ſich der Menſch überall nur mit Zagen entſchließt, heißt man in Deutſchland „Kataſtrophe von Byzanz“. Nach welcher Seite hin die glücklichen Würfel fallen, mag Jeder in ſich ſelbſt bedenken. Daß mit dem Siege der einen oder der andern Partei eine neue Ordnung im europäiſchen Haushalt beginnen muß, iſt jedenfalls gewiß. Daß man aber ohne nauniſches Uebergewicht und ohne Herr des Meeres zu ſein, Konſtantinopel weder nehmen noch bewahren könne, iſt ebenfalls ein altes Axiom; und ſogar der größte Eroberer des fünfzehnten Jahrhunderts, Sultan Mohammed II., hätte nach eigenem Geſtändniß der Türken noch am Vorabend des Triumphes mit ſeinem großen Heere die Flucht ergriffen, wenn ſtatt fünf elender Fahrzeuge eine ergiebigere Flotte aus dem Abendland zum Entſatz im goldenen Horn erſchienen wäre. Und doch war damals Macht und Herrlichkeit des oſtrömiſchen Kaiſerthums, nach Verluſt aller Provinzen in Europa und Aſien, auf den Mauerumfang von Byzanz beſchränkt! Gelingt es den Ruſſen nicht mit Hülfe ihrer gewöhnlichen Künſte die türkiſche Regierung vom Bunde mit Großbritannien abzuſchälen und die ſchwimmenden Ungethüme der Königin Victoria im entlegenſten Winkel des Abendlandes feſtzubannen, ſo darf es der Czar nicht wagen die Hand nach der Perle des Orients auszuſtrecken, und wagt er es dennoch, ſo wird das Wageſtück vorausſichtlich ebenſo erfolglos, ja noch weit verderblicher und ſchmachvoller ſein, als es unter den Großfürſten Igor und Swätoslaw geweſen iſt. Anſtatt auf ihre Koſten ein zweites Navarin zu veranſtalten, würden die Ruſſen, mit mehr

Hoffnung des Erfolges, Taktik und Wege des Cyklopen Polyphem befolgen, und zuerst die Gefährten des Königs von Ithaka, und am Ende erst ihn selbst verzehren, d. h. sie würden durch Eroberung der Provinzen zu beiden Seiten des Hellespont die Hauptstadt isoliren, um ihr endlich das Schicksal von 1453 zu bereiten. Das wäre freilich der lange Weg, und wir wissen alle, welches Loos indessen den Polyphem der Odyssee selber getroffen hat, und den Cyklopen an der Newa natürlich ebenfalls treffen könnte. „L'abbiamo, fra Macedonio" hat nach vielem Leugnen und nach langem Pochen auf einheimische Gerechtigkeit Nikolai Romanowich selber neulich dem erstaunten Europa zugerufen. Der Czar hat den letzten Wurf gethan ..... Bleibt aber der Czar, wie der Ocean vor den Sanddünen des flachen Niederlandes, sturmbereit und drohend an der Donau stehen, wird dann etwa nicht Großbritannien selbst des Geschäftes endlich überdrüssig sein und gegen Zusicherung eines bestimmten und fetten Antheiles an der Beute den Czaren am Ende gewähren lassen?

Die Antwort auf diese zukunftvolle Frage kann nur in den Zuständen des Nationalhaushaltes und in der Scala des Selbstgefühls von Alt-England gefunden werden. Und da unsere Diplomaten auf dem Continent so tiefblickend, penetrant und weise sind, haben sie die Sache gewiß schon längst mit Schärfe überdacht und natürlich das Problem in ihrem Sinne aufgelöst. Denn für so unbesonnen möchten wir die festländischen Staatskünstler nicht halten, daß sie sich ohne festen Hintergrund, und ohne zu wissen was sie thun, über Lord Palmerston und seine „vulcanischen" Noten lustig machen könnten. Gewiß sind die Salonwitze und die geistreichen Impromptüs des ..... schon genügend, um die Dreidecker des Sir William Parker aus den Meeren der Levante zu vertreiben. Das Problem indessen ist so einfach, daß selbst ein „beschränkter" Unterthanenverstand, wie

man jetzt häufig ſagt, ſeine Löſung verſuchen könnte. Würden durch Aufzehrung der Türkei, oder auch nur durch Vertreibung der Osmanli aus Europa und aus Byzanz die Staatsintereſſen Großbritanniens weſentlich berührt, gefährdet und bloßgeſtellt, ſo wäre, trotz eines reichen Beuteantheiles, an hartnäckiger und nachhaltiger Dauer des brittiſchen Türkenſchirmes nicht zu zweifeln. Bloß aus Gründen der Menſchlichkeit hingegen und aus Liebe zur Philoſophie und zur europäiſch-chriſtlichen Geſittung, wie die Metaphyſiker häufig wollen, ſetzt ſich John Bull noch weit ſäumiger und ſchwerfälliger in Bewegung, als irgend ein anderes Volk der Welt. Was daher bei einer jedesmaligen Wendung der orientaliſchen Frage und namentlich in dieſem Augenblick die Times in der Sache urtheilt, das gilt als ſicherer Maßſtab brittiſcher Anſicht und Handlungsweiſe. Enthuſiaſtiſche Reden und ſelbſt zelebrirte Citate aus dem Buche Joſua und aus der Odyſſee würden da nichts helfen, und in den Volksmeetings wie in den eleganten Sälen der Downingſtreet vermuthlich ohne Wirkung bleiben.

Großbritannien, am Beginn des europäiſchen Sturmes weniger ſtark und weniger geübt als heute, hat damals doch wider das alte Continentalſyſtem, mit einem Napoleon an der Spitze, nach unerhörten Opfern das blutige Spiel gewonnen, und ihr hofft nun daſſelbe Großbritannien, bewaffnet mit der Intelligenz des Jahrhunderts, die man im Czarenreiche vernichten will, und gehoben im Selbſtgefühl beiſpielloſer Triumphe in Europa und Aſien, werde jetzt vor dem neuen Continentalſyſtem und vor dem moskowitiſchen Imperator, der überall brittiſchen Erwerb beſchränken und brittiſches Uebergewicht zerſtören will, kleinlaut und verzagt die Segel ſtreichen? Wehe euch, und dreimal wehe, wenn ſich der fürchterliche Dreizack in Bewegung ſetzt, und wenn der Zeus von Albion, erzürnt über die Frevel der Moskowiter,

die Rüſtkammern öffnet und ſeine Donnerkeile über den verzagenden Continent herüberſchleudert! Man hat bei uns vielleicht zu früh gereizt, und im Uebermuth des Glückes mit „Züchtigung“ engliſcher Polypragmoſyne und engliſcher Krämerpolitik gedroht. Allein nicht bloß gegen den großen Fürſten an der Newa iſt der rächende Stab des Schickſals aufgehoben, der Schlag wird alle treffen, die mit fremder Hülfe und im Schatten falſcher Sicherheit in Europa Schlimmes thaten, und nicht viel klüger als jene Unbeſonnenen im Lager des Pompejus vor der Schlacht ſchon über die Beute verfügten, die ihnen der Sieg erſt bringen ſollte. Wie man einſt Polen wirklich theilte, und wie man vielleicht bald ein anderes großes Land zu theilen hofft, ſo ward im Rath der Gewaltigen, wie es ſcheint, auch das türkiſche Reich ſeit lange als Sättigungsobject für continentalen Heißhunger ausgeſetzt. Ja, die Jagdpartie des Löwen im Verein mit den übrigen Fabelthieren war bereits angeordnet und die Rolle eines jeden Partners feſtgeſtellt. Aber ſiehe da! die lüſternen Jäger halten plötzlich inne und verſtecken in der Verwirrung ihre Waffen; der „Leviathan“ hebet drohenden Blickes das Rieſenhaupt über die ſtille Waſſerfläche und — ſie wollen die Sache noch einmal berathen.

Zu großem Leidweſen aller Freunde und Anhänger der griechiſchen Sache innerhalb und außerhalb Deutſchlands trifft das herbe Loos nun auch einen ſeiner trefflichen Eigenſchaften wegen allgemein geachteten Fürſten, den „Morea-Kral“, wie ihn die Türken nennen. Und doch war der „Morea-Kral“ durch ſein Daſein ſelbſt für Nahrungsſaft und Wachsthum auf die Länder des Padiſchah angewieſen. Aber man bedenke wohl, das Leben von Hellas war gleich Anfangs nur ein galvaniſirtes Scheinleben, ein Proviſorium, ein Interim, auf ruſſiſchen Betrieb hingeſtellt, bis die türkiſche Frage ihre endgültige Löſung gefunden

hätte. „Hospodar“ oder „Rádscha“ war schon im Friedensinstrument zu Adrianopel stillschweigend das Losungswort, und von einem selbständigen, wachsenden und lebenskräftigen König von Hellas redete man großentheils nur in den Hörsälen deutscher Schulgelehrten und in den Coterien von Diplomaten dritter und vierter Ordnung. Die Rohheit indessen, auf die bedrängte Lage des griechischen Staates, dieses Augapfels christlich-abendländischer Sympathien, mit Gleichgültigkeit oder gar mit böswilliger Schadenfreude hinzublicken, wollen wir nicht begehen.

Schon in der Eigenschaft als deutscher Ex-Professor sind wir verpflichtet für Hellas zu schwärmen und von einem großen, christlich-griechischen Imperium des Orients zu träumen. Beide Pflichten, des Schwärmens und des Träumens, erfüllen wir gern, und zwar so heiß und so durchsichtig, als es unsere frostige Natur erlaubt. Alle Staatssophisten mit allen süßen Phrasenkünstlern des Occidents zusammengenommen werden uns aber niemals überreden, daß Hellas, wie es heute ist, nicht aus der Empörung besiegter Unterthanen gegen ihren gesetzmäßigen Herrscher hervorgegangen sei. Wir haben die insurgirenden Hellenen allzeit bewundert und mit den feurigsten Wünschen auf ihrer blutgetränkten Bahn begleitet, aber euch darf man fragen, warum ihr die Rebellen am Inn (1809), an der Weichsel, am Po und an der Theiß niedergeschlagen, den Rebellen von Griechisch-Bukowina aber, von Griechisch-Gratz, Glatz, Strutz und Kukuruz, mit eurem Gelde und euren Schiffen zu Hülfe gekommen seid? Inconsequent war es in jedem Fall, vielleicht das eine oder das anderemal sogar ungerecht. Das Recht zu *sein* hat Jedermann, und gewiß auch die Griechen; aber das Recht groß und mächtig zu werden und andern in den Weg zu treten, hat nur, wer es vermag und hierzu die nöthige Kraft besitzt. Gefühl und romanhafte Gerechtigkeit sind in der Politik leider

von nicht so großem Gewicht, als es friedliche und billige Gemüther wünschen mögen.

Weil nun aber die Britten, mit Verlaub des Ausdrucks, auf eure unschuldigen Schliche gekommen sind, und mit derselben Härte und Ungerechtigkeit am hülflosen Hellas endlich thun, was anderswo schon oft geschehen ist und nächstens wieder geschehen könnte, so ist allerdings Grund vorhanden über „verletztes Völkerrecht", über „treuloses Albion", über „Plumpheit und Brutalität" Lord Palmerston'scher Politik zu schreien, besonders da man in Praga, in Krakau und neuerlich erst in Rastatt und Arad so höflich und rücksichtsvoll gewesen ist. Wir sind kein Lobredner der Britten, und isolirt genommen darf man den neuesten Vorgängen im Piräeus den schlimmsten Namen geben; denken wir aber an die russischen Proceduren in Nordo-Wlachien und an das Schicksal, welches über die helvetischen Cantone schwebt, so begreifen wir ohne Mühe, was man jetzt in Hellas thut. Daß auf der einen Seite Dacier und Celto-Germanen, auf der andern aber Gräko-Slaven das Opfer der Zwietracht der Gewaltigen sind, macht in der Handlung selbst keinen Unterschied, und mehr als je gilt der alte Spruch:

quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Wehret euch jetzt und rettet die Griechen, wenn ihr so mächtig seid und Gott selbst, wie ihr fast lächerlich prahlet, auf eurer Seite habt. Ueberhaupt ist es schwer, nach den Scenen des letzten Jahres noch Thränen auszupressen für das Unglück Griechenlands. „Stirb nur," sagte Achilles zum wimmernden Königssohn von Troja, „stirb nur, was stellst Du Dich so ungebärdig! Ist ja auch Patroclus gefallen, der viel besser war als Du."*)

*) ἀλλὰ, φίλος, θάνε καὶ σύ· τίη ὀλοφύρεαι αὔτως;
κατθανε καὶ Πάτροκλος, ὅπερ σέο πολλὸν ἀμείνων.
Hom.

Mehr noch und tiefer als das kleine, todtgeborne Hellas bejammern wir das große, imperatorische Deutschland und seine demüthige Rolle in dieser europäischen Conjunctur. Tausendjährige Geduld und Hemmisse haben, wie bekannt, den russischen Nationalinstinct, Tsarigrad (die Kaiserstadt) am Bosporus zu besitzen und das illyrische Dreieck zu überschwemmen, weder getödtet noch geschwächt. Vielmehr ist der Trieb im Marmorschloß zu St. Petersburg heute noch ebenso heiß und ebenso unwiderstehlich, als einst zu Kiew im Holzpalast des heldenmüthigen Swätoslaw. Durch eine eigenthümliche Oekonomie der Weltordnung schob sich im Süden von Rußland, am schwarzen Meer, in den Karpathen, bald links bald rechts, im Osten oder im Westen, tausend Jahre lang ein mächtiger, den Russen feindlicher und ihre Schritte eifersüchtig bewachender Volksstamm wie ein Keil zwischen Nord und Süd, und verlegte den Weg aus den saftig grünen Birkenwäldern der russischen Slaven zu den Hesperidengärten von Byzanz. Unter den zähen und nachhaltigen Schlägen moskowitischer Tapferkeit und Politik sind aber diese Bollwerke nacheinander verschwunden, und die Rolle, Rußland aufzuhalten, fiel endlich auf die gebornen Widersacher und Nebenbuhler der Slaven, auf das deutsche Volk zurück. Wir haben aber alle gesehen, wie man diesen Ehrenposten nicht nur verlassen, sondern dem Feinde selbst in der Noth überliefert hat. Seit dieser Uebergabe horchen alle Fürsten von den Pyrenäen bis zum Ostcap von Sibirien bereitwillig auf das Machtgebot des Czaren. Sicherlich legt der „Nestor" unter den Diplomaten auf unser Lob kein Gewicht, aber der Mann, ob er gleich als Tribut für sein Genie das Gold des „weißen Chan" aus vollen Händen nahm, legte doch im ernsten Moment wider die moskowitischen Byzanzgelüste warnend und abwehrend sein Veto ein. Fürst Metternich hoffte bis zum letzten Augenblick, ohne

verderbliche Concessionen an die Russen bloß durch Beistand der Clericalpartei und mit Hülfe jährlicher Anleihen in Europa die „Umsturzpartei" zu lähmen und zu erdrücken. Heute ist alles vorbei, und Niemand wehrt der Russenfluth. Vergeblich und zu unglücklicher Stunde hat das „deutsche Volk", der Laokoon des Continents, zuletzt noch den Versuch gewagt Ilium zu retten. Rath, Zorn, Kraft und Verzweiflung des Alten vermochten nichts mehr gegen den Zorn der Götter und gegen das rächende Verhängniß.

post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem
corripiunt spirisque ligant ingentibus . . . .

Wahrhaft, wir sitzen in unserer Unbedeutenheit nicht über Potentaten zu Gericht; aber wenn das Fehlschlagen des magyarischen Aufstandes auch ein großes Glück für den Prinzen von Habsburg und für die „europäische Ordnung" ist, so hindert uns die Achtung vor dem erlauchten Kaiserhause doch nicht öffentlich zu bekennen, daß seit dem Einbruch der Mongolen in Europa die Sache der Freiheit, des Friedens und der guten christlichen Ordnung, wie wir sie verstehen, kein anderes mit dieser melancholischen Katastrophe zu vergleichendes Mißgeschick betroffen hat. Weil einst Kaiser Arnulf das große Slavenreich in Pannonien mit eigenen Kräften nicht überwinden konnte, rief er, von Rache und Herrschaft getrieben, von jenseits der Karpathen die wilden Magyaren herbei und besiegelte durch einen mit fremder Hülfe erkauften Triumph auf länger als hundert Jahre die unheilvollste Erniederung des deutschen Volks.

Oestreich hat während der drei letzten Jahrhunderte in der Welt viel Böses gethan und viel Gutes gehindert, aber so eingewurzelt sind dessenungeachtet in Deutschland Achtung und Vertrauen auf dieses Fürstenhaus, daß ein einziger kühner Schritt von seiner Seite alle früheren Sünden im Gedächtniß des deut-

ſchen Volkes tilgen und in dieſem Augenblick, verhaßten Strebungen ohnmächtigen Ehrgeizes gegenüber, gleichſam durch Acclamation ein neues und furchtbares Imperium Germanicum ſchaffen könnte. Beſäße das Haus Oeſtreich doch den Muth auch einmal nach Oben undankbar zu ſein, und im ſtolzen Gefühle ſeiner Größe und ſeiner Macht plötzlich und ohne Uebergang dem kaiſerlichen Schirmvogt an der Newa den Fehdehandſchuh hinzuwerfen! Es wäre ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel und zugleich ein Act rettender Providenz zu Gunſten des hoffnungsloſen Germaniens. Doch der Wunſch iſt ein vergeblicher! Wie könnte aber auch ein vernünftiger Menſch in Deutſchland jetzt noch an die Möglichkeit eines ſolchen Schrittes denken? Nach dem ſchnellen und vollſtändigen Siege über das „Volk" ſehen die deutſchen Fürſten nicht mehr ein, was der äußere Glanz, die freie Bewegung, der ſtaatliche Rang und die politiſche Würde dieſes beſiegten Volkes für Mehrung ihrer Glückſeligkeit noch beitragen könnte. Die Sache der Fürſten iſt von der Sache des Volks abgelöſt und man ſieht ſich überall geſondert und gemeſſen, wie Herr und Knecht, ja beinahe wie im Orient als Feind und Nebenbuhler gegenüber. Den Genuß der Macht und ihrer Vortheile auf ewig gegen alle Anfechtungen von Unten durch Waffengewalt ſolidariſch zu ſichern, iſt heute der einzige Gedanke in den Paläſten des Continents. Oderint, dum metuant, ſagte Caracalla und ſchmeichelte den Legionen durch reiche Gaben, die er aus den Taſchen waffenloſer und verjagter Romanen nahm. Der Zweifel, ob die chriſtlich-europäiſche Soldateſca ihre Unterwürfigkeit und ihren Reſpect gegen ſchwache und unkriegeriſche Soldherren länger und ritterlicher bewahren werde, als einſt die prätorianiſchen Cohorten ihre Treue gegen Nero und Elagabalus, kann und darf ohne „nächſten Verſuch zum Hochverrath" natürlich gar nicht in Frage kommen.

Wie alle Ueberwinder glauben auch die deutschen Fürsten an die Ewigkeit ihres Sieges und wollen nun, nachdem sie mit Hülfe „meines herrlichen Kriegsheeres" das ungestüme Reformgesuch und den bewaffneten Aufstand niedergeschlagen und zertrümmert haben, die Quelle aller gegenwärtigen und künftigen Uebel, besonders aber die leidigen März-Schrecken und ihre demüthigende Erinnerung verschütten. Alles Uebel und alle Fürstennoth, sagen sie, quillt aus der Wissenschaft. Nur wer nicht weiß und nicht denkt, wird allezeit willig gehorchen und bezahlen. Offen und aufrichtig erklären sie der Wissenschaft, dem geistigen Leben und dem göttlichen Funken im Menschen überall den Krieg. Gehorsam der Unterthanen und Autorität der Fürsten, sagte neulich der Czar, können zugleich mit Fortschritt und Gesittung nicht bestehen. Damit aber der Czar und seine Anverwandten ruhig schlafen können, soll die Leuchte umgestoßen, soll Europa wieder roh, unsittlich und barbarisch werden wie zur Zeit der Völkerwanderung. In Neapel, zu Rom und in Rußland hat die Ausführung der dynastischen Heilsmaßregeln bereits angefangen, und die andern Staaten des Continents werden nach Kräften und Umständen, mit mehr oder weniger Geschick bald dasselbe thun. Kriege dauern aber heute nirgend lange, und wir sind begierig, ob der Kampf gegen das eingeborne, ewige, unaustilgbare Gesetz der geistigen Veredlung ebenso schnell und siegreich vorübergeht, wie der Kampf gegen die bewaffnete Revolution. Brutale Kriegsknechte und hohläugige Apostel der Finsterniß gegen das ewige Licht der Ideen zu hetzen, könnte am Ende doch gefährlich sein, und nicht Wenige sind der Meinung, man hätte das Band zwischen Regierern und Regierten nicht ganz zerreißen, die Brücke nicht ganz zerstören und die Sache überhaupt nicht auf die äußerste Spitze treiben sollen, wo man entweder siegen oder auf immer zu Grunde gehen muß. Noch kann Niemand sagen: ist das, was

jetzt in Europa nahe ſcheint und zum Theil bereits begonnen hat, Gigantomachie, ein Kampf der hundertarmigen Rieſen gegen die Bewohner des Olymp, oder iſt es nur eine „nubecula cito transitura“, wie St. Athanaſius den übelberathenen Verſuch des kaiſerlichen Apoſtaten nennt.

Deutschland und die orientalische Frage.

(1853.)

I.

Seit Beginn der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten ist es etwa das dritte Mal, daß eine Frage von solchem Gewichte und von solcher Tragweite, wie die gegenwärtige, dem menschlichen Geschlechte zur Lösung übergeben wurde. Und wer immer zum Verständniß und zur Abwickelung des Arguments etwas Nennenswerthes zu sagen weiß, muß den Zeitgenossen auch jetzt noch willkommen sein. Mitgeredet, in Journalen, in Broschüren und Parlamenten, über die orientalische Frage philosophirt, Belehrung und Rath ertheilt hat man seit der Bosporusscene des Fürsten Menczikoff und dem Pruthübergange der czarischen Kriegsschaaren mit mehr oder weniger Sachkenntniß in Europa bis zum Ueberdruß.

Der ruhige, das große Thema ganz erfassende und mit Sicherheit bewältigende Blick begegnet uns aber, ohne den Leistungen eines Christophilos Alethes, eines Rigler, Cunibert, Posonby, Zimmermann u. A. irgendwie zu nahe zu treten, eigentlich erst in der letzthin in Nürnberg erschienenen Schrift des Herrn V. S. „Deutschland und die orientalische Frage."

Es zeugt vom guten Tacte des Verfassers, mit seiner Arbeit so lange inne zu halten, bis die erste Hitze der Gemüther verbraust und der zufällige Gedankenvorrath überall verausgabt war.

Um was es sich im Streite handle und wie viel auf dem Spiele stehe, beginnt man in Europa, zumal in gewissen Regionen, erst jetzt zu verstehen, und diesem allgemeinen bessern europäischen Verständniß hat Hr. B. S. sein gemäßigtes, anregendes, aber nicht aufregendes Wort geliehen. Nicht etwa bloß von Furcht und ängstlichen Rücksichten, von Voreingenommenheit und parteileidenschaftlicher Hitze ist der Verfasser frei; er hat — was einem Gelehrten vielleicht am schwersten fällt — bei umfassender classischer Durchbildung, sogar die Autoreneitelkeit überwunden und sein wohlbegründetes patriotisch-warmes Votum anonym preisgegeben.

Herr B. S. glaubt noch an Deutschland und an das deutsche Volk. Entschiedener Gegner aller revolutionären Erschütterungen ist Hr. B. S. ein aufrichtiger Anhänger monarchischer Institutionen, fordert aber, daß neben denselben das Streben nach Wahrheit und selbst die freie Meinungsäußerung aufrecht erhalten werde. Und eben weil Hr. B. S. nur besänftigen und belehren, nicht aber erbittern und beschämen will, wird die unwissende, nichtsnutzige und liederliche Wirthschaft jenseits des Aermelcanals und anderswo — soweit sie das morgenländische Thema berührt — nur leise angedeutet, die einschneidende Phrase selbst aber dem kaustischen Dickens zugeschoben.

Bei aller Nachsicht und Mäßigung will Hr. B. S. aber doch, daß diejenigen, welche zur Leitung der europäischen Geschicke berufen sind, doch auch Etwas wissen oder, wie er das Ding höflich wendet, der ernsten Mahnungen der Vergangenheit sich nicht entschlagen sollen; denn ohne Gefährdung des öffentlichen Heils kann und darf nach der Ansicht des Verfassers die Verwaltung hinter der Intelligenz der Verwalteten nirgends mehr zurückbleiben, wie es nach der logischen, aber klüglich unterdrückten Voraussetzung des Verfassers nur zu oft geschieht.

Klingt das Axiom schon in dieser Fassung vielleicht etwas müßig, so weiß ich wahrhaft nicht, was man über den Beisatz denken wird, daß „in Staatssachen die Intelligenz der Regierenden ohne Unterstützung der öffentlichen Meinung noch keine Kraft zu fruchtbarem Handeln gibt.“ Diese beiden Thesen, so einfach und kurz sie sind, zeigen doch klar genug, zu welcher Classe politischer Rathgeber Hr. B. S. gehört.

Will uns heute noch Jemand von den politischen Verwicklungen und dem staatskünstlerischen Wechselspiele unterhalten, aus welchem der unheilbare Riß zwischen dem Osten und dem Westen Europa's hervorgegangen ist, so muß er die Ereignisse von einem höheren Standpuncte aus erfassen, und nicht mehr wie die Diplomaten im Sacristeischlüssel und im silbernen Geburtsstern von Bethlehem die erste und einzige Quelle eines Weltkampfes entdecken, den ursprünglich Niemand wollte, an dessen Ausbruch Niemand glaubte, und dessen Dauer und Ende Niemand voraus berechnen kann. Gewiß ist nur, daß er ein neues Europa schaffen wird.

Die oft nachgesprochene Staatsidylle, Rußland mit seinem gährenden Ungestüm und seinem centrifugalen Sprudel werde, wenn man es nur erst am Bosporus gewähren läßt, friedlich und harmlos vor den Häuptern der westlichen Civilisation stehen bleiben, es denke gar nicht einmal an ernste Verkümmerung der Türkei, eifere nur für die Ehre Gottes im Byzantinischen und empfinde kein anderes Verlangen, als für den Weltfrieden im Allgemeinen und für die Wohlfahrt der gutmüthigen, gelahrten und „gouvernementablen“ Niemetz insbesondere väterlich zu wachen, ist die eigentlichste und, wie einige behaupten, auch die einzige Schöpfung, welche die von Czarskoe-Selo inspirirte, überwachte und beherrschte europäische Diplomatie seit vierzig Jahren zu erzielen vermochte. Der Czar will nichts als Frieden, hieß es, denn er hat es vom Tage seiner Thronbesteigung angefangen nicht

bloß durch ſeine Diener bei allen Höfen der Chriſtenheit verkünden laſſen, er hat es in Berlin, in Olmütz und zu Warſchau ſelbſt geſagt, und den Worten eines Czar Nikolai zu mißtrauen, meinte Old-Aberdeen, ſei einem chevalereſken und correctgeſinnten Regierungsmanne nicht geſtattet. Unheil vorherſehende Bedenker wurden als „Viſionäre“ mitleidig belächelt oder gar als „turbulente Köpfe und unheimliche Sturmvögel“ aus den Liſten der Mitredenden geſtrichen; denn — ſagten die Diplomaten — das iſt unſere Sache, das müſſen wir beſſer wiſſen.

Man hatte in gewiſſen Kreiſen den Kaiſer Nikolaus zu dem Ideal eines Herrſchers emporgeſchraubt, das ein reines Phantaſiegebilde war, weil es ſo, wie man ſich daſſelbe ausmalte, ohne alle praktiſche Handhabe, ohne jede nachweisbare Verbindung mit dem Leben, gleich einer Viſion über der Erde ſchwebte. Empfindſame Stiftsdamen, Herren vom hohen Adel, ehrwürdige Generale, dienſtbefliſſene Büreaukraten, reiche Gutsbeſitzer, vorſorgliche Großhändler, ängſtliche Banquiers und doctrinäre Profeſſoren meißelten und boſſirten an dieſer politiſchen Engelsgeſtalt mit um ſo größerem Eifer, je freieren Spielraum die große Entfernung von St. Petersburg ihrer Phantaſie gewährte. Sie glaubten an das ſelbſtgeſchaffene Phantom mit der Stockgläubigkeit eines mecklenburger Junkers. „Der Kaiſer“, ſo ungefähr ſprachen ſie, „iſt von Gott berufen, Religion und Sitte aufrecht zu erhalten, die europäiſchen Throne zu ſchützen und den zerſtörenden Ideen der Revolution für immer ein Ende zu machen. Nur für höhere Principien geht er in den Kampf; die niedrigen, ſelbſtſüchtigen Zwecke der Politik liegen ihm ferne.“ Der Occident hatte gleich den Gefährten des Odyſſeus Lotos gegeſſen und, in friedensträumeriſchen Schlummer eingelullt, alle Sorgen für die Zukunft abgelegt. In Athen war einſt auf die Nachricht, Philipp der Macedonier ſei den wiederholten Betheuerungen er-

kaufter Staatsdemagogen zum Trotz plötzlich durch die Thermopylen gebrochen und habe das feste Elatea besetzt, der Schrecken nicht größer, als die Bestürzung des diplomatischen Westlandes auf die Kunde über Menczikoff's Erscheinen am Bosporus und über den Einbruch der russischen Heeresmacht in die Fürstenthümer.

Die Veröffentlichung der Seymour'schen Czarencorrespondenz hat das friedenstrunkene Abendland vollends ausgenüchtert, und im ganzen Umfange das falsche Spiel aufgedeckt, bei welchem vierzig Jahre lang der „allgemeine Friede" und das Wohl des Occidents unter gegenseitigem Einverständniß als Einsatz figuriren mußte.

Wie wenig es der überraschten und beschämten Diplomatie bisher gelingen wollte, mit Hülfe althergebrachter Kunstgriffe die Täuschung über moskowitische Friedensliebe und Uneigennützigkeit in Europa noch länger aufrecht zu erhalten und die Ausschreitungen ihres kaiserlichen Patrons wieder abzuglätten, weiß und sieht heute Jedermann. Was die Russen wollen, und wie groß die über das gesittete Abendland hereinbrechende Gefahr sei, hat im Westen die öffentliche Meinung früher, als die Staatsgewalt erkannt, und die europäischen Nationen an ihre Interessen erinnert.

Theodor Mommsen würde das ehrwürdige Corps der abendländischen Diplomatie bei dieser Gelegenheit mit jenem „Bauernsenat" in Rom vergleichen, welcher, so lange es sich nur um Volsker, Samniter und Lucaner in den engen Grenzen Italiens oder um die karthagischen Zänkereien auf Sicilien handelte, die Sachen ganz gut besorgte, beim Auftauchen der orientalischen Frage aber in Folge des zweiten punischen Krieges und bei der plötzlichen Ausdehnung des politischen Horizonts sich nicht mehr zu helfen wußte und seine gewohnte Ueberlegenheit völlig verlor. Wir sind höflicher als Mommsen, und sagen nur: die Diplomatie

als geheimer Orden, als festgeschlossene Innung und allgemeiner europäischer Wunderdoctor hat abgedankt, und an ihre Stelle scheint eine Kraft zu treten, deren Existenz wenigstens der Czar nicht kennt und die man im Westen als das naturgemäße Product unserer sittlichen Zustände durch keine Maßregel ersticken, ja in die Länge nicht einmal zum Schweigen bringen kann. Der Drang der öffentlichen Meinung, nicht der freie Entschluß der Staatsgewalten hat den Occident unter die Waffen geschreckt und gegen alles Vermuthen des Czaren die Flotten der Königin Victoria und ihres Verbündeten vor Kronstadt und Sebastopol geführt.

„Die Russen wissen nicht, daß der Volksgeist in den westlichen Staaten viel mächtiger als Launen und einseitige Grillen der Regierungen ist." Wenn unsere geselligen Einrichtungen allmählich der alten Devotion vor der feierlichen Amtsmiene mysteriöser Staatsgeheimnisse widerstreben, und wir zu wiederholten Malen sehen müssen, „daß sich hinter derselben nicht immer die höchste Weisheit verbirgt" — so weiß Herr V. S. in schonungsvollem Zweifel nicht, wer da anzuklagen sei. Verhehlen kann man sich aber nicht, daß die aristokratischen und sogenannten Regierungsclassen in der ganzen civilisirten Welt intellectuell im Sinken begriffen, daß die bisher geltenden Staatskünste vollständig abgenützt und die gegenwärtigen Handhaber der öffentlichen Angelegenheiten die Ereignisse zu beherrschen und die wild einherbrausende Sturmfluth einzudämmen nicht mehr fähig sind.

Die Unzufriedenheit über die bestehende Ordnung der Dinge und die Sehnsucht nach einer Verbesserung der socialen Zustände der großen Masse unseres Geschlechts hat sich aller Gemüther bemächtigt und über alle Länder der Erde ausgebreitet. Wer soll uns aber Rettung bringen, wer die unerklärbare Gemüthstrauer aus dem Occident verscheuchen und die verlorne Heiterkeit wiederbringen?

Das Jahr 1848, von dem wir das goldene Zeitalter erwarteten, hat uns alle getäuscht; die Autokratie der Volksführer jener Epoche vermochte, weil sie es mit Beiseiteschiebung der dynastischen Interessen für sich allein versuchte, nichts Lebenskräftiges zu schaffen, und die Gewalt mit allen ihren Hülfsmitteln und Attributen fiel mit erweiterten Vollmachten und mit verdoppelter Wucht wieder in die Hände der vorigen Besitzer zurück.

Hat uns aber diese Umkehr mehr genützt und der Welt größeren Gewinn gebracht, als die ohnmächtigen Bestrebungen der exclusiven Volkspartei? Der natürliche Zustand des Menschen, sagt Polybius, ist der Friede, und um den Preis dieses herrlichsten aller Güter haben die Völker sich selbst verleugnet und mit den alten Machthabern Compromiß gemacht. Allein das ausschließliche Dynastenwesen, wie es sich in den letzten fünf Jahren in Europa gestaltet hat, zeigt sich ohne das populäre Element ebenso ohnmächtig, wie die Revolution. Was alle Welt verlangt und nöthig hat, den Frieden, konnten auch die Fürsten nicht erhalten und — um die Ironie brennend zu machen — ist dieses Mal die Pest aus dem Prätorium der Potentaten selbst in die Welt gekommen.

Nicht bloß der Czar hat seinen Credit verscherzt, auch die Staatsmänner und die Feldherren des Dynasten-Occidents haben am grünen Tisch zu Wien und auf dem öden Steinplateau von Sebastopol unter den Augen der ganzen civilisirten Welt ihre Zahlungsunfähigkeit eingestanden. Der politische Lebenskern des Abendlandes ist aus seiner Stelle weggeschoben.

Wo aber der Kern, die Kraft und die Einsicht ist, dort wird man nach den ewigen Gesetzen der Weltordnung bald auch die Herrschaft und die Macht erblicken. Es bereitet sich eine stille und natürliche, aber nichts desto weniger eine große Umgestaltung vor, an welcher der in seinen Ausschreitungen und Maßlosigkeiten

nicht mit Unrecht geſchmähte Demos mit ſeinen K.. und M... wahrhaft keine Schuld tragen wird. Neue Praktiken und neue Intelligenzen ſind in Europa nöthig. Beide werden kommen, hoffentlich ohne Erſchütterung und gleichſam wie eine Naturnothwendigkeit, vor welcher ſich der zäheſte Eigennutz und die thörichtſte Präſumtion ausgelebter Größen beugen muß.

Wer wüßte denn nicht, daß in der Krim die Folgen gouvernementaler Unbeſonnenheit und ſtrategiſcher Mängel, ja die Schmach allgemeinen Ruins bloß durch die Tüchtigkeit und die unverwüſtliche Eigenkraft des „gemeinen Mannes“ abgewendet wurden? Die bewaffnete Macht durch ihre unterwürfige Geduld, ihren Gehorſam, ihre ſittliche Kraft und ihren intelligenten Muth macht jetzt im Occident Propaganda und repräſentirt — um vorerſt ein verdächtiges Wort zu vermeiden — die Sache des Fortſchrittes, der öffentlichen Ehrenhaftigkeit und der wahren Wiederherſtellung vielleicht nachdruckſamer und erfolgreicher als es von dogmatiſchen Freibeutern und mattherzigen Paladinen eines abgebleichten Parlamentsliberalismus je zu hoffen war.

Mit Worten ohne That iſt jetzt nicht mehr zu helfen, und die Theſis, daß in der geſitteten Hemiſphäre nur noch zwei Kräfte thätig ſind — das byzantiniſche Czarenthum im Oſten und ſein Gegenſatz, die gereinigte und zu einer ſittlichen Potenz veredelte Fortbewegung, um nicht zu ſagen Revolution im Occident — iſt auch nicht mehr anzufechten. Selbſt über das Wort „Revolution“ dürfte man nicht erſchrecken. Der Czar will nicht bloß die Unordnung niederhalten, er will mit der perſönlichen Freiheit und zwar in ſeinem Intereſſe das ganze geiſtige Leben der Völker erſticken und dem lebensfrohen Spiel der ſittlichen Kräfte, das uns allein zu Menſchen macht, auf dem ganzen Erdball Stillſtand gebieten.

Dieſer Verſumpfung und Verthierung des menſchlichen Ge-

schlechts — was eine Partei unter uns noch immer „Gottesfurcht und Ordnung“ nennt, widersetzt sich der Geist des Occidents. Wir wollen nicht beständig zittern, wie der Czar und seine Knechte; wir wollen Leben, Bewegung, Verbesserung, Freude am Dasein, und wollen eben deswegen mit Weisheit, mit Maß und mit Beseitigung aller Hemmnisse verwaltet sein, welche Eigennutz, Unverstand, Zaghaftigkeit, Bosheit und der vielen Sterblichen angeborne Haß der Freiheit dem lebensvollen Strom entgegenstellen.

Der Czar und seine Adepten scheinen nicht zu wissen oder wollen nicht glauben, daß man nach vielen und bitteren Erfahrungen selbst im Abendlande endlich zur Ueberzeugung gekommen ist, daß, wie die Dinge jetzt stehen, eine starke, d. i. eine absolute und concentrirte Staatsgewalt ein unabweisbares Zeitbedürfniß ist und daß selbst die persönliche Freiheit, wie es Eötvös am besten bewiesen hat, ohne diese Vorbedingung nicht zu erzielen sei. Man sucht es umsonst zu verdecken, daß sich die beiden einfachsten, concisesten und unversöhnlichsten Elemente der menschlichen Gesellschaft zu einem auf lange hin maßgebenden Entscheidungskampf am Ostrande von Europa gegenüberstehen. Der Czar in seiner Schlauheit sucht die eingeschüchterten und über ihr wahres Interesse unklaren Regierungen im Occident durch das Schreckbild der alle Throne bedrohenden anarchischen Umwälzung für sich zu gewinnen und läßt das moskowitische Evangelium auf Wegen der Presse und des lebendigen Wortes durch das ganze Abendland verkünden. Er rechnet — vielleicht nicht ganz umsonst — auf die Verblendung, auf die Zaghaftigkeit und auf den „intellectus palmaris“ des Occidents, und weiß nebenher recht gut, daß es durch eine unerklärbare Bizarrerie der menschlichen Natur selbst in den civilisirtesten Staaten des Westlandes noch immer Leute gibt, welche in Turghenew's „Burmister“

den vollendetsten Ausdruck socialer Vollkommenheit erblicken und mit Verpflanzung moskowitischer Liebenswürdigkeiten in das Herz Germaniens nur zu gern unter ihren Mitbürgern die Rolle eines „Arkadi Pawlitsch" übernehmen möchten*). An friedliche Verständigung ist hier nicht mehr zu denken. Traurig aber bleibt es immer, wenn die Staatsgewalt, wie z. B. in Britannien, wider ihren Willen in den Kampf gegen einen Feind getrieben werden muß, mit dem sie, wie man glaubt, insgeheim Sympathien fühlt.

Im Sinne der abendländischen Regierungen wäre nämlich eine dynastische Verschmelzung der Czarenmonarchie mit dem Occident für Sicherstellung des allgemeinen Wohles vollkommen hinreichend. Die öffentliche Meinung geht aber weiter und verlangt eine sittliche und sociale Einigung, d. h. die abendländischen Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Tugend, von Regentengewalt und Menschenwürde, von Freiheit und Schranke, von Pflicht und Nothwendigkeit, von Geduld und Glückseligkeit sollen auch in der Slavenhemisphäre gelten, um den radical-feindlichen Gegensatz der beiden großen Halbtheile des menschlichen Geschlechts auszusöhnen.

Der Kampf ist indessen viel ungleicher als man glaubt. Alles was im Kriege Vortheil und Sieg verleiht, ist auf des Czaren Seite im vollsten Maße. Rußland ist eine unermeßliche Caserne, in welcher Ein absoluter Wille militärisch, eisern und rudelos regiert, und wo alle Lebensthätigkeit mechanisch gedrillter Millionen auf einen einzigen, weit jenseits der Grenzen liegenden Zielpunct hingeleitet wird. Arbeit ohne Rast verrichten, Noth, Qual und Strafe nach Willkür leiden und für den geheiligten Czar streiten und sterben, ist das große politische Dogma der Moskowiter. In Rußland ist das Leben der Massen freudelos

*) Siehe „Aus dem Tagebuche eines Jägers", von Iwan Turgheneff, Band I. S. 76—102.

und folglich ohne Reiz und ohne Werth. Der Ruſſe bewegt ſich, ruht, geht vorwärts oder flieht, ſteht, lebt und ſtirbt überall nur auf Wink und Befehl des Vorgeſetzten, während im Occident das Individuum ſelbſt Willen und Geltung haben will und die Achtung für perſönliche Freiheit, für Eigenthum und Menſchenwürde, die Rückſichten für ein ſelbſtändiges Kirchenthum, die Pflege der humanen Künſte, der Poeſie, der Weltweisheit, der exacten Wiſſenſchaften und des Volksunterrichts, ja die Rangſtreite der Profeſſoren, Sold und Ehrenzeichen gelahrter Akademiker und am Ende noch die ſchwankenden Marktpreiſe der Getreidehallen den Regierungen Hemmniſſe und Pflichten ſchaffen, Bedenklichkeiten und Rückſichten auferlegen, von welchen man in Rußland wenig weiß und fühlt.

Der moskowitiſche Abſolutismus, das Werk Peter's I., ſchlau und tückiſch, „kalt und herzlos“, gegen die eigenen wie gegen die fremden Völker, kann ſich nach Erſtickung aller freien Regung im eigenen Lande nicht friedlich innerhalb der heimiſchen Gemarken halten, er muß nicht bloß den Nachbarn, den Polen, den Türken, Deutſchen und Scandinaviern, er muß — um nicht endlich einem Widerſchlag im Innern zu erliegen — allen Nationen der Erde das moskowitiſche Loos bereiten, muß überall Hader und Zwietracht ſtiften, um durch fortwährendes Einſaugen friſchen Materials die durch ſeine aufzehrende Verwaltung verbrauchten Kräfte wieder herzuſtellen; Rußland kann und wird nicht ruhen, bis es entweder ſelbſt gebrochen iſt, oder das Präſidium der bewohnten Erde errungen hat. Soll Europa ruſſiſch oder ſoll Rußland europäiſch werden, d. h. ſoll dieſer Ableger des halbbarbariſchen aſiatiſchen Mongolenthums die Welt beherrſchen oder ſoll er ſein Staatsprincip aufzugeben, ſeine Action nach Innen zu richten und, wie es jetzt die Türken ſollten, in die Bahn der abendländiſchen Geſittung einzutreten gezwungen werden, das iſt

jetzt die Frage, an deren Löſung das Abendland mit Recht nur langſam und zagend geht.

Bis zum Beginn des gegenwärtigen Krieges hat man allgemein geglaubt, die Weſtmächte hätten in ihrer Weisheit das heranziehende Verhängniß und die Unvermeidlichkeit des Kampfes vorherſehend ſchon ſeit lange Voranſtalten auf den großen Streit getroffen, hätten die Natur des Gegners, ſeine Kräfte, ſeine Hülfsmittel und ſein Land ſorglich ausgeforſcht, hätten ſich im Stillen die geheimnißvollen Mächte der Zerſtörung zinsbar gemacht, hätten für Gold, Waffen, geübte Streiter und Bundesgenoſſen vorausgeſorgt und eine Stellung genommen, um der Gefahr augenblicklich und mit Erfolg entgegenzutreten. Von alledem war aber nichts geſchehen, man hat gar nichts vorhergeſehen, man hat im Occident keine Voranſtalten getroffen, man wurde vollſtändig überraſcht und rannte vom Klange der Kriegsfanfaren aufgeſchreckt, ungenügend an Zahl und noch ungenügender an ſtrategiſchen Kräften, betäubt und ſchlaftrunken, wie die Streiter des Priamus in den Kampf:

exoritur clamorque virûm clangorque tubarum,
arma amens capio, nec sat rationis in armis.

Bei den Staatsweiſen des Weſtens ſcheinen die Sebaſtopoler und Kronſtädter Begebenheiten, auf welche ſich die Ruſſen mit Bewußtſein, mit Klugheit und kalter Ruhe ſchon ſeit hundertundfünfzig Jahren vorbereitet haben, erſt geſtern und vorgeſtern als ein Novum und als eine noch nicht hinlänglich zu erklärende Zufälligkeit in Berathung gekommen zu ſein. Iſt nun bisher auf dieſer Seite Unfertiges und Ungeſchicktes überall und in ungleublicher Weiſe hervorgetreten, ſo kann man es des entſetzlichen Preiſes wegen beklagen, ſich verwundern aber oder gar am Heile verzweifeln darf deswegen Niemand, da es ſchon längſt entſchieden iſt, daß die Kunſt, die Lehren der Vergangenheit für weiſe Be-

rechnung der Zukunft auszulegen, von den jedesmaligen Gewalthabern am wenigsten begriffen wird und das schöpferische Ingenium im Sturm selbst auf die Oberfläche kommt.

Nach Ueberstehung der letzten großen Gefahr im Jahre 1848 hat das Westland sorglos und stumpf an ein apokalyptisches Millenium ewigen Friedens und ungetrübten Erdenglückes zu glauben angefangen und bei einer starken Partei unter uns, scheint es, dauert der Wahn selbst unter dem Kanonendonner von Sebastopol noch fort. Angesehene Organe der Oeffentlichkeit suchen uns ja noch immerfort zu überreden, was jetzt im Pontus und in der Ostsee geschieht, gehe uns Deutsche nichts an, und die Kriegsflamme, ob sie gleich am „Athos, am cilicischen Taurus, am Tmolus und Oete" hell auflodert,

ardet Athos Taurusque Cilix et Tmolus et Oete,

werde, ohne über die Marken des illyrischen Dreiecks zu schlagen, durch den Friedensodem germanischer Politik gedämpft, unschädlich und milde auf dem Opferherd der chersonesischen Artemis verglimmen. „Bleibt ruhig, mischt euch nicht in den Streit; eure Concordate mit Rom, sagen sie, sind noch in der Schwebe; denket an euer Seelenheil und überlegt wohl und reiflich, ob gewisse Thesen der Günther'schen Philosophie durch gemeinschaftliches Einverständniß aller Facultäten und Consistorien das „Imprimatur" erhalten sollen; deutsche Neutralität ist der Friede und der westlichen Heiden wird sich das heilige Rußland allein erwehren," raunen uns die Russen in das Ohr. — „Haltet mit uns, wir wollen mit vereinter Kraft die Feinde aller humanen Sitten, die nordischen Barbaren niederschlagen, und dann frei, glücklich und wonnig mit einander die Erde bewohnen," ruft es von jenseits des Canales und von der Seine herüber. Von beiden Seiten der Kämpfenden buhlt man um unsere Gunst, weil beide fühlen, daß die Entscheidung in den Händen des großen deutschen Volks

liegt, sobald es in sich selbst einig mit voller Kraft nach Außen wirken will. Deutschland in seiner selbständigen Machtfülle zu sehen, wünscht aber von unseren Bewerbern in Wahrheit keiner, man will nur unsere Landsknechte, unser tactisches Ingenium, unsere strategischen Künste und daß wir, wenn auch in allen inneren und äußeren Dingen unter einander feindlich, eifersüchtig und getrennt, doch in temporärer Willfährigkeit gegen fremde Zwecke einig seien. Als vor einigen Jahren die Deutschen eine Flotte zimmerten, und ihre Nationalflagge nach dreihundertjähriger Abwesenheit wieder in der Nordsee wehte, drohten dieselben Britten, die jetzt auf Deutschland speculiren, unsere Marine als Piratenschiffe zu behandeln, und selbst der Czar, dessen letzte Zuflucht in der Bedrängniß jetzt Deutschland ist, schleuderte seine schärfsten Blitze und setzte die Garde in Bewegung, weil das in Eins zusammenfließende Germanien sich selbst zu fühlen begann, und die Insolenzen des kleinen Dänenvolkes zu züchtigen den Muth besaß.

Warum sich die Deutschen nicht enthusiastisch und gutmüthig gallischer Präponderanz freuen mögen, kann man in Frankreich ebensowenig begreifen, als man sich zu Petersburg unsern Widerwillen gegen czarische Staatspraxis und gegen eine moskowitische Weltherrschaft erklären kann. Erst vor Kurzem nannten uns die Britten „Hungerleider", „Bettler", „blondhaarige Gurgelabschneider" und gaben den deutschen Fürsten Epitheta, deren Wiederholung der Respect verbietet. Russen und Gallier dagegen halten uns für geborne Knechte und erklären jene Epoche deutscher Geschichte für die preiswürdigste,

où les meilleurs soldats et les chefs les plus braves
mettaient toute leur gloire à devenir esclaves;
où pour mieux assurer la honte de leurs fers,
tous voulaient à leur chaine attacher l'univers.

Diese Zeiten, wenn sie in Deutschland je waren, sind jetzt — mit Verlaub des trefflichen Häusser sei es gesagt — natürlich schon längst vorüber, verwundern aber darf sich doch Niemand, wenn einem Frieden, der angeblich ohne Spesen und ohne Kraftaufwand zu haben ist, vor einem erst durch unberechenbaren Einsatz von Gold und Blut zu erkaufenden Glücke von Leuten gewöhnlicher Natur und gemeiner Rechenkunst der Vorzug gegeben wird.

Für welchen der beiden Bewerber erklärt sich nun der Verfasser der angeführten Schrift: „Deutschland und die orientalische Frage"? Bis auf einen gewissen Grad mißtraut Hr. B. S. beiden, am meisten aber doch den Russen. Von einer grundsätzlichen Feindschaft oder Freundschaft aber will Hr. B. S. weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin etwas wissen, und dringt überall auf eine selbständige deutsche Politik, jedoch mit entschiedener Hinneigung zu den Westmächten, deren geistige Homogeneität mit dem Germanenthume nicht zu leugnen sei, während Rußland noch außerhalb aller innerlichen Berührung mit der europäischen Cultur stehe, und folglich auch seine Berechtigung, für einen christlich-civilisirten Staat zu gelten, gar nicht erwiesen sei. Noch hat man sich aber in Deutschland zu nichts entschieden; die Ereignisse indessen rollen fort und die Rathlosigkeit wächst mit jedem Tage. Und wenn das ewige Schwanken, die nie endende Unentschlossenheit und das beständige Sichgetäuscht-haben endlich Langweile erzeugt, kann es auch Niemand übel nehmen. Zuerst täuschten sich die Russen an der Energie der todtgeglaubten Pforte und an der Streitbarkeit ihres Donauheeres; dann täuschten sie sich an der Möglichkeit einer entente cordiale zwischen den Westmächten und eines nachhaltigen combinirten Angriffes auf die „jungfräulichen Grenzen" des heiligen Rußlands. Die Verbündeten ihrerseits täuschten sich wieder an der Widerstandsfähigkeit und an dem strategischen Vermögen der

Moskowiter, beſonders aber an der Bereitwilligkeit der deutſchen Höfe mit ihren Nothhelfern von Anno zwölf und Anno achtundvierzig in Fehde zu treten; am bitterſten aber täuſchten ſie ſich im Glauben an ihre eigene Kraft und ſtrategiſche Ueberlegenheit. Verleihe Gott, daß ſich Herr V. S. ſelbſt an der Möglichkeit, durch Verſtändigung der beiden großen deutſchen Vororte ein gemeinſames Nationalgefühl und ein wenigſtens nach Außen feſtgeſchloſſenes Deutſchland herzuſtellen, nicht auch noch täuſche! Denn nur um den Preis der Beſeitigung aller Hinderniſſe und Streitfragen könne der große Centralpunct Europa's der ihm von beiden Seiten drohenden Gefahr entrinnen.

Wenn ſich der Sieg — gleichviel, ob zu Gunſten der Ruſſen oder der Weſtmächte — ohne unſer Zuthun und ohne vorgängige Herſtellung überwältigender Schlagfertigkeit entſcheidet, und der Kampfpreis zur Vertheilung kommt, was wird dann unſer Schickſal ſein? Kampfpreis iſt aber diesmal das große byzantiniſch-türkiſche Reich und mit ihm ein politiſches Uebergewicht, deſſen ſich Europa und Aſien mit vereinten Kräften nicht mehr erwehren könnten. Zieht uns der Sieger dann zur Rechenſchaft über unſre Theilnahmloſigkeit und kommt die Ausſöhnung der kriegführenden Parteien, wie es zu Lüneville, zu Preßburg und zu Tilſit einſt geſchah, auf Koſten des „neutralen Deutſchlands" zu Stande, wer hat dann die Schuld? Man wird es dann bei uns wohl auch wie bei den Griechen der Iliade halten, wo die unheilvolle Zwietracht zwiſchen Achilles und Agamemnon und der Ruin des Heeres dem Zeus aufgebürdet wird —

Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή.

Wie aber heute noch Jemand glauben mag, der Krieg werde die beiden gewaltigen Nebenbuhler bis zu einer ſolchen Ohnmacht entkräften, daß ein uneiniges und träges Deutſchland mit ſeinen „unverbrauchten" Kräften beiden imponiren, beiden das Geſetz

vorschreiben könne, ist vollends unbegreiflich. Siegesbewußtsein nach langen harten Kämpfen steigert die Kraft eines großen Volkes bis in das Wunderbare, oder ist etwa nicht das blutriefende Rom aus dem achtzehnjährigen entsetzlichen Kampfe mit Hannibal zur Herrschaft über den Erdboden hervorgegangen? Die Besorgniß der Gewaltigen, ein Hinneigen zu den Westmächten könnte die Ruhe im Innern gefährden und der „Revolution" Vorschub leisten, wird von dem Verfasser mit Gründen beschwichtigt, welche außer dem Verdienste, daß sie pikant sind, auch noch den Vorzug der Unwiderleglichkeit besitzen. Aber auch der Unverstand auf czarische Dankbarkeit zu zählen, wenn wir den Russen willfährig und blind die Unterjochung von Byzanz und die Verstopfung der abendländischen Handels- und Lebensquellen am Bosporus einmal gestattet haben, wird überzeugend hervorgehoben. Herr V. S. gehört nicht unter jene Politiker, die überall nur tadeln, wegdisputiren und niederreißen; Hr. V. S. ist constructiv und verhandelt scharf und fein über Mittel und Staatsformen, dem deutschen Volke bei aller Getrenntheit im Innern doch nach Außen Macht und Vortheil der Einheit zu verschaffen. Nebenher ist aber Hr. V. S. doch klug genug, seinem politischen Recept den Beisatz anzufügen, daß mit plötzlichem Auftauchen genau abgezirkelter Bundesformen „weder politische Bildung und Einsicht gegeben, noch Charakter und Gesinnung im Nu hervorgezaubert werden." Der Mangel dieser beiden letztgenannten Vorzüge hat uns nach der Behauptung des Verfassers seit einem Jahrhundert in der orientalischen Frage größeren Schaden gethan, als der Abgang der ersteren. Dieser Beisatz läßt freilich einen bittern Nachgeschmack zurück, den die Erscheinungen der Gegenwart noch immer nicht versüßen wollen.

Der Verfasser indessen läßt den Muth nicht sinken und sieht für die benannten Mängel in zwei Dingen hinlänglichen Ersatz:

einmal in dem zwar mehr mit Inſtinct als mit klarem Bewußtſein aus der großen Maſſe des deutſchen Volkes hervorbrechenden Drang nach größerer Einigung, und dann in dem Bande, welches die materiellen Intereſſen des gemeinſamen Vaterlandes aufs engſte umſchlinge und durch Hervorrufung neuer Bedürfniſſe täglich an Innigkeit gewinne. Der Einfluß dieſer beiden Nationalmomente, des Einheitsdranges und der materiellen Intereſſen Deutſchlands, auf politiſche Ordnung im Allgemeinen und auf die orientaliſche Frage insbeſondere, ſei ſchon jetzt bemerklich, und würde auch das ſchlendrianhafte und ſuffiſante Nichtbeachten derſelben wohl nicht länger geſtatten.

Nicht etwa ſelbſtändiges und klugberechnetes Hinneigen zu den Weſtmächten, ſondern geduldiges Zuſehen von Seite der deutſchen Staatsgewalt, wie das ſiegreiche Rußland die deutſchen Handelsſtraßen im Pontus unterbindet und deutſchen Gewerbfleiß erſtickt, könnte nach der Meinung des Verfaſſers „die unangenehmſten Erſchütterungen unſeres ſtaatlichen Lebens zur Folge haben.“ Denn Herr V. S. glaubt nicht, „daß die große Maſſe des deutſchen Volkes ſolche ökonomiſche Rückſchläge auf die Dauer ertragen würde.“ Innere Ruhe und materielle Glückſeligkeit Deutſchlands ſtehen mit der Ruſſenherrſchaft am Bosporus, an der Donau und im Pontus in flagrantem Widerſpruch. Wollt Ihr, daß Deutſchland friedlich ſei und gedeihe, ſo verlegt den Ruſſen den Weg nach Konſtantinopel und werfet ihre Flotten und ihre Heere aus dem Pontus hinaus.

Das iſt der weſentliche Inhalt der drei erſten Abſchnitte der V. S.'ſchen Broſchüre. Indeſſen wäre mit dem Hinauswerfen der Ruſſen aus dem Pontus Euxinus und den angrenzenden Ländern freilich noch nicht Alles abgethan, man muß auch dafür ſorgen, daß ſie nicht wiederkehren und in ihren unbezähm-

baren Bosporusgelüsten eindringlicher vorzugreifen, als die übrigen Nationen des Occidents, nicht mehr die Macht besitzen. Die Untersuchung ob und wie dieses geschehen könne, führt den Verfasser natürlich auf die Frage, was unter diesen Umständen für die Zukunft des osmanischen Reiches zu erwarten sei? Seine Ansichten über diesen Punct wollen wir kurz und bündig in einem zweiten Artikel auseinanderlegen.

II.

Hätte ich am Schluſſe des Manuſcripts nicht gleichſam das Wort verpfändet, gelegentlich auch noch von den Anſichten unſeres Anonymus über die künftigen Schickſale des türkiſchen Reiches Einiges mitzutheilen, ſo wäre auf die Schwierigkeiten hin, die ſich jetzt in Deutſchland einer freimüthigen und wohlgemeinten Beſprechung dieſer Dinge von allen Seiten entgegenſtellen, ein zweiter Artikel wahrſcheinlich nicht mehr zu Stande gekommen. Es wäre ja beſſer, nach dem Muſter der geiſtreichen und ehrenwerthen Publiciſten der „Débats“ lieber ganz zu ſchweigen und das Feld zu räumen, als ſein mühevoll ausgemeißeltes Gedanken- und Redebild, freundlich zwar und rückſichtsvoll, aber doch verſtümmelt, unzuſammenhängend und in Stücken auseinander geſchlagen, vor das Publicum hingeſtellt zu ſehen. Klagen und Markten aber wäre hier ebenſo nutzlos als thöricht, weil höheren Nothwendigkeiten gegenüber nicht aufzukommen iſt und im zermalmenden Gewicht der Tagesereigniſſe ſelbſt der beſte Commentar zum großen europäiſchen Drama liegt.

Wenn man für die Dinge im Oſten und in Centraleuropa ſchon die Berührung durch die zarteſte Phraſe ſcheut, warum ſieht man denn gelaſſen zu, wie der ruſſiſche Nimbus erbleicht und das goldene Idol, vor welchem die Welt noch vor kurzer Zeit demuthsvoll und gläubig die Kniee bog, langſam aber unaufhaltſam von ſeinem Poſtamente ſinkt? Warum zögert man noch

immer, gegen den eisernen Siegestritt des abendländischen Kriegsgottes in Taurien, am Kaukasus und am Borysthenes Embargo einzulegen? Durch die stumme That, wie es scheint, läßt sich die Gewalt zurechtweisen; nur das lebendige Mahnwort des Geringen erträgt sie nicht. Der Diplomat ist empfindlich und der Soldat reizbar, der Eine will Alles von jeher richtig gesehen, der Andere Alles jederzeit auf's Beste vernichtet haben, und beide sehen scheel, wenn ein Uneingeweihter, wie sie sagen, ihr Gebiet betritt und in ihrer Sache auch eine Meinung haben will. Wir beugen uns tief vor dem staatsmännischen Scharfblick eines ** und vor den strategischen Talenten eines ***, man darf aber nicht vergessen, daß mit Ausnahme der Specialissima jetzt alles Wissen Gemeingut ist und die Schwierigkeit, anständige Mitrede kastenmäßig abzuhalten, mit jedem Tage wächst. Der Gewalt indessen, wenn sie in ihrer Sphäre von Tadel und Privatbesserwissen nichts hören will, darf man es nicht übel nehmen, da sich heute selbst Roscius und Tigellinus, um tactfest zu singen und correct zu spielen, mit der Autorität der Gesetze waffnen und die leidige Kritik mit Bann und Interdict verfolgen. Thun oder Reden muß der Mensch, und sintemal durch besondere Gunst der Friedensgötter Deutschland der That enthoben ist, so müssen wir um so hartnäckiger auf dem Wort bestehen, damit wir im Tumult der zusammenbrechenden Welt nicht ganz übersehen werden.

Wie man aber ohne Verletzung irgend einer der tausend und abermal tausend Rücksichten, die Sie für und gegen Jedermann und Alles haben, im Sinne des V. S. von der Zukunft des osmanischen Reiches und natürlich auch der Hellenen reden könne, ist nicht leicht abzusehen. Und vermuthlich wird auch schon gleich der erste Satz, daß „man im civilisirten Europa beim Wieder-

in-Scene-treten der uralten orientaliſchen Frage über die inneren Zuſtände der Türkei und über die ungleichartige Natur ihrer Bevölkerung, ſowie über die materiellen und geiſtigen Hülfsmittel derſelben nur höchſt mangelhafte und irrthümliche Begriffe hatte, von den Hellenen insbeſondere aber ſo viel als gar nichts wußte und folglich wiederholt auf die verderblichſten Abwege verfiel,* nach allen Seiten hin Anſtoß geben und Aergerniß verbreiten. Man behauptet ſogar, viele unter uns ſeien ſelbſt jetzt nach dreißigjähriger Lection im Thema noch nicht weiter gekommen, als ſie im Anfang waren. Noch mehr, das ganze Gedankencapital, mit welchem die Politik und die Wiſſenſchaft des Occidents in der großen Frage während der letzten drei Decennien operirten, haben uns die Ruſſen vorgeſtreckt. Die ſtereotypen, dem lateiniſchen Genius widerſtrebenden Phraſen vom „kranken Mann", von dem „unheilbaren Siechthum der Türken", von der „Unmöglichkeit, die verkommene Osmanli-Race zu disciplinieren, von der Unwiderſtehlichkeit der ruſſiſchen Heere, vom geſetzlichen Erben der nahen Verlaſſenſchaft, von Wiedererweckung und neuem Flor der todten Hellas, von einer gottgefälligen Vertreibung der Ungläubigen aus Europa und von der Verherrlichung des Chriſtenthums durch die Ruſſenſiege im Orient", ſind ebenſo viele moskowitiſche Phantaſien und von den Mauern des Kremlin in das Abendland hinausgeſchleuderte Schlagworte, deren Autorität ganz Europa anerkannt, am unterwürfigſten und gläubigſten aber Deutſchland als Richtſchnur alles Denkens, Wiſſens und Handelns hingenommen hat. Ja nicht bloß gläubig anerkannt haben wir das politiſche Ruſſendogma; wir haben es durch zahlloſe Commentarien erläutert, verbeſſert, von den Dächern gepredigt und bis in die unterſten Volksclaſſen herab mit fanatiſchem Eifer eingeſchmuggelt. Und doch nimmt man es

übel, wenn „sich der gesunde russische Bauernverstand über die magere Urtheilskraft der Niemetz gern lustig macht.“)

Wie viele von diesen russischen Grundideen der europäischen Politik noch heute in Geltung sind und was man hinfort von der Unwiderstehlichkeit der Russen, von der Beerbung des unkriegerischen Türkenstaates, von der antiken Blüthe und dem Heldengeiste der Hellenen, von den byzantinischen Traumbildern der Germanen und von ihren sauen Sommernächten Neu-Artika's denken soll, ist jetzt kein Geheimniß mehr. Selbst im gläubigen Moskowiter-Apostolat zu Schwäbisch-Sebastopol erwachen Zweifel, ob in Europa nicht Alles wieder zusammenstürze, was kühler Slavencalcül im Bunde mit deutscher Gutmüthigkeit und Selbstverleugnung im Laufe der vier letzten Decennien gezimmert hat.

Diesen Gedanken in seiner politischen Allgemeinheit zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Beschränken wir das Wort auch ganz und gar auf das, was B. S. die Zukunft der Osmanen nennt, so muß hier doch auch von den anatolischen Kirchengriechen die Rede sein, von denen die eine Hälfte als Unterthanen im türkischen Staatsverbande lebt, die andere Hälfte aber in Folge des Aufstandes vor mehr als zwanzig Jahren als hellenisches Königreich emancipirt wurde und ein selbständiges Leben auf Probe begonnen hat. Wenn einer Wiederkehr der glanzvollsten Epoche des hellenischen Alterthums damals auch nur einzelne Ueberschwängliche entgegensahen, so wagte in Europa doch Niemand zu zweifeln und hielt es alle Welt gewissermaßen für Schuldigkeit, ja für ein leichtes Spiel, daß das hellenische Haim durch seine eingeborene Schnellkraft die Türken aus Europa treibe und den Russen den Weg nach Byzanz verlege.

*) Iwan Turghenew, Skizzen aus dem Jägerleben, Bd. II. 59.

Wie viel oder wie wenig ſtaatsmänniſche Einſicht, politiſcher Tact und gründliche Kenntniß der Menſchen und Dinge des Orients in dieſen Erwartungen lag, braucht man den Leuten heute nicht mehr vorzurechnen. Soviel iſt jetzt in der öffentlichen Meinung entſchieden, daß die abendländiſche Hellenenſchwärmerei, die Intervention der Weſtmächte zu Gunſten des Aufſtandes und der im Occident ſo lange graſſirende, in Rußland aber von jeher belächelte Glaube an die Möglichkeit einer griechiſch-orthodoxen Herrſchaft in Konſtantinopel Ausgeburten moskowitiſcher Politik und — wenn der Ausdruck geſtattet iſt — gleichſam das Gängelband geweſen ſind, an welchem ein fremder Wille die Staatsmänner und die Weiſen des Occidents ein halbes Jahrhundert lang wie blinde Automaten lenkte. Die Ruſſen haben wahrhaft ein Recht auf unſere Bewunderung, weil ſie in der Kunſt anderer Leute Unkunde, Verblendung und Unzulänglichkeit zu ihrem Vortheil auszubeuten, das Höchſte geleiſtet haben, was in dieſer Art vielleicht je vorgekommen iſt. Kann man von dem politiſchen Scharfſinn und dem durchdringenden Fernblick der abendländiſchen Diplomatie in dieſem Puncte jetzt auch nicht mehr viel Rühmens machen, ſo erlauben wir uns deswegen doch auch keinen Tadel gegen wen es immer ſei, weil der Periode kritiſcher Forſchung und nüchterner Erkenntniß überall die Periode des blinden Glaubens und des ſich überſtürzenden poetiſchen Enthuſiasmus voranzugehen pflegt. Es kann doch auch nicht jeder Politicus unſerer Zeit jenem Athener gleichen, von welchem das Alterthum ſagte, daß er de instantibus verissime judicabat et de futuro callidissime conjiciebat.

Wie hätte ſich bei völliger Unkunde byzantiniſcher Vergangenheit das unbeholfene Abendland ruſſiſcher Hinterliſt erwehren und wiſſen ſollen, daß die Hellenen, für deren Befreiung und Glorificirung ſich auf ein von der Newa gegebenes Zeichen die

halbe Welt in Bewegung ſetzte, nicht bloß in Dogma und Kirchenpraxis, ſondern auch in Blut, Sitte, Denkweiſe und politiſcher Weltanſchauung Zwillingsbrüder der Moskowiter ſind, und daß folglich die Sache der Hellenen begünſtigen ebenſoviel bedeute, als den bildungs- und freiheitsfeindlichen Eroberungsprojecten der Ruſſen Vorſchub leiſten? Die Literatur des Occidents — man darf es ihr mit Recht zum Vorwurf machen — war noch weit früher, noch weit blinder und noch weit hartnäckiger ruſſiſch als die Praxis der Einzelſtaaten, über deren falſche Rechenexempel ſich jetzt, da die Binde von den Augen fällt und man weiß, was an den Griechen iſt, jetzt, ſagen wir, da der ſtolze Bau des moskowitiſchen Genius unter dem Sturmwind von Sebaſtopol zuſammenfällt, Jedermann luſtig zu machen für berechtigt hält. Wir ſind im Urtheil nicht ſo ſtrenge. Wie tief und allgemein aber in Europa die Wirkung des ruſſiſchen Zaubers war, beweiſt ja ſchon der Umſtand, daß wenigſtens beim Ausbruch des gegenwärtigen Kampfes im Orient ſelbſt der ehrwürdige, in politiſchen Dingen ſo fein und richtig fühlende katholiſche Klerus noch auf der Seite des unverſöhnlichen Feindes der römiſchen Kirche und Geſittung ſtand. Sonderbar aber wäre es nur, wenn in Europa ſogar jetzt noch hier und da die Ueberzeugung beſtände, der erlauchte Chef von Hellas vermöchte es für ſich allein mit ſeinen Kaikaren und Piraten-Briggs Konſtantinopel einzunehmen und ein großes orientaliſches Reich zu gründen, wenn ihm die Weſtmächte nicht die Hände gebunden hätten.

Wenn es nun aber zu nicht geringem Leidweſen Vieler, die ſich auf dem langen Centralſtreifen zwiſchen dem Nordcap und der Südſpitze Italiens eines ruhigen Daſeins freuen, mit der ruſſiſchen Oberleitung Europa's auf die Neige geht, und mit dem Siege der lateiniſchen Civiliſation und ihrer erſtgebornen

Söhne über die bleierne Orthodoxie von Byzanz im Occident ein neues politiſches Leben beginnt, ſo muß auch Begriff, Styl und politiſche Gefühls- und Ausdrucksweiſe, die ſich während des ruſſiſchen Protectorats bei uns eingeſchlichen, ausgetilgt und in den Gegenſatz verwandelt werden. Sie denken wohl ſelbſt, daß man hier vor Allem die langweiligen Pſalmodien über gottgefälliges Vertreiben der Ungläubigen aus Europa und dann die ruſſo-germaniſchen Schattenbilder aus Hellas meint.

Das türkiſche Reich iſt eine fertige Thatſache, die allen doruſſo-ruſſo-germaniſchen Homilien zum Trotz die Bürgſchaften langer Dauer verräth, und von deſſen Zerſtörung durch gemeinſamen Spruch des chriſtlichen Areopags nach den Thaten der zwei letzten Jahre noch zu reden, nur Politikern von ganz eigenthümlicher Note geſtattet iſt. Man kann ſich auch nicht genug verwundern, wie der Gedanke, den weiland mit ſoviel ſtaatsmänniſchem Geſchick und die byzantiniſchen Chriſten beſchämendem Gerechtigkeitsſinn und Heldenmuth gegründeten Osmaniſtaat durch die jetzt vor aller Augen offen daliegende Ohnmacht und Unſtaatlichkeit der ſchwachzähligen und adulterirten Trümmer einer abgeſtorbenen Welt zu verdrängen, ſich je der öffentlichen Meinung Europa's bemächtigen konnte. Weil die Heere des Padiſchah nicht mehr Wien beſtürmen und die lateiniſche Chriſtenheit nicht mehr vor den Janitſcharen zittert, glaubte man voreilig, der „große Pan ſei todt" und die reiche Erbſchaft des Orients vacant.

Todt iſt nur das alte, rohe, blutrünſtige, durch die unverbeſſerliche Schlechtigkeit der byzantiniſchen Chriſten provocirte Säbel-Türkenthum der Bajaſid, der Selim und der Muſtapha, der echt-osmaniſche Reichsgenius — dieſe lebendige und permanente Proteſtation gegen chriſtliches Verderbniß — lebt noch, und aus dem Schurf, den die Euzen, die Suwarow und die Codrington

mit dem Schwerte weggefegt, kommt unter Abd-ül-Medſchid's mildem Regiment ein friſcher Trieb der Wiederherſtellung und des ſittlichen Gedeihens hervor. Hat man auch Unrecht, und zwar ganz und gar Unrecht, den ſanften und gerechten Padiſchah „den einzigen chriſtlichen Potentaten der Jetztzeit" zu nennen, ſo muß man es der langweiligen Scheinheiligkeit des ruſſo-germaniſchen Orthodoxenthums doch auch zu Gehör reden, daß ſich das Abendland mit den Bildungsbeſtrebungen in Stambul ſchneller und inniger befreundet, als mit der unverbeſſerlichen Moskowiter-Fäulniß der Chriſten von Byzanz. Den Türken iſt noch zu helfen, den Griechen aber nicht. Zu Gunſten der Letzteren hat das lateiniſche Europa ſchon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert bei Nikopolis und Varna und letzthin erſt noch bei Navarino wiederholt und mit großer Macht „intervenirt"; für die in ihrem Wiederverjüngungsproceß bedrohten Türken aber iſt es unter unſeren Augen vor Sebaſtopolis und am ſcythiſchen Steppenrande in den Streit gegangen. Die Türken, wie man ſieht, haben mit mannhafter Fauſt das Rettungstau erfaßt und wetteifern mit ihren helfenden Bundestruppen an Strebſamkeit, Geduld, Hingebung, Energie und ſoldatiſchem Geſchick, während ſeinerzeit das bedrohte chriſtliche Byzanz lahm, feig, regungslos und ſogar ſchadenfroh dem Untergang ſeiner aus dem äußerſten Occident herbeieilenden Beſchützer zugeſehen hat, und zur Zeit des letzten Aufſtandes in unſeren Tagen das mühevoll durch Intrigue und Ruſſengold heraufgalvaniſirte Scheinleben der Morea-Griechen unter dem Hauche ungeübter Kriegsſchaaren vom Nilſtrome und aus Albanien, wie ein faules Irrwiſchlicht in Einem Sommer (1824) wieder erloſchen iſt.

Alt-Hellas aus dem Todesſchlummer aufzurütteln, waren ſelbſt die Donner von Navarino nicht ſtark genug, und doch hat man dem eiteln Griechenvolke die Meinung beigebracht, es

habe sich durch seine eigene Kraft befreit und werde ohne wesentliches Zuthun heterodoxer Gönnerschaft bloß durch seinen altererbten Sinn für politische Weisheit, Vaterlandsliebe und Ordnung in das — lateinischer Staatskunst unentwirrbare Labyrinth des Orients den orthodoxen Rettungsfaden bringen. Man redete, sang und pinselte uns in langem Bildercyclus hellenische Thaten vor, die bisweilen mehr an Rabelais' Gargantua und Pantagruel als an Wirklichkeit und historischen Ernst mahnen. Man fürchtet jetzt sogar, es möchte von dem, was man uns seit dreißig Jahren über Blüthe, Fortschritt und wachsende Kraft, über geistigen Aufschwung, über materielle Glückseligkeit und gouvernementales Geschick des jugendlich aufstrebenden Hellenenstaates in Broschüren, Journalen und amtlichem Tabellenausweis vordemonstrirte, der größere Theil Legende, Fabel, Dichtung, Schwindelei und absichtliche Täuschung sein, um uns zu Gunsten einer hoffnungslosen Speculation das Geld aus der Tasche zu locken, um die Mächtigen zu täuschen und die rathlose Diplomatie des Occidents durch den Glauben an die Möglichkeit einer hellenischen Lösung der orientalischen Frage in falsche Sicherheit einzulullen. Das Frühjahr 1854 aber und die unrühmliche Katastrophe des meuchlerischen Angriffes der Hellenen auf die mitten im Frieden und im festen Glauben auf Christenehre und Christentreue wehrlos gelassenen großherrlichen Provinzen Epirus und Thessalien haben endlich dem schlechten Spiel, welches man so lange mit unserer Leichtgläubigkeit getrieben, ein Ende gemacht und zugleich die Unfähigkeit und den unwiederherstellbaren Bankerott des occidentalisch-hellenischen Staatsprojects vor aller Welt zur Schau gestellt.

Wer glaubt heute noch an die „Αὐτοκρατορία ἑλληνική" des Lieutenants Botzaris, wer an die strategischen Talente eines Tzavellas und Theodor Grivas, wer an die Möglichkeit, daß ein

schwaches, unsoldatisches, undisciplinirbares, von Raublust, Neid, Eifersucht und Verrath innerlich zerfressenes und aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengewürfeltes Conglomerat die Herrschaft über das Morgenland an sich zu reißen und im Interesse des Weltfriedens den Lauf moskowitischer Lavaströme zu hemmen vermögend sei? Die kriegerischen Ereignisse von 1853 und 1854 an der untern Donau und in Thessalien — dessen darf man überzeugt sein — haben die öffentliche Meinung Europa's über Türken und Griechen auf immer festgestellt. Es war ein öffentlicher Wettkampf zweier Nebenbuhler, gleichsam ein letztes, auf dem großen Welttheater veranstaltetes Hauptexamen, in welchem beide Theile mit ihrer Person zu bezahlen und vor unbestechlichen Kampfrichtern mit ihrem ganzen Wissen und Können hervorzutreten genöthigt waren. Die Türken, wie man weiß, sind in der Probe glänzend bestanden, haben wider Jedermanns Erwarten und zu nicht geringer Beschämung ihrer Widersacher Beweise von Muth, von soldatischem Geschick, von Geduld, Gehorsam und Bildsamkeit gegeben, wie sie nur ein im Keime gesundes und bei dem Reichthume seiner Hülfsmittel zu den größten Hoffnungen berechtigendes Volk liefern kann. Durch ihre Thaten bei Oltenitza, Kalafat, Giurgewo, Silistria und neulich erst bei Kars haben die Türken ihr Recht, als Macht in Europa zu bestehen, sich in voller Ebenbürtigkeit den streitbarsten Nationen des christlichen Abendlandes an die Seite zu stellen und bei der Einrichtung der neuen politischen Weltordnung ein gültiges Wort mitzureden, selbst den barthörigsten Bedenkern gegenüber außer Zweifel gestellt.

Die Hellenen aber, ob sie gleich Alles, was an Streitkraft, an List, Verrath, strategischem Talent und abendländischer Patrocinanz aufzutreiben war, ins Spiel gebracht, wurden bloß durch den türkischen Landsturm aus Albanien unter Anführung eines

ſultaniſchen Kanzlei-Chefs auf's Haupt geſchlagen und ſchmachvoll von der Schaubühne weggetrieben. Mit dieſer traurigen Kataſtrophe haben die Griechen aber auch den letzten Funken abendländiſcher Liebe und Geduld erſtickt und ſich ſelbſt aller Ausſicht, noch länger als Factor auf der politiſchen Rechentafel Europa's zu figuriren, auf lange hinaus, wo nicht auf immer beraubt. Man hat in Europa nun einmal die Schwachheit, das Recht in Exiſtenz zu treten, nur der Kraft einzuräumen, den Verſuch aber, Starkes und Greifbares durch Ohnmächtiges und Phantaſtiſches zu erſetzen, als einen Verſtoß gegen die erſte Regel der Politik anzuſehen. Die Tugend ſelbſt hat mitten im befreiten Hellas den Thron aufgeſchlagen und ſeit bald einem Menſchenalter im ſchönſten Glanz vorangeleuchtet, und doch hat es dieſes unglückſelige, von dem Abendlande ſeit mehr als dreißig Jahren gehätſchelte Reſiduum von Byzanz, wenn der Ausdruck etwa nicht zu verletzend iſt, noch nirgend über Stand und Belang einer orthodoxen Räuberbande hinausgebracht. Fürwahr, wenn Europa plötzlich für Wiederaufrichtung der alt-jüdiſchen Königreiche Samaria und Jeruſalem erglühen könnte, oder in ſchwärmeriſcher Begeiſterung für die Wunder Alt-Aegyptens und die Thaten des welterobernden Seſoſtris Gold, Legionen, Flotten, Dithyramben und Diplomatenkünſte in Bewegung ſetzte, um einerſeits den in alle Welt zerſtreuten Kindern Iſraels ihr „Land, wo Milch und Honig fleußt," andererſeits aber dem verſchmitzten und erwerbskundigen, aber völlig unkriegeriſchen und für alles Hohe und Edle abgeſtorbenen chriſtlichen Koptengeſchlecht Scepter und Anſprüche der Pharaonen zu octroiren, ſo wäre das Unternehmen kaum thörichter, hoffnungsloſer und für den politiſchen Scharfſinn der Projectanten compromittirender, als was man in Griechenland mit den Griechen that und zu thun noch heute nicht unterlaſſen will.

Das mit der christlichen Gesittung und der abendländischen Staatsidee in raschem Proceß zusammenwachsende Türkenreich mitten in seinen humanisirenden Bestrebungen durch Gewalt zerstören, wäre nicht viel besser, als wollte man von einem gesunden Körper ein gesundes Glied amputiren, und an die leere Stelle zur Vermehrung der Lebensthätigkeit mit Spangen von Demant den abgefaulten Knochen eines längst verwitterten Cadavers heften. Wem das Bild abenteuerlich unpassend und überladen scheint, der vergleiche nur die Fortschritte, welche die Türken in den ungünstigsten Verhältnissen seit der Janitscharen-Vesper (1826) auf dem Weg zur Europäisirung machten, mit dem, was die Russen seit 150 Jahren und die Griechen seit ihrer Emancipation auf derselben Bahn geleistet haben, und man wird die Palme den Türken reichen müssen.

Die Quelle aller Irrthümer und aller politischen Mißgriffe, die man sich in der Behandlung der großen Tagesfrage zu Schulden kommen ließ, ist lediglich in dem Umstande zu suchen, daß man in der Werthberechnung der griechischredenden und griechischglaubenden Unterthanen der Hohen Pforte ausschließlich die althellenischen Mythen und Homers Rhapsodien mit den neun Musen des Herodot und den Tragödien des Sophokles zu Rathe zog, die byzantinischen Annalen aber und den melancholischen Inhalt der Komnenen- und der Paläologen-Zeiten völlig ignorirte. Niemals ward aber auch Unwissenheit und falscher Calcül so schnell, so empfindlich und so sichtlich bestraft wie in diesem Fall.

Daß sich die Griechen alles gefallen lassen und daß ihnen nur das Joch gesetzlicher Zucht, des obrigkeitlichen Ansehens, der Ordnung, des Gehorsams, der Ehrlichkeit, der Gerechtigkeit, der Uneigennützigkeit, der christlichen Nächstenliebe, der redlichen Arbeit und der Achtung vor fremdem Recht und Gut unerträglich

ſei, wäre aus dem Annaliſten-Cyclus von Nicetas bis Phrantzes gleich im Beginn der griechiſchen Bewegung für Jedermann klar geweſen. Dieſe Grundzüge — ſo peinlich der Gedanke auch ſein mag — ſind dem byzantiniſchen Volkscharakter unaustilgbar eingebrannt, ja ſie ſind das Volkswesen ſelbſt, wie es die fünfzehnhundertjährige Orthodoxen-Wirthſchaft in Byzanz urſprünglich geſchaffen und groß gezogen, die ſtrenge Türkenvormundſchaft langefort gedämmt und niedergehalten, die neueſte Zeit aber zum Aergerniß des geſitteten Abendlandes in ſeiner ganzen Scheußlichkeit wieder ans Licht gezogen hat. Nichts iſt aber auch falſcher und wahrheitswidriger, als die Behauptung, die Türkenherrſchaft habe den griechiſchen Volkscharakter verdorben und das niederſchlagende Schauſpiel, welches das freie Hellas ſeinen Wohlthätern im Abendlande bietet, ſei durch die vierhundertjährige Knechtſchaft der Byzantiner-Chriſten unter dem Halbmond allein zu begreifen und zu entſchuldigen. Im Gegentheil, die einzige Zeit der innern Ruhe, des friedlichen Gedeihens, der fruchtbaren Thätigkeit, des wachſenden Capitals und der ſteigenden Bevölkerung in Hellas ſchreibt ſich von der türkiſchen Machtperiode her, die im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts dem geplagten Griechenvolke ein wahrer Segen ſchien und als die einzige Abhülfe wider die unerträglichen Uebel des chriſtlich-kaiſerlichen Regiments von den Verzweifelnden ſelbſt gierig herbeigerufen wurde.

Genau als dieſelben Griechen, wie ſie damals von der Schaubühne traten, ſind ſie heute wieder heraufgekommen, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ſie in Unbotmäßigkeit und in politiſcher Schlechtigkeit, Dank der türkiſchen Zuchtruthe, noch nicht ganz auf den Standpunct gekommen ſind, auf welchem ſie in den letzten Jahrhunderten unter ihren „chriſtusliebenden“ Autokraten von Konſtantinopel, Miſtra und Chalandritza ſtanden.

Das griechische Verderbniß in seiner staatlichen Erscheinung — wir reden nicht vom Individuum — mit Gewalt in Schranken zu halten, ist möglich; es zu bessern und durch freie Selbstbestimmung auf die Bahn der Ehre und des Gesetzes zu lenken, vermag Nichts und Niemand mehr. Den ganzen Klimax der Züchtigungen hat das griechische Volk schon längst durchlaufen, das strafende Fatum selbst ist müde und gibt griechischer Unbotmäßigkeit gegenüber sein Spiel verloren.

Hat sich einmal in den maßgebenden Kreisen der abendländischen Politik die Ueberzeugung festgesetzt, daß die an Sitte und Sprache verschiedenen, sich untereinander tödtlich hassenden, überall entgegengesetzte Zwecke verfolgenden, eines gemeinsamen patriotischen Gedankens unfähigen und hauptsächlich nur am Küstensaume zu beiden Seiten des ägäischen Meeres haftenden Ueberbleibsel der alten byzantinischen Monarchie wohl als brauchbares Unterthanen-Material eines gerechten und strengen Gebieters Werth besitzen, als selbständige Macht dagegen und als Gewicht in der Wagschale des europäischen Staatenbundes nicht mehr bedeuten, als die elenden, dem großen Canning Leben und Anerkennung schuldenden Republiken in Spanisch-Amerika — wenn, sage ich, diese Vorstellung allgemein zur Geltung gelangt, dann ist die türkische Frage mehr als zur Hälfte, und zwar von den Türken selbst gelöst.

Die Herrschaft über den Orient und zugleich die Mission der Russenabwehr gehören nothwendig dem civilisatorisch-sich verjüngenden, europafreundlichen und in jener Weltgegend allein starken und auf eine, an Zahl sowohl als an bürgerlichen Tugenden, an Kraft und Muth überwiegende Nationalität gestützten Regiment des Padischah. So widerlich für christliche Prüderie das Türkenlob auch klingen mag, so muß man es doch in Geduld hinnehmen, weil uns die Griechen in allen unseren Erwartungen auf das

unwürdigſte betrogen haben, und die Wahrheit in dieſer Sache ſich nicht länger durch Schwänke und Scheingründe unterdrücken läßt. Ob ſich die ſiegenden Weſtmächte entſchließen können, ob ſie es vermögen, ob es überhaupt möglich iſt, die Kraft des ruſſiſchen Reichs, ohne den Keim der Auflöſung in ſeinem Innern ſelbſt hervorzulocken, bloß durch Schläge von Außen ſoweit zu lähmen, daß in alle Zukunft eine Störung des Weltfriedens und eine Gefährdung der allgemeinen chriſtlichen Freiheit von dort her nicht mehr zu beſorgen iſt, kann jetzt Niemand ſagen. Wird man aber das Werk, wie mehr als wahrſcheinlich, dieſes Mal aus Mangel an Beharrlichkeit und Einſicht nur halb verrichten, ſo wird die alte Arbeit und Noth eher, als man glaubt, von neuem wieder zum Vorſchein kommen. Rußland iſt jung und in vollem Trieb; Flotten, Heere, Mauern und Feuerſchlünde wachſen wie aus der Erde hervor; Zwietracht und Noth des vieleſſenden Weſtens mögen ſchnell die ausgeleerten Truhen füllen und die „rabbia byzantina“ der Moskowiter kann, wie das ſehnſuchtsvolle Selbſtbegehren des Narciſſus, nur mit dem letzten Lebenshauch des großen Slavenreiches ſelbſt erlöſchen,

. . anima moriemur in una.

Man gibt hier keinen Rath, man weiß aber ſo gut wie alle Welt, daß nur ein ſtarker, niemals ſchlafender Feind im Süden und ein ebenſo wachſamer, kräftiger und unverſöhnlicher Gegner am Weſtrande des Czarenreiches die böſen Gelüſte der Ruſſen zähmen werde. Daß aber auf der Südſeite dieſe Rolle nur die Türken übernehmen könnten, iſt nach Allem was man von den Zuſtänden, Neigungen und Wehrkräften der byzantiniſchen Chriſtenſtämme ſchon früher gemeldet hat, von ſelber klar. Welches Volk aber zwiſchen dem finniſchen Golf und der Bugmündung die Militärgrenze gegen Moskau bilden und das Feuer des heiligen Krieges unterhalten ſoll, müſſen die Leſer ohne nähere

Bezeichnung selbst errathen. Das sind die beiden Hüter der Weltordnung; diesen, nicht dem flüchtigen Schattenspiel am ausgetrockneten Ilissus, soll und muß das Abendland, wenn es ihm mit der Abstumpfung und Unschädlichmachung Rußlands Ernst ist, seine Liebesgaben und seine Sympathien schenken. Dankbarer, kräftiger, nützlicher und besonders wohlfeiler als die intelligenten Piraten des Archipelagus wären diese Schützlinge jedenfalls.

Die Griechen, ohne je irgend etwas zu leisten und zu geben, wollen immer nehmen, und das Geschrei um Geschenke an Geld, Ehren, Privilegien und Länderbesitz schrillt seit dreißig Jahren ohne Unterbrechung fort. Hellas ist wie ein weites Bettlerdepot, in welchem Niemand arbeitet, Jedermann stiehlt, Alles die Hände um Almosen zu den Fenstern herausstreckt und dabei doch immer Hunger und leere Taschen hat. „Seht, ihr abendländischen Gönner," sagt der Grieche, „wir können keine Fortschritte in unsern politischen Zuständen machen und das Land ist mit Räuberbanden bedeckt, weil ihr uns zu dem Uebrigen nicht auch noch Epirus und Thessalien gegeben habt." Und wenn von den mit proconsularischer Unerbittlichkeit und Härte dem Volke abgepreßten Steuern in der Rechnung, wie man sagt, schon mehr als dreißig Millionen Drachmen fehlen und auch das Uebrige man weiß nicht recht wohin gekommen ist, so hat die Schuld der financiellen Unordnung, der für den öffentlichen Landesnutzen allezeit leeren Cassen, der noch immer im Lande mangelnden Straßen und Verbindungswege, sowie des Hinsiechens aller nicht durch Privatwohlthätigkeit genährten Bildungsanstalten einzig und allein Lord Palmerston, weil er vor Jahren die griechische Regierung an Don Pacifico hundert und fünfzig Franken Entschädigungsgelder auszuzahlen gezwungen hat. Privatim sind die Griechen liebenswürdige, geschliffene, gewandte Leute und mit wesentlichen

Vorzügen ausgeschmückt; nur öffentliche Gelder darf man nicht durch ihre Hände gehen lassen, und von der politischen Selbständigkeit und dem obrigkeitlichen Ansehen über Andere einen vernünftigen Gebrauch zu machen, vermögen sie ebenso wenig, als weiland die Kappadocier des Tiberius. Gebt ihnen Epirus sammt Thessalien und seht was dann geschieht. „Um ganz und definitiv ehrlich zu sein, und die erhobenen Steuern pünktlich an die Staatscasse abzuliefern," würde es dann heißen, „müssen wir auch noch Macedonien und Thracien, ja Konstantinopel selber haben." Und wenn die Griechen endlich auch das Alles hätten, würden sie doch sein und bleiben, was sie unter den Palälogen waren und noch heute sind — eine Gattung christlicher Barbaresken, deren lange Ungestraftheit nur aus der kindischen Schwäche des abendländischen Concepts zu erklären ist. Das einzige Mittel, Europa in diesem Puncte gründlich zu curiren und der sinnlosen Hellenenspielerei einmal ein Ende zu machen, wäre gewiß, sich das unausführbare Project, „den gemeinsamen Gravitationspunct des illyrischen Dreiecks — die Türken — wie durch Zauberschlag plötzlich aus Stambul wegzuheben und auf der leeren Stelle die kleine Intriguantenwirthschaft von Athen einzupflanzen", einen Augenblick verwirklicht zu denken. Abgesehen von dem Umstande, daß die Griechischredenden, wenn auch in Masse in der ganzen Türkei zusammengetrieben, nicht einmal das öde Stambul und sein verlassenes Weichbild auszufüllen vermöchten, könnte sich die neu-byzantinische Phantasmagorie sicherlich keine drei Jahre halten, die eigenen Unterthanen, Glaubensbrüder und Landsleute würden wie einst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in ihrer Verzweiflung die Türken zurückrufen und Europa nöthigen, im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung gegen den rechtgläubigen Dei von Stambul mit Gewalt einzuschreiten.

Um das heillose Chaos der byzantinischen Christenstämme leidlich zu ordnen, und die Furie der inneren Zwietracht zu bändigen, ist der Fortbestand des türkischen Reichs eine absolute Nothwendigkeit, wenn nicht die Westmächte selbst die permanente Polizei am Bosporus übernehmen wollen. Nur wer den unbezwinglichen Widerwillen kennt, mit dem sich die christlichen Stämme der Græco-Slaven, der Bulgaren, der Serben, der Montenegriner und der wilden Albanier in der Türkei gegenseitig anfeinden, hassen, beneiden, verachten und verfolgen, kann begreifen, warum die Gesammtanstrengungen des Occidents trotz aller Weisheit der Diplomaten, irgend eine neue, außerhalb des Türkenstaates liegende Staatencombination in diesem Lande aufzustellen, bisher immer gescheitert sind. Was uns Abendländer in der orientalischen Sache so tief bewegt, das ist in den Augen der Griechen eine bloße Frage des Geldes, des persönlichen Vortheiles, des Ehrgeizes, der Intrigue, der Procente und der trivialsten Speculation.

In diesen Worten liegt keine Uebertreibung; auch ist, was wir sagen, nicht etwa aus Vorurtheil oder Abneigung gegen das griechische Volk geflossen. Es ist vielmehr die Frucht der Erkenntniß, der Freimüthigkeit und der Wahrheitsliebe, welche die Dinge so schildert, wie sie wirklich sind und nicht, wie man es gerne hört. Könnte das Stillschweigen irgendwie in Förderung des hellenischen Projectes nützlich sein, so hätten wir dem Wort mit Vergnügen entsagt. Nach dem gegenwärtigen Stand der Sache aber ist Schweigen und Vertuschen ebenso vergeblich, wie es die bezahlten Lobpreisungen, die servilen Dienstbeflissenheiten, die Fabeln und die Schwindeleien waren, mit welchen man sich bisher fortgeholfen hat. Niemand in Europa verlangt weiter zu wissen, was sie dort wollen und thun; man möchte einmal die die unzersetzbarsten, die innersten Elemente des Landes und seiner

Bewohner kennen, um ſich von den künftigen Möglichkeiten das Facit ſelbſt zu ziehen. Wir ſind begierig, wie lange es ſich noch verdecken läßt, daß erſtens die chriſtliche Verwaltung wie ſie in Hellas jetzt beſteht, im Volke ſelbſt keine Sympathien hat und haben kann; zweitens daß der Aufſtand von der emancipirten Maſſe häufiger, als man glaubt, mißbilligt und die Abtrennung vom türkiſchen Staatsverbande als eine Landescalamität betrachtet wird. Dieſe Erſcheinung hat aber auch ihren guten, natürlichen Grund. An ſtaatliche Selbſtändigkeit des kleinen, ohne die Handelsgunſt der Türken zum Hungertode verurtheilten Hellas dachte im Volke Niemand. Nur geordnete Zuſtände mit Sicherheit der Perſon und des Eigenthums verlangte man, um unter dem Schirm einer mächtigen Centralgewalt am Bosporus ruhig dem Erwerbe nachzugehen, Capital zu ſchaffen und Gott zu dienen, wie es das anatoliſche Dogma will. Den ehrgeizigen und ränkevollen Ruſſen-Apoſteln ſchwebten freilich andere Dinge vor, und hat es je eine erkünſtelte, dem Volksinſtinct widerſtrebende Inſurrection gegeben, ſo iſt es die helleniſche geweſen. Das völlig zu Grunde gerichtete Land hoffte am Ende, es werde den Verheißungen gemäß mit der neuen chriſtlichen Regierung, wo nicht ein goldenes Zeitalter, doch wenigſtens eine der früheren Paſchawirthſchaft entgegengeſetzte Praxis chriſtlicher Gerechtigkeit, intelligenter Schonung und wiederherſtellender Billigkeit ihren Einzug halten. Die neue Verwaltung begnügte ſich aber einfach und kurzweg in die Fußtapfen der von den Schutzmächten vertriebenen Türken zu treten und den Faden wieder aufzunehmen, wo er den Händen der Weſire entfallen war. Zu den alten Türkenlaſten, die man nach Möglichkeit beibehielt, wurden, wie die griechiſchen Bauern klagen, noch neue chriſtliche hinzugethan, und das war der ganze Gewinn, welchen die Maſſe des Volkes vom Aufſtand zog.

In *** auf der Ostseite des Hymettus hatte, wie man uns an Ort und Stelle selbst erzählte, die türkische Verwaltung wenig Jahre vor der Umwälzung durch einen Gewaltact die besten Gemeindeäcker weggenommen und dem Aga des Dorfes zugesprochen. Der Proceß schwebte nicht ohne Hoffnung gerechter Entscheidung bei der obersten Staatsbehörde in Stambul, als die Insurrection dazwischen trat, und das von christlichen Albanesen bewohnte und noch jetzt nicht griechisch, sondern albanesisch redende Attika zum neuerrichteten Königreiche Hellas kam. In der sichern Ueberzeugung, das verlorene Eigenthum ungesäumt wieder zu erlangen, wendete sich die in ihren Rechten beschädigte Gemeinde *** unter Vorlegung der betreffenden Documente, Besitztitel und Proceßacten an die neue christliche Gewalt, wurde aber mit dem Bedeuten abgewiesen: „In den amtlichen Listen der attischen Grundstücke seien die fraglichen Aecker als türkisches Eigenthum eingetragen und als solches in voller Gültigkeit auf die neue Landesregierung übergegangen, da letztere in alle Rechte der früheren vertragsmäßig eingetreten sei." —

Wollte man in Griechenland Umfrage halten, und Kopf für Kopf in aller Freiheit über die Vorzüge der türkischen Landesverwaltung gegenüber der christlichen abstimmen lassen, so würde die orthodoxe Wirthschaft in Athen höchst wahrscheinlich die Stimmenmehrheit nicht erhalten. Wer bei dieser Umfrage in Hellas für Aufrechterhaltung der „christlichen Freiheit", d. h. der vollen Taschen stimmen würde, braucht man dem Leser nicht zu sagen. In Sitten und Gewohnheiten, in ihrer politischen und religiösen Weltanschauung, so wie in der ganzen Art zu sein und das bürgerliche Leben einzurichten, standen die byzantinischen Griechen von jeher den Mohammedanern ungleich näher, als dem ...einischen Occident; und was man bei uns noch immer von der tiefen Antipathie der griechischen Race gegen ihre tür-

kiſchen Gebieter glaubt und erzählt, iſt eitel Fabelwerk, deſſen Urſprung in der Phantaſie der europäiſchen Literaten, in der Beharrlichkeit der ruſſiſchen Propaganda und im Geſchrei derjenigen Claſſen der Byzantiner liegt, welche zur Zeit der Paläologen in der Verwaltung ſaßen und den reichen Antheil an den Profiten, die das Regieren (im Orient) gewährt, unter der Türkenherrſchaft nicht mehr erhalten konnten. Nicht als Mohammedaner haßt der chriſtliche Bojar die Türken, ſondern als Hemmſchuh und glücklichen Nebenbuhler in Ausbeutung der öffentlichen Gewalt und der Staatsfinanzen. Für das, was man in Europa „Volkswohl“ oder Henri IV. „Sonntags-Huhn im Bauerntopfe“ nennt, hat der orthodoxe Magnat ſo wenig als der niedrigſte Verwaltungsbeamte im chriſtlichen Byzanz Herz, Verſtändniß und Gefühl. Auch um Geſinnung, Charakter, Dogma und Nationalität des Scepterträgers kümmert ſich der Große wie der Kleine unter den Miteſſern der Gewalt nicht viel, ſo lange man ihn das Blut des Volkes einſaugen und ungeſtraft den öffentlichen Pfennig plündern läßt. Doch am liebſten iſt und war ihm von jeher gekrönte Schwäche oder ein herz- und gewiſſenloſer Tyrann von nicht gar zu reichem Verſtandesmaß, wie man deren eine Reihe der ſchönſten Exemplare in den byzantiniſchen Annalen findet. Je weiter er ſich von der Autoritätsübung und von der Steuercaſſe entfernt ſieht, um ſo eifriger und wärmer beginnt der Archont vom anatoliſchen Kirchendogma zu reden und über Verfall des wahren Glaubens durch die lateiniſche Häreſie zu jammern. Er conſpirirt, wie er ſagt, für Gottes Ehre, wiegelt die Unterthanen auf und ruft, wenn nichts mehr helfen will, als letztes Mittel die Fremden, ja ſelbſt den Feind ins Land.

Als die Lateiner (1204) Konſtantinopel erobert und das griechiſche Reich zertrümmert hatten, wendeten ſich die Großen, Vornehmen und Mächtigen, wie der gleichzeitige Nicetas erzählt,

zuerst an die siegenden Frankenhäuptlinge, boten für Niederhaltung der eigenen Landes- und Glaubensgenossen ihre Dienste, ihre Geschäftsroutine und ihre Regierungskünste sammt ihren Schätzen an Gold und Diamanten unter der Bedingung an, daß sie bei den neuen Gebietern denselben Platz der Ehren und der Macht einnehmen dürften, den sie unter den gefallenen Dynasten hatten. Von den tapfern, aber barbarischen Rittern roh und verächtlich zurückgestoßen, insurgirten sie das unterjochte Land, verbündeten sich mit den altreichsfeindlichen Bulgaro-Wlachen des Hämus, öffneten zu gemeinsamem Ruin den wilden, im Norden der Donau und im südlichen Rußland sich herumtummelnden Reiterhorden der Kumanen die Thore des Landes und ruhten nicht eher, als bis die eingedrungenen und ohne ihr Zuthun regieren wollenden Häretiker des Occidents wieder aus Byzanz vertrieben waren. Dieselben Scenen niederträchtiger Kriecherei und verrätherischen Angebots von Seiten der byzantinischen Großen wiederholten sich nach dem Einzuge Sultan Mohammed's II. in Stambul. Der Erfolg war aber noch weit schlimmer, als einst am Hofe des flandrischen Balduin. Der Padischah, stärker und in der neuen Eroberung fester gewurzelt als die rohen und unwissenden Franken, nahm die als Kaufsumme dargebrachten Reichthümer zu Händen, ließ aber den ehr- und machtgierigen Archonten die Köpfe abschlagen, weil er in der Gerechtigkeit gegen die unterjochte, von ihren eigenen Landsleuten schmählich mißhandelte Volksmasse eine bessere Stütze der Herrschaft, als in der selbstsüchtigen Anhänglichkeit verrätherischer Intriguanten sah.

Von jener Zeit (1453) angefangen bis auf den heutigen Tag waren Verschwörungen und heimlich gesponnener Verrath im Schoße der griechischen Bojaren und des mit dem Interesse derselben auf das innigste verflochtenen orthodoxen Klerus im tür-

kiſchen Reiche permanent. Und wenn die Sultansherrſchaft, der löblichen Anfänge und der vorausgegangenen Verträge ungeachtet, ſpäterhin doch hart, drückend und grauſam wurde, ſo fällt die Schuld aller Leiden und Unfälle der griechiſchen Orthodoxen viel weniger auf Fanatismus und chriſtenfeindliche Unduldſamkeit der Osmanli, als auf das ſtupide, im Finſtern fortbrütende, durch keine Züchtigung zu ermüdende Beſtreben der griechiſchen Chriſtentrümmer, mit Hülfe des Auslandes die Macht ihrer neuen Gebieter zu untergraben und auf Schleichwegen die Vortheile und die Stellung wieder zu gewinnen, die ſie aus Feigheit und Mangel aller ſocialen Tugenden verloren hatten. Wie ſoll man ſich da noch wundern, wenn das gerade, kräftige, ſtreitbare, in den Sitten einfache und in der Rede ehrliche Türkenvolk eine Nation und eine Kirche endlich verachten mußte, deren ganze Gewalt und Regierungskunſt es auf Eigennutz, Unwiſſenheit, Verrath, Lüge und Betrug gegründet ſah? Es wird jetzt wiederholt und mit bedeutungsvollem Pomp die königliche Geſinnung und die treue Anhänglichkeit des Klerus, der Bureaukraten, der Archonten und des Volkes von Hellas an die neue Dynaſtie geprieſen. Wir zweifeln nicht im Geringſten, daß es hiermit auch ſeine volle Richtigkeit habe, wir freuen uns dieſer Erſcheinung und dieſes Tugendtriumphes aufrichtig, können aber im Intereſſe der neuen Ordnung in Hellas den Wunſch nicht unterdrücken, es möge ja bei fortlaufendem Sinken des moskowitiſchen Blendwerkes in den Geſinnungen des griechiſchen Volkes kein ſolcher Umſchwung eintreten, daß der milde und gerechte Padiſchah ſeinen chriſtlichen Unterthanen endlich die Vortheile gewähren könne, die ihnen zuerſt der Stolz der Frankenritter verweigerte und nachher die Staatsklugheit der Sultane verſagen mußte. Das Schickſal Otto's I. wäre in dem Falle einer türkiſch-griechiſchen Fuſion nicht lange zweifelhaft; es würde ihm ſchnell

genug wie seinem moraitischen Vorgänger aus dem Hause Villehardouin ergehen, wenn er nicht gar das traurige Loos des letzten Agilolfingers theilen müßte, der sich, wie man weiß, inmitten seiner patriotischen Bestrebungen für Glück und Unabhängigkeit des Landes vom Adel und Klerus verlassen sah, weil der Frankenkönig mächtiger war und seinen Anhängern reichere Vortheile bieten konnte, als ein Bayerfürst.

Wir äußern diese Bedenken mit aller der obersten Gewalt schuldigen Achtung, fragen aber bescheiden, wo bei fortgesetzten Belegen russischer Unzulänglichkeit die Bürgschaft sei, daß der besagte Zwischenfall nicht endlich eintrete und die Königsburg in Neu-Athen dem Besucher nicht auch einmal das berühmte Distichon ins Gedächtniß rufe, welches Mohammed II. im verlassenen Kaiserpalast in Stambul recitirte.*)

Weiter wollen wir in der Analyse der B. S.'schen Broschüre diesmal nicht gehen, da sie ohnehin, wie man in Frankreich sagt, „occasion plutôt que sujet" unserer Diatribe gewesen ist. Wozu wäre es auch gut, von politischen Maßregeln und socialen Einrichtungen zu reden, welche B. S. für künftigen Bestand des Orients den Türken und ihren Verbündeten anräth? Das sind ja lauter Dinge, mit denen sich jetzt alle Welt befaßt und über welche heute Jedermann seine eigene längst abgeschlossene Meinung hat. Uns schien es vorzüglicher, die staatlichen Grundelemente rein und durchsichtig darzustellen und nach bestem Wissen

*) Perdedari miküned ber Kassri Kaissar ankebut
Bumi nöbet misened ber künbedi Efrasiab.

Es zieht in Kaiserburgen an dem Thor
Die Syrinx als Kämmerer den Vorhang vor,
Und in Efrasiabens Königshallen
Hört man die Heermusik der Eule schallen.

Hammer I, p. 679.
Aus Fallmerayer's Excerpten
d. H.

vor Allem ein klares Bild der byzantiniſch-türkiſchen Seelenzuſtände zu entwerfen, weil aller Irrthümer und Verkehrtheiten ungeachtet in letzter Inſtanz auf der Oberfläche der illyriſchen Halbinſel doch nur ſolche Geſtaltungen erſcheinen und Wurzel faſſen, die in den Seelenzuſtänden der Bevölkerung ihre Exiſtenzberechtigung haben. Steht es beim Leſer einmal feſt, daß man die türkiſche Erbſchaft, wäre ſie auch vacant, in keinem Falle den Ruſſen überlaſſen darf; ferner daß die Uebernahme derſelben durch die Griechen eine erwieſene Unmöglichkeit iſt, die Türken ſelbſt aber kräftig, bildſam, im Keime geſund, ſittlich wie politiſch unendlich höher ſtehen als ihre chriſtlichen Unterthanen zuſammengenommen, ſo wird die Frage „was künftig mit dem türkiſchen Reiche geſchehen ſoll“ keiner weitern Antwort mehr bedürfen.

Die Türken ſind durch ihr eigenes Verdienſt in den Kreis der chriſtlich-europäiſchen Großſtaaten eingetreten; die Griechen aber im Supplicantenkleide und den Bettelbrief in der Hand ſtehen noch immer hinter der Thüre und warten auf ihr Viaticum. Statt in gröblicher Unkunde die Türken zu läſtern, wie es noch immer üblich iſt, ſoll ihnen der Occident einen feierlichen Dank votiren, weil ſie ihn durch heldenmüthige Hingebung und ſoldatiſche Tüchtigkeit von einer Aufgabe befreiten, für deren Löſung das chriſtliche Europa weder hinlänglich ſtark, noch hinlänglich chriſtlich iſt. Wer die größte Gefahr mit der geringſten Veränderung des Beſtehenden und mit den einfachſten Mitteln zu beſeitigen verſteht, hat in der Politik von jeher den Preis davongetragen. Wären die Türken im gefahrvollen Moment der ruſſiſchen Invaſion ebenſo nichtsnutzig, unbrauchbar und feig geweſen, wie in ähnlichen Conjuncturen die Chriſten von Byzanz, welchem Schickſale wäre das friedenbegierige, kunſtvolle und blühende Europa entgegengegangen? Wo hätten die Vorfechter

der menschlichen Bildung und der christlichen Freiheit den Hebel einsetzen und wie ohne allgemeine Umkehr Europa vor der Moskowiterherrschaft behüten können? Nicht nur werden die Türken in Europa bleiben, sie werden auch noch ferner in der Hagia-Sophia ihr demüthiges Gebet zu dem erbarmungsreichen Allah senden trotz aller widerbellenden Frömmelei ihrer Gegner im Occident

quamvis latrante Lycisca.

Als Feinde des allgemeinen Friedens, der guten Ordnung und der öffentlichen Glückseligkeit müssen hinfort diejenigen gelten, welche den Traum eines hellenischen Kaiserthums auch jetzt noch nach der schimpflichsten Niederlage der Moskowiter und ihrer deutschen Akolythen zu verwirklichen, sich keine Mühe gereuen lassen.

Ich weiß, daß solche Reden nicht überall angenehm sind und daß sie mehr als Einen Lieblingswunsch empfindlich streifen. Allein die eigene Natur nicht weniger, als der Drang der Umstände und die nahende Katastrophe nöthigen hier, die Wahrheit höher als Illusion und Schmeichelwort zu achten: his ego dictu gratiora alia esse scio, sed me vera pro gratis loqui, etsi meum ingenium non moneret, necessitas cogit.

Zur europäischen Politik.

Die deutſchen Publiciſten und die europäiſche Pentarchie.

(1840.)

Ein Jahr iſt noch kaum verfloſſen, ſeitdem uns die Leipziger Buchhändlermeſſe die europäiſche Pentarchie gebracht. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel ſchlug dieſe Schrift inmitten allgemeiner Sicherheit und fröhlichen Gewühles in die deutſchen Gauen herein, und verkündete, mit einer neuen politiſchen Ordnung Europa's, Dringlichkeit und Bedarf nähern Aneinanderſchließens der germaniſchen Mittelſtaaten — unter ſlaviſcher Protection — zu Wahrung und Schirm gegen Gefahren, die bei uns Niemand kennt. — Unruhige Bewegung der Geiſter, Federkampf und Sorge durch Aufzählung aller Bürgſchaften deutſcher Autonomie, Kraft und Wahrhaftigkeit, verzagte Seelen zu ermuthigen, war eine natürliche Wirkung des literariſchen Meteors. Aller Reichthum an patriotiſchem Geſchoß, an Genie, Witz und Kriegstalent wurde in allgemeiner Revue deutſcher Nation ausgelegt; nichts entging dem prüfenden Auge, dem geübten, kundigen Sinn der Publiciſten. Subſidiariſch wirkten als furchtſtillendes Mittel nicht unbedeutend ſogar Semilaſſo's neueſte Artikel über die Nilfahrt, und Greverus' Reiſebericht aus Griechenland, die um dieſelbe Zeit erſchienen. Semilaſſo, wie er uns erzählt, hat ja ſelbſt den Krokodilen getrotzt, und Greverus hat wohl gar durch Heldenmuth die „Hellenen" erſchreckt. Was hätten wir, hieß es, in Deutſchland von den Ruſſen zu fürchten, wenn deut-

ſche Edelleute ohne Waffen, bloß durch ihr amönes Weſen und ihre Epigramme die Ungethüme Libyens verſcheuchen, und ein deutſcher Gelehrter ſchon durch „ſeine grimmigen Gebärden“ vier bewaffnete Hellenen lähmt?*) Sind etwa die Moskowiter grauſamer und boshafter als Semiaſſo's fünfundzwanzig Fuß lange Krokodile oder tapferer und geiſtvoller als die Hellenen des oldenburgiſchen Didaskalos Greverus?

Ueberdies hat man in den Beilagen der allgemeinen Zeitung (November 1839) mit Bündigkeit nachgewieſen, daß die Lehre der europäiſchen Pentarchie „ein publiciſtiſch-politiſcher Irrthum ſei, arg, groß, handgreiflich“; ja, daß es in Europa gar keine Pentarchie gebe, und folglich auch für Deutſchland nichts von ihr zu beſorgen ſei. Andere zeigten mit Schärfe und aphoriſtiſcher Präciſion, daß die Pentarchie wenigſtens keine ſtätige, bleibende Größe ſei und ſein könne, daß ſie nur durch die Propaganda der Revolution zuſammenhänge und augenblicklich zerfiele, wenn erſtere erloſchen wäre. Die Revolution ſei aber auf dem Punct zu ſterben unter den Streichen der Induſtrie und der Handelsmacht, deren Intereſſen durchweg conſervativer Natur und aller Umwälzung von Anbeginn entgegen ſeien. Die deutſchen Mittelſtaaten, wenn auch von Preußen und Oeſterreich aufgegeben, hätten doch keinen Protector nöthig; der Mauth- und Zollverein ſei jetzt deutſcher Imperator, der, reich an Feldherrntalent und ſtark an Kriegerzahl, ſich ſelbſt beſchütze; denn Deutſchlands Mittelſtaaten ſeien anerkanntermeiſe der lebenskräftigſte Theil des europäiſchen Völkerbundes. — Eine Stimme ging im patriotiſchen Zorn noch weiter und ſagte den Moskowitern gerade ins Geſicht, ſie ſollen es ſich vergehen laſſen, Cimbern und Cheruſker zu reizen, ſollen ruhig leben hinter ihren litthau-

*) Greverus, Reiſeluſt ꝛc. S. 208.

ſchen Sümpfen und Nadelhölzern bei Grütze, Quaß und Birkenſaft, ſollen zuerſt Chiwa und die Karakalpaken bändigen und überhaupt dem Genius der Zeiten danken, daß *wir* uns nicht ſelbſt erheben und — hingeriſſen vom furor teutonicus — Sebaſtopol und Kronſtadt zertrümmern.

Alles das hat aber den tiefen Eindruck der Schrift nicht ausgelöſcht. Es blieb ein Stachel in den Gemüthern zurück, von dem uns noch kein publiciſtiſches Heilmittel befreien konnte. Es muß etwas im Buche verborgen ſein, was der geſunde Sinn des Volkes bemerkt, die Gelehrten aber noch nicht geſehen haben. Wäre es daher nicht erlaubt, auf dieſe Erſcheinung noch einen letzten Blick zu werfen?

Daß es hier Deutſchland gelte, obgleich der Pentarchiſt ganz Europa in das Spiel zieht und ſeiner Diatribe als Folie unterlegt, merkte freilich Jedermann. Für eben das ſieht man es auch im Ausland an. Die engliſche und franzöſiſche Preſſe ſchweigt von dieſer Schrift, wie von einer Sache, die ſie nicht berührt. Es iſt ein Hochzeitmahl, zu dem nur wir Germanen geladen ſind. Ebenſo herrſcht über Tüchtigkeit des Verfaſſers, über Styl und Kern des Buches unter allen Parteien nur Eine Meinung. „An Männern, deren Perſönlichkeit einen ſolchen Reichthum an Ideen, eine ſolche Tiefe des Urtheils, eine ſolche Beherrſchung der Einzelnheiten in ſich trüge", meint Giehne, „habe Deutſchland keinen Ueberfluß." Und doch redet man uns zu gleicher Zeit von eitlem Phantaſieſtück, von diplomatiſchem Spielwerk und unreifem Product, und überläßt ſich dem Wahn, die Pentarchie ſei wurzellos und müſſe, trotz ſcheinbarer Lebensfülle, aus Mangel geſunden Nahrungsſaftes ohne Frucht auf eigenem Stängel verdorren.

Die Pentarchie — mit gutem Frieden unſerer ehrſamen Landsleute ſei es geſagt — iſt ein geſundes, lebenskräftig organiſirtes

Gebilde, iſt aus dem eigenen, tiefen, reich gedüngten Fettboden der neueſten Zeit- und Weltläufte in jugendlicher Friſche heraufgeſtiegen zum Wahrzeichen für die, welche die Zeit nicht kennen. Geſtehe man es nur offen, das Buch hat Deutſchland mit Recht erſchreckt. Es iſt wie die unheimliche Erſcheinung bei Belſazars Gaſtmahl. Der Griffel geht tief, die Zeichen ſind ſcharf, der Sinn iſt klar.

Sind wir ſchon ſo krank, und ſind unſere Zuſtände ſo verzweifelt, daß man uns von letzter Medicin, von Teſtament und Codicill im eigenen Hauſe zu ſprechen wagt? Wäre dies wirklich unſere Lage, ſo könnten Streiche in die Luft und cheruskiſche Rodomontaden die Kataſtrophe Deutſchlands ebenſo wenig abwehren, als das ewige Mahnen an Granſon und Murten die hinſterbenden Republiken Helvetiens wieder zur alten Kraft und Bedeutung zurückzuführen vermochten.

Jedermann redet von den Gebrechen der moskowitiſchen Staatsmaſchine; hat aber auch einer den Kern des Werkes herausgeſchält und ſeinen Gehalt im Geiſte des Jahrhunderts geprüft? — Was iſt die „europäiſche Pentarchie“? Die „europäiſche Pentarchie“ iſt der letzte Ausdruck, die logiſch correcte Anwendung des Socialrechts unſerer Zeit oder der politiſchen Erhaltungslehre des Jahrhunderts auf die ſchwächeren Staaten Europa's überhaupt, und Deutſchlands insbeſondere. Ueber das Unzuläſſige und Machiavelliſtiſche der neuen Doctrin ſind wir voraus alle einverſtanden, weil ungetrübter Fortbeſtand der gegenwärtigen Ordnung und unbedingtes Zurückſtoßen aller revolutionären Neuerung im europäiſchen Haushalt, von woher ſie immer komme, für Jedermann Geſetz und Bedürfniß iſt. Aber der liſtige Pentarchiſt knüpft den Faden ſeines Gewebes an den unzerbrechlichen, gleichſam demantenen Ring des allen Creatur-Individuen wie Staaten inwohnenden Strebens, unter dem Vorwande allgemeiner

Ordnung und Sicherheit, den Genuß irdischer Vortheile selbstsüchtig auf die möglich kleinste Zahl, gleichsam hierarchisch zu beschränken. Sträubte sich nicht von jeher die verderbte und unverbesserliche Natur des Menschen gegen die Lehre: daß dem großen Haufen, d. i. dem Geringen, Uncultivirten und Armen, verhältnißmäßig gleicher Antheil wie dem Hohen, Feinen, Reichen und Mächtigen am Genusse irdischer Güter, Rechte und Glückseligkeit gebühre; — daß die Stimme des Schwachen und des Starken in Berathung, Lenkung und Schlichtung allgemeiner Angelegenheiten gleiches Gewicht besitze; — daß hienieden schon Rang, Gradation, Ansehen und vorrechtlicher Genuß erlösche und ein allgemeines Nivellirungsgesetz, wie eine Erdwalze, über die Oberfläche der Staaten hinstreife, alle Erhabenheiten abschlage, und alles Ueberragende unter die verflachte Rinde zurücktreibe? Diese Ausgleichung überläßt man für das jenseitige Leben Gott, für das diesseitige aber den Moralcompendien und der Schultheorie. In Praxi wird sich ihr der Mensch, wie er jetzt ist, freiwillig niemals unterwerfen, und der „Damm wider das Anwogen der Massen gegen die obern Positionen" ist und bleibt die letzte Bedingung, unter welcher sich der schwache Mensch das Beisammenleben im Staatsverbande zu denken vermag. Erbittere man sich nicht über diese Rede. Warum soll man die Menschen besser malen als sie sind? Oder offenbart sich in Europa nicht jetzt mehr als je das unabweisbare Bedürfniß und Streben nach Schranke, Maß und Zügel gegen die ungeordnet und wild operirende Kraft der Vielen?

Die Revolution und der Demos haben die alte Ordnung in Europa unwiederbringlich vernichtet, und sämmtliche Völkerschaften dieses Welttheiles bilden von jetzt an einen gemeinschaftlichen Staatshaushalt mit Gesetzbuch, Familiencodex, Budget, Rangliste und Heer gegen den nivellirenden Furor des Tiers-Etat.

Aber wer iſt, und wie weit reicht in der neueuropäiſchen Geſellſchaft der Tiers-Etat? Wer iſt Volk? Wer Vornehm, Edelmann, Ariſtokrat? In der Antwort auf dieſe Fragen liegt das ärgſte Gift und das für Deutſche verdammungswürdigſte Argument des Pentarchiſten. Seiner Meinung zufolge wären die kleinſten und kleineren Fürſten, die Staaten dritter und letzter Ordnung in Europa, gegenüber den großen Monarchien, Volk geworden, zählten unter den Tiers-Etat, und gälten — wenn es geſtattet iſt, den ganzen Gedanken unſeres Feindes wiederzugeben — als Proletarier, bloßgeſtellt allen Lockungen des Ehrgeizes, der Ruhmſucht, der Gierde nach Genuß und Bedeutung, ſowie des allen Kleinen angebornen Hanges ihre Stellung zu erhöhen und ſich des Vortheils wegen Größeren hinzugeben, wie weiland die übelberathenen Theilfürſten des alten Rurikſtaates in der Mongolenzeit. „Wollt ihr den Weltfrieden bewahren, ſo zügelt die Kleinen und beſchränkt das Stimmrecht im großen Familienrath", gilt dem Pentarchiſten jetzt als Wahrzeichen unſerer Zeit und, ſo zu ſagen, als Feldgeſchrei für den Occident.

Hierin erkennt man den Moskowiten und den Alleinherrſchafts-Fanatismus einer Nation, die unter allen Völkern des Erdbodens am furchtbarſten durch die Polykoiranie gelitten hat. — Indeſſen iſt freilich auch nicht zu überſehen, wie ſich das öffentliche Leben in Europa allmählich vereinfacht, wie correct und natürlich die Bewegung wird, wie ſich die Leidenſchaften, eine nach der andern, feſter Disciplin unterwerfen, und die Bürgſchaften der Sicherheit bei Recht und Eigenthum mit jedem Decennium erſtarken, weil de facto nur noch wenige Stimmen über öffentliche Dinge zu reden haben. Es war eine Zeit, da ein ſchlichter Edelmann in Europa den Landfrieden ſtören konnte. Dieſe Leutchen wurden endlich zur Ruhe gebracht. Wieder gab es eine Zeit, wo ein kleiner Fürſt, getrieben durch die Begierde nach

höherer Bedeutung, den Welttheil in Flammen ſetzte. Ob dieſer Act aber auch ſchon verziehen und ſein Reſultat als wirkliches Facit und ſtehende Poſt auf ewig im europäiſchen Lebensbuch eingetragen und anerkannt ſei, weiß Niemand, und kann hier nicht beſprochen werden. Gewiß aber liegt es in der Zeit, ſolchen Anomalien auf immer vorzubeugen. Das „goldene Buch" iſt geſchloſſen. Möge es keinen verdrießen, wenn ſein Name darin nicht verzeichnet iſt.

Der Pentarchiſt weiß ſo gut als es die Gegner wiſſen, daß die Fünfmächte und Executoren der neuen Ordnung unmöglich eine compacte, ſtätige, ewig friedlich vereinte Größe bilden, — daß auch ſie getrennte Intereſſen verfolgen, — daß dies Gleichgewicht eine Chimäre ſei, und die Sucht ſich gegenſeitig zu übervortheilen den Großen nicht weniger inwohne als den Kleinen, und die res humanae ſich unmöglich — gleich einer Planetenbahn — in mechaniſche Schranken zwängen laſſen. Ohne Zweifel lacht der Pentarchiſt über ſolche Präceptoren-Weisheit, weil er ſicher iſt, daß bei allem Conflict der Privatintereſſen die Fünf ihren Bund gegen die anarchiſche Propaganda des „Demos", der ſeine Kraft am liebſten auf dem Gebiete der Schwachen verſucht, inſtinctmäßig auf lange Zukunft bewahren.

Es thut einem leid, gegen den Nationalinſtinct ſeiner Heimat, für Maſſen und Socialszwang gleichſam das Wort zu reden. Aber die Zeit drängt und das neue Europa, wie es ſcheint, will unſere Lebensweiſe nicht länger dulden. „Lo voglio far io", ſagte der ſelige Kaiſer Franz, als ihm die lombardiſchen Großen ihre Beihülfe im Regimente anboten. Lo vogliamo far noi, „wir ſind mündig und ſtark genug für uns ſelbſt zu ſorgen", rufen auch wir Deutſchen den unberufenen Mentoren von jenſeits der Weichſel zu.

Häufig macht man jetzt den für die Kleinſtaaten höchſt un-

günſtigen Lehrſatz geltend: ein feſter Damm, d. i. eine compacte Ländermaſſe am Rhein und an den Alpen, hätte 1793 die zerſtörende Fluth franzöſiſcher Demokratie von Europa abgehalten, und der Menſchheit alle Greuel und Leiden erſpart, welche ihr die in Napoleon incarnirte Revolution gebracht. Nur ächt ariſtokratiſche Präponderanz vermöge das wilde Thier, den Demos, zu bändigen und, wie das Ungethüm der Apokalypſe, im Abgrunde gefeſſelt zu halten. Was iſt aber ächte Ariſtokratie? Bei überwiegender Stärke und vollem Bewußtſein der Kraft, Sichſelbſt-Maßgeben, und dadurch überall und in Allem der erſte ſein, iſt Ariſtokratie im ächten Sinn, eine im Wechſelſpiel irdiſchen Staatslebens ganz neue Idee, eine moraliſche Revolution im erhabenſten Styl, Schöpfung und Grundgedanke Alexander's I. Kein Eroberer, kein Volk der früheren Zeiten, am wenigſten Napoleon und ſeine Gallier kannten und begriffen ſie. Dieſe Idee ächt ariſtokratiſcher Präponderanz iſt geboren, ſie lebt in den Gemüthern der Bewohner Europa's. Aber wer möchte chronologiſch die Epochen ihrer Kindheit, ihrer Blüthe und ihrer vollen Entwickelung berechnen? Nach der Lehre des Pentarchiſten erhebt ſie die Action der moraliſchen Kraft über die phyſiſche, will nicht durch Heere und Flotten, nicht durch „drückende Sequeſtrationen und Embargos", ſondern providentiell und gleichſam kirchlich das Böſe dämmen. Der Gedanke iſt von exuberanter Fülle, ein wahrhaft ſociales Chriſtenthum, dehnbar, weich, permanent, und die geheimſten Falten europäiſchen Staatslebens um ſo tiefer durchdringend, da er die bankerotte Idee effectiver Volksſouveränetät erſetzt, und in ſeiner Coincidenz mit dem Evangelium eine unberechenbare Zukunft im Schooße trägt.

Uns Deutſche ſchreckt nur die zu merkbare Haſt der Apoſtel des neuen Bundes, ihre Glückſeligkeitstheorie auf germaniſchen Boden herüberzupflanzen. Unruhig fragt man, ob die Rolle,

die geiſtige Tochter des Slaven-Imperators zu ſchirmen, großzuziehen, und ſie als Schirmvogt politiſcher Gerechtigkeit ſiegreich im Mittelpunct Europa's zu inthroniſiren, durch ein Decret der Vorſehung, wie ſie behaupten, wirklich den Moskowiten zugefallen ſei? Ideen mit univerſellem Fruchtkeim, meint man bei uns, könne nur Deutſchland hervorbringen und ſtandhaft entwikkeln; Germanien ſei ja vorzugsweiſe das Land der Ideen! „Uncultur, Halbbarbar, Geiſtesöde, metalliſch erſtarrter und für Keime ächter Humanität ewig verſchloſſener Boden“ ſind unſeren Ruſſomanen gegenüber die Lieblingsausdrücke germaniſcher Philautie. Gerade in dieſem Puncte ſtehen ſich die deutſchen Urtheile am ſchroffſten gegenüber.

Rußland iſt ein univerſeller, militäriſch-disciplinirter, coloſſaler Kirchenſtaat, eine Buß- und Thränenanſtalt zu ſittlicher Reſtauration einer corrupten und im Sumpfe materieller Intereſſen ſich allmählich verſchlammenden Welt. Das elende Krämerleben in Europa erzeugt allenthalben Ekel, Lebensüberdruß, Selbſtmord und verzagten Sinn bei üppigen Tafeln und vollen Truhen. Seelenleiden, Sorge und Kampf gegen drohende Trübſal und Erſchütterung befeſtigen allein die öffentlichen Charaktere, ſtählen das Gemüth und bewahren vor gänzlichem Erſterben aller moraliſchen Kraft. Es iſt nun einmal nicht vergönnt, daß der Menſch ſorgenlos und glücklich ſei!

Nicht Graf Reſſelrode und ſeine Agenten, nicht der Kriegsmeiſter Paskjewitſch und ſeine ſtreitbaren Banden, ſondern das anatoliſche Glaubensbekenntniß und die alte Reichsfahne Moskoviens in der Mongolenzeit, mit der Dornenkrone geſchmückt, rücken gegen den Occident, und die „europäiſche Pentarchie“ iſt das Manifeſt des moskoviſchen Apoſtolats.

Ich glaube nicht, daß die durch und durch ſäculariſirten Weſteuropäer Weſen und Charakter der politiſch-religiöſen Bewegung

hinter der Weichsel, — daß sie Nerv und Schnellkraft des neuen byzantinisch-russischen Chalifats erkennen. Es ist die große Reaction der morgenländischen Kirche gegen die lateinische Christenheit, deren Angriffe auf russisches Kirchenthum um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als Alexander Newski Großfürst war, auf Befehl des päpstlichen Stuhles durch den Schwedenkönig Erichsen am finnischen Meerbusen begannen, durch die Schwertritter in Livland und durch die katholischen Polen auf der langen Strecke zwischen dem baltischen und schwarzen Meere mit Unverstand, Härte und Grausamkeit durch Jahrhunderte fortliefen, und endlich mit einem allgemeinen Heranwälzen des von Napoleon unterjochten lateinischen Abendlandes ihren Endpunct erreichten. Die Invasion von 1812 galt dem frommen Russenvolk wie ein Religionskrieg, und ohne Zweifel hat die Nation nur in der Kraft ihres Glaubens die Gefahr überstanden. Geduld, Märtyrerblut und Heldenthum der altgläubigen Menge haben wider Scandinavier, Polen und Germanen Kirche, Reich und Nationalität gerettet, und aus dem glorreichen Sieg ist Thron und Dynastie der Romanow hervorgegangen. Daher ein unauflöslicher Cement von Blut, Sieg und Seelenentzücken zwischen geistlichem und weltlichem Regiment dem Reiche Moskovien auf unabsehliche Zeiten Nahrung und Stärkung gibt.

Es liegt in diesem russischen, von innen heraus langsam anwachsenden Kirchencoloß etwas Unabwendbares. Nur kirchlich, d. i. mit denselben Mitteln, die ihn zu Sieg und Eroberung treiben, kann man entgegentreten. — Es ist der Kampf der heiligen Stühle von Rom und Byzanz. Auf welcher Seite ist nun Einheit, Kraft, Feuermuth, Klugheit und Disciplin? Bereits hat Michael Cärularius in Litthauen und Klein-Rußland einen großen Sieg davongetragen. Der Kampf ist jetzt an der Weichsel und nähert sich Deutschland. Wie lange wird

und kann dieſer weiland claſſiſche Boden der Römiſchen Kirche heute die Sache Leo's IX. vertheidigen? Muß noch einmal die „ewige Stadt“ die Geiſter in Europa zum Widerſtand entzünden? Zwingt vielleicht die wachſende Gefahr vor ſlaviſch-griechiſchem Kirchenthum Weſteuropa noch einmal zu einer großen innern Einigung? So viel uns bekannt, hat keine in Deutſchland erſchienene Diatribe die Pentarchie von dieſer Seite betrachtet und den Abſchnitt „Rußland“ in dieſem Sinne geprüft. Sagt der Pentarchiſt nicht ausdrücklich: „Fundament des ruſſiſchen Reiches ſei die griechiſche Kirche“, in Rußland ſei die weltliche Macht — ohne die Inſignien abzulegen — kirchlich geworden, über der Czar — zugleich Pontifex und Generaliſſimus — eine geheime, die Gemüther in ihren Tiefen ergreifende und erſchütternde Macht, ſei die Kirche Nation und alles Sonderleben ausgelöſcht; man leide, dulde, arbeite und entbehre gemeinſchaftlich für das große Nationalziel, Sieg und Triumph der griechiſch-ruſſiſchen Kirche? — Dieſe Willenseinheit legt ſich in Rußland weniger mit Gewalt von außen her auf die Maſſe, ſie quillt von innen heraus, weil den robuſten, langgeſtreckten, homogen erbauten Körper der moskoviſchen Race Eine Seele belebt, aber eine Seele voll Energie und Intelligenz, voll Heiterkeit und leichten Sinnes. — In Moskovien gilt die Maxime: der Menſch, beſonders die arbeitende Claſſe, ſei nicht des Vergnügens wegen auf der Erde. Der Spruch trifft aber ebenſo gut die Privilegirten, insbeſondere den Czar und die Inſtrumente ſeiner Macht. Vom kaiſerlichen Prunkſaal bis zur ärmlichſten Hütte herab — deſſen ſei man überzeugt — genießt in Rußland ſo zu ſagen kein menſchliches Weſen in Ruhe ſeines Schlafes oder ergibt ſich ſorglos den Freuden des Mahles,

tantus amor florum et generandi gloria mellis!

Selbſt die dem Menſchen zu Hülfe und Nutzen beigeſellten Haus-

thiere theilen Zucht und Disciplin, und jenes hastige, aufgeregte, stürmische, uns langsamen Germanen so innig verhaßte, eilfertige und unermüdliche Wesen der Moskowiter.

Wort und That, Theorie und Praxis, Schein und Wesen standen sich einst in Rußland und Polen, heute aber, da das katholische Polen Todes verblichen, stehen sich dieselben Elemente in Rußland und Deutschland feindlich gegenüber.

Wir sind das „Herz Europa's", das große Ideenmagazin und zugleich die Träger des lateinischen Christenthums und seiner Bildung. Niemand (weder Mensch noch Gedanke) ist bleibend Sieger und Herr von Europa, wenn er nicht über Deutschland zu gebieten hat.

Germanien, voll blühender Städte und kriegerischer Kraft, mäßig, arbeitsam, tapfer, empfindsam, methodisch, aber kirchlich und politisch unheilbar zerrissen, soll jetzt hoch auf der Weltbühne gegen das Tafelland von Moskovien, dieses unermeßliche Soldatenhaus mit schweigsamen Feldern, Birkenalleen, Föhrenwald und hölzernen Herrenhäusern, das Conglomerat gegen die engverschmolzene Einheit, das müde Rom gegen das sieggekrönte, jugendlich aufblühende Neu-Byanz die Frage des Jahrhunderts entscheiden.

Der Pentarchist sagt es unumwunden, die griechisch-gläubigen Russen wollen über Deutschland regieren, zwar friedlich, wohlthätig, unmerklich, verlangen gar nichts für ihre Mühe, wollen sogar noch bezahlen, und wenden sich mit Klugheit zuerst an die Vielen, an die Kleinen, um mit ihrem Beistande zuletzt den Großen zu imponiren und gleichsam ein europäisches Austrägalgericht im Herzen Deutschlands zu errichten.

Niemals wird und kann ein unbestochener Mann den Mittelstaaten rathen, freiwillig „das slavische Heldenvolk" zum Hüter ächt deutscher Freiheit herbeizurufen. Ob sich aber das „slavische

Heldenvolk" dieſes Amt nicht ſelbſt zutheile und ungebeten übernehme, oder vielleicht gar ſchon übernommen habe und ausübe, iſt eine Frage, die ſich hier nicht wohl erörtern läßt. Es iſt eben nicht nöthig, daß man auf dem Frankfurter Bundestag Sitz und Stimme habe, um ſein Gewicht in die Wagſchale Deutſchlands zu legen. Sagt nicht irgendwo der Biograph: . . . quod Darii regno ipsorum niteretur dominatio . . .? Hinter den Germanen, in der civitas magna abyssi, lauert die Revolution, der Geiſt der Zerſtörung, „ſuchend, wen er verſchlinge." Und ſeit dem unvergänglichen Triumphe von 1812 können ſich Fürſten und Völker Deutſchlands des Gedankens nicht mehr erwehren, daß gegen die Nachſtellungen des hölliſchen Dämons, gegen die grauſame und unerträgliche Herrſchaft der von Gallien ausgehenden Demokratie, in letzter Inſtanz nur durch den frommen, altgläubigen Imperator von Moskovien Schirm und Abwehr zu hoffen ſei. In Europa haben die Ruſſen allein die letzte und fürchterlichſte Probe beſtanden: ſie haben Napoleon und in ihm den Continent von Europa überwunden. Dieß iſt eine Thatſache, die weder Mißgunſt, noch Patriotismus, noch Zeit je verwiſchen kann. Fraget nicht lange, ob die Ruſſen auch Talent und Macht beſitzen, die übernommene Rolle bis auf die letzte Conſequenz durchzuführen. Gegen die unabhängigen Chanate am Oxus ſchickt man Perowſkij mit Kameelen und Kirgiſen; gegen die unabhängigen Chanate am Rhein aber die Pentarchie mit Syllogismen, Dilemmen und Kettenſchluß. Ueberall weiß der Ruſſe die paſſenden Waffen zu brauchen.

Schon der Gedanke, dieſes rührſame Volk mit ſeinem Einheitsinſtinct, ſeiner mönchiſchen Zucht und Caſernendisciplin in der Nähe zu haben, hat für die Deutſchen etwas Unerträgliches. Unſer Element iſt Trennung, Sonderleben, Waldeinſamkeit,

ſtiller Genuß, Schultheorie, ſchwärmeriſches Gefühl und univerſelle Menſchenliebe mit poetiſchem Entzücken. Jeder Einzelmenſch bildet hier gleichſam ein abgeſchloſſenes Reich mit ſouveränen Prätenſionen. Der Menſch, ſagt die Kantiſche Philoſophie, iſt Selbſtzweck, und nach Hegel iſt er gar ein incarnirter Gott und „verſöhnt den Kampf zwiſchen der Ganzheit und Getrenntheit.“ Dieſe theoretiſche Zerſplitterung hat bei uns eine ſolche Ausdehnung erreicht, daß man, nach den Vorwürfen galliſcher Gegner, in Deutſchland mit Mühe zwei Anhänger deſſelben Syſtems, ja kaum ein Individuum finden kann, welches nicht mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtände. — Die Ruſſen dagegen, als ächte Mowahhidin*), drängen ſich zuſammen, erwärmen ſich gegenſeitig und gehorchen in guten und böſen Tagen dem Willen des Einen um Gotteswillen —

omnibus una quies operum, labor omnibus unus.

Mit Unrecht beſchuldigt man den Pentarchiſten der Ironie und der diplomatiſchen Doppelzüngigkeit, wenn er das ruſſiſche Cabinet gegen den Vorwurf unerſättlicher Ländergier vertheidigt, und die Europäer überreden will, Rußland ſei kein erobernder Staat im gewöhnlichen Sinne des Wortes, d. h. man habe in Deutſchland noch nichts von ruſſiſchen Garniſonen und Steuerbeamten zu fürchten, und die Ruſſen wollten nicht, wie Dſchingiskhan, wie Napoleon und die galliſchen Demokraten, blind fortrennend, gleich einem Waldſtrom, ſich über nahe und ferne Reiche ergießen, um nach erſchöpfter Kraft ohnmächtig im Sande zu verſiegen. — Ohne Zweifel iſt man an der Newa von dem Geiſte beſeſſen, der in Italien die „rabbia papale“ heißt. Man kennt daſelbſt aber auch ebenſo gut das Geheimniß aller wahren Größe und aller dauernden Macht: Sich-

*) D. i. Einheitler, eine mächtige Dynaſtie in Mauritanien.

Selbſt-Maßſetzen, ſich Freude und Genuß verſagen, Dulden und Entbehren, um andern ſeinen Willen als Geſetz aufzulegen. Will der Menſch aus ſeiner Stellung materiellen Vortheil ziehen und in vollen Zügen die Frucht ſeiner Mühſale ſchlürfen, ſo verfolgt ihn alsbald Sättigung, Rückſchritt und Verfall. Nach der alten Weltanſicht iſt die Gottheit auf das Glück der Sterblichen neidiſch und richtet gern Verwirrung an, *τὸ θεῖον πᾶν ἐὸν φθονερόν τε καὶ ταραχῶδες.* — Einerſeits das Erkennen und Feſthalten dieſer Maxime, andererſeits aber die geographiſche Lage und der Volkscharakter erklären uns vollſtändig Rußlands Weltſtellung, Größe, Macht und Zukunft. Weder publice noch privatim wird je ein Ruſſe eingeſtehen, daß ihr Land auf Eroberungen ſinne. Von Peter I. bis zum Imperator Nikolaus, ſagen ſie, „wollte und mußte Rußland nur die von Gott angewieſene Poſition einnehmen, um die Aufgabe ſeines Daſeins zu löſen.“ Dieſes Lebensthema aber beſteht, nach der Definition des Pentarchiſten, in Erlangung einer vermittelnden Stellung zwiſchen dem Weſten und Oſten, zwiſchen Europa und Aſien. Wer aber zwiſchen Europa und Aſien vermittelt, d. i. die ſtreitigen Intereſſen beider Welttheile verſöhnt und ihre Zerwürfniſſe ausgleicht, der übt das oberſte Schiedsrichteramt und muß in der öffentlichen Meinung als praeses orbis terrarum gelten.

Die Ruſſen gehen offen zu Werke und ſind viel redlicher als andere Mächte, die auch „Poſitionen“ und weiß Gott was alles nehmen möchten, ihre Abſichten aber ſorgfältig bis auf den günſtigen Augenblick verbergen. Es erregt ein eigenes Gefühl, wenn man lieſt, wie jener Feldherr im Alterthum die Kundſchafter ſeines Gegners ſelbſt im Lager herumführte und ihnen ohne Rückhalt ſeine Streitkräfte zeigte.

Nach dem Wortſinn des Pentarchiſten ſoll der ruſſiſche Staats-

körper, um sein hohes Amt mit Nachdruck zu üben, in allen seinen Gliedern naturgemäß ausgebildet und abgerundet, stark und lebenssaftig dastehen, mit klarem Sinn, sehnichten Armen und reichgefüllten Taschen, damit er schwache Nachbarn schirmen, unkundigen politisch rathen, dürftigen von seinem Ueberflusse mittheilen, überall aber für Ordnung und Sicherheit, für stilles und ehrsames Betragen wachen könne, besonders aber die deutschen Mittelstaaten vor aller Ungebühr der größern, so wie der Propaganda, der Demokraten, Ideologen und Metaphysiker zu bewahren vermöge.

Geographisch, meint er, sei das Haus jetzt ausgebaut, und die Russen hätten nichts mehr zu thun, als ruhig darin zu wohnen, die Wirthschaft zu besorgen und Hochzeit zu halten, damit sich die leeren Räume füllen, damit es überall wimmle und gähre und bei künftiger Arbeit nirgend an Lebensbedarf, an Leuten, an Uebung und schicksamen Wesen gebreche. Und in der That, die Politik der beiden Imperatoren Alexander und Nikolaus zeigt klar genug, daß der Pentarchist, wenigstens was Europa betrifft, die volle Wahrheit sagt. Seit Karl XII. und Napoleon I. hält man das russische Land für unangreifbar, und seine Bevölkerung wächst jedes Jahr um eine Million. In Folge dieses Anschwellens an Volk, sittlicher Kraft und Industrie wird es seine Kriege, wie es zum Theil schon jetzt geschieht, bald ohne „Pulver und Kugel" führen und Siege erringen ohne die Hand aufzuheben, wie der unbewaffnete Achilles vor Troja. „Allen entfiel der Muth

— πᾶσιν ὀρίνθη θυμός —

als mitten im Schlachtgetümmel der fürchterliche Ruf vom Mauerwall erscholl." — Sonderbar wenn die Welt ihren Frieden den Moskowiten verdanken müßte! — Diplomatische Feldzüge, Uebergriffe und Bedrückungen ärgern und demüthigen wohl die Für-

sten, lassen aber die Völker, deren Taschen bei solchem Spiel verschont bleiben, gewöhnlich ungerührt und frostig. Man beschwert sich vielleicht nicht mit Unrecht über die Meisterschaft der Russen im diplomatischen Intriguenspiel. Sie ermüden und erschöpfen, heißt es, durch endlose Unterhandlungen, im Labyrinthe inextricabler Wortmanöver, sowie durch Künste teuflischer Art zuletzt Geduld und Spannkraft aller Gegner, überlisten Freund und Feind, und zwingen die europäischen Cabinette durch Unruhen und Furcht auf Rußlands Neigung und Abneigung, wie auf die Veränderung der Magnetnadel, zu achten. Selbst die entfernt liegenden Staaten wüßten sie in fortwährender Gährung zu erhalten. Ist dieser Vorwurf gegründet, wie man es bei der schwachen Abwehr des Pentarchisten beinahe annehmen darf, so ist Rußlands Aufgabe, wie man sie seit Peter I. versteht, ihrer Lösung nahe und ein allgemeines Prätorium ist constituirt, vor welchem Völker und Fürsten zu Recht stehen. Nennt den russischen Imperator „Wladimir" oder „Dschehanghir", es wäre dann jedenfalls ein „Herr der Welt".

So viel ist entschieden, und der Pentarchist gesteht es indirect selbst ein, daß Rußlands geheime Macht über Europa und Asien nicht in furchtbaren Armeen, die über die russische Gränze kämen, sondern im gewandten und raschen Gebrauch weniger zertheilten Haufen*), hauptsächlich aber in der genauen und persönlichen Kenntniß der sämmtlichen Staatselemente des Morgen- und Abendlandes liege. Wie kein anderer Staat hat Rußland die auswärtigen Verhältnisse nach allen Ursachen und Wirkungen hin durchforscht. Es kennt den politischen Werth oder Unwerth der einzelnen Notabilitäten fremder Reiche vollkommen richtig,

*) Niemals sind mehr als 50.000 Russen über die Donau gegangen. Und ist nicht 1813 Kutusow mit 45.000 Mann in Schlesien erschienen?

und verſchwendet deßwegen auch je weder eine Drohung noch eine Belohnung umſonſt. Der Ruſſe berechnet das Maß des Widerſtandes, den der Nachbar zu leiſten im Stande wäre, immer treffend und gründet auf dieſe richtige Rechnung ſeinen politiſchen Princip. Beweiſt uns Stand und Gang der diplomatiſchen Verhandlungen in Sachen des Orients, vom Ausbruch der griechiſchen Inſurrection bis auf die gegenwärtige Stunde, nicht unwiderleglich die Wahrheit verſtehender Charakteriſtik? Wollt ihr aber die Ruſſen tadeln, daß ſie ſich durch eigenthümliches Cohäſionsvermögen in fremden Ländern Sympathien ſchaffen, weder Geld noch kluge Reden, weder politiſche noch kirchliche Mittel ſparen, und durch Gewandtheit oft ſelbſt ihre Neider und Gegner, wie bei Navarin, ihren Zwecken dienſtbar machen, ſo **thut es ihnen nach**, bekämpft ſie mit denſelben Waffen, habt auch Talent, ſeid auch klug, liſtig, glatt, verſchlagen und Eines Sinnes, ſäet Gold zur rechten Zeit, gönnt euch keine Raſt, ſeid gottesfürchtig, ſinget Litaneien, und faſtet ſieben Monate im Jahre, zimmert Flotten und recrutirt die Heere und ſterbt für euern Glauben und euer Vaterland mit derſelben Hingebung wie die Ruſſen, und ihr werdet dieſelben Erfolge haben, die ihr jetzt an den Nachbarn ſo ungern ſeht und mit ſolcher Bitterkeit verdammt. Die Herrſchaft hat allzeit dem Klugen, dem Standhaften, dem Starken und Thätigen gehört. Vergleicht man aber auf der andern Seite Summe und Art des Widerſtandes gegen ruſſiſche Suprematie, und bedenkt man, wie bisher alles Abmühen der weſtlichen Höfe, das Anſchwellen der Weltlawine zu hemmen, ohne Frucht geblieben iſt, und es auf allen Seiten bald an Kraft, bald an Muth, allzeit und überall aber an Geſchick und Einſicht fehlt, ſo glaubt man zuletzt, ein Staatsmann des Alterthums habe mit prophetiſchem Sinn vorhergeſagt: wenn einmal alle Scythen von einer gemeinſamen

Idee begeistert seien, könne ihnen weder in Europa noch in Asien Jemand widerstehen.*) Diese gemeinsame Idee ist aber in unsern Tagen lebendig geworden.

Cato sagte von den Großen seiner Zeit, Cäsar allein habe gewußt, was er wolle, und sei nüchtern ad evertendam rempublicam accessisse. Mancher wäre versucht, diesen Spruch auf das nun in die zwanzig Jahre sich fortschleppende Interveniren der Europäer in die türkisch-griechischen Angelegenheiten zu beziehen. Wie abweichend Russen und Deutsche die res humanas beurtheilen, wie nüchtern und tactfest die einen, wie candid und kindlich-einfältig die andern eingreifen, hat sich am auffallendsten bei der griechischen Revolution gezeigt. Wer z. B. rechnet heute noch auf Verwirklichung der hellenischen Träume, welche damals die Einbildung des Occidents erhitzten und zu den abenteuerlichsten Projecten und Hoffnungen trieben? Ist der Bankerott nicht vollständig und fällt der blinde Enthusiast nicht nothwendig zuletzt dem Nüchternen als Beute in die Hand?

Während wir glühten, schwärmten und uns besteuerten, blieb der Moskowit kalt und berechnete ruhig, welcher Gewinn für die orthodoxe Kirche und für russisches Uebergewicht im Orient aus den hellenischen Verzückungen der Westländer zu ziehen sei. Man merkte uns schnell ab, daß sich bei Nennung des Worts „Hellene" nicht nur unser Herz, sondern daß sich auch unsere Truhen und Casernen öffnen. Schnell ordnet der Moskowit sein Spiel als Mitgenosse, und nimmt, uns zu Gefallen, das Zauberwort in den Mund, ohne deßwegen unsern Begriff damit zu verbinden. Was denkt sich der Russe unter Hellenen? Unter Hellenen denken sich die Russen Leute, die zu Schiff nach

---

*) Οὐχ ὅτι τὰ ἐν τῇ Εὐρώπῃ, ἀλλ' οὐδ' ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἔθνος οὐκ ἔστιν, ὅτι δυνατὸν Σκύθαις ὁμογνωμονοῦσι πᾶσιν ἀντιστῆναι. Thucyd. II. 97.

Taganrog und Odessa kommen, mit Sardellen und Caviar handeln, den römischen Papst verabscheuen, ihr Vertrauen nächst Gott auf St. Spyridion und St. Dimitri setzen, den rechtgläubigen Imperator von Moskovien als ihren natürlichen Herrn erkennen, zu Mittag Oliven essen und im Handel dreihundert Procent Interessen nehmen. Diese Vorstellung ist freilich nicht poetisch. Setzt nun dieselbe Frage an einen deutschen Gelehrten und er wird euch alles Große und Schöne der Vorzeit, vom trojanischen Krieg bis Philopömen herab in begeistertem Redeschwung ins Gedächtniß rufen, wird euch mit Dichtern, Feldherrn, Tugendhelden, Künstlern und Weisen berauben, und zum Schlusse jedesmal hinzufügen, dieß Alles sei heute noch auf Morea und in Rumelien augenblicklich zu haben, wenn man nur das nöthige Geld zusammenbringe, um jedem einzelnen Hellenen eine seinem Rang und Stand angemessene Leibrente zu bezahlen. Wir gaben reichlich, wimmerten und bettelten durch ganz Europa, um „die genialen, tapfern, tugendhaften" Hellenen zu retten. Aber die Führer dieser modernen Sokratesse und Phocione steckten die Gaben in ihre Tasche, verkauften die aus Europa hingeschafften Lebensmittel gegen baare Bezahlung an die Türken*), lachen heute noch über die Gutmüthigkeit der „Franki", rufen die orthodoxen Russen an und wollen uns als Ungläubige gar noch aus ihrem Lande vertreiben. Das soll uns aber nicht verdrießen. Die gute Handlung verliert nichts an ihrem Werth, und von jeher und überall war für den Deutschen nur der Aufwand und die Arbeit, für andere aber die Ehre und der Lohn: sic vos non vobis fertis aratra boves.

Mögen immerhin andere in Griechenland ernten, was wir

*) „J'ai entre les mains la preuve matérielle que la catastrophe de Mesolonghi n'est que le résultat de malversations semblables," sagt Kapodistrias in seiner von Bétant herausgegebenen Correspondenz I, 508.

geſäet, und mögen die Ruſſen in ihren Büchern, ſo oft ſie wollen, von „ſtillen und melancholiſchen Germanen“, von „arbeitſamen, phlegmatiſchen Deutſchen“ reden. Uns kümmert das eben ſo wenig, als wenn Paskjewitſch's Unterlieutenants, die Kars geſtürmt und die Feſtungswälle von Akhalziche mit Leichen ausgefüllt haben, das empfindſame deutſche Volk mit dem Titel „geräucherter Schmerz“ beehren. Wir wiſſen doch beſſer als dieſe Ruſſen, wie ſich die Partikel *εἰ* von der Partikel *ἐὰν* unterſcheidet und wann ὅπως den Conjunctiv regiert. Das iſt uns Lohnes genug, und mit dieſer Summe denken ſich die deutſchen Mittelſtaaten zuletzt auch der ruſſiſchen Protection zu erwehren, mit der uns der Pentarchiſt bedroht. Man hat bei uns nichts dagegen, wenn die Ruſſen da und dort im freundlichen Deutſchland guten Rath ertheilen, ſchützen, helfen, wehren wider galliſche Argliſt und einheimiſchen Demokratenſchwindel. Die Hülfe muß aber auf Begehr, rechtzeitig, kurz, nachdruckſam und vor Allem gratis geleiſtet werden. Dafür geben wir, ſo lange die Arbeit dauert, gute Koſt und behäbiges Quartier, und laſſen die Ruſſen als harmloſe, gefällige Nachbarn ſogar in unſern Geſchäften mitreden, wenn ſie für gemeinſames Wohl etwas Verſtändiges zu ſagen wiſſen. Vormundſchaft aber wird verſchmäht und Alles erhöbe ſich in unſern Landen gegen das Anſinnen, deutſchem Volksleben Einheit der Bewegung mit Zucht und Schritt der Preobraſchenskiſchen Garde aufzunöthigen. Laſſe ſich ja etwa kein moskowitiſcher Archidamus in den Sinn kommen, wir ſeien bei unſerer Vorliebe für das Griechiſche auch der Meinung „daß es den ſchönſten Anblick und die größte Sicherheit gewähre, wenn ſich eine aus den verſchiedenartigſten Elementen zuſammengefügte Maſſe nach Einem Tact bewege.“ Dergleichen wäre in Deutſchland unmöglich. Im Gegentheil iſt und bleibt es bei

uns wie in Afghaniſtan, wo, nach Elphinſtone, jeder das Erzeugniß ſeines eigenen Feldes ißt, ſeiner Wege geht und Niemand irgend etwas mit ſeinem Nachbar zu ſchaffen hat.

Patriotiſche und talentvolle Männer haben in dieſen Blättern, und auch anderswo, mit viel Einſicht und Geſchick deutſche Kraft und Rüſtigkeit gemuſtert, ſo daß es unnöthig wäre, noch einmal von unſerer Stärke in Abwehr fremden Unglimpfes zu reden. Nur in Einem Puncte, aber in einem weſentlichen, iſt man mit Verlaub nicht ganz der Meinung jener ehrenwerthen Vorgänger und Herolde deutſcher Kraft. Die Herren, fürchte ich, ſchätzen, wenn auch nicht uns ſelbſt etwas zu hoch, jedenfalls die Hülfsmittel der Gegner etwas zu gering. Sie blicken auf die Prätenſionen des Pentarchiſten bloß deßwegen mit Achſelzucken herab, weil in Rußland die Caſernen gewöhnlich beſſer beſetzt ſind als die Schulbänke, und weil an Conjugationstabellen und gelehrten Abhandlungen über die Rangordnung der Buchſtaben im Alphabet das große moskoviſche Reich jährlich kaum ſo viel hervorbringt, als der kleinſte Staat des deutſchen Bundes. Die Otroſchenko, die Yermoloff, die Erivanski, die Oſtermann, lauter ſiegreiche Feldherren der Ruſſen, beurtheilen ohne Zweifel mit mehr Talent eine militäriſche Poſition, als das feingebürſtete Compendium eines Leipziger Magiſters. Daß wir aber unter dieſem Titel allein ſchon allzeit und überall, in Verhandlungen wie im Krieg, die Stärkeren ſeien und gar nichts zu beſorgen haben, wäre ein gewagter Schluß. Gelehrter ſind wir freilich als die Ruſſen. Die alten Hellenen hatten aber auch keinen Mangel an ſcharfſinnigen Grammatikern, an Recenſenten und geſchwätzigen Staatsphiloſophen, die ſogar Hannibal, den Veteran vom Traſimen und von Cannä über Feldherrnkunſt belehren wollten, aber mit all' ihrem Wiſſen die Heimat dennoch nicht gegen die Sey-

tius Liguſtinus und Genoſſen, lauter unwiſſende, aber handfeſte Bauernjungen aus Latium, zu bewahren vermochten. Man enthält ſich aller Vergleiche und Anſpielungen, räth aber zu etwas mehr Klugheit und Vorſicht, weil erſte Bürgſchaft des Erfolgs überall in richtiger Schätzung der feindlichen Partei beſteht.

Die Lage.

(1852.)

Was über den Pariſer Staatsſtreich die einen an Lob und Ehrenpreis, die anderen an Tadel und Verdammniß zu ſagen wußten, hat die Preſſe im Laufe der letzten acht Wochen bis auf die Neige aufgetiſcht, und über die Metaphyſik dieſer beiſpielloſen, nur etwa mit der Janitſcharenveſper und der Pariſer Bluthochzeit vergleichbaren That etwas neues vorzubringen, könnte ſelbſt dem beweglichen Ingenium und der zungenfertigen Geſchwätzigkeit eines galliſchen Sophiſten nicht mehr leicht gelingen. Karl IX. und Louis Napoleon haben ihren Pocal mit Menſchenblut gefüllt und berauſcht von der grauſenvollen Lymphe Bruderſchaft getrunken. Was hat aber das Reden dafür und dawider bisher genützt? Was Napoleon Bonaparte gethan, hat offenbar nicht mit dem a...ktloſen Europa-Wort, es hat mit der Nemeſis abzurechnen — einer Gottheit, die nie verzeiht, wenn du Böſes thuſt, bei der aber nur das Gute und das Rechte meiſtens unvergolten und fruchtlos vorübergeht. Die Fragen „Was nachher?“ „Was ſoll jetzt geſchehen?“ „Was wird uns die Zukunft bringen?“ ſind nur in Europa möglich. „Oladſchaghini kim bilir, wer kann die Zukunft wiſſen?“ würde der phlegmatiſche Osmanli ſagen und ſeine Sorgen dem Verhängniß überlaſſen. Daß menſchliche Weisheit aus eigener Kraft und unabhängig von höherer Gewalt irgend etwas Bleibendes zu ſchaffen und dauerhaft zu

begründen vermöge, hat man im philoſophiſch-ſtolzen Occident zuerſt geglaubt. Aber das Fatum macht auch in Europa Propaganda und wäre es auch nur möglich, daß der Gedanke je völlig erſterbe und auch noch der letzte Nerv freien Thuns erlahme, wahrhaft, die unerhörten Täuſchungen der letzten Jahre hätten ſelbſt den ſtandhafteſten Muth niedergebeugt und die beinahe lächerliche Unmacht des Ingeniums der blinden Nothwendigkeit gegenüber auch dem Ungläubigſten demenſtrirt. Daß der ſittliche Werth einer Handlung im Großen wie im Kleinen für die meiſten Menſchen von jeher im Erfolge lag, hat man oft genug geſagt, und hätten einſt die ausgehungerten Sulla-Banden, die wüſten und bankerotten Geſellen des Sergius Catilina, ihr verzweifeltes Spiel gewonnen und die corrupte Republik in ihrem Sinne reformirt — ihr möget es glauben, der Führer jener Sittlichkeitshelden, welche der große Staatsredner „iatrones Italiae“ nennt, wäre im Urtheil nicht etwa bloß der Parteigenoſſen und Pfründenträger aller Epochen ein großer Mann und eine „Herrſcher-Natur“, er wäre ſelbſt dem Flamen Dialis und dem heidniſchen Pontifex der Romuliden ein Freund und Günſtling der Olympier geweſen, ja für ein auserwähltes Inſtrument des Götterrathes, um Geſetz und Ordnung im verrotteten Gemeinweſen wieder herzuſtellen und die läſtigen Staatsſchwätzer auf dem Forum Romanum ſtumm zu machen, hätten ihn die Acta diurna proclamirt. Eine böſe Handlung zu tadeln, wenn ſie uns keinerlei Nutzen bringt, haben Manche ſchon den Muth gehabt; aber den Gewinn zu verſchmähen, wenn er auch aus der unreinſten Quelle fließt, hat noch kein Vespaſian gewagt. Wie man es unter andern Himmelsſtrichen treibe, wiſſen wir nicht; aber in Europa hat das Sittengeſetz im Kampfe mit der Parteileidenſchaft, mit dem Zorn, mit der Rache und mit der Herrſchſucht über das Herz der Sterblichen alle Macht verloren, und

wenn die Gewaltigen nach so vielen Proben, daß sich „die Götter (wenigstens in unserem Sinne) um die menschlichen Dinge nicht kümmern", endlich den Spruch des Tragikers:

„nam si violandum est jus, regnandi gratia
violandum est; aliis rebus pietatem colas"

im Occident als Potentaten-Symbolum auf eherne Säulen graben, von uns Geringen aber in allen Dingen Gerechtigkeit, Pietät und Achtung vor dem Gesetze heischen, so soll sich Niemand wundern. Sie thun nur, wozu wir sie durch unsere Erbärmlichkeit selbst herausfordern. Den Druck der Gewalt können wir überall ertragen, nur die Herrschaft der Vernunft, des klugen Wortes, des Maßes und der Billigkeit ertragen wir nicht.

Die Europäer mit ihrer Wissenschaft, mit ihren Kunst- und Musentempeln, ihren Professoren und ihren Katechismen verächtlich zu finden, hat heute Jedermann das Recht; an der Zukunft verzweifeln aber und die Tugend selbst verhöhnen dürfte nur ein engherziger Pessimist. Nach dem Vorgang napoleonfeindlicher Journale den „frommen Decemberhelden", der die Sonntagsfeier verschärft und dem Cultus das Pantheon zurückgegeben hat, in seiner rabbia imperiale als einen verschuldeten, meineidigen, desperaten Verschwörer neben Sergius Catilina hinzustellen und Saint-Arnaud's blindgehorchende Schaaren, hätten sie auch wirklich im Branntweinrausch auf den Boulevards de Paris in die leeren Fenster hineingeschossen und friedliche Menschen niedergemetzelt, als eine rohe, gold- und blutdürstige, gegen die höheren Gesellschaftsclassen und gegen alle humane Bildung in blinder Furie losgelassene Soldatesca zu erkennen, wäre unter solchen Umständen ebenso unklug, als tactlos und ungerecht. Wenn die französischen Soldaten und ihre Führer im December 1851 auf Satory und am Seinestrand anders dachten und handelten, als die brittischen Krieger auf der Hounslow-Haide im Herbste 1688,

was wollt ihr machen? Im Regimente Lightfield meinten sie, Jacob II. wolle die Soldaten durch Gold und Schmeichelreden zu gesetzwidrigen Handlungen verlocken, und sie hatten — zum unvergänglichen Ruhme des brittischen Volkes sei es gesagt — Seelengröße und Kraft genug, den eigenen Vortheil dem öffentlichen Heil unterzuordnen und dem Meineid und der Tyrannei ihren Beistand zu versagen. Die Britten, scheint es, sind ein viel besseres Volk als die Franzosen. Seht dagegen, was bei ähnlicher Veranlassung die Chasseurs de Vincennes gethan! Heldenmüthig und selbst menschenfreundlich, wie der französische Krieger immer ist, hat er doch mit leichtem Sinn und um geringen Lohn an kluge Speculanten in Einer Stunde alles verkauft, was die Nation mit Strömen von Blut, unter Thränen, Kampf und Noth in sechzig Jahren errungen und seiner Hut übergeben hatte. Und was noch viel bedeutungsvoller ist und in Europa gewiß von den Wenigsten vermuthet wurde, Väter und Brüder jener soldatischen Trasicanten haben dem blutigen Handel mit Applaus ihre Bestätigung zugejauchzt. Wenn nun der listige Käufer, wie jener Shylok in der Tragödie, sein Recht und seinen Vortheil unerbittlich und schonungslos verfolgt, wer will ihn tadeln, wer will ihn hindern, so lange seine Geiselhiebe nur auf die Schultern des französischen Volkes niedersausen? Schläge, sagte unlängst ein berühmter Bochara-Wanderer, seien oft eine heilsame Medicin. Schläge reizen die Seele zu Entschlüssen und den Körper zu frischer Rührigkeit. Das mag vielfach richtig sein. Nur hat man bisher in Europa noch nicht gewußt, daß selbst die „große Nation", die Nation des kitzlichsten Ehrgefühls, diese Peitschen-Thesis auf ihre eigenen Kosten in den neuen Code Napoleon aufgenommen hat. Wandert jetzt nur mit euren Penaten flüchtig in fremde Zonen und befruchtet den dürren Nukahaiwastrand mit eurem Thränenthau; Europa schweigt zu eurer

Noth, weil ihr in langer Herrschaft und in ununterbrochenem Glücke wenig oder eigentlich nichts gethan habt, um dem öffentlichen Wohle im eigenen Lande eine dauerhafte Unterlage zu schaffen und durch humane Kunst die wilde Bestie zu zähmen, die jetzt eure Habe frißt, euren Credit bei den Fremden vernichtet und euren theuer erkauften Ruhm in Schmach verwandelt hat.

„Allzeit der erste sein und hervorragen über andere" war euer stolzer Spruch. Der Blitz fuhr aus der dunkeln Wolke, und wie die Giganten der Fabelwelt lieget ihr unter dem Schutt eurer eignen That begraben. Vae victis! hat weiland euer Brennus ja selbst am Fuße des Capitols gesagt, und es ist von euch nun mit Geduld zu ertragen, wenn von allen Winkeln des enttäuschten Continents dieser Ruf wiederhallt und der Fremde, statt in seiner Bedrängniß noch länger auf euch zu rechnen, sich selber zu helfen sucht. Wie gering war aber auch die Mühe und wie schwach die Kunst, die machtlosen Bewegungen eurer Assemblée und ihr unerquickliches Gesumme zur Ruhe zu bringen! Ein wenig Pulverstaub, wie der Dichter sagt, hat alles abgethan.

hi motus animorum atque haec certamina tanta
pulveris exigui jactu compressa quiescent.

Der brausende Decembersturm hat ein flackerndes Lämpchen ausgelöscht und der Lebendige, sagen sie, hat nach dem Gesetze der Natur einen Todten fortgeschafft. Konnte und durfte sich der „reparator generis humani", wie jener Ninive-flüchtige Seher im alten Bunde, einer von Gott selbst auferlegten „Mission" entziehen? Beneiden kann man sein Loos, darüber sich freuen aber wahrlich nicht, besonders wenn man, wie die Deutschen, zwischen zwei Wiederherstellern als hülf- und willenloses Thätigkeitsmaterial in der Mitte liegt. Macht und Glück sind indessen die einzigen Idole, vor denen Europa noch die Kniee beugt, und man sieht es ja an den viel geschmähten Russen, wie mit jedem

Schlage, den ſie dem „verſumpften Occident“ verſetzen, der Proteſt kleinlauter wird und der Reſpect vor dem Czar ſich mehrt. Gegen das Unvermeidliche mit tragiſcher Hartnäckigkeit ſich aufzulehnen, iſt unſere Zeit — ich weiß nicht — zu philoſophiſch, zu religiös oder zu ſchwach. Geſchehenes ſchweigend hinzunehmen und vor der Wucht des Augenblickes ſich in Demuth niederbeugen, iſt in Europa bis auf dieſe Stunde die Summe aller Staatskunſt, aller politiſchen Wiſſenſchaft. Wenn Feigheit und Unverſtand irgendwo das Spiel verlieren, ſagt jedesmal der zufällige Gewinner: „das hat meine Intelligenz gethan.“ Unter den vielen Beſprechern der December-Woche wird gewiß Konſtantin Franz mit ſeinen Antitheſen in Deutſchland am meiſten willkommen ſein. „Die Engländer“, ſagt er, „weil ſie gründlich denken und von Natur ſchweigſam ſind, dürfen reden und haben ein Parlament. Den Franzoſen dagegen, die bekanntlich ſeichte Köpfe und interminable Schwätzer ſind, iſt dieſe Wohlthat ex fato nicht vergönnt. Und wenn den Britten bei ihrem lebendigen Rechtsgefühle die Hand an das Steuerruder des eigenen Landes zu legen geſtattet iſt, ſo gebührt den Franzoſen zur Strafe ihrer politiſchen Liederlichkeit die Zuchtruthe bonaparte'ſcher Dictatur.“

Sobald in einer ſittlich verkommenen Geſellſchaft, wie man heute vielleicht nicht mit Unrecht die franzöſiſche nennt, ſanfte Mittel und geſetzliche Kraft die Quelle des Uebels zu verſchütten unvermögend ſind, dann tritt das Eiſen ein, dann brüllt der Vulcan und ſauſet der Wirbelwind. Wie aber aus dem Böſen am Ende doch Gutes erblüht und auf den finſtern Sturm heiterblaue Lüfte folgen, ſo wird im Sinne imbeciller Sterblicher am Ende ſelbſt das ſittlich Verwerfliche legitim.

Wollte man aus übelverſtandenem Gerechtigkeitsſinn in Europa mit allem brechen und zugleich alles vernichten, was im

Aufruhr, in gesetzloser Gewaltthat und in der Ungerechtigkeit seine erste Quelle hat, was von allem in Europa heute politisch zu Recht Bestehenden würde dem Verdict entgehen und unerschüttert bleiben? Die legitimste und bis in die dunkelsten Anfänge hinein lauterste Gewalt wäre in diesem Falle auch wieder nur im Kremlin. Selbst St. Petri Stuhl wäre vom Vorwurf weltlicher Usurpation und des rebellischen Beginnes nicht zu retten. Gäbe es aber heute wirklich einen Günstling der Gottheit, ein weltbewältigendes Herrschergenie, so wäre es nicht der handstreichglückliche von Paris, der erst noch seine Probe zu bestehen hat; es wäre der Moskowiter-Czar, vor welchem rathlos um Hülfe flehend der alte Continent im Staube liegt. Am schlimmsten erginge es bei dieser phantastischen Sühne sicherlich jener politischen Macht, welche als Renegat ihres ursprünglichen Glaubens und innersten Wesens heute am lautesten mit ihrer Bekehrung prahlt. Denn um mit der Revolution wirklich und vollständig zu brechen, wie man sich laut und selbstgefällig zu rühmen nicht müde wird, müßte man vor allem reuevoll und zerknirscht die eigene Geburt verdammen und, um wahre Früchte der Buße zu bringen, augenblicklich aufhören zu sein, was man seit hundert Jahren ist und in hartnäckiger Verstocktheit auch noch lange bleiben will. Bis zu diesem Extrem vorzuschreiten und altes Unrecht so gründlich abzuthun, kann man sich, wie es scheint, bei allem Reuigthun dennoch nicht entschließen und spricht, um die Profite früherer Sünden nicht zu verlieren, die Wohlthat der Verjährung an. Wenn aber aus Unrecht durch Verjährung doch Recht werden kann, warum declamiren die Gerlach und die Stahl mit solcher Heftigkeit gegen den „Seine-Usurpator und Gesetzverletzer Napoleon"? Regt sich vielleicht in Berlin das böse Gewissen und fürchtet man, Gott könnte in seiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe mit der neuen Zuchtruthe alte Staatssünden und

alten Aufruhr gegen gesetzliche Obrigkeit strafen lassen? Wahrscheinlich aber lacht der siegende Bonaparte über die sittliche Entrüstung wohlbezechter Staatsphilosophen von „Trandabul“. Und ist er wirklich der „homme milionaire“, wie ihn seine schmeichelnden Parasiten preisen, so wird er durch Weisheit, Glück und große Thaten die Makel seines Ursprungs in kurzer Frist verwischen.

Die Hydra der Revolution, wie man sagt, endlich zu ersticken und den Sturmdrang des menschlichen Geistes nach Fortschritt und Verbesserung auf immer zu dämmen, was, im Vorbeigehen gesagt, vom Anbeginn der Dinge bis zu dieser Stunde noch keine menschliche Kraft vermochte und nach der Apokalypse nur den letzten Zeiten des Weltalls vorbehalten ist, hält Louis Napoleon, weil ihm der erste Wurf gelungen, für ein leichtes Spiel. „Wie ein Dieb in der Nacht ist er gekommen, um sich der Beute zu bemächtigen, während ihr schliefet.“ Und aus diesem nächtlichen Einbruch in Paris soll nun die neue Staatsordnung des Occidents, die Aera der Glückseligkeit, der Gottesfurcht und des öffentlichen Friedens erblühen! Haben etwa Monsieur le Duc de Praline und Robert Macaire ihrer Zeit in Frankreich die christliche Moral gehoben und den Plutokraten von Paris menschenfreundlichere und edlere Gesinnung eingeflößt? Indessen muß man im Urtheil behutsam sein und nicht gleich sagen, in Frankreich sei heute noch weit entschiedener als selbst unter Louis Philipp die Geldcasse, nicht die Wehrkraft, das unterscheidende Merkmal der bestehenden Gewalt. Man kann ja nicht wissen, ob sich das große französische Heer, einst der Besieger Europa's, von jetzt an wie weiland die Legionen im orthodoxen Byzanz mit der bescheidenen Rolle der Steuer-Gensdarmen und der Stockjobber-Domestiken der Pariser Börse in die Länge begnügen werde.

Das Problem, „ob sich Europa, das Prätorium des menschlichen Geschlechts, der strahlende Lichtquell, der Sitz der Intelligenz, der Hort der höchsten Güter des irdischen Daseins, mit gänzlicher Beseitigung des geistigen Elementes und der öffentlichen Sittlichkeit bloß durch brutale Gewalt, durch rohe Massen und beutelüsterne Söldner in die Länge mechanisch niederhalten lasse," ist jetzt aus den Abgründen socialen Verderbens zur Lösung heraufgestiegen. Seht nur, wie einfach, wie ruhig, wie schweigsam und wohlbedacht der neue „Octavian" regiert. Auf die Schlechtigkeit der Menschen haben schon viele Ehrgeizige mit mehr oder weniger Geschick ihre Berechnung gestellt. Aber die instinctmäßigen und beinahe thierisch-correcten Maßnahmen unseres Decemberhelden als geniale Blitze und als Ausflüsse höherer Begabung anzustaunen, ward den kleinen Geistern unserer kleinen Zeit vorbehalten. Gelingt ihm indessen der Versuch und läßt sich das eifersüchtige, das ehrliebende und jähzornige Volk der Franzosen die Demüthigung endgültig gefallen, so ist es eine neue Weltepoche und werden die übrigen Gewalthaber des Abendlandes nicht bloß seine folgsamen Discipel, sie werden und müssen seine willenlosen Knechte sein, weil er allein weiser als sie alle zusammen war, weil er als tollkühner Schiffer — wie ein zweiter Columbus — das verlorne Paradies der Könige mit den lauen Lüften und mit den längst vergessenen Süßigkeiten kunst- und sorgenlosen Regiments wieder aufgefunden hat. Nur die Leichtigkeit des Unternehmens erregt gegen Bestand und Ehrenhaftigkeit desselben allmählich Verdacht, und nicht mit Unrecht wird besorgt, das gelungene Abenteuer könnte zuletzt auch minder glückliche Speculanten in dieses dynastische Gold-Australien locken und in Europa eine Erschütterung aufregen, deren Folgen nicht zu berechnen wären.

In Frankreich stützt sich die neue Gewalt ausschließlich auf

die „vile multitude“, d. i. auf jene unwiſſenden, armen und rohen Bevölkerungsſchichten, die man in Europa als Revolutionsmaterial am meiſten fürchtet und niederzuhalten ſucht. Gar ſo weit Unrecht hat Riehl vielleicht doch nicht, wenn er alles was verkommen iſt, was wenig oder nichts beſitzt, in jedem Falle aber mehr braucht als es hat und um jeden Preis das Deficit auszufüllen ſucht, zum Proletariat und folglich zu den Feinden der bisher in Europa gültigen Ordnung zählt. „Pauperes implevit bonis et divites dimisit inanes“ hat jener witzige Prieſter im Beginne der Revolution vor ſechzig Jahren geſagt. Haben und Wiſſen ſollen jetzt zu gleicher Zeit in Europa den Beſitzer wechſeln, um für Napoleon Bonaparte's Macht eine feſte Unterlage zu ſchaffen. Die Jahre 1517 und 1789 waren nur gleichſam Vorſpiel, die wahre Revolution beginnt erſt jetzt, wo nicht mehr ſociales Unrecht, wie früher, ſondern das Weſen der menſchlichen Geſellſchaft, die Tugend und die humane Sitte vernichtet werden ſollen, nunc virtutem ipsam exscindere tentavit Nero.

Leugnen wird es freilich Niemand, das Wiſſen, wie es die claſſiſchen Studien und die Reformation in Umlauf gebracht und wie es bisher zur gedeihlichen Beſorgung der Staatsgeſchäfte als weſentlich und völlig unentbehrlich gegolten hat, iſt ſeines Zaubers entkleidet, iſt in den Augen der Machthaber Europa's ſoviel als bankerott und beſonders wegen ſeiner Unfähigkeit, die große Frage zu löſen, d. i. den Königen bequem Macht, den Völkern ohne Arbeit Reichthum und Genuß, der corrupten Welt aber Glück und Frieden wie durch Zauberſchlag zu geben, mit Recht verachtet. Wie ſollte aber auch die Gewalt hinfüro noch ehren und auszeichnen, was ſie nicht mehr fürchtet und von dem ſie nach ihrer Meinung nichts mehr zu hoffen hat?*) Wenn nur

*) Cortés had to learn, that the gratitude of a Court has reference to the future much more than to the past. Prescott.

einmal, dachten im Vormärz selbst hohe Mäcenaten, der Dahlmann, der Biedermann und der Bassermann in den Geschäften wären, dann würde es schnell mit den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes besser gehen. Sieh da! die Sturmwelle des Jahres 1848 hat die Dahlmann, die Biedermann und die Bassermann wirklich und leibhaftig in die Geschäfte gebracht; aber in Deutschland ist es nach ihrer Erhebung eher schlechter als besser gegangen, und man mußte in kurzer Frist, um nicht alles zu verlieren, die gelehrten Staatskünstler wieder vom Steuer jagen und zur alten Routine seine Zuflucht nehmen. Talent, Geschick und Muth, scheint es, gebrachen dem populären Phaëthon in gleichem Maße, und die strebsame Unzufriedenheit aller Zonen blickte nach so vielen getäuschten Hoffnungen und erlittenen Niederlagen nur noch auf die Pariser Volkskammer als auf die Triarier der Revolution. Das plötzliche und ruhmlose Verstummen der letzten Tribunen des neuen Weltgedankens hat Freund und Gegner nicht bloß überrascht, es hat in den europäischen Gemüthern zugleich eine Leere, eine Abspannung und eine Unzufriedenheit zurückgelassen, wie sie nur beim Entfliehen einer langen Täuschung oder beim Ernüchtern aus einem tiefen Opiumrausch einzutreten pflegt. Die zärtliche Neigung der einen und die Furcht der andern wurden durch die Schwäche einer stark geglaubten Partei in gleicher Weise beschämt. Ueber den Sieg am meisten erschrocken sind aber gewiß die Sieger selbst, weil sie sich nach Zertrümmerung des gemeinschaftlichen Feindes plötzlich mit ihren alten Leidenschaften und mit ihren traditionellen Eifersüchteleien in voller Rüstung einander gegenübersehen.

Das December-Ereigniß — jetzt sieht es freilich Jedermann — hat alle Stellungen in Europa verschoben und die Aussichten auf bleibende Zustände von neuem getrübt, weil für den Zusammenstoß der beiden unversöhnlichen Kräfte des menschlichen Staates erst

Bonaparte's That die Schranken geöffnet hat. Glücklich, ſtark und tugendhaft iſt der Menſch nur ſo lange er fürchtet, kämpft und ſtrebt, und mit der Gefahr iſt noch jedesmal auch die moraliſche Kraft, die Eintracht und der Friede verſchwunden. Glaubet es nur, der erſte Gaſt, der ſich beim Freudenmahl zur Seite der Sieger niederſetzt, iſt die Langeweile, der Uebermuth und die Verachtung der eigenen That. Stillſtand iſt unmöglich und erſt wenn uns ein Humboldt verkündet, die rollenden Himmelsſphären haben ihren Lauf eingeſtellt, glaube ich an dauerhafte Ruhe auf der Erde. Auf Ebbe folgt die Fluth und umgekehrt. Dem allgemeinen Frieden und der heilſamen Conſolidirung der Fürſtenmacht hat Louis Napoleon einen ſchlechten Dienſt erwieſen, weil er die Staatsgewalt in trügeriſche Sicherheit eingewiegt und ihr Kräfte angedichtet hat, die ſie nicht beſitzt. Und wenn die Potentaten ihren eigenen Vortheil verſtehen und wirklich das Beſte wollen, wie ſie jetzt überall ſagen, ſo müßten ſie dem erſchöpften und niedergeworfenen Gegner nicht bloß das Leben gönnen, ſie müßten ihn, wenn er geſtorben wäre, ſogar von den Todten auferwecken, damit es an einem nicht gar zu kraftvollen Gegenſtande ihres gemeinſamen Widerwillens in Europa nicht gebreche, und ſie ja nicht in die gefährliche Nothwendigkeit gerathen, das in der Bedrängniß Verſprochene wirklich zu thun. Denn wer in Europa glaubt jetzt noch an die Möglichkeit, den boshaften und unverſtändigen großen Haufen durch Gerechtigkeit und weiſes Maß im Zaum zu halten? Zum Glück hat aber die Welt nicht nöthig, unbedingt auf Weisheit und Mäßigung der ſiegenden Partei zu rechnen. Nur die Träger, die ſterbliche Hülle, die Vorfechter mit ihren ſchlechten Künſten ſind verdientermaßen zu Boden gefallen, die Sache ſelbſt iſt nicht erſtickt; ſie athmet leiſe, ſtirbt aber nicht wie der tödtlich getroffene Hektor vor Troja, und ehe man es ſich verſieht, ſtammt das halbentflohene Leben

zu frischer Blüthe auf. So lange aber dem besiegten geistigen Elemente aus seinem eigenen Schooße kein Hildebrand entsteht, ist und bleibt es mit Recht der blinden Gewalt verfallen und unterthan. Denn das Stärkere, sei es gut oder böse, hat in der Welt noch allezeit triumphirt und erst, wenn das Ueberwiegende sich selber abgenützt hat und der gereinigten Trägheit kein Ausweg zum Heile übrig bleibt, ermannt sich der Sinn und tritt die gründliche Verwandlung ein. Die Kunst Siege klug zu benützen und durch weises Maßhalten dem gewonnenen Machtbesitz ewige Dauer zu schaffen, ist noch unentdeckt, und ich glaube nicht, daß sie ein Sterblicher überhaupt je zu erlernen vermag. Sollte sich aber die siegende Gewalt auch diesesmal nicht überall erproben und im entscheidungsvollen Moment wieder eine falsche Wendung machen, so hat die Gegenpartei doch nur wenig Recht zum Tadel, weil sie selbst in ihrem Glücke noch viel unfähiger gewesen ist und noch viel größere Thorheiten verrichtet hat. Beide Theile haben zu häufig vergessen, daß große Umwälzungen, politische wie kirchliche, niemals Kinder flüchtiger Willkür und despotischer Launen, sondern daß sie Schöpfungen langer, unerbittlicher, grausamer Nothwendigkeiten sind, denen der Mensch allein gehorcht.

Das productive Genie der neuesten Staatskunst anzurühmen, bedarf es einer eigenthümlichen Bonhommie. Vermuthlich hat aber selbst das Christenthum seinen Triumph über die Götter des Capitoliums nicht so sehr der Göttlichkeit seiner Lehre, als dem stupiden Despotismus des kaiserlichen Regiments zu danken. Denn ohne die sociale Verzweiflung der alten Welt wäre die vom Himmel herabgestiegene Doctrin heute doch nur eine philosophische Secte, das Erbtheil einer weisen und tugendhaften Minorität, aber nicht die Religion des Fortschritts und der allgemeinen Völkerbeglückung. Sich der Gottheit selbst und ihrem

providentiellen Thun freventlich zu widerſetzen, war ſeit Anbeginn der Dinge für die menſchliche Creatur die höchſte Luſt. Die Cäſaren hat man bald wegen ihres die Menſchheit entwürdigenden Despotismus, bald wegen ihres hartnäckigen Ankämpfens gegen eine unwiderſtehliche Strömung des Weltgeiſtes oft genug und natürlich auch mit Recht geſchmäht; nur von dem niederträchtigen Weſen und von der feigen Schlechtigkeit ihrer Unterthanen hat ſelbſt Tacitus kaum ein Wort geſagt. So lange man nur die Vortheile der Gewalt beneiden und ihre Mißbräuche tadeln kann, nebenher aber ſelbſt bleiben will, was man iſt und von jeher war, ſo lange hofft der Menſch vergeblich auf Verbeſſerung. Und eben weil dieſe Ueberzeugung im Drange der Zeiten Terrain gewinnt, werden „die Ritter vom Geiſte“ allmählich das Vademecum des deutſchen Volkes.

Die Einzelheiten ſowie die Chronologie der nächſten Ereigniſſe vermag menſchliche Weisheit nicht vorauszubeſtimmen, das Endergebniß der großen europäiſchen Bewegung aber, zu welcher der 2. December den Anſtoß gegeben, iſt im Ganzen nicht zweifelhaft und auch ohne beſondere Sehergabe vorherzuſagen. Ein Compromiß, eine Verſöhnung, ein Ineinanderfließen der abſoluten Fürſtenmacht mit der Revolution zu einer neuen Form des ſtaatlichen Daſeins, das weder das eine noch das andere der beiden ſeparaten Elemente iſt, wird in Europa Reſultat des Decemberſturmes ſein. Wie die kirchliche Bewegung des ſechzehnten Jahrhunderts nur durch ihre enge Allianz mit den dynaſtiſchen Intereſſen Beſtand gewann, ebenſo kann auch die politiſche Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts nur im Einverſtändniß mit den beſtehenden Erbgewalten Wurzel faſſen und die künftige Wohlfahrt des abendländiſchen Continents begründen. Das Gute iſt ja allezeit aus dem Uebel hervorgequollen, und ſtatt den Prozeß der europäiſchen Glückſeligkeit mit

leidenschaftlichen Phrasen anzulassen, wie es hie und da Sitte ist, sagen wir fromm und geduldig: „o felix peccatum", o glückliche Sünde, die zu einer solchen Sühne führt! Zum Glück ist der Preis, um welchen Europa den Frieden und die innere Consolidirung erkaufen muß, zur Stunde noch unbekannt. Möchte ein gütiges Geschick den wonnevollen Täuschungen des Augenblicks und dem bräutlichen Schweigen sinnberauschter Hochzeitsgäste ja noch lange Fristen gönnen,

o temps! suspens ton vol: et vous heures propices,
suspendez votre cours!
laissez nous savourer les rapides delices
des plus beaux de nos jours!

Gegenwart und Zukunft.

Zur Kritik des modernen Staatslebens mit Rücksicht auf Görres: der Einfluß der herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts auf den Staat.

I.

(1852.)

Was im Sinne der Orientalen das Wort „Franke“ (Firenk) bedeutet, weiß Jedermann. Weniger geläufig ist es in Europa schon, daß der Magyar in seiner National-Redeweise das große deutsche Volk vorzugsweise „Schwaben“ nennt und daß er von diesen „Schwaben“, von ihrer geistigen Beweglichkeit und von ihrem kriegerischen Ungestüm von jeher nicht so vortheilhaft denken wollte, als wir es in gerechter Eigenliebe wünschen mochten.

Von seinem Einzug in Europa bis auf den heutigen Tag — also nahezu tausend Jahre — hat dieses numerisch schwache Magyarenvolk, obgleich mitten unter feindliche Elemente hineingeschleudert und von seiner asiatischen Heimat völlig abgeschnitten, doch das ursprüngliche Nationalgepräge in seiner ganzen Schärfe und in seiner vollen Eigenthümlichkeit bewahrt, während bei den deutschen Weltbezwingern der angeborne Typus nicht einmal im Ausland selbst ungeschwächt zu erhalten war, in den einst eroberten Ländern aber schon längst verschwunden ist. Ist es ein Wunder, daß man uns jetzt in Europa kaum noch bemerkt, dagegen alle Blicke auf das Magyarenland gerichtet sind? Wahrhaft, man darf es den Oesterreichern gar nicht verargen, daß sie ihre

letzte Kraft daran setzten, dieses merkwürdige Volk von den Irrwegen des Jahres 1849 zurückzubringen und wieder in ihre eigene Planetenbahn hereinzuziehen. Daß der Magyar, wie der Centaur in der Fabelwelt, mit seinem Pferde gleichsam verwachsen ist und die Wissenschaft vom Schwerte in vorzüglichem Grade besitzt, haben die „Schwaben" schon im zehnten Säculum gewußt. Daß aber diese uralischen Reiter, von männlichem Stolz und Hochsinn fortgetrieben, im Gegensatze zu andern Nationen Ruhm und Herrschaft höher als das Leben selber achten, hat man nicht ohne viele Beschämung erst nach und nach bemerkt. Den Vorzug, für ihren Nationalstolz herzhaft in den Tod zu gehen, wollten wir gernlebenden Teutonen den Ungarn wohl vergönnen, wenn nur nicht auch die beiden glanzvollsten, in Deutschland gerade bei der letzten großen Bewegung, wie es heißt, so völlig vermißten Naturgaben, Feldherrngenie und Staatskunst, im neuesten Magyarensturm wider alles Vermuthen auf die Oberfläche gekommen wären. Zum Glück für das zahme Germanenthum waren die Ungarn mit ihrer genialen Bescherung dieses Mal doch auf falsche Bahn gerathen und haben statt des gehofften Nutzens am Ende nur den empfindlichsten Nachtheil als Lohn gehabt. Zur Unzeit und in verkehrter Weise genial zu sein, ist eben auch kein Gewinn, und die loyalen Deutschen sollen aufrichtig Gott danken, daß er uns in diesem Puncte vor aller möglichen Gefahr behütet hat.

Dagegen gibt es aber auch für abgewitterte kleine Seelen nicht leicht einen süßern Trost, als die Mächtigen und Starken auf ihrer Bahn straucheln zu sehen. Hat man denn nun auch die Magyaren für ihre großartigen Ueberhebungen und für ihr soldatisches Wesen, wie billig, hart gestraft, so ist dieses Unerfolges ungeachtet der Stachel der Eifersucht über fremde Begabung und eigene Dürftigkeit doch in der deutschen Brust zurück-

geblieben und wird dieſer Stachel durch das vorgenannte Buch des Herrn von Eötvös an ſeiner Schärfe nicht viel verlieren. Hätte dieſes Buch irgend eine Celebrität der deutſchen Staatsgelahrtheit zum Verfaſſer, ſo würde ſich bei dem in Deutſchland maſſenhaft aufgeſtapelten Wiſſensvorrathe Niemand über die vorzüglich gute Leiſtung verwundern, und könnte einer höchſtens gegen die techniſche Gliederung der Schrift, ſowie gegen ein Paar eigenthümliche Sprachwendungen des Verfaſſers etwas zu bemerken finden. Auffallen aber muß es, wie trotz der ungünſtigen Culturverhältniſſe im Ungarlande und mitten im Wellenſtrudel materieller Glückſeligkeitsbeſtrebungen, in denen wir uns die Söhne Arpad's bis auf den heutigen Tag vorzugsweiſe befangen dachten, ein Geiſtesproduct von ſolcher Reife und von ſo viel männlicher Tüchtigkeit zum Vorſchein kommen konnte.

Der Verfaſſer ſcheint aber auch ein vorzüglich begabter Mann zu ſein, und wäre ſein Opus in franzöſiſcher Sprache und beſonders mit dem franzöſiſchen Werken eigenthümlichen Tact geſchrieben, ſo könnte man es füglich dem Esprit des lois im Allgemeinen an die Seite ſtellen, in vielen beſonderen Dingen aber dieſem berühmten Werke ſogar noch vorziehen, weil Herr v. Eötvös ſeine Ideen am Erfahrungsreichthum eines großen Jahrhunderts abklären und erproben konnte und nebenher in der Kenntniß und in der Auslegungskunſt ſowohl antik-heidniſcher, als urchriſtlicher Specialdocumente dem berühmten galliſchen Cultur-Philoſophen nicht ſelten überlegen iſt. Sintemal aber das magyariſch geſchriebene Original außerhalb Ungarn wenig verſtanden wird, hat es der gelehrte Verfaſſer eigenhändig in das Deutſche überſetzt, und das Urtheil über den Inhalt des Buches ſowie über die Darſtellungsgabe ſeines Verfaſſers muß ſich im Auslande nach dieſer deutſchen Ueberſetzung richten.

Das Buch indeſſen iſt nicht etwa bloß auf Deutſchland be-

rechnet, es sucht seine Leser mit Recht in der ganzen civilisirten Welt. Ob aber deutsche Staats- und Socialstimmen unter den gegenwärtigen Umständen auf dem großen Welttheater besonders willkommene Klänge seien und durchzuschlagen die Kraft besitzen, will man hier nicht entscheiden. Gewiß aber ist nur, daß den meisten Menschen, wie der Dichter sagt, „der Verstand zu schwer ist" und daß in doctrinären Schöpfungen beim Anblick langgestreckter, endloser Paragraphen selbst das inhaltschwerste Buch, selbst der glänzendste Ideen-Reichthum, selbst die schärfste Consequenz im Gedankenspiel die Lesekraft des neunzehnten Jahrhunderts nicht vor Ermüdung schützt. Der ungekünstelte, rauhe Wissensfanatismus der Reformationszeiten und ihr orthodoxer Ungeschmack haben in Europa gewissermaßen einer jonischen Milde, einer sybaritischen Gedankenweichheit, einer heidnischen Eleganz Platz gemacht, und erst die Form gibt heute der Substanz den vollen Werth. Lange Capitel gehören in den Roman, und in Gutzkow's neuestem Werke ginge mehr als der halbe Reiz verloren, wenn man den breiten Blumenteppich seiner zaubervollen Bilder in kleine Streifen zerschneiden wollte. Hr. v. Eötvös schreibt aber keinen Roman: Hr. v. Eötvös ist Staatsphilosoph, und wo mit völligem Brachliegen der Phantasie die Verstandeslogik allein regiert, da bewege man sich wo möglich in kurzen Abschnitten und in schneidenden Sentenzen und nehme Montesquieu oder W. H. Riehl zum Muster. W. H. Riehl mit seiner markigen Rede, seiner Gedankenfülle und seiner Antithesen-Kunst hat durch seine letzte Kundgebung über „die bürgerliche Gesellschaft" formell alles geleistet, was bei uns in diesem Zweige der Literatur erwartet werden kann. Was wir hier anrathen, ist aber in der Ausführung viel schwieriger als man glaubt. Es läßt sich ja in der Art, seine Gedanken darzustellen, ebenso wenig als in dem Charakter des Denkers selbst willkürlich irgend

ein wesentlicher Zug verwandeln. Dennoch darf Hr. v. Eötvös versichert sein, daß wir seinem zweiten Bande, und sollte er auch ganz im unbeholfenen Kleide des ersten erscheinen, doch mit der lebhaftesten Spannung entgegensehen, weil er das Räthsel des Jahrhunderts wo nicht vollständig zu lösen, doch jedenfalls für Rettung der Staatsgesellschaft aus den gegenwärtigen Bedrängnissen neue Mittel und Wege anzudeuten versprochen hat.

Hr. v. Eötvös will uns sagen, was man jetzt in Europa thun soll, um die Revolution zu besänftigen, um der socialen Noth zu steuern, um dem hereinbrechenden Verderben zu entrinnen und endlich einmal den sehnsuchtsvoll erwarteten Zustand bleibender Glückseligkeit und Ruhe herzustellen. Um aber seinen Spruch mit Gründlichkeit zu thun und das wirksamste Heilmittel für die Zukunft anzuordnen, muß der Verfasser zuerst ein treues Bild der Gegenwart entwerfen, muß in scharfer Analyse die herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts schildern, muß mit einem Worte vor allem sagen, was bisher in Europa für zweckmäßige Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft geschehen ist. Die Antwort auf diese Vorfragen, ein für sich bestehendes abgeschlossenes Thema, enthält der erste Band vorgenannten Buches. Eine ärztliche Diagnose unserer politischen Gesundheitszustände ist gewiß das erste und größte, was die Literatur heute noch bringen kann. Um den Bericht gründlich zu stellen und das Bild in allen Theilen künstlerisch auszumalen, wäre über das Werk des Hrn. v. Eötvös eine Arbeit nöthig, wie man sie nur im Quarterly Review und in der Revue des deux Mondes niederlegen kann. Aber wie die Zeiten diesseits des Rheins heute sind, läßt uns „Penny wisdom“ und „German wretchedness“ über einen flüchtigen Journalartikel nicht hinüberkommen, weil die zehntausend deutschen Literaten mit all ihrer Gelahrtheit bisher weder ein Quarterly Review noch eine Revue des deux

Mondes zu Stande brachten. Sylbenſtecheriſche Streitigkeiten, wie ſie unſere Zeit über alten Schutt und über zweifelhafte Phraſen liebt, haben in der Wiſſenſchaft ſicherlich ihr Gewicht; aber noch weit bedeutungsvoller und für die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes noch weit förderlicher, als die kunſtvollen Reſponſorien unſerer Alterthümler iſt das Eötvös-Thema mit dem wohlgetroffenen Bilde, welches der geiſtreiche Verfaſſer über den politiſchen Ideengang der europäiſchen Staatsgeſellſchaft von den Zeiten ihrer Begründung durch das lateiniſche Kirchenthum bis auf den heutigen Tag entwirft.

Man verſtehe uns wohl! Nur die Staaten in Weſteuropa, d. h. die vorzugsweiſe vom lateiniſchen Kirchenbegriff durchſäuerten Völkerſchaften, mit Ausſchluß jener Gegenden unſers Welttheils, wo man byzantiniſch denkt und anatoliſch gegliedert iſt, ſind Vorwurf dieſer Schrift. Ohne es deutlich zu ſagen, ja ohne es vielleicht ſelbſt zu wollen, ſtellt Hr. v. Eötvös die beiden großen Gegenſätze von Rom und Byzanz in den Vordergrund. Alle Achtung für unſere Bric-à-Brac-Staatskünſtelei, ihren Kleinverkauf und ihren Hogarthiſch eingeengten Blick! Wer für unſere politiſchen Zuſtände den letzten Ausdruck nicht in der lateiniſchen Kirchenfrage und ihrem anatoliſchen Gegenſatz erkennt, mag in ſeiner beſchränkten Sphäre zwar nützlich und brauchbar ſein, im großen Heils-Conſilium der Gegenwart mitzureden iſt er aber nicht befugt. Niemand ſoll indeſſen für momentane Geltung und Profite fürchten! Das Buch, welches dieſen zarten Punct berührt, iſt unter den Geſetzen des Belagerungsſtandes in Wien ſelbſt gedruckt und wird, ob es gleich ſeinen Weg frei und unbeengt verfolgt, doch keiner politiſchen Richtung Grund zur Beſchwerde geben. Bittere Wahrheiten, wenn ſie mit Würde und Geſchick auf die Bühne treten, hört ſelbſt der Gewaltige in Geduld.

Wenn Hr. v. Eötvös gleich in der Einleitung ſagt, man habe in Europa früher (bis zur Februar-Revolution) nur über Regierungsformen gehadert, jetzt aber ſeien Regierung und Geſellſchaft ſelbſt in ihrer Exiſtenz bedroht, wird ihm Niemand widerſprechen. Sieht er aber die gegenwärtige Gefahr nicht ſo faſt in den revolutionären Angriffen auf die beſtehende Ordnung, als in den Anſichten und Handlungen der „conſervativen Regierungs-Majoritäten", welche Anno 1848 das Beſtehende zu vertheidigen nicht den Muth beſeſſen haben, weil ſie ſelbſt an ihr Recht nicht glaubten, ſo weiß ich nicht, was man in " von dieſer Magyaren-Phraſe denken wird. Nicht die Stärke des Angriffes, ſondern die Schwäche der Vertheidigung ſei die Quelle des Unheiles von Anno 1848 geweſen, wie es ein Blick auf den ruhigen und wohlbefeſtigten Stand der Dinge in Belgien, in Großbritannien und ſelbſt in Irland zeige. Im Selbſtgefühl des Unrechts und ihres corrupten Regiments ſeien damals die Gewalthaber ohne Kampf in die Flucht gegangen. „Werden ſie es künftig beſſer machen? werden ſie in einer zweiten Verſuchung ſtärker ſein?" Die materielle Bewegung, den Aufruhr in den Straßen habe man freilich überall niedergeſchlagen; doch in den Gemüthern ſei der Aufruhr in Permanenz, weil die Urſache der jüngſten Ereigniſſe noch nicht gehoben ſei und früher oder ſpäter dieſelben Wirkungen erzeugen müſſe. Daß in Weſteuropa alle Staatseinrichtungen im innerſten Kern faul und angefreſſen ſeien, ſo daß ſelbſt wiederholte Siege der Ordnungspartei über ihre Gegner nichts mehr nützen und die Gefahr, wenn auch momentan beſchwichtigt, doch immer von Neuem wiederkehre, meint Herr v. Eötvös, wiſſe und fühle Jedermann. Dieſem allgemeinen Uebel der Zeit müſſe natürlich auch etwas allen Staaten Gemeinſames als Urſache zu Grunde liegen und dieſe Urſache, dieſes gemeinſame Etwas, ſagt der Verfaſſer geradezu, habe man bisher

nicht erkannt, und es deswegen auch nicht richtig zu behandeln und nachdrücksam zu bewältigen verstanden.

Ein so kühnes Wort verräth dem Leser schon zum voraus, daß Hr. v. Eötvös in seiner Staatsklinik eigene Wege geht und die Quelle der europäischen Staatskrankheit irgendwo zu finden glaubt, wo sie bisher Niemand suchte. Was nicht etwa bloß speculirende Frömmelei, sondern auch redlich conservative und wohlwollende Männer über das abendländische Pandämonium denken, hat man in Europa seit mehr als sechzig Jahren oft genug gehört, und muß es noch bis zum Ueberdruß täglich in Zeitungen und Broschüren lesen. In der Voraussetzung, man sei selber gesund und weise und nur der sociale Körper sei krankhaft angethan, predigt und doctrinirt man im entgegengesetztesten Sinne, zerschlägt auf der einen Seite in gerechtem Zorn die Pressen, schließt die Schulen, belohnt nicht selten neben dem wahren Verdienste auch die Ignoranz, den Wankelmuth, die politische Schlechtigkeit und curirt, um es nur mit einem Wort zu sagen, kreuz und quer im Land herum, während sie auf der andern Seite mit gleicher Wuth gegen die ewigen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, gegen Eigenthum und Familie declamiren und in der Auflösung aller gesetzlichen Ordnung gegen die Unordnung Hülfe suchen. Und doch wird das Uebel mit jedem Jahre schlimmer und zeigen sich bereits in vielen Gemüthern hoffnungslose Zweifel an der Wirksamkeit jeder politischen Medicin.

Hr. v. Eötvös ist nicht so extrem, noch so kleinmüthig und verzagt, er meint geradezu, man habe die Sache noch nicht von der rechten Seite angegriffen und es sei folglich durch gründlicheres Einsehen noch Hülfe möglich. Muß denn aber auch — scheint er zu fragen — das vorgenannte allen westeuropäischen Staaten gemeinsame „Etwas“ ein ursprünglich übles sein? kann

bei mangelhaftem Verſtändniß und bei verkehrter Behandlung nicht auch das an ſich Gute in ſeinem Gefolge Schlimmes erzeugen, und iſt letzteres nicht namentlich in Weſteuropa jetzt der Fall? Unmittelbar auf dieſe Frage hin wird über den Urſprung der weſteuropäiſchen Staatsgeſellſchaft eine Meinung aufgeſtellt, die vielleicht nicht Jedermann gefallen wird. Man mag indeſſen die Sache wenden wie man will, man mag ſich gegen die Theſis des Verfaſſers auch noch ſo heftig ſträuben, es iſt und bleibt dennoch wahr, dieſes Weſteuropa iſt ſeinem innerſten Weſen nach eine Schöpfung der lateiniſchen Kirche, des heiligen Stuhles, des römiſchen Pontificats. Alles Denken, Bewegen und Handeln, ja das ganze Sein der lateiniſch geſchulten Staaten Europa's verräth von der Kindheit ihrer Exiſtenz bis auf dieſe Stunde, woher wir gekommen ſind,

et documenta damus, qua simus origine nati.

Das Papſtthum hat alle Völker, über die es einmal geherrſcht, gewiſſermaßen geiſtig umgewandelt, und in ein jetzt nicht mehr ausſcheidbares Ganzes zuſammengeſchmolzen. Gregor VII. und Innocenz III. waren mächtigere und größere Eroberer, Geſetzgeber und Staatenbildner, als ſelbſt Carolus Magnus und Napoleon. Nur das chriſtliche Rom hat eine Univerſal-Monarchie im vollen Sinne des Wortes zu Stande gebracht, und ein gemeinſchaftlicher europäiſcher Gedanke iſt erſt durch die Staatskunſt der römiſchen Päpſte nach unſerem Welttheil gekommen. Dieſer europäiſche Gedanke iſt unſterblich. Selbſt die Reformation hat ihn nicht zerſtückt, hat dieſes gemeinſame Band, wie der Verfaſſer ſagt, nur äußerlich und materiell zerriſſen; innerlich und geiſtig ſeien die einzelnen Nationen des Occidents doch verwandt geblieben, d. h. der Begriff, eines legalen, wenn auch paſſiven Widerſtandes der geiſtigen Gewalt gegenüber der materiellen Willkür ward dieſen Völkern

zuerſt vom heiligen Stuhle eingeimpft und mit dieſem Angebinde zugleich im Herzen aller lateiniſchen Staaten der Keim bürgerlicher Freiheit und guter ſittlicher Ordnung unauslöſchbar angepflanzt. Die Ideen, welche in ihren Sendſchreiben Gregor VII. und ſeine großen Nachfolger auf Petri Stuhl über Urſprung, Natur und Tendenz aller weltlichen Gewalt unter die Völker Europa's geſchleudert haben, leben und blühen noch heute fort. Aller Häreſien, aller geiſtigen Ungleichheit, alles Wiſſensſtolzes und aller Feindſchaft ungeachtet ſind Geiſtesrichtung und Geſittungsbegriffe im weiteſten Sinn allen einſt und jetzt katholiſchen Völkern doch gemeinſam geblieben und fürwahr, die Beredſamkeit eines lutheriſchen Oberconſiſtorialrathes hat in letzter Inſtanz mit der ſalbungsvollen Homilie ſeines katholiſchen Amtsbruders ganz und gar daſſelbe Ziel. Ob heute das Wort in Erlangen und Berlin, oder ob es in München und Salamanca geſprochen wird, wer fände da noch einen Unterſchied? Das Bedürfniß, den innern Trieb ſich dem Byzantinismus zu widerſetzen, der blinden Materie den Geiſt, der eiſigen Erſtarrung die Bewegung, der Finſterniß das Licht, der Rohheit die Politur und der brutalen Willkür das Geſetz entgegenzuſtellen, könnt ihr nicht mehr zum Schweigen bringen. Und wird auch der Schlachtruf jener mittelalterlichen Heroen politiſch-ſittlicher Freiheit jetzt in Europa nicht mehr gehört, ſo ſauſt der Sturm und rollen die Donner, wenn auch im Capitol verſtummt, bald aus einer andern Himmelsgegend, weil ſich der Frevel am Heiligthum vergreifen und die ewige, von Gott ſelbſt geſetzte Ordnung ſtören will.

Welcher Mittel, um dieſen jetzt vielfach läſtigen Geiſt des ſittlichen Widerſpruches wieder zu bannen, man ſich ſeit den Tagen St. Dominic's bis auf die neueſte Zeit ſelbſt auf Seiten derjenigen bediente, die ihn zuerſt heraufbeſchworen, wiſſen wir alle, und eben jetzt hat man nicht etwa bloß gegen die ſchädlichen

Auswüchse — was allgemein zu billigen wäre —, ſondern gegen alles, was dem irdiſchen Daſein Reiz verleiht, in Europa als letzten Trumpf den Byzantinismus ausgeſpielt. Wo immer der Byzantinismus als Lebens- und Staatsprincip zu voller Geltung kam, wie einſt am Bosporus, hat materielle Willkür und brutale Kraft den Widerſtand der geiſtigen Gewalt nicht bloß übermannt und niedergedrückt, er hat ihn vollſtändig erſtickt und an ſeine Stelle eine Staatsform hingeſtellt, welche die Völker des Abendlandes mit ihren gemeinſamen Civiliſationsbegriffen niemals ertragen werden.

Aber wie? denkt vielleicht mancher Leſer, wäre alſo die europäiſche Staatskunſt in ihrem Weſen heute überall byzantiniſch und antichriſtlich? Die Beantwortung dieſer Frage, ja die Frage ſelbſt liegt nicht im Ideengang des Verfaſſers. Hr. v. Eötvös bleibt ganz auf dem Wege der Erfahrung, der Wirklichkeit, des Thatbeſtandes und ſtellt ſeinen Leſern in froſtiger Ruhe folgendes Dilemma hin: Entweder ſind die allen Weſteuropäern gegenüber der materiellen Gewalt gemeinſamen Geſittungsbegriffe falſch und iſt der ganze Entwicklungsgang der chriſtlich-abendländiſchen Civiliſation nur eine lange Verirrung und dieſe in ihrem Endergebniß nicht zu verwirklichen, oder Wiſſenſchaft und Staatskunſt haben ſich getäuſcht, haben die herrſchenden Begriffe nicht verſtanden und die Löſung ihrer großen Aufgabe, den Staat vernünftig einzurichten, auf falſchen Wegen verſucht. Das erſtere, meint Hr. v. Eötvös, ſei offenbar unmöglich, und folglich müſſe die Schuld der gegenwärtig den ganzen Occident umſchlingenden Bedrängniſſe am zweiten liegen. Sind bei uns die Fortſchritte in der Wiſſenſchaft der Natur coloſſal, ſo ſind ſie dagegen in der Wiſſenſchaft des Staates das Gegentheil und wird alles, was man bisher auf dieſem Gebiete gethan und geſchaffen hat, durch ein allgemeines Gefühl des

Mißbehagens verdammt. Was soll man also thun, um die Staatspraxis mit den herrschenden Begriffen und mit den sittlichen Bedürfnissen unserer Zeit in Harmonie zu bringen? Nach der Meinung des Verfassers soll man nicht etwa, wie es nur zu häufig geschieht, den unglücklichen Versuch machen, die im Occidente herrschenden Staatsbegriffe, dieses nothwendige Ergebniß der Vergangenheit, selber zu ändern, was der Einzelne zu vollführen auch nie vermöchte, sondern man muß nur diese im Occidente herrschenden Begriffe *in ihrer Anwendung berichtigen* und folglich die alten Staatsschulgötzen vom Throne stoßen. Mit trockenen Worten will Hr. v. Eötvös geradezu sagen: „Ihr müsset das Staatenconstruiren erst lernen, weil ihr es noch nicht könnt."

Was etwa die liberalen Staatspraktiker und Revolutionsphilosophen neuesten Gepräges bei diesem magyarischen Sollogismus denken, ist freilich noch ungewiß. Das Heilmittel selbst aber will der Verfasser nicht in der philosophischen Speculation des Abendlandes, nicht im blinden Glauben auf die Lehren eines Hobbes, eines Rousseau, eines Pufendorf und Helvetius, sondern gleich den Naturwissenschaften mit Verschmähung aller Metaphysik und transcendentalen Theorie bloß in der *Erfahrung* suchen, wie sie in Europa eine zweitausendjährige Geschichte schon fertig darbietet. Der erste Theil des Eötvös-Werkes ist wesentlich retrospectiv und daher vom größten praktischen Interesse. Untersuchungen über den Ursprung der gesellschaftlichen Zustände und des Staates hält er für ganz nutzlos, weil Gesellschaft und Staat, selbst in großen Dimensionen, schon in der Natur des Menschen liegen und deswegen *nothwendige* Formen unserer Existenz seien. Hr. v. Eötvös will in seinem Buche eigentlich nur zwei Fragen erörtern:

Erstens ob die herrschenden Zeitbegriffe (Freiheit, Gleichheit

und Nationalität), ſowie man ſie jetzt verſteht, unter den gegenwärtigen Verhältniſſen der Civiliſation, ohne das Beſtehen größerer Staaten unmöglich zu machen, in Europa verwirklicht werden können? Und wenn dieſes nicht geſchehen könne, ob zweitens für Hebung des zwiſchen den Zeitbegriffen und den Staaten der Gegenwart herrſchenden Gegenſatzes nicht eine neue Form des Einklanges zu finden ſei, und im bejahenden Falle welcherlei Modificationen in dieſen Staaten eintreten *können*, ohne ſie aufzulöſen, und eintreten *müſſen*, um den herrſchenden Zeitbegriffen zu entſprechen und endlich eine dauerhafte Ordnung herzuſtellen?

Dem ganzen Unternehmen des Verfaſſers liegt die richtige Ueberzeugung zu Grunde, daß in Europa an bleibende Ruhe und an wahre Befriedigung der Gemüther nicht zu denken ſei, ſo lange die wichtigſten durch den Staat bedingten Verhältniſſe des Daſeins mit den Ueberzeugungen aller im Widerſpruche ſtehen.

Zur größten Freude theorien-müder Leſer will alſo Herr v. Görres nicht die früheren Staats-Utopien durch ein neues Phantaſiegebilde vermehren und eine Staatsform erfinden, welche dem philoſophiſchen Ideal menſchlicher Geſellſchaft am vollkommenſten entſpräche. Von ſolchen Thorheiten iſt Niemand weiter entfernt, als der Verfaſſer; er will nur auf eine für die Verhältniſſe, wie ſie heute ſind, zweckmäßige Einrichtung des ſtaatlichen Daſeins hindeuten — und zwar nach den Lehren, die man aus der chriſtlich-europäiſchen Vergangenheit ziehen kann; er will mit *einem* Worte für die Staatswiſſenſchaften das werden, was Baco von Verulam ſeiner Zeit für die Naturwiſſenſchaften geweſen iſt.

Alles nähern Eingehens in den Inhalt ſelbſt will man ſich vor der Hand lieber ganz enthalten, weil mehr als eine dürre Gedankenfiſſe doch nicht zu bieten wäre.

Uebrigens wird dieſe Schrift des Hrn. v. Görres vermuthlich eine bedeutende Zukunft haben, und wir möchten ſie geradezu einen politiſchen Oedipus nennen, wenn wir nicht die Eiferſucht ähnlicher Beſtrebungen ſcheuen müßten. Ein Zeitſpiegel, ein Daguerrotyp der Gegenwart voll überraſchender Gedankenwendungen und Anſichten iſt ſie gewiß. Ebenſo gewiß iſt aber auch der melancholiſche Eindruck und der bittere Nachgeſchmack, den ſie im Gemüthe blindgläubiger, factiöſer, überſchwänglicher und ſüffiſanter Geiſter durch ihre Färbung überhaupt, durch ihr eilftes Capitel aber insbeſondere zurücklaſſen wird. Oder iſt es nicht ſchon traurig, wenn wir glauben ſollen, daß ſich die Ideen der Freiheit und Gleichheit unter einander ſelbſt aufheben, die Idee der Nationalität mit den beiden genannten in flagrantem Widerſpruche ſtehe und daß es unmöglich ſei, ohne in das Chaos zurückzukehren, d. h. ohne Auflöſung aller beſtehenden Staaten, die Begriffe der Freiheit und Gleichheit, wie ſie jetzt in Europa verſtanden werden, je zu verwirklichen?

Wie in vielen andern Dingen wird das hoffnungsloſeſte Horoſkop auch in der Nationaleinheitsfrage wieder dem deutſchen Volk geſtellt, weil bei den germaniſchen Stämmen „die Kräftigung des Kaiſerthums als höchſter monarchiſcher Gewalt immer als erſte Grundbedingung der Nationaleinheit betrachtet worden, das größte Hinderniß aber, an dem alle Verſuche, dieſe ſtaatliche Form zu erzielen, geſcheitert ſeien und in Ewigkeit ſcheitern müſſen, immer in der (durch die Zeit geheiligten und jetzt unzerſtörbaren) monarchiſchen Gewalt der Regenten der einzelnen Theile zu ſuchen ſei."

Das Schlimmſte in der Sache iſt aber der in den beiden Capiteln ſechs und ſieben durch den Verfaſſer gelieferte Beweis, daß ſelbſt die Verwirklichung der drei Lieblingsprincipe, der Freiheit,

Gleichheit und Nationalität, wenn ſie in dem jetzt geltenden Sinne möglich wäre, der europäiſchen Menſchheit doch keine Befriedigung gewähren könnte. Natürlich werden neben den übrigen Weltverbeſſerungsverſuchen der neueren Zeit auch die republikaniſchen Beſtrebungen der letzten ſechzig Jahre, wie es ſcheint, nicht ohne gutes Recht, mit dem gemeinſamen Anathem trofloſer Unfruchtbarkeit geſchlagen. Arena sine calce, ſagte Caligula von gewiſſen Schöpfungen lateiniſcher Literaten, und Hr. v. Eötvös meint, eine Maſſe Schutt, ob man ſie nun als Kegel oder als Pyramide häufe, vermöge den Einflüſſen des Sturmes und des Regens nicht lange zu widerſtehen. Dieſen Satz praktiſch und aller Welt faßlich bewieſen zu haben, ſei unleugbares, aber auch einziges Verdienſt der Februar-Revolution.

Auf die Frage „welcher Zukunft wir entgegen gehen“ lautet die trockene, wohlbegründete und ſo zu ſagen unwiderlegliche Antwort: Der Impuls, die Strömung der Begebenheiten führe die europäiſchen Völker, wie ſie jetzt ſind, überall und zwar mit Rieſenſchritten zur abſoluten Herrſchaft eines Einzigen, gleichviel ob der Communismus oder ſein Gegenſatz, der Conſervatismus und das Eigenthum in Europa ſiege. Der Verfaſſer ſagt nicht, daß man im Occident eine beſondere Vorliebe für despotiſche Staatsgewalten habe, wohl aber iſt er überzeugt, daß die Völker größerer Staaten ſelbſt auf der höchſten Bildungsſtufe niemals zur Ausübung der Herrſchaft fähig ſeien und folglich im Despotismus der Einzelgewalt allein gegen Anarchie und Verzweiflung Hülfe finden. Dagegen ſchaudert der Verfaſſer vor dem Communismus nicht nur nicht zurück, wie es jetzt bei den Schwachen der Zeit üblich iſt; es wird dem Communismus gleiche Berechtigung mit dem neu entſtehenden Chriſtenthum ſelbſt zuerkannt und ſogar ſein Triumph in der

Form des vollendetsten Despotismus nicht für unmöglich erklärt. Selbst den Umsturz der Verfassung in Frankreich durch das Heer rechnete der scharfsinnige Magyar schon vor bald einem Jahre nicht zu den Unmöglichkeiten. Und wider alles Vermuthen haben die neuesten Ereignisse diese Voraussicht vollständig bestätigt und den Credit dieser Schrift bedeutend erhöht.

Es ist ein neuer Cultus in der Welt und von den Altären der alten Götter — seht ihr es denn nicht? — steht es massenhaft. Alles was leere Taschen hat, was rechtlos und bedrängten Herzens ist, „quorum est infinita multitudo", nimmt den neuen Glauben und seine Leidenschaften an. Kampf auf Leben und Tod ist das Losungswort, und an friedlichen Vergleich der feindlichen Elemente soll Niemand denken, weil die einen alles nehmen, die andern nichts lassen wollen. Selbst Sieg oder Niederlage der Dränger ist in der Wirkung gleich; beides wetzt, stachelt, reizt den Heißhunger, den Zorn und die Begier. Und sobald die Nichtbesitzenden streitgewandter und stärker sind, als die welche haben und nicht geben wollen, wird kein Diocletianus unserer Zeit die Umwälzung zu verhindern die Macht besitzen.

Ihr könnt noch Tausende von Chateauneuf erschießen und nebenher die öden Nukahiwaklippen mit zahllosen Exulanten füllen, das Blut, die Thränen, das Elend, die Verzweiflung werden immer neue Kräfte des Widerstandes schaffen! Und eben weil die Gewalt auf keiner Seite mäßig, gerecht und weise ist, sind wir zwar nicht verzagt, aber doch hoffnungslos. Im Glauben an eine *Möglichkeit* des Besserwerdens und des friedlichen Verlaufes sind wir zwar freilich mit Hrn. v. Eötvös in Harmonie, aber, um es ihm nur gleich vorweg zu gestehen, seine Zuversicht, den tief eingefressenen Zwiespalt der Zeit durch Aufstellung einer neuen Wissenschaftsformel thatsächlich zu heben

ſcheint uns beinahe märchenhaft. Hat denn die Vernunft heute eine größere Macht über die menſchliche Leidenſchaft als in der Vergangenheit? Den Sturmwind in ſeiner Furie könnt ihr hemmen, aber die rollende Strömung des Jahrhunderts durch Weisheit und Ueberlegung in eine andere Bahn zu lenken, ſeid ihr durch eigene Schuld unvermögend. Beweiſt uns Hr. v. Eötvös in ſeinem zweiten Bande das Gegentheil, ſo iſt er ein Wiederherſteller Europa's und hält Hüon's Wunderhorn in ſeiner Hand.

II.

(1855.)

Der kurze Bericht, den wir über den ersten Theil des obengenannten, in seiner Art merkwürdigen Werkes vor etwa drei Jahren im „Deutschen Museum“ erstattet haben, wird im Gedächtniß der Leser und Gönner staatswissenschaftlicher Schriften hoffentlich nicht ganz erloschen sein. An flüchtigen Umrissen zu einem Contersei des Verfassers, seiner Nation und seiner literarischen Thätigkeit durfte es bei jener Gelegenheit natürlich nicht gebrechen. Und was den Inhalt des vorausgegangenen ersten Theils selbst betrifft, hat man es an der redlichsten Bemühung, den Gegenstand und die Substanz der magnatischen Lucubrationen auf möglichst engen Raum zusammenzudrängen, gewiß auch nicht ermangeln lassen. Wie schwer es aber sei, über ein mit unanfechtbarer Gedankenconsequenz geschriebenes Buch von 448 Seiten kurz und bündig zu referiren, wird man Sachkundigen nicht zu sagen brauchen. Viel durfte man aber in der Sache schon damals nicht mehr bringen, weil gelehrte Untersuchungen über Politik im Allgemeinen und besonders über die Kunst, wie man den Staat einzurichten habe, daß Jedermann darin glücklich und zufrieden werde, seit dem Frankfurter Parlament bei dem deutschen Publicum, ich will nicht sagen in Mißcredit gefallen, aber doch gewiß im Preis bedeutend gesunken waren. Ja, so weit ist es

bereits gekommen, daß Schriften über das Regierungswesen bei den meisten Lesern als nutzlose Spielereien angesehen und zum Gebiet der politischen Archäologie gerechnet werden. Wenn Staatsgeschäfte jener Czarin schon in Praxi Langeweile machten, wie soll man erst von der Doctrin, von der Metaphysik und von den unfaßbaren Abstractionen dieser edlen Wissenschaft auf Platon, Thomas Morus und Rousseau hin in Europa noch viel Unterhaltung hoffen? Zwar gleicht in Deutschland und in Ungarn nicht Jedermann jener trägen Moskowiterin, am wenigsten aber würde Hr. von Eötvös selbst im Bewußtsein, daß er auf solider Unterlage stehe, mit den Ausdrücken „Metaphysik" und „unfaßbare Abstractionen" zufrieden sein. Indessen finden wir doch Alle ein Capitel des fruchtbarsten und genialsten der gegenwärtigen deutschen Romandichter, z. B. den Fortunaball oder Schlurck's Lebensgang und Ende, unendlich reizender als die lehrreichste, schärfste und nützlichste Deduction über das Ein- oder Zweikammersystem oder über die Resultate der administrativen Centralisation, ja sogar über die wichtige Frage, „ob gegen den Absolutismus der Staatsgewalt Selfgovernment wirklich die einzige Schutzwehr sei."

Wenn dem Leser aus dem ersten Theile dieses Werkes nur die feste Ueberzeugung geblieben ist, daß die Begriffe Freiheit, Gleichheit und Nationalität, wie man sie im Occident bis jetzt verstanden hat, sich gegenseitig zerstören, daß ihre Verwirklichung nothwendig zur Auflösung aller größeren Staaten führen müsse und daß die Menschheit durch Verwirklichung dieser Begriffe keine Befriedigung finden könne, so hat sich der gelehrte Verfasser bisher nicht umsonst bemüht. Alles dieses vorausgesetzt, könnten wir im Vertrauen auf die Gedächtnißtreue des Lesers ohne viel Bedenken zum Inhalte des zweiten Theils übergehen und in der Analyse desselben wo möglich noch gedrängter, noch kurzsilbiger und noch lapidarischer als beim ersten sein. Doch darf man, um

Anſehen und Credit des Hrn. von Eötvös in den Augen des Leſers noch zu vermehren, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die kurz nach der Ausgabe des erſten Theils in Frankreich eingetretenen großen Ereigniſſe die Anſichten des Verfaſſers über den Einfluß der herrſchenden Zeitbegriffe auf den Staat vollkommen beſtätigt haben. Sagt und beweiſt nun aber Hr. von Eötvös, daß der Gegenſatz und der nicht zu löſende Conflict zwiſchen den Einrichtungen des Staats und den Grundſätzen unſerer ganzen Geſittung die wahre und einzige Quelle aller Leiden und aller Unruhe der Gegenwart ſei, ſo wird ihm in Folge der eindringlichen Mahnungen des Augenblicks jeder Freund der Wahrheit Beifall zollen. Zeigt ſich aber als Hauptgedanke ſeiner Schrift, daß zwiſchen der Richtung des Staats und zwiſchen der Richtung, in welcher ſich alle übrigen Beziehungen des Lebens entfaltet haben, jetzt wieder derſelbe Gegenſatz eingetreten, wie einſt zwiſchen den Ideen des Chriſtenthums und der antiken Civiliſation, ſo glaube ja Niemand, er habe einen Mann des Rückſchritts, einen Gerlach oder Leo mit ihren mittelalterlichen Wiederherſtellungen vor ſich. Wenn man das Naturnothwendige, das Berechtigte und Wohlthätige einer Richtung hervorzuheben verſteht, meint einer nicht auch zugleich die Verirrungen, die Mängel und die verwerflichen Ausſprünge derſelben zu vertheidigen. Wer immer das Werk des Verfaſſers im Zuſammenhange geleſen und ſeinen Gedankengang Schritt vor Schritt begleitet hat, wird raſch erkennen, daß durch die Alternative, „entweder ganz zu den Grundſätzen des Alterthums zurückzukehren, oder die Grundſätze der chriſtlichen Geſittung auch im Staate zu verwirklichen“, ſelbſt für das excluſivſte proteſtantiſche Bewußtſein keine Störung zu beſorgen ſei. Oder iſt etwa die Idee der geiſtigen Freiheit des Individuums im Gegenſatze zur abſoluten Gewalt des Cäſarismus nicht durch das Chriſtenthum in die Welt gekommen? Und

wem hat man es zu verdanken, wenn die geiſtigen Zuſtände des lateiniſchen Occidents heute nicht wie im orthodoxen Byzanz und in Rußland ſind? Sieht der Verfaſſer in der Freiheit der Kirche die höchſte, die einzige, unerſchöpfliche, moraliſche Garantie, welche die Selbſtändigkeit der einzelnen Theile des Staats der materiellen Gewalt der Geſammtheit gegenüber beſitze, ſo ſoll und wird dieſe Theſis Niemand mißverſtehen, wenn nicht engherzige Parteizwecke mehr als die Wahrheit gelten ſollen. Hat aber die Allmacht der Kirche des Mittelalters die Reformation, oder hat das meiſterhafte Inſtitut des Jeſuitismus in Europa etwa die Revolution verhindert? Daß aber nun Hof-Eunuchismus und Cenſur ſtärker als dieſe beiden Gewalten ſeien, ſcheint Hr. von Eötvös auch nicht zu glauben. Folglich muß die Bewegung, in deren Mitte ſich jetzt der Occident befindet, entweder zur Vernichtung unſerer auf das Princip der individuellen Freiheit begründeten Civiliſation oder zur Verwerfung jener Grundſätze führen, welche die Hofphiloſophen des Tiberius gelehrt und ihre Meinungsgenoſſen bis auf den heutigen Tag in Europa verfochten haben.

Ich weiß nicht, ob ſchon vor Hrn. v. Eötvös irgend ein Staatswiſſenſchaftler erkannt und bewieſen hat, daß man das Princip abſoluter Gleichheit zwar als den herrſchenden Begriff der Schule und der Journaliſtik, nicht aber als den herrſchenden Begriff des neunzehnten Jahrhunderts betrachten könne. Durch dieſe einzige Theſis, fürchten wir, hat der freiſinnige Verfaſſer Gunſt und Beifall der geſammten deutſchen Staatsſcholaſtik verſcherzt. Widerſpruch und Ungunſt werden aber noch entſchiedener hervortreten und eine noch viel drohendere Miene annehmen, wenn man erſt einmal merkt, daß der Verfaſſer nicht von einer vollkommenen Unterwerfung des Individuums unter eine Geſammtheit ausgeht, ſondern das Princip der individuellen Freiheit auch als Regel für die Einrichtungen des Staats aufſtellen und auf dieſem

Wege die socialen Uebel und Gefahren der Gegenwart beschwören will.

Im Sinne des Verfassers hätte also die Staatswissenschaft, wenn sie diesen Namen verdienen will, Mittel und Wege anzudeuten, wie dieses Ziel zu erreichen und der Gegensatz zwischen den Forderungen des absoluten Staates und den Bestrebungen aller Einzelnen aufzuheben sei. Ob aber Georg Beseler und L. Stahl ihre Aufgabe auch so verstehen, wollen wir unbesprochen lassen. Zugleich aber ist mit dieser Definition auch der Inhalt des Ganzen 550 Seiten starken zweiten Theils in nuce angegeben. Bei aller innern Wichtigkeit sind lange Verhandlungen über diesen Gegenstand eingestandenermaßen von einem Beigeschmacke trockener und ermüdender Eintönigkeit unzertrennlich. Hr. von Eötvös jedoch hat sein Thema mit einem solchen Aufwande dialektischer Gewandtheit, Begriffsschärfe und praktisch-reifer Einsicht, Belesenheit und Arbeitskraft behandelt, daß man ihm wie einem sichern und wegeskundigen Führer durch das unabsehbare Labyrinth der Argumente gern und willig bis an das Ende folgt.

Wenn der Verfasser dabei einerseits das Bestehen größerer Staaten und einer starken, d. h. absoluten und concentrirten Staatsgewalt als gemeinsames und unabweisbares Bedürfniß der Gegenwart erkennt, andererseits aber doch das Princip der individuellen Freiheit als ebenso unerläßliche Zeitnothwendigkeit im Staate verwirklicht sehen will, so wird man auf die Wendung begierig sein, durch welche der magyarische Staatsphilosoph den innern Widerspruch der beiden Theseu zu überwinden und auszugleichen denkt. Offenbar liegt das Wesen des ganzen Buches in der genügenden Beantwortung der Frage, „wie, ohne die Erhaltung größerer Staaten und den Bestand einer kräftigen Regierungsgewalt zu gefährden, die individuelle Freiheit zu begründen sei?“ Wird — fragen wir — im Buche des Hrn. von Eötvös

die Ausgleichung der Widersprüche aus dem rein idealen Standpunct construirt, oder wird von einer praktischen Möglichkeit und einer Norm geredet, nach welcher sich Völker und Reiche des lateinischen Occidents gesund und kräftig bewegen und einer naturgemäßen Entwickelung entgegenreifen können? Im erstern Falle wären die sechsthalbhundert Seiten des gelehrten Freiherrn mehr als überflüssig; man ist in Europa nach langen Irrsalen und vielen Täuschungen der müssigen Utopien und des unpraktischen Schulgeredes endlich überdrüssig, und die unzufriedenen, in ihrem Lebensprocesse gelähmten Staaten des Occidents „aus der Tiefe des Gemüthes" zu reconstruiren, wäre jetzt wahrhaft nicht mehr an der Zeit.

Wenn nun Sicherheit der materiellen und der moralischen Güter aller Einzelnen der Zweck des Staates überhaupt ist, und wenn folglich der Verfasser im Bestehen des Staates die erste Garantie der individuellen Freiheit erkennt, so wird ihm in diesen beiden Puncten Niemand widersprechen.

Daß aber der Staat, um anderen Staaten gegenüber seine Selbständigkeit zu erhalten und im Innern die Güter der Einzelnen machtvoll zu schützen, eines bedeutenden Maßes von Kraft bedürfe, ist auch nicht anzufechten. Kraft aber, meint Hr. von Eötvös, sei nur da möglich, wo Ein Wille und zugleich die Macht, diesen einen Willen in Thaten umzusetzen, vorhanden ist. Bei einer Vielheit aber, wie es der Staat ist, sei Einheit des Willens und der That nur durch Centralisation zu erzielen. Also, lautet der Schluß, könne der Staat nur insofern seinem Zweck entsprechen, als bei Gründung desselben das Princip der Centralisation überwiegend ist.

Liest einer im zweiten Theile etwa nur die beiden ersten Bücher und vom dritten bloß die fünf ersten Capitel, so könnte er glauben, Hr. von Eötvös wisse zum größten Verdrusse Lord Palmerstons

gegen die Uebel der Zeit auch kein anderes Heilmittel als die abſolute Gewalt, wie ſie das kaiſerliche Rom und das orthodoxe Byzanz verſtand. Unſer Verfaſſer iſt aber von der Schule jenes Nerva Cäſar, welcher „res olim dissociabiles miscuit: principatum et libertatem.“ Ob nun das Principat einem Einzelnen, oder Mehreren, oder Allen übertragen ſei, mache keinen Unterſchied. Daß aber die Freiheit des Einzelnen gegen die abſolute Gewalt des Staats unter jeder Form gewiſſer Garantien bedürfe, das ergebe ſich von ſelbſt, weil der Wille des Staats immer nur der Wille der Mehrheit ſei. Dieſes Bedürfniß individueller Freiheitsgarantien begreift unſere Zeit allerdings leichter, als jener allmächtige Cardinal mit ſeinem „je n'en vois pas la nécessité.“

Wie aber denkt nun der Verfaſſer dieſe Garantien zu beſchaffen und den Ausſchreitungen der abſoluten Staatsgewalt Grenzen zu ſetzen? Etwa durch Theilung der Gewalten, wie man es ſeit Jahrhunderten in Europa gelehrt und zum Theil vollzogen hat? Da ſeiner Doctrin zufolge die Einheit des Staats und mit ihr das Beſtehen deſſelben in keinem Falle gefährdet werden darf, ſo kann er ſeine Garantien begreiflicherweiſe nicht in der Theilung der Gewalten ſuchen, weil dieſe Theilung, wo ſie immer thatſächlich verwirklicht wurde, überall die Vernichtung der Staatsgewalt nach ſich gezogen hat und folglich das Heilmittel noch ſchlimmer als das Uebel ſelber geweſen iſt. Allen dieſen Uebelſtänden, meint Hr. von Eötvös, ſei nur durch eine Organiſation der Staatsgewalt zu entgehen, durch welche man, ohne die Einheit derſelben zu zerſtören und ohne die abſolute Gewalt, deren ſie bedarf, zu gefährden, dafür geſichert wird, daß die Gewalt des Staats nur im Intereſſe des Staats ſelbſt gebraucht werden könne. Dieſe Sicherheit aber ſei lediglich nur unter der conſtitutionell-monarchiſchen Staatsform zu erreichen.

Der geehrte Verfaſſer ſcheint zu vermuthen, es könnte mancher Leſer mit Hindeutung auf die Dinge vor Sebaſtopol und auf ſo vieles Andere, was in den jüngſten Zeiten in Europa geſchehen iſt, ſein Freiheitsrecept weniger neu, weniger überraſchend und vielleicht auch weniger draſtiſch finden, als man auf den erſten Theil des Werkes hin erwartet habe. Wie die Morgenländer in der Medicin, ſo ſind wir Abendländer in der Politik. Beide verlangen und erwarten von dem Heilkünſtler augenblickliche Hebung der Uebel, aber ohne eigene Mühe, ohne Schmerz, ohne Koſten und beſonders ohne Störung in den täglichen Angewöhnungen und in den altererbten Vorurtheilen. Dieſe Kunſt ſcheint nun aber auch Hr. von Eötvös nicht zu beſitzen, und er fügt deswegen die ſehr verſtändige Bemerkung hinzu, Freiheit und Wohlfahrt des Einzelnen könne auch durch die zweckmäßigſte Einrichtung der Staatsgewalt nie vollkommen geſichert werden. Etwas Geduld, ſcheint es, muß man mit den Gewaltigen immer haben, und vermuthlich wird es auch noch lange beim Spruche des Apoſtels bleiben: Gehorchet ihnen um Gotteswillen, wenn ſie es auch ſo ſchlecht als möglich machen.

Beſchränkung des Kreiſes, innerhalb deſſen der Staat ſeine abſolute Gewalt ausübt, wäre alſo das große Recept, um den Einzelnen ihre perſönliche Freiheit zu garantiren.

Iſt aber eine ſo wirkſame und nachhaltige Beſchränkung der öffentlichen Gewalt auch möglich? Das Gewicht dieſer Frage fühlte Hr. von Eötvös ſelbſt am beſten und er verwendet den Inhalt des ganzen höchſt wichtigen und lehrreichen vierten Buches, um nicht etwa auf dem Wege dürrer Speculation, ſondern der Erfahrung die Möglichkeit dieſer Beſchränkung darzuthun. Der gelehrte Verfaſſer ſucht in dieſem vierten Buche zu beweiſen, daß alle jene Gründe, welche man für das in Frankreich befolgte Syſtem ſtarrer Centraliſation anzuführen pflegt, auf Irrthümern

beruhen und daß durch eine Beschränkung der Staatsgewalt auf dasjenige, was nur den Staat betrifft, oder nur durch den Staat geleistet werden kann, weder die Macht des Staats, noch die Freiheit der Einzelnen, noch der Fortschritt des Ganzen gefährdet werde. Beredt und warm wird demonstrirt, daß alle jene Gefahren, welche die bürgerliche Gesellschaft in unserer Zeit bedrohen, daher entstanden sind, daß man dem Staate eine Aufgabe gestellt, welche größere Staaten niemals zu lösen vermögen. Das einzige Mittel denselben zu begegnen, liege daher seiner festen Ueberzeugung nach darin, daß wir eine Bahn verlassen, die mit jedem Schritte, den man auf ihr fortgerückt, in allen uns bekannten Staaten statt Ruhe und Befriedigung nur eine Reihe von Umwälzungen oder wenigstens eine immer zunehmende Opposition gegen den Staat zur Folge hatte. Für die Kraft aber, durch welche der Verfasser die absolute Macht des Staates auf einen gesetzlich bestimmten Kreis beschränken und gleichsam festbannen will, hat er von der brittischen Schule den Ausdruck „Selbstregierung (Selfgovernment)" entlehnt und er ist nebenher von der unfehlbaren und souveränen Wirksamkeit dieses Heilmittels so innig überzeugt, daß er es geradezu als das einzige erklärt, durch welches sich größere Staaten gegen jede Despotie und gegen jede Revolution schützen können.

Centralisation in Allem, was den Staat als Ganzes betrifft, und Selfgovernment in allem Uebrigen, d. h. zwei von Natur aus feindliche Kräfte nebeneinandergestellt und in schönster Harmonie, sind von nun an das Losungswort des Zeitgenossen!

Durch welche Gesetze und organische Einrichtungen aber der Friede, das Gleichgewicht und das harmonische Zusammenwirken der beiden sich gegenseitig befehdenden Principien herzustellen und dauerhaft zu erhalten sei, sucht der Verfasser in den beiden letzten Büchern (5 und 6) seines Werkes erschöpfend und mit vollstän-

diger Sachkenntniß eines gewandten Staatsmannes auseinanderzusetzen.

Etwas durchaus Originelles und vor ihm noch nie Gesagtes wird und kann der Leser zwar auch in den staatswissenschaftlichen Corollarien dieses fünften und sechsten Buches nicht finden; der gelehrte Verfasser hat aber auch nicht die Prätension, überall Neues und Unerhörtes vorzubringen. Dagegen gebührt Hrn. von Eötvös mit Recht das Lob, an die Stelle der speculativen Staatswissenschaft, die in Europa seit sechzig Jahren so großes Unheil gestiftet hat, eine Staatswissenschaft der Erfahrung gesetzt zu haben. Es ist ja, wie wir Alle wissen, unleugbare Thatsache, daß im letzten europäischen Sturm eben jene Staaten, in welchen man die durch die neuere Staatswissenschaft aufgestellten Grundsätze befolgt und streng an dem Princip der Centralisation festgehalten hat, die größten Umwälzungen erlitten haben, während andere in eben dem Maße von diesen Gefahren freigeblieben sind und sich eines allseitigen Fortschrittes erfreuen, als man in denselben das Princip der Selbstregierung mit den Bedürfnissen des Staates zu vereinigen verstanden hat.

Wie erklärt ihr nun diese Erscheinung? fragt Hr. von Eötvös nicht ohne Selbstzufriedenheit, und die Antwort kann allerdings nur zum Vortheil seines Systems lauten. Hätte plötzlich eine Sündfluth die gegenwärtigen Bewohner des europäischen Continents mit allen ihren ererbten Ideen weggeschwemmt und wäre, wie durch Zauberschlag, Alles neu zu machen und mit neuen Menschen wieder einzurichten, so wäre für die politischen Anschauungen des gelehrten Freiherrn gewiß ein herrliches und gesegnetes Feld eröffnet. Ob aber die in Europa jetzt lebende Menschenrace die Tugenden der Selbsterkenntniß und Selbstverleugnung, der Besonnenheit, der Uneigennützigkeit und der unterwürfigen Geduld in einem Maße besitze, daß sie ohne allgemeine

Erschütterung und Umkehr aller bestehenden Verhältnisse friedlich, freiwillig und so zu sagen am Gängelbande der Philosophie auf ihre theuersten Angewöhnungen verzichte und ohne Zwang das Gegentheil von dem werde, was sie bisher gewesen ist, das kann allerdings noch manchem Bedenken unterliegen. Vielleicht ist aber auch Hr. von Eötvös selbst nicht der Meinung, daß eine politische Reform, wie er sie lehrt, ohne Erschütterung in Europa durchzuführen sei. Jedenfalls wird es aber der noble Verfasser nicht übel nehmen, wenn die gute Meinung, welche er von den europäischen Völkern hat, nicht Jedermann theilen kann, und wenn nicht alle Welt so beruhigt und hoffnungsvoll, wie er, in die nächste Zukunft blickt. Diese schwermüthigen Gegenerinnerungen sollen keineswegs als Einwürfe gegen die in diesem vortrefflichen Werke gepredigten Staatsdoctrinen gelten oder ihren Werth auch nur im geringsten schmälern. Wer auf die Tugend und auf die Weisheit der Völker speculirt, ist des Gelingens nicht überall gewiß. Erkennt aber der Verfasser im Zwang und in der Nothwendigkeit die einzigen Lehrmeister der Menschen, und ist er überzeugt, daß selbst die allgemein erkannte Wahrheit erst nach Erschöpfung aller erdenklichen Irrwege und boshaften Widerstrebungen zur Geltung komme, so sind wir ganz derselben Meinung. Wird aber die Welt in dieser Sache jemals klug, was freilich noch nicht entschieden ist, so wird sie es allerdings nur auf dem Wege, den uns Hr. von Eötvös zeigt.

Deutschland.

Aus Berlin.

(August 1844.)

Nur unbeſorgt! Datum und Ort der Zuſchrift ſollen Sie nicht erſchrecken. Ob ich gleich zwei Tage nach dem 26. Juli ſchon wohlbeſtallt unter den Linden wohnte, bringe ich doch keine neue Betrachtung, keine poſthume Threnodie über den preußiſchen Sündenfall und das verlorne Paradies. Die Anſichten über die Begebenheit waren ja gleich Anfangs in ganz Europa ungetheilt und Patriotismus mit nimmerſatter Pietät hat den Gegenſtand ſchon längſt bis zur Hefe ausgeſchöpft. Was iſt es alſo? Vielleicht Wanderſcenen jüngſter Zeit, Ergüſſe unruhvollen Gemüths, Bilder aus Berlin, Skizzen aus Walliſerland, von Chamouny, vom Lemaner See, vom Baſeler Schützenfeſt, vom Cölner Dom, aus Holländiſch Venedig, aus der launigen Zuiderſee und der fluthenden Strömung des deutſchen Meeres um die Sandeilande Schelling, Norderney und Wangeroge?

Ungeheurer Bogen! Nimmerſatte Wanderluſt! Flüchtig zwar wie Oreſtes bin ich fortgeeilt, aber heitern Sinnes, weil ohne Schuld und unverfolgt von den Eumeniden, obwohl die Leute wiſſen wollen und es ſogar in Zeitungen ſagen, ich hätte die gemeinſchaftliche Mutter Germania — ſoviel an mir iſt — mit ſlaviſchem Dolche umgebracht und auch den Lebenstrieb teutoniſcher Saat in Griechenland in unerklärlicher Verſtocktheit durch allerlei

Meduſenköpfe erkältet und gelähmt. Doch von dieſen Dingen ſpäter, denn an Stoff zu mancherlei beſſerer Rede gebräche es einem wahrlich nicht, wenn der Kiel des ſchön gezimmerten Bremerſchiffes kundig durch die weite Weſermündung beugend am neugegrabenen Hafen, an den geräuſchvollen Werften in Vegeſak, an den grünbuſchigen Uferhöhen vorüberſtreicht, wenn die zierliche Hanſeſtadt mit dem alten Sachſendom und der wiedergewonnenen Freiheit, mit der eleganten Jugend und den milden Sitten — ein germaniſches Damaskus — aus heitergrünem Laubwaldgürtel dem Schiffenden entgegenwinkt. Was könnte man erſt von Hamburg ſagen und von ſeiner Phönixpracht? was vom däniſchen Altona, vom großen Alleenkranz, von der romantiſch bewaldeten Nekropolis, vom mächtigen Elbeſtrom, ſeinen Weideninſeln und ſeinem Maſtenwald? was vom duldſamen, behäbigen, weltlich abgeſchliffenen Sinn des großen deutſchen Emporiums und von der Sicherheit, mit welcher die Kraft des Feuers den Wanderer den breiten Strom hinauf in die waſſerreiche Havel führt, und am alten Slaven-Brandbor vorüber zuerſt in das „Ohneſorgen“ des Preußenkönigs und vollends auf dem Schienenweg wie im Zauberflug an das langerſehnte Reiſeziel — in das große wundervolle Berlin verſetzt? Wahrhaft, wandern gewährt in unſerer Zeit allein noch Luſt und ſchirmt das Gemüth vor dem größten aller Uebel, der Langenweile und dem Ueberdruß! Leider haben fremde Zonen — wer leugnet es? — auch ihre Schattenſeite und nicht umſonſt wird geklagt, durch immerwährendes Ziehen und täglich Neues ſehen verliere ſich am Ende der Reſpect vor Althergebrachtem, lerne man in falſcher Philoſophie die Kraft des Menſchengeiſtes überſchätzen und leide ſonſt noch vielfach an Körper und Seele Schaden, z. B. wenn man im Julimonde zu Hamburg Auſtern ißt, den lutheriſchen Candidaten M. an der Weſer predigen hört oder ſich gar ohne

Segen und Amulet auf die häretiſch-üppigen Ruhebetten in Holland ſtreckt. Dieſes Mal habe ich ſorglich Acht gehabt und an mir ſelbſt gefunden, daß die fromme Beſorgniß nicht ganz ungegründet iſt. Wenn ich zum Exempel des Morgens mit weltlichen Gedanken auf der Bremer Börſe oder im Alſter-Pavillon der großen Elbeſtadt beim aromatiſch duftenden Decoct ächt indiſcher Bohnen ſaß und das herrliche Getränke und die blendend weiße Sahne mit der lauen Cichorienbrühe der heißbetenden Jiarſtadt verglich, ſchien die Wahl zwiſchen Andacht mit Cichorien und ächtem Kaffee mit etwas irdiſch-lauem Sinn nicht einen Augenblick unentſchieden. Wahrhaft, werden Sie denken, das wäre ja bald noch über Eſau's Handel um das Linſenmus!

Noch mehr! Selbſt Dr. Liſt's muſterhafte Zollrhetorik verliert die Hälfte ihrer Kraft, wenn der Hanſeſtädter an ein Münchener Frühſtück denkt. Wenn ich ſonſt von der Beredſamkeit des Mannes hingeriſſen an nahen Anſchluß der freien Städte glaubte, ſo habe ich jetzt alle Hoffnung aufgegeben. „„Sehen Sie einmal das lebendige Treiben, die freie Regſamkeit, wie das ſchafft und verkehrt, ein- und ausgeht, bringt und weiter führt ohne Schau, ohne Hemmniß, ohne Gebühr, alles ächt und recht aus der erſten Quelle! Wie ſollten wir uns dem Zollverein und ſeinen Laſten unterziehen?““ So lautete die erſte Bemerkung auf ſouveränem Gebiet der Bremer Bürger. Anſchließen, meinen ſie, wäre Rückſchritt auf der Freiheitsbahn, die doch der Deutſchen fürnehmſtes Beſtreben ſei. Warum ſich Deutſchland nicht lieber ihnen anſchließe zu gemeinſamer Abſchüttelung gegenſeitiger Plage und Feſſeln? Patriotiſch gedacht iſt das freilich nicht, auch bringt dergleichen Logik gemeiner Sache Deutſchlands wenig Gewinn, aber die Gedanken der Hanſeleute ſind nun einmal ſo. Jetzt, werden Sie denken, iſt die Erzählung auf rechten Wegen: Zoll, Dampf, Canäle, Havelſchleuſen, Cölner Dom,

Preiscourant und hinter ſaalhohem Spiegelfenſter frohe, einförmig-gleiche, theewarme holländiſche Geſichter, das wären ſchicklichere Themen für die Zeit, als lange Malereien aus Kolchis und aufreizende Zwiegeſpräche aus Theſſalisch Turnewo. Gottesfürchtige möchten wiſſen, wie weit ſich ihr frommer Gulden zu Cöln in Geſtein verwandelt habe. Die Waſſerfälle des Yſſelſtromes, die Amſterdamer Courſe auf Hamburg und Berlin, ob man die Credite in holländiſchem oder in franzöſiſchem Golde nützlicher verwerthe, was etwa an der Kieler Eiſenbahn zu verdienen ſei und wieviel im Ganzen ein anſtändiger Dampfbootplatz von Straßburg bis Bremen koſte, wäre Speculanten, Actienträgern und reiſeluſtigen Studenten willkommene Kunde.

Andere und zwar ſehr viele, vernähmen lieber etwas Mediſance aus Berlin, viel Schlimmes über (angebliche) Unſitte und theure Koſt, über Mangel an Kunſt, Andacht, Glauben und Gemüth, aber Ueberfluß an Hegel'ſchem Sinn, an Flugſand und aufgeblaſenem Weſen. Wer einige Wochen im Parke wandelt, die ſchlanken Garden defiliren ſieht, durch die ſchön gepflaſterten breiten Straßen ſchlenkert, auch eine lateiniſche Komödie ſieht, Cäſars Büſte bewundert und die höflichen Ankündezettel der Docenten lieſt, hat noch kein Recht über Pracht, Politik, Gehalt, Tugend und Majeſtät des geiſtigen Mittelpunctes deutſcher Nation zu Gericht zu ſitzen. Wahr iſt es allerdings, Berlin mit ſeinen Baumwipfeln, ſeinem Blumen- und Gartenfler, ſeinen hohen Domen, ſeiner Kirchhofſtille und ſoldatiſch ſtrengen Zucht macht ganz den Eindruck einer Islamsſtadt im Morgenlande. Die Tempel ſind immer geſchloſſen, die Glocken allzeit ſtumm: noch hörte ich keinen Klang, kein Angelus, keinen Bittgeſang, keinen Morgengruß, keine Abſolutien, nicht einmal die Thurmuhr verkündet laut die Zeit, und die andachtsglutdurchfurchten, erbaulich zerriſſenen, teufelausreibenden Faſtengeſichter von ***

fehlen ebenfalls. Berlin iſt entweder ohne Cultus, denkt der ſüdliche Chriſt, oder es betet heimlich und verſchloſſen im ſtillen Kämmerlein. Selbſt Abd-ül-Medſchids Abgeſandter, wenn er nicht in die Antikenſäle geht, merkt wohl kaum, daß er nicht in Stambul iſt. Wie, fragen Sie vielleicht, gibt es hier etwa auch Antiken, Bilder, Vaſen, Gemmen, Sinn für Kunſt, ſchönen Bauſtyl, Fronten, Fresken und Ornament? Vielleicht mißfiele es jenſeits des Thüringer Waldes allgemein und hüben Sie in eng patriotiſchem Eifer zuerſt Steine auf, wenn ich laut geſtände, welche Wunder ich hier geſehen, was ich hier gelernt, angeſtaunt, empfunden habe, wenn ich die Kunſtreichthümer aufzählte, die man hier angehäuft, wenn ich beſchriebe, wie verſtändig und ſinnvoll man die Schätze geordnet und hingeſtellt, und wie genial und heiter einem Schinkels architektoniſche Schöpfungen erſcheinen, wenn man ſie mancher klumpfüßigen Nachahmung in Derwiſchabad gegenüberſtellt. Was würden Sie erſt zum Geſtändniß ſagen, daß die vorjährige Bemerkung des alten, langmagern, mumienhäutigen Preußen-Majors mit der gerümpften Naſe und der fahlen Perrücke im Grunde doch nicht ſo ganz unrichtig und ſelbſtliebig falſch ſei, wie wir im Aerger dachten. „Man muß geſtehen“, ſagte der alte Major mit der fahlen Perrücke, „Berlin gegenüber iſt München doch eine hübſche, artige, kleine Stadt.“

Weit entfernt ſo arge Verſtöße wider den guten Geſchmack unbedingt zu billigen und zum alten Aergerniß noch ein neues hinzuzufügen, thue ich ſogar für etwaiges Wanken auf dem Pfade des Rechten ungeſäumt Amende honorable und frage, wie ſich der ſtilliſtehende, den Berliner Thiergarten todtumſchließende, ſchwarzfaule Schilf-Cocytus und ſeine luftvergiftenden Dünſte mit der Alpenfriſche, dem Nelkenduft und der jugendlichen Lebendigkeit des muſikaliſch-rauſchenden Wogenſpiels im Münchener Schattenparke meſſen könnten? Wie die intereſſant-welken,

geometriſch-kühlen, fiſchaugematten Contouren an der Spree mit dem reinen Ebenmaß, mit den weichen Schwellungen, mit dem ſüdlich warmen Blick der zaubervollen Bürgerwelt an der Iſar um die Palme ringen ſollten? An Theater-Orthographie dagegen, Gewerbſamkeit und Verdienſtesfülle ſtehen wir Südlichen weit zurück; denn in Berlin iſt ungefähr Jedermann — verſteht ſich wohlverdient — mit Ehrenzeichen geſchmückt; hier gibt man „Hamlet Prinzen von Dännemark“ und begehrt für einen Pfirſich nur ſieben und einen halben Silbergroſchen, was Sie gewiß äußerſt billig finden. Geſtehen Sie nur, wie klug ich ſeit einiger Zeit geworden bin. Ich will es mit Niemand weiter verderben, rede nur vom Obſtmarkt und Theaterzettel, ſage nichts von preußiſch-deutſcher Politik, nichts vom Nil und der blühenden Tſchiftliksmuſterglückſeligkeit, nichts vom Zollverein, auch von Hengſtenberg und Neander nichts, nichts über Philoſophie und über die Vorſtädte, nichts über die Gewerbeausſtellung, nichts über Flottwells und Lachmanns amtliche Beredſamkeit, nichts, gar nichts über Krolls Zaubergarten und die Berliner Studentenwelt, obgleich allerlei Ergetzliches zu berichten wäre. Die Leute ſind eben gar zu empfindlich, und wer ſteht einem dafür, daß ſie nicht in jeglicher Bemerkung, im heiterſten Scherz abſichtliche Kränkung und böſen Spott erblicken, wie neulich im Fragment aus Turnowo? Es muß freilich eine verdrießliche Sache um dieſe „Fragmente“ ſein, da das Ungewitter auf drei Seiten faſt zu gleicher Zeit dagegen losgebrochen iſt, zuerſt in Ihrem Blatte, dann in den Cölner Miscellaneen und am Ende auch noch in der Leipziger Allgemeinen; jedoch mit Ernſt, mit Würde und im guten Styl nur am erſtgenannten Orte und von einer Seite, die in Deutſchland etwas zu bedeuten hat und an deren endlichem Beifall man der ſchlechten Ausſichten ungeachtet noch nicht verzweifelt. Wenn man dagegen zwiſchen der Cölner Mis-

cellaneenſtrafpredigt und dem Fragment aus Turnowo keine nähere Beziehung, als zwiſchen der Königin Pomare und der diesjährigen Weichſelüberſchwemmung entdeckt, ſo nehme man es ja etwa nicht für geiſtige Verſchrobenheit, für Unvermögen, des Cölner Homileten fremde Gedanken richtig zu verſtehen und aufzufaſſen. Beileibe! es iſt nur Malice, liberaler Logogryph, Cölner Windmühlenwitz, um die Leute in Verlegenheit zu bringen und den Gegner aller Erwiderung zu entheben. Wie werden ſie in . . lachen, wenn die vorzüglichſten Organe des freiſinnigen Deutſchlands den Vorredner über Trapezunt in die Wette als bezahlten Apoſtel und blinden Alguazil des Moskowiterthums verſchreien!

Offenbar hat ſich ähnlicher Verdacht auch Ihres trefflichen +.+ Correſpondenten bemächtigt. Hätte er mir nur, wie der Leipziger „Polemarch“, in gewohnter Weiſe Irrthum, ſchiefes Urtheil, Schwäche der Logik, Widerſpruch, ja freiwillige Verblendung und einſeitiges Auffaſſen der Thatſachen vorgeworfen, ſo wäre er vollkommen in ſeinem Rechte und ich hätte nichts weiter dagegen einzuwenden, denn ich erlaubte mir ja auch hie und da ein Wort. Was berechtigt ihn aber zur wenig verblümten Anſpielung, daß ich „für die Moskowiter ſchreibe“? Sollte meine Theſis den Ruſſen wohlgefällig oder ſollten ihnen meine Phraſen gar von einigem Nutzen ſein, deſto beſſer für ſie, denn es ſind gewiß die einzigen, die ſie nicht zu bezahlen brauchen. Iſt es nicht dem alſo und nehme ich wirklich Sold, wie es meine Feinde aller Verneinung ungeachtet wiederholt zu verſtehen geben, ſo überweiſe und beſchäme man mich öffentlich, denn wie könnte heute noch etwas verborgen ſein? Ja, die Ruſſen ſelbſt ſollen es thun, wenn ſie es vermögen! Ich denke ja von ihnen nicht beſſer, vielleicht gar noch um einige Procente ſchlimmer, als meine Gegner und Ankläger, weil ich den Charakter ihrer Herrſchaft, weil ich ihre Tendenz und ihre Mittel ſo gut als Jemand und

am Ende gar noch beſſer als irgend einer meiner Sphäre kenne.

Will man noch kräftigere Bürgſchaften und noch deutlicheren Compromiß gegen das Ruſſenthum, ſo bin ich ſie zu geben bereit; nur verlange man nicht, daß ich je mit den politiſchen Börſenſpeculanten Chorus mache zu Lob und Preis einer im Keime bankerotten Entrepriſe! Man leert uns — ſeht ihr es denn noch immer nicht? — mit byzantiniſchen Kniffen die Taſchen aus und heftet uns nebenher das lange Eſelohr an den Aermel, die guten Deutſchen aber lächeln bei der Manipulation voll Seligkeit und meinen es ſei eine Decoration. Was gewänne auch die gute Sache, wenn ich beim lauten Widerſpruch der Ereigniſſe, ohne Ueberzeugung und bloß den Gegnern zu gefallen, verhehlen wollte, welche Kräfte, welche Ausſichten auf Erfolg im Allgemeinen und welches Fatum das ſlaviſche Princip insbeſondere auf homogenem Boden Griechenlands beſitze? Umſonſt beruft ſich der gewandte Widerpart auf die geringe Neigung der Griechen zum ruſſiſchen Despotismus und hebt dagegen ihre offenkundige und warme Liebe politiſcher Unabhängigkeit, ſowie das enorme Tugend- und Eintrachtscapital der Klephtenhäuptlinge und die im Lande für Einpflanzung und Sicherſtellung des edlen Guts blühenden Anſtalten mit glänzenden Farben hervor. Die Selbſtändigkeits-Velleitäten der Byzantiner hat ja Niemand bezweifelt, oder welches Volk hätte je den Wunſch geäußert, freiwillig fremder Herren Knecht zu ſein? Frei ſein möchte Jedermann, Nation wie Individuum, der ſchwarze Afrikaner zu Matanzas und San Domingo, wie der Grieche zu Lewezow und Kamenz auf Morea, wenn es nur auch ſo hinginge und wenn es mit dem bloßen Wollen ſchon gethan wäre!

Ego quoque volo liber esse: nequidquam volo.
hic postulet frugi esse: nugas postulat —

heißt es irgendwo*) in der alten Komödie. Erfassen möchten sie es allerdings das köstliche Gut, aber sie wollen es ohne den National-Untugenden, ohne den moralischen Unfähigkeiten, ohne den Sonderinteressen und corrupten Praktiken der Byzantinerwelt im Mindesten zu entsagen, nequidquam volo, nugas postulat, „ihr Wille ist Albernheit, ist Träumerei!“ Ach wäre ich nur auch so glücklich und könnte die von Ausländern (Bavaresen, Franzosen, Engländern) auf griechischer Außenseite angeklebten Ornamente gläubig und gutmüthig, wie die Gegner, für innerlich herausgewachsene lebenskräftige Gebilde halten! Leider ist aber das alles nur Blendwerk, verdorrt, fällt das alles weg oder verwandelt sich in fressende Polypen, sobald die Hand entflieht, welche sie hingeklebt.

Den schwärmerischen, aber tröstlichen Glauben an endlichen Sieg des Bessern über das Schlechtere, den Glauben an ein goldenes Zeitalter der Gerechtigkeit und des allgemeinen Glaubens — Hoffnungen der Tiberius Gracchus, der Attilius und Lucilius und der Studenten — habe ich nach und nach gänzlich abgelegt, halte in Masse und beinahe auch im Einzelnen das Schlechte immer für stärker als das Gute (großes Compliment für die Russen!), lobe zwar und theile den Kampf, gebe aber das Spiel voraus verloren, nicht etwa weil aller Sieg an *sich* unmöglich, sondern weil die Massen allzeit imbecill, weil Heilkünstler und Medicin, mit Verlaub zu sagen, überall schwächer als das Uebel sind. Was soll man, fragen Sie vielleicht, am Ende thun und was bleibt dem Menschen unter solchen Umständen noch übrig? Was ihm übrig bleibe?! Dem großen Haufen die Geduld, dem Bethörten die Reue, dem Verständigen die Seelenruhe und das — Epigramm. Nicht Jedermann ist berechtigt — ich weiß es wohl — von den Menschen im Allgemeinen und

*) Plaut. Trin. 436.

von ihrem politiſchen Thun insbeſondere ſo troſtlos und geringe zu denken. Warum aber ich mir dieſe Freiheit nehme und warum ich um ein zweifelhaftes Gut (bona fama apud posteros) die Gunſt des Augenblicks ſo ganz verſcherze, wäre eine friſche Diſſertation, von der Sie natürlich nichts hören wollen. Auch weiß ich ebenſo gut, daß Sarkasmen nichts verbeſſern und Spott die Sachen oft noch ſchlimmer macht. Aber was würde es nützen, wenn man auch mit Sanftmuth ſagte „dies und jenes müßt ihr thun", „ſo und ſo ſtellt es an, damit es euch gelinge!" Es geſchähe ja dennoch nicht. Darum mag ich kein Phraſen-Weltverbeſſerer ſein, wie die gelehrten Widerſacher, und kenne, weil ich doch nicht ſchweigen will, als Waffe gegen das Uebel nur Verneinung und Ironie. Wenn aber dieſe Rede in Deutſchland läſtig wird und ſogar verderblich ſcheint, ſo greift zu derſelben Rüſtung oder, inſofern doch der Friede beſſer iſt, ſagt lieber gar nichts mehr, ignorirt mein Bemühen, wie der gelehrte Deutſchenhaſſer Schafarik in ſeinem dicken Prager Buch. Das wäre am Ende noch die beſte Medicin. Sie ſehen, daß ich die „ſlaviſchen Alterthümer" meine, das erſtaunliche Concept, das man in Deutſchland allgemein bewundert, aber wenig lieſt. Gerade aus dieſem Grunde und weil ich Waffen gegen mich ſelbſt verheiße, könnte eine kurze Analyſe dieſer großen Slaven-Apokalypſe vielleicht nicht unwillkommen ſein.

Von der Eisak.

(December 1845.)

Ueber die unduldsame und krankhafte Reizbarkeit, mit der man hier zu Lande allen in Journalen wie in Broschüren zeitweise auftauchenden Besprechungen tirolischer Zustände durch Nicht-Tiroler entgegentritt, haben Sie in Ihrer Stellung natürlich selbst Erfahrungen in Menge und nicht allzeit in der wenigst verdrießlichen Art gemacht. Jedenfalls könnte über diesen eigenthümlichen Zug unseres Nationalcharakters der vor allen fremden Rhätia-Touristen wohlbegabte und geistreiche Verfasser der „Fernerfahrt im Oetzthale" gutes Zeugniß liefern. Geschichtlich, sittlich, geistig und politisch — meinen wir — könne Tirol nur von Eingebornen richtig aufgefaßt, verstanden und gezeichnet werden. Wie die Russen ihrerseits, haben auch wir in keinem von fremder Hand auch noch so täuschend-ähnlich gepinselten Conterfei unser Bild erkannt. Schmollende Abgeschlossenheit und hartnäckiges Insichverharren inmitten des europäischen Geisterschwindels ist unser Element. „No quiero caminos de hierro," sagte neulich, wie Espagñol versicherte, der Pontifex, und dieses kluge Wort fand in unsern Thälern lauten Wiederhall.

Wenn aber die Einsamkeit, nach Plato, schon an und für sich Stolz, Eigensinn und hartnäckiges Wesen im Gefolge hat, so treten diese Eigenheiten doppelt scharf hervor, wenn ihnen auch

noch das Selbſtbewußtſein, kirchlich frömmer und dogmatiſch gerechter als die Nachbarſchaft zu ſein, als Unterlage dient. Keine weltliche Politur, kein Schickſal, weder Tarnowitz noch Arnold Ruge ſchleifen das grobe Relief im Gepräge tiroliſcher Gemüther glatt. Und eben weil wir uns mitten im Gewirre deutſcher Wellenbewegung und zerfließender Nebelbilder allein für das Bleibende, für das Continentale halten, urtheilen wir über die Phänomene fremder Wiſſenſchaft und Politik mit derſelben Ruhe und Unbefangenheit, wie über die Dinge des Heimatlandes. Nur die Eitelkeit, zuweilen auch von unſern Bergen zu reden und wohl gar dem unzufriedenen Murrſinn rhätiſcher Weltanſchauung breitere Geltung zu gewinnen, haben wir mit den Leuten außerhalb der noriſchen Alpenkette gemein. Leider muß man aber die Frage ſtellen, warum dieſe geſchämigen Eiſak-Lucubrationen in Ihrer Gunſt bisher ſo weit hinter dem breiten Waſſerſprudel der pommer'ſchen Kartoffel-Muſe zurückgeblieben ſind?

Freilich die Eiſak, ob ſie gleich alpenfriſch und zürnend ihre klare Welle an Kaſtanienbäumen und Rebgeländen vorüber durch das Tiroler Tempe wälzt, ſtirbt doch viel zu früh, um dem lieblichen Koblenz der Rhätier, dem an Geld und Fröhlichkeit und an weltlichen Gedanken ſo armen, an Gottſeligkeit aber und Pſalmenklang, an exotiſchem Blumenſchmelz und romantiſchen Scenen ſo reichen Brixen im Tumult des deutſchen Lebens auch nur Einmal des Jahres Gehör zu ſchaffen. Selbſt unſere rüſtige Bundesgenoſſin, die Augsburger Poſtzeitung, gedenkt tiroliſcher Frömmigkeit nur gar zu ſelten in ihrer politiſchen Pſalmodie. Oder entwickelt ſich in unſern „katholiſchen Blättern" etwa ein geringeres Maß von Weltpraxis, Tuchtigkeit, Gedankenſchwung und Styl, als in Ihrer Doppel-Sion und im Münchener theologiſchen Archiv?

Zu dieſer geiſtigen Geringſchätzung durch die eigenen Freunde

geſellt ſich noch der phyſiſche Ruin des Landes durch fremde Induſtrie. Wälſche Gewinnſucht und Holznoth in Algier und Athen rauben uns in die Wette den alten Wälderſchmuck, und ſchon blickt, ſtatt des ſaftvollen Birkengrüns der Jugendzeit, ausgedorrter Glimmerſchiefer in die andächtigſtille menſchenleere Stadt herein. Aber wozu die Klage über verwelktes Birkenlaub und gelichtete Waldpartie, während außerhalb das Greulichſte geſchieht, der Czar wie ein anderer Maximin die Bräute Chriſti tödtet und die Vorwerke des Vaticans zerbricht, Feuerbach im Bund mit Ruge aber die alte Gottheit ſelbſt demoliren will, und der betagte Görres mit ſeinen verzweifelten Adepten allein noch für den alten Glauben ficht? Was wird aus dem mühvoll lebenden Tiroler werden, wenn die neue Wiſſenſchaft mit ihrer „Dialektik“, mit ihrer „ewig fließenden Kritik“ in unſere Berge dringt? wenn mit der Religion, die ihr „die Theorie der Ignoranten“ nennt, auch noch die letzte Hoffnung des Unglücklichen, der letzte Troſt des Gedrückten, wenn mit dem Schall der Abendglocke der einzige uns gegönnte Freudenton „im Aether des reinen Denkens“ verrinnen ſoll?

Doch wohin verirrt ſich das ängſtliche Gemüth? Hier iſt nicht mehr der Ort zu Lamento und Fehdebrief wider die philoſophiſche Wiſſenſchaft, noch zu Anathemen über die „Zwei Jahre in Paris“. Beides käme ſchon zu ſpät und wäre vergebliches machtloſes Gewimmer im Augenblick, da Sie ſelbſt den Rüſtzeug gegen die Communiſten angethan, und nebenher noch Diomedes D.....r, Schirmdach wankender Orthodoxen, mit friſchen Streitkräften und „mit dem Charakter der Originalität in jedem Zug“ wider die Unholde des freien Gedankens unmittelbar vor unſerem Alpenwall in Schlachtordnung erſchienen iſt.

Während das Blut der neuen Philoſophengötter ſeine gewaltige Lanze färbt, pfalliren wir mit Inbrunſt gegen die Wuth des neuen Diocletian, wandeln bei ſchönem Herbſte aus der Bes-

ver in die ländliche Nachbarſchaft und bringen in friſch gekeltertem Traubenmoſt, Gottes Segen preiſend, ſogar dem Tſchetſchenzen Schamyl-Beg, dem Schwerte Gottes, das die Ruſſen niedermetzelt, ein frommes Lebehoch. Andachtsübung und neuer Wein — vielleicht wiſſen Sie es nicht — ſind die Pole, zwiſchen denen ſich das ſtille Eſakleben ſcheinbar friedlich hin und her bewegt. „Scheinbar friedlich“ ſage ich nicht ohne Grund; denn Gebet iſt ein zaubervoller Talisman, der ſchon im Thale Rhaphidim große Heere niederwarf, und erſt neuerlich wiederholt ſeine Kraft bewies. Reden Sie immer von Weiberränken, von politiſcher Erbärmlichkeit und von Frankengeld! Wir haben beſſere Begriffe und wiſſen gar zu gut, welcher Gewalt der Eſpartero und der Ochſenbein erlegen ſind. Das Eſakcontingent — gönnen Sie uns den ſtillen Ruhm, — hat in dieſem Kampfe nicht den letzten Preis verdient. Noch mehr! Obgleich mit den Erzeugniſſen des helleniſchen Genius ſo viel als unbekannt, haben wir doch mit den alten Republiken Griechenlands und namentlich mit Epheſus unſere Aehnlichkeit. „Iſt einer unter uns gelehrt“, ſagten ſie zu Epheſus, „ſo ziehe er aus und ſei es anderswo“. Eſak-Gelehrſamkeit und Wiſſen — wir rühmen uns deſſen laut und mit Recht — war von jeher nur, was die Sinne zügelt, den eigenthätigen Willen knickt, Gedankenhochmuth lähmt und die „revolutionäre Kritik“ durch Levitenautorität und byzantiniſch-unbedingtes Glauben niederſchlägt. Wer dieſes heilſame Joch nicht tragen kann, wer ſich am „Fauſt“, am Childe Harold und am „Romantiſchen Oedipus“ laben will; wer nach Herwegh, nach Freiligrath, gar nach Eugène Sue Verlangen trägt, und nebenher ſelbſt nach Styl und heidniſcher Redewendung ſtrebt, der hat ſich freiwillig von der Heimat losgeſchält; er greife um ſeiner und unſerer Ruhe willen zum Wanderſtab. Wir glauben nun einmal nicht, daß freies Wiſſen ſchuldlos ſei.

Daß es mit dieſer Bemerkung zum Theil auf unſern Landsmann, den „Fragmentiſten“, abgeſehen ſei, errathen Sie ohnehin. Was wäre auch ſonſt zu berichten aus der Tiroler Diospolis in die Länder des Zollvereins! Sie verbieten unſere Weine; wir belegen ihre Gedanken mit Bann und Interdict. Die „Fragmente“ jedoch ſind ohne Gefährde ins Land gekommen wegen ihrer Strenge und ihres correcten Sinnes; denn wer die Tugend der Maſſen predigt und mit Hintanſetzung eignen Gewinnes die Welt hauptſächlich durch Evangelium und Sittlichkeit conſtituiren und verbeſſern will, mag immerhin als gemüthlicher Schwärmer gelten und als ungeſchickter Speculant; ſchädlich aber ſind ſolche Medicinen nie, auch wenn etwas Aconit in die Miſchung fällt.

In unſerer Weiſe hätten wir freilich auch in dieſer Faſſung noch mancherlei auszuſtellen; und namentlich können wir das Meuteriſch-Kecke, das Heidniſch-Selbſtändige, Demuth, Kirchenzucht und zahme Gedankendisciplin übermüthig Verſchmähende in Haltung und Anlage des Ganzen ſchon der Conſequenz wegen nicht ohne Rüge laſſen. Dieſe Mängel abgerechnet, freut man ſich hier doch heimlich über die Entſchiedenheit im Gepräge und über die klare Färbung dieſer Schrift. Am Referenten, der mit dem Fragmentiſten auf der Schulbank ſaß, aber ſtandhafter als er bei den Satzungen der Kathedrale geblieben iſt, wird etwas Parteilichkeit für den Landsmann doch verzeihlich ſein. Das freie Wort, ſelbſt wenn es derbe ſcheint, wird in Tirol nicht leicht verdammt. Sogar Malice und Ironie wird verziehn, ſo lange das Urbane und das Gutmüthige, wie in den Fragmenten, das Bösartige und Pulgäre überwiegt. Widerlich iſt uns im Grunde nur der laue Magiſterton mit ſeiner ſelbſtgefälligen Heiligkeit und flach-liberalen Pſalmodie. Aechter Humor, wie ihn der Tiroler liebt, kehrt den Stachel am liebſten gegen ſich ſelbſt.

Wie weit unſer Landsmann dieſes Lob verdiene und was

von diesen Wanderscenen überhaupt zu denken sei, dürfen wir nicht sagen, weil das im Grunde doch sich selbst loben hieße. Andere mögen es gerechter und besser thun; denn fürwahr an Recensenten gebricht es den Deutschen nicht. Auch hat sich der Fragmentist durch seine nicht weniger freundlichen, als gewissenhaften und für Gelehrten-Dünkel bekanntlich überall so schonungsvollen Kritiken unter den deutschen Literaten warme Freunde und Gönner genug verschafft, um nun auch seinerseits alles Liebe und Getreue zu erfahren, das er ihnen früher angethan. Anschauungs- und Darstellungsweise liefern in solchen Fällen, außer dem Reisetheater selbst, den besten Redestoff. Vermuthlich wird es aber auch in diesem Puncte über den Fragmentisten nicht viel weiteren Geredes bedürfen, weil man das alles, wie Sie selbst sagen, schon aus der Allgemeinen Zeitung zur Genüge kennt, und sich auch im Publicum über die Vorzüge, wie über die Mängel dieser byzantinischen Landschafts- und Sittenbilder bereits eine feste Meinung gebildet hat. Nur aus Kertsch, dem alten Lande cimmerischer Finsterniß, hat sich wenig Gunst vernehmen lassen. Den Russen mißfallen ist in Deutschland schon Verdienst, und wir sagen es dem Fragmentisten unverhohlen, sein cordialer, christlich deutscher und wohl begründeter Abscheu gegen das Bojarenthum entschuldigt und sühnt in seinem Buche vieles, was wir vom Standpuncte der Brixener Kathedrale aus unnachsichtlich verdammen müßten. Bei solchem Reichthum „an Haß und Liebe" verständigt man sich noch am leichtesten für gemeinsam nützliche Wirksamkeit. Nur soll man von menschlicher Gebrechlichkeit nicht Uebermäßigstrenges fordern.

Dahlmann steht klüglich noch bei Turgot still und begnügt sich mit dem „Cur non?" des Lafayette. Der Fragmentist greift schon weiter, und erklärt auch gute Gesetze und billige Markung der Gewalten für dauerhafte Sicherung öffentlicher Glückseligkeit nicht für stark genug, wenn die Tugend der Massen fehlt.

Heißt das aber nicht Unmögliches begehren und die Ausſicht des Beſſerwerdens auf Romane ſtellen? Unglücklicherweiſe merkt man allenthalben, daß der Fragmentiſt ſelbſt auf die Kraft des Guten, auf die Maſſen und ihre Gerechtigkeit vorerſt nur ſchwaches Vertrauen ſetzt, an die Tugenden der Gewaltigen aber gar nicht glauben will. An der Eifel gilt der redliche Peſſimiſt für nicht weniger harmlos, als weiland Maitre Pangloß mit ſeiner beſten Welt. Doch hat man eine gewiſſe Vorliebe für ſtarke Mittelpuncte in Staat und Politik mit Vergnügen an dieſer Schrift bemerkt. Freilich redet ſie nebenher von allerlei Attributen und Eigenſchaften, mit welchen wir Vertheidiger der Faënza-Scenen und der Principien des „Univers“ es weniger dringlich nehmen, als der Fragmentiſt.

Uebrigens ſind die beiden Bände keineswegs bloß unveränderter Abdruck der Lieferungen, wie ſie die Allgemeine Zeitung theils in den Beilagen, theils in den Monatblättern ohne Plan und ohne Zuſammenhang, und auch nicht immer ohne Lücken, vom October 1842 bis Februar 1845 gegeben hat. Wir haben die vor uns liegende Ausgabe mit den zerſtreuten Artikeln genau verglichen, und dürfen mit gutem Gewiſſen ſagen, daß in ihrer wahren Phyſiognomie, in ihrer natürlichen Farbe und Ordnung die „Fragmente“ erſt jetzt zum erſtenmal erſchienen ſind. Einiges, wie z. B. die Vorrede, das kurze Wort über Konſtantinopel, das „Slaviſche Element in Griechenland“, iſt ganz neu und unbekannt, anderes, wie man zu ſagen pflegt, weſentlich verbeſſert, erweitert und ſtellenweiſe auch mit mehr Sorgfalt ausgeſchmückt und gerundet, als im Drang eines erſten Entwurfes zu erzielen iſt. Jedoch weit entfernt dieſes Streben nach Wohllaut und Glätte des Ausdrucks, nach Muſik und Ebenmaß im Satzbau als unbedingt verdienſtlich anzupreiſen, erkennen wir gerade in dieſem buhleriſchen Schnörkelwerk eine bedenkliche Schwächung des

katholischen Elements, ein sündhaftes Ausbeugen vom holprichten Pfade christlicher Vollkommenheit, ja gewissermaßen eine Apostasie und Verweltlichung des religiösen Gedankens in häretische Weichlichkeit. Das eben ist die unselige Folge zu freien Umgangs mit den Musterschriften antiker und moderner Heidenwelt, eine wahre Lotoskost, vor deren Berührung unser eifriger " in " mit ebensoviel Ernst als Geschmack die Tiroler Landesjugend zu warnen pflegt.*) Auch der Fragmentist (er soll es nicht übel nehmen) würde für eigne und fremde Erbauung besser sorgen, wollte er an die Stelle seines Demosthenes endlich einmal den Lactantius Firmianus setzen, und statt Martial's Epigramme und statt der giftigen Spötteleien Lucians die Kirchenhymnen des Prudentius und die Summa Theologiae des Thomas von Aquino lesen. Schlemmers Schulprogramm verdient ernste Beachtung und hat besonders in Tirol unbedingten Ruf.

Inzwischen will man an der Eisak doch nicht glauben, daß es dem Fragmentisten mit seinen Witzeleien über Hegel'sche Thesen überall Ernst sei. Unser Landsmann täuscht sich entweder selbst, oder er ist ein arger Schalk. Denn ist „revolutionäre Kritik" wirklich innerster Kern des Hegel'schen Systems, wie die Commentarien sagen, und erkennt diese Schule zugleich in der Unfähigkeit „den neuen Geist zu befreien und sich seiner zu bedienen, statt ihn retrograd von sich zu stoßen" die größte Gefahr aller bestehenden Autorität, so fragen wir, welcher Geist denn eigentlich durch die „Fragmente" wehe? Nur ist es nicht recht klar, ob man in diesem Buche auf das Extreme der Theorie gekommen ist und „alles Recht durch die Sitte ersetzbar glaubt."

*) „Leset mir ja den Schiller und den Göthe nicht, diese beiden Schlamper, sie schreiben nur contra fidem und über die Materie in puncto punctorum zum Ruin der Sittlichkeit."

Um die Tugend iſt es freilich ein erhaben Ding, aber „virtus laudatur et alget“ haben die Alten geſagt, und unſererſeits wünſchen wir, der Fragmentiſt möge mit ſeiner ſtrengen politiſchen Tugendlehre, mit ſeinen Redekünſten und ſeinem Peſſimismus im geiſtig aufgeregten Deutſchland dieſelbe Nachſicht finden, wie im zahmgeſchulten, aber freundlichen Tirol.

Klagen eines frommen Tirolers

über den häufigen Fremdenbesuch, über L. Staub's „Drei Sommer in Tirol" und über das neue Waldgesetz.

(Von der Eisak. December 1846.)

Ich habe es Ihnen schon öfter geschrieben und wiederhole es heute noch, unser Val di Non, die Seiser Alpe und das Dolomitgebirge mit „König Laurins Rosengarten" bringen Tirol, ehe man sich's versieht, um Credit und Heiligenschein. Die Fremden wollen gar nicht mehr aufhören, das schöne Innsbruck anzupreisen, die romantische Weierburg, den zauberischen Fernblick dem Fluß entlang über Wiesengrün und Waldsmaragd auf die schön geschwungenen Höhenzüge und das abendliche Alpenglühen, und selbst in Büchern, als wären es die Gärten der Semiramis, schreiben sie mit Lob und weltlicher Lust vom Myrtenstrauch, von Lorbeerrosen und sogar von Pontischem Rhododendron lieblicher Terrassenhalden in Südtirol und von blauen Lüften im Sarnthal. O, könnten wir ihn nur trüben, diesen heitern Tiroler Morgenschein! Könnten wir durch Liebigs Künste den feinen Lebensäther, die leichte Lymphe böotisch schwer und düster niederhalten, man wäre in Psalm und Andacht weniger gestört, weniger geärgert durch die weltlichen Gedanken und das heidnische Redewesen unserer Vorwärtsstrebenden! Es girrt und klimpert im Lande ja überall; überall begegnet uns Prosa, Jambus, Pentameter und Lautenklang, wo ein Lorbeerbusch, ein Kastanien-

wald, ein Birkenhain, ein rothblühender Oleanderbuſch. Wir an der Kathedrale hätten es ſchon recht im Sinn. Tirol ſollte ſein wie einſt in Amerika das unſchuldige, geiſtlich regierte Paraguay — von Fremden unbeſucht und ungekannt und, wenn möglich, nicht einmal ſeiner ſelbſt bewußt. Der Ausländer, ſo verſtehen wir das Regiment — ſoll von Tirol nichts reden, der Eingeborne aber über Tirol nicht einmal etwas denken. Was brauchen wir in Tirol Gedanken? Iſt es nicht genug, wenn ſie in Meran die Trauben keltern, am Inn die Kühe melken, am ſchäumenden Hiſarcus aber den Alpenſpeik auf die Hüte ſtecken und in ſommerlicher Andachtsluſt durch Wald und Schlucht zur Madonna pilgern auf luftiger Alpenhöhe? Was kümmert uns das Säculum und ſeine Noth? Laſſen wir dem Freiligrath ſeinen Schmerz, dem Herwegh ſein Talent und ſeinen Uebermuth, ſeine Polen-Noten dem Palmerſton, dem „Robert Macaire“ ſeine politiſche Redlichkeit und Geldverachtung, dem * * in München ſeine Treibhausfrömmigkeit, den Diplomaten ihre Krakaukünſte und ihre Heuchelei den Uelema. Was ſie nur mit ihrem Schleswig-Holſtein wollen, mit der ſächſiſch-bayeriſchen Eiſenbahn und mit dem Zollverein? Wir ſchließen Mauthvereine für das Himmelreich und fragen, wer der Gottloſigkeit den Pfad in unſere Berge verrannt und das fromme Tirol gerettet habe vor Locomotiv und Schienenweg? Gebet hat es freilich viel gekoſtet und dazu noch drei Extrafaſttage, wie zur Zeit des Eſpartero, mit ſchwerer Ladung Laberdan und Forellen vom Silberbach. Doch wir haben es glücklich durchgebracht und möchten nur noch dem wälſchen Banotti das Handwerk legen. Der Mann ebnet unſere Berge und füllt die Thäler aus, und auf den ſchönen, breiten und üppigen Straßen zieht das Verderben herein, der freie Gedanke, die luſtgetünchte Rede vom baltiſchen Strand, aus York und aus Kopenhagen. Wir ſagen es den Leuten wiederholt und jedes

Jahr, sie sollten mit den Fremden nicht gar so freundlich thun und nicht gar so billig die Zeche stellen, es handle sich um Landessitte und ewige Seligkeit. Leider kommen aber der fremden Gäste und der fremden Bücher jährlich mehr, und haben sich zu Hartwigs zahmer Schrift erst neuerlich die „Drei Sommer in Tirol“ hinzugesellt — heidnisch berauschender und selbst Gerechte bethörender Sinnennebel im geschliffensten Krystall. Was Sie am Buche preisen, attisch Salz, feine Ironie, Glätte, schmucke Rede, Formeleganz und idyllenhaftes Spiel, das mag für die Adepten eines griechischen Tempels passen, für die Leser des Theokrit, für die Bewunderer des Parthenon; bei uns sind es keine Vorzüge; es ist sündiges Ornament, verpönte Tändelei, ja, Abfall vom Christenthum. In Tirol, wie Pater Burgstaller sagt, stellt die Kritik nur Eine, und zwar jedesmal dieselbe Frage: Was hat für Mehrung, Hebung und Verherrlichung des Katholikenthums in Tiroler Währung das neue Buch Kräftiges und Ersprießliches gewirkt? Denn zuerst, wie dieselbe ehrwürdige Autorität versichert, sind wir Katholiken, dann Tiroler, dann Oesterreicher, dann ich weiß nicht was, und fünftens endlich Deutsche, aber auch dieses letzte nicht in Geist und Färbung der „Drei Sommer in Tirol“. Oder glauben Sie, das in Ihrem Sinne mit Recht merkwürdige und bedeutende Buch habe zur Verherrlichung des katholischen Glaubens ebenso reichlich beigetragen, als die neulich ausgegrabene, mit O und Ach und gläubigem Legendenkram gefüllte Lebensbeschreibung einer frommen Roboretaner Nonne im dreißigjährigen Krieg? Sie sehen wohl, daß mein Standpunct nicht die deutsche Wissenschaft, nicht die Kunst, nicht das Leben, sondern die Kathedrale an der Eisak ist, wo St. Gregorius, der Liviusvertilger, höhern Credit genießt als St. Chrysostomus, der Bewunderer und Erhalter des Aristophanes.

Wenn uns die eine Hälfte im Volkserziehungsplan, die hermetische Verſchließung des Landes, bei aller Strenge der Fremdenhut doch nur unvollkommen und lückenhaft gelang, ſo haben wir die andere Hälfte der Aufgabe, die Ertödtung des Nationalgedankens, um ſo vollſtändiger und glänzender durchgefochten. In neun Zehntheilen der Bevölkerung lebt nur noch das katholiſche Bewußtſein; aber nicht jenes heitere und ſeelenvolle — ſagen die Gegner — wie bei Fenelon, ſondern jenes melancholiſche und düſtere, wie es geheimnißvolle Furcht, Unwiſſenheit und künſtlicher Apparat erzeugen. Alles Uebrige iſt im Volke todt; ſelbſt die Freude, der luſtige Muth, die angeborene Unverdroſſenheit und der Gebirgshumor iſt mit Spiel, Scherz und Schwegelpfeife ausgeſtorben. La Bruyère's „tristesse évangélique“ iſt in den Tiroler Alpen endlich zur Wahrheit geworden. Wein wird zwar noch getrunken, und zwar reichlich, früh und ſpät; aber man trinkt ihn jetzt ſchweigſam, in ſich gekehrt, andächtig, mit Verbannung weltlicher Fröhlichkeit, wie bei den augendrehenden Whiskyzechern im Puritanerland. Die Leute haben es endlich begriffen, daß Gott allzeit zürne und übler Laune ſei, ſo oft die Tiroler lachen und heiter ſind. Je trüber der Blick, je ſorgloſer der Anzug und je ungraziöſer die Außenſeite — ſagen wir den Leuten — um ſo holder und wohlgefälliger lächelt die Gottheit auf Tirol herab. Solche Theſen durchzufechten, koſtet — beſonders jungen Leuten gegenüber — freilich nicht wenig Mühe, und möchten die Fremden über die andächtige Mummerei noch immer gerne lachen. Wer dürfte es aber ernſtlich wagen, unſer Volk zu verunglimpfen, weil es in religiöſer Praxis ſeiner eigenen Wege geht und nach ſeiner Art die geiſtige Freiheit ſucht? Die Soldatencapitäne klagen freilich: ſeit einigen Jahren ſei im Volkscharakter eine auffallende Verwandlung wahrzunehmen: der Tiroler Rekrut, früher handſam, friſch, empfänglich, unverdroſſen

und wohlgemuth, ſei jetzt tückiſch, trotzig, finſter, mürriſch und ungelebrig. Doch was gehen uns die Launen der Capitäne und ihre Bedenken an, und wer will es uns verbieten, tückiſch und fromm zu ſein? Uns iſt Tirol weniger ein Glied des deutſchen Bundes als ein Triangel im „Gottesſtaat“, wie St. Auguſtin die Geographie verſteht. Geſtehen Sie nicht bald ſelbſt, daß wir Mächtiges geſchaffen und die luſtigen Deutſchtiroler in frommtrübe Byzantiner verwandelt haben? Unſeren eigenen Künſten ganz allein verdanken wir dieſe Erfolge freilich nicht. Wir riefen, wie Sie als Nachbar ſchon lange wiſſen, auswärtige Kirchenmilizen in das Land, und ich geſtehe aufrichtig, daß man hauptſächlich dieſem ſtreitkundigen Heere des neuern Kirchenthums für den Sieg über den heiterfrohen Tirolermuth verpfändet iſt. Denn, im Vertrauen geſagt, der einheimiſche Klerus hat die Landesnatur ſelbſt nicht ſattſam ausgezogen und hat, allen Schreckniſſen geiſtlicher Uebungen zum Trotz, noch zu unverwüſtliche Reſte von menſchlichem Gefühl, verſtändigem Maß und jovialem Sinn bewahrt, um die Dinge auf eine Höhe zu treiben, auf der ſie glücklicher Weiſe jetzt angekommen ſind.

Tirol iſt heute, zu Gottes Ehre ſei es geſagt, wie eine eroberte Provinz, und es iſt uns ergangen gleich den alten Britten, die den Hengiſt und den Horſa zuerſt als Kampfgenoſſen wider die Freibeuter des Hochlandes zu Hülfe riefen und am Ende als Herren behalten mußten. Die fremden geiſtlichen Beſatzungen wollen natürlich Sold, Brod und Tummelplätze für ihre Thätigkeit; wir aber ſtellen, ſtatt wie früher bloß zum Kaiſerjäger-Regiment, jetzt jährlich unſer Contingent auch für das Irrenhaus. Arm und wahnſinnig aus Frömmigkeit iſt doch ein hartes Loos für die Leute von „Anno Neun“! Urſprünglich lag uns dieſe Wendung freilich nicht im Sinn. Bedenken Sie jedoch, man iſt niemals zu viel katholiſch und für das Himmelreich iſt

kein Preis zu hoch. Denn hier läßt man es ſich nun einmal nicht nehmen, „wo man denkt und lieſt, da ſchwindet der Glaube und ſteht Alles auf dem Spiel.“ Selbſt populäre und gemeinnützige Schriften, die den Menſchen ſittlich heben und auch im Haushalt fördern, z. B. Anweiſungen, wie der Boden ausgiebiger zu bearbeiten, die Wirthſchaft verſtändiger einzurichten und die arbeitfreie Zeit für Minderung ſchädlicher Vorurtheile und thörichter Geiſtesbeſchränktheit weiſe und chriſtlich zu benutzen ſei, halten wir von Volkeshänden fern. Die Scheu vor Büchern geht bei uns ſo weit, daß einzelne Geiſtliche in ** ſelbſt das römiſche Brevier nicht mehr leſen wollen, „weil es doch zuweilen den Gedanken in Bewegung ſetze.“

Ob ſich unter ſolchen Umſtänden eine Mendicantenpredigt in Bozen und Meran an Ideenreichthum, Schwung und Redekunſt mit dem Kanzelvortrag eines Dr. Ammon in Dresden vollgültig meſſen könne, iſt allerdings noch nicht ganz gewiß. Bei Ihnen mag man über Le Verriers Scharfſinn ſtaunen und voll Ehrfurcht hinaufblicken zu Mädlers Centralſonne und zum neuen Sphärentanz; uns läßt das kalt und gleichgültig, wie Lamennais' feuriger Ruf, wider die Krakau-Mächte aufzuſtehen, „während er ſelbſt ſitzen bleibt.“ Nur wenn Pater B.. ſeine orthodoxe Lyrik declamirt oder T.ſch.dorf Proſa ſchreibt und mit den Nilmatroſen arabiſch redet, wird uns warm um das Herz und horchen wir entzückt, wie die Schatten der Unterwelt, auf die Wunderklänge des Doppel-Orpheus aus Sachſen und Tirol.

Nach Art der Ruſſen, die eigener Sicherheit wegen ihren politiſchen Glauben und *ihren* Styl das Regiment zu führen allen Nachbarvölkern, beſonders den Deutſchen, aufzudrängen ſuchen, möchten auch wir die Vorwerke *unſerer* geiſtlichen Herrſchaft durch gleiche Praxis in Volkserziehung und Kirchenthum bei den Nachbarn in der Runde feſter machen. Von Italien her iſt keine

Sorge; im Weſten ſchirmt uns Chur und die Ortlesſpitze; in Kärnthen denken ſie ungefähr ſo viel als wir: nur auf der Nordſeite iſt die Gefahr noch nicht ganz beſchworen. Zwar kaſteien ſie ſich jetzt auch dort reuevoll in Sack und Aſche und thun in Schrift und Wort gewaltig fromm; aber wer bürgt dafür, daß es im Grunde doch nicht der „Klausner" auf Kaulbachs Bilde iſt?

Leider droht die Freude über den ſchwer gewonnenen Sieg nach kurzer Dauer ſchon wieder neuen Sorgen Platz zu machen! Mit welcher Kunſt und mit welchem Aufwande wir den Waſſerſpiegel in Tirol glatt gemacht, iſt Niemandem unbekannt. Und ſiehe da! er trübt und bewegt ſich neuerdings unter Impulſen, die Sie nie errathen hätten. Was Philoſophen und ſtarke Geiſter bisher mit allem Rüſtzeug der Wiſſenſchaft nicht vermochten und auch in alle Zukunft nicht vermögen werden, das iſt den Ungelehrten, den Publicanen, den Fiscusleuten und der Finanz gelungen. Tirol iſt aufgeregt, und zwar aufgeregt bis zur unterſten Schicht der Bevölkerung, bis in die entlegenſten Thäler, nicht etwa, weil man Krakau eingethan und in Stambul die mit Pomp verheißene Akademie nicht zu Stande bringt; Tirol iſt aufgeregt, weil man uns auf einmal Wälder, Weiden, Alpen und Auen confiſcirt und täglich klarer zeigt, daß man die Lücke im Landeshaushalt nicht durch Minderung des Aufwandes, ſondern durch endloſe Steigerung der Einnahme decken will. Nur keine Furcht vor den Namen Haushalt, Budget, Deficit! Wir reden nicht von „Zins, Rent und Schatzung", die man weltlicher Ordnung in Tirol niemals verweigert hat. Auch an thätige Ungeduld und Selbſthülfe denkt nicht Jedermann. Aber es offenbaren ſich in unſeren niederen Regionen allmählich Gelüſte, wie in der Finanz am Nil, und nicht mehr zufrieden mit der Frucht, wollen ſie auch noch den Baum dazu. Am Ende hätte man gar noch vergeblich und mit Unrecht wider Semiraſſo declamirt!

Eine Waldordnung Kaiſer Ferdinand' I. (1541) erklärt in vagen Ausdrücken ſämmtliche Holzgründe und Waſſerbäche des Landes, beſonders in nächſter Umgebung der Tiroler Reſidenz, im Inn- und Wippthale, „wofern nicht Privattitel das Gegentheil beweiſen," als Eigenthum des Landesherrn, um für die fürſtliche Hofhaltung zu Innsbruck, für die Salzſanne in Hall und für die Schmelzöfen im Unterlande den nöthigen Bedarf an Bau- und Brennholz, wie an Kohlen und natürlich auch Forellen, auf alle Zukunft zu wahren und ſicher zu ſtellen. Dieſes Document ward erſt vor einigen Jahren aus dem Staub der Archive hervorgezogen und durch die Provinzial-Buchhaltung ſogleich als Unterlage weitgreifender Speculation benützt. Weil man im ſechzehnten Jahrhundert — ſo ungefähr argumentirt die Zöllnerlogik — auf der Burg zu Innsbruck die herrſchaftlichen Oefen heizen und Freitags Forellen eſſen wollte, gehört Wald, Aue, Weide, Streu, Holz und Bach in ganz Tirol dem Aerarium. Dieſer Mauthſyllogismus wühlt in unſere bürgerlichen Beſtände tiefer ein, als anderswo die offene Lehre des Communismus und der Revolution, für welche Tirol in ſeiner Zucht und Gottesfurcht ein hoffnungsloſer Boden iſt.

Was man ſeit Jahrhunderten friedlich als Eigenthum beſaß und unbeſtritten von Vater auf Sohn vererbte, verkaufte, kaufte, bewirthſchaftete und betrieb, wird plötzlich in Frage geſtellt, für Uſurpation erklärt und fiscaliſch eingezogen, wo ſich nicht Brief und Siegel den Griffen der Finanz entgegenſtellt. Aber wo ſind die Briefe? In Tirol gab und nahm man weiland auf ehrlich Wort und ſchrieb nicht viel. Jetzt aber ſind Document, Urkunde, Bedeutung, Grammatik und Exegeſe auf einmal Loſungswort im ganzen Lande. Selbſt das Gebet wird vernachläſſigt und der geiſtliche Betrieb merklich hintangeſetzt aus Beſorgniß für Wald und Zeitlichkeit.

Denken Sie sich den Schrecken der ohnehin geplagten Leute, besonders in Deutschtirol, am meisten im Pusterthal, wo ohne Wald, Streu und Weide keine Landwirthschaft bestehen kann und eine allgemeine Umwälzung des Besitzes zu erwarten ist, wenn nicht die angestammte Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der obersten Gewalt noch rechtzeitig ins Mittel tritt und die jetzt schon fühlbare Gährung der Gemüther milde und versöhnlich im Keim erstickt. Wald und Viehstall, wie Sie wissen, sind unser Lebenselement, und wer uns Holz und Weide nimmt, schädigt etwa nicht bloß Einzelne in Gewerb und Nahrung, er richtet das ganze ehrsame Bauernvolk zu Grunde, das im Grunde doch allein dem Cäsar Steuer, dem Kapuziner Schmalz und Brod, dem Jesuiten Messengeld, der Nonne Gebetlohn und dem Caplan Stolgebühren zahlt, und „Anno Neun" dem Lefebvre die Grenadiere erschossen hat.

Glauben Sie indessen ja nicht, das Uebel sei von Oben herabgekommen! Bei uns, wie überall, sind die schlimmsten Plagen immer aus dem heimischen Boden selbst herausgewachsen. Im menschenfreundlichen und billigdenkenden Wien haben sie, wie man sagt, über das erfindungsreiche und beinahe etwas byzantinische Steuertalent der Tiroler Finanzleute nur höchst zweideutige Bewunderung ausgedrückt. Für kurzen Gewinn langes Unheil einzutauschen, mag untergeordneter Einsicht zuweilen ersprießlich scheinen; höhere Weisheit aber, wie sie sich in letzter Instanz noch jederzeit bewährte, wird und kann — wir wissen es gewiß — solch ungleiches Gewerbe nimmer loben. Wir vertrauen auf den Cäsar, auf sein besseres Wissen, auf seine „Clementia et Benignitas". Anhänglichkeit an das uralte Herrscherhaus ist in Tirol Bedürfniß; es ist beinahe ein religiöser Cultus, und wer immer diesen Cultus, diese Volksreligion muthwillig und nutzlos stört, gefährdet und verletzt, hat dem Cäsar selbst einen schlechten Dienst gethan. Freilich, ein dreißigjähriger Frieden ist nicht umsonst zu

haben; etwas Druck und Härte, wie man weiß, iſt auch überall kaum vermeidlich und läßt ſich überſtehen; aber die Leute aufs Aeußerſte treiben und auf der empfindlichſten Seite verkürzen, hätte zuletzt ſelbſt in Tirol ſeine Bedenklichkeit. Der Tiroler iſt ein frommer Küſteriel und will nichts als freie Bewegung, fette Rinder und feiſte Kapuziner. Die letzteren gönnt man ihm freilich im Ueberfluß; nur das erſtere wird angefochten und bedroht. Fragen Sie nicht, was eigentlich ein Kleriker mit dieſen materiellen Nöthen, mit Holzbezug und Viehſtall zu ſchaffen habe? Sonſt kümmern wir uns freilich nicht um das Weltliche und bekämpfen irdiſche Bedrängniß hauptſächlich durch Gebet, vorausgeſetzt, daß wir vorher alle Bezüge richtig eingenommen haben. Hier müſſen aber auch wir unſer Wort in die Wagſchale legen, und zwar aus doppeltem Grunde; einmal, weil wir in der Eigenſchaft als Seelenhirten das ſchwierige Argument übernehmen ſollen, zum Vortheil der weltlichen Behörde den Gläubigen zu beweiſen, es geſchehe zu ihrem Beſten und zur Verherrlichung des katholiſchen Glaubens, wenn ihnen die Innsbrucker Finanzkammer die Wälder nimmt und die Wirthſchaft ruinirt; zweitens, weil wir mit Recht beſorgen, die Neuerung im Weltlichen führe nach und nach zu Neuerungen im Kirchlichen und das rechtliche Prüfen und Sichten der Finanzbegehren ſtelle zuletzt auch die kirchlichen Leiſtungen in Frage. Denn ſobald man erſt friedliche und einfältige Leute Rechtstitel zu erforſchen, zu prüfen und zu unterſcheiden zwingt und ſie merken läßt, daß man ſie überall nur als Gegenſtand ſubalterner Speculation benützen will, kann Niemand ſagen, wie weit das Forſchen vorwärts dringt und wo das Prüfen und Unterſcheiden ſtille ſteht.

Man lieſt zwar nicht, daß irgendwo heidniſche Orakel des Alterthums als Staatsmedicin die „katholiſchen Blätter aus Tirol“ empfahlen, aber „ne moveas Camarinam“ (laß die Camarina

unberührt) riefen sie ungeschickten und gefährlichen Neuerern warnend zu. Und sehen Sie nur, welche Zeit man zu diesem gefahrvollsten und aufregendsten aller Finanzübergriffe wählt! Es scheint, man habe es wirklich darauf angelegt, Glauben und Vertrauen auf das Bestehende durch ganz Europa auszutilgen. Wie soll man Lamennais widerlegen und seiner verderblichen Schrift: „Les rois reconmenceront la révolution" mit hinlänglicher Kraft entgegentreten? Wahrhaft, ein böser Genius präsidirt über den Occident und treibt die Continentalgewalten sichtlich und mit blindem Rasens auf Pfade, welche kluger Sinn und besseres Wissen von jeher vermieden hat. Wie sie es in Numantia machen, bei den Lusitaniern und im Samniterland, geht uns im Grunde nichts an; wir grämen uns nur um das friedliche, schöne Tirol, dem man weder von Außen noch von Innen Ruhe gönnt. Das Unfehlbare und Providentielle, das man jenseits unserer Berge nicht einmal dem Pontifex überall gönnen will, trägt der fromme Tiroler sogar auf den Cäsar über. Das ist, wie es scheint, der Fehler, von dem uns unzeitiger Dienstefer befreien will. Treibet es doch im Uebermuth des langen Glückes und verführt durch fremden Rath mit eurem „Recht" nicht gar zu weit und bedenket weislich den alten Spruch: summum jus, summa injuria.

Aus Frankfurt.

(Mai 1848.)

I.

Nahe an vierhundert Mitglieder der Nationalverſammlung waren am Morgen des 18. Mai in Frankfurt beiſammen und auf vier Uhr Nachmittag war die feierliche Eröffnung in der Paulskirche anberaumt. Eine Stunde früher hatte ſich die Maſſe der Abgeordneten zur Wahl eines Alterspräſidenten im Rathhauſe eingefunden. Hofrath Behr und der ſächſiſche Oberſt Blumröder, beide altersſchwach, taub und hinfällig, verbaten ſich wohlweiſe die bedenkliche Ehre. Syndicus Lang dagegen, ein freundlich-lächelnder ſiebzigjähriger Greis mit zuckender, accentloſer und ſchwacher Stimme, glaubte, er ſei aller Gebrechlichkeit zum Trotze dem Geſchäfte vollkommen gewachſen, und beeilte ſich als nächſtälteſter um ſo unbeſorgter die Stelle anzunehmen, weil er als Präſident die heimlich ſitzende, kleine und ſtumme Deputirtenkammer in Hannover, nicht ohne Geſchick, wie man ſagt, geleitet hatte.

Von der Thüre des großen Römerſaales angefangen, auf den breiten Stiegen hinab, durch die weiten Hallen und vom Portal des alten Gebäudes längs der Straße bis zum Eingang in die Paulskirche ſtand auf beiden Seiten in langer Doppelreihe, Mann an Mann gedrängt, das ſchöne und glänzend gekleidete Fußvolk der freien Stadt und präſentirte das Gewehr vor der barhaupt und in feierlich gemeſſenem Schritte unter Glockengeläute, Kanonendonner und begeiſtertem Jubelrufe der wogenden Menge, vier zu

vier, vorüberziehenden Deputirten Majeſtät des deutſchen Volkes. Zahlloſe, zum Theil rieſige Schwarz-Gelb-Rothe Fahnen wimpelten aus allen näher liegenden und mit Zuſchauern überfüllten Fenſtern der feſtlich geſchmückten Stadt — wahrhaft ſelbſt für Könige ein beneidenswerther Augenblick! Viele Abgeordnete erhoben ſtolz das Haupt und blickten, wie berauſcht vom Hochgefühl der Macht, links und rechts auf die huldigende Menge hin; andere, weniger empfindlich für äußeren Glanz, weil ſelbſt mitten im Taumel noch ohne Glauben auf die ſchaffende Kraft der Revolution, wandelten ernſthaft und ſorgenvoll gegen das Tempelhaus, wo man das deutſche Chaos ordnen und verjährtes Unrecht tilgen ſollte.

Die Galerien des Lokales waren von Neugierigen dicht gedrängt und die Mitglieder des eintretenden Parlamentes nahmen, wie beim erſten Zuſammentreten natürlich, ohne Farbe und ohne Parteigetriebe, in Unordnung ihre Sitze ein. Die Erklärung des Alterspräſidenten: „Die Nationalverſammlung ſei conſtituirt" ward mit dreifachem Lebehoch begrüßt und nach Verleſung eines Willkomms des Bundestages an die deutſche Nationalverſammlung ſogleich zur Verhandlung ſelbſt geſchritten. Prüfung der Wahlvollmachten und Annahme einer proviſoriſchen Geſchäftsordnung waren das Thema, an dem ſich Vaterlandsliebe, Zucht und parlamentariſcher Tact der deutſchen Volksvertreter zuerſt erproben ſollte. Die Probe aber war niederſchlagend.

Für vorläufige Geſchäftsordnung lagen zwei gedruckte Entwürfe vor; der eine kurz, präcis und nur etwa zwanzig Zeilen lang; der andere nach deutſcher Gewohnheit eine Abhandlung mit Text und Noten nahe an dritthalb Bogen ſtark. Kluge Leute hätten ſich ohne vieles Reden mit dem erſten begnügt, aber deutſche Gründlichkeit und Breite focht mit ſteigender Wärme und mit unerklärlicher Redewuth drei Stunden lang für die zweite, die im Grunde daſſelbe ſagte. Etwa fünfzehn Redner für und

wider ſchwangen ſich im wilden Gedränge nach einander auf die Bühne und ergingen ſich, mit weniger Ausnahme, lang und breit in ärmlichen Nichtigkeiten. Regierungsrath Röttig aus Potsdam, klein, breitdick, mit vollem ſlaviſch-pommerſchen Hanghaar und gelbem fettglänzenden lächelnden Schmeergeſicht langweilte und erbitterte die Verſammlung durch viermaliges Erſcheinen und krampfhaftes Einklammern auf der Bühne und durch widerliche Leerrednerei bis zu völliger Ungeduld. Andere hielten hartnäckig und bei lautem Widerſpruch voraus bereitete Reden, die nicht zur Sache paßten. Man ſchrie, tobte, brüllte in wildem Hader und der zum fünftenmal kommende kleine Regierungsrath mit dem dicken Kopfe ward ungehört in wildem Geſchrei von der Bühne weggetrieben. Selbſt der phlegmatiſche Fragmentiſt verlor das Gleichgewicht und dachte unwillkürlich an den 18. Brumaire und an Bonaparte's Grenadiere als letztes Heilmittel wider das unfruchtbare Gerede und den tactloſen Unverſtand der deutſchen Volksvertreter. Zwar ließ der Präſident wiederholt und nachhaltig die Schelle tönen, aber man gehorchte nicht; der Unglückliche ſuchte zu reden, ward aber nicht gehört oder im Sprechen zuchtlos unterbrochen; auch wußte der lächelnde alte Mann nicht einmal die Fragen ſcharf und faßlich genug zu ſtellen. Unter Tumult und Geſchrei ward endlich der breite Entwurf vorläufig angenommen und die nächſte Sitzung zur Wahl eines wirklichen Präſidenten ꝛc. auf den folgenden Tag zehn Uhr Morgens angeſetzt.

Der Eindruck dieſer erſten feierlichen Sitzung der deutſchen Nationalverſammlung auf das Publicum mußte ein ungünſtiger ſein. Mit Ekel im Herzen, von ſchlimmen Vorahnungen geängſtigt ging ich heim und legte mich verzagten Sinnes ohne Trunk und Abendkoſt zur Ruhe.

II.

Die Dringlichkeit eines tüchtigen, die Versammlung beherrschenden Vorsitzers war nach den Scenen des ersten Tages allen klar und die öffentliche Stimme bezeichnete Heinrich von Gagern als den Mann, der allein die nöthigen Eigenschaften zu diesem Amt besitze.

Zu vorläufiger Besprechung und Einigung über diesen Punct hatte Graf Wartensleben zu einer Vorzusammenkunft in der Mainlust eingeladen. Man hielt Reden, Alles pries und empfahl Gagern nicht bloß als den Würdigsten, sondern als den allein möglichen Führer und Lenker des volksthümlichen Elementes. Nur der alte, damals noch republikanische Jahn murrte im Hintergrund gegen die Wahl, „weil Gagern die Makel habe, Minister eines souveränen Fürsten zu sein." Niemand achtete auf den „alten Narren". Dahlmann, den ich hier das erstemal sah und hörte, ist kein fließender Redner und preßt gewöhnliche Gedanken mit Mühe und Härte aus der Brust.

Bei Soiron's Rede, die er zu Gunsten seines Nebenbuhlers hielt, war Stimmorgan und gerbermäßige Unerschrockenheit das größte Verdienst. „Gutmüthige und redliche Demagogen", sagte er, „seien noch keine Staatsmänner, wie man sie jetzt nöthig habe." Das war die einzige Phrase von Werth, die aus dem Niagara-Mund des modernen Kleon floß.

Die Sache ward hier entschieden und beim Wahlact selbst, welcher Tags darauf in feierlicher Sitzung in der Paulskirche

vorgenommen wurde, fielen von 397 Stimmen bekanntlich 305 auf Heinrich von Gagern, der sogleich in seiner imposanten Persönlichkeit den vom alten Lang verlassenen Präsidentenstuhl bestieg und mit volltönendem Organ zur Versammlung sprach. Die Verwandlung des gestern so zuchtlos tobenden Haufens war eine unplötzliche und jeder fühlte beim ersten Wort, ja gleich beim bloßen Anblick des Mannes, daß wir einen Gebieter haben, dem man gehorchen müsse.

Für die Vice-Präsidentschaft hatte Soiron 341, Robert Blum, Candidat der Republik, dagegen nur 26 Stimmen, weil nicht alle Deputirte dieses Glaubens den Muth ihrer Meinung hatten.

III.

(Juni 1848.)

Wie ein elektrisches Fluidum durchzuckte beim raschen Zusammensturz des Louis Philippo-Metternich'schen Europa der Gedanke das Gemüth: „Deine Zeit ist nun auch vorbei und deine Rolle ausgespielt." Dem Individuum, wie den Nationen ist ein unaustilgbarer Grundzug aufgedrückt, beiden ein festes Ziel vorgesteckt, beiden als Angebinde ein bestimmtes Maß an Kraft und geistigem Vermögen zugetheilt, über welches hinaus sie nichts Gedeihliches wirken, nichts Lebendiges schaffen können. Zur rechten Zeit wie Rousseau im Laufe innehalten und aus dem Sinn des Publicums verschwinden, war für Leute öffentlicher Thätigkeit von jeher die schwerste Kunst. Der Kampf der letzten zehn Jahre gegen die mit allen äußern Vortheilen gewaffnete Staatsgewalt hat bei vielen den Grundstock der geistigen Kraft aufgezehrt, und — ich gestehe es offen — ein Gefühl der Müdigkeit, der Sättigung, des zufriedenen Gleichmuths und der Ruhesucht ist nach dem großen Siege über den öffentlichen Feind an die Stelle tummelnder und nach allen Seiten rüstiger Thätigkeit getreten.

Der Occident liegt in Trümmern, und frischen ungebrochenen Geistern, nicht den müden, sei der Neubau anvertraut. Die politischen Kämpfer der Vor-Februartage haben ihr Stipendium ausgedient; wir wollen stillehalten, mäßigen und zügeln, während die junge, durch unsere Werke befreite und losgelassene

Menge in wildem Sturm vorwärts treibt. Ich kann nicht mehr folgen, und ſelbſt ein Welcker bleibt bedächtigen Schrittes hinter dem ungeſtümen Heer zurück. Warum ſoll ich es verhehlen? „Debellare superbos“, die Ungerechten, die Gewaltigen niederſchlagen und die Stolzen Demuth lehren war meine Luſt, und iſt das Wild gefallen, verſtummt wie durch Zauberſchlag die Meute. Kein neues Buch, ſo dachte ich, kein gelehrtes Thun, nicht einmal Kritik und Streitartikel trübe fortan den heitern Spiegel der Gegenwart. Selbſt den Widerſachern die Hand zum Frieden reichend verzichte ich auf neuen Ruhm und auf neues Lob, nur nicht auf die Vergangenheit. Oder hat Ruhm je das wahre Glück gemehrt? Hat Lob und Preis der Menge die treibenden Wogen, den unruhvollen Kummer der Seele eingewiegt? Der geniale Endlicher, vor kurzem noch als Abgott des Volkes gefeiert und angebetet, iſt heute ein Scheuſal, iſt flüchtig und proſcribirt. Könnte ich es nur vergeſſen! Aber der Schatten des edlen Tiberius Gracchus winkt bedeutungsvoll. Leſet doch, ihr Schmeichler und Schirmvögte der hungrigen Ungeduld, wie und mit welchen Worten dieſer hochherzige Freund des Volkes aus dem Leben wich!

In dieſem Gemüthszuſtand erſt vor kurzem aus den Pomeranzen-Gärten Aſpaſiens zurückgekommen, ſtehe ich am Rand einer unermeßlichen Kluft, die ſich plötzlich zwiſchen Gegenwart und einjähriger Vergangenheit aufgethan. Sei es Nachklang früherer That, ſei es Lohn und Gunſt der Gutgeſinnten, oder ſei es böſes Verhängniß und Ironie des Schickſals auf die weiſen Vorſätze der Sterblichen; es hat mich über den Spalt hinübergehoben und auf einen Boden hingeſtellt, wo ich nicht mehr Wurzel faſſen und den ſcharfen Aether ohne Beklemmung nicht mehr athmen kann. Wäre ich doch unerſchrocken wie der Gerber Kleon, oder hätte der Niagarafall ſeine Donner in meine

Bruſt gelegt! Gunſt oder Ungunſt der Rede — liegt ſie nicht im Metall der Stimme? Und iſt es nicht ein bekanntes Axiom, daß Gedanken und Ausdrücke, die nahe und auf dem Papier beſehen in Weſen und Form überall dem Alltäglichen und Mittelmäßigen angehören, von hinreißender Wirkung ſind, wenn ſie ſich aus der melodiſchkräftigen Kehle eines Weſendonk oder aus dem zornvollen Klang eines Schaffrath reich und nachhaltig durch die Räume ſchwingen? Gewiß hätte Robert Blum, der Leipziger Volkstribun, als Redner ſelbſt auf dem alten Forum Romanum durchgedrungen, und es wäre ſicherlich bis in die hinterſten Reihen der Quiriten keine Sylbe ungehört verhallt. So oft dieſer Mann auf die Bühne tritt, wird alles ſtill, als wäre von ſeinem curuliſchen Stuhl ein zweiter Catilina heraufgekommen. Beckerath dagegen, an Styl und Gedankenmark bedeutend und bis jetzt den Beſten beizuzählen, kann ſeiner zuckenden und gedrückten Stimme wegen die Ungeduld der Verſammlung ſelten bis ans Ende ſeiner Rede zähmen. Schwach und leiſe Redende werden nun vollends gar nicht angehört. „Laut, laut!“ ſchreit es aus allen Winkeln der Rotunde, bis der Unglückſelige den Muth verliert und beſchämt und zornig, wie neulich der ehrwürdige alte Lindenau u. a., von der Bühne ſteigt. Was ſoll man thun, wenn ein von Natur mäßiges Lautvermögen durch ein hartnäckiges Uebel noch weiter gemindert wird? Jedenfalls wird ein ſolcher erſt ſpät, vielleicht aber auch gar nicht zum Worte kommen. Freilich brächte bei überfülltem Markt zungenfertiger Geſchwätzigkeit, wie ſie in Frankfurt ſagen, ſchweigen mehr Gewinn, als reden ohne Glanz und Schwung.

Ganz ſtumm zu bleiben wäre aber doch nicht löblich, und gegen meinen Vorſatz muß ich wieder zu dem Mittel greifen, durch welches ich früher ſelbſt aus entlegenen Zonen zum Publicum geredet habe. Macht es nicht auch Gervinus ſo? Gervinus

hat ein beneidenswerthes Loos; flink, nachhaltig, reich und beweglich wie wenige in seiner Composition, glaubt er noch an politische Tugend und biegsame Lenksamkeit des deutschen Volkes und aller öffentlichen Gewalt. Dieser hochbegabte Mann ist Führer und Orakel aller derjenigen die noch hoffen können, aller derjenigen die eine friedliche Lösung der großen Frage auf Wegen menschlicher Weisheit für möglich halten, und niemals gezweifelt haben, daß Natur und erbsündiger Typus der großen deutschen Nation durch einen Beschluß des Parlaments umzugestalten und zu curiren sei. Gervinus ist etwa nicht schwärmerischer Optimist; im Gegentheil, er ist schneidend, rasch, klar und sieht auch das Hinderniß, wodurch die Wirkung seines politischen Heilmittels noch unsicher und gefährdet wird. „Deutschland wäre in kurzem ein wahrer Einheitscoloß, Deutschland wäre in wenig Wochen gerettet, und zu Frankfurt säße mit Scepter und Diadem ein mächtiger Imperator — wenn es nur erst in Bayern besser bestellt und an der Isar weniger Ueberfluß an welfischem Sondergelüste wäre." Dieses wenigstens ist der Grundgedanke in einer Reihe glänzender und fließendwarm geschriebener Artikel, die während des verwichenen Maimonats in der Heidelberger Deutschen Zeitung erschienen sind. Besonders ätzend und gefährlich für unsere politische Reputation war die Nummer vom 25. Mai, und man könnte es den Deutschen nicht einmal übel nehmen, wenn sie auf diese Philippica hin mit Gram und Unwillen auf Bayern blickten, und für Verwirklichung ihrer Glückseligkeits-Idee das einzige und größte Hemmniß in München sähen.

Bisher hat man nicht mit Unrecht geglaubt, im dreißigjährigen Kriege hätte sich Bayern am hartnäckigsten und standhaftesten dem äußern Feind aus Nord und West widersetzt. Jetzt sagt man uns, Bayern habe eben damals das deutsche Vaterland an denselben westlichen Feind verrathen, gegen den es bei Aller-

heim, bei Tuttlingen und bei Zusmarshauſen mit Hingebung und Heldenmuth geſtritten hatte. Und wenn die cäſarianiſche Nivellirung Deutſchlands durch die Franken- und Hohenſtaufen-Kaiſer mißlang, habe es wieder „welfiſches Bayerngelüſte“ allein verſchuldet. Am ſchlimmſten aber wird vermerkt, daß Bayern bei allem ſtupiden Feſthalten am alten Kirchenthum die Unterjochung Deutſchlands durch das noch jeſuitiſcher geſinnte Haus der Habsburger hintertrieben, und beim allgemeinen Ruin unter Napoleon ſich nicht auf den Trümmern des Vaterlandes aus Verzweiflung ſelbſt entleibt, ſondern in „zähem Sondertrieb“ ſein Leben gerettet, geſtärkt, gemehrt und auf beſſere Zeiten erhalten hat. Hiſtoriſch beglaubigte Thatſachen wegleugnen oder bemänteln, wäre ein ſchlechtes Argument und brächte keinen Gewinn.

Aber warum will man gerade Bayern jetzt öffentlich anklagen wegen Sünden, die es mit allen Deutſchen gemein hat, und die man nach Zeit und Umſtänden allen Stämmen und Herrſcherhäuſern Deutſchlands vorzuwerfen hat? Der Wille, ſagen die Caſuiſten, nicht Erfolg und Umfang der Sünde geben das Maß der Schuld. Aber ein Fehler den alle haben, alle allzeit hatten und allzeit haben werden, hört beinahe auf, ein Fehler zu ſein; es iſt Erbnatur; es iſt ein Unglück das man beklagen, aber nicht als Unterlage zu feindlicher Verdächtigung ausbeuten und benützen darf. Mit ebenſoviel Recht könnte Herr Gervinus das bayeriſche Volk vor Deutſchland anklagen, daß es Fleiſch eſſe und Bier trinke, in beiden hie und da das richtige Maß überſchreite, und dazu noch andere Peccadillen füge, die man ſo ziemlich überall findet wo es Menſchen gibt. Mit Worten iſt hier freilich Wenig auszurichten. Zum Glück oder Unglück iſt aber die Zeit, ſeine Geſinnungen für das gemeinſame Vaterland durch Thaten zu bewähren, viel näher als man glaubt. Der böſe Dämon, Sie merken es gewiß, ſteht hinter dem Vorhang, und

es gibt Leute die, in ihrem politiſchen Glauben durch die Begebenheiten der letzten Monate kaum vorübergehend erſchüttert, ſchon wieder dem Mißgeſchick verfallen ſind, und bereits heute ſchon den trüben Flor über die Zukunft hängen. Etwas Schatten auf die Lichtgarbe, die vom Mainſtrom auf Deutſchland ſtrahlt, iſt ein erlaubtes Spiel, und kreiste nicht im weiſen Aegypterland das Bild der Verweſung um das Freudenmahl, damit die frohen Zecher in den Schranken blieben und ihres Looſes nicht vergaßen? Hin und wieder eine kurze, ungeſuchte und freie Mittheilung über die Tagesfragen und über die Erſcheinungen am Horizont der Nationalverſammlung wird Ihnen hoffentlich willkommen ſein. Fürchten Sie aber ja nicht, daß ich zur Fluth ungezählter und meiſtens ungeleſener Verfaſſungsprojecte noch ein neues füge, wie der alte Lindenau. Meine Sache iſt die Kritik, die Klage, die Unzufriedenheit und die Macht des Schlimmeren, das ich eher für ſtärker halte als den Gegenſatz. Damit aber der Leſer voraus wiſſe, welche Farbe den flüchtigen Mittheilungen zu Grunde liegt, ſtelle ich gleich jetzt als Theſis hin: „Das Gute könne nur aus vielen und großen Uebeln erwachſen, und es ſei den Deutſchen ſo wenig als andern Völkern der alten und neuen Zeit geſtattet, nothwendige Kataſtrophen durch ruhig ordnende Weisheit abzulenken.“

Schattenriſſe aus der Paulskirche.

Frankfurt, Ende September 1848.

Die Herbſtzeitloſe, der melancholiſche Herold der Vergänglichkeit, auf dem fetten Wieſenplan des Taubergrundes, ſchon um die Mitte Auguſts erblickt, ſchien von ſchlimmer Vorbedeutung! Die Zeit geht ſchnell, und auf voreilige Blüthenpracht und überraſche Sommerglut ziehen unerwartet ſchnell die Vorboten erſchöpfter Lebenskraft über die noch vor kurzem ſaftiggrüne und hoffnungſtrotzende Heimatflur. Noch iſt die Traube am Rebgelände nicht ſüß, noch hängt die Miſpel hart und ungepflückt am ſperrigen Strauch, und doch verkünden herbſtlich-fahles Aepfellaub und das erblaßte Grün am Viburnum Lantana jetzt ſchon Novemberlüfte und nahen Winterfroſt. Oede Räume und leere Sitze habe ich freilich bei der Wiederkehr im Parlament gefunden, und täglich thun ſich neue Lücken kund; auch die Zuverſicht auf Beſtand des zu Schaffenden ſchien minder kühn, und ſelbſt auf der Seite, die alle Welt brüderlich umſchloß, war die Zahl der Seligen eingeſchmolzen. Jedoch der Bau am deutſchen „Einheitsdom“ ging nach wie vor, gleich dem zu Cöln, methodiſch, wohlbedacht und langſam-rüſtig fort, und der Beſeler mit ſeinem Fiſchblut im Herzen hielt noch ebenſo endloſe und ſüßeinſchläfernde Reden, wie vor unſerer Derwiſchabad-Tour. Man hat den Männern in der Paulskirche gleich Anfangs und noch vor Gründung der Centralgewalt angerathen, ſtatt jedes

weiteren Schrittes für innern Ausbau und architektoniſches Geſchnörkel des Bundesſtaates, die erſte Wärme der Gemüther und das ungeſtüme Brauſen deutſcher Lohe zu benützen und — ſei es auf revolutionärem Wege, ſei es durch Vereinbarung mit den eingeſchüchterten Fürſten — eine bewaffnete Macht, ein ſchlagfertiges Parlamentsheer aufzuſtellen, und mit dieſem furchtbaren Argument in Europa das Recht der neuen Ordnung zu beweiſen. Cäſars „omnium opinione celerius cum exercitu adfuit" iſt die Grundlage jeder Revolution, und zugleich die Sprache, die man an der Seine wie an der Themſe und an der Newa am ſchnellſten und gelehrigſten begriffen hätte. Allein Deutſchland hatte keinen Cäſar, und die Keime der neuen Ordnung, einen Augenblick über Germania ſchwebend, ſind im Sturm wieder fortgebrauſt. Für „Wahrung des Rechtsbodens" und für Einhaltung pedantiſcher Schulmethodik war die deutſche Revolution Männern in die Hand gelegt, denen überall, beſonders aber in Deutſchland, breite Worte lieber als raſche Thaten ſind. Was dieſe Männer im Schatten dreißigjähriger Schweigſamkeit auf der weiten Fläche zwiſchen Belt und Alpen heimlich gedacht und im Stillen geſchmiedet und gehämmert hatten, ward jetzt in der Werkſtätte deutſcher Einigkeit bedächtig und Stück für Stück zur Schau hervorgezogen, und nicht ohne bedeutſamen Katheder-blick in allen Beſtandtheilen erklärt, commentirt, mit Anmerkungen verſehen und im feierlich langſamen Tact, wie bei den ſchmiedenden Cyklopen der Aeneide, als deutſcher Einheitsdom zuſammengekittet,

olli inter sese magnâ vi brachia tollunt.

Natürlich hämmern und löthen die langſamen Werkmeiſter öffentlicher Glückſeligkeit in der Vorausſetzung ruhig fort, daß die Fürſten indeſſen verzagt und thatenlos ihrem Schickſal entgegenharren, der revolutionäre Volksenthuſiasmus aber nicht ein vor-

übergehender und eigennütziger, sondern permanent und voll edler Selbstverleugnung sei. Daß man alles, was die gelehrten Herren seit einem Menschenalter in Büchern, Broschüren, Monatsschriften, Zeitungsartikeln, Collegienheften und Protokollen verhandelt hatten, in der Paulskirche noch einmal hören mußte, finden Sie hoffentlich nicht ungerecht. Und wenn die Fremden das Vertracte und Stelzenhafte des deutschen Styles tadeln, und nicht selten behaupten, man werfe in unseren Büchern gemeinen und leeren Gedanken häufig pedantisch-gelehrte und pomphafte Hüllen um, so fällt es uns nicht schwer, durch das lichtvolle Dictum eines (ausgetretenen) Parlamentsredners das Gegentheil zu beweisen. „Die oceanische Welt ist nicht die schlechthin oceanische, sondern sie ist die durch die potamische und thalassische vermittelte, d. h. die potamische Welt des Orients und die thalassische der classischen Völker sind Momente der Oceanität." Le Roux nennt zwar die nüchternen und hellen Pariser Concepte des Jahres 1830 einen „confusen Galimathias", wir aber sind überzeugt, daß er im Bunde mit Thiers und Cousin die Klarheit und den innern Kern des eben belobten deutschen Gedankens beneide, bewundere und den jungen Galliern als Muster der Schreibart empfehle. Daß aber nebenher solche Frankfurter Sprüche das beste Heilmittel gegen Oberst Griesheim und sein specifisches Preußenthum seien, wird hoffentlich nicht angefritten.

Vom 21. August bis 26. September wurden in der Paulskirche — natürlich mit vielen und langen Unterbrechungen und Zwischenreden über den dänischen Waffenstillstand und über die Frankfurter Barricadenkämpfe — von den deutschen Grundrechten die Artikel III und IV, Religion und Wissenschaft betreffend, zum Beschluß gebracht. Für unsere Zwecke heben wir aber nur die in sieben Sitzungen, sechsunddreißig Stunden und sechsundsechzig Reden verhandelten fünf ersten Paragraphen über Glaubens-

und Cultusfreiheit etwas umſtändlicher hervor, und ich halte es für ein beſonderes Glück, daß ich gleich vom zweiten Tage angefangen lebendiger Zeuge deutſcher Redeblüthe und Frömmigkeit geweſen bin. So oft von Religion und Gewiſſen, von Gottesgelahrtheit, Zehent und Kleriſei die Rede geht, bleibt kein deutſches Gemüth unbewegt, beſonders im frommen Bayerlande, deſſen tugendhafte Mäßigkeit und weſentliches Geſchick für Kirchenthum ſchon vor mehr als tauſend Jahren St. Bonifacius in ſeinen Briefen geprieſen hat. Wenn die Sehnſucht nach dem verklungenen Metall der eigenen Bruſt je erwachte, ſo war es in dieſer Sache. Zum Troſt für dieſen Verluſt haben uns Dr. Döllinger, Dr. Sepp und Dr. Lasaulx, die Grundpfeiler bajuariſcher Gläubigkeit, die markige und ſiegreiche Dialektik ihrer geiſtlichen Homilien vorgetragen, wie wir in kurzer Analyſe zeigen wollen. Form und Gedankengang aller ſechsundſechzig Kirchenreden auch nur gedrängt auseinander zu legen, wäre ein nutzloſes und verkehrtes Thun. Hr. v. Gagern dient auch hier als Muſter, und wir theilen, wie der Belobte in ſeiner Frageſtellung, das fromme Redematerial nach Geiſt und Richtung in beſtimmte Gruppen ein, die alle vom aufrichtigen und offenen Atheismus bis zum ſtrengſten Ultramontanismus zwiſcheninne liegenden Stufen religiöſer Ueberzeugung im Spiegelbilde wiedergeben.

Am weiteſten ging Hr. Vogt, der bewegliche und geniale Atheiſt von Gießen. Hr. Vogt begreift nicht, wie man in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. von Gott, der nicht exiſtire, von Religion, deren Bedürfniß in Deutſchland heute Niemand fühle, und endlich von einer Kirche, die als Hemmſchuh und Feindin öffentlicher Freiheit und Glückſeligkeit deutſchen Volks auszurotten ſei, lange Reden declamiren und ſich gegenſeitig im Streit erhitzen möge. Hr. Vogt — das iſt anerkannt — redet faſt allezeit geiſtreich, klar, gedrängt und kurz, und hat, von ſeinem

Standpunct ausgehend, ſicherlich überall Recht. Herr Vogt verhehlt nichts, ſagt in allen Theſen ohne Hinterhalt ſein letztes Wort, und Sie dürfen es glauben, ein guter Theil der Verſammlung hörte den vollſtändig emancipirten Mann, den wohlgenährten ſchnarrenden Orator, mit Spannung und Vergnügen an. Viele mochten ſogar die Ohnmacht bedauern, ſich nicht in die ſublim-froſtige Leerheit des Vogtiſchen Aethers erſchwingen zu können; denn je unabhängiger und furchtloſer, deſto freier und ruhiger — ſagt man — iſt der Menſch.

Ob man z. B. im bayriſchen Rott-Thale, im ſchleſiſchen Oberlande und in Pommern die zum Kitt der bürgerlichen Geſellſchaft unerläßliche Sittlichkeit je mit Vogt „auf freie Entwickelung des freien Menſchengeiſtes und auf das Bewußtſein der freien Menſchenwürde" gründen könne, will ich nicht beſtreiten, geſtehe aber freiwillig daß, wenn auch der geiſtliche Kram des hochwürdigen Haid ohne Nachtheil zu entbehren iſt, wir doch nicht leben mögen ohne Gott, ohne Glauben und — ohne Epigramm. Oder kennen Sie gegen die andächtige Thorheit des alten Erbſündendoctors in Derwiſchabad eine kräftigere Medicin als Ironie?*)

*) Einer der Freunde des „Fragmentiſten" urtheilte weniger mild über dieſen „genialen" Atheismus. Er ſchrieb uns damals aus der Schweiz unter anderm: „Man müſſe, ſagt Vogt, auch den Atheismus frei bekennen und ein eifriger Atheiſt ſein dürfen. Trotz dieſer gewiß ungeſchminkten Worte ſchien es uns als ob Hr. Vogt noch nicht alles geſagt, was er auf dem Herzen hatte. Der Leſer mochte noch zwiſchen den Zeilen leſen und ſich ſagen: „Dieſer Jllo denkt noch ſchlimmer als er ſpricht." Schauderhaft klar würde dem deutſchen Volk das Ziel der Demokraten von der Farbe Vogt, Ruge und Conſorten erſt dann werden, wenn letztere einſt als die „Partei der Zukunft" die Gewalt in ihren Händen beſäßen und ihre gräßlichen Theorien praktiſch ausführen könnten. Dann dürften wir vielleicht jenen Terrorismus des Unglaubens erleben, wie ihn Hébert und der Père Duchêne vor einem halben Jahrhundert gewollt hatten, eine Herrſchaft des frechſten, zähneflettſchenden Atheismus, der mittelſt der Guillotine ſeine Proſelyten unter den Gläubigen macht. Wundern darf es den Deutſchen nicht, wenn unter

Von den übrigen fünfundſechzig Rednern zeichnen wir nur Sylveſter Jordan aus Marburg, v. Beisler, Döllinger und Laſaulx aus München, Sepp aus Tölz, Giskra aus Mähren und Zimmermann aus Stuttgart beſonders aus. Zu dieſer Wahl hat uns weniger die Kunſt, der innere Gehalt und der oratoriſche Werth der Vorträge, als der Wunſch bewogen, die redende Maſſe in beſtimmte Claſſen einzutheilen, und zum Troſt Ihrer Leſer nur die Fahnenträger der politiſchen Farben etwas kenntlicher hinzuſtellen. Käme Gedankenſchwung und kernhafte Subſtanz der Sätze mit Kunſt, Melodie und zaubervoller Wirkung auf das Gemüth der Hörenden allein in Betracht, ſo hätte die Paulskirche ohne Bedenken Herrn Zimmermann aus Stuttgart die Palme der Beredſamkeit gereicht.

Hr. Zimmermann iſt ein Orator, und wir ſahen nicht ohne Bewunderung die ſchöne Kunſt und den glänzenden Erfolg! Hr. Zimmermann mag ſich täuſchen, wenn er, nach meiſterhafter Schilderung geiſtlicher Verderbtheit und Uebergriffe, ſich in poetiſcher Begeiſterung weit über Zeit und Raum hinüberſchwingend, eine von menſchlicher Zuthat reine, im Geiſt und in der Wahrheit anbetende Kirche, wie ſie Chriſtus der Nazaräner ſchon vor 1800 Jahren in Ausſicht ſtellte, endlich über den deutſchen Horizont herüberleuchten läßt und das hochzeitlich geſchmückte Volk der Germanen von aller Beengung kirchlicher Rührigkeit und von allem nähern Einſehen in geiſtliche Praxis abzuhalten ſucht. Die demokratiſchen Neuerungen des Jahrhunderts, meint Herr

---

dem blutsverwandten Schweizervolk, in welchem noch viel religiöſer Sinn und das Bedürfniß an einen Gott und an ein Jenſeits zu glauben herrſcht, ein Gefühl des Grauſens bei Leſung ſolcher Rede auftauchte. Die Theorien eines Babeuf und Proudhon erregen in einem Land, wo das Eigenthum geheiligter iſt als irgendwo, doch nicht halb ſo viel Abſcheu, als die fable Doctrine propagandiſcher Gotteslengner, die dem Unglücklichen den letzten Troſt rauben möchten: die Hoffnung auf eine ausgleichende Zukunft."

Zimmermann, werden auch der Kirche das alte Handwerk legen, und Hr. Zimmermann zweifelt gar nicht, die Politik der von aller Staatsaufſicht emancipirten Kirche werde künftig edel, rein und ſittlich ſein. In der That, Gewiſſenszwang, tyranniſches Staatskirchenthum und inquiſitoriſche Tücken theoretiſch zu vertheidigen wagte bei der ganzen Verhandlung ſelbſt kein Kirchenmann, und hätte nicht bei einigen Adepten ultramontaner Gottſeligkeit in unbewachten Augenblicken das Innere durch die leichte Tünche durchgeſehen, ſo müßte man glauben, Hr. Zimmermann habe nicht bloß Recht für die Zukunft, ſondern die Verwandlung prieſterlicher Natur ſei ſchon wirklich eingetreten. So geduldig, ſo freiheitathmend, ſo billig und ſalbungsreicher Unſchuld voll redete die geiſtliche Cohorte! Die Sache indeſſen hat ihre natürliche und für unbefangene Parlamentsgemüther unſchwer zu erklärende Seite; weil es der heiligen Kirche — ſo denken ſie in der Nationalverſammlung — ſeit einiger Zeit hinderlich geht und das geiſtliche Schaffen und Gewaltüben in Geſellſchaft mit dem verrotteten Polizeiſtaat in Deutſchland jährlich unergiebiger, und ſeit den Märztagen dieſes Jahres beinahe ganz unmöglich werde, ſchmolle die heilige Kirche mit ihrem alten Partner, und möchte das Geſchäft in Europa unabhängig und getrennt vom Staate wieder auf eigene Rechnung treiben.

Sie begreifen wohl von ſelbſt, daß wir nur als Berichterſtatter fremde Gedanken wiedergeben, unſere eigene Wärme aber und unſere parteiiſche Vorliebe für die katholiſche Sache, wie man ſie in Tirol verſteht, des Friedens wegen auf das ſorgfältigſte verbergen und niederhalten. Indeſſen müſſen wir doch geſtehen, die Selbſtändigkeit der Kirche wird jetzt im Occident beinahe mit verdachterregender Uebereinſtimmung und zum Theil mit einer Leidenſchaft und Heftigkeit begehrt, welche Heiligen von Profeſſion wahrhaft übel ſteht. Wie auf dem Schlachtfelde das

Heil des Ganzen häufig in einem Punct liegt, und alles Streben der Kämpfenden auf den Beſitz dieſes einen Punctes geht, ebenſo drehte ſich die Wucht aller ſechsundſechzig Reden in der Kirchenſache inſtinctmäßig um dieſes eine Ziel. Daß aber von den ſechsthalb Dutzend Rednern, die in dieſer Sache ſprachen, keiner den andern wiederholte, keiner in Unkunde über den wahren Sachverhalt ſich in leeren Worten erging, im Gegentheil jeder Nachfolgende ſich durch eigenthümliche und neue Wendungen vor dem Abgehenden ausgezeichnet hat, und ſelbſt bei dem mohngetränkten Phraſengeklingel eines Beſeler und Biedermann von Langweile und Ermattung während der ganzen langen Verhandlung nichts zu empfinden war, glauben Sie ohnehin.

Wenn aber von den beiden obengenannten Sprechern Vogt und Zimmermann, der eine aus atheiſtiſcher Geringſchätzung, der andere aus poetiſcher Ueberſchwenglichkeit, beide aber von der zwingenden Gewalt ihres abſoluten Freiheitsprincips hingeriſſen und kummerlos um die nächſten Folgen, das Band zwiſchen Kirche und Staat raſch zerhauen, und im Einklang mit den liſtigen Frommen der Paulskirche die Heilung der aus der Freiheit erwachſenden Uebel von der Freiheit ſelbſt erwarten, ſo gewinnen Sylveſter Jordan und der Mähre Giskra der Sache eine andere Farbe ab. Dieſe Männer ſind ebenſo freiſinnig wie Vogt und Zimmermann; aber ſie ſind in dieſer Sache klüger und praktiſcher als die Vorgenannten; auch kennen ſie Natur und nachhaltige Weiſe geiſtlicher Strebſamkeit überhaupt beſſer, als die aufrichtigen aber unbedachtſamen Schwärmer einer gewiſſen Seite im Parlament. Das Weſen geiſtlichen Regiments und das Maß deſſen, was in voller Ungebundenheit die Kleriker einer Staatskirche vermögen, iſt eigentlich nur jenen redlichen, aber gegen geiſtliche Zucht von Hauſe aus rebelliſchen Gemüthern bekannt, die unter kirchlichem Druck aufgewachſen,

aber noch vor gänzlicher Knickung angeborner Energie zur Freiheit gekommen ſind.

Hr. Sylveſter Jordan fühlte in der Jugend das ganze Gewicht geiſtlicher Tyrannei, und ward im ſpätern Alter durch den Polizeiſtaat mißhandelt und verfolgt; beide Gewalten waren aber einzeln und im Bunde nicht ſtark genug, ſeine freiheitsliebende und kräftige Gebirgsnatur zu bändigen. Was nun ein ſo vielfach geprüfter Mann über Staat und Kirche, ſowie über ihr Verhältniß zu einander denkt, ſchien uns gleich Anfangs von bedeutendem Gewicht. Während die Partei der Freiheitbegeiſterten ihre emancipirte Kirche in idylliſchem Verhältniß neben dem Staate hergehen und an gemeinſamer Veredelung des menſchlichen Geſchlechtes arbeiten läßt, meint Hr. Sylveſter Jordan, zwiſchen Kirche und Staat ſei ein friedliches Verhältniß gar nicht einmal möglich, weil die Waffen ungleich und beide Gewalten Nebenbuhler und geborne Feinde ſind. Die Kirche herrſche über die Gewiſſen und halte den Geiſt der Gläubigen nieder; und deswegen müſſe die Kirche nicht ſchlechthin als ſolche, wie Vogt und Conſorten meinen, ſondern nur als äußere Gewalt über das menſchliche Gewiſſen und als zwingende Kraft untergehen. Kirche ſei eigentlich der Klerus in ſeiner feſten und wohlgeordneten Gliederung, alles übrige im chriſtlichen Staate rechne man zu den „Schäflein“ — willenloſe Heerde zum Vortheil der Hirten gelenkt. Und von dieſen geiſtlichen Schafhirten, meint Jordan, wären viele, beſonders heftigere Naturen, noch immer zu den härteſten Zwangsmitteln geneigt, und würden, hätten ſie die Macht in Händen, allen Parlamentsdebatten zum Trotz noch heute Scheiterhaufen als letztes Argument für Aufrechthaltung ihrer Lehre und ihrer Macht in Vorſchlag bringen. Gelüſte dieſer Art ſeien von der Natur einer Staatskirche*) unzertrennlich,

*) Man erinnere ſich an die anglikaniſche.

und weil in wohlgeordneten Geſellſchaften nur eine zwingende Gewalt ſein dürfe und ſein könne, ſo müſſe die Kirche als Anſtalt, die da äußere Gewalt über die Gläubigen übe, dem Staatsgeſetz unterworfen werden. Trennung zwiſchen Staat und Kirche und doch Fortbeſtand der letztern in ihrer gegenwärtigen Einrichtung, wie es die Kirchenpartei jetzt in Deutſchland wolle und im Parlament durchzuſetzen trachte, ſei ein leeres Wortſpiel, und das alte Uebel werde nach der Befreiung daſſelbe ſein, was es vorher war; denn Tod, Taufe und irdiſche Nöthen überhaupt werden und müſſen dem Klerus immer die Herrſchaft über die Menge bewahren. Und Hr. Sylveſter Jordan kennt, um die Menſchen endlich vor geiſtiger Tyrannei ſicher zu ſtellen, keinen andern Ausweg, als „die Kirche in Religionsgeſellſchaften aus einander zu ſchlagen und alle äußere Kirchengewalt abzuſchaffen."

In der Paulskirche zu Frankfurt hat es für Hrn. Sylveſter Jordan keine Gefahr. Sollten aber die demüthigen und in chriſtlicher Einfalt lebenden Seelenhirten im Gebirge die Diatribe leſen, ſo könnte es für den geiſtlichen Credit des Antragſtellers eher bedenklich werden. Wir unſererſeits halten Hrn. Jordan für einen warmreligiöſen Mann; aber Religion mit innerer Heiligung liegt in ſeinem Sinn, „weil ſeiner Vorſtellung nach nur der innerlich religiöſe Mann wahrhaft frei und nur ein von ſolchen Menſchen bewohnter Staat vorm kirchlichen Feinde ſicher ſei." Man kann es nicht oft genug wiederholen, Hr. Jordan will Niemand hindern in ſeiner Art fromm, zahm und gerecht zu ſein. Hr. Jordan hat auch nichts dagegen, wenn der Menſch in heißer Gottſeligkeit ſich privatim caſteit, geiſelt, abergläubiſche Bußen überſteht und z. B. an beſtimmten Wochentagen Karpfen und geſchmorte Trüffeln zu eſſen, für ein wirkſames Tugendmittel im Kampfe wider Sinnlichkeit und Teufel hält. Hr. Jordan iſt

duldſam, und will nur, daß der Andächtige ſeine Pönitenzen und ſeine Tugendmittel für ſich behalte und nicht auch andere zu gleicher Meinung und zu gleicher Praxis zwinge.

Hr. Giskra aus Mähren führt den Jordan'ſchen Gedanken weiter, und ſpricht mit Heftigkeit, ja mit Leidenſchaft und ſchwellendem Sturmdrang, was auf die Zuhörer allezeit vortheilhafte Wirkung thut, beſonders wenn das Thema vom Geiſt des Jahrhunderts angeweht und erwärmt wird. Organ, Wuchs und Jugend erhöhen bei Giskra noch den Reiz natürlicher Beredſamkeit, und wie ſich im Fluß der Begeiſterung das Blut des Redenden erhitzt, wollen viele in Blick und Haltung dieſes Mähren einen jugendlich-glühenden Häuptling aus Ziska's Heer erkennen.

Daß man die Kirche von aller Bevormundung durch den weltlichen Staat befreie und ihr die allgemeinen, heute keiner Geſellſchaft zu verweigernden Aſſociationsrechte gewähre, findet der beredte Giskra billig, und ſtimmt inſoweit auch für Trennung der Kirche vom Staat. Jedoch unterſcheidet er, wie uns ſchien unter allen Sprechenden zuerſt, mit Sorgfalt Trennung von Unabhängigkeit, welch letztere, ohne es förmlich einzugeſtehen, die Sachwalter geiſtlicher Angelegenheiten eigentlich im Sinne haben. Dieſe Unabhängigkeit, meint Hr. Giskra, widerſpreche der Natur des Staates geradezu, und verlange die Kirche dieſe Unabhängigkeit und dieſes ſelbſtändige Gebaren, ſo greife ſie den Staat in ſeinem Weſen an und wolle ihn gleichſam verzehren und in ſich aufnehmen. „Die Kirche", ſagt Herr Giskra, „iſt im Staate, die Glieder der Kirche ſind Bürger des Staates, das Vermögen der Kirche iſt im Staate, und ſie kann ihre äußere Stellung und ihre irdiſchen Zwecke nur unter dem Schutz und mit Hülfe des Staates erreichen, und alles was die Kirche äußerlich thut, bewegt ſich in der Sphäre des Staates. Welcher Verein im Staate kann aber begehren, daß er die Ge-

ſetzgebung, die entſcheidende und vollziehende Gewalt, unabhängig und getrennt vom Staat und in allen innern und äußern Dingen des Vereins übe?" Dieſe Argumentation mährischer Rhetorik ſchien vielen Zuhörern der Paulskirche bündig und überzeugend. Auf die tauſend Mittel und Wege, durch welche der Klerus das ungelehrte und nicht ſelbſtdenkende Volk bezaubere und beherrſche, hat Hr. Sylveſter Jordan nur andeutend hingewieſen, Hr. Giskra aber hat ſie des weiteren und umſtändlichern, zugleich lebendig und nicht ohne Beifall der Verſammlung auseinandergeſetzt. Und der junge feurige Redner, wie man es ſich leicht denken kann, iſt zu einem noch heftigeren Schluß gelangt, als wozu der kühle und gemäßigte Jordan aus Marburg gerathen hat.

Den größten Unwillen, ja man darf beinahe ſagen den größten Schrecken und die ärgſte Erbitterung im Kreiſe der Kirchlichen hat die Rede des Hrn. v. Beiſler hervorgebracht.

Hr. v. Beiſler, wie man weiß, iſt in Bayern Miniſter für Cultus und Unterricht, gleichſam Landvogt und Polizeimeiſter auf demſelben heiligen Gebiete, das man aus Andacht und Intereſſe weltlichem Einfluß ganz entziehen möchte. Man fühlte es lebendig, das irdiſche Königthum, ja der geheimſte Gedanke, der heute die weltliche Staatsgewalt in Bayern treibt und belebt, thue ſich aus der Rede des Hrn. v. Beiſler kund. „Trennet ſie nur", ſagt Hr. v. Beiſler, „und die Folgen bleiben nicht aus: entweder verſchlingt nach dem Scheidungsproceß die Kirche den Staat, oder der Staat unterjocht die Kirche; Friede zu gleichen und gerechten Bedingungen iſt zwiſchen dieſen Elementen eine Unmöglichkeit." Hr. v. Beiſler glaubt nämlich weder an die Freiheitsliebe, noch an die Harmloſigkeit, noch an die Andacht der klagenden Kirchenvögte und meint: prieſterlicher Abſolutismus wolle ſich durch Losſchälung vom Staatsverbande bloß der demokratiſchen Richtung erwehren, welche jetzt in Europa mit un-

widerſtehlicher Gewalt den weltlichen Staat neugeſtalten will und die Kirche ſelbſt zu erfaſſen und im Sturm fortzureißen droht. Daher, meint Hr. v. Beisler, komme der Nothruf der Kirche nach freier Bewegung und nach Ungebundenheit! Sie hoffe durch ihren geiſtlichen Monarchismus die weltliche Staatsdemokratie zu erdrücken, ja in das Gegentheil zu verwandeln, und ſo auf der einen Seite durchzuführen, wornach der Moskowiterczar auf der andern ſtrebt: ut libertas in Europa e conspectu tolleretur.

Hr. v. Beisler, wie man ſieht, hält die Kirche für nicht ſo poetiſch unſchuldig und idylliſch unbefangen, wie Hr. Zimmermann und der mit iſokratiſcher Glätte redende Chriſt von Bruchſal! Die Begierde der Geiſtlichen und ihrer Anhänger in das Parlament zu kommen und überhaupt weltliche Staatsgeſchäfte zu betreiben, erklärt der Miniſterredner gleichfalls aus dieſem reactionären Nachgedanken der Klerikalpartei. Glauben Sie ſicher, ſehnſuchtsvolle Rückblicke auf Abels gewinnreiche Frömmigkeit und parteiiſches Gewährenlaſſen haben während der Beisler'ſchen Rede in den Herzen der Kirchenmänner nicht gefehlt! Aber der bayeriſche Cultminiſter begnügte ſich nicht, die Kirche in ſolcher Weiſe zu ſchildern und zugleich auf die Gefahren hinzudeuten, die aller weltlichen Ordnung von dieſer Seite drohen; Hr. v. Beisler nennt auch das Heilmittel, um in Deutſchland wenigſtens dieſes irdiſch-reactionäre Gelüſte auszutreiben. Was die europäiſchen Völker ſchon im fünfzehnten Jahrhundert zu Conſtanz und Baſel begehrten, aber bis zu dieſer Stunde nur unvollkommen oder gar nicht erhielten, räth der bayeriſche Cultminiſter von neuem an: reformatio in capite et in membris durch regelmäßige Synoden. Reichsſynoden und Provinzialſynoden, meint er, weiſen die Kirche in ihre natürlichen Schranken zurück, und in dieſer ſtaatsmänniſchen Anſicht wurde der Redner durch den praktiſchen und conſequenten Decan Kuenzer ergänzt und unterſtützt.

Um den gefährlichen Eindruck der Beisler'ſchen Staatsrede zu ſchwächen und ihre Wirkung auf den Beſchluß des Hauſes zu lähmen und womöglich ganz zu vernichten, ſchien es der Partei räthlich, Alles, was ſie an Macht und Beredſamkeit beſitze, in den Kampf zu bringen. Döllinger, Sepp und Lasaulx, drei Grundſäulen und Vorkämpfer der katholiſchen Partei in Bayern, ſind bei den ſchwankenden Phaſen des Streites nach einander in den Vordergrund getreten, und wir geſtehen es aufrichtig, die Neugierde den Kirchenbau zu ſehen, welchen dieſe Männer auseinanderlegten, und die Argumente zu hören, die ſie für den Sieg ihrer Sache in die Wagſchale legten, hat uns hauptſächlich ermuntert, fleißig in die Paulskirche zu gehen und über dieſe merkwürdige Verhandlung Einiges aufzuſchreiben. Wenn der Spruch: virtus est et in hoste laudanda je von einem Gegner geſagt werden kann, ſo iſt es gewiß Hr. Ignatius Döllinger, Exprofeſſor der Theologie und Stiftspropſt zu St. Cajetan in München. Gute Bildung und gründliche Gelehrſamkeit dieſes Mannes iſt in Deutſchland allgemein anerkannt, von ſeiner Gewandtheit im Streit aber und von ſeinem dialektiſchen Redefluß hat er im kirchlichen Vorpoſtengefecht der Paulskirche den gültigſten Beweis abgelegt. Die geſchliffene Außenſeite dieſes Geiſtlichen, ſein froſtiger Blick, ſeine Ruhe, ſein gemäßigtes und glattes Wort, ſein Witz und ſeiner Spott ſind Waffen, die ſelbſt den erklärteſten Widerſacher zu Achtung und Anerkenntniß zwingen. Daß aber neben dieſen Eigenſchaften ſophiſtiſch-kühle Berechnung, unbedingtes Vorwärtsſtreben und weites Gewiſſen beſtehen und gedeihen könne, wird in gleicher Weiſe zugeſtanden. Ein Mann wie Hr. Döllinger fragt nicht lange, ob ſeine Argumente wahr und ehrlich, er will nur, daß ſie logiſch unbeſtreitbar, daß ſie beißend und von epigrammatiſcher Wirkung ſeien; Hr. Döllinger und ſeine Partei ſollen am Ende Recht behalten und ſiegreich aus dem Kampfe gehen

um jeden Preis. Aber mit welchen neuen und von anderen Rednern noch nicht geſagten Argumenten unterſtützt der gelehrte Döllinger ſeine Theſis über Staats- und Kirchentrennung, die er in der ganzen Fülle und im ausgedehnteſten Sinne zu erzielen ſtrebt?

Neue Argumente hat Hr. Döllinger gar nicht gebracht, ja er hat eigentlich in der Sache gar kein Argument vorgebracht und die Hauptfrage ſo zu ſagen ganz aus dem Spiel gelaſſen. Hr. Döllinger will nur ſeine Vorgänger dialektiſch widerlegen und in der Verſammlung nachweiſen, daß alles was die Gegner, namentlich aber Miniſter Beisler und Decan Bauer von der heiligen Kirche Böſes geſagt, logiſch irrthümlich und gegen die Regeln der Disputirkunſt ſei. Sämmtliche Vorwürfe, die man der römiſchen Kirche vom erſten Auftauchen der Pontificalgewalt bis auf unſere Tage herab zu machen pflegt, weiſt Hr. Döllinger mit unglaublicher Ruhe und Heiterkeit als Verleumdung und logiſch falſche Conſequenz zurück. Durch Verneinung des ſyllogiſtiſchen Vorderſatzes der Gegner ſtellt er ſeine Kirche gleichſam als perpetua innocentia hin, die man nicht einmal zu vertheidigen brauche. Hr. Döllinger ſagt uns geradezu: die römiſche Kirche mit ihren Einrichtungen ſei „juris divini“ und gehöre eigentlich gar nicht vor das Forum einer Laienverſammlung, wie ſie jetzt in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. beiſammenſitze. Indeſſen läßt ſich Hr. Döllinger doch herab, für Rechtfertigung ſeines vor dem himmliſchen Tribunal allein zu Recht ſtehenden römiſchen Kircheninſtituts Einiges anzumerken, was einer Apologie gleichen ſollte.

Die Kirche, ſagt Hr. Döllinger, ſei gar nie monarchiſch, viel weniger despotiſch-abſolut geweſen; ja ſie ſei die Demokratie ſelber und habe ſich zu keiner Zeit Uebergriffe auf das weltliche Gebiet erlaubt, habe allzeit Concilien und Synoden mit Freudigkeit befördert, und wenn ſie bis heute nicht allen Segen und alles

irdiſche Glück, deſſen Inhaberin und von Gott beſtelltes Magazin ſie ſei, dem gläubigen Volke geſpendet habe, ſo falle die Schuld auch hier auf den leidigen Polizeiſtaat, der ſie im Guten und im Edlen überall gehindert, zum Böſen verführt und von Beglückung des menſchlichen Geſchlechts abgehalten habe. Sogar die confeſſionellen Spaltungen in Bayern, in Deutſchland, ja im ganzen chriſtlichen Europa überhaupt habe von jeher, und namentlich während der letzten Decennien wiederum der leidige Polizeiſtaat allein verſchuldet, und namentlich habe Miniſter Abel in Bayern Luther und St. Peter mit gleicher Bosheit und Wuth verfolgt, bedrängt und unterdrückt. Im Grunde wollte uns Hr. Döllinger ſagen, Miniſter Abel habe der proteſtantiſchen Sache in Bayern eigentlich gar keine Hinderniſſe in den Weg gelegt und nur die Katholiken in Ausübung ihres Heils tückiſch und ruchlos gehindert, woran in der Paulskirche natürlich Niemand gezweifelt hat.

Viele Leſer mögen ſich noch an Napoleons coloſſalen Schlachtbefehl vor Auſterlitz erinnern: „Die Artillerie ſoll zuerſt die feindlichen Heerſäulen niederſchmettern, dann werden die erſchütterten Haufen von den Grenadieren niedergeſchoſſen und die Küraſſiere endlich ſollen die Niederlage vollenden.“ Darf man Kleines mit Großem vergleichen und in allen Dingen das umgekehrte Verhältniß denken, ſo ſollte die geiſtliche Verhandlung in der Pauliskirche unſer parlamentariſches Auſterlitz ſein. Seit langem hatte man die kirchlichen Streitkräfte, beſonders am Rhein und an der andächtigen Iſar, zu einer Hauptſchlacht geſammelt, gemuſtert und eingeübt. Und wie am Entſcheidungstage die Heerſäulen des Parlaments durch Döllingers Geſchützfeuer, wie man vorausſetzte, gehörig verwüſtet waren, rückte — um bei dem Gleichniß zu bleiben — Dr. Sepp mit der ganzen Grenadiermacht der Kirche in den Streit.

David Strauß' Leben Jeſu in zwei Bänden hat bekanntlich Dr. Sepp durch ein anderes Leben Jeſu kurz und bündig in ſechs Bänden widerlegt und zur Stärkung im katholiſchen Glauben eine — Pilgerreiſe nach Jeruſalem gemacht. Iſt aber ein Redner jung, fromm, gelehrt, ein Verächter weltlicher Eleganz und zugleich ein „mächtiges Rednertalent", wie es unlängſt die Augsburger Poſtzeitung an Hrn. Sepp geprieſen hat, ſo iſt ſein Triumph in jeder Nationalverſammlung, nicht etwa bloß zu Frankfurt a. M., unvermeidlich und gleichſam voraus gewiß, beſonders wenn er ſeine parlamentariſche Jungfernrede mit leuchtendem Auge, gedächtnißtreu und fließend in gutem Tötzerſtyl recitirt. Hr. Sepp iſt völlig überzeugt, und natürlich ſind es auch wir mit ihm, er habe durch ſeine Kirchenrede den gottloſen Parlamentsgliedern einen tödtlichen Hieb verſetzt und zum Sieg der heiligen Kirche weſentlich beigetragen. Beſonders hat Herr Sepp die drei weltlichen Vorredner Jordan, Vogt und Beisler aufs Korn genommen, und gleich der erſte Satz war von entſcheidender Wirkung: „Hr. Vogt iſt mein Mann — Chriſtenthum oder Heidenthum — es fragt ſich nur, womit ſteht ſich der Staat beſſer?" Bekennen Sie es nur, dieſes Exordium hat Schwung und geht gleich aufs Praktiſche ein! So wenig ihrer Zeit Nero und Diocletian Gott abzuſetzen und die Kirche aufzulöſen vermochten, ebenſo wenig, meint Hr. Sepp, werde dieſes Unternehmen Hrn. Vogt und dem Parlament zu Frankfurt a. M. gelingen, und „ſelbſt Oeſterreich, ſobald es wieder zur Beſinnung komme, werde ſo klug ſein und mit der Kirche Frieden ſchließen."

Mit dieſer Ladung war Vogt aus Gießen getödtet, und kehrte Herr Sepp Geſchoß und volle Schärfe ſeiner Logik gegen den bayeriſchen Cultminiſter. Um Vogt von ſeinem ruchloſen Attentat wider die Kirche abzuſchrecken, hatte ihn der Redner gewarnt und ihm zu bedenken gegeben, daß der weltliche Staat im Kampfe

mit der Kirche allzeit den Kürzern gezogen habe; wider Beisler leugnet aber Hr. Sepp, daß Kirche und Staat je Feindſchaft geübt und je widerſtrebende Intereſſen verfochten haben. Den gefährlichſten aller Vorwürfe: „die katholiſche Kirche gehorche einem ausländiſchen Souverän", weiſt Hr. Sepp im Einklang aller Meinungsgenoſſen mit Entrüſtung zurück. Nicht ohne Liſt und feinen Tact machte nämlich die Klerikalpartei in den Verbeſſerungsanträgen ſowohl als in den mündlichen Verhandlungen Einheit und Freiheit Deutſchlands von der im Parlament auszuſprechenden Trennung, d. i. Unabhängigkeit und völligen Freilaſſung der Kirche vom Staate abhängig. „Wie könnt ihr Katholiken von Einigung und Befreiung Deutſchlands von allen fremden Einflüſſen reden," ſagen die Gegner, „während ihr mit Willen, Leib und Gut einem nicht deutſchen Gebieter ergeben und verpfändet ſeid?" Der Einwurf iſt bedenklich, und wir waren nicht wenig begierig zu hören, in welcher Weiſe Hr. Sepp ſeine Glaubensgenoſſen über dieſe Klippe bringe. Hr. Sepp — man muß es geſtehen — argumentirte mit großer Geſchicklichkeit, indem er die deutſche Nationalverſammlung feierlich verſicherte: „er ſei ehrlich und ſage, er ſei ein aufrichtiger Chriſt und, gebe es Gott, er ſei es nicht bloß dem Namen nach; aber dieſes Joch eines auswärtigen Souveräns habe er (der Dr. Sepp) noch nie gefühlt, noch nie ſchwer empfunden, daß ein auswärtiger Souverän, der Papſt zu Rom, exiſtire." Stärke und überzeugende Kraft dieſes Sepp'ſchen Beweiſes wird Niemand leugnen.

Indeſſen mochte der Redner nebenher beſorgen, derſelbe könne, ſeiner innern Stärke ungeachtet, doch nicht für alle in der Paulskirche Sitzenden vollſtändig überwältigend und zermalmend ſein. Durch einen raſchen Gedankenſprung ward der eben geleugnete fremde Souverän ſtillſchweigend anerkannt, aber dieſe ausländiſche Herrſchaft zugleich als Urquell aller Freiheit hingeſtellt. Hr. Sepp

packt uns auf der empfindlichſten Seite und gibt zu verſtehen, wahre Freiheit, von welcher in der Paulskirche ſo viel geredet werde, gebe eigentlich nur das Chriſtenthum, d. i. die römiſch-katholiſche Kirche, die allein den Menſchen im Elend aufrecht zu erhalten und Staaten zu gründen vermögend ſei. Ohne religiöſe Grundlage könne die deutſche Nationalverſammlung keine dauerhafte Verfaſſung zu Stande bringen. Eben im Mangel dieſer religiöſen Grundlage aber ſtecke das Uebel der Zeit, und Hr. Sepp hielt den ungläubigen Parlamentsherren, beſonders den Vornehmen darunter, eine ſchwunghaft-beredte und geiſtlich-ſcharfe Faſtenpredigt: „den Meiſten freilich aus den höheren Ständen, vielleicht auch unter uns, den Meiſten werde das Bedürfniß einer Religion ſelten klar; erſt wenn es ans Todtenbett kommt, dann „zapple“ ihnen das Herz etwas, da möchten ſie ſo eine Herzſtärkung, da ſoll derjenige, den man ſein Leben lang geſchmäht und verachtet hat, kommen, um wenigſtens das Decorum nach außen zu retten und die Religion „wie einen Magenzucker“ zuletzt noch ihnen einzugeben; da ſoll er dann gezwungen ſein zu thun, was eine Erniedrigung für Jeden iſt.“ Eine deutſche Verfaſſung mit den Ideen eines Vogt und Sylveſter Jordan, die ohne herrſchende katholiſche Staatskirche und folglich, um bei ſeinem ſchönen Bilde zu bleiben, ohne „religiöſen Magenzucker auf dem Todtenbette“, meint der beredte Sepp, werde keine zehn Jahre dauern. Um dieſes Unglück zu verhüten und es in Deutſchland wieder zu einiger Vereinbarung zu bringen, ſollen wir die Kirche frei und unabhängig laſſen, quod erat demonstrandum.

Hr. Sepp fühlte lebhaft, daß er jetzt am Entſcheidungspuncte ſeiner Redeſchlacht angekommen ſei und alle ſeine Reſerven ins Feuer bringen müſſe, wenn er uns bekehren und gänzlich unterjochen wolle. Und wahrhaft, Hr. Sepp wird warm, gedrängt, ja tragiſch im Ausdruck, und fragt mit bedeutungsvollem Pathos

„wozu es führe, wenn die Religion geknechtet und gebunden, geknutet und geknebelt ſei?“ Leider arbeite der Staat in ſeiner Kurzſichtigkeit dafür, die Kirche zu demüthigen, ſie herabzuſetzen und zu erniedrigen, um ohne ſie zu herrſchen und ſelbſt in dem ihm fremden Gebiet ſeine Omnipotenz zu begründen; „aber“, fragt wieder Hr. Sepp, „ſteht er ſich bei ſolcher Unterdrückung des freien kirchlichen Lebens beſſer?“ Allein der weltliche Staat, d. i. Hr. v. Beiſler, wolle die Kirche vom römiſchen Stuhl losmachen und drohe mit Synoden, auf welchen auch Laien Sitz und Stimme haben — ein Verfahren, welches Hr. Sepp natürlich höchſt verdammlich findet und aufs nachdrücklichſte in wahrhaft ſchwungvollem Styl zu bekämpfen ſucht: „Gewiß“, ſagt Hr. Sepp, „mit Synoden ſteht der Staat ſich beſſer, aber nicht die Kirche.“ „Kommen Synoden zu Stande — argumentirt er weiter — ſo kommen natürlich viele Synoden zu Stande, ſie greifen einander in die Haare, der Staat tritt als Vermittler ein und hat die Religion wieder beim Schopf, ſtellt Polizeibüttel an die Sacriſtei, die da regiſtriren, controliren und beſtimmen, ob Stearinkerzen brennen ſollen, wie oft der Segen geſpendet und wie lange die Glocke geläutet werden dürfe“ — Greuel und Verkehrtheiten, die Hr. Sepp von Seite des Laienſtaates nicht länger dulden will.

Der unverkennbare Erfolg dieſer hochrhetoriſchen Argumentation erfüllte den Redner mit ſtolzer Zuverſicht, und, um die Niederlage ſeiner weltlich geſinnten Gegner zu vollenden, glaubt Hr. Sepp, er müſſe auch noch eine lichtvolle und pikante Definition des „Staats“ geben. Wer denn dieſer Staat, der da Alles verſtehen, regieren und bewältigen wolle, eigentlich ſei? Dieſe Frage des Hrn. Sepp erregte allgemeine Neugierde, und die Spannung der Nationalverſammlung ſtieg aufs Höchſte: „Der Staat, meine Herren, iſt der erſte und vorzüglichſte Jeſuit, der aber ſeinen eigenen Vortheil nicht verſteht, Getaufte wie Unge-

taufte, Maurer und Schloſſer als Miniſter nimmt und folglich ohne ärgerliche Inconſequenz nicht mehr kirchliche Präbenden verleihen und theologiſche Lehrſtühle beſetzen darf." In dieſem Umſtande erkennt Hr. Sepp den weſentlichſten Grund die Kirche vom Staat abzuſchälen, beſonders aber Hrn. v. Beisler aus dem Cultusminiſterium zu vertreiben, ja dieſes Miniſterium ganz und gar aufzuheben. Wer dieſe Trennung der beiden Gewalten nicht wolle, der ſei gar kein Deutſcher, „er ſei Cäſaropapiſt und Ruſſe", was natürlich in der Paulskirche keine große Empfehlung wäre. Den letzten und triftigſten Grund jedoch die beiden Gewalten zu trennen, ſparte Hr. Sepp, als kluger Dialektiker und um des Sieges gewiß zu ſein, bis zum Schluß der Rede auf: „Trennt ja doch die Kirche vom Staat", ſagt Hr. Sepp, „weil von der Trennung nichts zu fürchten iſt, und Staat und Kirche mit der neuen Freiheit ſich beide beſſer ſtehen."

Die Verheerung, welche Dr. Sepps oratoriſches Rollfeuer in den kirchenfeindlichen Reihen angerichtet, war höchſt bedenklich, und den Meiſten von uns ſchien es zweifelhaft, ob der Anprall der ſchweren Reiter unter Lafaulx ohne völlige Niederlage noch auszuhalten ſei. Hrn. v. Lafaulx, den claſſiſch wohlbeſtellten Mann, haben wir bisher nicht richtig beurtheilt, nicht genau gekannt. Wir dachten uns Hrn. Lafaulx zwar feſt und entſchieden im Glauben, aber von Gemüthsart ſanft und harmlos, nachſichtig gegen Irrende und großartig hinwegblickend über die Verkehrtheiten des Jahrhunderts, mit einem Wort, wir dachten uns Hrn. Lafaulx mehr leidend und gemäßigt, als energiſch und übergreifend. Hr. Lafaulx iſt aber in letzterer Beziehung gerade das Gegentheil; er iſt heftig, ſtarr, herausfordernd, ein leidenſchaftlich aufgeregter, ſchonungsloſer Zelot. Hr. v. Lafaulx iſt in ſeiner Rauhheit doch gerade, ehrlich und nicht ohne hochherzigen Sinn; aber es iſt noch unentſchieden, ob der trotzige Muth eines Mär-

tyrers oder der heilige Grimm und der inquiſitoriſche Rachegeiſt eines Dominikaners aus dem Zeitalter der Albigenſer in dieſem Manne überwiegend iſt. Gegen die Gewohnheit der Paulskirche, ſelbſt entſchieden feindliche und widerſtrebende Geſinnung in geſchliffene und milde Form zu kleiden und den Gegner mit ſchonungsvoller Mäßigung zu behandeln, liebt Hr. v. Laſaulx ſogenannte Kraftausdrücke, derbe und unverſöhnliche Worte, die keinen Ausweg übrig laſſen und alle nicht Laſaulx'ſchen Meinungen als Aufruhr und vermeſſenen Hohn gegen die Gottheit brandmarken, gegen die Gottheit, welche natürlich durch den Mund des Hrn. v. Laſaulx zu den Irdiſchen reden wolle. Laſaulx iſt gerade das Widerſpiel von Vogt: dieſer letztere will höflich und fein die Kirche zertrümmern, der andere aber grob und barſch den Polizeiſtaat vernichten.

Der Zuſtand Europa's im Zeitalter eines Innocentius III. ſcheint unſerem Kirchenhelden als Ziel gottſeliger Strebſamkeit vorzuleuchten. In zornvollem Drang redet Hr. v. Laſaulx von geſtreiften Schergen des modernen Polizeiſtaates, von Schmach, Schande und Lügenhaftigkeit der deutſchen Bewegung dieſes Jahres, von nichtswürdiger Inconſequenz der Volksvertreter, von weibiſch Geſinnten, von Feigen und Betrügern, von Mangel an Verſtand und Herz, von Vergiftung aller Lebensverhältniſſe, von Zwietracht, Haß und Rache, wenn ſein Antrag, das Band zwiſchen Kirche und Staat auseinander zu reißen, in der Paulskirche etwa verworfen werden ſollte. Hr. v. Laſaulx, wie man weiß, iſt Schüler und Meinungserbe eines berühmten Todten, von dem er aber zum Glück der Gegner, wie einſt jener Osmanli-Sultan von ſeinem Feinde Skanderbeg, wohl das Schwert, nicht aber den nervigen Arm überkommen hat. Gleich Aelians fliegenden Fiſchen hebt ſich Laſaulx im Beginn der Periode mit Schwungkraft in die Lüfte, ſinkt aber bald mit vertrockneten Floſſen wieder auf den Sand plattredender Frömmler zurück. Der Wider-

ſpruch indeſſen iſt nur ſcheinbar und erklärt ſich ohne Mühe. Im Anfang iſt es der talentvolle, gedankenreiche, natürliche Laſaulx; am Schluſſe aber tritt der Kirchendiſcipel im Style Montalemberts hervor. Beſonders ſtark und den Gottloſen des Jahrhunderts überlegen, ſagt Hr. v. Laſaulx, ſei er in der Logik, d. h. in der folgerichtigen Art zu denken und zu handeln. Herr v. Laſaulx ärgert ſich, und nicht mit Unrecht, „daß im ganzen Entwurf der Grundrechte des deutſchen Volkes weder der Name Gottes noch der Name der chriſtlichen Kirche vorkomme“, und aus dieſem Umſtand zieht der ſtrenge Logiker den Schluß: „alle Welt, öffentlich und privat, Kunſt und Wiſſenſchaft, ja die deutſche Nationalverſammlung ſelbſt, ſei ohne religiöſe Wärme, ſei weltlich geſinnt, und folglich ſeien wir, Dank dem Bettelſtolz des vorigen Jahrhunderts, der Alles zerſetzenden Kritik und des Polizeiſtaates in Deutſchland jetzt am Moment des Todes und der Grablegung Chriſti angekommen!“

Wundern Sie ſich ja doch nicht über das Eigenthümliche dieſes Laſaulx'ſchen Gedankenganges. Um ſeine Theſis für Lostrennung und völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staat ſiegreich durchzuſetzen, vergleicht der fromme Redner die Geſchichte der letzten achtzehnhundert Jahre ſinnreich und originell mit dem Leben und Leiden Chriſti und argumentirt ungefähr wie folgt: „Weil König Herodes zu Bethlehem Kinder gemordet und das heidniſche Rom St. Polycarp und St. Pancratius getödtet; weil ſodann der Teufel in Paläſtina den Heiland, in Aegypten aber die frommen Einſiedler St. Antonius und St. Paphnutius verſchiedentlich verſucht und beunruhigt hat; weil St. Peter einſt in der Verſammlung die Apoſtel angeſchnauzt, Abälard und Lanfrank dagegen über die chriſtlichen Myſterien geſtritten haben, und endlich weil Chriſtus nach ſeiner Grablegung wieder zum Leben erſtanden ſei, ſo müſſe man ſogleich die Kirche vom Staats-

verbande ablöſen und ſie völlig frei und unabhängig gewähren laſſen", d. h. man müſſe dem hochwürdigen Windiſchmann zu München die geſetzliche Befugniß ertheilen, freiſinnige Leute wieder durch inquiſitoriſche Maßregeln zu ängſtigen und den aſcetiſchen Broſchüren des hochwürdigen Sinzel auf dem Büchermarkt des Landes das Monopol zuſichern.

Eben weil Hr. v. Laſaulx ſchneidend und entſchieden iſt, hält er nicht übermäßig lange Reden. Sollte aber auch das von ihm in der Paulskirche Geſprochene im Ellenmaß hinter ſeinen Genoſſen zurückgeblieben ſein, ſo hat er ſie doch an Härte des Ausdrucks, an geiſtlichem Zorn und doctoraler Heftigkeit alle weit hinter ſich gelaſſen. Hr. v. Laſaulx kann das Auditorium erbittern, langweilt es aber nicht, wie der Geheimrath v. Balley, der Fanatiker aus preußiſch Schleſien, oder wie es dem ſüßlächelnden Hermann Müller in ſeiner Rede begegnet iſt. Soviel iſt indeſſen gewiß, Laſaulx' Rede bildete den Wendepunct der ganzen langen Verhandlung, und wie der Mann die Bühne verließ, war in Aller Herzen das der Kirche zu bewilligende Freiheitsmaß unwiderruflich feſtgeſetzt. Für einen Redner iſt es allerdings ſchmeichelhaft, wenn er Bekehrungen macht. Herr v. Laſaulx machte Bekehrungen, aber er machte ſie im entgegengeſetzten Sinn. Und wenn ſich am Ende eine nicht unbedeutende Zahl Schwankender, Halber und Gleichgültiger gegen den Antrag der Kirchlichen entſchied, und ſelbſt von der äußerſten Linken Etliche die Anfangs warm ergriffene Sache wieder fallen ließen, ſo ſchiebe die beſiegte Partei nur ohne Bedenken auf Hrn. von Laſaulx einen Theil der Schuld. Denn eine mit ſolchen Gründen und in ſolchem Styl verfochtene Sache erregt zuletzt in den gleichgültigſten und in den freiſinnigſten Gemüthern Unruhe und Verdacht.

aut hoc inclusi ligno occultantur Achivi,
aut haec in nostros fabricata est machina muros,
inspectura domos venturaque desuper urbi.

Wie es am Schluſſe der ganzen Frage, etwa vierzehn Tage nach dieſer Rede, endlich zur Entſcheidung kam, trat Hr. v. Lafaulx zornglühenden Angeſichts noch einmal auf die Bühne und ermahnte uns im imperatoriſchen Katheder ton für die Kirchenfreiheit ſo abzuſtimmen, wie er und ſeine Partei es vorgeſchlagen hätten. Deutſchlands Größe und Einheit ſei nur auf dieſem und auf keinem andern Wege zu erzielen. Verſtocktheit und religiöſe Kälte des Hauſes waren aber ſo überwiegend, daß der angedrohten Strafe ungeachtet unter vierhundertſechsundfünfzig Stimmgebenden mit 357 gegen nur 99 entſchieden wurde: „die Kirche ſei bei aller Freiheit in ihrem Innern gleich jeder andern Verbindung dem allgemeinen Staatsgeſetze auch in Zukunft unterthan.“

Deutſchland und Schleswig-Holſtein.

(1850.)

„Noch iſt es nicht aus", „So kann es nicht bleiben", hört und lieſt man jetzt in Deutſchland jeden Tag und überall. Nicht etwa bloß in den Conventikeln der unruhigen Köpfe, der Geſchädigten und der Mißvergnügten liſpelt es ſchadenfroh von einer nahen Kriſis; ſelbſt in die ſtreng-conſervativen und gläubigen Kreiſe der Geſellſchaft hat ſich das unheimliche Vorgefühl und die bange Schwüle eines nahenden, zur Herſtellung des Gleichgewichts in den aufgeregten Gemüthern nothwendigen, letzten Gewitterſturmes eingeſchlichen. Dem Peruaner, wie die Wanderer ſagen, verkündet ſelbſt bei der heiterſten Himmelsbläue ein flüchtiger Wolkenſtreif, am Gipfel des Tſchimboraſo ſchwebend, daß noch an demſelben Tage, ja innerhalb weniger Stunden ſchon der grauſenvollſte Orkan auf die friedlichen Schluchten der Andeskette niederbrauſt. Dieſer flüchtige Wolkenſtreif, dieſer wetterverkündende dunkle Punct am deutſchen Horizont iſt für uns das kleine, meerumſchlungene Gebiet von Schleswig-Holſtein und ſeine Völkerſchaft, nüchtern, verſtändig und herzhaft, wie es ſich auf das baltiſche Tirol geziemt.

Dichtgedrängt und wie auf den Marmorſtufen einer rieſigen Arena ſitzend, blickt Europa bange und erwartungsvoll auf die buchtenreiche Länderkerbe am Sund, wo die Deutſchen ihre entſcheidende und letzte Probe beſtehen und feierlich Antwort geben

ſollen, ob ſie als ein freies, von fremdem Machtgebot unabhängiges Gemeinweſen auch in Zukunft noch beſtehen, oder ob ſie, wie die Gegner ſagen, als verzagte und unverbeſſerliche Thoren die Beute klügerer Nachbarn ſein und aus den Liſten der ſich ſelbſt maßgebenden Völker verſchwinden ſollen.

Wie es ſich nach den Märztagen durch die deutſchen Gauen regte und hob und kräftig zu geſtalten ſchien, traten dem neuen Schöpfungsproceß von außen überall Beſorgniß für eigene Sicherheit, Zorn und Mißgunſt über unſer kühnes Beginnen und über unſer Glück, am Ende Tücke und Hinterliſt entgegen, bis endlich höhniſches Lächeln und ſpöttelnde Katecheſen von der Themſe und von der Seine her den deutſchen Freiheits-Abortus aller Welt verriethen. Seit Jahresfriſt ſind wir noch tiefer herabgeſunken, der Fremde hält die Deutſchen bereits für ungefährlich und die Stelle der ſchlechten Leidenſchaften, der Tücken und des Hohnes hat meiſtentheils fröſtelndes Mitleid eingenommen. Der galliſche Nachbar meint ſogar, es ſei Pflicht der Nächſtenliebe, Deutſchland vor dem ruſſiſchen Protectorat zu warnen. Die Débats, ſcheint es, wittern endlich für das von Parteien zerriſſene Frankreich ſelbſt Gefahr, wenn einmal die ſchirmende Czarenhand über die Köpfe der Deutſchen hinweg bis an den Rheinherüber reicht.

War einſt Napoleon Protector eines deutſchen Rheinbundes, ſo iſt jetzt Czar Nikolaus in der öffentlichen Meinung Europa's Protector eines andern deutſchen Bundes, der ſeinen Namen vermuthlich von der Oder nimmt. Geſtehen wir es endlich frei und unverholen, ohne das Glück und ohne den ſtandhaften Sinn des ruſſiſchen Imperators hätte ſich Deutſchland (1813) in ſeiner Schwäche des Welteroberers nicht mehr erwehren können. Daß aber der befreite Knecht auf ewige Zeiten in die Clientele des Patrons verpfändet iſt, war nicht bloß im alten

Rom, es iſt noch heute ein unverbrüchliches Geſetz. Um ſo ſchlimmer für uns und um ſo beſſer für die Ruſſen, wenn ſie länger als dreißig Jahre ihr Patronatsrecht zwar nicht ruhen ließen, es aber doch ſo klug und weiſe übten, daß der grobkörnige Niemetz entweder den Druck nicht fühlte, oder in metaphyſiſcher Trunkenheit als unbedeutend und folgenlos überſah. Die Ruſſen aber, ſagt man, haben den Inſtinct germaniſcher Schwäche und Schlechtigkeit. Sie warteten ruhig, bis wir im Gefühle der Ohnmacht ſelber kämen und, wie Virgil's Schattenbilder, unſere Hände rettungflehend dem anderen Ufer entgegenſtreckten,

tendebantque manus ripae ulterioris amore.

Im Dafürhalten der Ruſſen ſind wir jetzt reif und Europa hat nicht ohne Schadenfreude gehört, wie unlängſt der Czar im Kreiſe zitternder Supplicanten aus Niemetzland als Herr vor ſeinen lohn- und brodbittenden Dienern geſprochen hat. „Wer ſich unter euch zuerſt in Unfrieden gegen den andern erhebt," ſprach der Czar, „der hat mich zum Gegner; rührt euch nicht und beſorget das Regiment eurer Länder, wie ich euch jetzt ſelber ſage und durch meine Inſtrumente in Zukunft noch anzudeuten für gut erachte; um dieſen Preis behaltet ihr die Kronen und will ich euer Hort und Beſchützer ſein." So hat einſt Attila, der König der Könige, an der Theiß, und hat in unſern Tagen Napoleon unter ſeinen fürſtlichen Clienten in Erfurt geſprochen. Dieſelben Worte und denſelben Sinn im Munde des Volkes und der Revolution konnten die deutſchen Fürſten nicht ertragen, beugen ſich aber heute demuthsvoll vor dem Thron des hülfereichen Czar. Denn es iſt, nach dem Dictum eines deutſchen Fürſten, um vieles ehrenvoller und beſſer, man werde von einem Löwen zertreten, als von Säuen aufgefreſſen. Ein kühnes Wort haben die armen Deutſchen ſeit Jahrhunderten gegen Niemand

mehr gewagt, und wenn Philopömen der letzte Grieche war, so ist der finstere Wallenstein des dreißigjährigen Krieges der letzte deutsche Mann. Die Wahl zwischen Revolution und moskowitischem Protectorat (denn eine dritte Macht gibt es heute nicht mehr für die schwachen Gebieter des Continents) war im Gemüthe der deutschen Machthaber nicht einen Augenblick zweifelhaft, und „Graeciae civitates, wie Justin sagt, dum imperare singulae cupiunt, imperium omnes perdiderunt“*).

Wer nur Ruhe liebt und nach weichlichem Genusse dürstet, hat kein Recht und meistens auch nicht einmal den Wunsch und das Bedürfniß, frei zu sein. Unter allen Thorheiten die größte aber wäre es, ein abgelebtes, in der Mehrzahl faules, für Joch und Gehorsam gebornes, langsam athmendes und stumpfsinniges Volk zu freiem Denken und zu thatkräftigem Handeln anzutreiben. Wir sagen nicht, daß dieses traurige Sittenbild geradezu den Deutschen unserer Tage gleiche; wohl aber soll man wissen, daß es in Rußland und auch anderswo als ein zum Sprechen ähnliches Conterfei des „großen“ Volkes zwischen Belt und Alpen gilt. Nicht bloß altersschwach und ausgeartet nennen uns die Russen, sie beschuldigen uns laut und unverschämt, wir hätten für Freiheit und Nationalehre sogar den Sinn verloren. Als Symbol dieses Glaubens ist eine russische Flotte im Sund erschienen, um zum Hohn des deutschen Freiheitsschwindels nicht weniger als zur Verlachung eines patriotischen Fürstenworts die schreiendste Rechtsverletzung der neuesten Zeit — die Lostrennung Schleswig-Holsteins vom deutschen Bundesstaat und seine Verschmelzung mit der dänischen Monarchie — zu fördern und zu unterstützen. Preußen, welches der Ungenannte „Vom andern Ufer“ ohne allzugroßen Respect geradezu für ein russisches Paschalik

*) Justin. VIII, 1.

erklärt, hat muthlos und demuthsvoll in die Schändung Deutſchlands eingewilligt, was man ihm aber freilich auch gar nicht einmal zur Sünde rechnen ſoll. Denn in gewiſſe Laſter willigen, heißt es im Cicero, ſei nur in homine libero perversitas, in servo autem necessitas. Nur iſt nicht recht einzuſehen, wie man ſich bei ſo niedriger Ebbe des Selbſtgefühls in Berlin je zum ſtolzen Gedanken einer deutſchen Hegemonie erheben konnte. Nie und nimmermehr kann Preußen an der Spitze Deutſchlands ſtehen, ſo lange der Sinnſpruch des Macedoniers vom Kriegsheere aus Löwen und vom Hirſche als Imperator gilt. Wohl hat es am Hofe der chriſtlichen Autokraten in Byzanz einen Groß-Domeſtikus des Orients gegeben, und erſt wenn die ſtolzen und mächtigen Hohenzollern in eigenthümlichem Geſchmack dieſe Groß-Bedientenſtelle am Hofe des Selbſtherrſchers aller Reußen ambitioniren, iſt ihr politiſches Gebaren in der Schleswig-Holſtein-Sache ſchulgerecht und klar. Mangel an Einſicht und Entſchloſſenheit bei erprobter und an erkannter Kraft iſt doppelt lächerlich und ekelhaft.

Was werden etwa, beim ſchmachvollen Rückzug der Hohenzollern, die andern gekrönten Häupter Deutſchlands thun? Werden und können ſie es gleichgültig anſehen, daß der ehrliche alte Tory zu Hannover, der kaum deutſch verſteht, für das Land ſeiner Vorväter heißer fühlt und energiſcher für ſeine Ehre handelt, als der eingeborne Potentat? Deutſchland, ſelbſt ohne Oeſterreich, muſtert eine große und impoſante Macht; aber Deutſchland, wie man ſagt, iſt ein coloſſales Thier — ohne Kopf. Mit reichen Mitteln aus Mangel an Ehr- und Rechtsgefühl ſelbſt in kleinen Dingen unterliegen, war noch für alle Völker der Vorbote nahen Untergangs. Die Schleswig-Holſteiner, wie hie und da zur Beſchönigung deutſchen Bankerottes der faule und unwiſſende Philiſter glauben möchte, ſind keine Rebellen, und nicht

etwa eine Volksſache oder ſonſt irgend eine läſtige und verpönte Conſtitution iſt dort im Spiel. Nein! Das alte wohlverbriefte Recht und das loyale, mit Deutſchland verwachſene Erbtheil eines jüngern deutſchen Fürſtenhauſes ſoll auf fremden Machtſpruch hin blutsverwandter Gehäſſigkeit und däniſchem Länderdurſt zum Opfer fallen! Wie einſt über Mycenä und dem tragiſchen Geſchlechte der Atriden, ſchwebt über der däniſchen Königsburg ein unheimliches Verhängniß. Es ſank das Glück, es mehrte ſich die Schuld, und die Erinnyen verfolgen mit finſterem Blick das unglücksvolle Haus*). Um die Rachegöttinnen zu ſühnen und die Verweſung aufzuhalten, will man mit Hülfe ruſſiſcher Feuerſchlünde und deutſchen Unverſtandes einen jungen, lebensfriſchen Leib an die halbverfaulte Dänenleiche ſchmieden! Wird auch hier, wie einſt beim Mahle des Thyeſtes, das leuchtende Geſtirn des Tages den Strahlenkranz verhüllen? oder könnten am Ende gar noch in wundervoller Wendung der Geſchicke die Donnerkeile Albions durch Zertrümmerung der Moskowiter die grauſenhafte That verhindern? Denn daß die Dänen für ſich allein das Böſe zu vollführen nicht Kraft genug beſitzen, iſt für Niemand zweifelhaft.

*) Siehe Droyſen und Samwer: Aktenmäßige Geſchichte der däniſchen Politik ſeit dem Jahre 1806. Hamburg 1850.

Aus München.

(September 1851.)

Man muß die Leute nicht gleich entmuthigen und durch gar zu herbe Kritiken niederſchlagen, wenn auch der erſte Wurf nicht ganz gelingt und der Erfolg noch hier und da hinter dem guten Willen zurückgeblieben iſt. Was heute lückenhaft, matt und faulig ſcheint, kann und wird vielleicht morgen zuſammenhängend, blühend und kraftvoll ſein. Nur Er, der Alles vermag, durfte ſagen: „Es werde Licht", und es ward Licht. Mit dem Sinnen und Streben der Sterblichen hat es ein anderes Bewandtniß und die Politik, wie die Literatur gehorchen in ihrem Entwicklungsgange, zu nicht geringem Verdruß der Ungeduldigen, den gleichen Geſetzen der Langſamkeit, des Irrthums und des Widerſpruchs. Den letzten Riegel hat Bonitz zwar noch nicht zurückgeſchoben und Lord Palmerſton glaubt noch heute an die Wirkſamkeit ſeiner Noten am Bundestag. Wollt ihr aber deswegen ſchon Alles gleich verloren geben?

Im Zuſtande der Zerbröckelung wie jetzt, das fühlt natürlich Jedermann, kann Deutſchland nicht in die Länge bleiben, wenn ſich die beiden Granitcoloſſe links und rechts, wie bisher, in gegenſeitiger Annäherung fortbewegen. Schon der Inſtinct der Selbſterhaltung treibt uns in dieſem Falle zur Geſtaltung einer inneren compacten Kraft, um den Druck von außen abzuhalten oder wenigſtens die feindlichen Ungethüme im Laufe feſt zu

bannen. Daß aber dieſe Geſtaltung einer inneren compacten Kraft, dieſer politiſche Schöpfungsact und „kategoriſche Imperativ", wie die Wiener Dramaturgen ſagen, unter den plebejiſchen Händen der „beſten Männer" Anno 1848 trotz der brillanten Gervinusartikel mißlungen und ſo zu ſagen gänzlich zerfahren iſt, wird jetzt faſt allgemein als richtig angenommen. Ob aber nun die erbberechtigten Baumeiſter neuer Staatsordnungen in Olmütz, Dresden und in Frankfurt das wieder aufgenommene Geſchäft mit glänzenderem Erfolg betreiben als vor dem großen Bankrott, iſt auch noch nicht ausgemacht. So oft das moslimiſche Cabinet von Tſchiragan großartige Staatsheilsmaßregeln, deren Lebendigmachung aber ſchon durch die Natur des byzantiniſchen Völkercomplexes problematiſch iſt, durchzuführen unternimmt, nennen es die am Erfolge meiſtbetheiligten chriſtlichen Unterthanen ſelbſt nur „*Μασχαραλίκια*", d. h. einen Mummenſchanz, ein Puppenſpiel, an deſſen Wahrheit Niemand, am wenigſten aber die Acteure ſelber glauben. Kinder betrügt man durch Spielſachen, Menſchen aber durch Eidſchwüre und verſtellten Schein, ſagte Lyſander, der, wie Jedermann weiß, ein großer und ſtreng conſervativer Staatsmann von Sparta geweſen iſt. Obgleich die PP. der Geſellſchaft Jeſu letzthin zu Heidelberg gepredigt und, wie die Blätter ſagen, erſtaunlich viel Familienglück geſtiftet haben, wollen doch einige perverſe Gemüther deutſcher Nation die Lyſander'ſche Heidenpraxis auch in die chriſtliche europäiſche Politik herüberziehen und ſogar in nicht weit entfernter Nachbarſchaft einen Abklatſch dieſer conſervativen Beſcherung finden. Gegen eine Verkehrtheit dieſer Art müßte unſereiner aus voller Kraft und mit der ſtrengſten Miene proteſtiren. Talent und redlicher Wille fehlen auf der Eſchenheimer Gaſſe nicht, und auch dem allgemein gefühlten Bedürfniß politiſcher Einigung wird man ſo weit entgegen kommen, als es ohne gar zu empfindliche Opfer der

Einzelfürſten möglich iſt. Man iſt jetzt in Frankfurt nicht mehr ſo hitzig und ſchonungslos wie weiland im Parlament. Niemand in der Welt hält ſich ja für überflüſſig und wie mancher hochwürdige Doctor iſt nicht innigſt überzeugt, wasmaßen die Univerſität zu Derwiſchabad, das bojoariſche Königreich und ſogar die katholiſche Kirche ſelbſt ohne ſein künftiges Compendium der Dogmatik nicht länger beſtehen könnten. Dieſe Selbſtliebe iſt verzeihlich; nichts hat dem Kaiſer Napoleon in Deutſchland mehr und empfindlicher geſchadet als die Kurzſichtigkeit ſeines Intendanten Darü, der da nicht einſehen wollte, daß die Jenenſer Profeſſoren zum Heil des Vaterlandes und der Wiſſenſchaft nothwendig jeden Abend Beefſteak eſſen mußten*).

Man iſt aber heute auch viel billiger als im verwichenen Jahr und das Verlangen, die kleineren deutſchen Fürſten möchten ſich aus Patriotismus ſelbſt erwürgen, gilt jetzt faſt überall für thöricht und abgeſchmackt. Die Zeiten, wo St. Alexius ſein Senatorengold den Proletariern ſchenkte und um „ſeine Seele zu retten" auf Bettel ging, ſind jetzt vorbei, und wären in mehreren europäiſchen Staaten, wie man neulich in Zeitungen las, ſelbſt von Polizeiwegen ſtrengſtens unterſagt. Nackt dagegen und mit dem Krönlein auf dem Kopfe in die Wüſte hinaus zu gehen, wie der ägyptiſche Regulus St. Onuphrius, geſtattet bei aller Sucht unſerer Großen nach ſittlicher Vollendung in Deutſchland ſchon das Klima nicht. Wie es in der Politik bei uns heute iſt, ſo ſoll es bleiben; die Nothwendigkeit iſt kein Uebel und Magiſter Pangloß wäre noch heute der größte Philoſoph.

Eine compacte Einheits- und Widerſtandskraft neben Vollbeſtand ſouveräner Kleinſtaaterei iſt in Deutſchland eine anerkannte Unmöglichkeit. Aber eine eben ſo große, ja vielleicht eine noch

*) S. Denkwürdigkeiten des Weimar'ſchen Geheimrathes Müller.

viel größere und noch viel unbesiegbarere Unmöglichkeit wäre der Fortbestand des wahren, echten Deutschlands ohne die vollsouveränen kleinen Staaten. Möchte man etwa Deutschland ebenfalls aus der Landkarte wegstreichen, wie weiland Polen? Wie könnten wir uns aber auch Europa ohne ein Deutschland denken und was stürmt man so rastlos und ungeduldig gegen unsere Natur? Wie die Cyclopen des Polyphem will und wird auch bei uns ein jeder Einzelne, ohne sich weiter um den Andern zu kümmern, privatim und „gemüthlich" sein Spiel verfolgen, so lange und so weit er kann. Diesen tiefen Zug im deutschen Nationalcharakter auszutilgen vermöchte, bei anerkannter Ohnmacht der Vernunft und der besseren Einsicht in politischen Dingen, vielleicht nur eine Mongolenfluth — ein Preis, um welchen kein redlicher Mann die deutsche Einheit kaufen möchte. Im Grunde wäre man aber auch für eine solche Kur selbst in Deutschland noch lange nicht Moskowit genug.

In Deutschland selbst versteht mit wenigen Ausnahmen Jedermann, was wir da meinen, und selbst dem glühendsten Einheitsfataniker sagt in lichten Augenblicken das eigene Bewußtsein, daß wir die Sache bei dem rechten Namen nennen und eine politische Leidenschaft bezeichnen, gegen die wir uns nicht mehr vertheidigen können. Von Innen heraus ist nach den Pacificationsmaßregeln in Hessen und in Schleswig-Holstein freilich nichts mehr zu besorgen und selbst das „wüthende Gotha-Schaf" von Crefeld wird durch die vis inertiae des deutschen Volkes doch auch noch in Schranken zu halten sein. Aber von Außen wälzt sich die Gefahr mit jedem Jahre drohender gegen das Vaterland, und nicht ohne Heiterkeit muß man die Politik der Gewaltigen und ihrer Organe bewundern, die da hoffen, der fremde Gigant werde seine Kraft nur so lange spielen lassen, bis für die petulanten Sprünge getrennter und schwacher Zwerge der Tummel-

platz geſäubert iſt. Weiß man denn aber auch im ſchönen Deutſchland noch immer nicht, wie das Feſtgedrängte, das durch inneren Druck unwillkürlich und ſträubend zur Einheit Zuſammengepreßte es von jeher für eine Beleidigung gehalten hat, wenn das Loſe, das Schwache, das Leichtfertige glücklich und luſtig in freiem Mückenſpiel ſeinen ehernen Schritt umgaukelt? Wie jede lebendige Kraft, fordert auch der Despotismus beſtändig friſche Nahrung. Und hat er einmal den Gegner verſchlungen, ſo greift er in der Hungerwuth zuletzt ſeine beſten Freunde an.

Jede politiſche Epoche hat ihre beſtimmte Aufgabe, und wie es im vorigen Jahrhundert Polen war, ſo iſt heute unſer Deutſchland die gemeinſame und ſo zu ſagen, die einzige Unterlage des europäiſchen Gedankens. Plutarch hat ſein Buch de sera numinis vindicta nicht umſonſt geſchrieben und ſogar die Phlegmatiſchen unter uns merken, man wolle es die Deutſchen endlich einmal ernſtlich entgelten laſſen, daß ſie vor längerer Zeit dem Quintilius Varus die Legionen erſchlugen, daß ſie ſpäter die Peſt des menſchlichen Geſchlechtes, wie es jetzt die Weiſen in Derwiſchabad nennen, die Typographie erfanden, unmittelbar darauf zu Wittenberg an der Elbe das jus canonicum verbrannten und neulich erſt gar noch die große franzöſiſche Weltbewegung durch Robert Griepenkerl zu Braunſchweig auf die dramatiſche Bühne brachten. Auf dieſes lange Regiſter deutſcher Nationalſünden, glaubet es nur, ſoll jetzt die Züchtigung folgen. Wer wird da wehren und helfen? Eine deutliche und beſtimmte Antwort auf dieſe Frage gibt es zwar heute noch nicht; daß aber Deutſchland ſelbſt in der äußerſten Noth ſeine Natur nicht verleugnen kann und daß es bleiben will, ja bleiben muß, wie es iſt, das allein weiß und fühlt bei uns Jedermann. Wenn man uns doch nur endlich einmal bei unſeren Andachts- und Sittlichkeitsbeſtrebungen unbehelligt, unangefochten und ungegängelt laſſen möchte! Man verſichert

uns zwar von achtbarer Seite her, es habe noch keine Noth; Czar, Napoleon Bonaparte und der Cavaignac ſelber wären unſere beſten Freunde, ſeien überall nur auf Mehrung und Befeſtigung unſerer politiſch-theologiſchen Staats-Phantaſien bedacht und wollen von einer Uebervortheilung Deutſchlands aus Achtung für fremdes Gut und Recht durchaus nichts wiſſen. Wenn man dieſen eidlichen Verſicherungen nur auch ein rechtes Vertrauen ſchenken könnte! An Alles kann man aber glauben, ſogar an die logiſch-richtigen Syllogismen der *** Polizei-Commiſſäre; nur an Tugend und freiwillige Enthaltſamkeit derjenigen, die da herrſchen und nehmen können, Große oder Kleine, oben oder unten, glaubet nicht!

Wie die Sachen heute ſtehen, ſind aus dem deutſchen Labyrinth nur noch zwei Auswege offen: Entweder erſticket durch geiſtliche Mittel die ſündhaften Gelüſte im Kremlin und im Elyſée, oder rüſtet eine ausreichende phyſiſche Gegenkraft. Das erſtere wäre deutſcher Gemüthlichkeit und Metaphyſik freilich weit angemeſſener und congenialer, als rohes Waffengetümmel und brutale Gewalt. Zum Glück für Deutſchland hat der Ehrwürdige P. Schwegerl vom Redemptoriſtenkloſter in Altötting gerade jetzt, wie die Blätter ſagen, unter dem Sündenwuſt der oberbayeriſchen Schullehrer tapfer und gottſelig aufgeräumt. Warum ſchickt man nun nicht dieſen ſiegreichen Kämpen, dieſen zweiten Ruisbrök, um, wie vorher die oberbayeriſchen Schullehrer, ſo jetzt den Groß-Chan und ſeine Bojaren, verſteht ſich beide ſeparatim und bei verſchloſſenen Thüren, an Ort und Stelle ſelbſt zu katechiſiren? Der Czar iſt ja ein frommer Mann, wie Herr von Montalembert mit allen Andächtigen in ganz Europa ſagt, und die Furcht vor Kirchenbann und vor ewiger Höllenpein wird ihn Deutſchland gegenüber gewiß auf beſſere Gedanken bringen. Um jedoch die Sache nicht bloß halb zu thun, müßten zu gleicher

Zeit die beiden beredteſten Luzerner Jeſuiten P. Simmen und P. Burgſtaller den Napoleon Bonaparte und die „Afrikaner“ der Pariſer Deputirtenkammer in gleicher Buß- und Friedensmiſſion auf die Gefahren ihres eigenen Seelenheiles aufmerkſam machen, wenn ſie noch einmal ſelbſtſüchtig und ſchadenfroh von einer „Allemagne multiple“ reden und den ſüßgläubigen Wechsler von Crefeld hartnäckig dem Frankenreich incorporiren wollen.

Dieſes Ziel wäre ſalbungsvoller Kirchen-Rhetorik vorzüglich würdig, auch für Herſtellung geiſtlichen Uebergewichts in Europa weit erfolgreicher und nebenher für die öffentliche Glückſeligkeit Deutſchlands viel gedeihlicher, als ſelbſt die Transmigration einer edlen Gräfin aus Babel nach Jeruſalem. Auch ſoll Herr Hans Daniel Haſſenpflug am deutſchen Bundesſitz mehremal ſchon mit großer Hitze und mit lobenswerther Eindringlichkeit auf Vollziehung dieſer Doppelmiſſion gedrungen ſein: „habe ja auch Papſt Leo I. weiland den Hunnen-Attila mit allen verbündeten Germanenfürſten durch ähnliche Mittel aus Italien hinausgebracht.“ Herrn Hans Daniel Haſſenpflug, heißt es, wolle man hauptſächlich wegen dieſes Citates im nächſten Winterſemeſter und nach Schlichtung ſeines Greifswald-Proceſſes auf einer berühmten Hochſchule Süddeutſchlands gratis zum Doctor der Theologie creiren, welcher Act den ohnehin glänzenden Credit dieſer Anſtalt in der öffentlichen Meinung nur noch höher ſtellen kann.

Wie aber, wenn die geiſtliche Medicin dieſes Mal doch ohne die gehoffte Wirkung bleibt und wenn man im Kremlin wie im Elyſée unbußfertig und ſtöckiſch auf dem alten Sündenweg verharren will, wie dann?

Dann wäre freilich nur noch der zweite Ausweg offen, und hiervon ein andermal.

Die Schlacht von Ulm.

Oder vier Tage aus dem Leben des Grafen Ostermann-Tolstoi.

(1852.)

Daß es nicht in der providentiellen Bestimmung Deutschlands liege, durch das romanische Element von Westen her bleibend unterjocht und national umgeprägt zu werden, wie einst Gallien und Iberien durch die Legionen, gilt heute in ganz Europa als unbestrittenes Axiom. Vorübergehende Verlegenheiten, „Gallische Schrecken" (tumultus Gallici) wie es Livius nennt, sind zwischen Rhein und Elbe allerdings schon öfter dagewesen, und namentlich hat es von Ende Fünf bis Ende Zwölf dieses Jahrhunderts um deutsches Wesen und deutsche Freiheit, wie wir noch alle wissen, mehr als bedenklich ausgesehen.

Was wir damals durch uns selbst auszurichten nicht mehr Kraft und Muth genug besaßen, haben wir mit fremder Hülfe doch endlich noch zu Stand gebracht. Die ersten und stärksten Keulenschläge auf den gallischen Coloß haben freilich andere geführt; aber das Ungethüm gänzlich zu zertrümmern und die neue europäische Ordnung dauerhaft zu begründen, hätten ohne Beisatz des germanischen Elements vielleicht auch diese Anderen nicht vermocht.

Wenn man nun aber doch unlängst dem deutschen Volke in Deutschland selbst das Schicksal der Zigeuner und des Volkes

Israel in Ausſicht ſtellte, ſo muß man das Orakel aus der Lüneburger Haide nicht gar zu wörtlich deuten. Die Alarich, die Theodorich und die Clovis gehören allerdings der Mythe an und können nicht wieder kommen. Ob am Ende nicht ſogar auch noch die Saat der Frundsberg, der Schärtlin und der Waldſtein in Deutſchland ausgeſtorben ſei, mögen andere berechnen. Gewiß iſt nur, daß wir uns des alten Rechtes in Europa das erſte Wort zu ſprechen in zu ſtoiſcher Geringſchätzung irdiſchen Gewichtes freiwillig begeben haben. Denn wer hätte das große Germanien überwinden können, wenn nicht die Germanen ſelbſt? Um in ſeiner Weiſe religiös und individuell frei zu ſein, iſt Deutſchland vom Herrſcherthron herabgeſtiegen; aber Deutſchland denkt auch nach ſeiner Addication, wie einſt Sylla Felix und der Kaiſer-Mönch in St. Juſt, ſich ungeſtört am Gedanken ſeiner innern Größe und ſeiner glorreichen Vergangenheit zu laben. Diejenigen haben Deutſchland wahrhaft ſchlecht gekannt, die ihm letzthin im großen Drama des Occidents eine Rolle zutheilen wollten, die zu ſeiner Natur, zu ſeinen politiſchen Gewohnheiten und zu ſeinem ganzen häuslichen und ſtaatlichen Daſein im geraden Gegenſatze ſteht. Auch war das „Plaudite“ der zuſchauenden Europäer ganz dem Spiele angemeſſen, denn

si dicentis erunt fortunis absona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Nach Außen iſt pangermaniſche Spontaneität unlängſt ſogar dem ſchwächſten und bedeutungsloſeſten ſeiner Gegner im Kampfe unterlegen, und im Innern ſelbſt die nationalen Zuſtände umzugeſtalten, die Söhne des Teut zwiſchen Belt und Alpen in eine homogene Maſſe zu verſchmelzen und Einem Willen gehorchen zu lehren, war ſchon ſeit dem Untergang der mittelalterlichen Hohenſtaufen und dem ungenügenden Erfolg der kirchlich-poli-

tiſchen Reform des ſechzehnten Jahrhunderts eine von Jedermann erkannte Unmöglichkeit. Selbſt eine ſociale Sündfluth, ſcheint es, könnte den centrifugalen Sinn des deutſchen Volkes nicht verwiſchen.

Warum ſoll man aber in Beſtrebungen Unmögliches zu ſchaffen noch länger Zeit und Kraft vergeuden? „Quoniam sit fortunae cedendum“ („weil man ſich vor dem Schickſal beugen muß“) ſagte nach dem großen Unglück von Aleſia zum verzagenden galliſchen Volke Vercingetorix; und dieſe Tröſtung ſich gegenſeitig in das Gedenkbuch zu ſchreiben, iſt das klügſte was man heute den Deutſchen rathen kann. Aber was will die „Fortuna“ aus dem deutſchen Volke machen? Iſt unſere Rolle in der That ſchon ausgeſpielt und ſollen wir, wie die Gallier des Vercingetorix oder gar wie weiland Chanaan auf immer Japhets Knechte ſein?*) — Ueber unſere Zukunft ſoll ſich Niemand beunruhigen. Wir gehen nicht zu Grunde, wir tragen die Bürgſchaft des Fortbeſtandes, der Ehre und des Glückes in uns ſelbſt.

Die Menſchenzahl, der Flächenraum, die unbeſiegbare vis inertiae der Germanen ſind mit der glänzenden Vergangenheit und mit der unerſchöpflichen Triebkraft unſeres Geiſtes eben ſo viele Talismane, welche unſer Land vor dem angedrohten Schickſal des „Volkes Gottes“ hüten. Wir ſind ſo wie wir ſind eine politiſche Nothwendigkeit. Selbſt den gewaltigſten Potentaten Europa's fehlt in der öffentlichen Meinung und ſelbſt in ihrer eigenen Vorſtellung gleichſam die letzte Weihe und die volle Beglaubigung ſouveräne Gewalt zu üben und ihren Unterthanen Achtung zu gebieten, wenn ſie nicht mit deutſchen Fürſtenhäuſern verſchwägert ſind. Es iſt in den Augen

*) Dilatet Deus Japhet sitque Chanaan servus ejus. Gen. IX. 27.

der Völker Europa's, wenn ſie gerne und freudig gehorchen ſollen, gleichſam nicht genug, daß man angeſtammte Rechte, große Kriegsheere und klugen Rath beſitze, es muß auch deutſches Blut im Palaſte ſein. Die alte Ehrfurcht vor dem legitimen Erben der Cäſaren — dem heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation — iſt in Europa nicht auszutilgen; ſie hat in unſeren Dynaſtengeſchlechtern alle Stürme der letzten Jahrhunderte überlebt. Es iſt als ruhe das unauslöſchliche Merkmal der „Σεμνότης", d. i. der Unverletzlichkeit und der Heiligkeit, auf den hochgeborenen Kindern des deutſchen Urwaldes und als ſeien ſie gleichſam der Collectivbegriff des abendländiſchen Chalifats! Sogar das Ackerfeld und der Weinberg, glaubt man, wolle nur deutſchem Karſte und deutſchem Schweiße ſeine verborgenſten Schätze erſchließen, ſeine vollſten und letzten Gaben ſpenden. Dieſes ausgiebigſte Culturelement und Befruchtungsmedium hat ſelbſt Juſtus Liebig nicht erkannt!

Der Gedanke und die ſelbſt im Herzen unſerer gefährlichſten Widerſacher haftende Ueberzeugung, daß man ohne uns in Europa nichts Bleibendes ſchaffen könne und daß ein freies, ſelbſtändiges Deutſchland zur ſtaatlichen Oekonomie des menſchlichen Geſchlechtes unentbehrlich ſei, iſt nicht bloß der letzte und nachhaltigſte Beruhigungsgrund, der uns nach ſo vielen Täuſchungen, Drangſalen und Demüthigungen noch geblieben iſt, es liegt in dieſer Vorſtellung zugleich der Stachel unverwüſtlicher Arbeitsluſt, um ſich aus Irrthum und Ruin der Vergangenheit wieder aufzuraffen,

> quo magis exhaustae fuerint, hoc acrius omnes
> incumbent generis lapsi sarcire ruinas.

So ungerne man es auch in Deutſchland hört und ſo peinlich einem guten Niemetz das Geſtändniß immer ſein mag, kann und darf man es doch nicht unterdrücken. Ausgang, Schlüſſel

und Hüter (Menth-Harſeph) der neuen Weltordnung ſind jetzt die Ruſſen. Und ihre Berechtigung im Rathe der Könige zu präſidiren und überall auf dem Feſtlande das erſte und entſcheidende Wort zu reden, ſchreibt ſich urſprünglich vom Jahre Zwölf her und iſt ſeit jener Zeit mit jedem Luſtrum unbeſtrittener und unwiderſtehlicher hervorgetreten. Wer möchte es demnach auch den Ruſſen verargen, wenn ſie dieſer Heldenzeit ihres Volks in den Tagesſchriften wiederholt gedenken und beſonders in der verhängnißvollen Stille, welche jetzt über Europa liegt, die deutſchen Nachbarn nicht vergeſſen laſſen, was der Czar mit ſeinen Kriegsfürſten zu ihrer Erleichterung in der großen Korſen-Noth verrichtet habe und vielleicht eher, als man glaube, ein zweites Mal zu verrichten berufen ſei? Denn ſollte — was jetzt Niemand wiſſen kann — am Ende wirklich noch die Frage entſtehen, wer das unabhängige, einige und große, aber ausſchließlich mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigte Deutſchland ſchirmen, wer das geheiligte Feuer der germaniſchen Veſta hüten ſoll, ſo kann die Wahl nicht lange ſchwankend ſein. Die Ehre unſer Vorkämpfer, Hort und Führer zu ſein, hat die Nothwendigkeit ſelbſt den Ruſſen zuerkannt. Die Ruſſen haben ja die Unverletzlichkeit und den geheiligten Charakter des Germanenthums nicht etwa bloß mit Worten wie andere, ſondern thatſächlich und in conſtanter Praxis geehrt und anerkannt. Wenn ſich nebenher jugendlicher Ruſſen-Uebermuth zuweilen über die „gravitätiſchen Niemetz“ privatim luſtig macht und ruſſiſche Kritiker ihre Puſchkin, ihre Derſchawin, ihre Koljoff und ihre Lermontoff als Dichter ſogar über unſere ** und ** ſtellen wollen, ſo hat dieſer Flatterſinn und dieſes von nationaler Selbſtliebe dictirte Parteiurtheil doch nicht viel zu bedeuten, weil in Rußland die oberſte Gewalt mit allem, was in ihrer Atmoſphäre lebt, doch deutſchenfreundlich iſt und an „gouverne-

mentaler" Brauchbarkeit, wie an gemäßigtem und lenkſamem Weſen vor allen Völkern des Erdbodens doch uns den Vorzug gibt.

Der Gedanke, byzantiniſch-gläubige Ruſſen ſeien das erſte und gewaltigſte Volk des alten Continents, iſt noch ſo neu und occidentaliſcher Vorſtellungsweiſe noch ſo widerſtrebend, daß man die Langſamkeit der Ueberzeugung, die widerſprechenden Urtheile, die endloſen Erwägungen und die gelehrten Analyſen der Staatsmänner und Literaten unſerer Nation noch heute begreiflich finden muß. Auch waren die Winterſcenen vom Jahre Zwölf den Europäern noch kein volles Argument wahrer, nachhaltiger, durchaus berechtigter Ruſſen-Uebermacht, und die Ereigniſſe von Lützen, Bauzen und Dresden ſind auch noch ganz zu Gunſten der abendländiſchen Skepſis ausgefallen. Erſt der Tag von Kulm hat der Welt kund gethan, daß die Ruſſen mit den Waffen in der Hand furchtbarer und gewaltiger als die furchtbarſten und gewaltigſten ihrer Gegner ſind. Bei Kulm haben die Ruſſen — und zwar die Ruſſen allein — mit ihrem Heldenblute den Kitt zu einer politiſchen Ordnung geliefert, deren Feſtigkeit erprobt, deren Dauer aber nicht zu berechnen iſt. Cement mit Menſchenblut gemiſcht, ſagt man, halte beſonders lange. Was im Bunde der europäiſchen Fürſten bis dahin noch ſchwebend, loſe, unſicher und ſchwankend war, iſt erſt mit jenem Tage ſchön gegliedert, that- und lebenskräftig ineinander geſchmolzen,

ex illo Corydon, Corydon est tempore nobis.

Wie Thermopylä und Leonidas, ſind Kulm und Oſtermann unzertrennliche Begriffe. Wer das eine nennt, hat zugleich an das andere gedacht. Beide Thaten gehören wie beide Namen gleichmäßig der Unſterblichkeit und werden geprieſen und bewundert ſein, ſo lange Seelengröße und Heldenmuth das menſchliche Herz in Flammen ſetzt.

Ueber die Größe und die Folgewichtigkeit der von den Ruſſen unter dem Oberbefehl des Grafen Oſtermann-Tolſtoï in den Tſchechiſchen Thermopylen verrichteten That herrſcht keine Meinungsverſchiedenheit; alle wiſſen und haben eingeſtanden, daß der entſcheidende Wendepunct im Geſchicke Napoleons aller Welt verſtändlich erſt bei Kulm eingetreten iſt. Es wird aber noch geſtritten, wie viel vom unſterblichen Ruhm jenes Tages dem Mann gebühre, welchem der Autokrat mit der Blüthe des ruſſiſchen Heeres den großen Wurf anzuvertrauen den glücklichen Gedanken hatte.

Ob wir gleich im ſtreitigen Puncte vielleicht beſſere Einſichten beſitzen und folglich der Wahrheit näher ſtehen als mancher „unparteiiſche" Berichterſtatter, ſo wollen wir doch entgegengeſetzte Meinungen nicht mehr als nöthig befehden, am wenigſten aber den anerkannten Credit eines Werkes ſchmälern, welches bei aller Sorgfalt für Herſtellung des Thatbeſtandes dem Helden des Kulm-Tages doch nicht überall volle Gerechtigkeit gönnen will.*) Im Sinne des geehrten Verfaſſers vorgenannter Schrift hätte die Hauptrolle im blutigen Drama überall des Kaiſers Vetter Prinz Eugen von Würtemberg geſpielt und Graf Oſtermann-Tolſtoï, als kaiſerlicher Günſtling und „aufgedrungener" Chef, nur ſo nebenher figurirt. Eine ſchlichte Erzählung, wie ſie aus zufälligen und mündlichen Bemerkungen des berühmten Heerführers über dieſes Ereigniß, wie über manches andere in unſer Reiſetagebuch gefloſſen iſt, mag genügen die That in ihr rechtes Licht zu ſtellen. Ein einziges Mal bei vieljährigem Zuſammenleben iſt der Graf in einer Anwandlung von beſonders guter Laune auf die unmittelbaren Vorgänge und näheren Umſtände

*) Die Kriegsereigniſſe ꝛc. und die Schlacht bei Kulm. Von Heinrich Aſter ꝛc. Dresden 1845.

der Schlacht von Kulm eingegangen, nicht etwa um die eigenen Verdienste hervorzuheben, sondern um zu zeigen, welcher Antheil am Ruhme dieser denkwürdigen Begebenheit dem Zufall und dem blinden Glück gehöre.

Bei dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten in der zweiten Hälfte August (1813) war Graf Ostermann von seiner im Gefechte von Bauzen erhaltenen Wunde noch nicht vollkommen hergestellt und folgte, ohne eigenes Commando, in der Eigenschaft als General-Adjutant Sr. Czarischen Majestät dem großen Hauptquartier des von Prag gegen Dresden hervorbrechenden verbündeten Heeres. Am 25. August hatten sämmtliche Streitkräfte in weitem Halbbogen um die vom Feinde nur schwach besetzte sächsische Hauptstadt Stellung genommen, aber statt rasch zur That überzugehen und die Gunst des Augenblicks zu benützen, aus herkömmlicher Meinungsverschiedenheit neuverbündeter Heerführer den Angriff auf den nächsten Tag verschoben. Rechts an die Elbe gelehnt standen die Russen, ihnen zur Seite schlossen sich die Preußen an und die linke Hälfte des Halbkreises füllten die Oesterreicher, letztere voll Begierde ihren Einstand in den neuen Bund unter aller Augen aufs glänzendste zu entrichten. Indessen waren aber große feindliche Heermassen in Eilmärschen von der schlesischen Grenze her in die bedrohte Stadt gekommen und stand wider alles Vermuthen zum Schlusse des blutigen Vorspiels am 26. August mit seinen Feuerschlünden, seiner Elite und seinem Genie Napoleon selbst den Verbündeten gegenüber, „omnium opinione celerius cum exercitu adfuit."

Zu gleicher Zeit bedrohte oberhalb Dresden am rechten Elbufer bei der Feste Königstein General Vandamme, einer der ungestümsten und verruchtesten Heermeister Napoleons, mit überlegenen Streitkräften von der Lausitz her die rechte Flanke, den Rücken und die große Verbindungsstraße des vor Dresden stehen-

den Heeres und das kaiserliche Erbland Böhmen selbst. Im Königstein lag französisch-sächsische Besatzung zum Schirm der Schiffbrücken, auf welchen Vandamme's Massen über die Elbe brechen sollten. Ihm gegenüber hatte man von Seiten der Verbündeten in viel zu oberflächlicher Würdigung der Gefahr nur das verhältnißmäßig schwache zweite russische Armeecorps, angeblich vierzehntausend zu Fuß, achthundert Reiter und sechsundzwanzig Kanonen, unter Herzog Eugen von Würtemberg zurückgelassen. Schneller und richtiger als seine Feldobersten, scheint es, hat Kaiser Alexander selbst erkannt, daß die Sicherheit des großen Heeres hauptsächlich im erfolgreichen Widerstande gegen das Vordringen der feindlichen Streitkräfte unter Vandamme liege. Der Czar, Fürst Schwarzenberg und General Barclay de Tolly hielten Kriesrath, um zu bestimmen, wen man zur Wahrung der großen Verbindungsstraße von Teplitz und zum Schirm der rechten Heerseite wie des kaiserlichen Erblandes Böhmen senden solle. Man nannte Wittgenstein mit seinem ganzen Corps. Der Kaiser aber erklärte „de ne pas avoir besoin de Wittgenstein et qu'il veut, que le Comte Ostermann aille sans délai s'opposer aux progrès de l'ennemi."

Barclay de Tolly. „Mon cher Ostermann, l'Empereur veut que vous ailliez sans délai vous opposer aux progrès de l'ennemi sur l'extrême droite."

Comte Ostermann. „Fort bien, mon général; mais où sont les régimens, où est le corps, qu'on va placer sous mes ordres?"

Barclay de Tolly. „Le duc Eugène de Wurtemberg se trouve avec sept (!) bataillons d'infanterie vers le Koenigsstein; allez et faites vous tuer seul, vous n'aurez pas d'autre secours."

Die Entfernung vom großen Hauptquartier bis zum Königs-

ſtein, wo Herzog Eugen ſtand, beträgt mehrere Stunden Weges, und am 26. Auguſt vier Uhr Nachmittags, während rund um Dresden die Kanonen donnerten und der Regen in Strömen niederrauſchte, erſchien, von einem einzigen Adjutanten begleitet und mit kaiſerlichem Handbillet verſehen, Graf Oſtermann vor dem Königsſtein, um mitten im Gefechte gegen Vandamme den Oberbefehl über das zweite ruſſiſche Armeecorps zu übernehmen.

Der Kampf nahm zufällig eine den Ruſſen günſtige Wendung, und der Herzog, vom Erfolg ermuntert, weigerte ſich um ſo entſchiedener vor dem neu ernannten Oberbefehlshaber zurückzutreten.

„Mais, mon Prince, c'est la volonté de notre Maître, qui ne plaisante pas comme vous savez; au reste ne craignez pas de vous voir enlevée la gloire; tous les honneurs du succès appartiendront à vous seul, et en cas de revers je prendrai toute responsabilité sur moi.“

Aber auch dieſen Gründen wollte des Kaiſers Vetter noch nicht weichen. Der Prinz behielt, dem kaiſerlichen Handbillet zum Trotz, den Commandoſtab, und die beiden Feldherrn haderten noch, als Vandamme, welcher in der Nacht vom 26. zum 27. Auguſt große Verſtärkungen an ſich gezogen hatte, Morgens früh aus der Feſtung hervorbrach und die vom Herzog „ungeſchickt“ aufgeſtellten Bataillone auseinander warf, während zur nämlichen Stunde der galliſche Kriegsgott aus Dresden ſelbſt ſeine zerſchmetternden Blitze auf das große Heer der verbündeten Potentaten ſchleuderte.

„Eh bien, Altesse, qui est-ce qui commande?“ fragte Graf Oſtermann.

„Votre Excellence, votre Excellence,“ antwortete ungeſäumt der Prinz und ſtellte ſich willig unter die höhere Gewalt.

So ſtandhaft ſich der Herzog auch Anfangs geweigert hatte, vom Ehrenpoſten zurückzutreten, ſo vollſtändig und hingebend

war dann aber auch ſeine Unterordnung und ſeine Unverdroſſenheit auf dem zweiten Platze, und man darf wohl ſagen, daß die heldenmüthige Aufopferung und Selbſtverleugnung des damals noch jungen Fürſten zur glücklichen Beſtehung der Kriſis weſentlich beigetragen hat.

Was war aber jetzt zu thun? Das Unheil brach von allen Seiten und zu gleicher Zeit über die Verbündeten herein, und der kaum geſchloſſene Bund drohte nach der erſten Probe ſchon wieder auseinander zu fallen.

Graf Oſtermann zog ſich mit dem geſchlagenen zweiten Armeecorps fechtend in der Richtung gegen Dresden, in deſſen Umgebung die Verbündeten eben mit der letzten Anſtrengung gegen das Glück und den ſtrategiſchen Genius Napoleons ſtritten, in die Stellung von Pirna und Zehiſta zurück, ſo daß Flanke und Rücken des kämpfenden großen Heeres gedeckt und ſelbſt die natürliche Rückzugslinie über Peterswalde nach Teplitz noch nicht völlig verloren war.

Pirna ging noch Vormittag (27. Auguſt) an den mächtig eindringenden Feind verloren, und das Gros des Oſtermann'ſchen Heerhaufens mußte hinter Zehiſta, zwiſchen Lindig und Groß-Sedlitz, Stellung nehmen. Der Oberbefehlshaber ſelbſt hatte das Hauptquartier im Orte Krebs und ſann auf Mittel ſeine ſchwache Streitmacht zu vermehren, um mit größerer Hoffnung des Erfolges als bisher der nahenden Gefahr zu begegnen.

Es war ein trauriger Tag, die Schleuſen des Himmels ſtanden offen und ein Vorgefühl großer Unfälle drückte im kleinen Heerhaufen die Gemüther nieder. Zu ſpät erkannte man jetzt auch im großen Hauptquartier zu Dresden die verderbendrohende Vernachläſſigung des äußerſten rechten Flügelcorps, und voll der peinlichſten Unruhe und Beſorgniß ſchickte der Czar noch inmitten des heißeſten Kampfes von ſeiner vertrauteſten Umgebung Ku-

tuſoff, Wolzogen, Branizki und Galitzin nacheinander zu Oſtermann, um genaue Kunde über den Stand der Dinge einzuziehen und früher Ueberſehenes nach Kraft und Umſtänden wieder gut zu machen.

Zufällig ſtand Prinz Leopold von Sachſen-Coburg mit dem ſechs Schwadronen ſtarken Küraſſier-Leibregiment Kaiſerin nur eine Stunde weit von Zehiſta entfernt und war eben den Grafen Oſtermann zu beſuchen nach Krebs gekommen. Dem erlauchten Prinzen ward ſogleich befohlen, ſich mit ſeinen gepanzerten Reitern unter den neuen Oberbefehlshaber des zweiten Armeecorps zu ſtellen, was natürlich ohne alle Widerrede vollzogen ward. Ein noch günſtigeres Ungefähr führte denſelben Mittag auch noch ein Corps von ſiebentauſend Mann ruſſiſcher Gardeinfanterie mit Reitern und Kanonen auf ihrem Zuge nach einer von Barclay de Tolly angewieſenen Stellung nach Zehiſta. Es war die erſte Gardedivision, beſtehend aus den beiden erſten Infanteriebrigaden Potemkin und Krapowizki. Die erſtere dieſer beiden Brigaden bildeten die Regimenter Preobraſchenski und Semenofski, die andere das Regiment Ismailofski und das Gardejägerregiment. Beide Brigaden gemeinſchaftlich befehligte der Generalmajor v. Roſen. An Reiterei waren fünf und eine halbe Schwadron Gardehuſaren und vier Schwadronen tatariſche Ublanen, zuſammen zwölfhundert Mann, unter Oberſt Davidof und Generalmajor von Knorring beigegeben. Die ſechsunddreißig Geſchütze der Diviſion — zwei Fuß- und eine reitende Batterie — befehligte Oberſt Ladugin und Oberſtlieutenant v. Biſtrom. Die Diviſion ſelbſt aber im Ganzen ſtand unter dem Befehle des Generallieutenants Jermolof, der ſich im Vorüberziehen bei dem Grafen Oſtermann, als höherem Officier und nunmehr anerkanntem Oberbefehlshaber des rechten Flügels des großen Heeres, zu melden hatte.

Graf Oſtermann befahl dem Chef dieſer auserleſenen Truppe auf ſeine Verantwortlichkeit den Weitermarſch ſogleich einzuſtellen und ſich als willkommene Verſtärkung an das erſt neu zu bildende rechte Flügelcorps anzuſchließen. Lange Weigerung, endlicher Gehorſam und eingeholte Genehmigung Alexanders füllten den Reſt des mühevollen Tages, bei deſſen Schluß Graf Oſtermann durch Bitten, Hadern und ausgedehnteſte Benützung ſeines ſoldatiſchen Credits mit Einrechnung des auf etwa zehntauſend Mann zuſammengeſchmolzenen Armeecorps des Prinzen Eugen von Würtemberg nicht weniger als dreizehn und eine halbe Schwadron reguläre Reiter und ein Regiment Koſaken, dann zweiunddreißig Bataillone Infanterie mit zweiundſechzig Kanonen hatte, und folglich am Morgen des 28. Auguſt ſeinem Gegner Vandamme wie eins zu zwei gegenüberſtand.

Dieſe nämlichen ruſſiſchen Garderegimenter, welche der Zufall nach Zehiſta in das Oſtermann'ſche Lager geführt und deren Heldenmuth bei Kulm die große europäiſche Sache gerettet hat, haben wir ſpäter ſelbſt geſehen, und wir glauben nicht, daß mit dieſen martialiſchen, aus ſämmtlichen Regimentern im weiten Moscovien Mann für Mann auserleſenen und von Officieren aus dem höchſten Adel des Czarenreiches befehligten ſchönen und kräftigen Männern, außer der alten Garde Napoleons, irgend etwas in der Welt verglichen werden darf. Schritt, Blick und Haltung verriethen das ſtolze Bewußtſein, daß Macht und Anſehen des großen Czarenreiches in letzter Inſtanz auf ihrer Kraft beruhe. Und die Kunſt dieſes ſtolze Selbſtgefühl in Thaten umzuſetzen, verſtand nach dem Urtheile des Autokraten damals am beſten Graf Oſtermann. Wir möchten Niemand zu nahe treten und keine erlaubte Selbſtliebe in irgend einer Weiſe verletzen, zweifeln aber doch, ob damals im alliirten Heere irgend eine andere Truppe als die ruſſiſchen Garden, und ob ſelbſt dieſe

unter einem andern Führer als dem Grafen Oſtermann je geleiſtet hätten, was in den beiden Tagen des 28. und 29. Auguſt 1813 zwiſchen Pirna und Kulm geſchehen iſt. Fürwahr, der Agamemnon der europäiſchen Befreiungsheere hat ſeine Werkzeuge gut gewählt!

Und wenn nun der vertraute Diener des Imperators die Größe ſeiner Aufgabe erkannte und in kluger Vorausſicht das Palladium der czariſchen Monarchie ſelbſt mit namhaften Opfern bis zum letzten und fürchterlichſten Augenblick unverſehrt erhalten wollte, ſo könnte man es wohl vielleicht vom Standpunct der Philanthropie und der Metaphyſik rügen, unmöglich aber vom Standpunct der Politik und der moscowitiſchen Strategie beklagen.

Zugleich mit der Nachricht von der völligen Niederlage und von der rückgängigen Bewegung des großen böhmiſchen Heeres vor Dresden erhielt Graf Oſtermann in der Nacht vom 27. zum 28. Auguſt die Weiſung, am folgenden Morgen mit ſeinen untergeordneten Streitkräften ſich ebenfalls nach Böhmen zurückzuziehen. Niemand im Bivouak hinter Zehiſta hat jene Nacht geſchlafen, weil über die Rückzugslinie des Oſtermann'ſchen Corps zwei ſich gerade widerſprechende Befehle aus dem großen Hauptquartier gekommen waren und im Kriegsrathe zu Krebs beide Meinungen ihre Vertreter fanden.

Es waltete damals, wie der Leſer ſieht, ein eigenthümlicher Unſtern über der guten Sache, und zum niederdrückenden Gefühl der erlittenen Niederlage und aller geſcheiterten Hoffnungen kam im verbündeten Heere auch noch der Mangel eines nachdrucksvollen, im Unglück doppelt nöthigen oberſten Leitgedankens hinzu.

Von Barclay de Tolly, oberſtem Heermeiſter der Ruſſen und Oſtermanns nächſtem Vorgeſetzten, war der Auftrag gekommen: „das äußerſte Flügelcorps ſoll die große, von Pirna in gerader

Linie über Peterswalde nach Teplitz führende Straße verlaſſen und auerfeldein über Maxen und Dippoldiswalde der in ungeordneter wilder Flucht gegen die Engſchluchten des Erzgebirges zurückfallenden Hauptarmee nachzueilen ſuchen."

In ganz entgegengeſetztem Sinne hatte zur nämlichen Zeit Fürſt Schwarzenberg, hauptſächlich auf Anrathen des Generals Radetzky, dem Grafen Oſtermann Befehl geſchickt, ſeine Streitmacht direct über Berggießhübel, Peterswalde und Teplitz hinter die Eger zurückzuführen und in Gewinnung dieſes Hauptverbindungsweges dem Feind um jeden Preis zuvorzukommen. Ja, General Barclay ſelbſt ward von der oberſten Armeeleitung beauftragt, mit dem Wittgenſtein'ſchen und dem preußiſchen Corps ſammt den ruſſiſchen und preußiſchen Reſerven ebenfalls die neue Teplitzer Straße über Gießhübel und Peterswalde einzuſchlagen. Graf Barclay de Tolly hatte aber ſeine Gründe, dem Befehle ſeines Vorgeſetzten dieſes Mal nicht zu gehorchen und es für nützlicher zu halten, mit dem fliehenden Heere die weite, unwegſame Bogenlinie über Altenberg und Annaberg zu beſchreiben, die kurze, bequeme Straßenſehne aber dem nacheilenden Feinde zu überlaſſen.

Im Oſtermann'ſchen Kriegsrathe erhielt der beſſere Sinn am Ende doch die Oberhand. Man beſchloß nach reiflicher Erwägung aller Fährlichkeiten doch über Peterswalde gegen Teplitz hineinzuziehen, und auf die Erwägung folgte die raſche That. Um vier Uhr Morgens (28. Auguſt), wo Vandamme die Dresdner Ereigniſſe des vorigen Abends noch nicht vollſtändig wiſſen konnte, hatte Graf Oſtermann ſeine Streitmacht ſchon geordnet und griff, um den Gegner zu täuſchen und den Rückzug zu maskiren, die feindliche Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung von Groß-Cotta über Goes zum Kohlberg vor Pirna an. Vandamme läßt ſich wirklich eine Zeitlang täuſchen, Oſtermann gewinnt mit den

Garden einen kleinen Vorſprung und zieht unter beſtändigen, zum Theil mörderiſchen Gefechten und nicht ohne bedeutenden Verluſt, beſonders des zweiten Armeecorps, auf welchem die größte Laſt des Tages ruhte, über Berggießhübel zum böhmiſchen Grenzſtädtchen Peterswalde zurück, in deſſen Umgebung er gegen Abend des 28. Auguſt ſeine Macht ſammelte und von den Mühen der heißen Arbeit ruhen ließ. Die Entfernung vom Standpuncte, wo Morgens früh Rückzug und Gefecht begonnen, bis zum nächtlichen Ruheplatz um Peterswalde beträgt kaum mehr als fünf Stunden Weges.

Erſt gegen die Mittagsſtunde hin hatte der feindliche Heerführer den wahren Stand der Dinge und die moskowitiſche Liſt erkannt, und wälzte dann, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, mit verdoppeltem Ungeſtüm ſeine Maſſen dem ſtolz und dichtgeordnet vorüberziehenden ruſſiſchen Gardecorps von der Seite in den Weg. Es iſt keine große Terrainkenntniß nöthig, um die ganze Gefahr dieſes feindlichen Manövers einzuſehen, weil man vom Königſtein und von der Elbe her den Peterswalder Defileen, in deren Früherbeſetzung das einzig mögliche Heil der Ruſſen lag, näher ſtand, als das von Zehiſta heraufziehende Gardecorps. Für beide Theile lag der ganze Streit in der Geſchwindigkeit, und wir wüßten der Oſtermann'ſchen Strategie dieſes Tages nichts an die Seite zu ſtellen, als Cäſars Heerführung in den Ilerdapäſſen gegen die Legionen des Afranius *). Mehr als einmal war es zweifelhaft, wem dieſes Mal der Preis gebühre. Denn wie das Garderegiment Preobraſchenski, die „prätoriſche Cohorte" jenes Tages, in den erſten Nachmittagsſtunden hinter Berggießhübel den Dürrenberg erſtiegen hatte, war der Waldſaum zu

*) Erat in celeritate omne positum certamen, utri prius angustias montesque occuparent. Caes. de Bello Civili, I. 70.

beiden Seiten der Straße, auf der es gegen Peterswalde weiter gehen mußte, ſchon durch feindliches Fußvolk beſetzt. Ein wohlgenährtes Rollfeuer rauſchte mit lautem Wiederhall aus der Waldöde den ankommenden Garden entgegen, während andere Haufen die ruſſiſche Nachhut in und vor genanntem Orte überfielen. Hier war nicht viel zu zögern. Nach kräftiger Erwiederung des Feuergrußes ſtürzte das Garderegiment unter perſönlicher Anführung des Grafen Oſtermann und des Generalmajors v. Roſen mit dem Bajonnet auf den Feind, trieb ihn in das Gehölz zurück und öffnete, in unwiderſtehlichem Ungeſtüm alles vor ſich niederwerfend und durch Biſtroms Gardejäger kräftigſt unterſtützt, mitten durch die friſch heranſtrömenden feindlichen Heeresmaſſen wieder freie Bahn.

Wie die Garde mit ihren Feuerſchlünden glücklich vorüber war und im Eilſchritt gegen Peterswalde weiter zog, fand das in langer Zeile nachrückende zweite Armeecorps des Herzogs von Würtemberg die Waldſtraße durch noch zahlreichere Feindesmaſſen zum zweiten Mal geſchloſſen. Vor, in und hinter dem Städtchen wüthete der Kampf zu gleicher Zeit, und wenn mit Hülfe des zum Schutze der Nachhut zurückgelaſſenen Gardejägerregiments der Feind noch einmal aus ſeiner Stellung mit dem Bajonnet vertrieben wurde, ſo war die Befreiung der Oſtermann'ſchen Nachhut aus einer ſo ſchlimmen Lage doch nicht ohne empfindliche Verluſte zu erzielen, welche großentheils die beiden Infanterieregimenter Minsk und Murom zu tragen hatten.

Peterswalde iſt ein langes Dorf in einer langgedehnten, engen, von der einen Seite zugänglichen Hügelſchlucht. Zur Deckung der hinter dem Orte in der Richtung gegen Rollendorf campirenden Garden ward ein großer Theil des ſtark geſchmolzenen zweiten Armeecorps mit Knorrings Uhlanen unter dem Fürſten Schachofskoi vor dem Städtchen gegen den nachdrängenden Feind

aufgeſtellt, der Raum zwiſchen den Garden und der äußerſten Nachhut aber gegen einen möglichen Seitenüberfall dem General Helfreich anvertraut. Das Gefahrvolle dieſer Stellung in der Nähe eines ungeſtümen, übermächtigen und ſiegesſtolzen Feindes hatte man Abends noch um ſo lebhafter gefühlt, da man ſtarke feindliche Reiterſchaaren, offenbar in der Abſicht die ruſſiſchen Colonnen auf ihrem Marſche durch die Dorfſchlucht in der Flanke anzufallen, ſeitwärts ziehen ſah. Vorſichtshalber ſollte deswegen die Nachhut unter Schachofskoi, mit Zurücklaſſung weitleuchtender Bivouakfeuer, zum Anſchluß an das hinter den letzten Häuſern ſtehende Corps Helfreichs ſchon um Mitternacht durch Peterswalde ziehen und zugleich mit dem Gardekürraſſierregiment des Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg die Deckung der um fünf Uhr Morgens zum Aufbruch befehligten Garden übernehmen. Es war eine unheimliche mondloſe Nacht, und ſtatt ſommerlicher Frühhelle legte ſich eine dichte Nebelhülle über das Dorf Peterswalde, über die lange Schlucht und über das dreigetheilte Ruſſenheer. Statt um Mitternacht zog Fürſt Schachofskoi erſt nach drei Uhr Morgens durch die dunkle Peterswalder Schlucht. Die Zeit drängte, die Garde, neu gekräftigt durch Raſt und Labſal, hatte eben den Lagerplatz verlaſſen und ein großer Theil des Schachofskoi'ſchen Fußvolkes mit Knorrings Uhlanen war noch in der Dorfenge eingekeilt, als auf einmal lebhaftes Flintenfeuer von links her aus dem Nebeldunkel auf die gedrängten Ruſſen fiel. Der Feind hatte Nachts Peterswalde umgangen, und wie ſich die überraſchten Moskowiter in Eile zur Abwehr ordneten, brach der Sturm auch von rückwärts und von vorn, wo Helfreich ſtand, zu gleicher Zeit herein. Feindliche Reitermaſſen hatten Knorrings Uhlanen auf das in Sectionen vor ihnen herziehende Fußvolk geworfen und in der Verwirrung die wandernden Ruſſencolonnen ſelbſt überritten. Alle Ordnung in

der ruſſiſchen Nachhut hatte aufgehört; es wimmelte, tobte, ſchrie und ſchwirrte Alles durcheinander; Stabsofficiere, die im Nebel nach ihren Bataillonen riefen; verſprengte Adjutanten, die mit Fahnen unter dem Arm dem vorausgegangenen Befehlshaber nacheilten; Fußgänger, die ihr Feuer einzeln und in Haufen aus den Häuſern von Peterswalde wie im freien Felde außerhalb blind und ohne Ziel nach allen Richtungen in die Luft gaben; tatariſche Lanzenreiter, die mit dem Rufe: „Alles iſt verloren!“ geſpenſterhaft durch die Morgennebel flogen und ſelbſt die ſtandhafteſten Gemüther des vom Kugelregen überſchütteten und hinter Peterswalde aufgeſtellten Helfreich'ſchen Corps wankend machten. Man hörte den Tumult, das Geſchrei, das knatternde Rollfeuer, ſehen aber konnte man nur einzelne Geſtalten, wie ſie wild und ſcheu im Morgengrau aus dem Nebel brachen.

Außer Knorrings tatariſchen Uhlanen traf das ſchlimme Loos jenes Morgens hauptſächlich ein Bataillon Minsk und das Regiment Czernigof; allein wie es in ſolchen Fällen meiſtentheils geſchieht, war auch hier der erſte Schrecken größer als am Ende das Uebel ſelbſt. Einerſeits verbargen Nebel und Morgendunkel die Zahl-Schwäche der Ruſſen und waren dem Feinde ebenſo hinderlich zu Angriff und ſtrategiſcher Bewegung, wie ſie den überfallenen Ruſſen Vertheidigung und geordnetes Weiterziehen unmöglich machten. Dann half in dieſer großen Noth vorzüglich das unerſchrockene, ſtandhafte und lebensverachtende Weſen, welches ſchon die Byzantiner des zehnten Jahrhunderts zu ihrem Entſetzen an den ruſſiſchen Kriegern bemerken wollten. Wo andere in plötzlichem Schrecken ſich unwillkürlich wenden und die Flucht ergreifen, bleibt der Ruſſe mechaniſch und wie im Boden feſtgewurzelt unbeweglich ſtehen. „Die Ruſſen ſterben, fliehen aber nicht“, ſagte der Augenzeuge Leo Diaconus vor Siliſtria. Das Regiment Tobolsk, mitten in Tumult und Auflöſung kühl

und festgeordnet auf der angewiesenen Stelle harrend, schlug einen Massenangriff der feindlichen Reiter mit solchem Erfolg zurück, daß die vom Feind überraschten und zerstreut kämpfenden Haufen der Waffengenossen, freilich mit Verlust von mehreren Hunderten an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Versprengten und natürlich auch nicht in der besten Ordnung, fechtend und wehrend aus der Petershalder Häuserschlucht endlich heraus in das Freie kamen, und sich unter dem Schutze des im Sturm unerschüttert gebliebenen Helfreich'schen Corps zu sammeln und neu zu ordnen suchten. Aber indessen war aus dem Nebelgrau fahl und traurig der Tag hervorgebrochen und rückte Vandamme selbst mit seiner ganzen Macht, dicht gedrängt und ungestüm, durch Petershalde den fliehenden Russen nach, deren Schwäche und Unordnung im zweifelhaften Tageslicht bald nicht mehr zu verbergen war. Um das Unglück voll zu machen, verwickelte sich die kurz vorher in Bewegung gesetzte Garde schon nach wenigen Minuten vor einer nahen Waldschluchtenge und hinderte durch ihr Stillstehen auch die schwer geängstigte, von feindlichen Heerhaufen umwickelte Nachhut am Weiterziehen. Plötzlich wirbelt es bei den Russen Todesklang und wie der Sturm aus der Wetterwolke rauscht auf Ostermann's Wink das Gardekürassier-Regiment — Prinz Leopold und General Knorring an der Spitze — aus dem verworrenen Knäul hervor, schlägt im Zorn die einbrechenden feindlichen Reiterhaufen auseinander und treibt alles, Pferde, Fußvolk und Kanonen mit unwiderstehlicher Gewalt von der Hochebene in das Dorf zurück. Inzwischen hatte sich die Gardedivision ihrerseits ruhig durch den Wald gewunden und auch dem Corps des Herzogs von Würtemberg die nöthige Frist verschafft, seine Trümmer zu sammeln und kampffähig den Rückzug fortzusetzen. Langsam und feierlich wie auf dem Paradeplatz zogen diese stolzen Reitercolosse, die Telamonier des Heeres,

nicht ohne wiederholt gegen die nachdrängenden Feinde Front zu machen, von nun an als äußerſte Nachhut, ſchirmend und ſtreckend hinter den ermüdeten Waffengefährten her.

Die Entfernung vom Schauplatz dieſer glanzvollen That zurück über Nollendorf und die Telnitzer Clauſe bis Kulm beträgt kaum drei Stunden Weges, und ebenſo lange dröhnte in dumpfem Wiederhall über Wald und Schlucht der Kanonendonner des in Maſſen nachdrängenden Feindes und des in meiſterhafter Geſchicklichkeit zurückweichenden Ruſſenheeres von der Höhe in das Thal herab.

In der Dreieinigkeitskapelle auf dem Horkaberg bei Kulm läutete es in der Morgenſtille zum Gottesdienſt und in den Klang der heiligen Erze miſchte ſich vom Walde herüber dumpfer Kanonendonner. Man glaubte das Ungewitter noch ferne und huldigte mit andächtiger Sorgloſigkeit der ſonntäglichen Chriſtenpflicht. Aber es zog mit Sturmeseile von der Waldhöhe in das Thal herab, und wie die frommen Beter aus der Kirche gingen, war der Kampf ſchon unten im Dorfe ſelbſt entbrannt. Die Ueberraſchten wollten neben den in den Häuſern zurückgelaſſenen Angehörigen im Gewühle auch noch ihre beſte Habe retten und in die nahen Wälder flüchten. Die aus dem Stalle getriebenen Rinder brüllten, flehende Weiber und Kinder erhoben Jammergeſchrei und mitten unter den von Schrecken betäubten Dorfleuten drang der Feind mit Bajonnet und Gewehrkolben auf die erbittert widerſtehenden Ruſſen ein. Es ſchrie, tobte, eilte und wogte in wildem Chaos der Fliehenden alles durcheinander, aus den feindlichen Heerſäulen wirbelte der Sturmwind und von der Kapelle herab ſpielte auf die ſchweigend und dichtaneinander gedrängt aus dem Dorfe ziehenden Ruſſen das Kanonenfeuer. Augenzeugen haben heute noch den ſchauerlich dröhnenden Wiederhall nicht vergeſſen, wie er im Zuſammenſtoß der beiden

feindlichen Elemente „aus Schluchten und Gründen, von den Bergen und aus dem Walde“ hundertfach in das Engthal von Kulm niederrollte. Und doch, bemerkt ein Berichterſtatter, ahnete noch Niemand, daß dieſer grauenvolle Sonntagsmorgen nur ein Schattenbild der Schreckensſcenen ſei, welche ſchon nach wenigen Stunden über dieſe Gegend kommen ſollten.

Gegen acht Uhr Morgens, d. i. etwa drei Stunden nach dem bedeutungsvollen Morgengruß in Peterswalde war Graf Oſtermann mit Jermolof und den Garden und ihren glänzenden, bis jetzt noch immer ſtummen Feuerſchlünden im Eilſchritt am Horkaberg vorüber gegen die Anhöhen hinter dem nahen Orte Prieſten fortgezogen, wo man gegen das urſprüngliche Vorhaben endlich Stand zu halten und mit dem nachdrängenden Feind den Kampf zu wagen ſich entſchließen mußte.

Eine grauſame Nothwendigkeit zwang die bei Dresden überwundenen Fürſten noch vor Erreichung des Rettungshafens hinter dem Egerfluß einen verzweiflungsvollen letzten Wurf zu thun. Bereits in der Nacht vom 28. zum 29. Auguſt hatte Graf Oſtermann aus dem Lager hinter Peterswalde dem von Sachſen her zu Pferd über das Erzgebirge in Teplitz eingetroffenen König von Preußen ſeine bedrängte Lage, Vandamme's überwältigende Streitmacht und die feſte Abſicht ſeinen Rückzug bis hinter die Eger fortzuſetzen durch einen Officier gemeldet. Die Antwort auf die Meldung ließ nicht lange warten. In den erſten Frühſtunden, unweit Tellnitz, brachte Oberſtlieutenant von Natzmer zuerſt mündliche Nachrichten über die bedrohte Lage des großen Heeres und des noch in den Schluchten herumirrenden Kaiſers Alexander ſelbſt. Bei Kulm kam ſchon ein zweiter Bote, General von der Knesebek, mit eigenhändigem Billet Seitens Sr. Preußiſchen Majeſtät entgegen: „Graf Oſtermann möchte noch vor Teplitz Stellung nehmen und ſich den weiteren Fortſchritten des

Feindes mit der äußerſten Anſtrengung entgegenſtemmen, um dem noch im Waldgebirge mit bedenklichen Hinderniſſen ringenden und mit völliger Auflöſung bedrohten großen Heere ſo viel als möglich ungehinderten Rückzug aus den Schluchten in die Teplitzer Ebene herab zu ſichern.“ Jetzt erſt erkannte Graf Oſtermann mit dem wahren Stand der Dinge die Größe der Gefahr und die unermeßliche Verantwortlichkeit, mit der man ihn belud.

Der 29. Auguſt 1813 war die Kriſis im europäiſchen Befreiungskampfe. Die Hoffnung einer glücklichen Wendung des Ganzen war in Aller Bruſt ſchon erloſchen, und nicht mehr ob der Sieg noch zu erringen wäre, ſondern ob von den Beſiegten noch irgend Jemand dem Untergange entränne, ward im alliirten Hauptquartiere berechnet und überdacht. Nicht bloß das Genie und das Glück, ſelbſt die Elemente ſtritten, wie im Kampfe des Theodoſius, damals für Napoleon. Es regnete und ſtürmte ſeit der Dresdener Schlacht ununterbrochen Tag und Nacht, und auf grundloſen Pfaden ſchleppten ſich die auseinandergeworfenen Heertheile der überwundenen Fürſten ohne Raſt, ohne Lebensmittel, ohne Verpflegungsanſtalten und Magazine, mit Hunger und Verzagung ringend, plan- und ordnungslos, und auch noch gehemmt von endloſen Wagenzügen, durch das rauhe Waldgebirge gegen das Egerthal herab. Muth und Selbſtvertrauen waren aus den Schlachthaufen völlig gewichen, die Soldaten deſertirten in Haufen und bei der Größe des Unglücks und bei der Hoffnungsloſigkeit der Lage tauchte, wie es in ſolchen Fällen allezeit geſchieht, gegenſeitiges Mißtrauen unter den Verbündeten ſelbſt empor. Die Ruſſen waren ſatt ſich, wie ſie ſagten, nutzlos für andere hinzuopfern; die Oeſterreicher, durch frühere Niederlagen mürbe gemacht, kannten ihren Gegner, ſeine Macht und ſeine Verſöhnlichkeit ſchon ſeit lange; und die Preußen, für die es

beim Sieger kein Erbarmen gab, waren für ſich allein nicht ſtark genug den ſauſenden Lawinenſturm mit Erfolg aufzuhalten. Die Worte „Friede“ und „Separatvertrag“ wurden in den letzten beiden Tagen auf der traurigen Flucht über die öde Waldregion mehr als einmal vernommen, und nur die Standhaftigkeit Alexanders und der Heldenmuth ſeiner Garden — man ſagt etwa nicht zu viel — haben an jenem fürchterlichen Loſungstag die Sache Europa's verfochten, gerettet und beſchützt.

Um die That des 29. Auguſt in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen und zu würdigen, muß man nicht vergeſſen, welche Aufgabe Graf Oſtermann zu löſen übernehmen ſollte, welche Hülfsmittel ihm zu Gebote ſtanden, wie er dieſe zu gebrauchen verſtand, und welche Gegenkräfte zu bewältigen geweſen ſind. Das überlegene in Böhmen eingedrungene Feindesheer, vor welchem Graf Oſtermann ſeit zwei Tagen kämpfend bis hinter Kulm zurückgewichen war, in plötzlichem Rollenwechſel herwärts anzufallen, zu ſchlagen und über die Rollendorfer Waldhöhe wieder nach Sachſen zurückzuſchleudern, war eine Unmöglichkeit. Nicht erdrückt zu werden war hier ein großer Sieg. Zwölf Stunden, glaubten die Führer, wären eine hinreichende Friſt, um wenigſtens einige Trümmer des großen böhmiſchen Heeres theils bei, theils hinter Teplitz aus den Schluchten des Erzgebirges herauszuretten, den Schutz des Egerfluſſes zu gewinnen und dann mit neugeſtärkter Macht für Rettung der alten Monarchie und zur Aufrechthaltung des großen europäiſchen Befreiungsbundes von neuem in den Kampf zu gehen. Um verzweiflungsvollen Spielern dieſe letzte Rettungsfriſt zu ſchaffen, ſollte nun Graf Oſtermann den von den Rollendorfer Waldhöhen herabrauſchenden Lavaſtrom zwölf Stunden lang im Laufe hemmen.

Die Löſung des Arguments war unter den vorwaltenden Umſtänden mehr als zweifelhaft. Unterliegt aber der edle Graf mit

ſeinem Elitencorps und wälzt ſich die feindliche Sturmfluth über die Leichen der ruſſiſchen Garden nach Teplitz herein und vor die ſüdlichen Ausgänge des Erzgebirges, während franzöſiſche Heerſäulen von Sachſen her die Fliehenden ängſtigen, ſo iſt alles, das große Heer und ſein unermeßliches Material verloren und fällt der loſe gekittete Königsbund gleichſam mit einem Schlag zuſammen.

In der Thalenge in und um Kulm ſtand General Vandamme mit dreißigtauſend Mann und einundachtzig Geſchützen in der ſpäten Morgenſtunde des 29. Auguſt zum Feſt der Schlacht gerüſtet. Ihm gegenüber im Kulmer Vordergrund vom Fuße des hohen Waldgebirge zur Linken bis zu den milderen Höhenzügen auf der Rechten hatte ſich Graf Oſtermann mit nicht ganz fünfzehntauſend Streitfähigen und dreiundſechzig Feuerſchlünden zum Widerſtande aufgeſtellt.

Der zweitägige Rückzug mit allen Gefechten zwiſchen Pirna und Kulm hatte den Ruſſen an Todten, Verwundeten und Vermißten gegen tauſend Mann gekoſtet. Die äußerſte Nachhut von viertauſend Mann unter General Püſchnitzki hatte gleich vom Orte Berggießhübel weg den angewieſenen Rückzugsweg verfehlt und konnte erſt Abends, wie die Tragödie im Kulmer Vordergrund ſchon vorüber war, wieder zum Hauptcorps ſtoßen. Zum Glück ward dieſer Ausfall durch Zuzüge vom Erzgebirge her noch in der Hitze des Gefechts ſelbſt erſetzt und das Ganze neuerdings auf zwanzigtauſend Mann gebracht.

Den Kern des kleinen, dem Tode geweihten Heeres bildeten die zwölf Bataillone Gardeinfanterie, zuſammen noch ſechstauſendſiebenhundert Mann. Das zweite Corps unter Herzog Eugen von Würtemberg ſtellte beim Richterſcheinen Püſchnitzki's ſammt der Helfreich'ſchen Abtheilung nur noch fünftauſendfünfhundert Streitfähige in Reih und Glied. An Reiterei der Garde ſowohl als

des oft benannten zweiten Corps waren auch nicht mehr als beiläufig zweitauſendfünfhundert Mann zurückgekommen.

Hat auch der Leſer Aſter's vortreffliche Situationszeichnung des Kulmer Schlachtfeldes nicht überall zu Handen, ſo iſt es doch nicht ſchwer mit wenigen Worten ein hinlänglich correctes Bild der „Tſchechiſchen Thermopylen" vorzuzeichnen.

Die Walſtatt, auf welcher zwiſchen zwei ſo ungleichen Kräften die Todeswürfel fallen ſollten, iſt, wie wir ſpäter ſelbſt geſehen haben, eine von Dörfern, Hecken, Wieſen und kleinen Wäſſerchen mit vielen Bäumen und Buſchwerk bedeckte Flur, auf welcher niedrige, vom Waldgebirg herabſtreichende Erdſchwellungen mehrere furchenähnliche Riſſe und Schluchten bilden. Im Mittelpunct, wo das ruſſiſche Centrum ſtand und die Straße von Kulm her nach Teplitz vorüberſtreicht, liegt zwiſchen Gärten, Bäumen und Buſchwerk, kaum noch im Kanonenbereich vom Kulmer Horkaberg, die Ortſchaft Prieſten; auf dem äußerſten Puncte links dagegen in einer wilden Gießbachſchlucht, am Fuße des dunkelbewaldeten Hochgebirgs, die berühmte Eggen-Mühle mit dem Orte Straden gleichſam als Vorwerk dieſes vom Feinde am ſtärkſten bedrohten und für das Loos des Tages entſcheidungsvollſten Punctes; ſüdöſtlich von Prieſten, rechts bis gegen Karbitz hinab, zieht ſich eine breite, nach vorne vom Kulmbach begrenzte trockene Kräuterwieſe, von der Natur ſelbſt wie zum Tummelplatz für Reiter und fliegendes Geſchütz beſtimmt.

Graf Oſtermann redete mit dem Chef ſeines Generalſtabes und mit dem General von der Kneſebek, der des Königs Handbillet gebracht, nur wenige Worte, überflog in ſchnellem Blick das Terrain und ordnete ſtillſchweigend ſein kleines Heer zur Schlacht. Nicht bloß Kenner der Strategie, ſelbſt Mißgunſt und Parteileidenſchaft haben Tact und feine Berechnung der Oſtermann'ſchen Schlachtordnung jenes Tages willig anerkannt. Im

Centrum dicht hinter dem von Schützen beſetzten Prieſten waren zwei Regimenter Fußvolk, und einige hundert Schritte weiter rückwärts fünf andere Regimenter in Bataillonscolonnen mit Diſtanzen aufgeſtellt. Rechts der Heerſtraße auf der trockenen Kräuterwieſe von Prieſten bis Karbitz hinab ſtanden in einer langen Zeile die geſammten Reiterkräfte: zuerſt das berühmte Gardeküraſſierregiment, welches unter dem Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg ſeit Peterswalde die Nachhut des ganzen Heeres gebildet hatte; dann nach einander die tatariſchen Lanzenreiter, zwei Schwadronen Lubno-Huſaren, zwei Schwadronen Serpuchof-Uhlanen mit vier Schwadronen eben vom Gebirge herabgekommener Erzherzog-Johann-Dragoner und dem Koſakenregiment Jlowoiski. Hinter dieſer langen Reiterzeile hielten zwei bald nachher eingetroffene Regimenter ruſſiſcher Küraſſiere als Reſerve für unvorhergeſehene Noth. Auf dem äußerſten linken Flügel, von der Juchtenkapelle bis zur Eggen-Mühle in der hohen Waldſchlucht hatte der Feldherr in kluger Vorausberechnung der Ereigniſſe den drei Garde-Jnfanterieregimentern Preobraſchenski, Semenoſki und Jsmailoſki unter General von Roſen, und hinter ihnen den Garde-Uhlanen ihren Platz angewieſen. Mit richtigem Inſtinct hatte Graf Oſtermann vorhergeſehen, daß der Feind die volle Wucht ſeiner Kraft vorzüglich in dieſer Richtung auf den äußerſten linken Flügel ſchleudern werde, um die Ruſſen vom Waldgebirge wegzudrücken und ſie von der einzig möglichen Hülfe der allmählich aus den Schluchten des Erzgebirges herabſteigenden Zuzüge des Hauptheeres abzuſchneiden. Für größere Sicherſtellung dieſes entſcheidenden Punctes wurde vorwärts der Eggen-Mühle und gleichſam in der Fronte der Garde-Brigaden auf einer ausſpringenden Waldhöhe jenſeits des Dorfes Straden mit einer Batterie Geſchütze das Garde-Jägerregiment mit dem Füſilierregiment Murom unter General Biſtrom, rückwärts vom

Dorfe aber das Garde-Huſarenregiment in Diviſionscolonnen hingeſtellt. Von den dreiundſechzig Feuerſchlünden aber, dem letzten und fürchterlichſten Argument des Tages, beſtrich nur eine einzige, ſpäter eingetroffene reitende Batterie am äußerſten rechten Flügel vor Karbitz die grüne Kräuterwieſe; die anderen alle, mehr als vierzig an der Zahl, ſtanden verderbendrohend im Mittelpunct links und rechts der Straße, beſonders gegen die Juchtenkapelle und die zwölf Gardebataillone hin, um die von Kulm her gegen Prieſten und den linken Flügel ſich hinwälzenden feindlichen Heerſäulen zu zermalmen.

Nach neun Uhr Vormittags, wie das eiſerne Spiel ſchon geordnet war und eine kurze, verhängnißvolle Stille über beiden Schlachtreihen lag, erſchien, von unerklärbarer Angſt aus Teplitz hergetrieben, ganz unvermuthet noch der Preußen-König in Perſon auf dem Todtenfelde, um dem Grafen Oſtermann im letzten Augenblick noch einmal mündlich, und wo möglich noch eindringlicher an das Herz zu legen, was er ihm durch die beiden Boten wenige Stunden früher ſchriftlich empfohlen hatte. An ernſten Gedanken und ſelbſt an warmen Worten fehlte es bei dieſer Vorſcene des Trauerſpiels nicht:

o quoties et quae nobis Galatea locuta est!

Oder wundert ſich vielleicht Jemand, wenn der ſonſt wortkarge und düſtere Preußen-König hier beredt und fließend wurde? Hat nicht einſt der Schrecken ſogar dem ſtummgebornen Königsſohn von Sardes articulirte Töne ausgepreßt? Friedrich Wilhelm III. wußte am beſten, um welchen Einſatz hier die Würfel fallen ſollten, beide aber, der König und der General, fühlten nur zu lebhaft, daß ohne Hülfe vom Gebirge her die kleine Heldenſchaar noch vor Abend unterliegen müſſe.

Mahner flogen noch während der Unterredung von der Stelle weg nach allen Richtungen in die Waldregion hinein, um die

Eilenden noch mehr zu beflügeln und, was ſie immer an ſchlagfertigen Mannſchaften fänden, über Stock und Stein nach dem Kulmer Vordergrund hinzulenken.

Im Heere gegenüber fing es zu wogen an; der Preußen-König erhob ſich, ſagte den letzten Gruß und ging aus dem Bereich des feindlichen Kanonenfeuers zurück, blieb aber, zweifelnd am Erfolg, doch den Ausgang erwartend, eine kleine Strecke hinter dem Schlachtfelde wieder ſtehen.

Graf Oſtermann mit ſeinen Gefährten ſchwang ſich auf das Pferd, warf einen langen Abſchiedsblick auf den trüben König: „Ave, Caesar, morituri te salutant“ und vom Horkaberg herüber rollten aus achtzig Feuerſchlünden Vandamme's Kanonendonner. Der Boden dröhnte, die Wolkennebel flohen und lange dunkle Heerſäulen brachen aus der um Kulm aufgeſtauten Feindesmaſſe zuerſt gegen den ruſſiſchen Mittelpunct um Prieſten hervor. Die ſtrategiſche Meiſterſchaft der Oſtermann'ſchen Schlachtordnung zeigte ſich gleich Anfangs in ihrem vollen Glanz. Obgleich die feindliche Stellung die Stellung des ruſſiſchen Heeres aller Orten überragte und zugleich mit ſchönen Erdſchwellungen für das Geſchütz auch für unbemerkte Bildung großer Angriffscolonnen bequeme Thalſpalten bot, ſo war die Wirkung des von Kulm auf das ruſſiſche Centrum herüberblitzenden Kanonenfeuers der zu weiten Entfernung wegen doch gering und geriethen die Sturmcolonnen beim Angriff auf Prieſten zu früh in den Bereich der hinter dem Orte aufgefahrenen, von Buſchwerk und Bäumen verdeckten ruſſiſchen Feuerſchlünde. Die ganze Wuth des Feindes wälzte ſich in geſchloſſenen Maſſen — die Brigade Reuß voran — gegen den vorgeſchobenen Punct von Straden fort, wo General Biſtrom mit den Garde-Jägern und einer Reihe Kanonen ſtand. Nach langem und mannhaftem Widerſtande fing Biſtroms Schaar zu wanken an, und den Wankenden ſandte Jermoloſ das ganze

Regiment Semenoski zur Unterſtützung, um den Feind aus den errungenen Vortheilen wieder zurückzutreiben. Die Hülfe genügte kaum einen Augenblick, und vom Mittelpuncte her rückten neben Helfreich's Corps auch noch die beiden Regimenter Czernigof und Tobolsk in derſelben Richtung vor. Aber alles war vergeblich. Der Feind, mitten im Handgemenge durch eine friſche Diviſion verſtärkt, warf in erneutem ſchauerlichem Kampf die Ruſſen unter Biſtrom und Helfreich von der Waldhöhe durch das Dorf bis in die dunkelbewaldete Gießbachſchlucht und die Eggen-Mühle zurück. Um zehn Uhr brannte Straden und überſchüttete ſofort aus den vorgerückten Batterien ein zweiſtündiger Kugelregen die ganze Ruſſenlinie von Prieſten im Mittelpunct bis zur Mühlenſchlucht auf dem äußerſten linken Flügel, wo Biſtrom ſeine Streitmacht wieder geſammelt hatte.

Um Mittag, als der Feind die ruſſiſchen Schlachthaufen durch ſein fürchterliches Kanonenfeuer hinlänglich verdünnt und erſchüttert glaubte, zogen ſeine Heerſäulen zu gleicher Zeit gegen die Mühle in der Schlucht, gegen die Juchtenkapelle, wo die Garden ſtanden, und gegen die Prieſtener Höhen, auf welchen Graf Oſtermann ſelber hielt, zum Sturm heran, um wie bei Auſterlitz, was die Kanonen noch nicht niedergeſchlagen hatten, mit dem Bajonnet auseinander zu werfen und ſo der angeſchwollenen Fluth den Weg nach Teplitz aufzuthun.

Mühle und Waldhöhen oberhalb waren ſtark beſetzt und keine Kraft der Wüthenden vermochte über die finſtere Schlucht zu dringen und Biſtroms heldenmüthigen Widerſtand auch hier zu überwältigen. Der Feind, Verluſte nicht beachtend, ſtieg über ſteile Waldabhänge, brachte mit rieſiger Anſtrengung ſchweres Geſchütz auf eine die Mühle beſtreichende Höhe, und zwei beſonders ſtreitbare Bataillone waren ſchon aus der Gießbachſchlucht herausgekommen, um ſich auf einer waldfreien Fläche oberhalb

der Mühle festzunehmen, da blitzte es unvermuthet von zwei Seiten aus dem Busch, brachen die Russen unter wildem Hurrahgeschrei mit dem Bajonnet aus dem Waldversteck hervor und nur wenige der heraufgekommenen Feinde entgingen dem Tod oder der Gefangenschaft.

Zu gleicher Zeit waren aber auch die Semenoski-Garden bei der Fuchtenkapelle hart bedrängt, den hart Bedrängten aber zwei Bataillone Preobraschenski zu Hülfe geeilt; und wie die Gefahr doch mit jeder Minute wuchs, rückten auch noch die beiden vorgenannten Regimenter Tobolsk und Czernigof in das Handgemenge. Es war nicht mehr Gefecht, es war grauenvolles Gemetzel wie in den Schlachten des Alterthums. Man wiederholte nicht das Feuer, man hörte keinen Laut, man stach sich stumm und wuthentflammt mit der blanken Waffe nieder.*) Um die Kapelle lagen die Todten in Haufen und mitten unter den Erschlagenen Fürst Reuß, der feindliche Brigadenführer. Von allen Seiten eingewickelt zogen sich, wie Cäsars Legionen im Kampf der Nervier, Garden und Linienfoldaten der Russen furchtbar gelichtet nach und nach in eine einzige dichte Masse zusammen, die gleich einer dunklen Wolke bald vor- bald rückwärts wogte, aber nicht durchbrochen werden konnte, weil von der Seite her das mörderische Geschütz der Garde-Division die hereinstürmenden Colonnen Vandamme's niederschoß. Der Feind, schon gleich Anfangs an Zahl überwiegend, schwoll brigadenweise an und griff, während der Kampf in der Mühlschlucht und bei der Kapelle glühte, mit großer Uebermacht auch Priesten im Centrum an. Das russische Jäger-Regiment, vor dem heftigen Stoße zurückweichend, verließ das Dorf; wie aber der sieges-

*) *Καὶ συμβαλόντες ἐωθοῦντο, ἐωθοῦντο, ἐμάχοντο, ἀπέκτεινον, ἀπέθνησκον.* Xen. Hellen. lib. IV, 3.

trunkene Feind den Weichenden nachſtürmend auf der andern Seite zum Vorſchein kam, prallte er, von einem furchtbaren Gruß aus Baikoffs Batterien niedergedonnert, wieder in den Ort zurück und Fürſt Schachofskoi, mit ſeinen Jägern und mit den Regimentern Reval und Minsk angriffsweiſe vorgehend, trieb ihn vollends hinter das Dorf zurück.

Der Vortheil wurde vom kühlen Lenker des Spieles raſch benützt und mit Schachofskoi's Maſſen rückte zugleich die große Doppel-Batterie des Centrums in eine Stellung vor, in welcher ſie ſelbſt von dem feindlichen Kanonenfeuer aus Kulm geſchützt ihr verheerendes Geſchoß auf jene feindlichen Colonnen ſchüttete, die vom Waldſaume her den fechtenden Todesknäul bei der Kapelle zu überflügeln wider alles Vermuthen des Heerführers ſeit Stunden vergeblich ihr Blut und ihre Kraft erſchöpften. Das Loos des Tages lag auf Baikoffs Feuerſchlünden und Bandamme erkannte wohl, der eiſerne Damm könne nicht durchbrochen werden, der Sieg nicht erſtritten ſein, wenn nicht erſt der Donner dieſes fürchterlichen Vulcans verſtumme. Der Feind, ſelbſt durch ungeheure Verluſte nicht entmuthigt, verdoppelt noch einmal ſeine Angriffskräfte und lange Heerſäulen, dicht aneinandergedrängt, dunkel, unüberſehbar, wogen in wildem Strom gegen die Terrainmündung zwiſchen Prieſten und der Kapelle herein und in den Kanonendonner wirbelte wie „Guatemozin's Horn" hundertfach der ſchauerliche Sturmmarſch. Die ruſſiſchen Kartätſchen riſſen tiefe Lücken; aber der Muth, der Zorn, der Siegesdurſt der Stürmenden ermüdeten ſelbſt die Todesſichel; die Lücken füllten ſich immer wieder und die Sturmfluth rollte unaufhaltſam fort; ſchon fingen die acht vollen Garde-Bataillone und die neun ſchwachen Bataillone Helfreich's, durch mehrſtündiges Feuer und durch wiederholte Bajonnetangriffe erſchöpft und verdünnt, endlich zu weichen an; ſchon war die Kapelle mit den Leichenhügeln

von feindlichen Maſſen überfluthet, und mit jenem unbeſchreiblichen Angſtgefühl, welches beim Hereinbruch tödtlicher Kataſtrophen aus der Tiefe des menſchlichen Gemüthes heraufſteigt, ſahen die ruſſiſchen Heerführer den wilden Gicht heranrollen, der den Lavaſtrom aus Batkoffs Batterien erſticken und die eiſerne Wehr zerbrechen ſoll.

Aller Blicke wandten ſich in dieſem entſetzlichen Moment auf den Punct hin, wo Graf Oſtermann mit Jermolof und ſeinen Adjutanten ſtand. Doch was ſoll er thun? Es war gegen zwei Uhr Nachmittags und von der ſehnſuchtsvoll erwarteten Hülfe vom Gebirge her wollte noch immer nichts erſcheinen. Auf dem Kampfplatze ſelbſt waren an friſchen Streitkräften des Fußvolks nur noch drei Bataillone Ismailof-Garden unter Krapowizki übrig. Sollte nun auch dieſer ſchwache Reſt des ſchönen, vor wenigen Stunden noch ſo ſtolzen und ſo zahlreichen Kriegerhaufens — und vielleicht auch noch vergeblich — geopfert ſein? Aber zögert nicht! Alles ſteht auf dem Spiel! Und doch wich Jermolof nur widerſtrebend der unerbittlichen Noth und dem Willen ſeines Chefs. Ihn jammerte das ſchöne Volk. Befehle flogen an Krapowizki, ſich mit zwei von den drei Bataillonen Ismailofski dem Feind entgegenzuwerfen und den bedrohten Centrums-Batterien Luft zu machen.

„Aufbruch, Angriff, Sieg“, ſagt der Bericht eines Augenzeugen, „war das Ergebniß eines Augenblicks. —“ Wohl ſah man die Wetterwolke wie ſie in Sturmeseile an der Kapelle vorüber ſchoß; wohl ſah man den langen Feuerblitz und hinter dem Feuerblitz die funkelnden Bajonnette auf die verblüfften Feinde niederfahren! Wie ſich der Pulverdampf gehoben hatte, war die Walſtatt weithin mit Feindesleichen bedeckt, ſah man Vandamme's vorderſte Colonnen auf der Flucht, die ganze ruſſiſche Schlacht-

linie im Verrücken und die beiden Centrumsbatterien wieder in der ganzen Fülle ihrer tödtlichen Wirkſamkeit.

Dieſe furchtbare Scene war der Wendepunct der verhängnißvollen Tragödie im Kulmer Vordergrund. Jetzt erſt tauchten im Gemüthe des feindlichen Heerführers Zweifel über den Ausgang des Tages auf und erſtarkte dagegen im kämpfenden Ruſſenheer die Hoffnung nicht ganz zu unterliegen, bis die abendlichen Schatten kämen und Beiſtand und Erlöſung aus dem Waldgebirge brächten.

Von den beiden heldenmüthigen Garde-Bataillonen, vor deren Stoß die feindlichen Heerſäulen erſchreckt auseinander ſtoben, lag freilich ein guter Theil entſeelt unter feindlichen Leichenhaufen hingeſtreckt; Krapowizki ſelbſt war von mehreren Bajonnetſtichen leicht, Oberſt Martinof aber tödtlich verwundet, damit ja etwa Niemand glauben ſollte, es wäre ſterblichen Weſen geſtattet, Thaten ſolcher Größe ungeſtraft zu verrichten. Wir unſererſeits wüßten aber nicht, ob man hier die Todten oder die Ueberlebenden glücklicher preiſen ſoll. In der Blüthe der Jahre und in der vollen Kraft des Mannesalters, auf dem Siedepunct der Begeiſterung, ſiegreich gegen feindliche Uebermacht ringend auf der Walſtatt hinzuſinken, iſt die einzige, eines hochherzigen freien Mannes würdige Art, die ſterbliche Hülle abzuſtreifen. Wem aber die freundlichen Geſchicke nach ſo großer Glorie auch noch das ſüße Gefühl des Daſeins und des Genuſſes ſeiner ſelbſt vergönnen, der hat auf der Wandelſcala der Glückſeligkeit, ſoweit ihrer ein Sterblicher empfänglich iſt, die höchſte Stufe erklommen. Nicht bloß dem Krieger aller künftigen Zeiten und aller Nationen, auch allen jenen Friedensleuten, deren Geiſt und Gemüth ſich über den Bereich gemeiner Erbärmlichkeit hinüberſchwingt, müſſen Krapowizki und ſeine Heldenſchaar Gegenſtand des Neides und der Bewunderung ſein.

Man hat bemerkt, daß im Moment der höchſten Noth, als der Moskowitiſche Heerführer ſeine Hand erhob, um die letzten und fürchterlichſten Blitze auf die feindlichen Sturmwogen zu ſchleudern, der noch immer nebeltrübe Himmel plötzlich in Heiterkeit erglänzte, gleichſam als wollte die Sonne, wie einſt im Kampfe um den gefallenen Patroklus, die Finſterniß verſcheuchen und die Heldenthat eines andern Ajax im vollen Lichte ſchauen.

Plötzlich zerſtreute er das Dunkel und trieb den Nebel hinweg;
Helios ſtrahlte hervor und das ganze Treffen war erleuchtet*).

Zufällig war der Czar, den großen fliehenden Maſſen vorauseilend, um dieſelbe kritiſche Stunde (zwei Uhr Nachmittags) von Sachſen her über den Kamm des Waldgebirges gekommen; und wie er die Teplitzer Halde gegen das Egerthal herunterritt, verriethen ihm aufſteigender Pulverdampf und fernrollender Kanonendonner, daß man ſich ſeitwärts im Thale gegen Kulm hin irgendwo ſchlage. Bald ſah er von einer Höhe bei Graupen ganz deutlich, daß ein heftiger Kampf im Kulmer Vordergrund ſelber wüthe. Mehr Vermuthung als ſichere Kunde ſagte ihm, daß dort vielleicht der Mann ſeines Vertrauens mit der Blüthe des kaiſerlichen Heeres in Bedrängniß ſei und ohne eilende Hülfe verbündeter Genoſſen erliegen müſſe. Dieſe Hülfe ſo ſchnell als möglich herbeizuſchaffen, wandte ſich der Czar gegen Teplitz, in deſſen nächſter Umgebung eben ein ſtarkes öſterreichiſches Armee-Corps unter Graf Colloredo aus den Schluchten des Erzgebirges herausgekommen war. Der öſterreichiſche Feldherr weigerte ſich aber dem Andringen Alexanders Gehör zu geben und mit ſeiner Macht dem hartbedrängten Grafen Oſtermann vor Kulm beizuſpringen, „weil ihm nicht ſeitwärts über Teplitz nach Kulm, ſon-

*) Αὐτίκα δ' ἠέρα μὲν σκέδασεν καὶ ἀπῶσεν ὁμίχλην·
Ἥλιος δ' ἐπέλαμψε, μάχη δ' ἐπὶ πᾶσα φαάνθη.
Iliad. XVII. 649—650.

dern in gerader Richtung über Dux hinter die Eger zu ziehen befohlen sei.“ Nur mit Mühe überredete der Czar den Fürsten Metternich in persönlicher Besprechung von der Nothwendigkeit, den ganzen Rückzugsplan ungesäumt wieder aufzugeben und sämmtlichen Streitkräften, so wie sie aus dem Gebirge kämen, die Richtung nach Kulm anzuweisen. Eine köstliche Zeit ging mit Unterhandlungen verloren und auf dem Kampfplatze wuchsen Noth, Gefahr und Hülflosigkeit mit jeder Secunde. Mit sehnsuchtsvollem Todesmuth und halb am Heile schon verzweifelnd blickten die russischen Heerführer bald auf die Straße nach Teplitz zurück, bald auf das dunkle Waldgebirge hinauf, ob denn nirgend Hülfe nahe. Es wollte aber Niemand kommen, und es schien nun einmal vom Schicksal festgestellt, daß sich die Russen an diesem Tage selber helfen, aber auch den Ruhm der überstandenen Gefahr ungeschmälert und ungetheilt für sich allein behalten sollten.

Inzwischen hatte sich der Feind vom betäubenden Jémailoffki-Schlag wieder erholt und, von Rollendorf herab abermals verstärkt, gegen fünf Uhr Abends neue Sturmcolonnen gegen Prießen und Baikoffs Batterien vorgeschoben. Es war der letzte und verzweiflungsvolle Versuch, den Widerstand der russischen Garden niederzuwerfen und die Ehre des Tages für die französische Fahne noch zu retten. Vandamme's Schaaren fochten mit wildem Muth; eine Wolke Tirailleure zog den Colonnen voran und schoß die russischen Kanoniere nieder; tödtlich verwundet sank Oberst Czeremissinof neben seinen Feuerschlünden hin und schon zogen mehrere Geschütze aus Mangel an Bedienung hinter die Linie zurück. Von dem ganzen russischen Fußvolk war nur noch ein einziges Garde-Bataillon in Reserve. Und auch dieser letzte Einsatz mußte zum Schutz der bedrohten Doppelbatterie ins Feuer. Zugleich mit diesem letzten Wurf war aber

auch die Erlöſung da. Große Maſſen ruſſiſcher Reiterei, Huſaren, Dragoner, Ublanen und die zwei neuen Regimenter Garde-Küraſſiere waren, von fernem Kanonendonner und wiederholten Mahnungen beflügelt, auf ungebahnten Wegen, über ſteile und bewaldete Abhänge reitend, vom Petersberge herab, von Graupen und aus dem Prieſtengrunde her zum letzten Act des Trauerſpieles endlich hinter den zum Tode ermüdeten Streitern auf der Walſtatt eingetroffen. Was vorher in der großen Kriſis die beiden Bataillone Ismailoſski gethan hatten, daſſelbe, mit derſelben Kraft und mit demſelben Erfolge verrichteten nun die an Zahl überlegenen Reitermaſſen, welche bis jetzt dem blutigen Drama unbeweglich zugeſehen hatten. Während ſich die Ublanen von der einen Seite auf die vorgedrungenen Feinde warfen, ritt General Diebitſch auf der andern Seite mit den beiden friſchen Garde-Küraſſier-Regimentern eine ganze Colonne franzöſiſches Fußvolk nieder und verfolgte den fliehenden Reſt unter großem Gemetzel bis dicht unter die feindliche Reiterlinie.

Mit dem Mißlingen dieſes letzten Anfalles war die feindliche Kraft und Streitluſt für dieſen Tag erſchöpft und zu gleicher Zeit ſtellten ſich auch noch die ruſſiſche Chevalier-Garde, die Garde zu Pferd und das Leib-Infanterie-Regiment des Czaren ſelbſt auf dem äußerſten rechten Flügel des aus hundert Wunden blutenden und mit der letzten Anſtrengung ringenden Oſtermann'ſchen Corps, dem Orte Karbitz gegenüber, in Reih' und Glied. Bei dieſem Anblick zog Vandamme ſein Vordertreffen bis an das Dorf Straden zurück und ritt, am Körper zwar unbeſchädigt, aber finſtern Sinnes und im Herzen voll Rachegefühl, mit ſeinem Generalſtab auf das Kulmer Schloß zum Nachtquartier. Um ſechs Uhr Abends — die Bäume hinter Baikoffs Batterien warfen lange Schatten — verſtummte endlich der Kanonendonner auf der ganzen Linie, das Tirailleurfeuer aber

konnte erſt die völlige Dunkelheit beiderſeits zum Schweigen bringen.

So endete der erſte Act und gewiſſermaßen die Hauptſcene der zweitägigen großen Kulmer Schlacht, welche den Glauben der europäiſchen Völker an die Unüberwindlichkeit Napoleons eigentlich zuerſt erſchüttert und der verzagenden Welt das Sinken des feindlichen Geſtirns verkündet hat. Es war einer der glanzvollſten und folgereichſten Vertheidigungskämpfe, welche die Geſchichte kennt; und die Nachwelt wird nie vergeſſen, daß die Ruſſen dieſes fürchterliche Spiel ohne Pauſe und ohne bundesgenöſſiſche Hülfe acht volle Stunden ganz allein beſtanden und in dieſer tödtlich langen Zeit die wiederholten Stürme eines an Zuverſicht wie an Zahl überlegenen Feindes ſiegreich abgeſchlagen haben.

Mit Ausnahme der vorgeſchobenen Stellung von Straden am äußerſten linken und der Hälfte des auf dem äußerſten rechten Flügel gelegenen Dorfes Karbitz, wo ſich der Feind während der Nacht maredirend eingeniſtet hatte, war die ruſſiſche Schlachtlinie am Abend noch ganz, wie ſie am Morgen des Gefechtes war; nur daß ſtreckenweiſe, beſonders um die Eggen-Mühle, um die Zuchtenkapelle und bei der großen Doppelbatterie Haufen todter Leiber die nächtliche Hut der Walſtatt übernommen hatten.

Seine Pflicht, ja mehr als ſeine Pflicht hat im Oſtermann'ſchen Heer am 29. Auguſt vor Kulm Jedermann gethan; aber die Palme der Kraft und des Heldenmuthes gebührt den ſteten kaiſerlichen Garden, von welchen am Schluſſe des Tages gegen 2800 Mann todt oder verwundet auf der Walſtatt lagen. In gleicher Weiſe wird der Verluſt des zweiten ruſſiſchen Armee-Corps unter dem Herzog Eugen von Würtemberg auf etwa 2400 Mann berechnet; von den Reitern aber ſollen im Ganzen

gegen 800 gefallen sein, was den Gesammtverlust des Ostermann'schen Heeres in runder Zahl auf 6000 Streitfähige bringt. Von den Colonnen-Chefs und von den Brigadeführern sind nur wenige unverletzt aus dem Gefecht gegangen; dem Helden des Tages aber, dem Grafen Ostermann-Tolstoï, hat am Abend noch, als die feindliche Kraft im letzten kurzen Aufflackern schon zu erlöschen begann, eine Kanonenkugel den linken Arm weggerissen, was später hinzugetretenen Brandes wegen in zwei Tagen eine zweimalige Amputation zur Folge hatte.

Ob nun in den letzten Zuckungen der Schlacht, wie die russischen Quellen sagen, der Garde-General Jermeloff, oder nach deutschen Angaben der Prinz Eugen von Würtemberg den Oberbefehl übernommen habe, ist für die Sache völlig einerlei; einmal weil der Geist, der Trieb und die ursprünglichen Leitgedanken des genialen Führers auch nach seiner Verwundung im Heere noch ungeschwächt und lebendig-wirksam blieben, und dann weil man von den Unterfeldherren im Heere des Grafen Ostermann dasselbe sagen konnte, was Julius Cäsar im gallischen Kriege von seinen Legaten rühmte: „daß sie in gefahrvollen Umständen, wo augenblicklich gehandelt werden mußte, nicht erst Cäsars Befehle abzuwarten brauchten, sondern in den Eingebungen ihrer eigenen kriegerischen Erfahrung und Wissenschaft jedesmal die richtige Verfügung zu treffen wußten.“*)

Vandamme, dessen Verluste man ohne irgend eine genauere Angabe zu besitzen für ebenso bedeutend als die russischen hält, war schon nach Kulm zurückgegangen und das Gefecht selbst dem Erlöschen nahe, als gegen sechs Uhr Abends Barclay de Tolly und bald hinter ihm der oberste Befehlshaber der verbün-

*) Propter scientiam atque usum militarem — nihil jam Caesaris imperium spectabant, sed per se, quae videbantur, administrabant.
Caes. de Bello Gall. II. 20.

deten Heere, Fürſt Schwarzenberg, in Perſon von Altenberg her auf dem Schlachtfelde erſchienen und ſofort General Miloradowitſch den Oberbefehl über das verwaiſ'te Heer des Grafen Oſtermann übernahm. Im Kulmer Schloß ſowohl als im blutgetränkten Bivouak der Ruſſen zweifelte zu jener ſpäten Stunde noch Niemand, daß von Pirna her Napoleon ſelbſt und mit ihm das „letzte Weltgericht" über die beſiegten Potentaten für den folgenden Tag im Anzug ſei. Dieſer Gedanke ſowohl als die Vorſtellung, ſoviel Blut, Heldenmuth und Kraft umſonſt verſchwendet zu haben, erfüllte auch noch die letzten Augenblicke des hinſterbenden Garde-Corps mit Bitterkeit. Noch waren ja die Folgen ſeiner heutigen That ihm ſelbſt verborgen. Dem Fürſten Schwarzenberg war noch vor ſeiner Ankunft, dicht hinter dem Prieſtener Todtenfelde, ein ruſſiſcher General mit der Meldung über den Stand des Gefechtes, über die vom Feinde errungenen Vortheile und über die hoffnungsloſe Lage des Oſtermann'ſchen Heeres entgegengekommen. „Viertauſend Garden liegen auf dem Schlachtfelde; Oſtermann ſei ſo gut als todt, eine Kanonenkugel habe ihm den Arm zerſchmettert; Napoleon rücke an; Alles ſei verloren!" — „Halten die Garden noch?" fragte ganz ruhig der Fürſt und ſetzte auf die Antwort des Generals: „Ja, bis jetzt halten ſie noch," die tröſtlichen Worte hinzu: „Nun denn, nichts iſt verloren; wir ſind ja wieder da. Eilen Sie zum Kaiſer Alexander und ſagen Sie ihm, daß ich Glück wünſchen laſſe; denn morgen wird einer der ſchönſten Tage ſein." Dieſe vertrauungsvollen Worte des Fürſten Schwarzenberg ſind die ſchönſte und gerechteſte Lobrede auf die Heldenthat der ruſſiſchen Garden im Kulmer Vordergrund. Denn wirklich kamen noch in der erſten Dunkelheit und noch vor gänzlichem Erſterben des Tirailleurfeuers große ruſſiſche Heermaſſen: die Grenadier-Diviſion Rajeſki, die Garde-Diviſion Udom mit Püſchnitzki's ſäu-

mender Brigade und die ganze Reſerve des activen Heeres aus dem Waldgebirge heraus und löſ'ten die vom langen Kampf erſchöpften, faſt bis zur Ohnmacht verbluteten Streiter des Garde-Corps endlich ab.

Bald darauf hatte man auch zuverläſſige Kunde, daß Napoleon nicht im Anzug ſei, ja, daß er mit ſeinen Garden aus unbekannten Gründen von Pirna wieder nach Dresden zurückgegangen ſei und das tief in Böhmen eingedrungene Heer ganz ſeiner eigenen Kraft überlaſſen habe. Von dieſem Augenblick war Vandamme's Loos beſiegelt und ſchien Fürſt Schwarzenberg's Vorausſagung vom Schickſale ſelbſt beſtätigt. Der Feind zog zwar als letzte Labung an demſelben Abend auch ſeinerſeits noch drei weitere Infanterie-Brigaden, ein ſtarkes Reitercorps und die Geſchütze einer ganzen Diviſion an ſich; aber hinter ihm auf der Straße von Sachſen her war ſchon alles öde und rüſtete ſich, ſtatt des gehofften freundlichen Zuzugs, ein erbittertes Preußen-Heer unter Kleiſt mit Reitern und Kanonen von der Rollendorfer Höhe herab zum Morgengruß, während die alliirten Maſſen von Teplitz her, wie die aufgeſtauten Wogen einer wilden Fluth, von Stunde zu Stunde höher ſchwollen.

Vandamme's Streitmacht, von ihrem kaiſerlichen Gebieter preisgegeben und in der Nacht wie ein wilder Eber von allen Seiten umſtellt, ward am folgenden Tage im zweiten Theil der Kulmer Schlacht nach herzhafter Gegenwehr durch eine mehr als doppelte Uebermacht erdrückt.

So hat einſt auch Hektor dem rieſigen Patroklus den letzten Todesſtoß verſetzt, nachdem ihm vorher Phöbos Apollo den Speer in der Hand zerbrochen, den Schild von der Schulter geriſſen und den ſchirmenden Panzer von der Bruſt abgelöſ't, Ate aber, die tückiſche Göttin, den Sinn umnebelt und der Panthoide

Euphorbos ihm erst noch eine Stichwunde von rückwärts beigebracht hatte.*)

Mit geringen Mitteln Großes zu schaffen und mit der numerisch schwächern Kraft unter gleichen Verhältnissen einer stärkern auf dem Schlachtfelde siegreich zu widerstehen, haben von jeher nur geniale Strategen vermocht. Nur durch die geheimnißvolle Kunst, stolze Kriegerherzen zu übermenschlicher Anstrengung zu begeistern, hat Graf Ostermann-Tolstoï den großen und entscheidenden Sieg von Kulm vorbereitet und möglich gemacht.

Wie weit sich der Geist über die blinde Materie und das Genie über die brutale Kraft erhebt, ebenso glänzend schimmert der erste Tag der Kulmer Schlacht vor dem zweiten hervor. In den moskowitischen Heeren jener Zeit galt Ostermann-Tolstoï als die oberste und letzte Schlacht-Instanz, an deren Entscheidung man nur in der äußersten Noth und gleichsam erst, wenn alles verloren schien, „in desperatione omnium salutis“ zu appelliren pflegte. Mehr als eine Generation ist seit jener großen That vergangen und vielleicht mehr als zehn Mal hat sich der Stock des russischen Heeres erneut, aber der Name Ostermann lebt selbst im Munde gemeiner russischer Krieger noch heute unvergessen fort. Jermolof, den Waffenbruder von Kulm, verbirgt die heilige Moskau heimlich in ihrem Schooß; Ostermann-Tolstoï, verstümmelt und mehr als achtzig Jahre alt, lebt,

---

*) *Πᾶν δὲ οἱ ἐν χείρεσσιν ἄγη δολιχόσκιον ἔγχος,*
Βριθύ, μέγα, στιβαρὸν κεκορυθμένον· αὖταρ ἀπ' ὤμων
Ἄσπις σὺν τελαμῶνι χαμαὶ πέσε τερμιόεσσα.
Λῦσε δὲ οἱ θώρηκα ἄναξ, Διὸς υἱὸς Ἀπόλλων.
Τὸν δ' Ἄτη φρένας εἷλε, λύθεν δ' ὑπὸ φαίδιμα γυῖα.
Στῆ δὲ ταφὼν· ὄπιθεν δὲ μετάφρενον ὀξέϊ δουρὶ
Ὤμων μεσσηγὺς σχεδόθεν βάλε Δάρδανος ἀνήρ,
Πανθοίδης Εὔφορβος . . .

Iliad. XVI, 801—808.

ſelbſt vom Alter unbeſiegt, mit ſeinem Ruhm und ſeinen Erinnerungen am Lemaner-See. Wie viele Lichtgeſtirne ſind ſeit dem Kulmer Hochzeitfeſt unter den Horizont hinabgeſunken, und warum kann die Zeit, der „Vandamator“ alles Vergänglichen, nur den Augenglanz dieſes ſtolzen Mannes nicht ermatten?

Lebensbilder.

Ludwig Simon: Aus dem Exil.

(Januar 1856.)

Den Namen, der an der Spitze dieser literarischen Kundgebung steht, kennt in Deutschland Jedermann. Ebenso einig, klar und abgeschlossen ist die Meinung des lesenden Publicums über den Charakter des Mannes, über seine Begabung, über die Natur seiner kurzen, aber stark markirten politischen Thätigkeit, sowie über die Sache selbst, an die er sein junges Loos, sein Glück, seine Zukunft, sein Alles eingesetzt und die ihn nach kurzem Taumel im gemeinsamen Ruin verschüttet und in die Tiefe hinabgezogen hat. Von dieser Sache als solcher könnte ohne Anachronismus und ohne Uebergriff in das Gebiet der sechsten europäischen Großmacht, wie Leo die Langeweile nennt, im Drange der Gegenwart ebenso wenig als von den Individuen, in welchen sie sich incarnirte und in Europa Stellung zu fassen suchte, noch länger die Rede sein. Beide haben ausgelebt und „unbeweint und unbegraben liegt der entseelte Patroklus bei den Schiffen."

κεῖται πὰρ νήεσσι νεκὺς ἀκλαυστος, ἄθαπτος
Πατροκλος.

Mag einer auch immerhin an die Fortdauer politischer Gebilde im Reiche der Schatten und an eine Auferstehung glauben, so muß er doch wissen, daß einmal in Staub zerfallene Hüllen unwiederbringlich vernichtigt sind und in derselben Gestalt nie

mehr wiederkommen. Und wenn hier von der Eingangs genannten Schrift Ludwig Simons doch kurze Meldung geschieht, so ist es nicht mehr der junge Trierer Advocat, der gefühlvolle, vom harmonischen Klang der Kirchenglocken schwärmerisch entzückte, für gläubige Inbrunst Anderer sympathetische, für die eigenen Mängel aber nicht blinde, Poesie, Jagd und Musik liebende Volkstribun mit dem vollströmenden Redefluß, mit der eleganten „mise" und dem aristokratisch feinen „behaviour", den man glorificiren will; es sind „Mémoires d'outre tombe", in welchen dieser weiland gefeierte Promachos des abgeschiedenen deutschen Parlaments mit jener leidenschaftslosen und irdischer Schlacken baren Seelenruhe, wie sie die Odyssee den im Elysium wandelnden Heroen leiht, seinen überlebenden Zeitgenossen die eigene Katastrophe schildert und den qualvollen Proceß der Palingenesie erzählt, in welcher ein saftreiches und zähes Jugendleben zuerst völlig ersticken mußte, bis endlich „die Materie über den Geist siegte", bis das stolze Selbstgefühl, vor der überwältigenden Macht der Geschicke sich in Demuth beugend, das Spiel verloren gab und in der bescheidenen Gestalt eines Pariser Handlungscommis auf neuer Grundlage eine neue Existenz begann.

Leser der Iliade wissen, wie jammervoll und zögernd der Dichter die Seelen der im Kampf Erschlagenen aus der jugendlich warmen Körperhülle entweichen läßt. Nicht weniger hartnäckig und verzweiflungsvoll klammerte sich der Verfasser der beiden Bände „Aus dem Exil" an die sociale Stellung, aus welcher ihn die Revolution herausgelockt und sein wimpelndes Schifflein in den Sturm hineingeschleudert hat. Wer im Parteienhader der letzten Zeit, selbst einem politischen Widersacher gegenüber, noch einen Rest menschlichen Gefühls bewahrt, der kann nicht ohne Theilnahme sehen, wie Hr. L. Simon inmitten der größten Uebel den Muth nicht verliert, im Kampfe nicht ermattet und, um

durch Fleiß, Wiſſenſchaft und fleckenloſen Wandel den gewaltigen Stoß des Jahres 1849, das ſo viele glückliche Exiſtenzen brach, nur als eine momentane Unterbrechung und theilweiſe Verſchiebung, nicht aber als eine völlige Zertrümmerung und tödtliche Lähmung ſeiner Lebensbahn abzuwehren, die letzte Kraft in die Schanze ſchlug. Daß alles Mühen und Ringen vergeblich war, braucht man nicht erſt noch zu ſagen; ob man aber deswegen auch ſchon an die „ultio“ des Tacitus denken und den melancholiſchen Satz, daß die Geſchicke nicht weniger rachſüchtig und ſchadenfroh als die Menſchen ſeien, vertheidigen dürfe, bleibe dahingeſtellt. Ein erſter Verſuch des Ausgetriebenen, auf irgend einem Puncte des helvetiſchen Aſyls in der frühern Eigenſchaft als Rechtsanwalt Wurzel zu faſſen, mußte aus Gründen, deren Bewältigung nicht in der Macht des Adſpiranten lag, überall ganz und gar mißlingen. Ebenſo erfolglos war ein zweites Beſtreben, ſich als Rechtslehrer im Dienſte einer der Landesakademien eine Stellung zu ſchaffen. Eine dritte Ausſicht endlich, durch Rechtsſchriftſtellerei und Parteipubliciſtik das Daſein zu friſten, zeigte ſich auch ſchnell genug als ärmlicher Nothbehelf und täuſchende Verlockung, weil die Demokratie, wie Hr. Simon bemerkt, noch eine ſtreitende iſt und vorerſt nur nehmen und nicht geben will.

Nach ſo vielen fehlgeſchlagenen Rettungsverſuchen blieb nichts mehr übrig, als mit Erweiterung des Horizonts ſich dem großen Haufen der literariſchen Freibeuter und bücherſchreibenden Adepten anzuſchließen. Allein die Feder und die Zunge, die todte Schrift und das lebendig ſtrömende Wort, ſind zwei weſentlich verſchiedene Elemente des Glückes, und der gewandte Gebrauch des einen iſt noch keine Bürgſchaft, daß demſelben Beſitzer auch das andere gleichen Segen bringe. Ueberhaupt iſt das Project, als ſchriftſtellernder Dilettant und undisciplinirter „Baſchi-Bozuk“ des

Leipziger Meßkatalogs auf Kosten des lesenden Publicums ein Tagereisleben zu improvisiren, vielleicht unter allen Auswegen, auf die ein Bedrängter in Deutschland heute verfallen kann, der am wenigsten empfehlenswerthe. Hr. Simon hat vor seinem gänzlichen Untersinken auch nach diesem letzten Halm noch gegriffen und in seiner reizenden Zufluchtsstätte zu Nizza am Mittelmeer gleichsam als Schuld- und Mahnbrief an die deutschen Mitmenschengenossen die beiden vorliegenden Bände „Aus dem Exil" geschrieben,

> decisis humilem pennis inopemque paterni
> et laris et fundi paupertas impulit audax
> ut versus facerem *).

Die Kreuz- und Querzüge auf helvetischem Boden und die wechselvollen Schicksale des vielbesprochenen, selbst vom ehrlichen Feind persönlich geachteten Parlamentsredners, von der Stuttgarter Katastrophe im Juni 1849 angefangen, bis zum Weggang aus Nizza im September 1855, seine Leiden, seine Nöthen, seine Studien und seine Meinung über die Ereignisse des Tages, über die literarischen Kundgebungen auf dem Gebiete der Politik, sowie über das Land und über die Leute, denen er seine flüchtigen Penaten anvertraut, erzählt uns diese Schrift, die als Autor-Maidenspech selbst bei der Ungunst der Gegenwart schon Aufmerksamkeit verdient, gewiß aber erst in der Zukunft, wenn mit dem jetzt lebenden Geschlechte auch die Gehässigkeiten des Bürgerzwistes erloschen sind, als vollwichtiger Beitrag zum Gemälde der Thorheit und des Unglücks deutscher Nation gelten wird.

Wollte aber der Verfasser, um den unmittelbaren Erfolg des Buches zu fördern, auf den frühern Zauber seines Namens speculiren, oder am Ende gar auf die Dankbarkeit der Partei, deren

*) Die Schrift des Hrn. Simon hat eine reiche Zugabe eigener sowohl als fremder poetischer Ergüsse.

Intereſſen er mit Einſetzung ſeines Lebensglückes vertreten und beſchirmt hat, ſeine Rechnung ſtellen, ſo würde er einer doppelt bittern Enttäuſchung wahrſcheinlich nicht entgehen. Anſehen, Geltung und Credit der Volksführer haben von jeher nicht länger als ihr Glück gedauert, und wer von uns wüßte denn nicht, daß mit dem Ruin einer politiſchen Sache noch jedesmal auch die Wärme entwichen iſt, welche die Parteigenoſſenſchaft für ihre Vertreter fühlte, ſo lange es vorwärts ging! Froſtiges Mitleid und ſteriles Lob — wenn nicht noch etwas Schlimmeres — gilt nach der Niederlage im Allgemeinen für eine mehr als genügende Abfindungsſumme an diejenigen, die man ſo lange bewundert, geehrt und ausgebeutet hat. Den Umſchlag in der öffentlichen Meinung und die plötzliche Abkühlung der Atmoſphäre empfindet Jedermann; nur die, welche es angeht, merken nichts und glauben, es ſei rund herum noch alles ſo vulcaniſch glühend, wie ſie ſelber ſind. Von den Königen ſagt Prescott irgendwo, daß ſie ihre Gaben nicht nach den Dienſten bemeſſen, die man ſchon geleiſtet *hat*, ſondern nach den Dienſten, die einer in Zukunft noch leiſten *kann* und leiſten *wird*. Auf die Frage, ob das Volk ſeine Diener jemals dankbarer und hochherziger behandelt habe als die Könige ihren Knecht, wäre die Antwort ganz überflüſſig, und wir glauben auch nicht, daß uns Hr. Ludwig Simon ſo bald des Irrthums überführen wird. In Japan, wo der Geſchmack, Bücher zu beſitzen, allgemein verbreitet iſt und ſelbſt der gemeine Krieger die Langeweile des Schildwachestehens mit Leſen zu vertreiben pflegt, würde Hr. Simon aus ſeiner Schrift vielleicht die gehoffte Ernte erzielen. In Deutſchland aber, wo zur Zeit des Plinius ſelbſt die Winterſaat erfror, iſt man noch ſo wenig bücherwarm, daß ein wohlbeſetzter Bändeſchrank im Allgemeinen als Verunſtaltung und Laſt, nicht aber als Zierde und Bedürfniß des wohlbeſtellten Hauſes gilt. Selbſt die nobelgeſinnteſten Rei-

chen, die das Geld nicht scheuen und deren Hände allzeit offen sind, glauben für die Bücherproducenten mehr als genug gethan zu haben, wenn sie eine die materiellen Interessen nicht unmittelbar berührende Pièce vom Autor zu leihen nehmen, lesen und, wenn sie Unterhaltung gewährt, am Ende euge! bene! belle! rufen. Es ist hier etwa nicht eine Klage, auch kein Verwurf; es ist nur ein Merkzeichen deutscher Culturzustände und zugleich eine vorbereitende Tröstung für die zahlreiche Classe schriftstellernder Germanen, auf deren literarische Aussaat der Mehlthau gefallen ist. Auch will man durchaus nicht die Besorgniß ausgesprochen haben, daß Hrn. Simons Lucubrationen „Aus dem Exil" das Loos der altgermanischen Wintersaat vorbehalten sei.

Zum Inhalt der beiden Bände, die einen sechsjährigen Wandercyclus auf schweizerischem Boden umfassen, werden Naturschilderungen im Allgemeinen und Alpenscenen, Sitten, Gebräuche, politische Einrichtungen und sociale Bestände der helvetischen Kantone insbesondere selbstverständlich einen wesentlichen Theil liefern müssen. Auf diese Gegenstände näher einzugehen, ist aber beim Ueberfluß an Schriften dieser Art keine Veranlassung, obgleich Naturreize, wie sie Helvetien bietet, ein ewig neues und ewig frisches Colorit bewahren und von den psychischen Heilkünstlern gegen europäisch-christliche Blasirtheit gewöhnlich als letzte Medicin verschrieben werden. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß einige dieser Landschaftsgemälde, z. B. die Umgebungen von Lausanne und Montreux, „der glücklichste Winkel Helvetiens", meisterhaft gelungen und mit einer Gefühlswärme hingegossen sind, die man von einem starren Parteimann und exclusiven Discipel der trockenen Rechtsgelahrtheit wahrhaft nicht erwartet hätte. An einigen Stellen des Buches meint man geradezu den parteimüden Sartorius zu hören, wie er, überwältigt von Ekel und Ueberdruß, aus dem Sturmgewoge der Revolution in

den ſtillen Frieden der „Glücklichen Inſeln“ entfliehen möchte. Die Sehnſucht nach geordneten Zuſtänden und einem auf geſetzlicher Bahn zu erzielenden Vorwärtsſchreiten leuchtet allenthalben aus dem Concept hervor. Und wenn Hr. Simon auch der Meinung iſt, es könne das vom Urheber der Dinge den Sterblichen eingepflanzte und nicht mehr zu beſeitigende Geſetz des Fortſchrittes, der Veredlung und Verbeſſerung bei der ſäcularen Trägheit und Kurzſichtigkeit der Gewalt leider zu oft nur auf revolutionärem Wege und durch die Fieberhitze jacobiniſcher Ueberſchwenglichkeit zum Vollzug gelangen, ſo geſteht er doch aufrichtig ein, daß nach jeder vulcaniſchen Eruption des unterdrückten Bildungstriebes jedesmal ein Rückfall unfehlbar die Reſultate wieder verſchlungen habe, „weil doch die Geſellſchaft ſchließlich und auf die Dauer nicht in Fieber und Verzweiflung, ſondern in Bildung und Wohlſtand leben will.“ Dieſe einzige Theſis beweiſt zur Genüge, daß der Verfaſſer, wenn auch früher, doch jetzt nicht mehr den Extremen angehört, und daß er zwiſchen dem, was er verſtockte Ariſtokraten und verbiſſene Communiſten nennt, in der Mitte ſteht. „Ich bin“, ſchreibt er, „bereits etwas von meinem Rauſch ernüchtert und es kann ja noch beſſer kommen.“ Wenn er aber an einer andern Stelle des Buches das aufrichtige Bekenntniß ablegt, daß er nicht ohne Schmerz ſchon manches ſeiner Ideale begraben habe und nicht wiſſen könne, was er noch alles werde begraben müſſen, ſo wird der freundliche wie der feindliche Leſer, ſtatt an Mangel von „Conſiſtenz“ zu denken, vielmehr der Perſon wie der Sache zu dieſer Umkehr gratuliren. Auf der Möglichkeit des Ueberzeugungswechſels beruht ja die freie Fortbildung des Menſchen, die, wie Hr. Simon meint, vor allen Dingen aufrecht zu erhalten iſt.

Eben weil Zeit und Erfahrung ſo ernüchternd und abklärend auf den Verfaſſer wirkten, nennt er den Coup d'etat vom zweiten

December nichts anderes, als die logiſche Folge des an der ſocialen Frage bankerott gewordenen Idealismus. — Man iſt nach der letzten großen Kataſtrophe des europäiſchen Continents in der wohlgemeinten Abſicht, den revolutionären Geiſt zu bannen und die gegenwärtigen Zuſtände für immer zu befeſtigen und zu kryſtalliſiren, auf allerlei Auskunftsmittel verfallen, von denen wir alle wiſſen, daß ſie in der Hauptſache theils nur eine ungenügende und ſchwache, theils gar keine und einigemal ſogar die entgegengeſetzte Wirkung hatten. Wir könnten hier mit dem Imperator Caligula auf die „Patavinitates“ des einen und auf das „exiguum ingenium“ des andern unſerer Heilkünſtler hindeuten, unterlaſſen es aber — verſteht ſich ſehr gern —, weil die Kritik beſonders jenen Leuten übelſtände, die es ſelber nicht beſſer machen könnten. Das einzig wahre und univerſelle Mittel gegen das europäiſche Revolutionsfieber hat Napoleon III. gefunden und angewendet. Die Cur war freilich heroiſch, aber „comprobat hominis consilium fortuna“ ſagt Cäſar von Labienus. Unter allen Bußpredigern unſerer Zeit mit der hinreißendſten Eloquenz geſprochen und auf abendländiſchem Boden die größte Summe umkehrender Selbſterkenntniß hervorgebracht hat ohne alle Widerrede dieſer zweite December, deſſen wiederherſtellende Kraft von dem Verfaſſer, ſo weit es ihn betrifft, gar nicht geleugnet wird. „Der endliche Sieg und die ſichtliche Befeſtigung des neuen Syſtems in Frankreich“, ſchreibt er, „brachte auf mich, wie auf viele Andere eine tiefe Wirkung hervor. Er zertrümmerte meine Anſchauungen über die nächſte Geſtaltung der europäiſchen Gegenwart, welche mein ganzes Weſen wie mit einem Bande umſchloſſen hielten. Dies war mir ein Schmerz, aber ein heilſamer; denn er führte mich wieder mehr auf mich ſelbſt und das übrige Leben zurück. Ich hatte meine phyſiſche Exiſtenz nie mit der Revolution in Verbindung gebracht; ich lernte jetzt auch

meine geiſtige Exiſtenz davon trennen. Nachdem ich ſchon ſo viel entbehren gelernt hatte, lernte ich auch die Revolution entbehren."

Was einem aber an Hrn. L. Simon beſonders wohlgefällt, iſt der Anſtand und die Mäßigung, mit welchen er überall von den Deutſchen und ihren Gewaltigen ſpricht, da wir doch alle wiſſen, daß ihn die einen in der Noth verlaſſen, die anderen aber ihn auch weder ſchmeichelhaft noch beſonders glimpflich behandelt haben. Daß er die Kataſtrophe von 1849 betrauert, kann ihm Niemand übel nehmen; ſeiner politiſchen Intelligenz aber gereicht es zur Ehre, wenn er den Ausgangspunct der ſchiefen Wendung dort findet, wo ihn nicht Jedermann ſuchen will. Das erſte bedenkliche und unheilvolle Vorzeichen des herannahenden Ruins war bekanntlich die Theilnahmloſigkeit Englands an der deutſchen Sache. Wer hat nun aber dieſe Theilnahmloſigkeit verſchuldet? Zur Vervollſtändigung der Charakteriſtik des Simon'ſchen Buches erlauben wir uns, den Leſern nur noch die Antwort vorzulegen, die der Verfaſſer auf dieſe Frage gibt. „Die Demokraten", heißt es dort, „mögen ſich erinnern, daß die Theilnahmloſigkeit der engliſchen Politik an der deutſchen Einheitsbewegung von dem Waffenſtillſtande von Malmö an datirt. Die Engländer ſind eben ein praktiſches Volk und gewohnt mit Kräften zu rechnen. Für ſie genügte ſchon der Waffenſtillſtand von Malmö zu der Erkenntniß, daß unſerer Einheitsbewegung die zu ihrer Durchführung erforderliche Kraft fehle. Vorher, ſo lange man noch an das Vorhandenſein dieſer Kraft geglaubt, waren ſämmtliche engliſche Geſandte bei den auswärtigen Höfen in einem der deutſchen Sache günſtigen Sinn inſtruirt worden. Auch hatte ja Lord Palmerſton einen für Deutſchland ganz annehmbaren und gerechten Vorſchlag zur Ziehung einer Demarcationslinie zwiſchen der deutſchen und däniſchen Nationalität in Schleswig gemacht. Aber dies genügte damals den meerumſchlun-

genen Herren Profeſſoren in Frankfurt nicht. Sie ſchloſſen lieber, in ihrem Vertrauen auf Preußen, den Waffenſtillſtand von Malmö, um nachher Alles zu verlieren, auch die Sympathien Englands."

Dieſe kurze und beſcheiden gehaltene Anzeige mag genügen, um den Geiſt zu kennzeichnen, in welchem Hr. L. Simon ſein Buch „Aus dem Exil" geſchrieben hat. Ein literariſches Erzeugniß, wenn es Werth beſitzt, bloß deswegen zu ignoriren, weil der Verfaſſer unglücklich iſt und der beſiegten Partei angehört, hat man nicht das Recht.

Graf Oſtermann-Tolſtoi.

(Februar 1856.)

Den eilften Februar dieſes Jahres (30. Januar a. St.) iſt, wenn wir nicht irren, an ſeinem ſiebenundachtzigſten Geburtstage auf ſeiner Villa zu Petit-Saconnex bei Genf der kaiſerlich ruſſiſche General der Infanterie, Alexander Ivanowitſch Graf von Oſtermann-Tolſtoi, der „Held von Kulm“, in tiefſter Zurückgezogenheit von der politiſchen Schaubühne abgetreten.

Das Schickſal hat ihn lange aufgeſpart; es hat ihn nicht wie ſeinen Doppelgänger Leonidas an einem Tage mit dem Siegerkranz geſchmückt und in die Gefilde der Seligen weggenommen; es hat dem frohen Zecher froſtig zugeſehen und ſeinen Lebensfaden weit über das gemeine Ziel hinaus fortgeſponnen, bis er die Bewunderung, die ein dankbares Deutſchland nach dem großen Tag von Kulm dem ſterblichen Genius gezollt, vollſtändig abgebüßt und von den täuſchungsvollen Bitterkeiten des Lebens, denen kein Mann der That, der Kraft und des eigenen Gedankens entfliehen kann, auch die letzten Hefen ausgetrunken hatte.

Die Ruſſen haben doppelten Grund den Trauerflor umzuhängen, da am ſtolzen Bau ihrer Größe und ihres Glückes eine Säule nach der andern zuſammenbricht und von der leuchtenden Feldherren-Pleias der großen europäiſchen Befreiungskriege jetzt vielleicht der letzte Glanz erloſchen iſt. Es iſt, wir fürchten es nicht

ohne Grund, mit dem Hintritt des Grafen Oſtermann auch das letzte Band der Liebe und der Sympathie zwiſchen Deutſchland und Moskau zerriſſen und von der Verbindungsbrücke, die aus dem Lande der Slaven in den Occident herüber führte, auch der äußerſte Balken weggebrochen. Der Bruderbund, durch gemeinſame Noth zwiſchen Deutſchen und Ruſſen weiland ſo feſt gekittet, iſt erkaltet, der Schwur vergeſſen und das Symbol ſelbſt umgeſtoßen; wir können und wollen nicht mehr mit einander gehen; der kalte Blick und die am Zwiſchenpfade aufgehäuften Ruinen ſind beredter als das Wort, und wir wundern uns jetzt, daß Ruſſen und Deutſche ſo lange Zeit Freunde und Brüder geweſen ſind.

Die Schuld des feindlichen Auseinandergehens bleibe unberührt. Sei es Uebermuth und ſtolze Begehrlichkeit auf der einen, oder Undank (wie die Ruſſen ſagen) und wieder erwachtes Nationalgefühl auf der andern Seite, das uns auseinander trieb, das iſt jetzt gleichgültig, da der Riß vor ganz Europa offen liegt und für unheilbar gilt.

Der Gedanke, wirklich in fremder Schuld zu ſein oder wenigſtens bei anderen es zu ſcheinen, war den Deutſchen in die Länge unerträglich, und die Ruſſen ſelbſt können uns keinen andern Vorwurf machen, als daß wir im Bewußtſein ſelbſteigenen Thatvermögens unſere naturgemäße Stellung in Europa wieder eingenommen haben und lieber nach eigenem Willen handeln, als fremden Impulſen folgen wollten.

Den erſten Keulenſchlag auf den Coloß zu thun, der die Welt erdrückte, und das von den Elementen ſelbſt tödtlich getroffene Ungethüm aus ihrem Lande zu treiben, haben die Ruſſen durch eigene Kraft vermocht. Daß ihnen aber ohne die unſterblichen Thaten des begeiſterten Preußenvolkes das auf Europa laſtende Joch völlig zu zerbrechen und der Welt die Freiheit zu

erkämpfen nicht einmal der Gedanke gekommen wäre, und daß zuletzt doch erſt das furchtbare Gewicht Oeſterreichs die ſchwankende Wagſchale nieder zog, weiß heute Jedermann.

In behaglicher Sicherheit und wie ein ſelbſtverdientes legitimes Erbtheil verzehrt das gegenwärtige Geſchlecht die Früchte jener großen Zeit, niemals aber kann es das erhöhte Leben und die Begeiſterungsglut begreifen, die an jenem großen Wendepunct der menſchlichen Geſchicke durch die jugendlichen Gemüther ging und die nur mit dem Leben ſelbſt erlöſchen kann.

Wer damals politiſch empfinden konnte und heute noch übrig iſt, wird nie vergeſſen, wie ſich Graf Oſtermann durch eine einzige That und ihre unermeßlichen Folgen eine hervorragende Stellung unter den erſten Heroen jener Zeit und den noch beneidenswertheren Rang eines der größten Wohlthäter des emancipirten Deutſchlands erſtritten hat.

Um das Andenken an den Hingeſchiedenen und an ſeine Verdienſte um unſer Vaterland, ſo viel an ihm liegt, der Vergeſſenheit zu entziehen und in ungeſchwächtem Glanze den Späterkommenden zu überliefern, hat einer, der ſchon damals den Enthuſiasmus der Zeitgenoſſen theilte, in den letztverfloſſenen ſechsundzwanzig Jahren aber mit dem Grafen Oſtermann in nachhaltiger und enger Verbindung ſtand, die beifolgenden kurzen Notizen über das Leben dieſes merkwürdigen Ruſſen zuſammengeſtellt.

Was er zu ſagen weiß, iſt zwar nicht viel; es iſt aber um ſo beachtenswerther, da es in langer Zwiſchenzeit aus den zufälligen Reden des Mannes aufgeſammelt wurde, dem die Wahrheit über alles ging und der von anderen Dingen fließender und lieber, als von ſich ſelber ſprach. Cornelius Nepos hat den perſiſchen Heerführer Datames, den Sohn eines kariſchen Barbaren mit einer Scythin, in den Rahmen ſeiner helleno-roma-

nischen Helden aufgenommen, weil dieser Scythe seine glänzendsten Thaten nicht „magnitudine copiarum, sed consilii“ (nicht durch große Streitmacht, sondern durch überlegene Klugheit und Einsicht) verrichtet hat.

Ganz dasselbe wird vom Grafen Ostermann gerühmt. Persönlichen Muth und soldatische Unerschrockenheit an einem Russen anzupreisen wäre ganz überflüssig. Ein unvergleichlicher Instinct des Krieges aber und ein unerschöpflicher Reichthum an Auskunftsmitteln mit schnellem Blick und rascher That werden in einer an großen Heerführern fruchtbaren Zeit dem Grafen Ostermann selbst von Nebenbuhlern zuerkannt.

Die wahre Größe und den dauernden Ruhm eines Feldherrn zu begründen, vermögen selbst diese Eigenschaften für sich allein noch nicht, wenn es an der erhaltenden Sorgfalt für das lebendige Material des Streits gebricht. Die Ernährung und das physische Wohl des Heeres war Cäsars größte Angelegenheit, und wie oft dieser große Heerführer die wichtigsten strategischen Bewegungen verschob, unterbrach, veränderte oder gänzlich fallen ließ, weil er für reichlichere Zufuhr zu sorgen hatte, oder „quia biduum supererat, cum exercitui frumentum metiri oporteret“ (weil nur noch zwei Tage übrig waren, wo das Heer Getreide erhalten mußte), ist keinem Leser seiner Commentarien unbekannt.

Das traurigste Loos, das einen Sterblichen treffen könne, meinte selbst Graf Ostermann, sei russischer Soldat zu sein. Die Wahrheit dieses melancholischen Dictums ist heute für Niemand ein Geheimniß und die russischen Heerführer groß und klein müssen es sich gefallen lassen, wenn man sie im Occident, der Mehrzahl nach, das Elend des gemeinen Mannes zu ihrem persönlichen Vortheil auszubeuten für fähig hält.

Die auch in Rußland zum Glück nicht seltenen Ausnahmen von der allgemeinen Regel sind um so rühmlicher und anerken-

nenswerther, da ſtrenge Gerechtigkeit in dieſem Puncte die Liebe der Unterbefehlshaber, der Magazin- und Lazarethdirigenten und der Heerfinanziers zu erwerben, für einen Chef de Corps nicht allezeit das ſicherſte Mittel iſt. Rückſichtsloſer, ängſtlicher und unerbittlicher als Graf Oſtermann war in dieſem wichtigſten Theile der Feldherrnkunſt gewiß kein anderer ruſſiſcher General. Zur Zeit, wo man es am wenigſten erwartete, oft um Mitternacht, erſchien er menſchenfreundlich und liebevoll beſorgt bald in der Caſerne, bald im Lazareth, das ſeine verwundeten Krieger barg, unterſuchte Lager, Koſt und Medicin, und dreimal Wehe dem Manne, den ein gerechter Vorwurf traf. „Man hat mir nicht geliebt," ſagte bei dieſer Veranlaſſung der alte Soldatenfreund, wenn er ſich zuweilen im Deutſchen verſuchen wollte.

Alexander Ivanowitſch Tolſtoï iſt der urſprüngliche Name unſeres Helden. Der Vater Ivan Tolſtoï, ein altruſſiſcher Edelmann mit wenig oder gar keinem Vermögen, war General der Artillerie in Suwarows Heer zur Zeit Katharina's II., und ſtarb, ohne ſich im öffentlichen Dienſt bereichert zu haben, als Commandant des kaiſ. Cadettencorps in St. Petersburg. Die Mutter des zwiſchen 1770—72 zu St. Petersburg gebornen Alexander Tolſtoï war aus dem chriſtianiſirten Tatarengeſchlechte der Bibikow*). Wie kärglich man es aber im elterlichen Hauſe hielt, wie hart die Jugendzeit und wie ärmlich die Ausſtattung des in ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre, gegen die Zeit des Türkenkrieges 1787, in das active Donauheer tretenden Lieutenants Alexander Tolſtoï war, hat der reiche und berühmte Graf Oſtermann-Tolſtoï draſtiſch genug erzählt.

Das ruſſiſche Lagerleben an den ſumpfigen Donaumündungen und ſelbſt Suwarows herbe Zucht iſt dem emancipirten Familien-

*) Das präciſe Datum der Geburt aus dem Munde des alten Grafen zu erfahren war eine Unmöglichkeit.

ſohn auf die Dürre des väterlichen Hauſes hin wie eine Befreiung aus der Gefangenſchaft vorgekommen. Das würdige Vorſpiel aber, den Ankömmling zeitig genug in die Schreckniſſe des neuen Standes einzuweihen, war der grauenvolle Sturm — der Todtentanz — auf Jsmail (22. December 1790).

Viele Wochen nach dieſer That wollte der ruſſiſche Soldat keine Donauſiſche eſſen, weil dieſe mehr als dreißigtauſend erſchlagene und in den Fluß geworfene Osmanli zu verzehren hatten.

Lieutenant Tolſtoï ward von Katharina II. ſchon früh bemerkt und kehrte nach dem Frieden, bei der Czarin hoch in Gunſt, als Garde-Hauptmann in die Reſidenz nach St. Petersburg zurück, wo damals hochbejahrt und reich begütert die beiden Söhne des berühmten Grafen Andreas Oſtermann, Stifters des Oſtermann'ſchen Hauſes, noch am Leben waren.

Heinrich Johann Friedrich Oſtermann (denn ſo hieß er vor dem Uebertritt zur orthodoxen Kirche) trat als armer Pfarrersſohn aus Bokum in Weſtphalen um das Jahr 1704 in den ruſſiſchen Marinedienſt, kam wohl empfohlen nach St. Petersburg, gefiel am Czarenhofe, machte Glück, leiſtete mit Katharina und Schaffirof am Bruth (1711) große Dienſte, unterhandelte 1721 den Ryſtädter Frieden, wurde Geheimerath und Freiherr noch unter Peter I., Reichsvicekanzler unter Katharina I., Graf unter ſeinem Mündel Peter II., Cabinetsminiſter unter Anna I. (1730), Großadmiral unter der Regentin (1740), durch die Thronbeſteigung der Kaiſerin Eliſabeth aber von ſeiner Höhe wieder herabgeſtürzt und mit Einziehung alles beweglichen und unbeweglichen Guts nach Sibirien verbannt, wo er mit Hinterlaſſung zweier Söhne und einer Tochter im Jahre 1747 ſtarb.

Länger als zwanzig Jahre laſtete das Mißgeſchick auf dem Hauſe Oſtermanns, bis endlich die großen Verwandlungen der Dinge Rußlands beim Regierungsantritt der nordiſchen Semiramis

den nachgelaſſenen drei Kindern des ſibiriſchen Exulanten mit der kaiſerlichen Huld und mit reichlichem Erſatz für das erlittene Ungemach auch die confiſcirten Familiengüter wiederbrachten.

Beide Söhne des verſtorbenen Großadmirals waren kinderlos und ſetzten den Enkel ihrer an den Vater des Artilleriegenerals Ivan Tolſtoï verheiratheten Schweſter Sophia, den jungen Garde-Hauptmann Alexander Tolſtoï unter der Bedingung, daß er ſich von nun an Graf Oſtermann-Tolſtoï nenne, zum Erben ein.

Die Oſtermann'ſchen Güter, von welchen ein Theil in der Nähe von St. Petersburg, ein anderer unweit Moskau und ein dritter bei Mohilew in Weiß-Rußland lag, trugen ihrem Beſitzer, wie man ſagt, jährlich 300,000 Franken (Papier-Rubel) ein. Und da die Fürſtin Golitzin, mit der ſich der junge Graf bald nachher vermählte, auch ihrerſeits ein Jahreseinkommen von 200,000 Pap.-Rubel zog, ward der arme Lieutenant Tolſtoï, dem es im Beginn ſeiner Laufbahn nicht ſelten am Nothwendigſten gebrach, plötzlich ein Grandſeigneur, der ſeine halbe Million zu verzehren haben mußte.

Gold, Ruhm und Macht, was die Sterblichen am meiſten lieben, hat das launenhafte Glück ſeinem Günſtling in Fülle zugetheilt, Erben aus ſeiner fürſtlichen Verbindung aber hat es auch ihm verſagt. Und ſo wird das reiche Beſitzthum wohl an die Nachkommen der ebenfalls mit einem Fürſten Golitzin verehelichten Schweſter des Hingeſchiedenen übergehen, hoffentlich aber mit Aufrechthaltung der alten Clauſel, daß ſich der oder die neuen Erben ebenfalls „Oſtermann-Golitzin" nennen, damit dieſer allen Ruſſen theure Name nicht vergeſſen werde. Im Andenken der Menſchen fortzuleben und von denen, die auf der Erde wandeln, genannt zu werden, iſt das ſchönſte Mauſoleum und, wie die Helden vor Troja meinten, der letzte

Ehrenpreis, den die Späterkommenden ihren berühmten Todten zollen

— τὸ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων.

Was Katharina II. für die beiden Grafen Ostermann und ihren Erben Alexander Tolstoï gethan, erlitt unter Kaiser Paul keine Minderung und entwickelte sich unter Alexander erst zu vollem Glanz. Der junge Czar erkannte schnell, welchen Gewinn ein neues, noch unerprobtes, von Gefahren und Schwierigkeiten aller Art umringtes Regiment aus der Eleganz der äußern Erscheinung, aus der hohen socialen Stellung, aus dem soldatischen Geschick und aus den Tugenden der Unbestechlichkeit, des standhaft-treuen und geraden Sinnes des jungen Grafen Ostermann-Tolstoï ziehen konnte. Wie rasch und glanzvoll die flüchtige Glückswelle den Candidaten der Czarengunst von Stufe zu Stufe in die Höhe trieb, ist in der Sache gleichgültig, da wir alle wissen, daß im Bösen wie im Guten, im Heben wie im Stürzen der Autokrat und die Revolution weder Maß noch Distanzen kennen. Im siebenundzwanzigsten Lebensjahre war der Lieutenant von Ismail bereits General und, wie es die maßvolle Rede unserer Nachbaren im Westen nennen würde, ein „homme considérable" am Kaiserhofe zu St. Petersburg.

Während der Schlacht von Austerlitz (1805) befehligte Graf Ostermann, wenn wir nicht irren, ein kleines russisches Occupationscorps, das zu Nienburg an der Weser lag; im ersten polnischen Feldzuge (1807) aber stand der junge, feurige General in der Vorhut des großen Russenheeres, das unter Beningsen zuerst an der Narew und bei Pultusk, zuletzt bei Eylau und Friedland gegen das weltbedrohende Ingenium des neuen Cäsar stritt.

Zwei Gedanken haben sich gleich am Schlusse dieses ersten Waffengangs in beiden feindlichen Heeren auf die Oberfläche

heraufgedrängt: die Soldaten Napoleons merkten, daß der Krieg mit den Ruſſen viel gefahrvoller, der Kampf auf dem Schlachtfelde jedesmal hartnäckiger und der Sieg über dieſes zähe Volk theurer, trauriger und doch hundertmal unfruchtbarer, als mit Italienern, Deutſchen und Aſiaten ſei. Im ruſſiſchen Heere dagegen ſetzte ſich ſchon damals ſelbſt unter den gemeinen Kriegern die Meinung feſt, daß, wo immer kühler Muth und ſchneller Blick mit kräftiger und raſcher That nöthig ſei, man den Grafen Alexander Oſtermann-Tolſtoi ſchicken müſſe. Dieſe Meinung (ſie beſteht im ruſſiſchen Heere ſelbſt heute noch) erhielt ihre furchtbare Beſtätigung, als die Ruſſen in verzweiflungsvollem Spiel mit dem Herrn des Continents um ihr Daſein ringen mußten. Von den fünfundzwanzigtauſend Mann, die das Oſtermann'ſche Armeecorps im Beginn des Krieges (1812) muſterte, waren am Tage, wo die letzten Trümmer des großen weſteuropäiſchen Invaſionsheeres über den Niemen zurückflohen, nur etwa noch zweitauſend waffenführende Streiter übrig. Alles andere war in den täglichen Gefechten des Rückzuges, auf welchem der „eiſerne" Graf die Nachhut führte, beſonders bei Oſtrowno, in und um Smolenſko, die meiſten aber in der großen Hunnenſchlacht bei Borodino, und dann bei der Verfolgung der fliehenden Feinde von Tarutino und Malo-Jaroslawetz bis Kowno heraus dem Schickſal erlegen. Ebenſo viel hatten im Verhältniß auch die übrigen Heerestheile aller Waffengattungen gelitten, und Niemand darf den Ruſſen den Vorwurf machen, daß ſie einen wohlfeilen Sieg erfochten und daß ohne ihr eigenes Zuthun die Elemente allein für die Befreiung ihres heimiſchen Bodens geſtritten haben. Selbſt die Heerführer des Feindes haben bei Borodino von ihrem Standpuncte aus die tiefen und dunkeln Lücken bemerkt, die ihre Feuerſchlünde auf jenem Puncte der ruſſiſchen Schlachtordnung einriſſen, wo das vom Grafen Oſtermann geführte Armeecorps ſtand.

Bagration mit einer kaum heute bekannten Zahl moskowitischer Generale fiel, und unser vom Schicksal selbst geseite Heros ging unverletzt aus dem Riesenkampf hervor, um mit den höchsten russischen Heerführern in jenem verhängnißvollen Kriegsrathe zu sitzen, in welchem unter Kutusow's Vorsitz die Todesloose niedersanken über Moskau und Napoleon.

Gebührt dem Grafen Ostermann an den welthistorischen Ereignissen des Jahres 1812, sowie an der unglaublichen Summe von Heldenmuth, Vaterlandsliebe, Standhaftigkeit und kriegerischem Geschicke, die das russische Volk in jener denkwürdigen Epoche, besonders in der blutigen und hartbestrittenen Schlacht bei Bautzen, vor den Augen der erstaunten Welt entwickelte, nicht mehr als sein wohlbemessener Antheil, so wird sich dagegen die Glorie der großen Waffenthat in den Thermopylen von Kulm als reines und ungeschmälertes Erbtheil auf ewige Zeiten allein an seinen Namen knüpfen.

Es ist nicht eine Biographie im vollen Sinn des Wortes, was hier geliefert wird; es ist nur eine flüchtige Skizze, die wir zum bleibenden Angedenken auf den Aschenkrug dieses berühmten Russen zeichnen.

Jedermann weiß, wie die große europäische Continental-Allianz gegen den Imperator der Revolution nach kurzem Waffenstillstande im Sommer 1813 endlich zu Stande kam, aber gleich beim ersten Versuch, mit vereinter Kraft das Ungethüm zu erdrücken, bei Dresden einen Schlag erlitt, der alles wieder in Frage stellte und das nahe Auseinanderfallen des Bundes selbst erwarten ließ. Das große verbündete Heer war aufgelöst und floh in wilder Unordnung wieder in dasselbe Gebirg zurück, aus welchem es kurz vorher voll Stolz und Siegeshoffnung hervorgebrochen war. Gelang es Napoleon, die volle Wucht seiner siegberauschten Massen an die Fersen der Flüchtigen zu heften

und das Wiederzuſammenwachſen der zerſchmetterten feindlichen Heertheile zu verhindern, ſo war alles verloren und vermöchte heute Niemand die Geſtaltungen zu errathen, in welche auf dieſen betäubenden Schlag hin die politiſchen Verhältniſſe des Occidents auseinander gefloſſen wären. Ein großes Heer unter einem der wildeſten Kriegsmeiſter Napoleons wälzte ſich gegen die Engpäſſe herein und Er ſelbſt, den Wetterſtrahl in der Hand, zog der vorandrauſenden Lawine nach.

Es war die äußerſte Noth und der letzte Augenblick; aber Niemand wehrte und Alles floh.

Zufällig folgte als Reconvalescent von einer bei Bautzen erhaltenen ſchweren Wunde, ohne beſtimmtes Commando, Graf Oſtermann im kritiſchen Moment dem kaiſerlichen Hauptquartier, und Alexanders Wahl hatte ſich auch ſchon entſchieden. Ancienneté, Gunſt, Neid und Intrigue verſtummten vor der Größe der Gefahr. Die Noth, der Drang, die Verzweiflung, der Ruin, Alles rief den Grafen Oſtermann.

ipsae te, Tityre, pinus,
ipsi te fontes, ipsa haec arbusta vocabant.

Wir haben ſchon früher in dieſen Blättern umſtändlich und mit der größten Sorgfalt aus den mündlichen Mittheilungen des Grafen ſelbſt darzuſtellen verſucht, wie der improviſirte General-Capitän des Kaiſers Alexander ſeine Aufgabe gelöſt, wie ſchnell und doch wie mühevoll er eine kleine, aber auserleſene Streitmacht an ſich gezogen, wie er durch kunſtvolle Manöver den ſtürmiſchen Gegner den Vorſprung abgewonnen, wie er ſich unter fortlaufenden Gefechten aus der Umgegend von Dresden in die böhmiſchen Engſchluchten zurückgezogen, ſein kleines Heer auf den Höhen hinter Kulm in Schlachtordnung geſtellt und ohne Hoffnung auf Entſatz im ewig denkwürdigen Kampf des 29. Auguſt (1813) den Anprall eines weit überlegenen und ſiegtrunkenen

Feindes mit einem imperatorischen Geschick und mit einem Todesmuth, von welchem uns nur das Alterthum einige Beispiele überliefert hat, einen Tag und eine Nacht ausgehalten und siegreich zurückgeschlagen hat.

Die Zinnen hat die gallische Sturmfluth in ihrer Wuth von der ehernen Mauer abgerissen und im Gefüge selbst weite Risse aufgethan, durchzubrechen aber vermochte sie auf keinem Punct, bis endlich die bei Dresden auseinander geworfenen, betäubten und verzagenden Trümmer des großen Bundesheeres wieder zum Bewußtsein kommen und am Morgen nach dem furchtbaren Todeskampf der schwachen Schaar, gestärkt und in großer Uebermacht, auf dem Schlachtfeld vor Kulm erscheinen konnten.

Diese Rettungsfrist, an welcher das Heil von Europa hing, hat Graf Ostermann mit seinem eigenen Blut und mit dem Blut von Tausenden seiner auserlesensten Streiter dem Schicksal gleichsam abgekauft. Vergessen darf man freilich nicht, daß bei Kulm ein Blüthetheil des russischen Heeres mit den erprobtesten Führern, Prinz Leopold von Coburg, Herzog Eugen von Würtemberg und Jermolof, unter Graf Ostermann gefochten hat.

Die Kulmer Schlacht vom 29. August ist auf deutschem Boden die einzige Waffenthat, in welcher die Russen von aller Welt verlassen allein gestritten und überwunden haben*).

*) Fallmerayer sah sich veranlaßt, eine „nachträgliche Bemerkung" (Allg. Zeitg. vom 13. März 1857) abzugeben, die hier als eine Berichtigung ihre Stelle verdient. „Um allen Mißverständnissen und irrigen Deutungen, welche die biographische Skizze des Grafen Ostermann-Tolstoi wo immer hervorrufen könnte, voraus zu begegnen, wird nachträglich noch bemerkt, daß von den zwei siegreichen Gefechten, die man die Schlacht von Kulm nennt, das erste und kleinere, in welchem Graf Ostermann-Tolstoi allein den Oberbefehl führte und den linken Arm verlor, am 29. August (nicht am 30., wie es in der Skizze heißt); das zweite und größere aber, in welcher das feindliche Heer durch die vereinigte Streitmacht der Verbündeten den Untergang fand und Kleist-Nollendorf seinen unsterblichen Namen erwarb, am 30. August (nicht am 31.) bei Arbusau geliefert wurde.

Wäre dieses Volk gerecht und verstände es den eigenen Vortheil besser, hätte es den Tag, der ihm wie vielleicht kein anderer die angeborne National-Kraft offenbarte, schon längst zur Kalenderfeier erhoben. Man hat im alten Rußland ja auch die Rurikſöhne Chlieb und Boris und mit noch viel größerem Rechte den Großfürsten Alexander Newsky zum Andenken seines Sieges über die Skandinavier dankbar inter divos versetzt. Uebrigens war die Action bei Kulm, wie später die von Arcis sur Aube ein Defensivgefecht, wo im Abschlagen des Angriffs und im Nicht-aus-der-Stellung-verdrängt-zu-werden der Sieg besteht. Vernichtet und mit dem Reste seiner Streitmacht zum Niederlegen der Waffen gezwungen, wie man nicht selten sagen hört, hat Graf Ostermann den weit stärkern Gegner keineswegs; er hat ihn nur aufgehalten, zurückgeworfen und im Lebensnerv tödtlich verletzt dem Schicksal überliefert, das ihn schon am nächsten Tag ereilen sollte.

Es waren inzwischen, wie bekannt, die verbündeten Potentaten selbst mit dem großen Hauptquartier und mit ihrer ganzen Macht, Preußen, Oesterreicher und Russen, zum Fest der Schlacht herbeigekommen, um das von allen Seiten umstellte und bereits zu Tod getroffene Feindesheer, dem überdies von Dresden her durch das Verhängniß selbst die Hülfe abgeschnitten

Dieser lapsus memoriae, der sich übrigens durch den umständlichern Bericht vom 11., 12. und 13. April 1853 („die Schlacht von Kulm") von selbst corrigirt, wird die Verwahrung der geehrten Redaction in ihrer Voraussetzung zwar für vollkommen gerechtfertigt, nach dieser Berichtigung aber auch für nicht weiter nöthig erklären." — Nach der neuesten Enthüllung (vgl. Allg. Ztg. Beil. vom 4. Sept. 1861) soll nun gar der „Held von Kulm" damals „notorisch geisteskrank" gewesen sein! „Les veritables vérités sont bien difficiles à obtenir pour l'histoire. J'ai vu me disputer à moi la pensée de ma bataille, me disputer l'intention de mes ordres et prononcer contre moi. N'est ce pas le démenti de la créature vis-à-vis de celui qui a créé?" Dies Wort Napoleons kommt uns hier in den Sinn. D. H.

war, in gemeinsamer Anstrengung endlich vollends zu erdrücken. Wären sie früher gekommen, hätte Graf Ostermann, ohne etwas außerordentliches zu verrichten, im gefahrvollen Augenblick bei Kulm, wie früher bei Borodino und Bautzen, nur die Schuldigkeit jedes andern tapfern und einsichtsvollen Heerführers zu erfüllen Gelegenheit gehabt und folglich auch den Ruhm des Tages mit Jedermann getheilt. So aber hat er allein mit seiner erlesenen Heldenschaar und bließ durch die Kraft seines imperatorischen Genius den Orkan aufgehalten, dessen Bewältigung am andern Tag einer mehr als vierfachen Uebermacht nur mit der äußersten Anstrengung gelungen ist.

Mit dieser That ist Graf Ostermann, am Leibe zwar verstümmelt, aber mit dem Siegeslorbeer um die Schläfe und im Glanze eines der großen Heerführer einer großen Zeit im blühendsten Mannesalter hinter die Coulissen zurückgetreten.

Will einer diesen Mann glücklich preisen, so thue er es hauptsächlich deswegen, weil sich die launenhafte Göttin, ihren Liebling den Unbestand des Glückes empfinden zu lassen und, wie einst an Cajus Marius und an manchem der eigenen Waffengenossen im Befreiungskriege, den theuer erworbenen Ruhm durch späteres Mißgeschick wieder zu verdunkeln oder völlig auszulöschen, gewissermaßen selbst die Mittel entzogen hat.

Nach Wiederherstellung des Weltfriedens lebte Graf Ostermann im feurigsten Genusse seiner selbst zu St. Petersburg, „richtete Grenadiere ab", schuf, wenn wir gut unterrichtet sind, selbst ein neues Garderegiment, baute als Chef dieser auserlesenen Truppe, der ultima ratio der Autokraten, einen Prachtpalast und war, so lange Alexander I. lebte, vielleicht der einflußreichste und mächtigste Mann am Czarenhofe. Ohne den Titel zu führen, aber mit der Gewalt eines Sadri-Azan und Alter-Ego des Imperators ausgerüstet, inspicirte er — der

vertraute Freund des Autokraten (wenn Autokraten vertraute Freunde haben) — die Provinzen und die zerſtreuten Heertheile des Kaiſerreichs und nahm, wie ich von anderen erfahren, die Deferenzen der vornehmſten und höchſtgeſtellten Statthalter und Generale ein. Der Graf ſelbſt hat von ſolchen Dingen nie ein Wort geſagt und nur im Allgemeinen zugegeben, „daß er als Menſch und als Soldat viele ſchöne Tage hatte“ und folglich glücklicher, als jener glückliche Fürſt der Gläubigen in Cordoba geweſen ſei.

Mit dem unerwarteten Hintritt des Kaiſers Alexander iſt der Glücksſtern, wenn er Macht und Gewalt bedeuten ſoll, auch für den Grafen Oſtermann unwiederbringlich untergegangen. Der neue Czar hatte neue Sympathien, und die Scene des Rücktrittes des „Helden von Kulm“ aus der Atmoſphäre des Kaiſerhofes wäre zwar pikant genug, würde aber doch nicht recht in dieſe flüchtige Skizze paſſen.

Kaum zweimal während der dreißigjährigen Herrſchaft Nikolaus I. hat Graf Oſtermann ſein Vaterland wiedergeſehen, dem er doch ſo große und ſo gute Dienſte geleiſtet hatte. Meiſtens lebte er als freiwilliger Exulant, aber mit dem Luxus eines großen Herrn, im ſchönen Italien; längere Zeit in Frankreich; manches Jahr auch in Deutſchland, namentlich in München, wo Einſender im Jahre 1831 die Bekanntſchaft des literatenfreundlichen Mannes machte und in demſelben Jahre noch, weil ohnehin ſchon zur Wanderſchaft bereit, mit dem europamüden Moskowiter eine dreijährige Tour in den Orient angetreten hat.

Außer der praktiſchen Kriegskunſt, worin er es freilich zur Virtuoſität gebracht, hat Alexander Graf von Oſtermann-Tolſtoi, wie er mehr als einmal ſelbſt verſicherte, in ſeiner Jugend ſchulgerecht eigentlich nichts gelernt. Er war aber von Natur intelligent, unerſättlich wißbegierig und nebenher auf das innigſte

überzeugt, daß die cultivirten und feingesitteten Völker des Occidents, besonders die Deutschen, nach ihrer Befreiung von dem Fremdenjoche die brutale und aller höhern Bildung bare Militärdespotie eines auch noch so kriegerischen „Libertadors" in die Länge nicht ertragen können. Der neue Czar fühlte das eben so gut, meinte aber es sei viel leichter, gottesfürchtiger und besonders den Interessen der Autokratie angemessener, den degenerirenden Occident auf das Niveau seiner Russen herabzudrücken, als die Russen nach und nach auf den Höhepunct der abendländischen Gesittung hinaufzuheben. Graf Ostermann dachte und handelte ganz im entgegengesetzten Sinn, las, um das fehlende zuerst an sich selbst zu ergänzen, unermeßlich und zog den Umgang mit Leuten, von denen er glaubte etwas lernen zu können, allen anderen vor.

Der Glaube, daß der Weg christlich-humaner Bildung, wie ihn während seiner Regierung Alexander I. eingeschlagen habe, allein zu Rußlands Macht, Glück und Größe führen könne, war dem Herzen dieses Mannes so tief und unaustilgbar eingeprägt, daß ihn neben einer Büchersammlung von mehr als 500 Bänden und einem Christusbild mit der Dornkrone auch die Bronze-Büste Alexanders, des Schöpfers und größten Wohlthäters des neuen Rußlands, auf der großen Wanderschaft in den Orient zu Wasser und zu Lande wie ein glückbringender Talisman begleitete und ihm nicht von der Seite kam. Ein Zimmeraltar mit scharlachrothem Teppich, mit weißen Wachslichtern und — war ein Gedächtnißtag oder waren Gefühl und Erinnerung besonders heiß — dampfenden Weihrauchwolken brachten uns bei den Bekennern El-Islams nicht selten in den Verdacht, Götzendiener (Pütperest) zu sein. „Seht da den Gott der Moskof! Elleri jok kollari jok, er hat keine Hände, keine Arme," rief beim Anblick des heidnischen Apparates, besonders in Ober-

ägypten, zuweilen „ein junger islamitiſcher Harems-Fant.“ Mehr als Graf Oſtermann haben am Hausaltar ihres Divus Augustus ſelbſt Virgilius und Horatius nicht gethan.

Mit dieſem an die alten Ruſſengötter Swantowit und Perun mahnenden Cultus noch nicht zufrieden ließ der Graf, um die Denkſäulen und Felſenbilder eines Seſoſtris und Salmanaſſar nachzuahmen, ſeine Anſicht über Kaiſer Alexanders Regierungsweisheit und über die fünfundzwanzigjährige „Felicitas Trajana“ ſeiner Moskowiter in einer aller Welt verſtändlichen Sprache auf Marmor eingraben, und die Bekenntnißtafel im berühmten Cedorngehölze des Libanon an einen Baumſtamm heften.

Czar Nikolaus I. und dieſer Mann — ſoviel wird der Leſer zugeſtehen — konnten unmöglich mit einander gehen. Von den morgenländiſchen Reiſen des Grafen Oſtermann umſtändlich zu reden, wäre hier nicht der Ort, und ob der Gedanke darüber endlich doch noch Fragmente und flüchtige Skizzen niederzuſchreiben ſchon ganz aufgegeben ſei, iſt wenigſtens noch ungewiß. Wiſſen aber darf Jedermann, daß den Grafen weniger das Verlangen die Pyramiden von Memphis, die Mauſoleen und Königshallen von Theben, die Felſentempel von Abu-Simbel in Nubien und den Gartenflor von Damaskus anzuſehen, als der große, in den „Pélerins Russes“ neuerlichſt mit Meiſterhand dargeſtellte ſlaviſche Nationalgedanke — die allen Ruſſen, vornehmen wie geringen gleichmäßig angeborne Sehnſucht, Jeruſalem zu ſehen und am Grabe Desjenigen, auf den die Welt ihre Hoffnung ſtellt, in Demuth anzubeten — in den Orient getrieben hat.

Man denke ſich den tiefſten Kriegsheros von Borodino und Kulm im tiefſten Gefühle ſeiner Nichtigkeit hülflos auf den Knieen liegend vor dem Sarkophag auf Golgatha!

Daß ſich im vieljährigen engen Beiſammenſein der Charakter dieſes Moskowitiſchen Edelmanns in ſeiner wahren Geſtalt und nach allen Seiten hin offenbaren mußte, iſt ſelbſtverſtändlich, legt aber, da unſere Verbindung ſechsundzwanzig volle Jahre in gleicher Wärme fortbeſtand und erſt mit dem Tode des Grafen enden ſollte, für beide Theile, wenn man es ſagen darf, ein günſtiges Zeugniß ab. „Man braucht an einem Ruſſen nur zu kratzen“, ſagt ein Sprichwort im Occident, „und es guckt der Tatar hervor.“ Bei dem Grafen Oſtermann war der umgekehrte Fall und lag dicht unter dünner Tataren-Hülle ein ſo reicher Fonds von Wohlwollen, von Geradheit, von Gedankenſchärfe, von Erkenntlichkeit ſelbſt für die geringſten Dienſte, die man ihm leiſtete, und zugleich von ſo beſcheidener und maßvoller Schätzung des eigenen Werthes verborgen, daß man den Hingegangenen für eine der liebenswürdigſten ariſtokratiſchen Perſönlichkeiten ſeiner Nation halten muß.

Ob aber der gewiegte Hof- und Weltmann von dem unweltläufigen Literaten, oder im Gegenſatz, der unweltläufige Literat vom gewiegten Hof- und Weltmann größern Vortheil zog, wollen wir unentſchieden laſſen. Soviel indeſſen darf man doch geſtehen, daß ein Schulgelahrter im Verkehr mit einem hochgeſtellten, bedeutenden, viel erfahrenen und mit den Zeitereigniſſen engverknüpften Mann allzeit gewinnen muß.

Man braucht den Leſer nicht erſt zu verſichern, daß über die Dicta und Facta des erlauchten Grafen auf dieſer langen und mühevollen Wanderſchaft ein Tagebuch zu Handen liegt und manche pikante Scene darin verzeichnet iſt. Von der überlegenen Sicherheit, mit welcher ſich ein vornehmer, weiland vielvermögender und in den Türkenkriegen aufgewachſener Ruſſe den Osmanli-Obrigkeiten in ihrem eigenen Lande gegenüberſtellt, ſo wie von

der deſpotiſchen Eigenſinnigkeit, die ſich ſelbſt vor den Elementen nicht beugen will, wäre mehr als Ein Exempel anzuführen.

Drei Jahre ungefähr blieb Graf Oſtermann nach der Heimkunft aus dem Orient noch in ſeinem Palazzo in Florenz und verließ endlich das ihm beſonders theure Italien im Herbſt 1837 auf immer, um ſeine Hausgötter, ſeinen Gram und ſeine Erinnerungen über die Alpen in den glücklichen und wohlgeordneten kleinen Freiſtaat am Leman-See zu tragen. Nur einmal in den letzten zwei Decennien hat der unruhevolle Mann dieſen ſtillen Sitz der Glückſeligkeit verlaſſen und in einer Sommertour den Rhein hinab in die Zuyderſee nach Amſterdam und über Paris zurück nach Genf der Welt gleichſam Lebewohl geſagt.

Die oft wiederholte Bitte, nach dem Vorgange anderer Ruhmes- und Waffengenoſſen „Denkwürdigkeiten“ aus ſeinem vielbewegten Leben entweder ſelbſt zu ſchreiben oder wenigſtens einem Dritten in die Feder zu dictiren, hat Graf Oſtermann mit einer Entſchiedenheit abgelehnt, die man bedauern muß und die man, ohne ſeinen mißtrauiſchen, überall Fallſtricke, Käuflichkeit und Verrath wittternden Ruſſencharakter in Rechnung zu bringen, gar nicht begreifen könnte. Das vorlaute, ſelbſtgefällige, petulante und wichtigthuende Zur-Schau-ſtellen der eigenen Perſönlichkeit, wie es im Occident Sitte iſt, war dieſem Mann in ſeinem innerſten Weſen zuwider. Freilich hat man auch nie gehört, daß von irgend einem Satrapen des Artaxerxes oder des Kubilai-Chan Memoiren über ſein Hof- und Kriegsleben auf die Nachwelt herabgekommen ſeien. Tapfere Thaten verrichten und ſelber ſo wenig als möglich davon zu ſprechen, wäre im Sinn dieſes deſpotiſch-liberalen Mannes das einzig richtige Maß menſchlicher Beſtrebſamkeit.

Die herrſchende, alle andern überdauernde Leidenſchaft des Grafen Oſtermann war ſeine Vaterlandsliebe, deren intenſive

Kraft einen Sohn des vielgespaltenen Germaniens manchmal überraschen und bedenklich machen mußte, ihn selbst aber die erzwungene Thatenlosigkeit und seine durch die Umstände gebotene Selbstverbannung mit zehnfacher Bitterkeit empfinden ließ. Dafür hatte er aber auch am Spätabend seines Lebens noch die Genugthuung, seine Standhaftigkeit gekrönt und die Selbsttäuschungen seines kaiserlichen Gegners durch das Schicksal selbst aufgedeckt und beschämt zu sehen. Nur schien der Preis, mit welchem das „heilige Rußland" diese Erkenntniß vor Sebastopol bezahlen mußte, selbst dem Discipel Suwarows, dem Todtentänzer von Ismail, dem mit Blut, Leichen und Ruin vertrauten Grafen Ostermann zu hoch. Leider ist die Vergeltung viel zu spät gekommen, um die Wirkungen der Zeit und des langen Kummers aufzuhalten.

Da aber der Tod eine Nothwendigkeit und folglich kein Uebel ist, darf man auch annehmen, daß dem Geiste eines Mannes, der auf der äußersten Markscheide des menschlichen Daseins stand und wie eine verwitterte Säule auf die Ruinen zweier Generationen niedersah, der Trunk aus der Lethe nicht bitter und der Flug in das dunkle Jenseits, als Act der Befreiung von Schmerz und Gram, nicht lästig war,

nec mihi mors gravis est posituro morte dolores.

Nachruf an Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall.

(December 1856.)

Die Nachricht über den plötzlichen Hintritt des großen Orientalisten wird die Freunde der Wissenschaft in Calcutta und in Teheran, wie in Konstantinopel, in Kairo und in Philadelphia nicht weniger peinlich berühren, als sie Wien selbst und das ganze gelehrte Europa ergriffen hat. Durch Nichts ward die Nähe der tödtlichen Katastrophe eines Mannes angedeutet, den sich die literarische Welt als unzerstörbar dachte, und dessen physische Hülle sich im dreiundachtzigsten Lebensjahre noch ebenso frisch und ungebrochen wie seine geistige Energie erwiesen hat. Noch viel schmerzlicher aber muß der Eindruck sein, wenn man erfährt, daß die Sanduhr des Lebens eigentlich noch nicht abgelaufen war und daß ein giftiger Hauch, ein Pfeil aus feindlichem Versteck, wie einst das ferntreffende Geschoß die stolzen Niobiden, diese ruhmvolle Existenz im vollsten Schwung der Kraft und der Begeisterung erstickt und getödtet hat.

Es ist etwas in Europa, ja in der Welt, was sich der wachsenden Einsicht, dem Wissen und dem Erkennen hartnäckig und unversöhnlich entgegensetzt, ein Element, das selbst die naturgemäße Gährung stört und dem Geist, wenn er sich erheben will, aller Orten sein Bleigewicht an die Flügel hängt. Zu sagen und zu entscheiden, was dieses feindselige, imponderable Etwas eigentlich sei, wo es seinen Sitz habe, und ob es im Heimat-

lande des Abgeschiedenen heute minder mächtig und intensiv wirke als anderswo, wäre hier nicht der Ort. Noch weniger aber dürfte man es wagen, da so viele und glänzende Beweise vom Gegentheil vorliegen, am Grabe des größten Gelehrten, der Oesterreich je geziert, mit dem Verfasser der histoire du Consulat et de l'Empire von einer „société plus élégante que spirituelle" zu reden, in welcher die Wissenschaft noch immer als eine exotische und für diesen Himmelsstrich nicht geschaffene Pflanze gelte, der Literatus selbst aber auf der socialen Rangliste noch nicht höher stehe, als weiland im Symposium des Tiberius und bei den Senatoren im alten Rom. Indessen ist doch der Gedanke, in der Wissenschaft ein constitutives Element der Staatsgesellschaft anzuerkennen und den genialen Musensohn wie einen Imperator geehrt und gepriesen zu sehen, vielen Menschen noch heute unerträglicher, als die Emancipation der Kinder Afrika's. Daß aber die Atmosphäre für geistige Thaten am Schlusse der ruhmvollen Bahn des Hingeschiedenen in Europa weniger gedeihlich, als in der Mitte und im Anfang war, darf und kann, wie die Sachen heute stehen, selbst in Oesterreich Niemand leugnen. Mit dem Freiherrn von Hammer-Purgstall ist der letzte Nachklang einer glücklichen und großen Zeit verstummt.

Hat der Besieger Hannibals, wie Livius deutlich genug zu verstehen gibt, für seinen Ruhm zu lange gelebt, so wird es dagegen ewig zu beklagen sein, daß Hammer-Purgstall das wundervolle Säulen-Monument, mit welchem er den weiten Cyclus seiner Arbeiten schließen wollte, und das er mit jener schwärmerischen Zärtlichkeit und sorgenden Pflege umgab, die man nur für Letztgeborne empfinden kann, von der Hand des Schicksals feindlich berührt, ungeendet und gleichsam als Ruine verlassen mußte.

Es iſt traurig, daß ſelbſt Männer von der Bedeutung und ſittlichen Größe eines Hammer-Purgſtall vor den Tücken der Mißgunſt nicht ſicher ſind. Der Neid — warum ſoll man es nicht ſagen? — hat es ſo zu lenken gewußt, daß von Seiten des k. franzöſiſchen Miniſteriums auf Wegen der Reciprocität die weitere Ausfolge arabiſcher Handſchriften plötzlich verweigert werden mußte, ohne deren Hülfe das große Werk der arabiſchen Literaturgeſchichte unmöglich fortgeſetzt und vollendet werden konnte. Die Wirkung dieſer unerwarteten Verfügung und ihrer Veranlaſſung auf das Gemüth des edlen Freiherrn war ſo erſchütternd, daß er von einem bis zur Ohnmacht geſteigerten Herzkrampf befallen ward, von dem er ſich nicht mehr erholen konnte. Das Umſtändlichere dieſer peinlichen Kataſtrophe iſt in einem Schreiben niedergelegt, welches der zu Tod getroffene Mann wenige Tage vor ſeinem Hingang zu dictiren noch Kraft und Muth beſaß. Die hieher gehörige Stelle des Briefes verdiente wohl öffentlich bekannt und der Nachwelt überliefert zu werden, wenn auch nicht als Klageſchrift, ſo doch als Document, mit welchen Gefahren der Geiſt der Wiſſenſchaft in ſeinen glanzvollſten Incarnationen ſelbſt heute noch in Europa zu kämpfen hat.

Ob irgend eine froſtige Seele auch dieſen Act der Feindſeligkeit vertheidigen, oder durch höhere Rückſichten das auf die orientaliſchen Manuſcripte in Paris und Wien gelegte Embargo zu erklären und zu entſchuldigen vermöge, weiß ich nicht. Nur rede man nicht von krankhafter Reizbarkeit, von hochmüthigem Autorendünkel, von Selbſtüberſchätzung und hyperempfindlicher Ungeduld eines Literatenherzens, das ſich, ohne die allerletzte Inſtanz abzuwarten, durch den Unverſtand neidiſcher Gegner brechen ließ. Hat einer nicht ſelbſt in ähnlichen Beſtrebungen ein langes Leben eingeſetzt, nie wird er den Schmerz des Genius begreifen, wenn er getäuſcht und betrogen wenige Schritte vor

dem sehnsuchtsvoll erstrebten Ziele erlöschen muß. Ich glaube nicht, daß Alexander in Nebukadnezars Palast zu Babylon, und Julius Cäsar am Fuß der Pompejussäule in Rom mit mehr Bitterkeit aus dem Leben geschieden sind, als der große und ruhmgekrönte geistige Eroberer des Orients in seinem Musensitz zu Wien.

Von Zufälligkeiten, als da sind Herkommen, Heimat, Lern- und Wanderjahre, Bestallungen, Rangliste, Eleganz und Liebenswürdigkeit der äußeren Erscheinung, sociale Kämpfe, Huldigungen, Lob- und Ehrenmale, durch welche die größten Potentaten des Morgen- und Abendlandes nicht säumiger, als die vornehmsten Centralpuncte der Wissenschaft auf der ganzen civilisirten Welt dieses früh aufglänzende und langleuchtende Meteor in die Wette feierten und decorirten, soll hier als von allbekannten Dingen nicht noch einmal die Rede sein. „Was fragst du nach Geschlecht und Namen?" heißt es in der Iliade; „das wissen nicht bloß die Sterblichen alle, das wissen selbst die Segler in der Luft." Genug, es ist hier ein ächter Sprosse jenes germanischen Ostlandes, in welchem der große bojoarische Volksstamm seine üppigste Blüthe trieb und zu einem Bollwerke herangewachsen ist, an dem endlich die weltverschlingende Brandung des Islam ihre Grenzen und die europäischen Geschicke ihren Wendepunct gefunden haben. Substanz der Weltgeschichte wird für uns noch auf Aeonen hinaus der Wettkampf zwischen Asien und Europa bleiben. Den Druck des Zoroastrischen Morgenlandes hat meist Althellas, den Sturm des koranbegeisterten Anatoliens aber hat unter den Auspicien Oesterreichs das deutsche Land von Innereuropa abgewehrt. Was Herodot mit seinen neun Musen für die eine dieser beiden Weltperioden war, das wird mit seinen zehn Bänden türkischer Reichsgeschichten in Urtheil und Schätzung der kommenden Geschlechter Hammer-Purgstall für die andere

ſein — Schöpfer einer neuen Wiſſenſchaft, Entdecker unbekannter Regionen im Reiche der Erkenntniß, Brennpunct und Leuchte, die einer langen Dynaſtie von Forſchern als Leitſtern dienen wird.

Neben der allgemeinen Bewunderung und dem unbedingten Vertrauen auf Wiſſen und Wahrheitsliebe hat dieſen beiden großen Geiſtern als einzige Rache, die man am Genius nehmen kann, ein reiches Maß von Mißgunſt, Eiferſucht, Verdächtigung und Zweifel von Seite der Zeitgenoſſen wie der Späterkommenden nicht gefehlt. Das dem Menſchen angeborne Bedürfniß, Großes zu verkleinern und alles über das gemeine Niveau Hinausragende niederzuziehen, hat ja auch einem Columbus zu beweiſen verſucht, daß er eigentlich nichts Neues entdeckt, nichts gewußt und nichts gethan habe, was andere nicht ſchon längſt gewußt und verrichtet haben, oder doch wenigſtens hätten wiſſen und verrichten können, wenn es ihnen, von Ehrgeiz und Unruhe getrieben wie er, die Zeitgenoſſen mit neuen Dingen und Gedanken zu beläſtigen in den Sinn gekommen wäre. Man hat in Europa allerdings auch vor Hrn. von Hammer-Purgſtall ſchon einzelne Perioden der türkiſchen Geſchichte mehr oder weniger genau erforſcht und von einſeitigem Standpuncte aus wohl auch das Ganze in Compendien gebracht; eine vollſtändige, organiſch gegliederte und aus der Urquelle ſelbſt geſchöpfte Darſtellung der großen Kataſtrophe des romaniſchen Orients hat uns aber erſt Hammers Werk gebracht. Könnte man alles vergeſſen und vertilgen, was Hr. von Hammer ſonſt geſchrieben, ſo wären die zehn Groß-Octav-Bände ſeiner Geſchichte des türkiſchen Reiches allein genügend, dem Namen des Verfaſſers die Unſterblichkeit zu ſichern, weil alle Vorbedingungen zu einer ſolchen That ſich nur ſelten, vielleicht auch nie mehr in Einer Perſon vereinigt beiſammen finden.

Dem einen fehlt das umfassende philologische Wissen, dem andern gebricht es an Willen und Muth, dem dritten mangelt bei aller geistigen Fülle die physische Kraft, und einem vierten endlich, wenn er auch alles besäße, hat das ungleiche Loos, um die tausend zerstreut und in schwer zugänglicher Verborgenheit rinnenden Quellbächlein in einen volluferigen Strom zusammenzuleiten, den nöthigen Reichthum nicht vergönnt. Die Gesammtheit dieser Güter haben die gütigen Geschicke dem Hingeschiedenen im schönsten Ebenmaße und zur rechten Zeit verliehen, und darüberhin als specielles Angebinde noch jene „ingenii celeritas animique incredibilis motus" hinzugefügt, ohne welche Gabe die herculischen Arbeiten des Mannes nicht zu begreifen wären.

Hammers Arbeitskraft und geistige Beweglichkeit kann man nur mit denselben Eigenschaften eines Julius Cäsar und eines Bajesid vergleichen; den einen haben die erschrockenen Zeitgenossen „furibundes Ungethüm (θῆρας)", den andern aber haben sie „Yildirim", den Wetterstrahl genannt. Der letztere dieser Zunamen gebührt dem christlichen Reichshistoriographen des Türkenthums mit vollem Rechte, ob er gleich ein Oesterreicher ist und „kräftig aber langsam" von jeher der Sinnspruch seines Landes war. Wenige Gelehrte in Europa wüßten vielleicht auch nur die Zahl, noch wenigere aber den Inhalt der Hammer'schen Schriften anzugeben. Fünfundzwanzig selbständige Werke, zusammen gegen sechzig Bände von Groß-Folio bis Klein-Octav herab, sind durch meine Hand gegangen, und doch möchte ich mich nicht rühmen, alles gesehen, geschweige denn alles gelesen und am allerwenigsten alles verstanden zu haben, was dieser Heros der Wissenschaft je geschrieben und der Presse übergeben hat. Zu alle dem wären erst noch die gelehrten Abhandlungen, Kritiken und Literaturartikel zu rechnen, deren Hr. v. Hammer eine unglaubliche Anzahl und zum Theil in der Ausdehnung und festen Gliederung mäßiger Werke ver-

faßt, und in den Wiener Jahrbüchern, in den Denkschriften und Protokollen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und in verschiedenen deutschen, französischen, italienischen und englischen Journalen, Revuen und Monatsschriften während der langen Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit kundgegeben hat. Wollte man alles, was seit den in früher Jugend gelieferten Beiträgen zur neuen Ausgabe des großen türkisch-arabisch-persischen Lexikons von Meninsky bis zur unvollendet gelassenen Geschichte der arabischen Literatur aus der Feder dieses großen Gelehrten in die Presse geflossen ist, gleichförmig zusammenstellen, so weiß ich nicht, ob es in weniger als hundert wohlgemessenen Octavbänden unterzubringen wäre. Und doch war Hr. v. Hammer-Purgstall kein trockener Pedant, kein finsterblickender, menschenscheuer und keuchender Knecht im Musensolde, wie man es bei solcher Stoffanhäufung denken sollte; der Hingeschiedene war ein ächtes „Wiener Kind", ein Schöngeist, ein Mann der feinen Gesellschaft, ein Habitué der Salons und der Grazientempel, mäßig und klug im Genuß wie ein Bramane, und doch in der Lebenseleganz ein Aristipp, dem das Wort, das Epigramm, das Sonett, das Ghasel und der improvisirende dichterische Redestrom jederzeit zu Gebote stand. Ohne Zweifel hat die Natur in diesem Manne zu zeigen versucht, was sie selbst in der Atmosphäre der „Langsamen" an physischer Rührigkeit und geistiger Elasticität zu schaffen vermöge.

Gemeinsamer Mittelpunct, in welchem alle Radien der Hammer'schen Literaturthätigkeit zusammenlaufen, ist das zum Sprechen ähnliche Conterfei jener furchtbaren Neophyten des Islam, jener Osmanli, vor deren Staatsweisheit, Disciplin und kriegerischem Ungestüm das christliche Abendland länger als zwei Jahrhunderte erzittert hat und deren Wuth in letzter Instanz erst am heldenmüthigen Widerstand der Wiener Bürgerschaft ermattet ist. Man

hat im Alterthum Themiſtokles und den petulanten Demos von Athen viel geprieſen. Man könnte aber eigentlich erſt noch fragen, um wie viel das Verdienſt der Wiener und ihres Stahrembergs geringer wiegt, als der Lorbeerkranz von Marathon und Thermopylä.

Um die türkiſche Reichsgeſchichte nach Hammer'ſchem Maßſtabe zu ſchreiben, muß man die Civiliſation, das ſociale und geiſtige Leben aller Völker auf der ungeheuren Länderfläche zwiſchen dem Bosporus, dem Nil, dem Indus und dem Jaxartes im ganzen Umfang kennen, muß man alles wiſſen und im Original geleſen, geprüft, verglichen und geſichtet haben, was Poeſie, Beredſamkeit, Philoſophie, Grammatik, Geſetzgebung, Staatswirthſchaft, Kriegs- und Friedenspraxis und als Spiegelbild des Ganzen endlich die Hiſtoriographie in Arabien, im weiten Iran, in Alt- und Neu-Turkeſtan zu Tage gefördert hat.

Wer, außer Hrn. v. Hammer, wäre vor der Größe eines ſolchen Unternehmens nicht zurückgebebt? Gewiß hat es in Europa vor und neben ihm auch noch andere große Orientaliſten gegeben, doch werden ſich einer gleichen Fertigkeit und Umſicht in Sprache und Literatur der drei Hauptvölker des mohammedaniſchen Orients bei allen Vorzügen im Einzelnen nur wenige rühmen dürfen. Was man vor Hammer-Purgſtall aus der Türkengeſchichte wußte, iſt fürwahr nicht unbedeutend, zum Theil ſelbſt ausgiebig und gediegen; es waren aber im Verhältniß zum Ganzen doch nur Anfänge, vorbereitende Fragmente, lückenhaft und einſeitig bloß aus abendländiſchen Quellen zuſammengeſtellt. Selbſt was Marſigli, Muradgea d'Ohſſon und C. Pallas lieferten, konnte noch lange kein volles Verſtändniß bringen. Erſt Hammer-Purgſtalls zehn Bände haben das Kaleidoſkop der großen, bisher ſo unvollkommen aufgefaßten Revolution in allen Theilen vollendet und ausgemalt. Manche Ihrer Leſer mögen ſich noch der zum

Theil mit ungläubigem Erstaunen gepaarten Bewunderung erinnern, mit welcher beim Aufziehen des Vorhangs die europäische Literatenwelt das riesige, in orientalischer Farbenpracht schimmernde Frescobild betrachtet hat. Das plötzliche Auftauchen der Mineralreichthümer Californiens hat unter den Freunden des gelbfunkelnden Metalls kaum eine größere und intensivere Bewegung hervorgebracht, als Hammers großes Werk unter den Adepten der Wissenschaft. Das Geständniß, es sei hier etwas ungewöhnliches und gemeines Kunst- und Arbeitsmaß überbietendes geleistet worden, war im Anfang allgemein. Nachhaltig bewundert wird aber, wie schon Thucydides meint, von dem Menschen nur das, was er selbst verrichten zu können glaubt; alles darüber hinausgehende erregt am Ende Zweifel und Verdacht. Jedenfalls hat kein literarisches Werk der neuern Zeit dem sonst wenig gewissenhaften und noch weniger liebenswürdigen Chor der Recensenten so viel Bescheidenheit und duldsame Resignation eingeflößt, wie dieser colossale Bau. Man fühlte die Unmöglichkeit, ohne näheres Einsehen in die zahlreichen, vom Verfasser zuerst hervorgezogenen und als Unterlage benützten Documente ein Werk von solcher Bedeutung endgültiger Analyse zu unterwerfen. Und so ist denn Hr. v. Hammer bis zu dieser Stunde in seiner Hauptarbeit durch spätere Versuche weder erreicht, noch weniger aber übertroffen worden. „Diesen Wurf wird kein Phäake erreichen noch überbieten,“

οὔτες Φαιήκων τόνγ' ἵξεται οὐδ' ὑπερήσει.

Wie umsichtig und sachgemäß sich aber der Verfasser auf sein großes Thema vorbereitet und gerüstet habe, zeigt sich am besten durch die Chronologie der Schriften, die ihm vorausgegangen oder neben ihm aufgewachsen und unmittelbar darauf hervorgetreten sind. Als Vorstudien dieser Art gelten hauptsächlich: 1) encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients aus

ſieben arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Werken überſetzt (Leipzig 1804); 2) des osmaniſchen Reiches Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung (zwei Bände, Tübingen 1816); 3) Konſtantinopel und der Bosporus (zwei Bände, Peſth 1821); 4) Geſchichte der Aſſaſſinen (Stuttgart und Tübingen 1818); 5) Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens (Tübingen 1818); 6) Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt (vier Bände, Peſth 1836—1838); 7) die im Jahre 1840 gedruckte, aber ſchon vor 1834 in zwei Bänden geſchriebene Geſchichte der goldenen Horde in Kiptſchak (der Mongolen in Rußland) — eines der gründlichſten und bewunderungswürdigſten Werke des Verfaſſers, dem aber in St. Petersburg aus Gründen, die nicht in der Arbeit ſelber liegen, die verdiente Preisanerkennung vorenthalten ward; ferner 8) Geſchichte der Ilchane (der Mongolen in Perſien, zwei Bände, Darmſtadt 1843); 9) die Mongolengeſchichte Waſſafs (zwei Bände in Quart, überſetzt vor dem J. 1836, gedruckt in Wien 1856); 10) die Länderverwaltung unter dem Chalifate (Preisſchrift, Berlin 1835); 11) Gemäldeſaal der Lebensbeſchreibungen großer moslimiſcher Herrſcher der erſten ſieben Jahrhunderte der Hidſchret (ſechs Bände, Leipzig und Darmſtadt 1837—1839); 12) die Verdeutſchung der drei größten Lyriker des Orients, des Perſers Häfis (1813), des Arabers Motenebbi (1823) und des Türken Baki (1825); endlich 13) die berühmten „Fundgruben des Orients“ (ſechs Bände in Folio, Wien 1810—1819) als der eigentliche Prolog des langen Spiels.

Was von dieſen großartigen Präludien in das Gebiet der rein türkiſchen Literatur gehört, ward, mit Ausnahme der deutſch-ruſſiſchen Akademiker von St. Petersburg, von den gelehrten Orientaliſten nur wenig oder gar nicht angefochten; vielmehr wird das meiſte, namentlich „Konſtantinopel und der Bosporus“, trotz dem inzwiſchen maſſenhaft angeſchwollenen Erkenntnißſtoff,

als gediegen, gewissenhaft und auf lange Zeit hinaus belehrend noch heute benützt und anerkannt. Auch der metrisch verdeutschte Diwan des heißblutigsten und genialsten aller lyrischen Bettelmönche der civilisirten Welt — des Schems eddin Mohammed Häfis von Schiras, † 1389 — hat durch die Neuheit des Arguments nicht weniger, als durch die zaubervolle Melodie der Nachdichtung die Springfluth der Hammer'schen Literaturglorie noch erhöht. Häfis, bisher nur von wenigen im Manuscript gekannt, wurde vollständig und in der Ursprache zu Calcutta i. J. 1791 zum ersten Mal gedruckt und durch die Hammer'sche Uebersetzung zwei Decennien später als Gemeingut der Weltliteratur in Europa eingeführt. Hätte das deutsche Volk die Macht, die Bildsamkeit und den Reiz seiner eigenen Sprache und die geistige Verwandtschaft der Dichteridiome eines Goethe und Häfis früher nicht gekannt, so wäre ihm beides durch die denkwürdige Arbeit des großen Wiener Orientalisten kund geworden. Die alte Controversfrage: ob man den fremden Dichter bloß dem Geiste nach, oder ob man ihn wortgetreu übertragen soll, vermögen wir nicht zu entscheiden. Zum Frommen gewissenhafter Leser wäre vermuthlich das eine wie das andere zu gleicher Zeit erwünscht. Auf welche Seite sich Hammer neige, ist unschwer zu errathen, wenn man seine Uebertragung eines der berühmtesten Doppelverse im Diwan des Häfis mit dem Original vergleicht,

Egjer an Turki Schirasi be destared dili mara
Be chali hindujesch bibachschem Semerkand u Buchara.

Wohl hauptsächlich nur, um sich mehr der abendländischen Sitte und Ausdrucksweise zu nähern, übersetzt Hr. v. Hammer besagtes Distichon:

„Schenkte das Mägdlein von Schiras ihr Herz mir,
„Ich gäbe Bochara und Samarkand um den Sammt roßiger Wangen dahin."

Nach dem Wortlaut müßte es aber heißen:

„Wenn der Türke von Schiras zu Handen brächte (schenkte) das Herz mir,
„Für sein dunkles Schönheitsmal Samarkand ich gäbe und Bochara."

Von Schiras-Mägdlein und von rosigen Wangen ist, wie der Leser sieht, im Original keine Rede. Diese Bemerkung soll aber kein Tadel des Uebersetzers, sie soll nur eine Erklärung sein.

Um so heftigere Kämpfe hatte dagegen der Verklärte für seine zahlreichen Uebertragungen arabischer Schriftdenkmäler hauptsächlich mit der deutsch-orientalischen Kritik zu bestehen. Bekanntlich sind die deutschen Orientalisten in der Sprache des Koran von vorzüglicher Stärke, und die erbitterten Angriffe, die man, gleichsam um sich für die lange Zurückhaltung und Mäßigung schadlos zu halten, in den gelehrten Journalen gegen die Hammer'sche Verdeutschung der „goldenen Halsbänder" des arabischen Spruchdichters Semachscheri, besonders aber des großen Lyrikers Motenebbi schleuderte, sind noch unvergessen; namentlich aber ist der Motenebbifehde ihre tragische Celebrität bis auf den heutigen Tag geblieben zum Beweis, wie unversöhnlich und leidenschaftlich erbost die Recensenten sind. Nicht bloß über Werth und Genauigkeit der Uebertragung des großen arabischen Lyrikers ward gestritten; man ist sich über schulgerechte Aussprache des Namens „Motenebbi" beinahe noch wüthender in die Haare gerathen, als über das Wesen der Arbeit selbst. Daß Urbanität im Ausdruck und weises Maß in der Gegenwehr überall auf Seite des Verfassers war, ist bei seiner Charaktermilde, seinen Sitte und Versöhnlichkeit selbstverständlich. Aber wer ist Motenebbi, um den auf dem Felde der Kritik noch wüthender, als um die Waffen des todten Achilles vor Troja gestritten wurde?

Beim Zerfall des Chalifats im zehnten Jahrhundert n. Chr. hatten sich unter andern Machterben auch die Beni-Hamdan in Syrien und Mesopotamien auf den Trümmern der Centralgewalt

eine unabhängige Sonderherrschaft eingerichtet. Weil aber der politische Einfluß und das materielle Gewicht dem Ehrgeiz und den Prätensionen der neuen Dynastie nicht entsprechen wollte, hat sie sich zum Ersatz des Fehlenden hochherzig und freigebig auf Beschirmung der Wissenschaft, besonders der Poesie verlegt. Der Hof der Beni-Hamdan war um die Mitte des zehnten Jahrhunderts der Sammelplatz einer zahlreichen und wohlgenährten Bescherung von Dichtern und Schöngeistern, unter welchen Motenebbi als der größte und glänzendste, als Fürst und Meister aller arabischen Dichterhelden den ersten Rang behauptete, dafür aber auch, wie hundert Jahre später der Dichter des Schahnameh, vom Neide und von den hinterlistigen Tücken seiner Gunst- und Kunstrivalen viel zu leiden hatte. Motenebbi war aber, was bei Hofpoeten selten ist, eben so tapfer im Kriege, als fest im Steigbügel, ritterlich in der Gesellschaft, glatt am Hofe und prompt und geistvoll im Gedichte,

Mich kennt das Roß, die Nacht, das Schlachtrevier,
Der Schlag, der Stoß, die Feder, das Papier.

Am meisten gewonnen in diesem erbitterten Streit der deutschen Kritik hat für die Nachwelt Motenebbi selbst und es ist, wenn die Zeitgenossen selbst jetzt noch für das dichterische Product eines solchen Mannes, wie weiland Achäer und Trojaner um die schöne Helena, langes Ungemach ertragen, wahrhaft keine verlorne Mühe.

Nach solchen Vor- und Nebenrüstungen ist es nicht zu verwundern, wenn Hammer-Purgstall in seiner Geschichte des türkischen Reiches endlich ein Werk aufstellte, das die Mitlebenden durch die Neuheit des Baustyls nicht weniger, als durch den ungeahnten Reichthum des Inhalts in Erstaunen setzte. Einzelne Abtheilungen und Stellen dieser riesigen Schöpfung sind von den größten Gelehrten in Frankreich, England, Holland

und Deutschland, ohne Plan und Ordnung zwar und zuweilen auch nicht ohne hyperkritische Nergelei, im Allgemeinen aber doch wohlmeinend und anerkennend von Zeit zu Zeit besprochen worden. Eine einlässige, durchweg mit ebenbürtiger Sachkenntniß geschriebene und das Ganze mit Sicherheit umfassende Kritik dieser gewaltigen Compositionen ist aber unsers Wissens noch nicht erschienen und wird, wenn sie je zu Tage kommt, noch lange warten lassen. Die Last ist zu drückend und die Mühe, dem Verfasser durch das weitverschlungene Labyrinth der vorderasiatischen Gesammt-Handschriftenlitteratur prüfend und berichtigend nachzugehen, scheint noch heute mit den Kräften und mit den Gewohnheiten der kritischen Tribunale Europa's außer Verhältniß zu stehen. Einig war man jedoch gleich im Anfang und ist es auch noch heute im Urtheile, daß bei aller Wärme des Gefühls, bei aller Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks und trotz aller Correctheit der Syntax doch etwas fremdartiges, etwas von der classischen Eleganz abstechendes, ja beinahe außereuropäisches und den abendländischen Leser anfröstelndes an der Hammer'schen Prosa klebe, was sich in Mark und Colorit durchweg nicht mit der Redeweise Gibbons messen könne. Die Bemerkung ist an sich nicht ungegründet; sie ist aber doch kein Vorwurf für den Verfasser, weil bei der wesentlichen Verschiedenheit der Umstände, unter welchen sie an die Arbeit gingen, eine Parallele zwischen Hammer-Purgstall und Gibbon nicht möglich ist. Gibbon mußte nicht erst nach Baustoff schürfen, muthen und graben; er hatte das Material vollständig und in großen Massen angehäuft, zum Theil sogar die Steine gerändert und behauen an der Hand und konnte geistig frei und unbeirrt, wie eben jetzt in noch erhöhterem Maße Theodor Mommsen, die volle Wucht seines Ingeniums auf den künstlerischen Ausbau und den architektonischen Schmuck seiner historischen Schöpfung

legen. Hammer-Purgstall dagegen hatte an Vorräthen wenig oder nichts zur Verfügung und mußte, wie der Hinterwäldler in der unbetretenen Wildniß der Rocky-Mountains und des Oregon, vor allem erst noch entdecken, forschen, auswählen, roden, schleppen, messen, poliren und zimmern, bis er an die Hauptarbeit selber gehen konnte. Darf man sich wundern, wenn dem Verfasser der lange Aufenthalt in der Atmosphäre des Morgenlandes den Teint gebräunt und wenn sich der innige Verkehr und die warme Wechselrede bald mit den Beduinen von Arabia Peträa, bald mit den geldschimmernden Emiren der Gläubigen am Tigris, bald mit den Großfürsten der Wissenschaft in Kahira und Samarkand in Wendung, Schwung und exotischer Farbenpracht des eigenen Styls verräth?

Tragen die früher in Europa geschriebenen Versuche türkischer Reichsgeschichten in ihrer lückenhaften Gestalt überall den Stempel der Einseitigkeit, der Halbheit und der occidentalischen Verblendung an der Stirne, so ist Hammer-Purgstalls in allen Theilen vollendete und symmetrisch ausgebaute Schöpfung die Frucht einer Mischehe zwischen dem asiatischen und dem europäischen Element, jedoch mit vorherrschendem Typus und Linienschnitt des Orients: Hammer-Purgstall hat sein großes Werk im Geist und im Styl eines kritisch-europäisch geschulten und in alle Weisheit der „Ungläubigen" des Occidents eingeweihten Ulema von Stambul geschrieben. Aber die Beredsamkeit der Asiaten ist nicht die Beredsamkeit der Europäer, und die geziemte Prosa („Affen, Pfaffen und Schlaraffen"), die das Ohr der einen so wunderwell entzückt, wird für die andern allezeit Ungeschmack und Mißklang sein. Hammers Werk, wie es ist, ist eine Nothwendigkeit und die unerläßlichste Vorbedingung, die eine im Geist des Occidents zu schreibende Geschichte des türkischen Reichs erst möglich macht. Das Colosseum in seinen

gigantischen Umrissen war eines der Weltwunder des Alterthums, heute aber ist es die unerschöpfliche Fundgrube für die Zierpaläste im neuen Rom, das nicht mehr im Styl des „Peuple-roi" baut. Nur in diesem Sinne würde ich, wenn das Urtheil bloß in einem einzigen Satz bestehen dürfte, von Hammer-Purgstalls orientalischen Prosastudien überhaupt, von den zehn wohlbestellten Octavbänden der türkischen Reichsgeschichte aber insbesondere sagen, was Macrobius im Vorspruch von seinen Saturnalien schreibt: quia praesens opus non eloquentiae ostentationem, sed noscendorum congeriem polliceatur.

Diese „noscendorum congeries", diese Sammlung aller zum (morgenländischen) Wissen nothwendigen Dinge, ist aber nicht ein planlos aufgehäuftes Materialien-Chaos, es ist ein kunstvoll und schön geordneter Krystallpalast, — eine Weltausstellung, ein ateänisches Symbolum, maßgebend für alles europäische Wissen und Glauben in Dingen des Orients, es ist ein Markstein, den Niemand umgehen kann, eine Autorität, von der sich kein Forscher auf diesem Gebiet emancipiren kann. Was sonst im Laufe vieler Generationen und nur mit der geistigen Gesammtkraft ganzer Nationen verrichtet wird, hat Hammer-Purgstall innerhalb der engen Schranken eines Menschenlebens für sich allein zu Stande gebracht. Könnten sich die Sitten je so weit verfeinern, daß für die Größe der Menschen die geistige That und die sittliche Kraft, nicht die Summe des vergossenen Blutes und der aufgehäuften Ruinen den Maßstab geben, so würde der Hingeschiedene in den Augen der spätesten Nachwelt ein Heros, einer der größten Eroberer und Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes sein. Bleiben die Dinge aber, wie sie jetzt sind und von jeher waren, oder sinken wir, wie die Dichter und Moralisten seit Homer und Hesiodus unablässig klagen, physisch und geistig noch tiefer zurück, so wird den Namen

„Hammer-Purgſtall“ ſchnell genug das myſtiſche Halbdunkel jener Fabelweſen umhüllen, die einer Zeit und einer Ordnung der Dinge angehören, die nicht mehr ſind und nie mehr kommen werden. Wer ſich aber ſein Leben lang mit den Werken dieſes Mannes beſchäftigt hat und ihm freudig auf allen ſeinen Pfaden nachgezogen iſt, hat das Recht einen Geſammtſpruch zu thun, der dem unkundigen, gleichgültigen und für Geiſtiges unempfänglichen Manne unverdient, überſchwenglich und maßlos ſcheinen mag.

Indeſſen wird es ſich die ſpätere Zeit ſo wenig, als das mitlebende Geſchlecht je zu erklären wiſſen, wie ein Mann nach Verrichtung ſolcher Thaten auf der äußerſten Grenze des Lebens voll Ruhmbegierde und Arbeitsluſt noch ein Werk unternehmen und nahezu vollenden konnte, deſſen rieſige Verhältniſſe zu bewältigen ſelbſt Jugendſtolz und volle Manneskraft nicht ohne Zagen ſich vermeſſen dürfte. Hammer-Purgſtall war im ſechsundſiebenzigſten Lebensjahre, als er, um ſeinem Nationalwerk über das romaniſche Reich die letzte Weihe zu geben, wie ſchon Eingangs bemerkt, noch die Geſchichte der Literatur der Araber nach ganz neuem Plan zu ſchreiben begann.

Von dem Gedanken ausgehend, daß die Geſchichte der Perſer und Türken nur durch ein vollkommenes Verſtändniß der ſie unendlich überragenden Civiliſation der Araber herzuſtellen ſei, fühlte er die Nothwendigkeit, vor allem die Literatur und das Geſammtſchriftenthum dieſes großen Volkes encyclopädiſch auszumalen, die größte Sorgfalt aber ſeinen Dichterwerken zuzuwenden, „da ohne genaue Kenntniß der Poeſie einer Nation ihr Charakter und ihr Genius nur mangelhaft geſchildert werden kann.“ Länger lebend, weiter über das Erdenrund verbreitet und auf den Culturgang des menſchlichen Geſchlechts tiefer eingreifend, als die arabiſche, war vielleicht keine Literatur irgend

eines andern Volkes der alten und neuen Zeit. Hellas und Rom sind todt und älter noch, als das arabische, ist nur das chinesische Schriftenthum. Zwölf volle Jahrhunderte, d. i. den Zeitraum von 500 vor Mohammeds Auswanderung (Hidschret) bis zum Jahre 1785 der christlichen Aera, sollte die neue große That umfassen und das geistige Leben der Araber, wie es sich innerhalb der besagten Zeitschranken gestaltet hat, in allen seinen Phasen und Ausstrahlungen — Beginn, Blüthe und Verfall — bündig und prägnant zur Anschauung bringen. Sechs Groß-Quartbände, durchschnittlich 900—1000 Seiten jeder, waren mit Angabe der vorzüglichsten Lebensmomente und gelehrten Leistungen von *siebentausendzweihundert* arabischen Dichtern und Literaten bereits im Druck erschienen und vom siebenten und letzten Bande, der im colossalen Bau den Schluß bilden sollte, hatte die unzerstörbare Hammer'sche Geistesenergie und Schöpferkraft bereits die Hälfte niedergeschrieben, als plötzlich und im vollsten Zug die Künstlerhand erstarrte, deren Gewalt und Kraft in umgekehrtem Verhältniß zu anderen Sterblichen mit den Jahren zu wachsen schien. Niemals wäre diese staunenswerthe Arbeit in so kurzer Frist entstanden, niemals vielleicht wäre der Reichthum, die Glut, der Stolz und der kühne, morgenländischen Despoten gegenüber nur dem Dichter vergönnte Freiheitssinn der arabischen Muse bis zur Kunde des Abendlandes hervorgedrungen, hätte den Herold so vieler Geistesgröße nicht selber „tonreich Polyhymnia besucht".

Ich sehe, wie die Fürsten hochgeboren
Erhoben sich das Mal aus Stein,
Wie sie zum Trotz der Armen stolz und Thoren
Bis in das Grab hinein.

Freiherr Joseph von Hammer-Purgstall ist nicht auf dem Krankenlager, nicht an Geist und Körper ausgeschöpft und lahm,

nicht ſatt der Jahre und des Ruhmes, nicht mit dem ſüßen Gefühle vollendeten Tagewerkes langſam hinwelkend im milden Abendſchein des Lebens dem Geſchick erlegen; er iſt wie Platon, der langlebende Weiſe von Athen, am Arbeitstiſche ſitzend*), wie Archimedes im Sturm auf Syracus, inmitten ſeiner Zauberkreiſe, voll Saft und Leben mit dem Griffel in der Hand hingeſunken. Ungern, grammvoll und zürnend über das ungerechte Loos, iſt die Seele dieſes großen Streiters im hellſten Sonnenſchein vaterländiſcher Macht und Größe in die Schattenwelt hinabgeſtiegen —

vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

*) Nach Cicero de senectute 5, 13. (A. d. H.)

Noch einmal Hammer-Purgstall und der Nekrolog.

(December 1857.)

Das Grab, sagt man, sei versöhnend und ersticke im Herzen der Ueberlebenden jede Regung des Zornes, der Mißgunst und der bösen Leidenschaft. Selbst der rachsüchtige Morgenländer wird kühl und läßt die Waffen sinken, wenn er den entseelten Leichnam des Gegners sieht. Indessen gibt es immer noch Leute, die den Gegenstand ihrer Aufregung und Eifersucht selbst über das Grab hinaus verfolgen, und dahin gehören — um ja sonst Niemand zu nennen — vor anderen die Grammatici. Und doch habe ich nicht im geringsten gezweifelt, man werde dem seligen Hammer-Purgstall als Lohn für sein mühevolles Thun und für die colossalen Arbeiten, die er zum Nutzen der Mit- und Nachwelt in langer Lebensfrist verrichtet hat, das mäßige Lob, wie es ihm vor Jahresfrist gespendet wurde, um so williger verzeihen, da dieses Lob seiner Wärme ungeachtet in manchem Puncte doch hinter dem Preis des Verblichenen zurückgeblieben ist.

Reverend Schlottmann, weiland preußischer Gesandtschaftsprediger am Bosporus und der Zeit Professor der Gottesgelahrtheit in Zürich, scheint nicht ganz derselben Ansicht zu sein. Herr Schlottmann ist strenger Grammaticus und hat unlängst in einer gelehrten Broschüre ausführlich zu beweisen gesucht, daß Hammer-Purgstall kein so ganz vollendeter und über alle Kritik erhabener Literaturheros gewesen sei, wie es der Nekrolog besage, daß er

im Gegentheil auch bedeutende Schwächen und große Mängel hatte, daß unter anderm sein Styl nicht überall den reinsten Geschmack verrathe, und „die Mühle bei ihm sogar oft ganz leer gehe", daß er zuweilen nur halbrichtig und häufig ganz falsch aus dem Arabischen übersetze, daß er überhaupt ein unzuverlässig und schlauderhaft arbeitender, eitler und aggressiver Mann, mit einem Worte, daß er ein Oesterreicher gewesen sei, daß es schon deswegen um die Grammatik des Verstorbenen oft bedenklich stehe und gewisse seiner Schriften nur mit mißtrauischer Behutsamkeit und nicht ohne strenge Nachprüfung gelesen werden dürfen. Aus alle dem argumentirt nun Hr. Schlottmann, daß der besagte Nekrolog über Hammer-Purgstall durchaus zu viel, über seine literarischen Nebenbuhler und Antagonisten dagegen überall zu wenig Gutes sage, ja daß der Schreiber des „Panegyricus" in seiner Ueberschwenglichkeit alle jene Orientalisten des Abendlandes, die seinem Wiener Helden im Leben entgegen waren, am Grabe desselben abgeschlachtet habe.

Diese Einreden sind schwer genug, und doch hätte, wenn Hr. Schlottmann hier stehen geblieben wäre, Niemand das Recht gegen seine Diatribe auch nur das geringste einzuwenden. Es wird ja nur eine Meinung der andern, seine Ansicht der meinigen entgegengestellt, was man um so weniger verargen dürfte, da mit Ausnahme der Grabschlächterei die meisten Vorwürfe, besonders daß Hammer-Purgstall ein Oesterreicher war, in der Hauptsache für wohlbegründet gelten, aber nebenher auch schon hundertmal wiederholt und bis zum Ueberdruß der Leser in die Welt hinausgeschrieben worden sind. Hr. Schlottmann geht aber weiter und wälzt, nachdem er Hammer-Purgstalls Ehrenkranz bis zur Kahlheit abgenagt, seine ätzende Zornwelle auf den „Panegyriker" selber hin. Im lebhaftesten Gefühle seiner eigenen grammatikalischen Stärke und Gerechtigkeit verfällt der Züricher

Reverend in einen Redeton, den selbst Ihr wohlwollender Berichterstatter (Beilage zur Allg. Ztg. vom 30. Juli l. J.) nicht recht loben will. Hr. Schlottmann, glaubt er, „nehme es mit dem Fragmentisten zu strenge“ und werde in seinem Straffermon eindringlicher, als Recht und Billigkeit erlauben. Diese Bemerkung ist zwar gelinde, aber deutlich genug im Munde eines Mannes, der in der Frage selbst überall die Meinung Schlottmanns theilt und daher vom Getadelten erwartet, er werde die Rüge mit der „göttlichen Traurigkeit des Apostels (2 Korinth. 7, 10)“ aufnehmen und in Güte vermerken. Das würde auch sicher geschehen sein, wenn Hr. Schlottmann bloß der böse Menalcas der Idylle wäre und wenn seine Invective ihre Quelle nur in der persönlichen Antipathie des Strafpredigers gegen die Muse des Fragmentisten und gegen die unleugbaren, durch keine Kritik wegzudisputirenden Erfolge Hammer-Purgstalls hätte. Es wäre mir in diesem Falle höchstens eine Stelle aus der Psalmenverdeutschung durch einen Vorgänger Schlottmanns, den alten Züricher Theologen Cramer in den Sinn gekommen —

„o Herr
ob deinem großen Zoren,
vor dem ich bin verloren.“

und ich hätte der Sache nicht weiter nachgedacht.

Das Broschürchen des gelehrten Reverend hat aber einen so widerlich-herben Beigeschmack, daß ich ihn bei aller Ruhe und Gleichgültigkeit doch nicht recht verwinden kann. Hr. Schlottmann läßt deutlich genug errathen, daß ich in Hammer-Purgstalls Schriften nur deswegen eitel Glanz und Ruhm gefunden habe, weil ich die schwachen Seiten derselben und die großen Mängel ihres Verfassers, besonders die wiederholten und nicht seltenen unverzeihlichen Verstöße gegen die arabische Grammatik zu erkennen, vielleicht nicht genug unterrichtet sei. Viel hat nicht

gefehlt und Hr. Schlottmann verſetzte mich am Ende gar noch in die Claſſe jener literariſchen Dilettanten, die überall mehr Gefühlswärme und Gutmüthigkeit als kritiſche Schärfe und Wiſſenſchaft beſitzen. Einen Vorwurf dieſer Art von einem unterrichteten Manne leicht und ohne alle Gegenbemerkung hinzunehmen, iſt nicht Jedermann bedeutend und accreditirt genug. Es könnten, wenn ich länger ſchwiege, zuletzt auch noch weniger bedeutende Literaten, ihr Müthchen an mir zu kühlen, auf den bequemen Einfall kommen. Für Polemik, ſo viel ich weiß, iſt bei Ihnen zwar kein Revier; da Sie aber der unprovocirten feindlichen Rede die Spalten Ihres Blattes weit genug geöffnet haben, werden Sie einem Gegenwort, wenn es urban und bündig iſt, dieſelbe Gunſt auch nicht verſagen dürfen. Oder wollen Sie etwa, daß ich allen Unglimpf zaghaft und wehrlos über mich ergehen laſſe, wie jener Dichter bei Horatius,

an, si quis atro dente me petiverit,
inultus ut flebo puer?

Ich will Hrn. Schlottmann nichts unangenehmes ſagen, glaube aber doch, er ſei dieſesmal unvorſichtig geweſen und in ſeinem philologiſch-theologiſchen Eifer weiter gegangen, als es für ihn eigentlich ſicher und rathſam war, nicht etwa daß es ein beſonderes Wagniß wäre mit mir einen Gang zu thun, ſondern weil er leichtfertig einen Gegner angefallen hat, deſſen Vertheidigungsmittel er nicht kennt. Den Modus meines Nekrologs mag er von ſeinem Geſichtspuncte aus geiſeln und verdammen, ſo viel er will; denn zwiſchen zwei Aufſtellungen, von welchen die eine ihren Helden nur auf der erklommenen Vollendungshöhe ſchildern will, die andere aber behauptet, es müſſe auch der Wanderpfad ſelbſt mit genauer Angabe der Widerlichkeiten und der Anſtöße, die den Wettläufer zum Straucheln gebracht, umſtändlich beſchrieben ſein, kann es ſchwerlich je zu einer Verſtändigung kommen.

Nur den Vorwurf blind enthusiastisch und ohne vollständige Sachkenntniß Hammer-Purgstall gelobt zu haben, durfte sich Herr Schlottmann nicht erlauben. Schon der einfache und trockene Nachweis, daß ich die gerügten Mängel so gut wie irgend einer gekannt und selbst wiederholt besprochen habe, bräche dem Schlottmann'schen Argument die Spitze ab. Dieser Nachweis ist aber leicht und plan, da ihn hauptsächlich drei einlässige, zwischen den Jahren 1839 und 1845 in den Gelehrten Anzeigen der Akademie der Wissenschaften in München abgedruckte Kritiken hieher gehöriger Werke vollständig zu Tage fördern.

Das erste dieser drei für mich jetzt doppelt schätzbaren Actenstücke ergeht sich in einer fortlaufenden Reihe von Nummern (Band IX. Nr. 196—200) über Hammers „Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher u. s. w." Im zweiten Actenstück wird (Band XVIII. Nr. 12—15) über Dr. Gustav Weil „Mohammed der Prophet" und im dritten endlich über des ebengenannten Verfassers „Historisch kritische Einleitung in den Koran" (Band XX. Nr. 114) Bericht erstattet. Könnten Sie mir wörtliche Auszüge aus diesen drei Schriftstücken in ausreichender Zahl gestatten, würden Sie selbst gestehen, daß von den Mängeln und Schattenseiten der Hammer'schen Werke, namentlich was seinen mehr asiatischen als europäischen Ausdruck, das nicht intermittirende Productionsfieber, die Unzuverlässigkeit, den Schlendersinn, die Incorrectheit einzelner Stellen betrifft, hier nicht nur nichts bemäntelt, das meiste sogar gleichlautend mit der neuesten Kundgebung bereits fünfzehn bis zwanzig Jahre vor dem Hervortreten der überall mehr anderen nachgeschriebenen, als selbst ausgedachten Anklageschrift Schlottmanns durch einen warmen Verehrer und fleißigen Leser Hammer-Purgstalls in die Welt hinausgeschrieben und durch Exempel angedeutet wurde. Die Priorität, das vielgerühmte persische Distichon zuerst richtig ver-

deutſcht zu haben, kann mir der Berichtgeber nicht zuerkennen; nebenbei hat er aber nicht geſagt, ob man es auch ſchon vor mir beſſer oder auch nur ſo ſinn- und wortgetreu, wie ich, irgendwo übertragen habe. Dagegen iſt die türkiſche als Belege Hammer'ſcher Unachtſamkeit (Band IX. Nr. 200. S. 565 a. a. O. angezogene Stelle, ſo viel ich weiß, zuerſt von mir und zwar von mir allein richtig gedeutet worden. Da Sie eine durch Hammer ebenfalls irrig, durch einen ſpätern Bearbeiter auch nur halbgenau und erſt von Ihrem Berichterſtatter vollſtändig übertragene arabiſche Sentenz aufgenommen haben, ſo iſt auch meinem türkiſchen Probedictum der Platz um ſo leichter zu gönnen, da es zugleich als Muſter dient, um was es ſich beim Geſchrei über Hammers Ungenauheit und grammatiſche Ignoranz in den meiſten Fällen handelt. Der kurze Satz lautet: „Köfre awratümi ſatſchlerunden tutub götürijorler." Hammer-Purgſtall überſetzt: „die Ungläubigen ſind auf dem Puncte uns Frauen bei den Haaren fortzuſchleppen," da es doch eigentlich heißen ſoll: „die Ungläubigen ſind auf dem Puncte meine Frau bei den Haaren anzufaſſen und (aus dem Harem) hervorzuſchleppen." Wenn die Kritik dieſe und ähnliche Nachläſſigkeiten tadelt, thut ſie nur was ihres Amtes iſt. Nur ſollte man hier wie in hundert andern Fällen lieber von Unachtſamkeit und Uebereilung, als von Unwiſſenheit und Halbbildung des Ueberſetzers reden. Oder denkt ſich Hr. Schlottmann einen Hammer-Purgſtall in der That ſo ſchwach, daß er auch bei ſorgfältiger Durchſicht und ſtrenger Nachprüfung ſeiner eigenen Elaborate die gerügten Fehler doch nicht vermieden hätte? In dieſer Vorausſetzung hätte Reverend Schlottmann außer den „goldenen Halsbändern" und ihrer Polemik von Hammers Schriften wahrſcheinlich wenig oder gar nichts geleſen. Und ein gleiches wird wohl von den meiſten ſeiner Tadler und Verächter zu bemerken ſein. Um Hrn. Schlottmann über die

Haltung des Nekrologs vollends zu beruhigen, muß ich von den obengenannten Schriftstücken auch noch das dritte seiner besondern Aufmerksamkeit empfehlen. Band XX. S. 917 wird Herr Schlottmann, wie ich nicht zweifle, mit Vergnügen erfahren, daß ich in einem turco-arabischen Grammaticalgefecht mit einem der gefährlichsten, aber auch billigsten Gegner Hammer-Purgstalls nicht unterlegen bin.

Offenbar hat Reverend Schlottmann diese Antecedentien nicht gekannt und somit ohne ausreichende Actenkenntniß eine Sentenz gefällt, an der ich nichts tadeln will, als ihre leidenschaftliche Hitze und ihre Ungerechtigkeit. Daß aber ein gründlicher und wohlgeschulter Literat acta diurna der Münchener Akademie d. W. nicht kenne, hätte man freilich kaum vermuthen sollen. Was will aber denn eigentlich Reverend Schlottmann mit mir? Weil ich von meinen in Aegypten, in Syrien und in Stambul fleißig betriebenen Studien nur selten Gebrauch mache, nirgend eine Uebersetzung liefere und nicht einmal in die Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft schreibe, glaubt Hr. Schlottmann frischweg und tapfer, ich sei in solchen Dingen ein Eindringling und ein bloßer Dilettant —

> despectus tibi sum, nec, quis sim, quaeris Alexi:
> quam dives pecoris nivei, quam lactis abundans.

Wollte einer den Sinn der Schlottmann-Diatribe auf den kürzesten Ausdruck zusammendrängen, würde er bald merken, daß es mit der „besten Hand", in die nach Ihrem Berichtgeber die Streitfrage gefallen sei, vielleicht doch auch noch seine Bedenken habe. Was wäre Hammer-Purgstall nach Reverend Schlottmanns Conterfei? Hammer-Purgstall wäre ein Mann, der in Geschichtschreibung, in Geschichtsforschung, in Poesie und in Philologie des Orients unendlich viel gearbeitet und geschrieben hat; Hammer-Purgstall sei zwar kein Geschichtschreiber, kein Geschichtsforscher,

kein Poet, kein Styliſt und kein Philolog, hat ſich aber in Förderung aller der benannten Erkenntnißzweige ausgezeichnete und bleibende Verdienſte um Mit- und Nachwelt erworben, ob er gleich nur ein Oeſterreicher und von Grammatik ſoviel als nichts verſtanden habe. Merkt Hr. Schlottmann den Hiatus ſeines Gedankenbaues nicht? Ein Gelehrter, der von allen zu ſeiner Kunſt unerläßlichen Eigenſchaften keine einzige beſitzt, ja überall das Gegentheil von dem iſt, was er zu ſein ſich beſtrebt, kann niemals bedeutend ſein und wird ebenſo wenig, als weiland Poeta Choerilus, auf ſeine Zeitgenoſſen Einfluß üben, am wenigſten aber ſeinen Namen mit Glanz und Dank auf die Nachwelt bringen. Hammer-Purgſtall als Geſchichtſchreiber einem Gibbon gleichzuſtellen, iſt noch Niemand in den Sinn gekommen, und wenn auch ſeine poetiſchen Bearbeitungen perſiſcher und arabiſcher Originalien die Kunſtvollendung, den Silberſtrom und die Melodie eines Rückert, Platen und v. Schack vermiſſen laſſen, ſo hat er doch hier wie überall zuerſt die Bahn gebrochen und den Nachfolgern die Arbeit leicht gemacht. Wenn der Reverend einem Manne, der im Reich des Wiſſens gleichſam eine neue Welt entdeckt und eine Materialienmaſſe von ſo unerſchöpflichem Belang geſammelt, kritiſch geſichtet und zierlich geordnet hinterlaſſen hat, daß ſie noch auf Generationen hinaus als Fundgrube und Arbeitsſtoff dienen kann, wenn, ſage ich, Hr. Schlottmann einem ſolchen Gelehrten auch noch den Rang eines Geſchichte*forſchers* verſagen zu müſſen glaubt, ſo fragen wir ihn, wer in ſeinen Augen dieſes Namens eigentlich würdig ſei? Eine der unabweisbarſten Literaturnothwendigkeiten unſerer Zeit war gewiß eine aus den Quellen herausgearbeitete Geſchichte des türkiſchen Reichs. Wer außer Hammer-Purgſtall war unter allen Orientaliſten des Jahrhunderts einer ſolchen Aufgabe gewachſen, oder hätte auch nur den Gedanken zu faſſen den Muth gehabt?

Etwa Reverend Schlottmann? Kein Mensch in Europa würde es ihm glauben, weil es ihm mit Ausnahme der Grammatik an allen zu einer solchen That unentbehrlichen Vorbedingungen, am meisten aber an jener Eigenschaft gebricht, die man ingenii celeritas animique incredibilis motus nennt, ohne welche Eigenschaft in der Literatur wie in der Politik noch niemals etwas großes verrichtet worden ist. Ich kenne übrigens Hrn. Schlottmann nur aus seinen feinen, scharfsinnigen, wie auf einer Nadelspitze herumtanzenden grammatischen Lucubrationen in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. Die Infusorien, sagt Ehrenberg, brauchen unendlich lange Zeit, bis eine Spur ihrer Thätigkeit erscheint. Niemand sagt, Reverend Schlottmann sei in der Literatur ein Infusorium; sicher würden ihm aber dreihundert Jahre nicht genügen, um ein Werk herzustellen, wie es Hammer-Purgstall zum Erstaunen seiner Zeitgenossen in weniger als einem Decennium zu Stande gebracht. Und dann, fürchte ich, würde Hr. Schlottmann statt mit einer Geschichte des türkischen Reiches erst noch mit einer Geschichte des türkischen Verbum angezogen kommen. So viel Geduld hätte im Jahrhundert der Telegramme selbst der Deutsche nicht. Jenen Literaten, die vor lauter Zweifel und kritischen Bedenken niemals zur That gelangen und am Ende keinen Satz mehr niederzuschreiben wagen, gibt Quintilian im zehnten Buche seiner Institution zur Beredsamkeit den wohlgemeinten Rath, ihrem Geschäft lieber ganz zu entsagen, und die Function des Wetzsteins zu übernehmen, der wohl das Eisen scharf machen, selbst aber nicht schneiden kann,

aciem
reddere quae ferrum valet exsors ipsa secandi.

Dürfte man nur völlig fehlerlose und jeder Kritik entwachsene Schriften unter die Presse legen, so wäre über die durch Hammer-

Purgstall behandelten Gegenstände in Europa sicherlich auch noch nicht ein einziges Buch erschienen. Kein Werk in diesem Fache, die gründlichsten und gepriesensten nicht ausgenommen, ist ohne seine Achillesferse und man könnte zu diesem peinlichen Dictum Belege liefern, die vielleicht ebenso große Ueberraschung der Lesewelt, als Unwillen gegen den Ankläger hervorriefen. Zur Zeit des traurigen Consicts über die Verdeutschung der „goldenen Halsbänder" habe ich ein Sündenregister dieser Gattung angelegt, habe es lange fortgeführt und nach und nach — man darf es glauben — eine gesegnete Ernte mit dem Vorsatz aufgespeichert, sie gelegentlich auf den Markt zu werfen. Die Sache schien mir aber am Ende doch nicht räthlich und eingedenk, daß ein ähnliches Thun selbst dem Imperator Tiberius mehr als waglich schien, habe ich die ganze Sammlung ins Feuer geworfen. Warum sollte ich mich mit Jedermann verfeinden? Man hat ohnehin zu thun genug, um nach allen Seiten hin Fronte zu machen. Scitote, patres conscripti, me non avidum esse offensionum, schrieb bei jener Veranlassung der grausame Cäsar an den Senat zurück. Einen Gerechten hat es in der Literatur so wenig, als in der Moral je gegeben. „Wer viel weiß, irret viel, tschok bilentschok janilir", sagt der Türke und tadelt lieber die prätentiösen kleinen Geister, die nur wenig leisten und doch viele und große Fehler machen.

Soll man es denn noch einmal wiederholen? Nicht Hammers Irrthümer will man loben, nur der Schluß, die ganze Ausbeute des berühmten Wiener Orientalisten sei der mitlaufenden Schlacken wegen gering zu achten, wird angefochten. Die Werke dieses ruhmvollen Streiters für Licht und Erkenntniß den gemeinen Gerichten zu entziehen und gleichsam durch einen Prävotalhof abzuurtheilen, hat weder Hr. Schlottmann noch sonst Jemand das Recht. Kleine Leute, wie Hr. Schlottmann und ich,

ſollen ſich freuen, wenn die Großen Fehler machen. Das gibt uns Gelegenheit, den eigenen Kram auszulegen und zu thun, als wenn wir auch etwas wüßten. Nur in einem Puncte, glaube ich, hat mein Strafprediger Recht: es iſt eine Anomalie und eine ärgerliche Verlegenheit, daß der Mann, von deſſen genialen Schöpfungen das gelehrte Europa zehrt, aus einem Lande kommen mußte, in welchem früherhin und vor der großen politiſchen Umgeſtaltung die Wiſſenſchaft mehr als ein nothwendiges Uebel, denn als die wahre Zierde und als die einzig rechte Unterlage des öffentlichen Lebens galt. Dieſer Umſtand erklärt vielleicht beſſer, als man glaubt, die Bitterkeit und den nachhaltigen Zorn, mit welchen man Hammer-Purgſtalls Ruhe noch im Mauſoleum ſtört.

Gottlieb Lukas Friedrich Tafel,

geſtorben in Ulm, 14. October 1860.

Wenn einſt das erſchreckte Abendland im wilden Freiheitsſinn und im expanſiven, unwiderſtehlichen, weltumſtürzenden Furor teutonicus das Hauptmerkmal der germaniſchen Stämme erkannte, muß im Lauf der Jahrhunderte eine gewaltige und durchgreifende Verwandlung über dieſes große Volk gekommen ſein.

Die Deutſchen wandeln an der ſanften Hand der Muſen, ſind human und ſanft geworden und ſtellen ſtatt der großen Abenteuerzüge eines Leutaris und Buzelin und ſtatt der Landsknechte eines Georg Frundsberg und eines Sebaſtian Schärtlin heute nicht weniger zahlreiche und bei aller Harmloſigkeit doch nicht weniger tapfere Schaaren von Philoſophen, Kunſtgelehrten und Philologen mit ihren anerkannten und allgemein bewunderten Koryphäen zum Streit gegen Unwiſſenheit und Barbarei ins Feld. Die Deutſchen unſerer Tage ſind aber auf ihren Georg Wilhelm Friedrich Hegel, auf ihren Gottfried Hermann und auf ihren Auguſt Böckh nicht weniger ſtolz, als ſie es weiland auf ihre Otacher, auf ihre Alarich und auf ihre Dietrich von Bern geweſen ſind. Die Deutſchen ſind vorzugsweiſe das Volk der claſſiſchen Philologen — Hort und Grundſtock alles humanen Wiſſens, und konnten, wie ſie in anderen Zeiten den verkommenen Völkern des Occidents friſches Blut, kriegeriſchen Sinn und

reſolute Dynaſtien gebracht, jetzt als Fürſten der Künſte und des Friedens zum zweitenmal die abendliche Welt umgeſtalten.

Krieg und Hader erlöſchen zwar niemals, wo Menſchen ſind, Krieg und Hader traten aber vor der Leuchte der erſtarkenden Vernunft, wie der Winter vor dem Hauch lauer Frühlingslüfte, allmählich in den Hintergrund, und werden in Europa bald die Ausnahme und nicht mehr die Regel ſein. Ueber Charakter, geſellige Tugenden, Weitläufigkeit und perſönlich liebenswürdiges Weſen der neuen Weltbildner und Humanitätsapoſtel gehen die Anſichten allerdings nicht etwa bei den Auswärtigen allein, ſie gehen in unſerer Heimat ſelbſt vielfach auseinander, und während alle jene, die das rechte Maß der menſchlichen Dinge kennen, von Lob und Bewunderung der deutſchen Gelehrſamkeit überſtrömen, gefällt es den Leuten jenſeits des Canals und der Vogeſen von „pesanteur allemande“, von unpraktiſchen, trockenen, eiteln, biſſigen, variantenſeligen und unangenehmen Schulpedanten zu reden, ja ſelbſt an unſerm Muth zu zweifeln, als wenn es kein Jahr 1813 gegeben hätte.

Gegen Unverſtand und Ignoranz kann man nicht mit Worten ſtreiten, man könnte aber den wohlfeilen Witzeleien der einen, wie den albernen Vorurtheilen der andern — um von vielen nur einen zu nennen — eben jetzt einen deutſchen Philologen entgegenhalten, den ſeine Mitbürger in Ulm vor wenigen Tagen unter allgemeiner, alle Gemüther erſchütternder Trauer zur letzten Ruheſtätte begleitet haben.

Wenn die Zeitgenoſſen an Dr. G. L. F. Tafel nichts anderes zu rühmen wüßten, als daß er ein vollendeter Meiſter im Helleniſchen war, daß er den Pindar commentirte und das Lateiniſche ebenſo elegant und fließend wie das Deutſche ſprach und ſchrieb, ſo wäre das nur ein mäßiges Lob, weil alle dieſe Vorzüge und claſſiſchen Fertigkeiten noch manchem ſeiner Fachgenoſſen ebenſo

gründlich wie ihm ſelber eigen ſind, und ſich in Deutſchland überhaupt bei jedem, der als Philolog gelten will, voraus verſtehen.

Was den Hingeſchiedenen vor allen deutſchen Philologen beſonders hervorhebt, iſt perſönliche Liebenswürdigkeit, geſunder Witz, unverwüſtlicher Humor und jene heitere Lebensanſicht und philoſophiſche Seelenruhe, die ihn bis zum letzten Augenblick des Daſeins nicht verließ, und die ein Sterblicher nur aus dem vollendeten Verſtändniß des claſſiſchen Alterthums ſchöpfen kann. Im Kreis der Freunde, Bekannten und Umgangsgenoſſen des Tiefbetrauerten hat der 14. October eine ebenſo große und ebenſo ſchwer auszufüllende Lücke aufgethan, wie unter den Adepten der deutſchen Philologenſchule im Allgemeinen und der neuentſtandenen Wiſſenſchaft von Byzanz insbeſondere.

Die Zahl gelehrter Leute von fruchtbar-heiterem, die Geſellſchaft über die Armſeligkeiten des Alltagslebens in leichter Vergeſſenheit hinwegheben dem Verkehr war zwar von jeher klein, wird aber doch niemals ganz verlöſchen, wie hin und wieder ein galliger Miſanthrop behaupten will. Denn gegen die Langeweile und Plattheit der einen, wie gegen die finſtere Exaltation und den ſterilen Enthuſiasmus der andern hat uns Gott das attiſche Salz, die pikante Wendung, das ſcherzende Wort und die feine Ironie als Troſt und Correctiv gegeben.

Dr. Gottlieb Tafel, Sohn eines Landpfarrers und am 6. Sept. 1787 zu Bempflingen auf der ſchwäbiſchen Alp geboren, war ſchon als Zögling des ſeit den erſten Zeiten der Reformation ſeiner claſſiſchen Studien wegen hochberühmten Tübinger „Stifts“ eminent, trat, dem Zuge des väterlichen Hauſes folgend, in den ehrwürdigen Stand der Gottesgelahrtheit, wurde als Diener des Evangeliums ordinirt, und hat als ſolcher, wie er häufig ſcherzte, manche zuſammen- und manche

unter die Erde gebracht. Der angeborne Geist freier Kritik und der unwiderstehliche, früh erkannte Reiz der Alten verriethen dem Neugeweihten schnell genug, daß er nicht in seinem wahren Beruf sei. Die Last des Heidelberger Katechismus und der symbolischen Bücher zu tragen, fühlte sich der geniale junge Musenzögling nicht stark genug, und entwich zu merklichem Verdruß seiner orthodoxen Collegen aus den Hallen der gottseligen Kirchenpraxis in die Welt zurück. Tafel fand es seiner Geistesrichtung angemessener, als öffentlicher Lehrer der classischen Philologie an der würtembergischen Landesuniversität vor begeisterten Zuhörern, statt der göttlichen Inspirationen des Jesaias, die schwungvolle Lyrik des Pindaros und die melancholischen Blätter des Tacitus auszulegen, mit einem Feuer und einer Beredsamkeit, deren Wiederhall in den Gemüthern seiner Schüler noch heute nicht verklungen ist. Wer Tafels Vorträge in Tübingen gehört hat, wird sie in seinem Leben nicht vergessen.

Nur wer den himmlischen Funken des Prometheus selbst in sich trägt, lockt die Flamme aus fremder Brust hervor.

Wie aber vor bald einem Menschenalter die seit den Zeiten des Angelus Politianus in Deutschland unzähligemal glossirten, commentirten, übersetzten und beinahe zu völliger Unergiebigkeit ausgebeuteten althellenischen Dichterwerke in der noch unerforschten Literatur der Byzantiner einen Nebenbuhler fanden, war Tafel einer der wirksamsten Vormänner in Begründung dieser Wissenschaft, und stritt, besonders nach seiner aus Gesundheitsrücksichten im Jahr 1845 erfolgten Quiescirung und Uebersiedlung in das gastliche und freisinnige Ulm, in der neuen Arena mit der nachhaltigen Energie eines Neubekehrten.

Das prosaische und mönchisch-trockene Byzanz war im classisch gebildeten Deutschland gleich Anfangs nicht willkommen, und gilt vielfach noch heute als eine widerliche und muthwillige Störung,

wo nicht gar als eine Profanation des helleniſchen Olympus und ſeiner ſchwindelnden Seligkeit.

Die Byzantiner geleſen und, wie man ſagt, Wort für Wort geleſen, hat unter allen Deutſchen des neunzehnten Jahrhunderts der ſel. Lobeck in Königsberg zuerſt. Aber Lobeck iſt bei anderen ſtaunenswerthen Arbeiten über die Philoſophie der Sylben und der Vocabeln nicht hinausgekommen, und eben ſo hat auch die von Niebuhr begonnene Ausgabe der byzantiniſchen Geſammtwerke, zumal unter meiſt leichtfertiger Behandlung der ſpäteren Editoren, zum realen Verſtändniß und zur praktiſchen Auslegung derſelben viel weniger beigetragen, als man in Deutſchland zu erwarten berechtigt war.

Auf dieſem hiſtoriſch wie geographiſch ſo viel als unbetretenen Felde den erſten Schritt vorwärts zu thun, war der rieſigen Arbeitskraft und dem unverwüſtlichen Sinn eines Tafel vorbehalten.

Eine umfangreiche, erſchöpfende Abhandlung über die byzantiniſche Statiſtik des Conſtantin Porphyrogenitus, eine muſterhafte Beleuchtung, wo nicht zweite Entdeckung der berühmten Via Egnatia von Dyrrhachium gegen den Bosporus, dann ein ſtarker, durch Gelehrſamkeit wie durch Divination hervorragender Band über die Stadt Theſſalonich und ihr Gebiet, welchem Werk bereits im Jahr 1832 eine correcte Ausgabe der Schriften des Erzbiſchofs Euſtathius mit einer Chronik von Trapezunt vorausgegangen war, und eine größere Arbeit über die Kriege der Normannen von Neapel gegen die Komnenen von Byzanz ſpäter folgte, dann die byzantiniſchen Chronographien des Theophanes und des Theodoſius Melitenus, und endlich eine mit Dr. Georg Thomas gemeinſchaftlich unternommene, von Kennern in ihrer vollen Bedeutung gewürdigte und anerkannte, bis jetzt drei Bände ſtarke, aus den Archiven von Wien und Venedig gezogene Ur-

kundensammlung für Aufklärung der Handelsbeziehungen, welche die erlauchte Republik Venedig während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts mit dem Morgenland unterhielt, traten neben einer Anzahl kleinerer deutsch oder lateinisch geschriebener Dissertationen über Historie, Geographie und Kirchliches von Byzanz als fortlaufende Belege standhaften Eifers und seltenen Wissens zwischen dem benannten Jahr 1832 bis 1859 nacheinander an das Licht. Ueber alles dieses hat Tafel als Mitarbeiter zu Schraders Corpus Juris Civilis und zur Pariser Ausgabe des Henricus Stephanus wesentlich beigetragen, den Glanz dieser beiden Werke zu erhöhen und ihre Brauchbarkeit zu vermehren. Schon früher hatte die mit Osiander und Schwab unternommene Uebersetzung der griechischen und lateinischen Prosaiker Tafels Namen allen Freunden der classischen Literatur theuer gemacht.

Besonders im vorgenannten Urkundenbuch wurde allgemein die kritische Schärfe bemerkt, mit welcher die beiden Herausgeber auf ihrer Studierstube in der ostmittelländischen Geographie Controversen und Zweifel entschieden, deren Lösung selbst an Ort und Stelle nicht allemal gelingen wollte. So viel Arbeit, Erfolg und Wissen konnte nicht innerhalb der Grenzen des engern Vaterlandes verborgen bleiben. Das rechte Verständniß jedoch und die wahre Würdigung der byzantinischen Studien wird gegenwärtig noch weit mehr bei den Russen als im gelehrten Deutschland gefunden, wo man der vorüberrollenden Zeit gern vergißt, und, wie jener Maniacus von Argos, im menschenleeren Theater sitzend, noch heute die tragischen Chöre des Aeschylus vorüberschreiten sieht.

Tafel wurde in Anerkennung seiner Leistungen als auswärtiges Mitglied in die kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gewählt, nachdem die königl. bayerische Akademie der

Wissenschaften in München diese brillante literarische Kraft schon vorher in den Kreis ihrer Wirksamkeit gezogen hatte.

Der stereotype Vorwurf und die alte Klage: ausschließliche Pflege der antiken Classiker sei heidnische Apostasie und permanente Verschwörung gegen das Christenthum, wurde dem gefeierten Realphilologen Gottlieb Tafel natürlich auch nicht erspart. Im Zeitalter der cappadocischen Kirchenväter, wo die christliche Weltansicht noch um die Existenz zu kämpfen hatte, waren diese Anklagen und diese Vorwürfe noch zu begreifen. Heute aber, wo das christliche und das heidnische Wesen auf dem Puncte der Versöhnung stehen und sich als gleichberechtigt gegenseitig ergänzen und durchdringen, sind sie besonders im Lande Würtemberg ein schwer zu begreifender Anachronismus. Weil Gottlieb Tafel, nachdem er vom Klerus ausgeschieden, die Uebung der kirchlichen Praktiken nicht mehr auffallend genug zur Schau trug, glaubte ein engherziger Eiferer, er müsse für diese angebliche Geringschätzung seines Standes noch am Grabe des Verblichenen seine kleine orthodoxe Rache nehmen. Der Aermste*) wußte von einem Mann wie Gottlieb Tafel nichts anderes zu sagen, als daß er im Leben ein Philolog und ein sündhafter Heide gewesen sei, den er noch zu guter Stunde durch „Mitwirkung des heiligen Geistes" zu Christo bekehrt haben wollte! Wer beim Anblick der entseelten Hülle eines Andersdenkenden in solcher Weise der christlichen Liebe und der humanen Duldung vergessen kann, der ist nicht von unserer Zeit, der hat sich und seinen Parteigenossen selbst das Urtheil gesprochen. Tafels Manen gegen die Ungunst lichtscheuer und fortschrittsfeindlicher Rigoristen der protestantischen Kirche zu vertheidigen, ist bei der Mündigkeit des deutschen Volkes und bei seiner unbesiegbaren Abneigung gegen

*) Seine Hochwürden Herr Diaconus Lamparter in Ulm. D. H.

allen geiſtlichen Zwang nicht mehr nöthig. Die wandelbare Hülle und der unzerſtörbare Kern des Chriſtenthums — das weiß Jedermann — ſind nicht daſſelbe. Das eine kann ohne das andere beſtehen. Zauberſprüche und lange Exegeſen mögen die Nichtdenkenden und die Schwachen ſtützen. Dem unterrichteten, ſelbſtändigen, gewiſſenhaften und redlichen Mann genügt der Tod als Prediger.

Des Todes rührendes Bild ſteht
Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln:
Dieſem ſtärkt es, zu künftigem Heil, im Trübſal die Hoffnung.
Beiden wird zum Leben der Tod.

Goethe.

Zur Culturgeſchichte.

Olympia.

(Ein Vortrag im wiſſenſchaftlichen Vereine zu Berlin am 10. Januar gehalten von Ernſt Curtius. Berlin 1852.)

Um den Unterſchied zwiſchen chriſtlichem Weſen und altem Hellenenthum recht anſchaulich und lebendig zu empfinden, bedarf es nur eines naturgetreuen Bildes von Hagion-Oros und Olympia. Feindſeligere Gegenſätze als zwiſchen dieſen Brennſpiegeln zweier ſich gegenſeitig ausſchließenden Cultur- und Sittenelemente ſind kaum zu denken, weil hier nicht um ein Mehr oder Weniger an Herrſchaft und Gewalt, nicht um ein vertragsmäßig und friedlich eingerichtetes Nebeneinanderſein zweier Kräfte, ſondern um ausſchließlichen Beſitz und um gänzliche Vernichtung des Gegenparts geſtritten wird. Freudenglanz, Ebenmaß, Wonnegefühl und beſeligenden Genuß bieten die Schattenhaine und die heiteren Götterbilder von Olympia. Ihnen gegenüber haben Trübſinn, Entbehrung, Kampfesnoth und ſehnſuchtsvolle, ſelbſtpeinigende Melancholie und ſein Immergrün Hagion-Oros als Sitz erwählt. So ſind die beiden weltbeherrſchenden Ideen- und Glaubenskreiſe, die beiden ewigen Grundlagen menſchlicher Geſittung — merkwürdig genug — in ihrem letzten Ausdruck für die abendliche Welt gleichmäßig von Hellas ausgegangen.

Vor und nach den Hellenen, ſagt der gelehrte Verfaſſer, hat es kein Volk gegeben, welchem die freie und volle Entfaltung der menſchlichen Kräfte das Lebensziel und zugleich der Höhe-

punct irdiſcher Glückſeligkeit geweſen iſt. Im Gegenſatze zu dem ausſchließlich nur auf geiſtige Anlagen ſich beſchränkenden Bildungsbegriff neuerer Völker war griechiſchem Sinnen der Gedanke durchaus fremd: daß der Menſch aus zwei ungleich berechtigten Hälften beſtehe und daß mit völliger Vernachläſſigung des Körpers der Geiſt allein zu pflegen und zu veredeln ſei. Die alten Griechen erkannten im Bau des menſchlichen Leibes und in der hohen Bildungsfähigkeit ſeiner Organe eine gleich wichtige und und unabweisliche Forderung der Gottheit, beiden gleich gerecht zu ſein. Die Friſche leiblicher Geſundheit, Schönheit der Geſtalt, ein feſter und leichter Schritt, Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer im Laufe und im Kampf, ein helles muthiges Auge und jene Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit und Gefahr erworben wird, — dieſe Vorzüge galten bei den Hellenen nicht geringer als Geiſtesbildung, Schärfe des Urtheils, Uebung in den Künſten der Muſen. Das Gleichgewicht des leiblichen und geiſtigen Lebens, die harmoniſche Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Triebe war in Hellas Aufgabe der Erziehung, und darum ſtand neben der „Muſik“ die Gymnaſtik, um von Geſchlecht zu Geſchlecht eine an Leib und Seele geſunde Jugend heranzubilden. Darauf beruhte das Gedeihen der Staaten, in welchen die Sorge für jene Doppelerziehung überall als wichtigſter Theil der öffentlichen Angelegenheiten galt.

Oeffentliche Gymnaſien mit großen ſchattigen Uebungsplätzen, von Hallen oder Baumreihen eingeſchloſſen, meiſtens vor den Thoren in ländlicher Umgebung angelegt, waren nothwendige Beigabe eines helleniſchen Gemeinweſens, weil Anſehen und Einfluß unter den Mitbürgern ſich hauptſächlich durch Reife und Tüchtigkeit jugendlicher „Gymnaſialſtudien“ bedingten. Keine religiöſe Feier ohne Wettkämpfe! Gymnaſtik war im alten

Griechenland Gottesdienst. Männliche Tüchtigkeit der Staatsbürger und Jugendkraft des nachwachsenden Geschlechts, meinte man in Hellas, sei den Göttern eine ebenso willkommne Gabe, als Opfer an Feldfrüchten mit Hymnen und Lautenklang. Naturgemäße Vollendung des nach dem Bilde der Gottheit geschaffenen Menschenleibes und harmonischer Ausbau des irdischen Daseins überhaupt galten einst in Griechenland als sicherster Weg und als unabweisbare Berechtigung zu den Freuden eines künftigen Elysiums. Die abgehärmten Tugendmeister und Weltüberwinder auf Hagion-Oros deuten dagegen auf andere Bahnen und haben uns statt des freudenvollen Daseins und des heiteren Selbstgenusses von Olympia in ihrer verzweiflungsvollen Melancholie Büßerthum, Selbstverleugnung, Reue, Noth und Thränen eines von Gott abgefallenen Jammergeschlechts als Sittengesetz und Vollendungsziel irdischer Strebsamkeit hingestellt.

Welche von diesen beiden Lebensansichten und Kampfmethoden für die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes im Allgemeinen fruchtbringender, unserer Natur angemessener und ihrer gesegneten Wirkungen halber am meisten anzustreben und zu empfehlen sei, braucht man „christlichen" Lesern nicht erst des nähern auseinanderzusetzen. Denn was beide in ausschließlicher Herrschaft und Geltung während langer Perioden am Ende hervorgebracht und geschaffen haben, liegt jetzt klar und abgeschlossen aller Welt vor Augen; und wir glauben es auch ohne Verletzung zartfühlender, ängstlicher Gemüther sagen zu dürfen, daß auf diesem Gebiete offenbar eine Wendung eingetreten ist und daß der erloschene Credit von „Olympia" mit allen seinen Seligkeiten und Erinnerungen wieder aufzuleben und in der öffentlichen Vorstellungsweise allmählich zu erstarken scheint. Oder werden Feindschaft und Kampf gegen die Physis und ihre von Gott ver-

liebenen Gerechtsame in der gesitteten Welt nicht etwa zusehends schwächer, matter, hoffnungs- und willenloser, und tritt nicht beim lebendigen Verschönerungstrieb unseres Jahrhunderts endlich ein lang verkanntes Element, die zweite Wesenshälfte des Menschen, wieder in die natürlichen Rechte ein? Auf dem Pfade irdischer Glückseligkeit und sinnlichen Ebenmaßes zum Ausbau und zur höheren geistigen Vollendung fortzuschreiten, ist im Gegensatze zur trüben Ascese schuldbeladener Vergangenheit Losungswort und Norm der neueren Zeit. Nur große Verbrechen und tiefer Fall fordern große Reue und lange Qual. Die physische wie die sittliche Welt kennt ja nur ein Gesetz: Gleichgewicht und rechtes Maß. Wahre Tugend und dauerndes Erdenglück können nur aus der Erkenntniß fließen, und daß im Gegentheil das Laster, das öffentliche Ungemach, die staatswirthschaftlichen Bedrängnisse, daß Umsturz und Ruin im Allgemeinen wie im Besonderen ihre Quelle ausschließlich in der „Amathia" haben, ward schon von den Weisen und Gesetzgebern des Alterthums erkannt. Die Feinde und Verächter der Wissenschaft und der rechten Einsicht waren jedesmal auch die erklärtesten Widersacher und Zerstörer der öffentlichen Wohlfahrt, der guten Ordnung und der bürgerlichen Glückseligkeit.

Die strengen Büßer auf Hagion-Oros sagen allerdings das Gegentheil und meinen, von ihrem Standpuncte aus besehen, unsere Thesis sei eine Verirrung vom rechten Pfade, wenicht geradezu eine Rückkehr zum überwundenen Heidenthum. Wir lassen die frommen Ringer in ihrem unbestrittenen Rechte, und die Frage: ob es nicht besser sei, einer eben so thörichten als ungerechten Fehde zu entsagen und wohlgeordnet in unsere Lebensbestrebungen aufzunehmen, was wir doch nicht unterjochen können, mag jeder bei sich selbst entscheiden. Wir constatiren nur eine Thatsache, deren Dasein und fruchtbares Entfalten

man ſich nicht länger verhehlen darf. Das althelleniſche Olympia, wie es war und wie es unſer Verfaſſer ſchildert, kann allerdings nicht wieder kommen; aber auch ſein Gegenſatz ringt vergeblich, die in langer Herrſchaft ausgenützte und abgelebte Wirkungskraft wieder aufzufriſchen und herzuſtellen. Der ſittlich-politiſche Gedanke, welcher im Alterthum ein Olympia geſchaffen hat, lebt und gährt noch heute ungebrochen fort. Was jetzt iſt, genügt den ſittlichen Bedürfniſſen nicht mehr; es wird und muß etwas kommen, was noch niemals da geweſen iſt, eine Form ſtaatlicher Exiſtenz, die den ganzen Menſchen erfaßt und ebendeswegen der Bildungsfähigkeit unſeres Geſchlechts allein genügen kann. Und wenn ſich einmal das Bedürfniß, aus den beiden ureingebornen, nur in ihrer Ausſchließlichkeit ungenügenden, ja verderblichen Richtungen des menſchlichen Geiſtes nur das Gute und das Rechte auszuwählen, der geſitteten Welt bemächtigt hat, wird und muß alles Bemühen für Aufrechthaltung einſeitiger Beſtrebungen vergeblich ſein. Könnte thatenleere Ruhe ohne Leidenſchaft und ohne Eigenthum letzter Ausdruck irdiſcher Vollendung ſein? Aber nicht einmal in träger Behaglichkeit die Freude des Lebens zu ſuchen fiel den Hellenen ein; ſie fühlten lebendig, „daß eine freie, alle Muskeln anſpannende Bewegung des Körpers in Luft und Sonnenlicht den geſunden Menſchen freudig belebt und mit innerer Heiterkeit erfüllt.“ Nur hat man in Hellas zu früh vergeſſen oder im Freudentaumel vielleicht gar nicht einmal erkannt, daß heiter-froher Lebensſinn, daß Beſitz und Glück ohne tugendhafte, weiſe Mäßigung nicht dauerhaft, ja nicht einmal möglich ſind. Um dieſes Axiom zur allgemeinen Verſtändigung zu bringen und den Sinn der Menſchen in ihrer eigenen ſittlichen Oekonomie auf das rechte Maß zurückzuführen, bedurfte es einer harten und langen Disciplin von den Olympia-Zerſtörern Theodoſius und Alarich bis auf die geiſtigen Bewegungen

unſerer Zeit herab. Wohin die Welt jetzt geht, was ſie will und was ſie ſoll, hat eben klar und entſchieden A. Clement in ſeinem „Neueſten Teſtament“ geſagt. Heute iſt der Olympiagedanke in Europa wieder ſo weit abgeklärt und in den Glaubenskreis des Jahrhunderts eingedrungen, daß er in ſeiner durchſichtigen Helle mit der trüben Atmoſphäre und dem Walddunkel von Hagion-Oros in die Schranken treten kann. Das Schöne, das Menſchliche in verjüngter und veredelter Geſtalt ringt heute überall, beſonders im gefühlvollen reichbegabten Volke der Germanen, mit dem Unſchönen, mit der Unnatur und mit den fratzenhaften Gebilden falſcher Andacht und Pönitenzen um Herrſchaft und Beſtand. Und was immer das Verſtändniß des einen und des andern Elements erweitern und die Kampfſrifche der ſtreitenden Nebenbuhler vermehren und erhöhen kann, iſt doppelter Beachtung werth.

An naturgetreuen Schilderungen von Hagion-Oros, ſeiner geiſtlichen Einſamkeit und ſeiner Gedankenwelt hat es in den letzten Zeiten nicht gefehlt. Das peloponneſiſche Olympia aber, der verglommene Lichtpunct einer verſchütteten Atlantis, hat, wie man glauben möchte, aller früheren Kundgebungen ungeachtet, doch erſt durch die vorliegende kleine, aber reiche und beachtenswerthe Schrift den wahren Ausdruck und den vollen Glanz erhalten.

Möglich wäre es indeſſen immer, daß der geehrte Verfaſſer ſelbſt von ſeiner Leiſtung keine ſo vortheilhafte Meinung wie der Berichterſtatter hat. Hoffentlich geht er aber in ſeiner Beſcheidenheit und Mäßigung nicht ſo weit, um andere zu hindern, ſich an der markigen Eleganz ſeiner Concepte zu laben und in allem was er ſchreibt etwas mehr zu ſehen, als eine zufällige Diatribe und gemeine Handwerksverrichtung, um in den Actis Diurnis ehrſamer Berliner Doctorgilde leere Räume auszufüllen. Es

gibt Schriften, gleichviel ob groß oder klein, welche die geiſtige Luftſtrömung einer Epoche vorzugsweiſe andeuten und ebendeswegen von dem ſinnigeren Theile der Zeitgenoſſen am wenigſten überſehen werden. Alles was wir von den literariſchen Erzeugniſſen des Hrn. Ernſt Curtius bis jetzt geleſen haben, möchten wir gar zu gern in dieſe Claſſe ſetzen.

Der Name „Olympus“ ſelbſt aber war im Munde der älteſten Bewohner, ſoweit griechiſche Redeweiſe, Sitte und religiöſe Vorſtellung reichten, nur ein gemeines Appellativum für die als Götterſitze vorzüglich heilig gehaltenen Berggipfel, und es hatte daher das phrygiſche Troja ſeinen Olympus ſo gut wie Macedonien, Kreta und das entlegene Cilicien. Im Peloponneſus namentlich trug die Nordſeite der waldigen Höhenzüge, zwiſchen welchen der Alpheios in breiten, vielgewundenen Strömungen ſeine lebendigen Fluthen aus den Engſchluchten Arkadiens in das Marſchland von Elis herabwälzt, den Namen „Olympus“. Kiefernwald mit langen, ſchön grünen Nadeln legte ſeine Schatten und ſeine Stille auf die Theile oberhalb; unten am Fuße der langgedehnten Schwellung und auf der Ebene bis zum Strombette herrſchte das tiefgrüne Blatt des wilden Oelbaumes mit der Weißpappel und der Platane vor. Eine Stadt — wie man es ſich etwa denken möchte — iſt das peloponneſiſche Olympia niemals geweſen; es war urſprünglich nur ein Tempelbezirk vor den Thoren der uralten, ſchon in grauer Vorzeit von den Eleern zerſtörten achäiſchen Stadt Piſa, bei welcher die Eingebornen ſeit unvordenklichen Zeiten den pelasgiſchen Zeus als älteſten Inhaber des geweihten Bodens, als den Gott ſchreckender Naturmacht und als den Urheber des ſie in der fruchtbaren Landſchaft umgebenden idylliſchen Segens verehrten. Die Landſchaft war weit und breit umher nur in Dörfern bewohnt und galt im Alterthum für die wohlhabendſte und gepflegteſte Gegend Griechen-

lands, voll von Ackerfluren, Schattenholz und Gärten zum Schmuck des Heiligthums. In weiter Entfernung vom vielbewegten Städteleben, in der ländlichen Stille und Waldeinsamkeit des Alpheiosthales, unter dem schirmenden Blitze des pelasgischen Donnergottes allein war gegen die unheilvollen Zustände der Halbinsel, wenigstens auf kurze Zeit, wirksame Medicin zu finden. Sparta, als der mächtigste und geordnetste Staat des Peloponnesus, fühlte in sich den Beruf, die in viele Stamm- und Stadtgebiete zerrissene und in unaufhörlicher Befehdung sich erschöpfende Halbinsel zu einigen und eine dauerhafte Ordnung ihrer inneren Verhältnisse herzustellen. Dies konnte auf keine mildere und weisere Art geschehen als durch Einsetzung eines gemeinsamen Bundesheiligthums.

Die Könige Lykurgus für Sparta und Iphitus für Elis schlossen ein heiliges Bündniß, dessen Urkunde, auf einer Metallscheibe kreisförmig aufgeschrieben, noch im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Olympia zu sehen war. Die beiden Mächte verbürgten sich für die Unverletzlichkeit des Heiligthums, sowie für die Sicherheit aller jener, die auf den neu gebahnten Straßen zu seinen Festlichkeiten wallten. Auf der ganzen Halbinsel wurde Waffenruhe angesagt, wenn die Zeit der Spiele kam. Den Eleern wurde die Verwaltung des Friedenstempels übertragen und dafür ihrer Landschaft ewige Unparteilichkeit verliehen; keine kriegerisch gerüstete Schaar durfte ihre Grenzen überschreiten; ganz Elis war ein dem olympischen Gott geweihtes Land. Dieses religiöse Staatsmittel half, so lange als man in Griechenland an die Macht der Götter glaubte. Mit der politischen Bedeutung Sparta's stieg in gleichem Maße auch das Ansehen seines olympischen Friedensbundes; ein peloponnesischer Staat nach dem andern erkannte seine Satzungen an und beschickte seine Feste. Und da nun der Peloponnes der vom helle-

nischen Leben am vollkommensten durchdrungene Theil der alten Welt gewesen ist, so wurde aus dem peloponnesischen Heiligthume bald ein hellenisches, und je mehr sich die Hellenen trotz ihrer politischen Zersplitterung und ihrer weitgetrennten Wohnsitze als ein durch Sprache, Sitte, Religion und Kunst einiges Volk fühlen lernten, um so mehr erkannten sie allmählich insgesammt in Olympia ihren geistigen Mittelpunct und ihre politische Centralgewalt. Die Hellenen zählten nach Olympiaden, maßen nach olympischen Stadien, und schlossen sich alle den heiligen Gebräuchen und Satzungen Olympia's an. Der ganze hellenische Gedanke war in Olympia incarnirt.

Wenn aber das peloponnesische Olympia keine Stadt war und dorisches Häusergewirre mit dem Qualm ständiger Bewohnerschaft vom Begriffe auszuschließen ist, was war denn eigentlich dieses Olympia und wie hat man sich den „geistigen Mittelpunct", den Sitz der geheimnißvollen, hellenischen Centralgewalt zu denken?

Wo der von Norden herabrinnende Cladeus in den westwärts strömenden Alpheios fällt und ein stumpfwinkliches, vielfach sumpfiges Delta bildet, war das einsame, dem Zeus Olympius geweihte und schon durch Herakles mit einer heiligen Mauer umschlossene Walddickicht von wilden Oelbäumen, Platanen, Weißpappeln und Palmen, in der Landessprache vorzugsweise der Wald (τὸ Ἄλσος, ἡ Ἄλτις) genannt. Innerhalb dieses heiligen Mauerbezirkes, zu welchem ein prachtvolles Säulenthor den Zugang bildete, waren alle sittlich religiösen und culturgeschichtlichen Erinnerungen und Denkmäler des hellenischen Volkes zusammengedrängt; der colossale Opferaltar mitten im Gehölze, der große Zeustempel, die Heiligthümer des Pelops, der Hippodamia, der Hera — jedes für sich ein Tempelhof — mit Bildsäulen und Monumenten angefüllte Gassen, Theater, Pantheon, Prytaneum,

die breitaufgemauerte Terrasse am Fuße des spitzen, von Pinien beschatteten, vom olympischen Gebirge in die Altis hereinragenden Kronoshügels mit den Schatzhäusern der verschiedenen Staaten Griechenlands, und am äußersten Nordestrande endlich das Stadium und der Hippodrom für Wettlauf und Wagenrennen mit Viergespannen.

Außer dem Hauptthore des großen Waldumfanges gab es eine Pforte nordwestlich in das Cladeusthal hinaus. Hier lag außerhalb der Altismauer, einer freien Wald- und Flußlandschaft benachbart, das Gymnasium Olympia's, mit Wohnungen für die Athleten, mit sonnigen Ringplätzen und schattigen Säulengängen. Innerhalb jener Pforte war der Hauptsitz für die Verwaltung Olympia's, das Prytaneion mit dem gewöhnlichen Opferherde und dem Heiligthum der Hestia. Nahebei war das Rathhaus der elischen Beamten, welche für Ordnung und Sicherheit des gesammten heiligen Bezirkes zu sorgen hatten.

Vom Kronoshügel oberhalb dem Theater sah man zu seinen Füßen das ganze, von den herrlichsten Bildwerken erfüllte Waldrevier, ein Labyrinth von Kunstschöpfungen, die sich um einzelne hervorragende Gebäude gruppirten, und außer der Processionsstraße hauptsächlich durch die verschiedenen Altarplätze in übersichtliche Abtheilungen gegliedert waren. Die Straßen und Plätze aber waren von den dichten Reihen der Siegerstatuen eingefaßt, von denen nach wiederholten Plünderungen nur als die namhaftesten noch im zweiten Jahrhundert über zweihundert und dreißig aufgezeichnet wurden. Von den anderen Weihgeschenken aber, die man hier beisammen sah, und von allen jenen Denkmälern, für deren einzig würdigen Standort der Altisboden galt, weiß Niemand eine Zahl. Nicht bloß Staatsverträge hatten hier gleichsam unter den Augen der Götter ihre Säulen; für alle wichtigeren Ereignisse im griechischen Volksleben gab es

Monumente im Walde zu Olympia. „Denn in Hellas“, ſagt der Verfaſſer, „war die Errichtung öffentlicher Kunſtwerke nicht, wie bei uns, etwas außerordentliches, was nur in glücklichen Friedenszeiten, in großen Städten, durch die Huld hochſinniger Fürſten zu Stande kommt; es war nicht etwas, was man thun und laſſen konnte, ſondern wie der Baum ſeine Blüthen treibt, ſo ſchuf Griechenland ſeine Kunſtwerke; es war des Volkes organiſche Thätigkeit; die bildende Kunſt war ſeine Sprache, der Ausdruck ſeines Dankes, die Form ſeiner Andacht in Glück und Unglück. Die Altis war ein Archiv der helleniſchen Geſchichte in Erz und Marmor.“

Die dichtgedrängte Maſſe von Gebäuden, Altären, Erzgruppen, Viergeſpannen und Standbildern der Olympiaſieger, von Götterbildern, Dreifüßen und Weihgeſchenken aller Art wurde durch die geheiligten Baumpflanzungen zu einem landſchaftlichen Ganzen verbunden. Die Oelbäume, die Platanen, die im feuchten Altisboden einen gedeihlichen Standort hatten, die Palmen und die Weißpappeln überdachten mit ihren Blätterkronen das Gedränge der ernſteren Kunſtformen und gaben dem von Erz und Marmor ermatteten Auge willkommene Ruhepuncte.

Glanzpunct des heiligen Kunſtwaldes aber war der große doriſche Säulentempel mit dem coloſſalen Zeusbilde des Phidias und mit den wundervollen Giebeldecorationen der attiſchen Kunſtſchule, wie ſie uns Pauſanias beſchreibt und wie ſie die neueſte Zeit nebſt den umgeſtürzten Säulen und dem Fußboden wenigſtens in ihren Trümmern wieder aufgefunden hat. Der Tempel ſelbſt, auf mächtigem Unterbaue ruhend, hatte achtundſechzig Fuß in der Höhe, zweihundertunddreißig Fuß in der Länge und fünfundneunzig in der Breite*). Säulen doriſcher Ordnung um-

*) St. Sophia in Konſtantinopel iſt zweihundertzweiundfünfzig Fuß lang und zweihundertachtundzwanzig breit.

ſchloſſen, wie den Parthenon auf der Akropolis, die vier Außenſeiten mit der weiten Vorhalle und ihren hohen, gegitterten Thoren von Erz. Den Vorraum des innern Tempelhauſes ſchmückte ein Moſaikboden, und das Tempelhaus ſelbſt war im Innern durch eine doppelte Säulenreihe in drei Schiffe abgetheilt. Am Ende des Mittelraumes, wo heute nach chriſtlichem Kirchenbrauch das Bild des Gekreuzigten ſeine Stelle hat, ſaß in göttlicher Majeſtät der wundervolle Coloß des Zeus. Die von den inneren Tempelſäulen getragene Galerie gewährte von ihrer Höhe aus den ſchönſten Ueberblick des herrlichen Kunſtwerkes, und eine über dieſe Galerie noch emporſteigende zweite Säulenreihe trug das Tempeldach, welches, zur Feſtzeit geöffnet, das volle Sonnenlicht auf den Zeus Olympius niederſtrömen ließ.

Dieſes Werk des Phidias, in welchem er ſein Letztes und Größtes geſchaffen hatte, beſtand aus drei Theilen. Ein mächtiges Poſtament von etwa zwölf Fuß Höhe war mit vergoldeten Geſtalten geſchmückt, welche die von Helios und Selene eingefaßte Reihe der olympiſchen Gottheiten darſtellten.

Auf dieſem Poſtamente, dem Abbilde des Olympus, ſtand der Thronſeſſel, ein von Gold und Edelgeſtein, von Elfenbein und Ebenholz ſchimmerndes, mit runden und halbrunden Figuren, mit Moſaik und Malerei bedecktes Werk. Seine Füße waren von tanzenden Siegesgöttinnen umgeben, und wo ſie dem Seſſel ſich anſchloſſen, ſah man in bildreichen Streifen ſtrenge Gottesgerichte, die unter des Zeus Weltherrſchaft verhängt waren, dargeſtellt, wie den Raub thebaniſcher Kinder durch geflügelte Sphingen und darunter das Sterben der Niobiden. Die Querſtäbe, welche die Seſſelfüße verbanden, enthielten, in Felder abgetheilt, die Kampfarten Olympia's und die Thaten des Herakles. Innerhalb der Seſſelfüße war eine wandartige Verkleidung, die der Meiſter Panainos nicht verſchmäht hatte, mit ſeiner Malerei zu ſchmücken. Die Gruppen

der Chariten und Horen umſchwebten die Spitzen der Rücklehne zu Häupten ihres Vaters Zeus; ſeiner Füße Schemel trugen goldene Löwen, und auf dem Vorderſaume deſſelben drängte ſich das Getümmel der Amazonenſchlacht.

„So hatte die Kunſt das ganze Füllhorn erfinderiſcher Pracht über den Thron ausgeſchüttet, auf daß er würdig werde, den Fürſten der Götter zu tragen.

Wenn Phidias bei ſeinem Zeus an jene homeriſchen Worte dachte, wo er den Bitten der Thetis

„zuwinkt mit dunkelen Brauen,
Und die ambroſiſchen Locken des Königs wallten nach vorne
Von dem unſterblichen Haupt; es bebten die Höhn des Olympos" —

ſo war die innige Verbindung von welterſchütternder Macht und väterlicher Milde des Werkes Grundgedanke. In der Linken ruhte das Scepter mit dem Adler darauf; in der ausgeſtreckten Rechten ſtand die Victoria, aus Gold und Elfenbein, mit der Siegesbinde dem Gotte zuſchwebend, als erwarte ſie ſeinen Wink, welches Haupt ſie ſchmücken ſoll. Wie es aber durch die Hoheit der Züge, durch die gedankenvolle Klarheit der Stirne und die den Mund umſchwebende, ſegnende Milde, durch die üppige Lockenfülle, durch die breiten Formen der Bruſt, welche der auf den Schoos niederwallende, goldene Königsmantel frei ließ — dem Meiſter gelungen war, in ſeinem Zeus das höchſte Ideal zu verwirklichen, zu dem ſich die helleniſche Anſchauung von dem Lenker der Weltgeſchicke erheben konnte, das vermögen wir nur zu ahnen, indem wir die Ausdrücke einſtimmiger Bewunderung des griechiſchen und römiſchen Alterthums vernehmen."

„So überwältigend war die einfache Großheit der Verhältniſſe, man begriff kaum, wie das Tempelhaus dieſen Gott faſſen könnte."

Die Beſchreibung der übrigen Heiligthümer und Denkmäler

des olympischen Walddickichts kann man in einem kurzen Bericht unmöglich berühren; der Freund des griechischen Alterthums mag sie im Pausanias selbst nachlesen, wenn ihn die planlose und ermüdende Weitschweifigkeit des kleinasiatischen Touristen nicht erschreckt. Vor dem Altisthor, auf dem profanen Raume zwischen dem heiligen Walde und dem Alpheosstrom, waren neben der Jahrhunderte lang erhaltenen Werkstätte des Phidias und seiner Schüler auch noch die nöthigen Baulichkeiten für Bewirthung wohlhabender Festgäste, zur Aufnahme der Kampfwagen, Rosse und Maulthiere; Wohnungen für die ständigen Beamten Olympia's, für die Fremdenführer und andere Beigaben, die von gottgeweihten Andachtsstätten unzertrennlich sind.

Im Innern des heiligen Waldes selbst, mitten unter Tempeln und Denkmälern, durften für Wahrnehmung der unausgesetzten Gottesdienste und für Unterhaltung der Flamme des Herdfeuers und für Deutung der Orakel nur die Priester mit ihrem zahlreichen, genau geordneten Personal geistlicher Beamten, Opferschlächter, Flötenbläser, Brandopfer-Holzverwalter, freier und unfreier Diener walten. Das war die Einwohnerschaft Olympia's, die immer an Ort und Stelle blieb, jedoch, wie schon oben bemerkt, sich nicht zu einer städtischen Gemeinde erweitern durfte. „Olympia blieb ein ländlich stiller Ort, und die Waldeinsamkeit des Alpheosthales wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Weges zogen und am Zeusaltar ihre Gebete sprachen."

Waren aber die vier Ruhejahre verflossen und stand um die Sommersonnenwende der Vollmond am wolkenlosen Himmel von Arkadien, da wogte und wimmelte es in der lieblichen Oede wunderbar. Die heiligen Gesandten, die Friedensboten des Kroniden, waren von den Pforten der Altis ausgegangen und hatten allen Hellenen die frohe Kunde gebracht: das Fest des Zeus sei wieder

nahe, aller Streit ſoll ruhen, jeder Waffenlärm ſchweigen, frei auf allen Land- und Waſſerſtraßen mögen die Pilger zur beglückenden Tempelſchwelle ziehen! Alle Hellenen wurden geladen und nur die Schuldbelaſteten ausgeſchloſſen, oder die dem olympiſchen Gotte Ehrfurcht verſagt oder an der gemeinſamen Sache der Hellenen ſich verſündigt hatten. Die eingeladenen Städte ſchickten ihre angeſehenſten Männer als Geſandtſchaften nach Olympia, die auf ſtattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Feſte wallfahrten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Auf bekränzten Schiffen ſtrömte es in buntem Gewirre aus den helleniſchen Pflanzſtädten in Aſien, Afrika, Italien, Sicilien und Gallien in die breite Alpheiosmündung zur großen panhelleniſchen Volksverſammlung in Olympia.

Was im chriſtlichen Mittelalter allgemeines Concilium, was in unſeren Tagen europäiſcher Congreß, Nationalverſammlung und Reichsparlament, Hoch- und Kunſtſchule und Preſſe iſt, das alles war in der helleniſchen Welt das Feſt in Olympia. Nicht die Kampfſpiele allein und der grüne Olivenzweig waren ausſchließlich Ziel. Das ganze Wiſſen, Können, Sein und Leben des griechiſchen Volkes ward hier zur Schau geſtellt — Talisman der öffentlichen Glückſeligkeit und zugleich Wandelſcala für Steigen und Sinken des großen Volkes. Was in ſpäteren Zeiten Macedonien und Rom dem Panhellenium zu gebieten hatte, ward durch Herolde in Olympia ausgerufen.

Die einfachſte und natürlichſte aller körperlichen Geſchicklichkeiten mußte in Olympia natürlich auch die älteſte Kampfart ſein, und überall in der helleniſchen Welt ging das Stadium dem Hippodrom voran. Nach dem Sieger im olympiſchen Wettlaufe, nicht nach dem glücklichſten Quadrigalenker, bezeichneten die Griechen die Jahrbücher ihrer Geſchichte. Vollgedrängt auf den

Stufenſitzen des Stadiums ſitzen in unabſehbaren Reihen die Zuſchauer, und ſieh! durch den verdeckten Gang der Weſtſeite treten die in Hinſicht ihres Urſprunges, ihres Rufes, ihrer körperlichen Tüchtigkeit vorher ſtreng geprüften Kämpfergruppen herein, geführt von den Kampfrichtern, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihren Ehrenſitzen Platz nehmen. Der Herold ruft die Bewerber des grünen Oelzweiges vor die Schranken; ſie werden mit Namenaufruf zuerſt dem Volke vorgeſtellt. Wer einen derſelben ſeiner Sitten oder ſeiner Herkunft wegen für unwürdig hält, um den Kranz des Zeus zu kämpfen, der kann ſich zur Anklage erheben, die von den Hellanodiken ſofort erledigt wird. Jetzt treten die Nebenbuhler an die ſilberne, dem Zeus heilige Loosurne heran, und einer nach dem andern nimmt, nachdem er ein kurzes Gebet geſprochen, eines der Loose hervor, welche nach gleichen Buchſtaben die Paare oder Gruppen beſtimmen. So viele der Gruppen da ſind — denn es laufen immer vier mit einander — ſo oft wird der Kampf erneuert, und da in jeder Gruppe allzeit Einer Sieger bleiben muß, ſo treten jene, die in den verſchiedenen Gruppen geſiegt haben, zuletzt im entſcheidenden Preiskampf zuſammen, bis einer alle überwindet und als der behendeſte Läufer des helleniſchen Volkes ausgerufen wird.

Wenn im Laufe, ſowie in den übrigen vier untergeordneten Wettkämpfen des Stadiums die eigene Kraft und Gewandtheit des Mannes den Kranz errang, ſo gebührte im Gegentheil beim ritterlichen Spiele des Hippodroms der Sieg vorzugsweiſe der Tüchtigkeit der Roſſe. Und wenn dieſer Kampf in der öffentlichen Meinung zuletzt dennoch die anderen alle überſtrahlte und den größten Ruhm verlieh, ſo war es weniger die Kunſt des Wagenlenkers und die Behendigkeit der Thiere, als der Glanz des Reichthums und die Pracht des Aufzuges, welche das Auge blendeten, den Sinn berauſchten, Bewunderung und Verlangen

auf die höchſte Stufe trieben. Nur der Sieg im Hippodrom, meinte Alkibiades, ſei für hochherzige Männer ein begehrungswürdiges Ziel. Nur die Reichſten traten hier in die Schranken, die Könige von Kyrene und Syrakus ſandten ihre Viergeſpanne.

„Zu dieſem herrlichſten der Schauſpiele füllten ſich am vierten Feſttage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn. Die Wagenſtände wurden verlooſt; vor jedem Wagenſtande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden ſtampften. In der Mitte des Dreiecks, welches die beiden Seiten der Wagenſtände mit der Halle des Agnaptos bildeten, ſtand ein Altar; auf dem Altar ſaß mit ausgebreiteten Schwingen ein eherner Adler, welcher, in die Luft ſteigend, dem Volke umher den erſehnten Anfang des Spiels verkündete. Gleichzeitig ſenkte ſich der Delphin, welcher an der äußern Spitze des Dreiecks auf einem Querbalken lag; ein Sinnbild des reiſigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker, denn unmittelbar darauf wurden die Seile von den Wagenſtänden fortgezogen, aber nicht auf einmal von allen, ſondern zuerſt von den beiden, welche zur Rechten und Linken dem Delphin am fernſten lagen, und zuletzt von den beiden nächſtgelegenen. So tauchten die Geſpanne paarweiſe vom Hintergrunde vor den Augen des Volkes hervor und bildeten beim Beginn der Bahn eine prächtige, unaufhaltſam vorwärts ſtürmende Wagenreihe. Zwölfmal mußte das Viergeſpann den Hippodrom durchmeſſen. Mit Jubel und Angſt verfolgten die Zuſchauer die raſch ſich vollendenden Ereigniſſe des ergreifenden Schauſpiels, bis ſie mit lautem Beifallsſturme den Glücklichen begrüßten, den des Herolds Stimme als Sieger ausrief.“

Wie die Glut der Juliſonne geſunken und die liebliche Abendkühle gekommen war, begann die Siegesfeier. Im großen Tempel, zu den Füßen des olympiſchen Zeus, ſtanden die Seſſel der

in seiner Vollmacht und in seinem Namen Siegesruhm verleihenden Hellanodiken; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frisch geschnittenen Kränze des Oelbaumes lagen; Hallen und Galerien des Tempels waren mit Menschen angefüllt, und vor den Augen des Zeus, unter feierlichen Lobgesängen, wurde das Haupt des Quadrigasiegers und seiner Siegesgenossen geschmückt, wurde die Palme in ihre Hand gegeben. Nach vollbrachtem Dankopfer am Zeusaltare wurden die Gekrönten als hochbeglückte Gäste des olympischen Gottes im Speisesaal des Prytaneums, am Herde des Heiligthums bewirthet, während die Masse des Volkes sich zwischen wohlversorgten Buden im Freien oder unter Zelten vor der Altis lagerte.

„Es leuchtete der schönen Selene geliebtes Abendlicht herab.
Es erschallte die ganze Flur bei lieblichen Gelagen von Siegesgesängen."

„Es war die lustige Nachfeier des heißen Tages; hier schlossen sich neue Freundschaften, hier begegneten sich alte Gastfreunde; hier erzählte jeder von den Wundern seines Landes und seiner Stadt, alle griechischen Mundarten tönten durcheinander; hier wurde gekauft und verkauft, es wurden Geschäfte aller Art gemacht, es war das bunteste Treiben eines südlichen Jahrmarktes."

Die eigentliche Siegesfeier und die bleibende Verherrlichung des beglückten Kampfhelden ward nach dem flüchtigen Vorüberrauschen der Altisfreude erst der Heimat vorbehalten. Triumphzüge, oft durch die weite Mündung niedergerissener Stadtmauern, Marmorbilder, Erzgüsse, — die Körpergestalt des Helden im entscheidenden Siegesmoment, die Handlung in ihrem wichtigsten und lebensvollsten Augenblicke erfassend, auf öffentlichen Plätzen, in Tempeln, in Kunsthallen aufgestellt — hoben den Sieger, seine Tugenden, seine That und seine Heimat bis in die Nähe

der Götter empor, und konnten auch Pindar's unsterbliche, Weisheit, Kunst und Gottesfurcht athmende Hymnen die Leiber der gepriesenen Olympiasieger nicht der Verwesung entziehen, so haben sie doch ihre Namen und ihren Ruhm auf ewige Zeiten der Vergessenheit entrissen.

In der ganzen Hellenenwelt waren die Olympioniken Gegenstand des Tagsgespräches, der Bewunderung, des Segens, der Nacheiferung und der feurigsten Entschlüsse. Waren ja die alten Hellenen, wie der Dichter sagt, praeter laudem nullius avari. Leider dauerte es gar nicht lange, bis dieses hochbegabte Volk außer Lob und Ehrenpreis auch andere Dinge schätzen und nach andern Genüssen geizen lernte. Es ist traurig, daß die beiden Grundlagen der Olympiadenfeier — „das Gefühl des nationalen Zusammenhanges und die jugendliche Empfänglichkeit des Volkes" — kaum fünfzig Jahre über die große Epoche der Perserbesiegung hinaus unerschüttert blieben. Fürwahr, noch hat kein Sterblicher — weder Volk noch Individuum — ungestraft und unbeschädigt langes Glück ertragen und wie es scheint, ist selbst die Möglichkeit, gläubige Frömmigkeit im menschlichen Gemüthe dauernd festzuhalten, unserer Natur versagt. Mit entsetzlicher Schnelligkeit entwich in Hellas die Ehrfurcht vor den Satzungen der Väter, die Scheu vor dem Göttlichen, und mit der Religion auch „die Kraft der Freude", das schönste Erbtheil des Hellenenvolkes. Wie überall und zu jeder Zeit fielen auch in Griechenland zuerst die Großen, die Vornehmen, die Reichen, erlahmt und übersättigt, von der altstrengen Sitte ab. In diesen Regionen fühlte man zuerst die lästige Glut der Julisonne und die Qualen des Aufenthaltes in der versumpften Altisniederung. Die Vornehmen entsagten zuerst der hellenischen Gymnastik, ihren Bußübungen und ihrem Ruhm; sie selbst gingen nicht mehr nach Olympia und überließen es der Plebs, sich unter

Schweiß und Lechzen im heiligen Walde Schläge und Olivenkränze zu holen, während ſie ſelbſt in wollüſtigem Quietismus unter dem heimiſchen Schattendache lagen. Das Nationalband löſte ſich und die Magiſtrate der entlegeneren Pflanzſtädte hatten nähere Intereſſen zu wahren, als koſtbare Feſtſendungen zu veranſtalten zum Haine des olympiſchen Zeus, deſſen Ohnmacht ſchon im Nationalkampfe gegen die Legionen zum Vorſchein gekommen war und durch das Auftauchen eines neuen Glaubens- und Ideenkreiſes noch täglich wuchs.

Indeſſen hatte das kaiſerliche Rom mit der helleniſchen Bildung auch helleniſche Welt- und Lebensanſchauung aufgenommen und mit Beſchämung ariſtokratiſch-griechiſcher Läſſigkeit friſchen Eifer und neuen Glanz in die Feier der Olympiaden gebracht. Was in Hellas bereits verglemmene Altsgiut nicht mehr erzeugen konnte, hat das Gold, die Pracht und die Eiferſucht der Cäſaren noch auf Jahrhunderte lebendig erhalten. Die olympiſchen Spiele im zweiten und dritten Jahrhundert unſerer Zeit waren eine Demonſtration der helleniſchen Nationalität und des Senatus Populusque Romanus gegen das ſiegreiche Vordringen des Chriſtenthums. Der Zeus des Phidias galt noch unter Antoninus Philoſophus (180 n.Chr.) in der ganzen Römerwelt als das größte Wunderwerk des Jahrhunderts, und als ſich Peregrinus Proteus vor ganz Hellas freiwillig in den flammenden Holzſtoß warf, erſcholl aus der olympiſchen Feſtverſammlung der laute Ruf: „Erhalte dich für die Sache der Hellenen.“

Das Volksleben iſt zäh und Nationen wollen nicht ſterben. So lange es im Orbis Romanus Hellenen gab, gab es auch olympiſche Feſtverſammlungen. Beide — das Volk und die Olympiaden — ſind zu gleicher Zeit erloſchen, weil das eine ohne die andern nicht leben konnte,

nunc duo concordes anima morientur in una.

Zweihundert dreiundneunzig Olympiaden sind in der Altis aufgezeichnet worden, was im Ganzen einen Zeitraum von eilfhundertzweiundsiebenzig Jahren gibt*). In den letzten Regierungsjahren Theodosius' I. (J. 392—395) ward das Christenthum für die ganze römische Welt als Staatsreligion octroyirt, der Zeuscultus abgeschafft, und durch ein Decret vom Jahre 394 den Hellenen namentlich die Olympiadenfeier gänzlich untersagt. Den kaiserlichen Beschluß hat Alarich mit seinem arianisch-gläubigen Gothenheere im darauffolgenden Jahre durch Plünderung und Verwüstung des uralten Altisheiligthums in Olympia selbst vollzogen. Allein selbst der mächtigste Gebieter ist nicht stark genug, um die Lebenspulse einer Nation mit Einem Wort zu ersticken. Während die abendliche Welt in Trümmer fiel und in Ephesus, in Chalcedon, in Constantinopel und am kaiserlichen Hofe selbst mit Hand und Mund über das Dogma gestritten wurde, betete man allen orthodoxen Ordonnanzen zum Trotz in Hellas noch die Götter an und feierte die Spiele zu Olympia. Gänzlich unterdrückt — und zwar mit Gewalt — wurden sie erst gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts durch Kaiser Justinianus, welcher alle heidnischen Communal- und Stiftungsgelder der halbverödeten Städte Griechenlands dem Fiscus überwies und hellenische Praxis als Hochverrath bestrafte. Durch Krieg und Barbareneinfälle, durch Elementarereignisse und fiscalischen Druck sind, wie Procopius sagt, unter der Herrschaft dieses Fürsten vier Fünftel der Bevölkerung des Orbis Romanus verschwunden. Ein Erdbeben, welches alle Ortschaften zu beiden Seiten des korinthischen Golfes bis tief in den Peloponnes hinein zerstörte, hat auch den oft geplünderten Zeustempel in

*) Die erste in der Altis aufgezeichnete Olympiade wird auf das Jahr 776 vor Chr., die letzte aber auf d. J. 394 nach Chr. angesetzt.

Olympia zerbröckelt und der Alpheiosſtrom, deſſen verheerenden Fluthen im öden Lande keine Dämme wehrten, hat den Reſt der kunſtvollen Trümmer unter einer tiefen Lage Schlamm begraben. Sanftes Grün, Steineichen, Fichten und wilde Birnbäume ſchmücken und beſchatten heute die üppige Getreideebene, wo ehemals Olympia ſtand. Man hat in unſern Tagen den Fußboden des alten Prachtbaues mit herrlichen Bildwerken und Säulentrümmern ausgegraben, aber die Arbeit plötzlich wieder eingeſtellt und ſogar das Gewonnene nur mit Mühe gegen die Neupeloponneſier geſchützt, welche in Kunſtſachen nicht vernünftiger als die Osmanli denken.

Das geographiſche Element im Welthandel mit beſonderer Rückſicht auf die Donau.

(München 1843.)

Obgleich Franzoſen und Engländer in manchen Dingen verſchiedener Meinung ſind, haben ſie doch ein Herz und einen Sinn, wenn es ſich um Beurtheilung oder vielmehr Verurtheilung, Verkleinerung und Verunglimpfung deutſcher Beſtrebungen handelt. Am meiſten verdrießt uns dieſe Feindſeligkeit an den Engländern, die doch gleichſam unſere Vettern und weitläufigen Anverwandten ſind, und ſchon der Familienehre wegen deutſche Reputationen gegen die Plänkeleien des Lyoner und Pariſer Witzes decken ſollten. Wenn wir auch vieles nicht ſind, was andere zu ſein behaupten, ſo meinten wir doch immer, wir ſeien wenigſtens akademiſch gelehrt, profund in Philosophicis, modeſt im Charakter und insbeſondere ausnehmend fruchtbar im Schreiben vieler — verſteht ſich geiſtvoller und formſchöner Bücher; mit einem Worte, wir glaubten, wenn auch nicht in der Beweglichkeit und in der Lebenspraxis, ſo doch in der Speculation und in der Theorie allen Völkern des Continents überlegen und gewiſſermaßen ihre Scholarchen, Pädotriben und Muſageten zu ſein. Aber dieſe Vorzüge — Sie haben es neulich ja ſelbſt geleſen — werden jetzt zu gleicher Zeit und von allen Seiten ſtreitig gemacht und angefochten: unſere Poeſie, mit wenigen Ausnahmen,

ſei gar keine Poeſie; unſere Proſa breitgetreten, hohl, ſchleppend, ohne Nerv und Kraft; wir ſelbſt, das heißt die Literaten, ſeien pedantiſche, langweilige, aufgeblaſene Volkentreter, ohne Amönität im Verkehr und, obgleich vollgepfropft von äſthetiſchen Vorſchriften, doch ohne Eleganz im Styl und völlig unfähig, ein Buch hervorzubringen, welches der Fremde ohne zu gähnen bis ans Ende leſen könne; endlich wir ſeien Leute, die man in Paris ſo eigentlich ohne Gefahr nicht einmal mehr zu Tiſche bitten kann. Denn gibt man einem deutſchen Literatus ein gutes Mittageſſen, eilt er über den Rhein zurück und läßt, uneingedenk des Epigramms bei Martial, auf der Stelle drucken, was man ihm inter pocula vertraulich mitgetheilt, oder er unterſucht wohl gar noch in beſonderer Abhandlung, wie der Mann, deſſen Gaſt er war, eigentlich ſo glänzend tractiren könne, und woher und wie er etwa die Mittel zu ſolchem Luxus erworben habe.

Alle dieſe Vorwürfe zu widerlegen, wäre ein zu weitläufiges Stück Arbeit und im Grunde ein undankbares Geſchäft. Am kürzeſten iſt es, ſie aus Patriotismus für durchaus, oder doch im weſentlichen für grundlos zu erklären und der Sache nicht weiter zu gedenken. Zugeſtehen indeſſen könnte man höchſtens nur ſo viel: wo die Nachbarvölker auf prompte Heilung des Schadens denken [illegible] der Deutſche zuerſt metaphyſiſche Unterſuchungen über Natur, Urſprung, ſucceſſives Wachsthum und endliche Ausbildung des Uebels an. Definition und logiſcher Begriff ſind für uns erſtes Bedürfniß und überflügeln überall die That. Wenn aber nun einmal deutſche Natur ſo wäre und es uns an theoretiſcher Kunde des Unheils ſchon genügte, wer hätte das Recht deswegen mit uns zu hadern? Jede Nationalität hat ihr feſtes Gepräge, und möglich wäre es in dieſer Weiſe leicht, daß der fremde Pamphletiſt ſcheinbar die Sache richtig bezeichnet habe, wenn er ſich bei Veranlaſſung des neuen deutſchen Mauth-

ſyſteme über die zu Zeiten etwas pedantiſche Wiſſenſchaftelei unſerer Gelehrten und über das Weithergeholte ihrer Proceduren und Analyſen überhaupt einen harmloſen Scherz erlaubt. Fällt z. B. ein Arbeiter vom Gerüſte und bricht den Fuß, ſo iſt überall Anlegung des Verbandes und hülfreiche Pflege das erſte Geſchäft; in Deutſchland dagegen laſſe man in ſolchen Fällen den Patienten liegen und rufe vor allem das Corpus der Gelehrten herbei, um zu unterſuchen, wie und nach welchem phyſiſchen Geſetze der Mann eigentlich gefallen ſei, und wie das Gerüſte überhaupt habe brechen können.

Hätte dieſe Charakteriſtik auch für manche Fälle und für gewiſſe Vergangenheiten einige Geltung, ſo paßt ſie doch für die Gegenwart und beſonders auf deutſche Rührigkeit und Energie in Sachen des Handelsverkehrs — der erſten und wichtigſten Angelegenheit des Tages — in keinem Falle mehr. Hier gehen Wiſſenſchaft und Schulbegriff mit Leben und That gleichen Schritt, weil ein höherer Genius die deutſchen Schwingen hebt. Haben wir nicht den Zollverein, den neuen Canal, die Donau-Dampfſchiffe, die Eiſenbahnprojecte, Liſt's Zollblatt und eine Maſſe documentirter Abhandlungen über die alten Handelsſtraßen, über Pauperismus und Fabrikweſen, über Hanſa und überſeeiſche Colonien neben den neueſten, theils effectiven, theils nahe bevorſtehenden Triumphen über engliſchen Twiſt, über franzöſiſches Verbot deutſcher Ochſeneinfuhr und über türkiſchen Eigenſinn, den ſchon die bloße Drohung, wir könnten bei lange fortdauernder Hartherzigkeit und Unfügſamkeit der Osmanli zuletzt vielleicht doch auch einmal energiſch ſein, hoffentlich bald zu billigem Vergleich bringen wird? Die Fremden haben Unrecht, den Deutſchen ihre Vorliebe für das Mittelalter und ſeine Inſtitutionen vorzurücken. Im Mittelalter waren wir mächtig und reich, bauten prächtige Steinbrücken, führten gothiſche Münſter mit ſchön ge-

malten Fenſterſcheiben auf, ſchmückten die großen alterthümlichen Städte mit Denkmälern einheimiſcher Kunſt, hatten mit Zunft und Innung Zucht und gute Ordnung zu Hauſe, Magazine voll Specereien, Truhen voll Gold und „fromme“ Landsknechte zu Wehr und Angriff, ſo viel beliebte.

Wer nicht handelt, iſt arm wie die platoniſche Republik; gewinnreich handeln kann man aber nur mit Aſien, weil ſeit dem babyloniſchen Thurmbau allen geſitteten Völkern Aſiens Producte zum Leben nöthig ſind. Für Gaumenkitzel, für Nahrung, Kleid und Medicin iſt Aſien das große Waarenhaus, vor deſſen Thoren, den Kaufſchilling in der Hand, ſich die Frachtleute aller Nationen des Erdbodens zuſammenfinden. Der Zug aus dem Orient in die nordiſchen Länder ging aber im Mittelalter vorzugsweiſe durch Deutſchland, von Venedig her über die Gebirge, von Tana und Trapezunt auf der Donau herauf in das Herz Germaniens, den Rheinſtrom hinab, auf Oder, Elbe, Main und Weſer in die Nordſee, zu den baltiſchen Küſten und in die gewerbfleißigen Niederlande. Das waren Zeiten der Fülle und des Glücks, die freilich ſchon lange nicht mehr ſind, aber die wir noch nicht vergeſſen haben und nur gar zu gern mit ihrem Ueberflußhorn wiederbringen möchten. Jedermann weiß, daß dieſe Handelsverſiegung und mit ihr die Verwaiſung Deutſchlands erſt im Laufe des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts eingetreten iſt und bisher allgemein als nothwendige Folge der großen geographiſchen Entdeckungen und des veränderten Weltverkehrs überhaupt betrachtet wurde. Ueber verlornes Glück zu philoſophiren, war dem Menſchen von jeher Bedürfniß, wenn auch keine Wiedererſtattung in Ausſicht ſteht. Und obgleich es an Betrachtungen über dieſe merkwürdige Handelsphaſe ſeit mehr als zweihundert Jahren weder in Deutſchland noch in Italien fehlte, ward der Gegenſtand doch vergangenes Jahr auf einer

akademiſchen Tribüne in Süddeutſchland neuerdings, und zwar beredt und warm in einer Weiſe zur Sprache gebracht, durch welche ein bisher nur als ſecundär beachtetes Zerſtörungselement in den Vordergrund gerückt und als Hauptagens der Verarmung und des politiſchen Verfalles deutſcher Nation bezeichnet wurde. Ihr ſeid arm geworden und habt eure Beſtallung als Frachtleute, Spediteure und Commiſſionäre der Levantewaaren nicht deswegen verloren, weil Vasco de Gama den Weg ums Cap gefunden und Ferdinand Cortes Mexico erobert hat, ihr habt ſie verloren, weil ihr in eurem eigenen Lande die Kirche und den Staat umgekehrt, weil ihr im Innern des Reiches die Bande heilſamer Zucht gelöſt, weil ihr kaiſerliche Autorität gemindert, insbeſondere aber, weil ihr den alten Cultus verlaſſen und den neuen Heidelberger Katechismus geſchrieben habt. Das wäre nun freilich ſchlimm, und wir müßten entweder alles was wir ſeit dreihundert Jahren gethan, geſchaffen und verbrochen haben, wieder gut und rückgängig machen, oder uns gleichwohl entſchließen auf ewige Zeiten arm, hoffnungslos und bankerott zu ſein. Beides iſt gleich peinlich, gleich ſchwer, ausgenommen es gelänge uns, wie ein witziger, „in Ideen und Bildern reiſender“ Oldenburger unlängſt bemerkte, „die Sonnenkinder der Zeit beim Schweif rückwärts wieder in die Cacushöhle hineinzuziehen.“

Wegen moraliſcher Verkehrtheit und politiſcher Verirrungen in Armuth und Unbedeutenheit verſunken, iſt ein Wort, das man zu dieſer Friſt nicht überhören darf. Aber der Verfaſſer des Eingangs genannten geographiſchen Elements im Welthandel läßt die ganze Theſis von vorn weg nicht gelten und zieht mit bedeutender Macht, mit ſichtlicher Gewandtheit, mit Schärfe und genialem Blick gegen die Einführung kirchlicher Dogmatik in den Speditions- und Tranſithandel Germaniens zu Felde, nicht

etwa als wäre er ſelbſt ein lauer Chriſt, oder gar ein Lobredner der ſeit fünfzig Jahren Europa überſchwemmenden Neuerungen und falſchen Doctrinen, — nein, er iſt ſtreng orthodox und preiſt — ein gut katholiſcher Edelmann — das Glück der Völker unter Obhut des milden Krummſtabs, empfiehlt das Innungsweſen der Gewerbe, ſogar die zünftige Gelahrſamkeit, die Autonomie der Körperſchaften, die Hörigkeit des gemeinen Volkes und die Clientel des Adels mit dem ganzen mittelalterlichen Apparat des verlorenen Paradieſes. Nur in Handel und Wandel, in Kauf und Tauſch, in Geld und Credit, in Speculation und Induſtrie, Fracht und Conſumo will er nichts von Dogmatik hören und kennt in Verkehrsſachen und in Handelswegen überhaupt kein höheres Geſetz, keine andere Norm, als Geſchmack, gegenſeitigen Bedarf, Vortheil, Begehr und möglichſt wohlfeile, möglichſt ſchnelle und möglichſt ſichere Fracht. Das ſetze natürliche Anlage und hierauf gegründete Bürgſchaft, nachhaltige materielle Kräfte, ſchwunghafte Kunſtmittel und vor allem ein möglichſt einiges Volk mit einer zureichenden Land- und Seemacht zum Schirm wider alle Vergewaltigung voraus. Wo immer auf dem Erdglobus dieſe Bedingungen beſtünden, dort ſei auch jederzeit das große Emporium, das Weltmagazin geweſen, zu dem und von dem es in langem Zuge hin- und wiederſtröme; Niemand frage da was man glaube und wie man bete, man frage nur was und wie viel zu gewinnen und zu verdienen ſei. Das alles zuſammengenommen bezeichnet er mit dem techniſchen Ausdruck „geographiſches Subſtrat", oder „geographiſches Element", deſſen ſouveräne Gewalt in Sachen des Welthandels und des Capitalienſtromes von den Zeiten der Phönizier bis auf die Gegenwart und bis auf den majeſtätiſchen Schwung des britiſchen Dreizacks bündig, ſchlagend und mit entſchiedener Superiorität nachgewieſen wird. „Der ächte Kaufmann", heißt es S. 11, „pflegt keiner

Confeſſion und ſelbſt nicht dem religiöſen und politiſchen Fanatismus aus dem Wege zu gehen."

Iſt dieſe Anſicht, wie die meiſten Sachkundigen dafür halten, wirklich die richtige, ſo wären der Heidelberger Katechismus, das Interim, das Simultaneum, der Paſſauer Vertrag, der Schmalkalder Bund und der weſtphäliſche Friede als ſolche wenigſtens von der Schuld, die Capitalien aus Deutſchland vertrieben und die Handelsleute und die Frachtfuhren von unſern Land- und Waſſerſtraßen verſcheucht zu haben, vor der Hand allerdings freizuſprechen, und die Urſachen unſeres Ruines vielmehr dort aufzuſuchen, wo ſie der talentvolle und ſtreitgewandte Vertheidiger des „geographiſchen Elements" nachgewieſen hat.

In der Argumentation ſelbſt folgen wir dem Verfaſſer um ſo weniger, da wir einerſeits die ohnehin kurz gedrängte Piece nicht vollſtändig hierherſetzen können, andererſeits aber die kleinen, höflichen Neckereien gegen den des Gegenſtandes eben ſo kundigen, aber heißblütigen und etwas ſtark nach einer Seite hin neigenden Feſtredner lieber gar nicht berühren wollen. Gut wäre es freilich, wenn wir in Deutſchland alle einen Sinn und denſelben Glauben hätten. Da aber, wie ſchon der Apoſtel ſagt, Häreſien ſein müſſen, ſo iſt mit einigem Grund vorauszuſetzen, daß es deren auch in der nächſten Zukunft noch unter uns geben werde. Und doch möchten wir heute lieber als morgen die verlornen Güter wieder gewinnen, die verlornen Tranſitogebühren wieder in unſere Taſchen ſchieben und den verſiegten Goldſtrom wieder in deutſches Rinnſal leiten. Hat der eifervolle Redner des vorigen Jahres die Sache ins wahre Licht geſtellt, ſo ſind wir kurzweg und auf immer zu Grund gerichtet; iſt aber ſein Antagoniſt und Widerleger gründlicher eingedrungen, ſo hätten wir, wie die Dinge jetzt in Deutſchland ſtehen, allerdings noch Hoffnung über kurz oder lang zu unſerer Sache

zu kommen, und die allen geſitteten Völkern unentbehrlichen chineſiſchen, indiſchen und ſo Gott will auch japaniſchen Waaren mittelſt der wiederherzuſtellenden drei alten Handelswege durch Moskovien, durch die Donaumündungen und durch den Adriagolf nach Deutſchland kommen zu ſehen. Jedoch ſind die Rollen im künftigen Wohlfahrtsdrama unter drei Hauptacteure: Großbritannien, Rußland und Deutſchland, oder vielmehr Oeſterreich, vertheilt. Großbritannien braucht nur in negativem Spiel für unſer Beſtes „mit ſeinem Dreizack zu wanken", und der weitkluge Verfaſſer will ſchon ſo etwas bemerkt haben. Rußland dagegen ſoll mit Hülfe von Dampf und Eiſenbahn die unermeßlichen Diſtanzen von Mai-Matſchin, durch ganz Aſien, bis Nieder-Nowgorod verſchwinden machen, was ſicher viel eher gethan ſein wird, als man glaubt; denn die Ruſſen reden wenig, handeln ſchnell und arbeiten in Maſſen wie die alten Aegyptier. Oeſterreich mit Deutſchland endlich muß in jugendlichem Schwung durch dieſelben Mittel: Canäle, Dampf und Schnellbahn, die Lebenslymphe der großen Pulsader Europa's in Strömung ſetzen.

Was tactfeſte Durchführung dieſer letzten und für uns wichtigſten Rolle anbelangt, ſo ſetzt der Verfaſſer mit unverkennbarer und wohlbegründeter Vorliebe ſeine meiſten Hoffnungen auf das große Donau-Reich. Auch wird der Stadt Wien mit den übrigen Uferplätzen ein günſtiges Horoſkop geſtellt. In der That werden heute noch die deutſchen Manufacturwaaren für den Bedarf Innerafiens zum großen Theil von Hamburg um ganz Europa herum in das ſchwarze Meer nach Trapezunt verſchifft, wo wir unlängſt auf dem großen Kaufplatz (Meidan) an manchem Dampfbootage für mehr als fünf Millionen türkiſcher Piaſter aufſchichten und von Karawanenführern aus Iran übernehmen ſahen. Einkäufer aus Kabul und ſogar aus Multan und Lahore ſind in Trapezunt — ſeit einigen Jahren — keine

ſeltene Erſcheinung. Sobald es weniger koſtet und ſchneller geht, ſchickt man dieſe bedeutenden Vorräthe auf der kürzern Linie durch Deutſchland in den Pontus Euxinus und auf den Stapel von Iran. Auf der Donau beruht unſer Glück. Aber nur ein Punct iſt zu bedenken. Swätoslaw der Großfürſt ſagte (Anno 966) zu ſeinen verſammelten Bojaren: „Nein, in dieſem Kijew kann ich nicht mehr bleiben; zu Breslau in Bulgarien hat das Leben einen andern Reiz: alles was Kunſt und Natur dem Menſchen gibt, ſtrömt im Hauptſitz und Mittelpunct jenes beglückten Reiches zuſammen; Goldſtoffe, Specereien, Wein und edle Früchte aus Byzanz, Silber und Pferde aus Böhmen und Ungarn, Pelzwerk, Wachs, Honig und Sclaven aus Rußland — folglich müſſe er ſeine Reſidenz unverzüglich in Bulgarien aufſchlagen, weil die benannten Länder eigentlich von ihm das Geſetz zu empfangen hätten.“ — Im zehnten Jahrhundert, wie Sie ſehen, hatte man in Kijew ſonderbare Gedanken!

Die alten und die modernen Räter.

(Mit Rückſicht auf „L. Steub: die Urbewohner Rätiens.“)

(1844.)

Hr. Steub hat ein kühnes Wagſtück unternommen, er will die Tiroler mit völliger Hintanſetzung der im Lande altherkömmlichen Begriffe auf neuem und gleichſam revolutionärem Wege und in einer noch nicht verſuchten Methode über ihre uranfängliche Vergangenheit belehren. Dem Tiroler ſtößt aber die Grammatikal-Weisheit der deutſchen Philologen beinahe unheimliche Empfindungen ein, es iſt ihm als würde ſelbſt in den ernſthafteſten Angelegenheiten des Menſchen längſt Entſchiedenes von neuem in Frage geſtellt und als zöge man ihm gleichſam den feſten Boden unter dem Fuße weg. In der Landeskunde wie in der Analyſis der Eigennamen und der Dialekte hat es der Verfaſſer freilich zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht. Kennt er aber auch den Geiſt, der die derb geprägten Geſichtszüge und die hartgeſchmiedeten Leiber dieſer Gebirgsleute belebt? Fremde Sitten und ausländiſches Wiſſen ſind ihnen in gleichem Maße unwillkommen und widerlich. Gegen erſtere haben ſie einſt zu den Waffen gegriffen, und durch fromm-hartnäckiges Verſchließen der Sinne ſich bis heute auch des letztern mit hinlänglichem Erfolg erwehrt. Tirol und Stambul haben faſt ein Syſtem: hier wie dort iſt „Wer viel weiß, irrt viel“ — Summe und ſtereotyper Ausdruck aller gelehrten Kritik.

Freilich plagte weiland manchen Tiroler Studenten hie und da ebenfalls der „häretiſche“ Kitzel zu erfahren, wie es etwa in ſeinem Lande vor der Eroberung durch die Römer beſtellt ſein mochte und warum beſonders in Deutſch-Tirol Berge, Alpen und Orte ſo häufig Namen tragen, die der gegenwärtig üblichen Redeweiſe und Nomenclatur in Klang und Form gleich widerſtrebend ſind? Ein Germane, dachten wir, kann doch ſein Dorf hier nicht Gufidaun, Kapaun, Schluderns oder Tilifuna nennen, während es im Nachbarlande Dingolfing, Erding und Plattling heißt. Meiſtens war aber eine dreiſtündige Katecheſe über die acht Seligkeiten und über die vier letzten Dinge die ganze Antwort, die man auf ſolche „nutzloſen und vorwitzigen“, ja „albigenſiſchen und bogomiliſchen“ Bedenken erhielt. Wer immer in Tirol von der Orthodoxie der alten Zucht nicht abgefallen iſt, glaubt bis zu dieſer Stunde, die drei ſprachverſchiedenen Stämme unſerer Berge, der deutſche, der italiſche und der romaniſche (vulgo „Krautwälſche“), ſeien unmittelbar nach der Sündflut von der Ebene Schinear und dem Thurmbau zu Babel gemeinſchaftlich und in regelmäßigen Etapen in ihre Quartiere nach Tirol gewandert, wo ſich der Romaniſche ſogleich in Faſſa und an der Gader, der Italer um Trient, der Deutſche aber an Eiſak und Inn niedergelaſſen habe. Ja, was Sie kaum glauben werden, die Oppoſition gegen das Unſtäte, Chaotiſche und Auflöſende der modernen Wiſſenſchaft iſt im Lande ſo ſchneidend und das Beſtreben bleibende Grundlagen zu ſchaffen ſo heiß, daß man ſich in den ſaſhionablen Tiroler Cirkeln nicht von der Vorſtellung trennen kann, es habe in der Burg zu Innsbruck von jeher einen General-Gouverneur, zu Brixen einen Fürſtbiſchof, zu Wilten einen Prälaten und zu Imſt im Oberinnthal von Anbeginn der menſchlichen Dinge ein Hoſpitium ehrwürdiger Kapuziner gegeben. Imbecill iſt der Tiroler deswegen nicht, aber er

handelt auch nicht wie die Ruſſen, die ſich ihrer etwaigen Schattenſeiten und Privat-Anſichten ſchämen und ſie vor den Fremden zu verhüllen ſuchen.

Glauben und Wiſſen erklärt man bei uns laut für unvereinbar, für excluſiv und unverſöhnlich. „Wer weiß", ſagen ſie in Tirol, „der glaubt ſchon nicht mehr, ohne den (katholiſchen) Glauben aber verlöre ſelbſt der Boden die Fruchtbarkeit und das Volk ſein Glück." So lautet das Local-Dogma, auf welches alle Tiroler ſchwören, ein Dogma das alles Sprudeln der Geiſter dämpft, alle Regungen niederhält und den freien Gedanken überall im Keim erſtickt. Im Lande ſelbſt durch Schrift und Rede ſich dagegen aufzulehnen iſt anerkannte Unmöglichkeit, man iſt bei uns gezwungen Ignorant zu ſein, und für rebelliſche Wiſſensgeiſter bleibt kein Ausweg als Schweigen oder Wanderſtab und Flucht in Länder, wo man gelehrter und duldſamer, aber auch laxer als bei den Tirolern iſt.

Wenn aber nebenher bemerkt wird, daß man ſelbſt dieſem Volke angehört, daß man ächter Räter aus dem Kern des Landes iſt, aber auch zeitlich und mit aufrühreriſchem Sinn die heimiſchen Dämme durchbrochen hat, ſo geſchieht es nicht um eine unbedeutende Perſönlichkeit ans Licht zu ſtellen, es geſchieht nur um dem Leſer Vertrauen einzuflößen, daß er hier nicht etwa Zerrbilder, ſondern wahre und wohl getroffene Umriſſe einer „granitenen", durch Sophiſtenkünſte nicht zu demolirenden Nationalität erblickt. Die Byzantiner zum römiſchen Katholicismus und die Tiroler zum progreſſiven Rationalismus zu bekehren, wären ſicherlich die hoffnungsloſeſten Probleme unſerer Zeit. Und doch hat man ſich beides ſo leicht gedacht! Man mag das loben oder tadeln, man mag es nach Standpunct und Geſchmack ſelbſt lächerlich finden, ich ſage nur, daß man die Tiroler eher ausrotten, als in dieſem Puncte zur Nachgiebigkeit bewegen

könnte. Weit entfernt die leiseste Anwandlung von Zorn und Abneigung gegen die Hüter und Lenker des unerbittlich-schroffen Tirolerthums zu empfinden, kann man im Gegentheil dem Landes-Clerus, auf welchem hier natürlich alles beruht, seine besondere Achtung nicht versagen, und wer dieser ehrwürdigen Körperschaft an Unbescholtenheit und sittlicher Vollendung einen vorzüglich hohen Rang in der katholischen Hierarchie zuerkennt, erweist ihr nur Gerechtigkeit.

Ganz und gar konnte man sich indessen den Forderungen der Umstände und der Macht der Zeiten nicht entziehen. Es geschahen sogar verschiedene — freilich nur mäßig geniale Versuche, das fremdklingende der Tiroler Nomenclatur zu deuten; aber natürlich wagte sich bei diesem Geschäft Niemand über das orthodoxe Latein hinaus, und man glaubte ungemein witzig zu sein, wenn man z. B. die Dorfnamen Kollman und Elvas aus Collis manans und Elevatio erklärte. Doch wird in der neuesten Zeit, wie verlautet, auch dieser kurz gewesene Seitensprung der Tiroler Sprachphilosophie schon als revolutionäre Neuerung und als bedenkliches Treiben unzufriedener Gemüther betrachtet, dem man sich mit Weisheit und feinem Tact prophylaktisch widersetzen müsse. Die These, daß in Tirol je ein vom gegenwärtigen Deutschen verschiedenes Element einheimisch gewesen sei, wird nicht mehr geduldet, und Leute von gutem Ton und probater Gesinnung erklären heute alles Fremdartige unbedingt aus dem Germanenthum, was z. B. in Blisadona, Schännis, Genaun, Tschirgant und Gargazon ungemein sinnreich und erquickend klingt.

So ungefähr ist das Volk beschaffen, für welches Hr. Steub sein neues Buch geschrieben hat. Was sagt nun aber Hr. Steub in seinem neuen Buche? Obgleich manierlich und warmer Freund des Tiroler Landes, beweist der Verfasser gleichsam bis zur

Evidenz, daß einſt, id est vor dem Einzug der deutſchen Barone, ja vor der Ankunft der Legionen, von Ober-Wallis bis ins norische Gebirge um Salzburg, und vom bayriſchen Karwendel bis tief ins Pothal hinab das Volk und die Sprache der Räter (oder Raſener) alles Land beherrſcht und beſeſſen habe. Dieſes Volk habe weder deutſch, noch ladin (krautwälſch), noch italieniſch, ſondern ein von dieſen dreien verſchiedenes Idiom — das „Raſeniſche“ — geſprochen, was eines und daſſelbe mit der von den Romanen etruskiſch genannten Sprache ſei. Ja die Räter ſeien mit den Etruskern, die ſich ſelbſt „Raſener“ nannten und in der italiſchen Urzeit eine ſo bedeutende Rolle ſpielten, ein und daſſelbe Volk und letztere offenbar aus dem rätiſchen Alpenlande erobernd und bildend gegen den Apenninus hinabgeſtiegen.

Auf hiſtoriſchem Wege, d. h. durch Citate aus dem Alterthum, iſt man zum Theil ſchon früher auf dieſe Meinungen verfallen und in ſo weit hat Hr. Steub der gelehrten Welt noch nichts abſolut Neues verkündet, nur hat man vor Hrn. Steub die beſagten Theſen aus dem Materiale, das der Boden ſelbſt liefert, zu beweiſen und zu befeſtigen noch gar keine oder doch nur ſchwache und übel verſtandene Verſuche gemacht. Hr. Steub hat nun die für Tirol und Graubündten und für die Geſchichte der italiſchen Vorzeit überhaupt nicht gleichgültige Frage ernſthaft und, wie uns ſcheint, von der rechten und allein erſprießlichen Seite der grammatikaliſchen Analyſis in Angriff genommen.

Hr. Steub zergliedert die Ueberbleibſel der rätiſchen Sprache, wie ſie ſich in einigen tauſend Localnamen von Tirol und der ſüdöſtlichen Schweiz bis auf unſere Zeiten erhalten haben, mit der vollen Schärfe der neuern Philologie und in einer Weiſe, die nicht nur ſein Argument zu voller Klarheit erhebt, ſondern auch einen weſentlichen Zuwachs hiſtoriſch-philologiſchen Wiſſens

in Ausſicht ſtellt. Beim Mangel ſchriftlicher Denkmäler der alten Räter iſt dieſe Art Beweisführung der einzige Weg, zur Erkenntniß hiſtoriſcher Wahrheit zu gelangen, weil der Satz: „Wo die Berge, Alpen, Orte, Bäche, Einödhöfe ꝛc. rätiſche Namen haben, dort muß auch das Volk, welches dieſe Eigennamen urſprünglich ſchöpfte, rätiſch geweſen ſein“, nicht wohl anzufechten iſt. Man hat in der neuern Zeit, um ein bei den Deutſchen noch immer nur wenig beliebtes Thema durchzufechten, ungefähr denſelben Weg eingeſchlagen und in ſeiner Art auch dieſelben Reſultate erzielt, zu welchen Hr. Steub freilich mit Beſiegung größerer Hinderniſſe gekommen iſt. Im Gegenſatze mit den faſhionablen Adepten des heutigen Tirols laſſen ſich die vorbezeichneten alträtiſchen Localnamen, nach Steub's Behauptung, aus dem Germaniſchen durchaus nicht, aber auch ebenſo wenig aus dem Lateiniſchen oder Romaniſchen erklären, finden aber ihre vollſtändige Löſung im Etruskiſchen, ergo haben Räter und Etruſker dieſelbe Sprache — das Räto-raſeniſche — geredet und waren daſſelbe Volk und daſſelbe Blut.

Der Leſer fühlt wohl ſelbſt, daß es einer langen und ſorglich gegliederten Kette leider nur wenig amüſanter Unterſuchungen bedarf, um in einer ſolchen Sache feſte Reſultate zu gewinnen. Hr. Steub unterwarf ſich mit Ausdauer und Muth der läſtigen Vorbedingung und ſtellte vorerſt mit Beiſtand der etruskiſchen Epigraphik (Grab- und Vaſeninſchriften) ein Grammatikalſchema der raſeniſchen Eigennamen auf, und ſucht dann die mit der aufgeſtellten etruskiſchen Grundnorm nach den Regeln ſtreng geometriſcher Congruenz zuſammenfallende Structur der bisher für unerklärbar gehaltenen rätiſchen Eigennamen klar und faßlich auseinanderzulegen. Sogar raſeniſche Namensformen primitiver und ſecundärer Geſtaltung glaubt Hr. Steub erkannt und überdies noch die Priorität der alpenrätiſchen Gebilde vor den ruecſchen

entdeckt zu haben. Fürchten Sie ja nicht, daß ich mit einer ſyſtematiſchen Zergliederung der ganzen Procedur des Verfaſſers oder auch nur mit kritiſcher Beleuchtung einzelner Theile angezogen komme. Sicherlich wäre hier nicht der Ort und wenige Ihrer Leſer hätten auch hinlänglich Intereſſe und Geduld für Unterſuchungen und Relationen dieſer Art. Man will hier nur die Tiroler auf das Daſein eines Buches aufmerkſam machen, welches die in geiſtigem Sinne nicht unwichtigſte Angelegenheit ihres Landes berührt. Schicklichkeit und guter Geſchmack erlauben höchſtens den Ideengang des Verfaſſers im Allgemeinen anzudeuten, Controverſe aber und Sichtung grammatiſcher Beſonderheiten, ſelbſt wenn man die nöthige Wiſſenſchaft zu ihrer Prüfung hätte, bleibe den kritiſchen Journalen zu überlaſſen.

Hr. Steub indeſſen — das ſage ich loco solatii gleich vornweg — gehört nicht in die Claſſe jener unerquicklichen Sylbenmeiſter, die mit algebraiſcher Trockenheit und Ruhe leere Formen hintereinander ſtellen und die Entdeckung einer Variante, die meiſtens nichts erklärt und auch an ſich nichts bedeutet, für den Triumph menſchlichen Wiſſens halten. Hr. Steub würzt ſein trockenes Thema mit dem Reichthum vielſeitiger und mehr als gewöhnlicher Beleſenheit, bringt Notizen aus vergeſſenen Zeiten und unbegriffenen Verwandlungen, für jeden Tiroler anziehend und belehrend zugleich. Sogar attiſch Salz und urbanes Spiel tritt zuweilen leiſe und fein hervor. Von Cultur, von politiſchen Einrichtungen, von Hiſtorien und Geſetzen der alten Räter meldet Hr. Steub freilich nichts, weil Hr. Steub klug iſt und nur von Dingen redet, die man wiſſen kann. Die Romaniſirung des Landes durch die Legionen, das ſucceſſive Erlöſchen der einheimiſchen Redeweiſe, Zerſetzung rätiſcher Localnamen zuerſt durch die Lateiner und nach ihrer Vertreibung durch die vordringenden Colonien der Deutſchen, neue Formen mit rätiſchem Kern veranlaſſen eine

Fülle überraſchender Bemerkungen und entwickeln nicht ſelten ganz unerwartete Combinationen zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit, deren Geſetz und Typus mit logiſcher Conſequenz nachgewieſen ſind. Daß ſich z. B. die Gothen-Colonie, welche König Theodorich unter die Breunen ſchickte, zu Goſſenſaß am Brenner niederließ; daß man in den Schluchten dieſes tiroliſchen Pyrenäus wenigſtens bis ins neunte Jahrhundert herab und lange nach der Ueberſchwemmung Rätiens durch die Germanen ſogar in den Seitenthälern des Innſtromes noch romaniſch geredet habe, iſt gewiß ſelbſt in Tirol nicht allgemein bekannt. Begierig bin ich nur, welche Aufnahme Steub's Behauptung, daß unſern rätiſchen Urvätern mehrere Laute des lateiniſchen Alphabets, namentlich o, b, g und d gänzlich mangelten, bei den Tiroler-Gelehrten findet, und was man in Brixen, in Gufidaun, in Gargiz und zu Ladurns zu ſolchen Theorien ſagen wird. Noch mehr aber muß es verzagte Gemüther verwirren, wenn ihnen Hr. Steub vordemonſtrirt, die heutigen Localnamen Tſchöfs, Tſchölis und Tſchötſch haben auf rätiſch Cafusa. Calusa und Cacusa; Gſchliß aber gar Cacalusa geheißen und heißen müſſen; ferner daß ein und dasſelbe Calurusa nach Maßgabe rätiſcher Betonung bei den Deutſchen in Schalders oder in Gleirſch, Vulaturusa in Pfluders und Vulaturunusa in Veltburns, Vularusa in Blärs und Volders, Vulacatura bei den Romaniſchen in Blatſchadura, bei den Deutſchen in Bilgader übergingen. Und doch beruhen dieſe Metamorphoſen auf unumſtößlichen Geſetzen des menſchlichen Sprachorgans, deſſen mehr oder weniger vollſtändige Action auf die rätiſche Nomenclatur ſowohl durch Romanen als Germanen Hr. Steub, wie uns deucht, nicht ohne Gewandtheit und Schärfe ausgemittelt hat. Bequemer wäre es freilich, Serfaus auf den gothiſchen Landpfleger Servatus und Veltburns auf das germaniſche Feld-Thurm zurückzuführen, als das alt-rätiſche Saravusa und

Vulaturunusa herauszufinden. Die Tiroler Zweifler ſollen aber gefälligſt bedenken, daß ſich in Dingen der Wiſſenſchaft die Erklärungsweiſe löblicher Handwerker und Küſter in mehreren und in weſentlichen Puncten von der Methode freier Forſcher unterſcheidet. Sicher wird man auch fragen — denn wer in Tirol kennt des ſcharfſinnigen Diez romaniſche Grammatik? — wie man etwa wiſſen könne, daß die rätiſche Sylbe Ca im Munde der Romanen in die Ziſchlaute tſcha, tſche oder tſchö übergehe, und wie man auf die ſcharfſinnige Bemerkung verfallen ſei, daß die verſchiedene Lage des rätiſchen Accentes im nämlichen Worte auch verſchieden lautende deutſche Wortformen, z. B. Ems und Matſch aus dem urkundlichen Amates, Vels und Fließ aus Velusa erzeugen konnte?*)

Das eben iſt die wundervolle Frucht des beſſern Wiſſens, der in Tirol ſo gefürchteten Gedanken-Arena und als häretiſch verſchrieenen Disciplin. Statt die oft genialen, oft aber auch etwas abenteuerlichen und gewagten Combinationen dieſer Unterſuchung der Steub'ſchen Phantaſie muthlos und erſchrocken ohne nähere Prüfung zu verurtheilen und zu verwerfen, wird man bei gewiſſenhafter und bedächtiger Leſung der ohnehin kaum 185 Seiten zählenden Broſchüre den geiſtigen Gehalt und den innern Zuſammenhang der neuen Anſichten leicht entdecken, zugleich aber auch die ſtarken und gründlichen Stellen von den ſchwankenden und bloß ſyſtematiſchen unterſcheiden lernen. Bedenken muß die Sache bei den Tirolern jedenfalls erregen, das Buch wird aber, wenn man ſeinen Inhalt nach den im Lande ſtereotyp herrſchenden Vorſtellungen bemißt, wenig Glück zu erwarten haben, wie

*) Das Proparoxytonon Ámates gibt Ems, das Paroxytonon Amátes aber Matſch, wie aus Vélusa Vels und aus Velúsa Fließ, aus Cáſusa Tſchöfes, aus Caſúsa Gfeiß, aus Cálusa Tſchöls, aus Calúsa Schleiß entſtand.

weiland Kants Definition des Denkens, der lateinischen Definition desselben Begriffes bei Storchenau und Baumeisterus gegenüber, in Tirol unterliegen mußte. Ueberdies sind unsere Landsleute in Dingen des Wissens beinahe wie die Orientalen in der Medicin. Dort soll der Hekim den Clienten ohne Langweile diätetischer Vorschriften plötzlich wie durch Zaubertrank von dem Uebel befreien, in Tirol aber möchte man ebenso mühelos und mit Vermeidung weitschweifiger Mittelstufen gleichsam durch Intuition und mystische Erleuchtung mit einem Sprung auf die Höhe der Erkenntniß kommen, — sicheres Zeichen, daß der säcularisirte Wissensdrang die modernen Räter noch nicht ergriffen hat. Pikirt durch diesen Spruch nimmt vielleicht doch einer aus ihnen Steub's Buch in die Hand, ärgert sich vielleicht gleich Eingangs des Buches über das Argument, daß die Urväter der Tiroler und die Etrusker deswegen eines und desselben Stammes waren, weil sich die erstern Räter, die letztern aber „Rasener" nannten, als wenn diese beiden Namen gemeinsame Wurzel und Bedeutung hätten.

So ist es aber in der That, beide gehen auf den Stamm Ra zurück und sind davon — nach Hrn. Steub — ebenso sprachrichtig abgeleitet wie Caieta, Ca-eta und Cae-sena von Ca, Velete und Velsuna von Vel, Caluta und Calusuna, Caruta und Carusuna von Cal und Car. Ja selbst die Form *Praeva* komme als Rasuna und Rasana, als Raś, Rasen, Rosein, Rosanna, Roserna und Raschein unter den rätischen Namen jetzt noch vor.

Dieses Zurückführen zweier Wortfamilien auf eine gemeinschaftliche Wurzel ist etwa nicht bloß ein mögliches und auf Hypothesen gestütztes, sondern ein unbestreitbares und zwingendes; es muß so sein, es ist unentfliehbare Nothwendigkeit und Consequenz, demonstrirt uns das bewegliche Ingenium des Herrn

Steub. Wahrhaft, die Wiſſenſchaft hat zu Zeiten etwas Impertinentes, in Tirol wollen ſie aber Niemandem geſtatten, impertinent zu ſein. Ungleich mehr Hoffnung auf Erfolg hätte das Buch, wenn der Verfaſſer die formell ſo ſchön ſecirten Localnamen der alten Räter auch in Sinn und Bedeutung zu erklären wüßte. Das liegt aber bis jetzt nicht im Umfang unſeres Wiſſens, denn es gibt keinen Anhaltspunct, die appellative Bedeutung der raſeniſchen Wurzeln zu beſtimmen, und ſo vermag es auch Hr. Steub nicht, oder doch nur in wenigen Stellen, und da nur unvollkommen. Daß z. B. Car auf rätiſch Berg, und Vul oder Vel Waſſer bedeute, hat Hr. Steub herausgebracht und dadurch allerdings den Schlüſſel zu vielen, von Car und Vul abgeleiteten Namen gefunden. Nach dieſer Vorlage begreift man freilich, wie die Räter ihre Einödhöfe auf der waldigen Bergſeite oberhalb Brixen Caruta (Gareit) nennen konnten.

Wäre Hr. Steub mit den Hauptreſultaten ſeiner Forſchung und ihrem nächſten Corollar nur auch zufrieden! Aber nein, in der Löſung einer Frage liegt ihm ſchon der Keim zu einer zweiten, und des Fragens und Antwortens iſt kein Ende abzuſehen. Geben wir Hrn. Steub auch in ſoweit nach und laſſen uns überzeugen, daß vom Adula und dem Berner Oberlande bis an die Pinzgauer Tauern und vom Karwendel bis Verona ein und daſſelbe Volk ſeßhaft war, und daß dieſes Volk mit den Etruskern am Arno die gleiche Sprache redete, ſo iſt ihm dieſe Nachgiebigkeit und dieſer Glaube noch viel zu wenig, Hr. Steub will auch ſogar vermuthen, daß nicht nur keltiſches Blut in Rätien niemals eingedrungen und folglich keltiſcher Schnitt und keltiſche Färbung in Rätien nirgend zu entdecken ſei, ſondern daß ſogar die ehemaligen Carner und Noriker, die Helvetier, Rauraker und Ligurer urſprünglich „raſeniſcher Sippſchaft“ angehören, was ihm die Keltomanen auch niemals verzeihen werden.

Nachdem uns Hr. Steub eine ebenſo zahlreiche als reſpectable Verwandtſchaft zuſammendemonſtrirt, unterſucht der Vermeſſene am Ende des Buches auch noch die Frage, ob die „Räto-Raſener" einen eigenen, zwiſchen Kelten und Pelasgern eingeſchobenen, von beiden unabhängigen Hauptſtamm bildeten, oder ob ſie einer dieſer beiden Racen beizuzählen ſeien? Die Ehre, ein Hauptvolksſtamm zu ſein, wird den Rätern zwar abgeſprochen, dagegen auf ihre Deſcendenz von den Pelasgern nicht ohne Zuverſicht hingedeutet. Die Pelasger aber, wie bekannt, waren die unmittelbaren Vorgänger, Coäven und Vettern der Hellenen zu beiden Seiten des ägäiſchen Meeres und füllten einſt die ganze illyriſche Halbinſel bis herauf zu den carniſchen Alpen mit ihren Colonien und ihren rohen Monumenten. Auf dieſem neuen, noch undurchforſchten Boden tritt Hr. Steub allerdings etwas leiſe und behutſam auf. Nur ein Problem, eine Anſicht legt er vor und erwartet erſt von der Zeit vollſtändigere Löſung, wozu er indeſſen proviſoriſch und ganz im Geiſte der etruskiſchen Argumentation (pag. 150—156) einige Präludien gibt. Schon die Neugierde, wie es Hr. Steub anſtelle, um zu beweiſen, daß der tiroliſche Bach Pflum und der griechiſche Berg Olympus auf pelasgiſch gleichmäßig Pulupa, Flains oberhalb Brixen und Olynth im macedoniſchen Erzdiſtrict aber Pulumſa heißen, ſoll wißbegierige Leute allein ſchon bewegen, den kurzen Anhang zur Diatribe ganz und aufmerkſam durchzuleſen. Wie die Romanen und Germanen ihrerſeits die räto-pelasgiſchen, ſo zerſetzten und verwandelten andererſeits die Hellenen die thräko-pelasgiſchen Namen, und vielleicht ließe ſich aus dieſem gemeinſchaftlich geführten Verwandlungsproceß die in der neueſten Zeit noch, wie man weiß und täglich ſieht, zwiſchen Griechen und Deutſchen ſo warm und innig hervortretende Bruderliebe erklären.

Klima und Pflanzenwelt in der Zeit.

(Von C. Fraas. 1847.)

Ein Buch oder auch nur einen Artikel zu schreiben über Dinge, die weder den Ruhm, noch den Vortheil, noch die Zukunft und den Credit des eigenen Volkes berühren, darf man in den sogenannten praktischen Ländern, in Frankreich und England selten wagen, wenn einer nicht will, daß das Buch ungelesen bleibe, der Artikel aber mit beleidigender Geringschätzung überschlagen werde. Die französische Presse, die weiland so oft und so beredt über Syrien und über den Libanon zu berichten wußte, ist seit Mehemed Ali's Niederlage und seit der schmachvollen Preisgebung des christlichen Maronitenvolkes durch die Julidynastie über diesen Theil des Orients plötzlich stumm geworden. Von Ländern, wo er nichts zu sagen hat, oder wo er Schande und Beleidigung erdulden mußte, ohne daß er sich rächen kann, schweigt der Franzose still, und wie frostig John Bull das Thun und Schaffen der Leute behandelt, bei denen es nichts zu verdienen gibt, weiß man ohnehin.

Wesentlich verschieden ist in diesem Punct deutsche Praxis. Sei Drang, Geschäft und Lärm im eigenen Hause noch so betäubend und die Sorge, alten Credit, neue Ordnung und verrottete Wirthschaft herzustellen, noch so heiß, der Deutsche hat noch immer Lust und Augenblicke übrig, um über eine Variante

in Buddha's Sutra-Vinaja-Abhidharma pitaka Congreß zu halten und nebenher umſtändlich zu berathen, ob der Satz „das Dritte iſt im Außerſichſein das Anſichſein oder das Beiſichſein, und Geiſt iſt, was in ſeinem Außerſichſein nicht aufhört Potenz zu ſein“ wirklicher Ausdruck deutſcher Philoſophie unſerer Tage ſei.

Das Menſchenfreundliche, das Schmiegſame, das chriſtlich Verſöhnliche und gleichſam Univerſelle iſt dem deutſchen Volkscharakter ſo unauslöſchlich eingeätzt, daß es ſelbſt der Unbild und Mißhandlung widerſteht. Feget uns immer die Taſchen leer und werfet uns mit Fußtritten in Athen zur Thür hinaus, wir zürnen dennoch nicht und blicken freundlichſt zum Fenſter hinein mit derſelben Liebe und mit demſelben Schmerz.

Zwei Dinge, ſagte der Mann, vor dem Europa ſchwieg, ſeien nöthig zu langem Leben und zu kräftigem Beſtand, bon estomac et mauvais coeur. Daß uns von dieſen beiden Glückſeligkeitsfacteren letzterer fehle, iſt überall anerkannt und wir fragen nur, ob vor allen Völkerſchaften des Erdkreiſes die germaniſche nicht vorzugsweiſe die Race des Evangeliums ſei? Ein kecker, ein freies Wort, geſchweige eine reſolute That, war in Deutſchland wenigſtens früher — und viele glauben, es ſei auch jetzt noch ſo — das mißliebigſte und ſtörendſte aller Dinge. Geduld und Schweigen und nur auf hohen Befehl Gedanken haben, war die große deutſche Politik. „Wie man rüſten ſoll?“ fragte Walmoden, als der Feind ſchon gegen die Weſer zog. „Mit Vermeidung alles deſſen, was Aufſehen erregen kann“, lautete der gnädige Beſcheid des weiſen Lenkers Rudolf von Hannover. Oder ſagen deutſche Staatsmänner nicht etwa heute noch, ein einiges großes Deutſchland im Herzen Europa's wäre für die Nachbarſtaaten eine zu drückende Uebermacht und ſtöre die allgemeine Harmonie? Aus Rückſicht für Nachbars Ruhe und für allgemeine Harmonie ſoll das eigene Vaterland ohnmächtig und

verachtet ſein! Während andere ſelbſtſüchtig ihre Sache mehren und täglich weiter greifen, denken wir, ob nicht bald Sparta auferſtehe und Ki-Yng ſich taufen laſſe. Allerdings cultivirt man auch jenſeits des Rheinſtromes Demuth und Friedensliebe im großen Styl; man verſäumt aber im Land der Du-Châtel und der Drouillards keine Gelegenheit, den Lohn ſeiner Enthaltſamkeit hienieden einzuernten.

Was hat aber — denkt der Leſer — die Eingangs genannte Pflanzenwelt des Hrn. Dr. Fraas mit Ki-Yng, mit Sparta's Auferſtehung und mit germaniſcher Geduld und Univerſalbedenklichkeit zu thun? Und doch iſt der Zuſammenhang ein innerlicher und lebendiger, weil Hr. Fraas die Hauptthesis ſeiner Schrift einem Lande entlehnt, welches der Deutſche hundert peinlicher Erfahrungen und fortwährender Undankbarkeit ungeachtet unmöglich vergeſſen will. Darüber zu klagen ſtünde nicht jedem gut, da mancher ſeine eigene That verdammen müßte. Ja ſogar der Seitenblick auf chriſtliche Philoſophie und auf die Polypragmoſyne des deutſchen Volkscharakters iſt noch heute keine Ungerechtigkeit und ſoll eher Lob als Tadel ſein.

Ohne dieſes Präambulum von einem Buch über Griechenland zu reden, ſchien uns in gegenwärtiger Zeit und beim friſch erwachten Betrieb der eigenen deutſchen Sache nicht erlaubt.

Daß aber gerade ein Laie in der Pflanzenkunde eine botaniſche Schrift zu beſprechen wagt, hat auch ſeinen guten Grund. Hr. Dr. Fraas hat die griechiſche Pflanzenwelt demſelben Proceſſe unterworfen, den man früherhin zu nicht geringem Aergerniß des philhelleniſchen Publicums über das neugriechiſche Volk verhängt und durchgefochten hat. Beide Arbeiten ſind geiſtesverwandt und in ihren Folgeſätzen von gleicher Wichtigkeit. Die eine wie die andere ſtützt ſich auf daſſelbe Princip langſamer, aber raſtlos und organiſch fortſchreitender Bewegung, Verwandlung und Zer-

ſetzung aller phyſiſchen und moraliſchen Exiſtenzen unſeres irdiſchen Wohnplatzes. Nur hat Hr. Dr. Fraas ein weniger verhaßtes Thema gewählt und hat deswegen Niemandes Zorn zu befürchten, wenn er die „himmelanſtrebenden Erlen und Buchen“, wenn er die „wuchtigen Kornellen und die ſchlanken Eichen“ der Iliade verſchwinden und die ſchattenvollen Hochwälder Altgriechenlands durch das Geſtrüpp des Wüſtenklima verſcheuchen und tödten läßt. Oder wo wäre der ſtrenge Grammatikus, der den weltlichen Arm zu Hülfe rufen und den Dr. Fraas als Feind der guten Ordnung verſchreien möchte, weil er die Näſſe und Schatten liebenden Pflanzen des Theophraſt, weil er den Ehrenpreis, die blaue Glockenblume mit rundem Blatt, den Lavendel-Speik und den Frühlingsſchmuck unſerer Wieſen — die fette, gelbe, kelchloſe Dotterblume (Caltha palustris), wenn er ſogar die melancholiſche Herbſtzeitloſe mit ihrem blaurothen Farbenſpiel und das dunkle Grün des Viburnum Lantana in Hellas nicht mehr gefunden hat? Wald, Blume, Bach und Kräuterwieſe gibt man willig preis, nur die Menſchen, ihre Städte, ihre Dörfer und ihre Sprache nicht. Sagte und bewies man aber den Deutſchen, daß außer der alten Pflanzenwelt auch das alte Volk verſchwunden ſei, — daß die Jetzt-Griechen in Dörfern wohnen, welche Glogova, Kamenj, Krakova, Bukowina, Struz und Kukuruza heißen, — daß dieſe Namen nicht homeriſch ſeien und überdies noch der größere Theil der Bewohner Griechenlands nicht einmal das corrupte Neugriechiſch redet, war es Verrath an der Wiſſenſchaft, neuerungsſüchtige Grübelei und ſich ſelbſt überſtürzende Gelehrſamkeit ohne wahren Grund.

Jedoch man beſchwert ſich nicht über Eigenſinn und Härte der Kritik. Das Widerliche, das Monſtröſe und Kühlende dieſer Slavenlehre rechtfertigte wenigſtens Anfangs nicht nur Unglauben und Widerſpruch der Gegner; ſogar Bosheit und Leiden-

ſchaft darf man den Leuten in ſolchen Fällen nicht übel nehmen. Es war eine neue Idee, eine Störung im alten Schlendrian, ja ein weſentlicher Schritt vorwärts in der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft. Oder wäre es etwa zu viel Rühmens, wenn man den deutſchen Literaten gelegenheitlich ins Gedächtniß riefe, daß beim Ausbruch der griechiſchen Empörung in Europa wohl allerlei Notize über morgenländiſche Palaſtſcenen und dogmatiſche Faſeleien von Byzanz im Umlauf waren, das Schickſal der Länder zwiſchen der Donau und dem Cap Matapan aber von der Völkerwanderung bis auf die letzte Zeit herab völlig unbekannt geweſen und vorzüglich durch unſere Mühe in den Kreis europäiſcher Erkenntniß hereingekommen iſt?

Nach ſo viel Unglimpf, Arbeit, Kampf und Wanderſchaft wird man es einem doch gönnen, wenn er am Ende den Gewinn zuſammenzählt, ſeine Rechte wahrt und ſich kraftvoller Bundesgenoſſen freut, die, ohne es ſelbſt zu wollen, ſeinem Argument als Stütze dienen. Die literariſche Feindſchaft, in der man ſo lange und mit ſo vielen zum Theil ausgezeichneten Literaten leben mußte, war nicht das geringſte Uebel dieſer byzantiniſchen Häreſie. Zeit, beſſere Erfahrung, vermehrte Einſicht und vielleicht auch gegenſeitige Ermüdung haben indeſſen, wo nicht den Frieden gänzlich hergeſtellt, doch wenigſtens dem Aergerniß offener Befehdung ein Ziel geſetzt. Beiderſeits machte man Zugeſtändniſſe in Nebendingen und ſchwieg über die Hauptpuncte, die keine Nachgiebigkeit geſtatten, lieber gänzlich ſtill.

Weil Kirche, Hof und Kanzlei des jungen Königreichs griechiſch reden, meint das Abendland, die ganze Volksmaſſe von Hellas, beſonders die Viehzucht und Ackerbau treibende Claſſe gehöre auch dieſem Sprachſtamme an. Nichts iſt aber irrthümlicher als dieſe Vorſtellung. Gerade die untern Schichten dieſer Bevölkerung, der ſogenannte große Haufe verſteht die Sprache

der Kirche, des Hofes und der Verwaltung nur im kleineren Theile des Landes und bedarf des Dolmetschers, um zu wissen, was man glauben, thun und bezahlen soll. Von den neunhunderttausend Bewohnern Griechenlands redet nahezu die Hälfte das barbarisch Albanische und das Wlachische als Muttersprache. Die Ironie des Schicksals ist so grausam, daß gerade die gefeiertsten Landstriche, Attika, Böotien, der Isthmus und die kleinen Inseln der Nachbarschaft, überhaupt der „producirende", arbeitsame und rüstige Theil der hellenischen Bevölkerung Albano-Wlachen sind. Selbst die Altbürger von Athen, obgleich aus allen Theilen der Levante zusammengekehrt, reden noch heute nicht alle griechisch und die Albanesen von Athen sind noch immer, was ihre Ahnen im fünfzehnten Jahrhundert waren. Alle aber, sagt Hr. Fraas, lachten den Herold aus, der sie am Tag der Thronbesteigung des Königs mit „Hellenen" haranguirte und von der Größe ihrer Ahnen sprach.

Das Urtheil des Herrn Dr. Fraas über neugriechische Zustände ist nur ein zufälliges, daher unparteiisch und von großer Wichtigkeit. Um die Streitfrage selbst, wie sie in Deutschland seit bald zwanzig Jahren verhandelt wird, hat sich Hr. Fraas nie gekümmert. Ogyges oder Plaputas ist ihm einerlei; er hat es nur mit der fetten Kräuterwiese, mit dem Buschwerk und mit dem hochwipfligen Schattenwald des Theophrast, mit dem ausgelaugten Hellas unserer Tage, mit dem eingewanderten Kermesbaum und mit dem Rosmarin zu thun. Die „speerliefernde Kornelle" aber ist ohne Ehrgeiz und die Hyazinthe buhlet nicht um Macht. Das Griechisch fertig redend erzählt der Verfasser von „Klima und Pflanzenwelt" einfach, was er auf vieljährigen und allseitigen Wanderungen im Lande selbst gehört und gesehen habe.

Die Lehre von der Wandelbarkeit des Erdklima ist weder

neu noch unbeſprochen. Mehr als einmal hat man Luft, Feuchtigkeit und Vegetation, wie ſie in den bekannteſten Ländern rund um das Mittelmeer einerſeits bis an den Indus und andererſeits bis ans baltiſche Meer vor Alters angegeben ſind, mit ihrem gegenwärtigen Beſtand verglichen und das ſelbſt von den conſervativſten Geiſtern nicht mehr beſtrittene Reſultat herausgebracht: es herrſche in Ländern, wo es früher jugendlich blühte und ſtrotzte, ein ärmliches fremdes Pflanzenleben ohne Kraft, und in Gegenden, die einſt mit dichtem Wald und fetten Triften, mit reichen Kornfeldern, mit zahlreicher Bevölkerung, mit großen Städten und feiner Geſittung prangten, ſei jetzt die Wüſte eingezogen und der Verfall jeder guten Kunſt.

Europa von Sicilien bis zum cimbriſchen Cherſones und von Gades bis an den Hellespont war noch in der hiſtoriſchen Zeit ein einziger, zuſammenhängender Dunkelwald mit einer von der Gegenwart verſchiedenen Thier- und Pflanzenwelt, die mit Schatten und Feuchtigkeit zugleich verſchwunden iſt. Einſt waren die ausgedorrten Hochebenen Kleinaſiens, die Euphratwüſte, und das baum- und waſſerloſe Iran voll luſtiger Paradieſe, wie es Hagion-Oros und Kolchis noch heute ſind. Wer jetzt das kahle Cypern ſieht, das Kalkeiland mit ſeinen Gluthweinen und ſeiner Baum- und Waſſernoth, der wird mit Befremden leſen, daß die in üppig ſtrotzende und faſt unbeſiegbare Waldvegetation die größte Calamität der alten Inſulaner war. Wer auf Cypern den Boden von Holz befreite, ward nach Strabo ſein geſetzlicher Eigenthümer. Selbſt in den jetzt ewig regenloſen Wüſtengebirgen des tropiſchen Afrika hat man neuerlich erſt die Wirkungen lang anhaltender und ſtarker ehemaliger Regengüſſe erkannt. Und wenn ſogar Aegypten heute viel luſttrockener und heißer als vor dreitauſend Jahren iſt, und wenn in Folge des Verſchwindens atmoſphäriſcher Feuchtigkeit die ehemals durch Oberägypten

häufige Sykomore und Akazie verkümmert oder gar bis in das Delta zurückgewichen, Oelbaum und Weinſtock aber bis auf die neueſten Recoloniſationsverſuche gänzlich ausgewandert ſind, ſo iſt es nur die nothwendige Folge des erſten Satzes. Vergeblich ſucht der fremde Wanderer im heutigen Aegypten die Lotosſtaude, und der Baumwollenfellah des Mehemed Ali hat den Platz der Lotos bauenden Sumpfbewohner der Pharaonen eingenommen.

Nicht im Aufzählen dieſer Erſcheinungen ſelbſt und in den Berichten alter und neuer Zeit, ſondern in der Angabe der Urſache und des letzten Grundes dieſer Phänomene liegt das Verdienſtliche der Schrift, über welche hier Bericht erſtattet wird. Leitete man früher die Verwandlungen in Klima, Thier- und Pflanzenwelt aus plötzlichen Kataſtrophen der Erdrinde her, ſo erklärt Hr. Fraas nach dem Vorgang berühmter Geologen alles auf ordentlichem Wege ſtätiger, noch heute fortwirkender, aber erſt in großen Zeiträumen meßbarer Naturkräfte ohne Revolution. Ein langſames, aber anhaltend fortſchreitendes Verwandeln im Erdklima iſt der Grundgedanke, welchen der Verfaſſer nicht aus Büchern anderer Leute, ſondern aus der Natur der von ihm beobachteten Pflanzen ſelbſt feſtzuſtellen ſucht.

Boden und Klima ſind die beiden Grundbedingungen alles Pflanzenlebens; die Hauptrolle aber will Hr. Fraas der neuern Chemie zum Trotz auf die letztere Grundbedingung mit ihren beiden Factoren „Wärme und Feuchtigkeit“ übertragen. Nicht der Boden, ſagt Hr. Fraas, ſondern das Klima hat die Pflanzenarten hervorgebracht. An Beweiſen zu Gunſten dieſer Theſis aus dem Reichthum eigener Beobachtung fehlt es natürlich nicht. Eine Bemerkung jedoch genügt, um dem Leſer zu zeigen, was in Griechenland zu lernen iſt, wenn man ſein Augenmerk weniger auf die Intriguen des Kyrios Kelettis und des Kyrios Paxari-

gopulos, als auf die Natur des Bodens und auf die Sitte ſeiner Bewohner richtet. Welcher Leſer kennt nicht den Löwenzahn, die gemeine Frühlingsblume mit gelbem Strahlenkopf auf röhrigem hohlen Schaft? Zu Theophraſts Zeiten (300 v. Chr.) begann der Löwenzahn wegen größerer Feuchtigkeit der Atmoſphäre Griechenlands erſt im Winter und Frühling ſeine langdauernde Blüthezeit, während er jetzt bei trockener gewordenem Klima ſchon im Oktober, aber zuerſt ohne Blätter blüht und als neue Art (Leontodon gymnanthum) bei den Pflanzenkundigen eingeſchrieben iſt. Dieſes Leontodon gymnanthum von heute, ſagt Hr. Fraas, war vor zweitauſend Jahren die ἀφάκη des Theophraſt oder das Leontodon taraxacum unſerer Wieſenflur. Und dieſe Verwandlung habe nicht der Boden, ſondern das neue Klima hervorgebracht.

Die Pflanze, beinahe eben ſo unſtät und beweglich wie der Menſch, wandert, weggetragen oder vom Klima angelockt, beſtändig fort und zwar von Süd nach Nord, bis ſie die klimatiſchen Bedingungen des Lebens nicht mehr findet und daher verkrüppelt oder völlig ſtirbt. Zu dem Satze aber: daß alle Culturpflanzen Europa's, wo nicht gar alle Pflanzengattungen überhaupt Eine Heimat haben und wie das Menſchengeſchlecht vom Paradieſe ausgegangen ſeien, will ſich Hr. Fraas nicht verſtehen. Da wo der Kirſchbaum wild wächſt, können der Oelbaum und die Palme ſo wenig als andererſeits die Haſelnußſtaude neben der Piſtazie zu Hauſe ſein. Damit aber die Feige und die Olive aus ihrer Urheimat im weſtlichen Aſien, in Syrien und Griechenland nach Italien und Südfrankreich wandern konnten, mußte zuerſt das Klima der letztgenannten Länder durch die fortſchreitende Cultur verwandelt, d. i. wärmer und trockener als in der Urzeit ſein. Wärmer und trockener aber wird ein Land, wenn der Wald verſchwindet; Walddickicht und Waſſerſprudel aber weichen nur der menſchlichen Cultur.

Langes Bewohntsein von einem civilisirten Volke, sagt Herr Fraas, nützt die Länder ab, verzehrt das Mark des Bodens und führt ihn der Verödung zu. Die Wahrheit dieses Satzes durch vergleichende Schilderung der heutigen Naturzustände der Landschaften Iran, Mesopotamien und Palästina mit sämmtlichen Küstenstrichen ums Mittelmeer nachzuweisen, wäre ebenso anziehend als lehrreich, wenn wir unsern Bericht dieses Mal nicht ausschließlich auf Griechenland beschränken müßten.

Am Rheinstrom, wo jetzt die Mandel blüht und weiche Sitte herrscht, erfror zu Plinius' Zeiten die Wintersaat. Wenn nun Hr. Fraas die Rheinlande jetzt für milder und wärmer hält als zu Trajans Zeiten, wird ihm gottseliger Eifer diesen Fortschritt wenigstens noch vergeben, da in warmen und fruchtbaren Gegenden auch die Andacht wärmer und der Weg nach Trier bequemer ist.

Schlimmer ist es schon, wenn er die Bäume nicht alle von Haus aus im Paradies wachsen läßt und vielmehr jeder Gattung ihre exclusive Heimat zuerkennt. Aber völlig unerträglich, fürchten wir, ist der aus dem Pflanzenstudium abgezogene Satz: die cultivirte Erde müsse viel, ja viel älter sein, als man gewöhnlich glaubt. Was wir über Veränderung der Erdoberfläche sowie über Verschwinden ganzer Vegetationscharaktere in Wald, Wiese und Flur historisch wissen, sagt Hr. Fraas, gehe nur etwa auf dreitausend Jahre zurück, während Aegyptisch Theben erwiesenermaßen schon vor achttausend Jahren die erhabensten Denkmäler der Baukunst schuf. Das Schicksal der Pflanzen in diesen verlorenen Aeonen ist natürlich unbekannt.

Bis hieher könnten jedoch streng praktische Beurtheiler noch immer mit gutem Rechte sagen, Hrn. Dr. Fraas „Klima und Pflanzenwelt in der Zeit" sei zwar ein unterhaltendes und gelehrtes Buch und führe auf vielerlei neue Gedanken; eigentlich nützlich aber,

wie man es jetzt verlangt, für Minderung europäiſch-häuslicher Noth und bürgerlicher Uebelſtände, ſowie für Mehrung der Einſicht in Staatsdingen und für Hebung der Sittlichkeit ſei es nicht, und folglich dürfe auch ſein Lob nur kurz und beſcheiden ſein. Dieſem Vorwurfe, ſcheint es, wollte der Verfaſſer durch den inhaltsvollen Satz begegnen: „die phyſiſche Umgeſtaltung eines Landes verwandle nicht bloß das Thier- und Pflanzenreich, es ſtecke auch die auf dem verwandelten Boden ſich ſtaatlich niederlaſſenden Menſchengeſchlechter an, ſelbſt wenn ſie einen noch wenig verdorbenen, einfachen Naturzuſtand als Ausſtattung in die neuen Sitze bringen.“ Das gibt der Sache ſchon eine andere Färbung und zieht die größten Intereſſen unſerer Epoche, den Staatshaushalt und die Politik ins Spiel. Die Sentenz: daß langes civiliſirtes Bewohntſein den Boden an und für ſich ausnütze, dehnt der Verfaſſer noch weiter aus, und glaubt, der civiliſirte Menſch ſei ſogar im Stande, die ihn umgebende Natur ſelbſt ſo eingreifend zu verändern und zu verunſtalten, daß ſie ihm ſpäter die nöthigen Mittel zur Erreichung höherer, geiſtiger und phyſiſcher Würde völlig verſagt und ihn in jenes Extrem phyſikaliſcher Hinderniſſe verſetzt, welches dem Extrem der uranfänglichen Obergewalt der Natur gerade entgegengeſetzt und unbeſieglich iſt. Einfach ausgedrückt will der Verfaſſer ſagen, es gebe einen Grad phyſiſcher Bodenermattung, welcher irreparabel iſt und die Laſt einer geiſtig kräftigen Bewohnerſchaft dem Lande unerträglich macht.

Hr. Dr. Fraas, wie man ſieht, hat Gedanken und meint, wenn es mit obiger Theſis ſeine Richtigkeit habe, werde man ſich in Europa nicht länger abmühen, die ſchon tauſende von Jahren mit allen Plagen der Civiliſation und Cultur heimgeſuchten Stammländer europäiſcher Nationen wieder in den Kreis höherer Volksentwicklung hereinzuziehen, d. h. ihre Völker aus

sich selbst zu regeneriren oder mit neu dorthin verpflanzten Stämmen überspannte Hoffnungen zu wecken und romanhafte, von der Natur selbst versagte Resultate hervorzubringen. Wenn der Leser etwa nicht merken sollte, auf welches neueuropäische Phantasiegebilde es hier abgesehen sei, so dient ihm die angefügte Frage des Verfassers als Commentar. Seitdem man ernstlich von der Rückkehr hellenischen Völkerlebens, selbst von germanischer Colonisation Kleinasiens spricht und Fortschritt der Cultur und Industrie vom längst wüsten Numidierlande bis zum ewig fruchtbaren Aegypten auf allen Lippen ist, seitdem, sagte Hr. Fraas, ist ihm oft der Gedanke gekommen, ob es denn auch so rasch möglich sei, durch einen gemüthlichen Beschluß diplomatischer Conferenzen das zu bewirken, was gegen den Gang der Natur anzustoßen scheint, oder mit andern Worten, Elemente zur unabhängigen staatlichen Existenz, ja zu Fortschritt und höherer Lebensthätigkeit da hervorzubringen oder vorhanden zu wähnen, wo sie längst schon erloschen sind. Einem solchen neugeschaffenen Staate oder einer solchen kleinasiatischen Colonie die nothwendigsten Bedingungen geselligen Fortschrittes, als da sind günstiges Klima, Fruchtbarkeit des Bodens, Wasser und Brennkraft als Pathengeschenk einzubinden, meint der Verfasser, sei viel weniger leicht, als man gewöhnlich glaubt. Dazu kämen noch gewisse andere sehr schätzbare Imponderabilien, z. B. Kraft, Muth, Arbeitslust, Vaterlands- und Freiheitsliebe, Religion und Hingebung für erhabene Ideen, die man natürlich auch ex decreto den Colonisten mitzugeben habe.

Wenn solche Fragen und Bedenken Vielen schon in ihrer allgemeinen Form anstößig und verdächtig sind, müssen sie in näherer Beziehung auf das junge Hellas doppelt lästig sein. Die obligaten und wohlgemeinten Posaunenstöße der Zeitschriften über die Fortschritte, welche die Cultur, die Industrie und der Handel

Neugriechenlands seit Wiederherstellung hellenischer Freiheit mache, gehen seit zwei Olympiaden regelmäßig fort; man liest von Schiffen, welche gebaut, von Gegenden, welche entsumpft werden, von Culturen wüsten Landes und von Straßen durch alle Theile des Königreichs; Oelpressen werden verbessert, Glas wird geblasen, Meerschaum gegraben, Färbereien werden eingerichtet und selbst die alten Schachte angegangen, die letzten Reste herzugeben, um neuhellenischer Blüthe und neuhellenischem Credit aufzuhelfen. Hr. Fraas gibt so wenig, als wir selbst, der Vermuthung Raum, diese Angaben seien dem größten Theile nach — wo nicht geradezu erdichtet — doch in kunstreicher Toilette patriotisch aufgeputzt und angemalt, um alte Sympathien wachzuhalten und wo möglich neue und reiche Liebhaber anzulocken. Hr. Fraas nimmt alles, was man schreibt, um so gläubiger als wahr und richtig an, da nebenher berichtet wird vom Lichten der Wälder bis in die rhätischen Alpen herauf zu Gunsten der Stadt Athen, vom ungestörten Wetteifer der Waaren einführenden Nationen, von Weizen aus Rußland, vom griechischen Schiffsbau zu Triest und Odessa, von Leder aus der Türkei, Maltheser Stahl- und Schnittwaaren, Tabak aus Saloniki, ja selbst Glas aus Oesterreich.

Daß man jetzt Glas in Hellas blase, will er noch glauben, es fehle ja weder an Sand zur ersten Erfindung, noch auch seit Prometheus, hellenischen Angedenkens, an Feuer dazu. Aber wo in Hellas wäre das Holz? Wer Schiffe baut, meint Herr Fraas, sieht sich vor allem nach Holz um, desgleichen wer Eisen gewinnt, Glas schmilzt, Häuser baut, Zucker siedet, Kalk brennt, kurz, wer Fabriken errichtet, braucht Holz und oft noch mehr Wasserkraft, bewegendes Wasser und Dampf! Aber eben diese beiden Elemente irdischer Glückseligkeit, Holz und Wasser, woran das alte Hellas so überreich gesegnet war und welche Deutschland noch ohne Gefahr verschwenden kann, sind in den ent-

ſcheidendſten Gegenden Neugriechenlands abgeſchwendet und ausgetrocknet.

Oelbaum- und Knopperneichenpflanzungen mit etwas Kermes und Strandföhren ausgenommen, hat das junge Hellas in leicht zugänglichen Landſtrichen heute keinen Wald. Erſt in einer Höhe von dreitauſend Fuß bilden Edeltannen und zahme Kaſtanien jene maſſenhaften Baumpflanzungen, die man in Mitteleuropa Wälder nennt. Mit dem Vordringen des Wüſtenklima ward die breitwipfelige Pinie, die Schwarzföhre, die Tanne und der hohe Wachholder in kühlere, luftigere Höhen gedrängt, zogen die meiſten Eichenarten der alten Welt in verſtümmelten, von ſo vielen Angriffen der Cultur und Zerſtörung gebliebenen Reſten in die ſchattigen Schluchten der Hochgebirge hinauf, wo noch reiche Quellen ſprudeln und die Lüfte feuchter ſind. Dahin zogen die Steineiche, die filzblättrige und breitblättrige Eiche, der Haſelſtrauch, die zahme Kaſtanie in großen Schaaren, die Manna-eſche, die ſpärliche Ulme, die häufige Hopfenbuche und die eßbare Eichel der Arkadier, die mythiſche Frucht der erſten Geſchlechter, denen „Malvengemüſe und Aſphodill noch köſtliches Labſal war.“ Nach Theophraſt wuchſen in der Ebene Griechenlands die Kornelle, die Eiche, die Hopfenbuche, die Stechpalme, die Eſche und der Ahorn, welche jetzt alle in die Gebirge hinaufgezogen ſind. Dagegen hat ſich die knoppernliefernde Aegilops — der Baum mit dem „geradeſten, plattеſten und höchſten Stamme“ — aus den unbebauten Gegenden des Theophraſt verkrüppelt und hülfeſuchend in bebaute Gegenden hereingeflüchtet. Völlig verſchwunden aber und in nördlichere Länder ausgewandert ſind die in Althellas häufigen Arten der zartblättrigen gemeinen Linde, der Taxbaum, dieſer Zögling ſchattiger und feuchter Vorberge, von dem man jetzt nur noch ſelten meiſt buſchartige Exemplare auf den höchſten Bergen findet; ferner die Hainbuche, die Buche und

die Erle des Homer, und mit wenigen Ausnahmen die „speerliefernde Kornelle“ und die hohe Esche der alten Zeit.

Wenn nun aber aus den Niederungen Griechenlands, aus den Vorbergen und leicht zugänglichen Orten die genannten Nadel- und Laubholzbäume alle ausgewandert oder verschwunden sind, so ist doch sicher eine andere Pflanze auf die verlassene Stelle nachgerückt oder haben sich früher beengte Gattungen freier ausgedehnt? In die verlassene Stelle hochstämmiger Waldbäume sind dicht- und hartblättrige, filzbedeckte, dorn- und stachelreiche Gesträuche, kurzes Unterholz und immergrünes, schönblühendes Gebüsch, der Erdbeerbaum (Arbutus Unedo und Andrachne), die Myrte, der Oleander, die Pistazie, die Kermeseiche, der Rosmarin, der Thymian — die Flora der Trockenberge mit dem Johannisbrodbaum, mit der Acacia, der Celtis australis und dem grauen Oleaster nachgerückt. Hochwälder alter Art sind in Griechenland nur geblieben in Orten, wo der Mensch nicht ist, oder wohin er mit seinen Bedürfnissen und seinem Verwüstungstrieb nicht leicht gelangen kann. Solche Gegenden sind noch im hochgebirgigen Theil von Aetolien und Ostakarnanien, in Phthiotis, im mittlern Euböa, am Cyllene und Taygeton. Aber was nützen diese Holzreichthümer im schwer zugänglichen Gebirge, wenn Forstcultur und ökonomische Benützung selbst für albanesische Bergbewohner unmöglich ist und Bauholz von Triest in Athen heute noch wohlfeiler als vom Tannenwalde des nur eine Stunde entfernten Parnes zu stehen kommt?

In Südfrankreich hat die lange Culturzeit dieselbe Holzverwüstung herbeigeführt, mit denselben Folgen und mit derselben Noth wie in Griechenland. Das gallische Volk ist aber vor dem Kampfe wider die Natur selbst und wider das drohende Wüstenklima, seine Wärme, seine Trockenheit und seine Gußregen nicht zurückgewichen, und die dürren Halden der kreidereichen Provence,

ſagen die Acten, ſeien wieder angeflogen, und die Wolke, die jetzt ohne Labſal vorüberzieht oder zerſtörend niederrauſcht, werde im Lande der Troubadours bald wieder ſegenträufelnd und heimiſch über ſchattenvollem Bergwald hängen.

Warum macht man den Verſuch nicht auch in Griechenland? Man hat ihn ſchon gemacht, und zwar früher, als ſie in Frankreich an künſtliche Bepflanzung der nackten Berge dachten. Schon vor zwölf Jahren dachte die deutſche Verwaltung an Forſtculturen im ebenen, zugänglichen Lande des jungen Hellas, an Erzeugung von Hochwald mit Turnus-, Hell- und Dunkelſchlag, wie es bei den Deutſchen ſelber Sitte iſt. „Der helleniſchen Idee", ſagt Hr. Fraas, „mußten ja Eichen für Dryaden und Quellen für Nymphen gegeben werden." Während die Verſuche künſtlichen Waldanfluges in Languedoc gelungen ſein ſollen, ſind ſie in Griechenland überall ohne Erfolg geblieben. Ebene und Vorberge ſind noch kahl ausgebrannt wie zuvor, und die Staatsweisheit, auf den Waldſchöpfungsact verzichtend, beſchränkte ihre Sorge klüglich auf Rettung und Erhaltung deſſen, was noch vom alten Reichthum übrig war. Allein ſelbſt gegen dieſes weiſe und wohlthätige Streben der oberſten Gewalt legte Natur und Sitte des griechiſchen Volkes Verwahrung ein. Forſtwald und Griechen, wie ſie heute ſind, können nebeneinander nicht beſtehen. Wo denn, ſagt Hr. Fraas, ſollte der Unterhalt der Heerden — der halbe Reichthum des Landes — herkommen, wenn nicht mehr Ziegenhirten die Berge durchziehen ſollten? Woher friſches Weidegras auf den nackten Bergen, dürfte man ſie nicht mehr durch Abbrennen des Geſtrüpps mit Aſche düngen? Die Bäume ſelbſt, wie in der Fabelzeit, ſind in Hellas auch heute feudaliſtiſch unterthan. Der Gerber will die Wurzelrinde der Kermeseiche; dem Harzſammler gehört die Strandföhre, deren Anplätzen und Harzgewinnung der Staat bereits als Forſtrentenquelle eingeſchrieben

hat, des Theerschwelens nicht zu gedenken! Das von den Ziegen übrig gelassene Gestrüpp spricht der Kalkbrenner, der Köhler die Steineiche, der Faßbinder die Kastanie, der Schafhirt den jungen Aufschlag auf Hochgebirgsebenen an, und die einzigen Wälder auf den Gebirgskuppen sind von Leuten bewohnt, deren geringstes Verbrechen wäre, wenn ihr Hohn bloß die Forstgesetze träfe. — Wie will man Kakobunioten, Zigeuner, Klephten und nomadisirende Wlachen, d. i. die Hellenen von 1820, an Norm und Waldmaß des Occidents gewöhnen? Oder sind dieses etwa die Elemente des „klugen, ackerbauenden Hellenenvolkes", von dem Strabo spricht? Laubwälder, sagen die Kanzleibeamten, schlagen aus den Wurzeln nach, und was der Krieg verwüstet hat, wird der Friede wieder bringen. Aber Hr. Fraas läßt uns auch diesen Trost nicht gelten und schreibt die Verödung des griechischen Wald- und Wiesenschmuckes weniger dem Kriege als den Gewerben und der Industrie der alten Aera zu. Hr. Fraas glaubt sich sogar berechtigt, die Thesis aufzustellen: „die einmal zerstörte Waldvegetation eines größern Landes, die in ihrer Gesammtheit ebenso wie einzelne Wälder nur in geschlossenem Stande gedeiht, läßt sich ökonomisch nicht wieder herstellen, wenn dieses Land, wie Hellas, von ebenso verletzter und entholzter Nachbarschaft umgeben ist." Mit der Zerstörung der massenhaften natürlichen Vegetation werde das Klima, vorzüglich in Beziehung auf atmosphärische Feuchtigkeit, so verändert, daß der geographische Bezirk der Florconstituenten völlig aus seinen Grenzen verrückt wird; einige Pflanzen wandern aus, neue wandern ein, viele suchen das Gebirge; Wasserpflanzen verschwinden, nur Strandpflanzen bleiben treu, weil sie leicht dem vor- oder zurücktretenden Meere folgen. Wie heiß der Sirocco aus den kahlen, wald- und wasserlosen Wüsten Syriens oder Nordafrika's herüberwehe, hat mancher Deutsche auf hellenischem Boden nur zu oft em-

pfunden; und läge nicht das Meer dazwiſchen — glaubt der Verfaſſer — ſo würde ſich Neugriechenland von der Wüſte Nordafrika's weit weniger unterſcheiden, als es ſeine Entfernung vermuthen ließe.

Nur der Unverſtand kann es dem Verfaſſer übel nehmen, wenn er den romanhaften Phantaſiegebilden des philhelleniſchen Abendlandes wenigſtens in der Vegetation die trockene und ungeſchminkte Wahrheit entgegenſtellt. Was nützt da bemänteln, täuſchen, träumen, falſcher Sinn? Thöricht und unglücklich iſt allemal jener Menſch, der früher handelt, als er einſieht und erkennt.

Nachdem Hr. Fraas den Forderungen der Wahrheit und der langen Erfahrung genug gethan, regt ſich am Ende doch wieder das Mitleiden für das alte, ſchöne Hellas unſerer Jugendzeit. Trotz aller naturhiſtoriſchen Gegengründe, trotz aller ſyſtematiſchen Folgerichtigkeit hat er die Hoffnung „gründlicher Reſtauration" der Wälder Neugriechenlands zu ſeinem und unſerem Troſte doch nicht gänzlich aufgegeben. Er rechnet — ob mit Ernſt weiß man nicht — auf die Hülfe des Mittelmeeres, das die nach Hellas ſegelnden Wolkenzüge mit Waſſerdünſten ſchwängern und die Steppenvegetation aus Attika verdrängen ſoll. In der Zwiſchenzeit mahnt er freundlich auf das Gegengeſchenk, mit welchem Vorſehung und Natur die verſchwundene Pflanzenkraft in Griechenland erſetzen und gleichſam vergüten will. „Hatten die alten Hellenen hohe Stämme zu Schiffsbauholz und mancherlei Gewerken, ſo hat der Neugrieche Braunkohlen aus Kumi, ſtreift er Kermesbeeren ab, ſammelt er Avignonbeeren auf den Bergen, pflanzt er Knopperneichen und Korinthen mit viel Glück, hat er jetzt beſſeres Oel und genießt er ſelbſt Datteln und Heſperidenfrüchte, deren die Alten nur mit Sehnſucht gedachten; und wenn der Grieche heute nicht mehr Stierhekatomben feiern kann, ſo iſt doch Hammelsbraten und Zicklein auch ein Feſt."

In ſo weit bringt Hr. Fraas weder die Griechen ſelbſt noch ihre Schirmvögte im Abendlande durch gar zu grelle Farben in Beſchämung und Verlegenheit. Eine ſtaatliche Exiſtenz und ſelbſt eine angemeſſene Art materieller Glückſeligkeit hält er auch im bodenverwandelten Hellas für möglich und erreichbar. Nur daß die Bewohner „ausgebrauchter“ Länder im Wettkampfe der Civiliſation erfolgreich mit ſolchen Völkern ringen könnten, deren Natur noch unverletzt oder weniger verarmt iſt; — daß man ferner eine ſolche verſchwundene Natur wieder zurückrufen könne, wie man es nicht nur in Ländern „transacter Herrlichkeit“, ſondern auch in unſerer eigenen Heimat ſeit Jahren in Waldſachen verſucht und mit Millionen dafür kämpft — das glaubt der Verfaſſer nicht und hält deswegen alle Regenerationsverſuche dieſer Art für verlorene Mühe und für um ſo ſchädlicher, als ſie den wahren Standpunct verrücken, auf welchem man, ſtatt Unmögliches zu bezielen, eigentlich das Beſtehende fördern müſſe.

Dieſe ſelbſtändige, geſunde, aus unbewölktem Gemüth hervorbrechende Art, menſchliche Dinge richtig anzuſehen und zu behandeln, iſt es eben, was zugleich mit klugem Seitenblicke auf näher Liegendes und Aehnliches dem Buch des Hrn. Fraas bedeutenden Werth verleiht. Der Verfaſſer ſteht mit ſeiner Theſis freilich nicht allein; ſein ſtärkſter Bundesgenoſſe aber iſt die Zeit und die That, die den Irrthum allein widerlegen und bezwingen kann. Die bis an das Ende der Schrift gleichmäßig ſtrömende Wärme des Styls geht auf den Leſer ſelbſt über, und unſerer Meinung nach zeigt es einen guten Tact, wenn der Verfaſſer über die helleniſche Pflanzenrevolution die Zukunft Europa's und das deutſche Vaterland nicht vergißt. Wie der ſiegreiche Conſul das rieſige Karthago in Flammen ſah, dachte er an die Tiberſtadt und an ihr verborgenes Geſchick:

ἔσσεται ἦμαρ, ὅτ' ἂν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἰρὴ
καὶ Πριάμος καὶ λαὸς ἐϋμμελίω Πριάμοιο!

So geben Baumſchlag und Wieſenflor der Germanen dem waſſerloſen Iliſſus gegenüber melancholiſche Gedanken. Wie mag es von heute an in zweitauſend Jahren im hochcultivirten Deutſchland beſchaffen ſein, da man ſchon ſeit einem Säculum im Lande, welches Cäſar und Tacitus als ein wolkentrübes, undurchdringliches Waldgehege ſchildern, über Abnahme der Buchen- und Eichenwälder, der Zirbelkiefer und des empfindlichen Taxbaumes, über den verminderten Holzwuchs überhaupt bedenklich wird, und nebenher künſtliche Wieſen- und Waldanlagen und künſtliche Bewäſſerung ſtändige Artikel in den Schriften der Waldbeſchirmer ſind? Wird auch für uns die Zeit kommen, in welcher Alpenflora und milchige Sommertrift, wie in Griechenland, vor dem nachrückenden Steppenklima um mehrere tauſend Fuß in die Höhe flüchten, und ſtatt der Frucht der Haſelſtaude und der Süßkirſche, wie heute in Südmorea neben der goldenen Pomeranze auch der Maſtixſtrauch, die Terebinthe, und neben Ziergewächſen aus Afrika und Auſtralien ſogar die Dattelpalme von Babylon gedeihen ſoll? Solche Fragen ſind nicht müſſig. Sorgen und Gedanken ziemen dem Verſtändigen; ruhig und zufrieden iſt nur der Thor.

Das Wildbad.

(Juli 1856.)

Also den 21. Juni um vier Uhr Nachmittags ist in Begleitung des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Würtemberg die Kaiserin Wittwe von Rußland mit ihrem zahlreichen und glänzenden Hofstaat zum Gebrauch der gesundheitspendenden Thermen in Wildbad eingetroffen.

Wäre ein Wesen höherer Art, um die Hütten der Sterblichen zu besuchen, vom Olymp herabgestiegen, Neugierde und Erwartung könnten nicht gespannter, Achtung und ehrfurchtsvolles Entgegenkommen nicht heißer sein, als sie es in diesem feierlichen, für die Gegenwart wie für die Zukunft des kleinen Städtchens bedeutungsvollen Moment gewesen sind. Die Neuheit des Gegenstandes und die den Menschen angeborne Begierde irdische Größen anzuschauen, hatten alle Gemüther erfaßt, kein Fenster, kein Plätzchen, wo die Czarin vorüber fuhr, blieb im engen Oertchen menschenleer; Triumphpforten, Blumenkränze, Laubgeflechte und Guirlanden von Jasmin, Maienbäume und junge Tannen zwischen hellgrünen Birken mit silberweißer Rinde schmückten, wie zu München am Frohnleichnamstag, Häuser und Straßen des Städtchens, und von den Dächern — am schönsten und geschmackvollsten vom Klumpp-Hôtel — flaggten klug und patriotisch die russischen Tricolor- und die schwarzrothen Fahnen des Königreichs Würtemberg. Hôtel Belle-vue aber, ein dem

Grafen Dillen gehöriger Neubau mit Balcon und Säulenthor — auf einer ſanften, baumgrünen Schwellung am Rand des Städtchens — ward durch verdoppelte Sorgfalt als czariſche Baderesidenz mit kaiſerlicher Pracht ausgerüſtet. Die königlichen Gärten von Berg und Roſenſtein hatten ſich zum Theil ihres Blumenflores entkleidet und ihr tropiſches Pflanzengrün dem geheimnißvollen Dunkel des kühlen Schwarzwaldes anvertraut, damit der Uebergang von den luſtigen Cypreſſenhainen Oliveto's in die ſchweigſamen Nadelwaldungen um Wildbad nicht gar zu fühlbar ſei.

Am Tage nach der Ankunft beſah die Kaiſerin (zu mehrerer Bequemlichkeit des ſchauluſtigen Publicums) in einer halbgedeckten niedern Rollchaiſe ſitzend den feſtlich geſchmückten Ort, und bei eintretendem Nachtdunkel warf die hausbreite, bodenflache, an beiden Enden links und rechts mit gedeckten Säulenhallen, mit Schattenpavillons, mit Alabaſtervaſen, mit Marmorbildern und mit immergrünem Buſchwerk ſinnvoll geſchmückte Enzüberbrückung, die die beiden Klumpp-Hôtels verbindet, Gruß und Willkomm des Beſitzers in Brillantfeuer auf die Fenſterſcheiben des kaiſerlichen Gaſtes hinüber. Wenige oder Niemand von den Gegenwärtigen hatte die Czarin je geſehen, aber die ätheriſch verklärten und irdiſcher Fülle völlig baren Umriſſe der erhabenen Fürſtin konnte ſich Jedermann erklären. Die Sehnſucht nach dem verlornen Lebensgefährten, dem mächtigſten, ſchönſten, ſtolzeſten und glücklichſten Mann des Jahrhunderts, hat das Lebenselement verzehrt und in der ausgeſengten Hülle, wie bei der Narciſſuskranken Echo der Verwandlungen des Ovidius, nur den klangvollen Silberton der Stimme zurückgelaſſen,

sonus est, qui vivit in illa.

Die Sebaſtopoler Verdrießlichkeit und der Friede von Paris — das konnte der Czarin überall nicht entgehen — haben in

Stellung und Gesinnung der Deutschen den Russen gegenüber nichts geändert, und wenn es nöthig wäre, von neuem bewiesen, daß wir in unsern Gefühlen nicht bloß wesentlich galant, sondern in Sicherung unseres Vortheils nebenher auch gute politische Rechenmeister sind.

Für den Augenblick ist das kleine Wildbad mit vornehmen, reichen und hochgestellten Russen überfüllt und träufelt ein ausgiebiger und äußerst fruchtbarer Regen moskowitischer Goldimperialen auf das bescheidene, wohlgesittete und vom Luxus der Großbäder noch nicht angehauchte Waldstädtchen nieder. Mit ihrem Soldatenleben, wie man weiß, mit ihrer Arbeitskraft und ihrem Golde haben die Russen nie gekargt, und haben es eben deswegen in der Welt so weit gebracht. Selbst dem Ermüdeten gönnt moskowitische Hast zum Heil des Ganzen keine Ruhe und es ist, gleichsam wie ein ambulantes Hauptquartier, mit der kranken Kaiserin auch eine Kanzlei hiehergekommen. Graf Orloff, der Friedensheld von Paris, weilte einige Tage hier, Graf Nesselrode und Prinz Peter von Oldenburg sollen kommen; selbst Graf Morny ist angesagt, und inzwischen nimmt die berühmte Fürstin Lieven die leere Stelle ein. Neben dem alten Herzog von Sachsen-Altenburg wohnt in der Bel-etage bei Klumpp der Fürst Michael Woronzoff, weiland Gouverneur von Süd-Rußland und Schamils langjähriger Widerpart im Kaukasus. Wer sollte beim Anblick dieses gefeierten Mannes mit dem schlanken Wuchs, mit den geistreichen, feingeschnittenen, mehr an die Themse als an die Wolga mahnenden Gesichtslinien und dem funkelnden, selbst im hohen Alter noch nicht erloschenen Augenblitz nicht an das Jahr 1814, an die Nachtscenen von Pethiviers, an die Feenpracht von Alupka und an das Kampfgewühl mit dem stolzen Fürsten der Tschetschenzen denken?

Wollte ich Ihnen die volle Rang- und Namensliste aller

ruſſiſchen und deutſchen Prinzen, Fürſten, Feldherrn, Diplomaten, hochgebornen Invaliden und kriegverſtümmelten ariſtokratiſchen Größen ſenden, welche der Czarin zu huldigen und die heilende Gottheit der Thermen anzuflehen gegenwärtig in dieſem lieblich einſamen Waldthale verſammelt ſind, wahrhaft, Sie könnten bei all Ihrer Deferenz für irdiſche Größe am Ende doch um den Raum verlegen ſein.

Aber was iſt Wildbad? Welche Titel hat dieſer bisher ſo ſelten genannte und in den höhern Regionen ſo viel als völlig unbekannte Ort, um plötzlich den politiſchen Olymp in ſeinen Bereich zu bannen und die eiferſüchtigen Blicke der halben Welt auf ſich zu lenken? Die meiſten Ihrer Leſer würden um eine genügende Antwort auf dieſe Fragen verlegen ſein und mögen deswegen auch einen noch ſo leichten und matten, aber an Ort und Stelle ſelbſt gezeichneten Umriß willkommen heißen.

Wildbad, ein Städtchen von wenig mehr als zweitauſend Einwohnern und kaum über zweihundert Hausnummern, liegt in einer engen, ſchattigen, von Südweſt nach Nordoſt ſtreichenden Waldſchlucht der alten Silva Hercynia, und mitten durch das romantiſch gewundene, oberhalb mit Nadelwald, unten mit Laubholz und ſaphirgrünen Kräuterwieſen ſchwellig eingerahmte, beinahe ſohlenloſe Thal rauſcht ſchlängelnd und mit Gemurmel die durchſichtige ſilberhelle Enz. Das Bett des Waldbaches iſt zwar ſteinig und hat raſchen Fall; die Wellenſtrömung iſt aber dennoch voll, bergfriſch, forellenreich, innerhalb des Städtchens und in der nahen Baumallee mit röthlichem Quaderſtein ſchön eingeufert und trägt in der Form ſchmaler Holzflöße durch tiefeingeriſſene, waldeinſame Schluchten den Reichthum des Landes zuerſt in den Neckar und dann maſſig angeſchwollen auf dem gewaltigen Rheinſtrom in das an Geld reiche, aber an Bauholz arme Niederland hinab.

Das größte Kleinod aber und der geheimnißvolle Talisman, dessen Zauber selbst bis an den Polarkreis reicht und wie Hüons Wunderhorn die Großen der Erde fesselt, sind die am Fuße der wald- und wiesenreichen Thalwand mitten im Städtchen aus dem Felsengrunde hervorbrechenden heißen Quellen, deren Sprudel, wenn sich die vielgerühmte Wunderkraft auch dieses Mal bewährte, zu nicht geringer Beschämung nebenbuhlerischer Wassernymphen im Heilungsproceß der lästigsten und allgemeinsten Uebel des menschlichen Leibes künftighin als letzte Instanz gelten wird.

Von den Mirakeln, welche die Wildbad-Thermen bisher im Stillen gewirkt haben und die Niemand leugnen kann, wollen wir, obgleich wahrhaft Auffallendes und Großartiges zu berichten wäre, doch nichts sagen; eben so wenig soll aber auch von den Bestandtheilen der heilenden Flüssigkeit und von der Art und von der Ursache ihrer Wirksamkeit geredet werden, weil man von ersteren nur Einfaches und Gewöhnliches, von den letzteren aber nach Versicherung der verständigen Aerzte des Städtchens soviel als gar nichts weiß, und der Mensch hier, wie überall, seine Glaubenssätze und seine Wissenschaft nur aus der Erfahrung abstrahirt.

Aber warum hat Wildbad, wenn seine warmen Quellen zu den wirksamsten Deutschlands gehören und sogar mit Gastein um den Preis concurriren, unter den gepriesenen Cur- und Mode-Heilorten der fashionablen Welt bis in die neueste Zeit herab doch nur in den nächst liegenden Landschaften des Schwarzwaldes zur Geltung sich zu bringen vermocht? Man kannte bisher im Allgemeinen weder den Ort, noch seine Kraft, noch seine Gelegenheit, und Niemand darf sich wundern, wenn die Welt nach dem Unbekannten kein Verlangen trägt. Ein deutsches Sibirien, dachte man sich, eisig kalt, wenigstens dreitausend Fuß

über dem Mittelmeere, zwiſchen himmelhohen, öden, traurigen Bergwänden eingekeilt, von der Sonne kaum begrüßt, von aller Cultur und menſchlich-bequemer Lebensweiſe entfernt und unheimlich bei grober Koſt und halbverfaultem Holzgezimmer, wie etwa St. Moriz im Engadin, müſſe dieſes Wildbad ſein. Selbſt die Zugänge konnten in der Vorſtellung der Fernwohnenden nur pfadlos, ungebahnt und halsbrecheriſch mit Mühe und Gefahr über loſes Steingerölle und kluftige Brüche zu den im finſtern Tannenwald winterlich verſteckten Quellen führen. Um einen ſolchen Preis die Geſundheit zu erkaufen, kann ſich nicht Jedermann entſchließen, beſonders wenn man das köſtliche Gut näher und comfortabler zu finden glaubt. Wie grundfalſch und wie weit von der Wahrheit entfernt übrigens dieſe bis auf die letzte Zeit herab im größten Theile Deutſchlands noch herrſchende Vorſtellung ſei, wäre eigentlich ſchon aus dem kurz vorher Geſagten klar. Um aber die Sache recht kräftig zu machen, und alles Einreden, beſonders was die Zugänge in das Heilbad ſelbſt betrifft, vorweg abzuſchneiden, muß hier auch noch von den würtembergiſchen Verkehrsmitteln und Wegbeſtänden einiges gemeldet werden.

Die Entfernung von Stuttgart nach Wildbad wird auf dreizehn und eine halbe Poſtſtunden angegeben, die man entweder direct über Böblingen und Calw mit dem Eilwagen, oder in einer Bogenlinie über Ludwigsburg und Bietigheim bis zur Station Mühlacker auf der Eiſenbahn und von dort über Pforzheim und die Neuenbürger Tiefſchlucht ebenfalls mit dem Eilwagen in etwas weniger als ſechs Zeitſtunden zurücklegen kann. Aus Furcht vor Landſtraßen und Eilwagen überhaupt und in der Vorausſetzung, die Qual werde um etwas kürzer ſein, haben wir den letzten Weg genommen und — nebenher geſagt — auf dieſer kurzen Strecke eine höchſt angenehme Enttäuſchung

erfahren. Man will andere nicht verkleinern und Niemandem etwas ſchlechtes nachſagen, der Wahrheit aber muß man Zeugniß geben und eingeſtehen, daß in Würtemberg die Landſtraßen ſo vortrefflich und die Eilwägen gegen alle deutſche Sitte ſo kunſtvoll und erquickend gebaut und eingerichtet ſind, daß uns nach der ſchlotterigen Bewegung des Schienenwegs die ſechsſtündige Landfahrt ein wahres Labſal ſchien und wir am Ende nur bedauerten, daß der Weg nicht länger war. Die großartigen, bald wildromantiſchen, bald lieblich ſanften Scenerien des Schwarzwaldes mit ſeinen Thalriſſen, Klüften, ſeinem Waſſerreichthum, ſeinen kalten, reinen Quellen und ſeinen warmgrünen Matten ſind aus Auerbachs Novellen Jedermann bekannt; aber eines der reizendſten und das Gemüth tief ergreifenden Landſchaftsbilder, die man in Deutſchland jetzt noch findet, muß der Hochwald zwiſchen Neuenbürg und Pforzheim ſein. So mächtig und geſund ſtrotzen im dichten Baumgedränge die Föhren-, Tannen-, Fichten- und Pinienſtämme, und ſo maleriſch ſchön miſcht ſich die ſeltene Eiche, die Buche, die Birke, der Ahorn und die Linde in das Farbenſpiel! Durch die bunte Waldpracht blickt die Abendſonne und tief unten in der geheimnißvollen Schlucht wälzt die Enz ihre Fluth.

Um Wildbad, nur ſechs Stunden von der Enzquelle, mildert ſich der Ernſt und die Großartigkeit des Landſchaftscharakters und auf den grünen, zu beiden Seiten des Waldbaches matt und wellig aufſteigenden, couliſſenartig hintereinander geſchobenen und größere Fernſicht verſchließenden Thalhalden ſieht man außer den grünen Wieſenmatten überall nur kleine, gartenmäßig eingepferchte und mit Roggen, Gerſte, Haſer und Kartoffeln beſtellte Ackerparzellen, weil es für edlere Getreidearten mehr an Terrain und gedehnten Strecken, als an milder Sommerluft gebricht. Wer ſich aber deſſen ungeachtet die Lage des niedlich kleinen

Heilorts winterlich rauh und ſibiriſch denkt, dem wollen wir nur ſagen, daß dicht ober dem Bad-Hôtel auf der Höhe des Terraſſengartens ſechs zahme Kaſtanienbäumchen ſtehen, die ungefähr zu gleicher Zeit mit den Kaſtanienwäldern am milden Treiſamſtrand vollkommen reife und vollkommen ſüße Früchte bringen.

Der Thalgrund des Städtchens ſelbſt erhebt ſich nur eintauſend dreihundertdreiundzwanzig Fuß über die Meeresfläche und iſt folglich kaum fühlbar rauher, als das rebenumgürtete Stuttgart am Neſenbach und daher von ganz gleicher Milde mit dem warmanelligen Plombières. Die Höhe der zu beiden Seiten des Städtchens in Form muldig eingebrochener Rundkuppen ſanft anſteigenden Waldhügel — Berge ſind es nicht — beträgt ebenfalls nicht mehr als zwölfhundert bis fünfzehnhundert Fuß, und im Badeorte ſelbſt gönnt die naturwarme Erddecke dem Schnee auch keinen langen Aufenthalt.

Wie die Quellenfaſſung, die Badeanſtalt und die gaſtliche Unterkunft in Wildbad früher beſchaffen war, gehört nicht zur Sache. Heute iſt alles neu und mit einer Pracht eingerichtet, wie ſie in dieſem waldſtillen und abgelegenen Thale gewiß Niemand ſucht. Ueber den Thermen ſelbſt hat man in der jüngſten Zeit (1841) auf Staatskoſten aus röthlichem, ſchön behauenem Sandſtein und ganz im mauriſchen Styl einen weitläufigen, das Quellenrevier umſchließenden Palaſt erbaut, deſſen kunſtreiche Fenſterbogen, galerieumſchlungene Plattform, elegante Corridore, hohe, ſäulengeſtützte und durch Glaskuppeln von oben magiſch erleuchtete Bad-Baſſins man ſelbſt in Pruſa und Damaskus preiſen würde. Mit dieſem röthlichen Serai der Thermen eng verbunden und gleichſam unter Einem Dache prangt mit der Fronte dem Platz zugekehrt das königliche Bad-Hôtel, wo der fremde Gaſt ſeine volle Bequemlichkeit, geräumige Curſäle —

ohne Roulette, einen gedeckten Säulengang und, wenn er es begehrt, ſogar lambris dorés und eines Fürſten würdige Gelaſſe findet. Im ſchönſten Wetteifer mit dieſer landesherrlichen Beſtellung bieten das vielgerühmte Klumpp'ſche Doppel-Hôtel zum Bären und das neue Belle-vue, welches für dieſe Saiſon die Czarin allein bewohnt, alles was an Comfort und Eleganz von fremder Bedäbigkeit zu verlangen iſt. Und wenn man den Tiſch bei Klumpp an Feinheit, Reichthum und Geſchmack nicht ſelten über eine Königsküche ſtellt, ſo hat man nicht etwa die eigene Meinung ausgeſprochen, ſondern nur das Urtheil competenter Autoritäten wiederholt. Daß es aber neben dieſem ſoliden Luxus auch an Gelegenheiten minderer Art nicht gebricht, ja Ueberfluß vorhanden iſt, braucht man nicht zu ſagen. Genug, wenn man verſichert, daß in Wildbald jede Ranges- und jede Vermögensſtufe ihre Stellung und ihre Rechnung findet.

Ueber die Erbauung einer Eisenbahn von Belgrad nach Salonik*).

(1861.)

Bericht durch Hrn. Dr. Johann Georg v. Hahn, k. k. Consul für das östliche Griechenland. Wien, mit Schriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1860. Mit einem Vorwort des Einsenders über das gegenwärtige Verhältniß des Türkenthums zur Christenheit.

Seit der Schlacht bei Nikopolis im Jahr 1396 schwärmt der christliche Occident mit That und Wort für die Vertreibung der Türken aus Europa, und heute, vierhundertvierundsechzig Jahre nach dem ersten mißlungenen Versuch, dem schwärmerischen Gedanken thatsächlichen Ausdruck zu geben, sind die Türken noch immer da, und denken, wie es scheint, allen Expulsionsprojecten der Christenheit zum Trotz, vorerst noch länger zu bleiben, wo sie seit bald fünfhundert Jahren sind. In der That, für wenigstens ein Menschenalter hinaus ist die Herrschaft der Osmanli am Bosporus durch den neuesten christlich-türkischen Finanzact garantirt, und vielleicht auf dreimal so lange bannt sie, zu nicht

*) „Dienstag 8. Jannar (1861). Hellgrabe, 11° Kälte gen acht Uhr früh. Noch keine Sonne, Bäume und Sträucher noch immer candirt bei stiller Luft. Letzte allgemeine Revision des Belgrad-Hahn-Artikels mit stylistischen Abrundungen und Correcturen vieler Stellen. Endlich mit Begleitschreiben nach Augsburg abgelaufen, wahrscheinlich der letzte Artikel für die Allgemeine Zeitung." Aus dem Tagebuch Fallmerayers. — Er war es!

D. H.

geringer Beschämung der christlichen Sympathie, das Gesetz politischer Nothwendigkeit auf ihrem Sitze fest.

An wiederholten Versuchen, sich dieser politischen Nothwendigkeit zu entziehen, hat es bis auf die neueste Zeit herab nicht gefehlt. Die Versuche waren aber alle, selbst der letzte und größte, durch die eigene Schuld des intervenirenden Abendlandes wirkungslos, traurig und häufig sogar für diejenigen selbst verderblich, denen man angeblich helfen wollte.

Auf das große Fallıment des letzten Versuches hin sind die abendländischen Schiedsrichter der menschlichen Dinge von der bislang im Einklang mit der öffentlichen Meinung befolgten Politik endlich abgesprungen, und haben, in der melancholischen Ueberzeugung, der allgemeine Friede könne nur durch Lebensfristung des türkischen Reiches erhalten, ihre gegenseitige Eifersucht, ihr Handelsneid, ihr Ländergeiz nur durch Fortbestand des status quo des Orients eingeschränkt und gezügelt werden, Abdül-Medschid Chan I. als legitimen Imperator des byzantinischen Reiches in ihr Consortium aufgenommen und seinen Länderbesitz unter das öffentliche Recht gestellt.

Die Lostrennung jedoch und die quasi-selbständige Constituirung einzelner Randstücke des großen türkischen Staatencomplexes scheinen mit dem großen politischen Heilmittel nicht unverträglich, aber den Glauben, eines der losgetrennten oder noch loszutrennenden Randstücke vermöge als Großmacht das Imperium des Orients zu übernehmen und kräftig zu behaupten, haben die Gewaltigen des Abendlandes auf die Erfahrungen der letzten dreißig Jahre hin wieder aufgegeben.

Zum Dank für das freundliche Entgegenkommen der christlichen Potentaten hat sich der Fürst der Gläubigen verpflichtet, zwischen seinen mohammedanischen und seinen christlichen Unterthanen vollständige Rechtsgleichheit herzustellen und sein Regiment

überhaupt für die Zukunft so einzurichten, daß die beiden antipathischen Volkselemente seines Reiches friedlich nebeneinander leben und gedeihen können.

Was die Hohe Pforte in diesem Sinne bis jetzt ausgerichtet hat, ist nicht bloß unbedeutend und zweifelhaft, es hat sogar den Anschein, der neue politische Verträglichkeitstalisman werde das Schicksal aller vorangegangenen Pacificationsversuche theilen und das Uebel, statt es auszurotten, schlimmer und tiefer einfressend machen, als es vorher je gewesen ist. Der gute Wille hat dem türkischen Staatsoberhaupt nicht gefehlt, es fehlt ihm aber die Macht, weil von den beiden sich feindlich gegenüberstehenden Volksracen keine unter der Bedingung gleicher Rechte ein friedliches Nebeneinander will, und dabei der gegenseitige Haß so unversöhnlich ist, daß er sich, wie die Dinge jetzt stehen, nur mit völliger Ausrottung des Gegners stillen läßt. Die Christen, als der unterdrückte Theil, gehen an Rachsucht und an Begehrlichkeit noch weit über die Islambekenner hinaus, welch letztere, im Besitz alles Reichthums und aller Macht, von keiner Veränderung etwas hören wollen, und nur bei unverrücktem Fortbestand der Dinge, wie sie heute sind, Friede und Duldung zugestehen. Die einheimischen Christen dagegen verlangen ihrerseits nicht bloß das Recht, Grundbesitz zu erwerben, sie verlangen die vollständige und entschädigungslose Expropriation, ja selbst das allgemeine Massacre der mohammedanischen Mitbewohner, wozu sie eben neuerlich nicht zu ihrem Vortheil im Libanon den Anfang machten. Weil es aber den einheimischen Christen, um das Vertilgungswerk selber zu verrichten, an Kraft und kriegerischem Muth gebricht, soll das Abendland, wie ein anderer Ritter von la Mancha, als „deshacedor de todos los agravios“ mit Heeresmacht herbeieilen, um die Execution zu vollziehen, und sie ohne alles eigene Verdienst an die Stelle ihrer Dränger setzen.

Politiſche Phantaſien dieſes Gehaltes ſind keiner ernſthaften Erörterung würdig, und wir fragen nur: welche Macht der Erde etwa ſtark genug wäre, zwanzig Millionen eingeborner, heimatberechtigter Bewohner eines Staates außer Beſitz zu ſtellen oder gar abzuſchlachten?

Aecht tatariſche Vollbluttürken gibt es, ſelbſt mit Inbegriff der früher eingewanderten Seldſchuken, keine zwei Millionen im ganzen Reich, und der große Bevölkerungsſtock, beſonders in der aſiatiſchen Türkei, ſind eingeborne ehemalige Chriſten, die aus Ekel vor der byzantiniſchen Hoftheologie zum Islam übergetreten ſind und heute der chriſtlich gebliebenen Minorität ihrer Blutsverwandten Beſitz und Gewalt überlaſſen ſollen.

Die Kenntniß dieſes Umſtandes iſt in der Politik des Orients entſcheidend, aber in Europa leider weniger beachtet, als man meinen ſollte.

Lindern wir immer mit barmherzigem Sinn das ſelbſtverſchuldete ſyriſche Elend, nur ſoll der wahre Thatbeſtand zu allgemeiner Kunde gelangen, um endlich einmal aus den ewigen Illuſionen heraus und auf den rechten Weg zu kommen. Jetzt ſind aber die europäiſchen Gemüther zu aufgeregt und die chriſtlichen Gefühle über die neueſten Vorgänge in Syrien zu empört, als daß es Jemand wagen dürfte, auch an den Mohammedanern etwas Gutes anzurühmen, oder von dem geringen moraliſchen und politiſchen Werth unſerer leidenden Glaubensbrüder im Orient und von den endloſen Verlegenheiten, Laſten und Bedrängniſſen, die dem Abendland ihre Muthloſigkeit, ihre Prätenſionen und ihre Schwäche bereiten, auch nur ein leiſes Wort zu reden.

Wir beugen uns vor der öffentlichen Meinung und vor dem beleidigten religiöſen Gefühl des Occidents, nur wünſchen wir, die Chriſten des vierten Jahrhunderts hätten das Talent gehabt, neben dem Homuſion des Aegypters Athanaſius auch noch den

theologischen Gedanken des Diaconus Arius zu erfassen, und durch das Erfassen und Dulden dieses berechtigten und nicht auszutilgenden theologischen Gedankens die Entstehung des Islam zu verhindern und gleichsam unmöglich zu machen.

Nun aber der Islam durch die Doppelschuld der morgenländischen Christenheit am Rande von Europa sitzt und bis heute, aus Gründen die wir alle kennen, weder durch die Gewalt der Waffen, noch durch diplomatische Noten und beschworene Friedensverträge, noch selbst durch octroyirte Serailphilanthropie abgethan, gezähmt und beseitigt werden konnte, so bleibt dem christlichen Occident nichts übrig, als sich in die traurige Nothwendigkeit zu fügen und sich mit dem Erbfeind friedlich zu vertragen, so gut es möglich ist. Besser wäre es freilich, wenn die Christen von Byzanz entweder die Thore Europa's besser gehütet und die wilden Asiaten niemals über den Hellespont herübergelassen hätten, oder, wenn sie jetzt stark genug wären, das Unglück eigenkräftig wieder gut machten. Ein solches Heldenwerk trauen sich aber die Beklagenswerthen selbst nicht zu.

Was soll nun geschehen? Wie soll der mörderische Hader der beiden feindlichen Brüder im Libanon zur Versöhnung und das türkische Reich selbst mit dem christlichen Occident fruchtbar und bleibend zur Harmonie gelangen?

Dieses Ziel ist nur auf einem Wege — durch die Umwandlung der Gemüther im Orient zu erreichen.

Ἔκστρεψον ὡς τάχιστα τοὺς σαυτοῦ τρόπους,
καὶ μάνθαν' ἐλθὼν ἂν ἐγὼ παραινέσω —

„Aendere gleich deine Sitten, geh hin und lerne, was ich dir anrathe," sagt Strepsiades in den Wolken des Aristophanes.

Wir glauben indessen einen besseren Rath zu geben, als der geistvolle Spötter von Athen. Denn zur Verwandlung, wie wir

ſie vorſchlagen, bedarf es keiner poſitiven Thätigkeit oder Kraftanſtrengung der chriſtlichen Gewaltträger, keiner Katechesen glaubenseifriger Dogmatiker; es braucht nur ein Nichthindern, ein Geſchehenlaſſen, mit einem Wort — ein uncontrolirtes, volles und friedliches Ineinanderfließen der chriſtlichen Cultur und Lebenspraxis mit der mohammedaniſchen, den ungeſtörten Contact der materiellen Intereſſen, den Reiz gegenſeitigen Gewinnes, erhöhter Lebensbequemlichkeit und verbeſſerten irdiſchen Daſeins — Güter und Motive, gegen welche ſelbſt der Fanatismus und die hochmüthige Ignoranz der Derwiſche aller Länder und Zeiten in die Länge nichts vermag.

Dieſes friedliche, befruchtende und ausgleichende Ineinanderfließen der beiden feindlichen Civiliſationen iſt aber nur möglich, wenn Völker und Potentaten der Chriſtenheit es über ſich vermögen, erſtens, die Legitimität des türkiſchen Beſitztitels und die Gleichberechtigung des Islam mit dem Evangelium auch praktiſch anzuerkennen, und zweitens, ſtatt die morgenländiſchen Chriſten zur Rebellion aufzuhetzen, ſie vielmehr zu belehren, daß ihre Befähigung und ihre Anſprüche auf das Uebergewicht im Orient durch die Schuld ihrer Vorvordern, wie durch ihre eigene Unzulänglichkeit auf immer verwirkt und verloren ſeien, und daß ſie ſich als geborne Unterthanen der jeweilig am Bosporus ſitzenden Centralgewalt mit der Sicherheit der Perſon, des Eigenthums und der freien Bewegung zu begnügen haben. Erſt wenn die Europäer aufhören, die Bekenner des Islam dogmatiſch zu beunruhigen und politiſch zu bedrohen, werden dieſe letzteren ihren Sinn der wohlthätigen Einwirkung der Geſittung, der Humanität, der Friedenskünſte und der materiellen Wohlfahrt nicht länger verſchließen. Werden aber dieſe beiden Bedingungen als zu idylliſch und zu romanhaft von der Hand gewieſen, ſo iſt es ein Zeichen, daß man das Rechte nicht will, und daß

es mit den warmen Versicherungen von Gerechtigkeit und uneigennützigem Wohlwollen den Türken gegenüber nicht voller Ernst sei.

Wir setzen das Bessere voraus, und fürchten auch keinen Widerspruch, wenn wir behaupten: durch Mehrung der Verbindungswege, durch Hebung des Handels, durch Erleichterung des persönlichen Verkehrs, durch Anlegung von Canälen und Eisenbahnen, und besonders durch Gewährung von Geldanleihen, werden die Dinge im Orient nach und nach eine andere Gestalt annehmen, werde der natürliche Geselligkeitstrieb der Völker und der gegenseitige Vortheil das weiland gefürchtete, jetzt von der unwiderstehlichen Superiorität der christlichen Heeresmacht gründlich überzeugte, am Scheideweg großer Entschlüsse stehende und in Zukunft als Grundlage des europäischen Gleichgewichts dienende Türkenreich ohne Mühe und Sorge der Gewaltigen und der Diplomaten langsam zwar, aber sicher und, so weit es die asiatische Natur erlaubt, vollständig in den Kreis des humanen Europäismus herüberziehen.

Als ein besonders wirksames Instrument der Civilisation und als einer der sichersten Wege, das schroffe, exclusive und feindselige Wesen der Völker zu gegenseitiger Annäherung und Freundlichkeit auszuglätten und die blinden Vorurtheile wegzuräumen, hat sich, wie man weiß, die Eisenbahn herausgestellt. Im Verständniß dieser beglückenden Theorie sind aber die beiden Chalifate von Alt-Rom und von Neu-Rom noch am weitesten zurückgeblieben, da man, um von ersterm nichts zu sagen, in den türkischen Staaten außer der Bahn von Alexandria über Kairo nach Suez nach langer Zögerung und im flagranten Widerspruch mit dem alterstarrten Osmanlithum nur erst die kurzen Strecken von Smyrna bis nach Aidin und von Rassowa bis Kustendsche mit Schienen zu belegen wagte.

Leitender Gedanke des ganzen von Europäern zu conſtruirenden türkiſchen Bahnnetzes wird, neben der Flüſſigmachung der verborgenen Reichthümer Vorderaſiens, immer die möglichſt ſchnelle und möglichſt beaueme Verbindung zwiſchen Oſtindien und England ſein. Zu dieſem Zweck hält Hr. v. Hahn nach ſorgfältigſter Berechnung der Diſtanzen von Alexandria nach Trieſt, Genua und Marſeille unter allen europäiſchen Buſenhäfen den von Salonik für die natürlich gegebene Scale des anglo-indiſchen Verkehrs, wenn Salonik durch eine lückenfreie Eiſenbahn mit Calais-Oſtende verbunden wird. Die Entfernung von Salonik nach Alexandria ſtellt ſich nur auf ſechshundertſiebzig Seemeilen, während die von Trieſt eintauſendzweihundert, von Genua eintauſenddreihundert und von Marſeille gar eintauſenddreihundertachtzig beträgt*). Wenn daher zwei Dampfer, die den gewöhnlichen Weg von zehn Seemeilen per Stunde zurücklegen, gleichzeitig von Alexandria abſegeln, ſo geht der eine in dem Augenblick bei Salonik vor Anker, wo der andere noch ſiebenhundertzehn Seemeilen bis Marſeille zu machen, alſo bei günſtigem Wetter noch einundſiebzig Zeitſtunden auf der See zu ſchwimmen hat. Stünde nun Salonik mit Calais-Oſtende durch einen Schienenweg in Verbindung, ſo könnte die Locomotive im Verhältniß von zwölf Wegſtunden in einer Zeitſtunde den ganzen auf beiläufig ſechshundertſiebzig Stunden berechneten Raum von Salonik über Belgrad und Wien an das Aermelmeer bei Calais in ſechsundfünfzig Zeitſtunden durchlaufen, und folglich die oſtindiſche Poſt, allen Aufenthalt eingerechnet, in derſelben Zeit nach London bringen, in welcher jener zweite Dampfer bei günſtigem Wetter erſt Marſeille erreicht.

*) Die Seemeile iſt der vierte Theil einer deutſchen Meile, d. i. eine halbe Wegſtunde. In der Schifferſprache ſind Seemeile und Knoten ſynonym.

Um die ganze Fahrzeit von Marseille über den Pas de Calais nach London wäre also, von Alexandria aus gerechnet, die Saloniker Linie kürzer als die Linie von Marseille.

An diese große Zeitersparniß hat unter allen Europäern Hr. v. Hahn als einer der ersten gedacht, und hiezu den einfachsten und natürlichsten Weg angedeutet. Die Bahnstrecke von Calais über Passau und Wien an das linke Donauufer Belgrad gegenüber wird bekanntlich in Zeit von weniger als drei Jahren lückenfrei dem Verkehr übergeben sein. Daß aber die Entfernung von Belgrad nach Salonik nur einhundertsechsundfünfzig Wegstunden betrage, und dieser Zwischenraum für Anlegung eines Schienenwegs von der Natur vorzüglich begünstigt sei, hat man bei der mangelhaften Kunde der politisch-geographischen Zustände der europäischen Türkei bisher nicht gewußt, und auch nicht wissen können. Es herrschte nämlich bei den westländischen Geographen bis auf die neueste Zeit herab die Vorstellung, es streiche auer durch den illyrischen Continent von der Küste des adriatischen Meeres ostwärts bis zum Pontus Euxinus eine Centralalpenkette, eine Art Hindukusch voll unwegsamer Steilseiten, tiefer Schluchten und Alpensteige, die höchstens für Saumrosse den Durchgang möglich machen.

Gegen das Dasein einer westöstlichen Centralalpenkette zwischen der Adria und dem schwarzen Meer hat Amy-Boué in seinem vortrefflichen Werk „La Turquie d'Europe" bereits vor zwanzig Jahren protestirt, und zugleich von der Existenz eines Fahrwegs von Belgrad nach Salonik erzählt. Bei der Gleichgültigkeit aber, deren sich in Europa alle Werke und Studien über das illyrische Dreieck erfreuen, blieb auch das geographische Nervum Amy-Boué's gänzlich unbeachtet. Erst Kiepert ließ, auf diese von Jedermann vernachlässigte Notiz hin, in seinem großen

Kartenwerk über die europäiſche Türkei neuerlichſt den Mythus eines weſtöſtlichen Queralpenſtocks in Illyricum endlich fallen. Doch zur Angabe der wahren Bodengeſtalt des alten Dardaniens, wo nach der allgemeinen Vorſtellung die „chaine Moesique“ vorüberſtreichen ſollte, fehlten auch Kiepert die Mittel, und es blieb eine Landſtrecke im Süden von Serbien um das Quellgebiet der Morawa und des Wardar, gegen zwanzig Stunden lang und breit und folglich von etwa hundert Quadratmeilen Flächeninhalt, auch auf der Kiepert'ſchen Karte noch terra incognita.

Das volle Verſtändniß oder vielmehr den geometriſchen Ausweis über die Terrainform dieſes noch unbekannten Theils der europäiſchen Türkei, ſowie über die Wirklichkeit einer fahrbaren von Nord nach Süd, von Belgrad nach Salonik ſtreichenden Naturrinne hat uns Hr. v. Hahn gebracht, und mit dieſer Probe iſt zugleich die Möglichkeit eines Schienenwegs von Belgrad nach Salonik gegeben. Dieſen ſchöpferiſchen Gedanken, zwiſchen Europa, Aegypten und Oſtindien die kürzeſte Verbindungslinie mittelſt einer Dampfbahn durch Illyricum herzuſtellen, nährt und pflegt Hr. v. Hahn mit der wärmſten Eiferſucht, und hat, wie aus dem Reiſebericht an die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften in Wien hervorleuchtet, die Verwirklichung deſſelben zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht.

In Geſellſchaft competenter Begleiter hat Hr. v. Hahn die künftige längs den cascadenloſen Rinnſalen der Morawa und des Wardar durch Serbien und Macedonien laufende Bahnſtrecke in einem Dreiſpänner befahren, und den Boden im Allgemeinen überall ſo flach und plan gefunden, daß eine Locomotive während der ganzen hundertſechsundfünfzig Stunden langen Strecke nur ſiebenzehn eine halbe Wegſtunden Fluß-Défilés zu

passiren hätte. Diese Fluß-Défilés fallen auf das Quellenland der nordwärts fließenden Morawa und des in entgegengesetzter Richtung südwärts rinnenden Wardar zu nicht ganz gleichen Theilen. Hindernisse dieser Art werden beim heutigen Stande der Technik nicht mehr in Rechnung gebracht, besonders wenn die Linie in ihrer ganzen Ausdehnung von Belgrad nach Salonik über keine einzige Höhe führt, und selbst die den Fluß und die Fahrstraße einengenden Terrainschwellungen sich kaum dreihundert Fuß über das Thal-Niveau erheben.

Die Wasserscheide zwischen Donau und Mittelmeer fällt in die Mitte zwischen den Ortschaften Wranja in Serbien und Kumanowa in Macedonien. In diese Gegend verlegen die vor-Kiepert'schen Karten den verbezeichneten alpinen Gebirgszug, der den albanesischen Alpenknoten mit der Balkankette verbinden soll. Statt dieses alpinen Gebirgszugs hat aber Hr. v. Hahn als Wasserscheide eine sumpfige Niederung, eine in der Richtung von Nord nach Süd streichende, und von niederen Höhenzügen begrenzte Thalmulde gefunden, in welcher kein Zeichen darauf hindeutet, daß die aus der Ost- und Westwand der Mulde in die Ebene hereinfließenden Wasser in entgegengesetzten Richtungen als Morawa nordwärts in die Donau, und als Wardar südwärts in den Meerbusen von Salonik auseinander rinnen.

Von dem Puncte, wo die Morawa in die Donau mündet, stromaufwärts bis Kumanowa, beträgt die Entfernung gegen siebenzig türkische Reitstunden und diese ganze Strecke rechnet Hr. v. Hahn zu den von der Natur begünstigtsten Bahnlinien im südlichen Europa. Die eigentlichen Schwierigkeiten sollen erst zwischen Kumanowa und Salonik beginnen. Wo aber diese Schwierigkeiten eigentlich seien, und worin sie bestehen, ist aus dem bis jetzt gedruckten Abschnitt des Reiseberichts nicht ganz

deutlich zu erfahren, weil der Antragsteller weder in gerader Linie längs dem Wardarfluß noch auf dem Fahrweg über Istib, sondern auf Umwegen über Uskup (Skopia) vom vielbesagten Kumanowa nach Salonik gekommen ist. Aber auch in dieser Richtung mußte Hr. v. Hahn nur bei einer, wie man ihm sagte, leicht zu umgehenden Paßhöhe, und dann ein zweites Mal bei der breiten Wardarfurt vom Wagen steigen, so daß die Ausführbarkeit eines Schienenwegs von Belgrad nach Salonik im Princip vollständig erwiesen ist, die nächste und bequemste Richtung der Linie aber auf der zweiten Weghälfte durch kundige Ingenieure erst noch auszumitteln und vorzuzeichnen wäre.

Die Wichtigkeit des Unternehmens und die gesegneten Folgen, welche durch Belebung dieser Hauptarterien des Welthandels für Deutschland im Allgemeinen und für Oesterreich insbesondere erwachsen müßten, braucht man nicht erst mit Worten hervorzuheben. Wien müßte in kurzer Zeit zur Größe und zum Rang einer Welthandelsstadt emporsteigen, und selbst für die möglicher Weise zu verlierende Adria-Passage wäre durch diese neue Einrichtung das vollgültigste Supplement gefunden. Und doch wird bei der Langsamkeit der abendländischen Geister, bei der Gewohnheitsliebe und der dem Menschen angeborenen Abneigung selbst gegen vortheilhafte Neuerungen, aller Hemmnißlosigkeit von Seite des Terrains wie der Politik ungeachtet, die Verwirklichung des Hahn'schen Gedankens noch lange auf sich warten lassen.

Eben weil das Project nützlich und leicht durchführbar, aber neu und aus dem Kopf eines Deutschen hervorgegangen ist, wird man es zur eigenen Beruhigung vorerst überall für ein Spiel erhitzter Phantasie, für eine niemals zu verwirklichende Chimäre erklären, und nur um so hartnäckiger auf der alten

Bahn verharren. Hr. v. Hahn ist aber vollkommen überzeugt, der Gedanke, wenn einmal in die Oeffentlichkeit geschleudert, werde sich nach und nach der Gemüther bemächtigen, werde gedeihen und wachsen, und sich noch bei Lebzeiten des ersten Urhebers und Antragstellers zur That gestalten, zumal die Kosten des ganzen Unternehmens sich näher an zwanzig als an dreißig Millionen Gulden stellen würden.

Staatsbibliothek München

Reclam'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Geſammelte Werke

von

Jakob Philipp Fallmerayer

herausgegeben von

Georg Martin Thomas.

Dritter Band.

Kritiſche Verſuche.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.

Kritiſche Verſuche

von

Jakob Philipp Fallmerayer.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.

4° 144/282

Der Herausgeber und der Verleger behalten sich das Recht einer englischen und französischen Uebersetzung vor.

Inhalt.

Seite

K. Fr. Neumann: Rußland und die Tſcherkeſſen (1840.) . 3

Marquis de Custine: La Russie en 1839 (1843.) . . 20

Ida Gräfin Hahn-Hahn: Orientaliſche Briefe (1845.) . 57

Auguſt Bürck: Die Reiſen des Venetianers Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert (1845.) 80

Conſtantin Tiſchendorf: Reiſe in den Orient.

Erſter Band (1846.) 113

Zweiter Band (1847.) 134

Heinrich Stieglitz: Iſtrien und Dalmatien (1846.). . . 148

J. A. C. Buchon: 1) Recherches et matériaux pour servir à une Histoire de la Domination française au XIIIe, XIVe et XVe Siècles dans les provinces démembrées de l'Empire Grec à la suite de la Quatrième Croisade 167

2) La Grèce Continentale et la Morée (1846.). 177

Dr. Joſeph Wolf: Sendung nach Bochara im J. 1843—44 (1846.). 214

Dr. Henne: Allgemeine Geſchichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage (1847.) 251

J. B. Haggenmüller: Geſchichte der Stadt und der gefürſteten Grafſchaft Kempten (1847.) 267

Joh. G. Mayr: Der Mann aus Rinn und die Kriegsereigniſſe in Tirol 1809 (1851.) 287

George Finlay: Medieval Greece and Trebizond (1851.)

I. 298

II. 314

Dr. Julius Braun: Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur (1854.) 331

Seite

Dr. Eduard Maximilian Röth: Die Proclamation des Amaſis an die Cyprier (1855.) 353

Edouard de Muralt: Essai de Chronographie Byzantine pour servir à l'examen des Annales du Bas-Empire (1856.) 368

Hammer-Purgſtall: Geſchichte Waſaf's. (Perſiſch und deutſch.) (1856.) 393

Dr. G. L. Fr. Tafel und Dr G. M. Thomas: Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeſchichte der Republik Venedig.

I. (1856.) 413

II. (1857.) 430

Hammer-Purgſtall: Geſchichte der Chane der Krim unter osmaniſcher Herrſchaft (1856.) 438

Moriz Wickerhauſer: Wegweiſer zum Verſtändniß der türkiſchen Sprache (1856.) 441

Madame Bagréef-Speransky: Les Pélerins Russes à Jerusalem (1857.) 457

Dr. Philipp Wolff:

1) Jeruſalem. Nach eigener Anſchauung und den neueſten Forſchungen 474

2) Arabiſcher Dragoman für Beſucher des Heiligen Landes . 479

3) Muallakat. Die ſieben Preisgedichte der Araber ins Deutſche übertragen (1857.) 481

Joh. Joſ. Ign. Döllinger: Heidenthum und Judenthum. Vorhalle zur Geſchichte des Chriſtenthums (1858.) . . 482

G. M. Thomas: Wallenſteins Ermordung (1858.) . . . 494

Karl Freiherr v. Czörnig: Ethnographie der öſterreichiſchen Monarchie (1859.) 498

Madame la Comtesse Dora d'Istria: Les femmes en Orient (1860.)

I. 506

II. 523

III. 539

IV. 549

Nachträgliche Verbeſſerungen:

Zum erſten Bande.

S. XXVII, Z. 4 lies: Cypern, Lycien, Rhodus;
S. XLI, Z. 7 iſt *ν* in *κείνων* ausgeſtrichen.

Zum zweiten Bande.

S. 187, Z. 4 lies: homme millénaire.
S. 296, Z. 3 v. u. iſt u in Zerrümmerung ausgeſtrichen.

Kritiſche Verſuche.

Bayerische Staatsbibliothek München

J. Fr. Neumann: Rußland und die Tſcherkeſſen.

(1840.)

Wer über Jeruſalem, Rußland und Cirkaſſien ſchreibt, braucht ſich in unſern Tagen, beſonders in Deutſchland, kaum mehr zu entſchuldigen. Man mag über dieſe Dinge ſagen was und wie viel man will, Nachſicht, Dank und Sympathie der Leſer ſind für jede nur irgend genießbare Mittheilung voraus geſichert, wäre ſie auch nicht ſo bündig und belehrend, wie die vorgenannte Schrift.

Herr Neumann, ohne Zweifel vom Standpunct ſtrenger Wiſſenſchaft und tüchtiger Schulgelahrtheit ausgehend, iſt in dieſem Puncte freilich etwas weniger duldſam und verwirft in Behandlung hiſtoriſcher Gegenſtände, beſonders in Länder- und Völkerkunde, alle Weitwendigkeit und Generaliſation; er betrachtet vielmehr Monographien, wie die vorliegende, worin von Zeit zu Zeit der überall zerſtreute Stoff geſammelt und kritiſch geſichtet wird, als vorzügliches Bedürfniß und Verdienſt unſerer Zeit.

Publicum und Wiſſenſchaft, fügt er nicht ohne beißende Nebenbeziehung bei, würden dadurch mehr gewinnen, als durch bändereiche Reiſeberichte nach der neueſten Weiſe, worin die Verfaſſer nicht ſelten anſtatt der Länder, die ſie durchzogen, ſich ſelbſt beſchreiben; worin ſie ſtatt der politiſchen und religiöſen Einrichtungen, der Geſetze und Sitten fremder Völker, ihre eigenen frommen Gefühle und patriotiſchen Anſichten, ihre

witzigen Einfälle und geistreichen Plaudereien dem getäuschten Leser zum Besten geben.

Daß eine Monographie über Cirkassien Schuberts zwar vortrefflicher, aber schwärmerischer und stets mit dem „Einen“ liebäugelnder Pilgerfahrt nach Bethlehem ebensowenig als dem aristokratischen Wanderbuche Semilasso's gleichen dürfe, gibt man gerne zu; und daß sich Hr. Neumann in seiner Abhandlung aller frommen Gefühle und witzigen Einfälle zu enthalten verspr che, will man auch nicht tadeln. Wissen möchte man aber, wie eine fruchtbare Monographie über Cirkassien überhaupt möglich sei.

Die kaukasischen Bergvölker haben ja, nach dem eigenen Geständniß des Verfassers, gar keine Geschichte und die dritthalbtausend Jahre ihres historischen Daseins sind, was inneres Staats- und Familienleben betrifft, so viel als vergessen oder waren niemals zur Kunde des Auslandes gelangt. Waffen haben die Cirkassier, schöne Körper und ungebändigten Freiheitssinn; das ist Alles, was man weiß.

Cirkassien ist ein Land ohne Hauptstadt und ohne Hof, ohne Buch und Gelehrtenstand, ohne Luxus und Schlüpfrigkeit, ohne Kunst und Mode; selbst Bau, Lage und Volkszahl sind in der Hauptsache unbekannt. Welchen Stoff bietet es nun für ein 152 Seiten langes, elegant gedrucktes Buch? Hat der Verfasser vielleicht das Land selbst besucht, oder wenigstens mit einem Fernrohr vom Verdeck eines Dampfschiffes, oder von Ghelendschiks Mauerwällen in die Bergtriften und Buxbaumwälder der Tscherkessen hinaufgesehen und dann, wie Marigny, three Voyages to the Coast of Circassia geschrieben? Auch dieses ist nicht der Fall.

Herr Neumann hat alles, was von den ältesten Zeiten her in Europa und Asien bis auf den heutigen Tag über das

Tscherkessenvolk aufgezeichnet wurde, mit Sorgfalt gesammelt, mit Schärfe geläutert, und nicht ohne merkbares Talent in eine handsame Form gebracht.

Preiswürdig wäre eine solche Arbeit zu jeder Zeit, in vorzüglichem Maße ein Gewinn ist sie aber gerade zu dieser Frist, wo man aus Patriotismus und Liebe zu nationeller Ungebundenheit, aus Neid und Eifersucht von allen Seiten Damm und Riegel gegen die schwellende Macht der Moskowiter sucht.

Der kaukasische Bergwall, und das schöne, tapfere Volk von Cirkassien ist in Jedermanns Sinn. Wie viele gibt es aber, selbst unter Diplomaten, Publicisten und Scribenten aller Art, die breit und lang über den cirkassischen Krieg, über die Streitkräfte der Bergvölker, über Najewsky und Sudschuk-Kaleh debattiren, ohne zu wissen, was und wo der Kaukasus ist, und was für Leute die Tscherkessen sind! Mit Neumanns Büchlein und einer guten Karte in der Hand werden wir nicht ein zweitesmal in dieselben Irrthümer, wie einst beim griechischen Freiheitskampf, verfallen.

Handel, Krieg und Neugierde liefern, wie in den meisten Untersuchungen ähnlicher Gattung, auch in dieser die vorzüglichsten Erkenntnißquellen. Die Italiener aus dem Mittelalter, besonders Barbaro und Interiano, neben Britten und Russen der neuesten Zeit, mußten vor andern ausgebeutet werden. Ueberhaupt ist für die Kunde der Länder am schwarzen Meer und des byzantinischen Reiches während der drei letzten Jahrhunderte des Mittelalters Italien eine reiche, aber viel zu wenig gekannte und benützte Fundgrube. Neben den Archiven in Venedig, Genua, Neapel und Turin bergen Privatsammlungen altpatricischer Häuser, oft in Städten zweiter Ordnung, ungeahnte Schätze in ihrem Schooß.

Daß hier nicht von einem gerundeten und wie aus einem

Guß dramatiſch in einander geſchmolzenen hiſtoriſchen Kunſtwerk mit Einleitung, Verwickelung und Kataſtrophe die Rede ſei, verſteht ſich von ſelbſt. Die Natur des Gegenſtandes und das jämmerliche Flickwerk unſerer und aller Zeiten Kunde vom Kaukaſus müſſen gleich vorweg Anſprüche und Erwartungen des Leſers dämpfen.

Zwiſchen der Palus Mäotis und der Kaſpi-See liegt eine verſchloſſene Urwelt, ein Alpenſtock, hoch und breit und bedeckt mit geheimnißvollem Dunkel, die Heimat der ſchönſten und kräftigſten Menſchenfiguren, der wilden Freiheit, des Weinſtocks und der üppigſten Fülle der Natur. Unberührt vom Strudel der Begebenheiten hat der Kaukaſus in ſeinem Schooße ſämmtliche Urbilder der indogermaniſchen Race, ihrer Sprachen und Regierungsformen, gleichſam als Reſervmagazin hinter elfenbeinernen Thoren aufbewahrt. Und beſäße irgend ein Menſch, oder irgend ein Volk die Zauberruthe, dieſes Chaos aufzuregen und alle, ſeit Anfang der Dinge, in den Bergſchluchten gefeſſelten Kräfte loszubinden und ſich dienſtbar zu machen, ſo müßte eine neue Zeit beginnen, und könnte vielleicht zum erſtenmal wahrhaft von allgemeiner Herrſchaft die Rede ſein.

Den Cäſaren, den Groß-Chanen Dſchingis und Timur war der Gedanke freilich zu kühn. Aber die Ruſſen, die ſich Alles unterwinden und an Klugheit und Ehrgeiz die Eroberer aller Zeiten übertreffen, halten den Verſuch keineswegs über ihre Kraft. Und wie alle beglaubigte Weltgeſchichte mit der großen Waſſerkataſtrophe, ſo müßte auch, wenn es gelänge, das geſchichtliche Leben der Kaukaſier mit der Springfluth moskowitiſcher Eroberung beginnen. Daher das Gebrochene, Nebelige und gleichſam Antediluvianiſche der vorliegenden Schrift. Kann man dieſe Arbeit auch mit keinem Vorgänger vergleichen, weil ſie in dieſer Anlage wirklich der erſte Verſuch im Fache iſt, ſo

zeigt sie doch besser, als hundert andere, was der Verfasser an Fleiß und Belesenheit, an Methode und Geschick vermag.

Oekonomisch zerfällt die Schrift in sechs Abschnitte, die ihrerseits zum größern Theil wieder selbst nur Bruchstücke mit kaum fühlbarem Zusammenhange sind. Bei dieser Einrichtung — eine andere ist nicht wohl denkbar — sind hie und da Wiederholungen oder selbst kleine Widersprüche nicht überall zu vermeiden. Hr. Neumann führt aber den Leser selbst darauf hin und verweist redlich genug ad melius informandum. Vom hochmüthigen Charlatanismus und von der überraschenden, ohne vorgängige Studien wie durch Inspiration plötzlich hereinstürmenden Gelehrsamkeit der neuern Schule wird in Neumanns Buch selbst der strengste Richter keine Spur entdecken.

Ist hier auch nicht Ort und Raum für eine erschöpfende Anzeige, so darf man doch dem Leser einen Schattenriß der einzelnen Abschnitte vorüberführen*). Der erste, gleichsam die Vorhalle, mit der besondern Aufschrift: „Der Kaukasus und seine Bewohner", gibt das Panorama der Gebirgswelt. Namen und ihre Bedeutung, Gestalt des Bodens, Vegetation, Wassersystem und Volksstämme, letztere nach Sprache, Sitte und Gemüthsart, werden hier nicht phantastisch, sondern aus geprüften Quellen, und so weit man sie kennt, kurz und bündig geschildert, wozu dem Verfasser die Kunde des Armenischen von wesentlichem Nutzen ist.

Der zweite: „Bruchstücke aus der älteren Geschichte der Tscherkessen", gibt in gedrängter Uebersicht das Wenige, was man aus griechischen Geographen, aus Prokopius und den späteren Byzantinern, aus den flüchtigen Notizen der Armenier, Sasa-

*) Die Rüge kleiner Uebersehen, z. B. die irrig aus dem italienischen Original ins Deutsche übertragene Schreibform Eschisumuni statt Eski-Sumuni (Alt-Sumuni), ist gleichfalls der Detail-Kritik zu überlassen.

niden, Moslim, Perſer und Mongolen bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erfährt, wo die Minoritenbrüder, mit dem Evangelium in der Hand, bei den Tſcherkeſſen vorübergingen und wo auf ihre Fußtapfen hin genueſiſche und venezianiſche Handelsleute die erſte Brücke zwiſchen Cirkaſſien und dem chriſtlichen Occident ſchlugen.

Im dritten Abſchnitt: „Bruchſtücke aus der neueren Geſchichte der Tſcherkeſſen", gewinnt man an der Hand Interiano's das erſtemal eigentlich hiſtoriſchen Boden. Interiano, eine merkwürdige Erſcheinung des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte etwas vom Geiſte der Colombo, Diaz, Gama und Magelhaens in ſich, übertrifft ſie aber alle durch beſondere Anmuth und durch eigenthümlichen Schmelz ſeiner Sittengemälde. Wie in unſeren Tagen der Engländer Bell, drang damals jener reiſende Genueſe in das Innere Cirkaſſiens, aß, trank und verkehrte mit den Eingeborenen, wie es ſcheint, auf hinlänglich vertrautem Fuß, um mit kundiger Hand ein wohlgetroffenes Bild ihres Lebens zu entwerfen. Zugleich zeigt ſich hier ſchon, nach Verdrängung der Italiener aus dem Stromgebiet des Kuban und aus ſämmtlichen Landſchaften ums ſchwarze Meer durch die Osmanli, das eiferſüchtige Buhlen der Höfe von Stambul und Ispahan, um das ſchöne Blut und die reichen Producte der Kaukaſier in ihr Rinnſal zu lenken. Leiſe auftretend geſellte ſich dieſen beiden als dritter Competent Rußland unter Iwan IV. bei, und begann das Spiel, welches bei völliger Vertreibung der Nebenbuhler mit abwechſelndem Glücke heute noch fortdauert.

Der vierte Abſchnitt: „Rußland und der Kaukaſus", bringt das Rieſengenie Peters I. und ſeine weitausſehenden Plane auf die Bühne. Kirchliche und politiſche Hebel, Miſſionäre, Agenten, Schulen, Häfen, Feſtungen und bleibende Erwerbungen zu beiden Seiten des Gebirgs durch Peters Nachfolger bis zu den neueſten

Friedensverträgen von Turkman-tschai und Adrianopel, bereiten mit gänzlichem Erlöschen alles moslimischen Einflusses den letzten Act kaukasischer Freiheitstragödie vor. Hier treffen wir zuerst auf officielle Beschreibung des Gewonnenen, auf annähernde Schätzung des noch Fehlenden, sowie auf die neurussische Staatsdoctrin, welche Vertheidigung uralter und angestammter Freiheit für Aufstand und Usurpation erklärt.

Wichtigster Theil, und gleichsam Kern des Buches ist der Abschnitt fünf, mit der Aufschrift: „die Tscherkessen". Die Russen, vorzugsweise das Volk der Ebene, der Geduld, der eisernen Standhaftigkeit und Disciplin, beginnen Mann gegen Mann einen Kampf auf Leben und Tod gegen die schönen, ritterlich heldenmüthigen und für Naturschönheiten begeisterten „Räuber" im Hochgebirge. Paskiewitsch, der Besieger von Iran und Rum, eröffnet den Reigen. Zehnjährige Stürme auf die unermeßliche, von der Natur selbst zur Abwehr fremden Dranges aufgemauerte Bergfestung blieben ohne Wirkung. Cirkassien ist noch unbesiegt.

In dieser Periode erwacht erst eigentlich Europa's Theilnahme an dem mit romantischem Muth kämpfenden Volk im Kaukasus, und alle öffentlichen und heimlichen Gegner der Russen schöpfen frische Hoffnung, knüpfen Verbindungen an, senden Unterhändler, Abenteurer, Gelehrte, Philologen und Botaniker, Kriegsbedarf, Ueberläufer und guten Rath, um Land und Leute näher zu erforschen, Sitten, Religion und Gebräuche, Zahl, Hülfsmittel, Art und Gemüth zu erkennen. Bequem wäre es freilich, könnte sich das verfeinerte Abendland ohne eigene Mühe mit fremdem Muth und Blut die Russen vom Halse schaffen.

Ueber Kriegsereignisse und Politik redet der Verfasser natürlich nur kurz und beinahe oberflächlich, um die ganze Kraft für Schilderung des Volkswesens im weitesten Sinne aufzusparen.

Hier ist nichts übersehen, und man erinnert sich auch nicht, irgendwo über einen einzelnen Gegenstand der Völkerkunde eine solche Masse kernhafter Notizen auf Einen Punct zusammengedrängt gelesen zu haben. Aus dem in hundert Schriften zertragenen und verschwemmten Material wird mit gelehrter und intelligenter Hand ein schöner Strauß gebunden —

pallentes violas et summa papavera carpens,
Narcissum et florem jungit bene olentis anethi.

Wie fruchtbringend für Untersuchungen dieser Art geschickte Benützung linguistischer Studien sei, hat der Verfasser unter anderm hauptsächlich in Deutung der alten einheimischen Volksnamen Zichen und Tscherkessen bewiesen. Der Volksname Zychen oder Zichen und Tscherkessen komme nicht aus dem Persischen und bedeute nicht, wie man sonderbar genug vermuthete, einen Räuber, sondern er sei einheimischen Ursprungs und heiße, wie die meisten ursprünglich in der Heimat selbst entstandenen Namen der Völker und Clane, Menschen, Leute. Mensch heißt im Tscherkessischen Zichu oder Dsich, und nach Sjögrens Schreibart selbst Dtsuch. Hängt man noch den Artikel r sammt der Pluralendung sche an, so habe man Dsichursche. Der Name Zychoi bei Griechen und Byzantinern sei demnach bloß aus dem griechischen Plural des tscherkessischen Worts Dsich (Mensch) entstanden; so wie andererseits die moderne Benennung Zarkase oder Tscherkesse ebenfalls aus demselben tscherkessischen Worte Zich oder Dsichursche hervorgegangen sei.

Zur Bekräftigung dieser natur- und sprachgemäßen Erklärung fügen wir unsererseits noch hinzu, daß sich der tscherkessische Appellativname Dsuch ungefähr in gleicher Form und Bedeutung in der Volkssprache des innern Tirols bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat. Was man anderswo unter Bube,

Burſch, Kerl und Pallikar verſteht, überhaupt die männliche Hälfte der Bevölkerung, mit dem Nebenbegriff von Derbheit und phyſiſcher Rüſtigkeit, nennt der Inner-Tiroler noch heute Zoch oder Dſoch, Plural Zochen oder Dſochen. In abgelegenen und ſtädtiſcher-Feinheit mehr entrückten Seitenthälern hört man ſogar die Variante Dſuch, gerade wie es nach Sjögren im Tſcherkeſſiſchen klingt. Nach Marigny rühmen ſich aber auch die Cirkaſſier mit den Frengis oder Europäern Eines Stammes zu ſein. Zum Ruhme der Tiroler darf man wohl noch weiter gehen und ſagen, daß dieſes Bergvolk außer dem Appellativ Zoch vielleicht auch etwas von dem hochherzigen Sinn, von der Liebe zur Unabhängigkeit, vom religiöſen Gefühl und vom Heldenmuth ihrer Namensvettern im Kaukaſus beſitze. Während ſich die Völker der Ebene demüthig und gehorſam vor dem fremden Sieger beugten, erhoben die Tiroler Zochen den im Centrum Europa's faſt vergeſſenen Ruf der Freiheit und proteſtirten mit dem Feuerrohr in der Hand unter den deutſchen Völkern allein noch gegen die allgemeine Knechtſchaft des gemeinſamen Vaterlandes. Vielleicht hätten die Deutſchen gerade jetzt vor allen Völkern des Continents, auf den Grund gewiſſer Befürchtungen hin, Urſache, ſich an Sitte und Exempel der Cirkaſſier zu erwärmen.

Nach dem ſinnvollen Urtheil des mehrerwähnten Sjögren trägt in Cirkaſſien ſelbſt die Sprache in ihrem Aeußern den Stempel der Nation und zeugt durch ihre mit Gewalt vorwärts geſtoßenen Laute, durch dumpfen und hohlen Klang, von einem beſtändigen Kampfe, von heftigen Leidenſchaften und vom Beſtreben, Schwierigkeiten aller Art zu überwinden, die ſich der Tſcherkeſſe gleichſam ſelbſt erſchafft, um in beſtändiger Uebung, in beſtändiger Anſtrengung zu bleiben, damit er ja nicht Gefahr laufe, durch Weichlichkeit und Verzärtelung ſeine Selbſtändigkeit

zu verlieren. Von dieſem Streben, Freiheit und ſelbſtändiges Weſen zu bewahren und ſich von jeder Art Verweichlichung fern zu halten, ſei bei dieſem Volke alles durchdrungen: Sprache und Verfaſſung, Geſetze und Sitten, das häusliche wie das bürgerliche Leben.

Bei dieſer Richtung des Nationalſinnes ſagt den Tſcherkeſſen unter allen Staatseinrichtungen eine ſtreng ariſtokratiſche am meiſten zu. Fürſten, Edelleute und freie Hinterſaſſen, Bauern oder Erbpächter ſind die drei ſcharf geſchiedenen, rechtlich conſtruirten Beſtandtheile des Tſcherkeſſenvolkes. Hier iſt das claſſiſche Land der Ariſtokraten, mit dem älteſten und reinſten Adelsblut aller Völker indogermaniſchen Stammes. Es gilt aber auch in Cirkaſſien Niemand für adelig, von welchem man weiß, daß er jemals einer minderen Claſſe angehört, habe er auch mehreren Königen das Daſein gegeben. Dagegen ſoll der Edelmann keine anderen Geſchäfte treiben, als ſeine Beute verkaufen; ſie ſagen nämlich, es gezieme dem Edelmann bloß, das Volk zu regieren und es zu vertheidigen, dann auf die Jagd zu gehen und ſeine Zeit mit kriegeriſchen Uebungen hinzubringen. Beſonders loben die tſcherkeſſiſchen Adeligen die Freigebigkeit und verſchenken, Pferde und Waffen ausgenommen, mit Leichtigkeit jedes Ding. Mit ihren Kleidungsſtücken ſind ſie nicht nur über alles Maß freigebig, ſondern eigentlich verſchwenderiſch, weswegen ſie mit ihrem Gewande häufig ſchlechter daran ſind als ihre Unterthanen. Macht man auch noch ſo häufig im Jahr neue Kleider oder Hemden von carmoiſinrother Seide, wie es bei ihnen Brauch iſt, ſo hilft dies doch nicht; denn es kommen alsbald die Lehensleute und verlangen ſie zum Geſchenk. Es abzuſchlagen oder nur ungehalten darüber zu ſein, gilt für eine große Schande. Sobald man ihnen nun das Kleid abfordert, ziehen ſie es aus, geben es hin und nehmen dagegen das arme Kleid des

gemeinen Mannes, ja selbst die schlechte und schmutzige Hülle des Bettlers. Und so kommt es, daß die Adeligen schlechter gekleidet sind als die gemeinen Leute. Nur an Stiefeln, Waffen und Pferden, die sie niemals verschenken, erkennt man den tscherkessischen Edelmann.

In ganz Europa, nicht etwa in Deutschland allein, sucht man in Folge der heftigen Erschütterungen aller bürgerlichen Ordnung jetzt mehr als je die Proletarier und gemeineren Volksclassen in ihrem Drange nach Macht und Einfluß aufzuhalten und, wie man sich ausdrückt, den völligen Ruin des Adels abzuwehren. Obige Stelle gibt den Aristokraten und Restauratoren unserer Zeit die beste Lection, um welchen Preis sich das gemeine Volk Vorzug und Herrschaft der privilegirten Classen gefallen lasse. Regieren und jagen könnten unsere Edelleute freilich auch. Aber das Volk vertheidigen, beständig in der Rüstung stecken, aller Ueppigkeit entsagen und die Prachtgewänder bis auf das Hemd an jeden Begehrenden überlassen, wären für dieses Zeitalter vielleicht nicht überall ganz annehmbare Bedingungen zum Wiedergewinn der verlorenen Macht. — Wie in anderen Dingen, sind die Russen auch in diesem Puncte viel klüger als die übrigen Völker, und gewiß kennt man in keinem Lande besser als in Moscovien die praktische Wahrheit von Saids Sinnspruch:

Hifsi dewlet der perischan kerdeni sim u ser est
Meddi ihsan rüschtei dschirasei in difter est.

Wirf Gold und Silber weg, die Herrschaft zu erhalten,
Durch Wohlthatfaden wird das Buch zusammengehalten.

Diese politische Ordnung und Ansicht besteht in Circassien seit unvordenklichen Zeiten ohne Erschütterung mit ungeminderter Kraft, und das Volk ist heute noch so frisch und energisch, so unbezwinglich und wohlgebildet, wie in der ältesten Zeit, — ein Vorzug, dessen man sich in unserem Welttheil, wie man so häufig

klagen hört, nicht überall rühmen darf. Freilich gibt es in Cirkaſſien keine Rechtsphiloſophen, keine Bücherſammlungen und kein progreſſives Syſtem. Ob aber alte Nationalität und reiner Adel mit ariſtokratiſcher Ordnung um dieſen Preis nicht zu theuer bezahlt ſeien, iſt eine Frage, auf die man in Deutſchland und in Cirkaſſien nicht dieſelbe Antwort gibt.

Unmittelbare Folge des cirkaſſiſchen Sonderlebens und der Waldeinſamkeit war gänzliches Erlöſchen des Kirchenthums. Gemeiniglich denkt man ſich bei uns Cirkaſſien als ein vollſtändig auf islamitiſchem Fuße beſtelltes Land, voll Moſcheen und Minarets mit Imam und Gebetausrufer, und das Volk eifrig dem Koran und deſſen Praktiken ergeben. Dies iſt aber nicht der Fall, wie man hier umſtändlich und anziehend lieſt.

Cirkaſſien bekannte ſich einſt, gleich den meiſten Stämmen des Kaukaſus, zum griechiſchen Chriſtenthum, und erſt im Laufe des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, folglich lange nach der Einnahme Konſtantinopels durch die Türken, drang zumeiſt unter die höheren Claſſen der Islam ein, jedoch ohne je eigentlich national und lebendig zu werden. Interiano fand noch viele Kirchen und Geiſtliche griechiſchen Ritus'. Heute herrſcht dort eine wunderliche Miſchung einheimiſchen Aberglaubens mit chriſtlichen und mohammedaniſchen Gebräuchen. — Nicht ohne Intereſſe erfährt man aus Neumanns Schrift, daß die Tſcherkeſſen ein höchſtes Weſen, eine Mutter Gottes, und mehrere himmliſche Kräfte zweiten Ranges bekennen, die ſie Apoſtel heißen. Sie glauben an die Unſterblichkeit der Seele, an eine jenſeitige Belohnung und Beſtrafung, je nach dem Betragen in dieſem Leben. Die Wälder ſind ihre Tempel, und ein Kreuz, vor einem Baume aufgepflanzt, bildet den Altar, vor welchem ſie ihr Opfer verrichten, mit Salbung, Demuth und Andacht. — Nach dem Bekenntniß eines gefühlvollen Reiſenden, dem Hr. Neumann in ſeiner Erzählung folgt, machten die from-

men und einfachen religiösen Feierlichkeiten der Tscherkessen in Gottes freier Natur, mitten in der Stille des Waldes, auf sein Gemüth einen unbeschreiblichen Eindruck und erregten Gefühle der Andacht in seinem Herzen, von denen er, wie er gesteht, in unseren Tempeln selten ergriffen wurde. Sie erregten eine Fülle von Gedanken über Gott, Seele und Unsterblichkeit, die lange nachklangen; sie richteten seine Blicke hin auf eine Welt, an die er sonst nur wenig zu denken pflegte.

Der Gedanke, ein so schönes und hochherziges Volk der christlichen Lehre wieder zu gewinnen, hat einen eigenthümlichen Reiz. Die Bergvölker, in der Regel fromm und zu religiösem Stillleben geneigt, empfinden bei aller Eifersucht für freie Bewegung dennoch ein Bedürfniß der Unterwürfigkeit. Und da sie menschliche Autorität nur ungern erkennen, beugen und demüthigen sie sich desto tiefer vor Gott und seinen Repräsentanten, damit irdischer Trotz und halsstarriges Widerstreben gegen fremden Willen um so leichter geduldet und verziehen werde.

Um so aufrichtiger muß man bedauern, daß die unablässigen Angriffe der griechisch-glaubenden Russen auf den Kaukasus jene Völker auf die Meinung brachten, Christenthum und Knechtschaft seien synonym, und mit Annahme des ersteren müsse auf alle nationale Selbständigkeit nothwendig verzichtet werden. Saß und Paskjewitsch haben zur Ausbreitung des Islam im Kaukasus mehr beigetragen, als alle Mollah und Sendboten der Moslim seit tausend Jahren. Nimmt der Kampf nicht bald eine günstigere Wendung für die Angreifer, so müssen die letzten Reste christlicher Praxis in kurzer Zeit verschwinden und einer frischen Saat jugendlich begeisterter Koranstreiter den Platz überlassen.

Mit Recht macht Herr Neumann im letzten Abschnitt auf die Gefahren aufmerksam, die aus dem Schooße einer solchen Umwälzung für russische Macht in Transkaukasien und ganz Mer-

genland entſtünden. Vermuthlich fühlt man dies in St. Petersburg ebenſo gut, und ſpart man wahrhaftig ſeit zehn Jahren keinen Aufwand, dem Kampfe ein glückliches Ziel zu ſetzen. Blei, Gold, Blut und glatte Worte, die man alljährlich gegen Cirkaſſien verſchwendet, haben die Sache bis heute noch um keinen Schritt weiter gebracht. Und eben jetzt ſoll ſelbſt die mit ſo großen Opfern vom Kuban quer über einen Strich Cirkaſſiens zum ſchwarzen Meer bis Anapa gezogene Feſtungslinie unter den Streichen des heldenmüthigen Bergvolkes gefallen ſein *).

In Weſteuropa, beſonders in England, ſchmeichelt ſich Mancher mit der Hoffnung, die Ruſſen werden am Ende, der nutzloſen Opfer müde, wirklich nachgeben und den Tſcherkeſſen innerhalb ihrer Berge den Genuß angeſtammter Freiheit zu nicht geringer Beſchämung und Minderung ihres Credits endlich bewilligen müſſen. Hr. Neumann meint, es ſei Thorheit und eitler Wahn, ſo etwas von den Ruſſen zu erwarten. Jahrzehnte könne der Kampf noch dauern, aber das Ende ſei nicht zweifelhaft; die Ruſſen müſſen triumphiren, weil „Alle, die ſich dem großen Weltengange der europäiſchen Culturbewegung widerſetzen, ſeien ſie innerhalb Europa's oder ſonſt wo auf Erden, von dem Engel mit dem flammenden Schwert vernichtet oder hinausgetrieben werden in die Wüſteneien und Steppenländer zu dem wilden, der Cultur unfähigen Thiergeſchlechte. Solche Völker, welche, unbekümmert um Geiſtesbildung und Zukunft, bloß ihrer Behaglichkeit und ihren thieriſch-egoiſtiſchen Trieben leben, ſind werthlos vor den Augen des Weltenmeiſters; ſie werden früher oder ſpäter zu Grunde gehen, wie Hunnen und Mongolen, Avaren und Türken.“ Was haben, fragt der Verfaſſer weiter, die Chumpken, Tſchetſchenzen, Oſſeten und Tſcherkeſſen jemals für die Menſchheit geleiſtet? Warum

*) Die Nachrichten ſcheinen noch keineswegs verbürgt.

haben ſie die tauſend Jahre, die ihnen Gott in ſeiner Langmuth gewährte, in unverantwortlichem Müſſiggang vergeudet? Warum haben namentlich die Tſcherkeſſen nicht wenigſtens ſchreiben gelernt und eine Conſtitution angenommen? Zeit, meint Hr. Neumann, hätten ſie, von dem Argonautenzuge angefangen bis zum Ruſſenkrieg herab, doch hinlänglich gehabt. Könnten die armen Cirkaſſier dem gelehrten und milden Verfaſſer mit einer akademiſchen Abhandlung über das goldene Vließ oder über den abchaſiſchen Conjunctiv aufwarten, ich glaube, es wäre noch Pardon zu erhalten.

Zum Schluß nimmt Hr. Neumann mit Wärme und Patriotismus die in ihrer Nationalität bedrohten deutſchen Oſtſeeprovinzen in Schutz, ermahnt und bittet die Ruſſen, ja nicht von der Bahn Peters I. abzuweichen, vielmehr, nach dem Vorgange dieſes großen Mannes, jedem Volk, jedem Klan ſeine angeſtammte Sitte, ſeine Religion und Sprache zu laſſen. Auf dieſem Wege nur ſei Rußland groß geworden. Leider habe es aber den Anſchein, als wolle man ſich gegenwärtig von dieſer weiſen Politik entfernen und durch gewaltſame Maßregeln alle Beſtandtheile des Reiches in eine ruſſiſch-ſlaviſche Nationalität umgeſtalten, und ſogar die ruſſiſch-griechiſche Nationalkirche an die Stelle der verſchiedenen Religionen und Culte ſetzen. Das ſei ein höchſt ſchädlicher, gigantiſcher Irrweg und bloß eine mißverſtandene Nachahmung der Römerweiſe, die nimmermehr gelingen werde, nimmermehr gelingen könne. Nach des Verfaſſers Anſicht durften ein ſolches Wagſtück wohl Römer, keineswegs aber Ruſſen unternehmen. Denn die ſlaviſche Welt, und namentlich die Moskowiter, hätten, mit Ausnahme der Sprache, gar nichts geiſtig Eigenes. Alles, was den phyſiſchen Menſchen zum geiſtigen Weſen umgeſtalte, haben ſie aus der Fremde, insbeſondere aus Deutſchland, erhalten, und häufig liege auch dieſer geiſtige aus-

ländiſche Same bloß auf der Oberfläche; im Innern treiben noch Barbarei und Uncultur ungeſtört ihr Weſen. Ungebildete oder halbgebildete, barbariſche oder halb barbariſche Nationen haben niemals langdauernde Herrſchaft über Culturvölker erworben, wenn ſie ſich nicht entſchließen konnten, fleißig und gehorſam zu ihren Unterthanen in die Schule zu gehen. Selbſt cultivirte Staaten, wie z. B. Oeſterreich unter Joſeph II., vermochten es nicht, gegen die natürliche Lebensſtrömung zu ringen und ein äußerliches Aggregat in eine organiſche Einheit umzugeſtalten. An dem großen Joſephiniſchen Schiffbruch möge ſich Moskovien ein Exempel nehmen, damit es etwa nicht am baltiſchen Meere eine ähnliche Demüthigung erfahre. „Slaven! — ruft Hr. Neumann mit eindringlicher, ſtrafender Stimme den fünfzig Millionen Ruſſen zu — was ihr auch immer aufbieten werdet, offene, tyranniſche Gewalt und heimtückiſche Liſt, ihr werdet das vorgeſteckte Ziel nicht erreichen! Ihr werdet den von der Natur den Völkern eingehauchten, eigenthümlichen Geiſt nicht ausblaſen. Das Leben der Racen iſt dauernder denn Eiſen und Erz; es kann zwar auf kurze Zeit gehemmt, unterdrückt werden, bald wird es ſich aber mit Rieſenkraft emporheben, die aufgedrungene Larve abreißen und plötzlich wieder daſtehen in angeborener jugendlicher Friſche und Kraft."

Der wahre Tummelplatz für die überſtrömende Ruſſenkraft ſei Aſien; dort läßt ihnen Hr. Neumann freie Hand. Dagegen iſt er ihrer überwiegenden, gegen Europa herausgreifenden Macht durchaus abhold, oder doch weniger günſtig, und hofft, der Weltſtaat werde ſich endlich in mehrere Reiche auflöſen, damit er in ſeiner „Uncultur" das gelehrte Deutſchland ja nicht hindere, alljährlich zehntauſend Bücher zu drucken und innerhalb der vier Schulwände die fünf Welttheile zu verbeſſern.

In den letzten Zeilen der Schrift erhält endlich auch Deutſch-

land selbst, „das mannigfach in politischer und religiöser Beziehung zerrissene, nach einer freien Bewegung sehnsüchtige und auch emporgereifte Deutschland“, die wohlgemeinte Warnung, alle Selbstsucht auf dem politischen wie auf dem kirchlichen Gebiet abzulegen und in den Zeiten der Noth gerüster dazustehen, wenn es nicht, wie einst in der traurigen Vergangenheit, auch in Zukunft zu Ausgleichung der vielen sich kreuzenden Ansprüche der Nachbarn seine Gauen preisgeben wolle.

Daß wir uns bessern, daß wir aller Selbstsucht entsagen, daß wir kirchlich und politisch einig sein sollen gleich unseren Nachbarn in Osten und Westen, wissen wir schon lange. Man hat es uns schon vor dreihundert Jahren gesagt und wiederholt es fast täglich in Zeitungen und Flugschriften. Aber wer nennt uns das Heilmittel und seine Anwendung?

Hic labor ille domus et inextricabilis error.

Marquis de Custine: La Russie en 1839.

(1843.)

Unſchickliche Eile in Bekanntgebung dieſer Landſchafts- und Sittenſchilderungen wagt dem Herrn Marquis gewiß ſelbſt ein Ruſſe nicht vorzuwerfen, wenn er auch gegen manche Stelle des Inhaltes Proteſt einzulegen hätte. Das Concept, wie es jetzt vorliegt, ward zwar ſchon während der Reiſe unmittelbar nach den Eindrücken der Tagesſcenen niedergeſchrieben, aber erſt nach Verlauf von drei Jahren und nach langer Berathung des Verfaſſers mit ſich ſelbſt und ſeinen Freunden der Preſſe überlaſſen. Ein unheimliches Gefühl — man ſieht es wiederholt und aus mehreren Stellen des Werkes — mahnte vom Vorhaben ab: es wäre für ihn beſſer nicht laut auszuſprechen, was er hinter der Viſla, an der Newa, im Kremlin, an der Wolga geſehen und empfunden habe. Zufrieden, für ſeine Perſon heil und unbeſchädigt aus der Region der drückenden Lüfte entkommen zu ſein, möge er ſich im Stillen des Lichtes freuen und ja nicht, wie jener Heros der griechiſchen Fabel, die Geſpräche der Moskowiten-Götter, bei denen er zu Tiſche geſeſſen, vorwitzig und unbeſonnen dem ſäculariſirten Occident verrathen.

Allein Hr. von Cüſtine kennt noch höhere Intereſſen als die bloß weltlicher Höflichkeit und ſchweigſamer Discretion. Als Franzoſe und als Katholik fühlt er ſich im Gewiſſen verpflichtet, über Rußland um ſo kühner und ſchonungsloſer die Wahrheit

zu ſagen, da Furcht und Eigennutz bisher den wahren Zuſtand der Dinge verborgen habe. Rußland ſei noch weniger bekannt als Indien, und er male eigentlich das erſte wahre Bild dieſer unbekannten Region. Hr. v. Cüſtine, wie Sie ſehen, hat keine geringe Meinung von ſeinen vier Bänden, die er vielleicht nicht ganz mit Unrecht für eine neue ruſſiſche Apokalypſe hält. Nur wird der Leſer nicht gleich errathen, warum ein franzöſiſcher Katholik allein das Privilegium beſitze, die Ruſſen zu conterfeien und den geheimſten Gedanken czariſcher Politik der abendländiſchen Welt zu deuten. Hr. von Cüſtine beweiſt aber dieſes Vorrecht auf das bündigſte. Denn Hr. von Cüſtine, wie er ſelbſt geſteht, hat nur zwei Gefühle: Liebesglut für die Menſchheit im Allgemeinen und Liebesglut für Frankreich insbeſondere. Das Gleichgewicht zwiſchen dieſen beiden Gefühlen herzuſtellen, vermöge nur die Religion, und zwar die chriſtliche, d. i. die katholiſche allein. Nur demüthiger Glaube an Jeſus Chriſtus und an ſeinen Stellvertreter, den Pontifex in Einer Kirche, vermöge den Sturm im Innern der Bruſt zu bändigen und der kranken Seele den Frieden zu geben. Hr. v. Cüſtine fragt, ob ſich etwa der Czar von Moskau als ſichtbares Oberhaupt der Kirche beſſer ausnehme als der Summus Episcopus in Rom? Quelle aller europäiſchen Bedrängniſſe, ja der Ruin des Chriſtenthums ſei der Gedanke: man könne Nationalkirchen errichten und dennoch Chriſt und glücklich ſein.

Wie die Dinge jetzo ſtehen, bleibe der Welt nur das Dilemma übrig: entweder heidniſch oder katholiſch zu werden. Noch ſei die Welt keines von beiden, wenigſtens ſei ſie nicht chriſtlich, was der Marquis langefort allein erkannt habe, heute aber in Europa von Vielen begriffen werde. Nur in Frankreich ſeien erſt wenige Menſchen zu dieſer Einſicht gelangt, und doch hänge die politiſche Stellung Frankreichs und ſein Rang in der Welt nur vom Lebendigkeitsgrade ſeiner katholiſchen Ideen ab. Das Gewicht

dieſes Axioms empfinde der duldſame Louis Philipp und ſein Miniſter, der Proteſtant Guizot, ſo tief, daß ſich beide als die eifrigſten Schirmvögte des Katholicismus geriren, bloß weil ſie Franzoſen ſind. Gegenſatz zu dieſem frei-katholiſchen Occident mit Frankreich an der Spitze ſei Rußland mit ſeiner zur Küchenmagd herabgeſunkenen Nationalkirche und ſeiner durch raffinirtes Eklektiker-Regiment vermummten Barbarei. — Dieſen Ideengang des Verfaſſers darf man nicht überſehen, es iſt der Schlüſſel zum ganzen Werk.

Rußland iſt kein Land der Monumente, der großartigen Vergangenheit, der romantiſchen Gefühle, der ſüdlichen Scenerie. Die troſtloſe Einförmigkeit des Bodens, des Fichtenwaldes, der Sümpfe, der ſcythiſchen Architektur, der Menſchen und ihrer Mühen, ihrer Qual und ihrer Disciplin hat für uns keinen Reiz, man kennt dies Alles zur Genüge. Kataloge der Langeweile zu ſchreiben, verſchmäht ein Mann wie Hr. von Cüſtine. Nur wer das ſittliche Verhältniß zwiſchen dieſer Monarchie von geſtern und dem alten Europa zu erfaſſen und zu deuten ſucht, kann durch ein Buch über Moskovien noch von Intereſſe ſein.

Vielleicht erinnert ſich hie und da ein Leſer des erſten publiciſtiſchen Organs in Deutſchland, daß man die Idee des religiöſen Gegenſatzes, wie ſie durch den Hrn. Marquis mit etwas patriotiſch-galliſcher Beſchränktheit hier nur angedeutet iſt, vor ungefähr einem Jahre in eben dieſen Blättern von einem höhern Standpuncte aus beſprochen und dem ruſſiſchen Staate gleichſam eine durch moraliſche Nothwendigkeit bedingte Stellung in der Weltökonomie angewieſen habe. Obwohl man für die Anatoliker und ihre gewaltigen Wortführer bloß das Recht der Coexiſtenz und der Einrichtung des Staatslebens nach eigenem Ermeſſen aus hiſtoriſchen Gründen angeſprochen, hat das Theorem doch Widerſpruch gefunden und ſogar Beſorgniſſe erregt, gleich-

ſam als hätte man dem ſlaviſchen Erbfeind fatumsmäßig Sieg und Triumph ſelbſt auf deutſchem Boden vorher verkündet.

Man hat nur auf einen ſtarken und wachſamen Nebenbuhler hinter dem lithauiſchen Moor hingedeutet.

Wenn das deutſche Volk einerſeits mit Recht verlangen kann, daß man ſeine öffentlichen Zuſtände ruhig ermeſſe und in einer Weiſe beſpreche, die mit der Größe ſeiner Erinnerungen und mit der Majeſtät ſeiner Weltſtellung nicht im Widerſpruche ſteht, ſo hat ſich doch andererſeits in wenigen Monaten durch die That herausgeſtellt, daß man durch richtige Schätzung des Gegners überall weit beſſer als durch Verachtung deſſelben für eigene Ehre und eigene Wohlfahrt ſorge. Nur aus klarem Erkennen quillt die gedeihliche That.

Welche Rolle wird aber Deutſchland im künftigen Drama zu ſpielen haben, wenn die beiden Hauptpartien von unſern Nachbarn in Oſt und Weſt, von Ruſſen und Franzoſen bereits übernommen ſind? Bei uns war man immer der Meinung, die vierzig Millionen Germanen mit ihrem angebornen unaustilgbaren Trieb nach Staatsſeparatismus und perſönlicher Unabhängigkeit ſeien die natürlichen Gegner der Maſchineneinheit und der grauſamen Caſernendisciplin der Moskowiter. Im Glauben an den unſterblichen Genius der deutſchen Gauen errichten wir dem Cheruſker Armin Bildſäulen und hoffen das alte Problem, bei innerer Getrenntheit nach Außen dennoch furchtbar zu ſein, neuerdings mit Erfolg zu löſen. So lange deutſche Herzen ſich durch das Andenken an die großen Ahnen erwärmen, iſt unſere Sache nicht verloren. Bei Hrn. von Cüſtine, wie unlängſt beim frommen Poujoulat, gelten wir freilich nicht ſo viel. Dieſe Herren bringen Deutſchland gar nicht mehr in Rechnung, man hält uns nahezu für politiſch abgelebt wie das ritterliche Polen und ſeine Nationalität. Wir ſeien ein Volk mit vollen Kiſten,

mit vollen Taſchen und beſonders mit allzeit vollem Magen, aber ohne alle Prätenſion nach öffentlicher Bedeutung, und nebenher noch insgeſammt, Regierer wie Regierte, Atheiſten von Profeſſion. „Deutſchland“, ſchreibt der Hr. Marquis im zweiten Briefe, „iſt das Land materieller Glückſeligkeit, wo die Regierungen der Welt beweiſen wollen, daß die Idee des Göttlichen zur Wohlfahrt einer Nation nicht nöthig ſei.“ Nach Hrn. von Cuſtine wäre dies die letzte Conſequenz des Proteſtantismus, der eigentlich Deutſchland politiſch und moraliſch getödtet habe.

Wie vortheilhaft und großartig wir von uns ſelbſt auch immer denken mögen, ſo geht doch aus den Urtheilen, die man mit betrübender Uebereinſtimmung immerfort an der Seine wie an der Themſe fällt, deutlich hervor, daß wir uns in den Augen der großen Nationen des Auslandes noch nicht politiſch rehabilitirt haben. Wahrſcheinlich müſſen uns die Ruſſen zu dieſer Ehre verhelfen, und zwar auf Wegen der Selbſtvertheidigung, die für Deutſchland allein erſprießlich ſind. Ein unbeſtimmtes Gefühl geht durch alle Gauen, lebt in allen Gemüthern, als müſſe es zwiſchen uns und dem ſlaviſchen Oſten einmal zu ernſthaften, langen und leidenſchaftlichen Erklärungen kommen, in welchen nicht „de gloria, sed de salute certamen est“. Solche Ahnungen ſind durch diplomatiſche Phraſen und erkaufte Worte nicht mehr zu beſchwichtigen. Schon das bloße Beſtreben, gegen unſere Widerſacher gerecht zu ſein, erweckt in Deutſchland Verdacht. Wer es aber vollends wagt, ruſſiſche Glückſeligkeit offen anzupreiſen und zu empfehlen, hat ſich moraliſch ſelbſt vernichtet. Man hat zwar vor Zeiten auch den Galliern unwillige Blicke zugeworfen. Allein deutſcher Zorn gegen dieſes Volk dauert nie lange, iſt gleichſam nur proviſoriſch, erkünſtelt und eingelernt. Mit der Seele und ohne Capitulation haſſen wir nur das Moskowiterthum, ſeine Geduld, ſeinen fanatiſchen Ge-

borſam, ſeine Tyrannei und ſeine Zucht. Iſt das aber nicht ein Kampf gegen Windmühlen? Hat der Czar in ſeinem Palaſte zu Peterhof nicht Hrn. von Cuſtine ausdrücklich verſichert, ſein Reich ſei ohnehin ſchon zu groß, er möchte es lieber in engere Grenzen zuſammenziehen als noch weiter ausdehnen? Den Werth ſolcher Reden kennt Jedermann. Und wenn der Spruch heute wahr iſt, wird er auch morgen gültig ſein? Steht nicht ein Regiment von ſechzig Millionen Tatären am Rande Deutſchlands gelagert und übt ſich raſtlos in den Waffen, während wir im Circus ſitzen und über Schellings Ideal-Reales, wie die Kämpfer vor Troja um Patroklos' Leiche, ringen? Die Gemüther ſind um ſo ängſtlicher bewegt, da ſich — freilich ohne allen Grund — der Verdacht erhebt, als wären die Lenker deutſcher Geſchicke nicht überall im gleichen Grade wie das Volk über die Ruſſen erzürnt und erboſt.

Sicherlich iſt Herr von Cuſtine unſern Nebenbuhlern weit weniger gram, als man nach ſeinen heftigen Tiraden gegen Doppelzüngigkeit, Lüge, Verſtellung und Gleißnerei des moskowitiſchen Despotismus vermuthen ſollte. Hr. von Cuſtine wie alle Frommen ſeines Landes haſſen eigentlich nur England. Und je andächtiger der Scribent, deſto unverſöhnlicher der Groll. Im Grunde findet auch Hr. von Cuſtine des Czars Gleichgültigkeit gegen eine franzöſiſche Allianz bei weitem verdammungswürdiger und ſträflicher, als die Hörigkeit des ruſſiſchen Volkes mit allen tyranniſchen Capricen ihrer Edelleute. Könnte ſich der Czar entſchließen, mit ſeinem ganzen Volke katholiſch und Frankreichs Bundesgenoſſe zu werden, ſo wären im ſelben Augenblicke alle Monſtroſitäten ſeines Regiments im Herzen des gemüthloſen Galliers vergeſſen und verziehen. „Denn eine Nation braucht nur aufrichtig katholiſch zu ſein, um unverſöhnlichen Haß gegen England zu fühlen und von einem Ende der Welt bis zum

andern ein Reich zu erſchüttern, deſſen politiſches Uebergewicht einzig auf Häreſie beruht."

Herr von Cuſtine wird aber doch nicht, wie ein zweiter Ruysbröck, an die Newa gekommen ſein, um den Groß-Chan der Tataren zum katholiſchen Glauben zu bekehren? Ach nein! Herr von Cuſtine, einer uralten und berühmten Familie des ariſtokratiſchen Frankreichs angehörend, hat während der Revolution Vater und Großvater durch die Guillotine, den größten Theil des Vermögens aber durch die Confiscation verloren, und wollte ſich am Ende ſeines bewegten Lebens noch durch perſönliche Bekanntſchaft mit dem Lande der ſtreng disciplinirten Moskowiter in der Liebe zur abſoluten Monarchie, ſowie in der adeligen Abneigung gegen Geſetzloſigkeit und Volksherrſchaft des neuen Frankreichs ſtärken. Allein das Unglück — man ſieht es deutlich — verfolgt den edlen Marquis bis zur letzten Stufe des Lebens. Hat ſich einſt die Demokratie an Blut und Gut ſeines Hauſes tödtlich vergriffen, ſo hat nun Rußland vollends ihn ſelbſt, d. i. ſeine politiſchen Ueberzeugungen getödtet, was nach dem Ausſpruche der Weiſen noch weit ſchlimmer iſt als der phyſiſche Tod.

Herr von Cuſtine kam völlig verwandelt und bekehrt nach Frankreich zurück. Vier Monate in Rußland, meint er, könnten den hartnäckigſten Ariſtokraten mit der neuen Ordnung und der Revolution verſöhnen. Sei auch die Repräſentativregierung in der Theorie ein Unſinn, ſo könne ſie doch auf Blüthe und Glückſeligkeit der Völker durch weiſe Praxis mit dauerhaftiger Wohlthätigkeit wirken. Unzufriedene Europäer möge man ſtatt langer Buß-Sermonen bloß zu den Ruſſen ſenden, damit ſie beim Anblick einer im Princip ſo preiswürdigen, in der Anwendung aber ſo ſchmachvollen Ordnung des unerbittlichen, ſtarren und mit mathematiſcher Regelmäßigkeit functionirenden Mongolendespotis-

mus und ſeiner dämoniſchen Proceduren die unausfüllbare Kluft zwiſchen dem von Knechtſchaft trunkenen Moskovien und dem nach katholiſch-chriſtlicher Freiheit ringenden Occident ermeſſen lernen.

Ich erſtatte bloß Bericht, ohne Zuthat eigener Meinung. Glauben Sie aber deswegen nicht, das ganze Werk des Herrn Marquis bilde eine in ſich gegliederte und logiſch zuſammenhängende Kette von Invectiven eines Neubekehrten gegen ſein verlaſſenes Idol. Hr. von Güſtine hat kein Syſtem; er lobt wie ein Höfling von Verſailles, tadelt wie ein enragirter Demokrat, anatomirt Gedanken und ſpintiſirt wie ein deutſcher Metaphyſiker, ſpöttelt, frömmelt, zerrinnt in breites Salongeſchwätz, flammt auf, dämmt ſich ariſtokratiſch ein, verwickelt ſich in Widerſprüche, wiederholt ſich bis zum Ueberdruß, ſpielt in Antithesen, macht Propaganda, predigt Buße, iſt Anekdotenſammler, Küſter, Sitten- und Landſchaftsmaler, Sentenzenſchmied, Sacriſtan und giftige Läſterzunge zu gleicher Zeit und mit demſelben Talent, aber auch mit derſelben Rückſichtsloſigkeit auf Ordnung und Gedankenfolge. Von einem Compoſitum dieſer Art den Inhalt anzugeben, iſt eine Sache von eigenthümlicher Schwierigkeit. Doch wandert der Leſer mit ſteigendem Intereſſe durch das wundervolle Chaos bis zum Schluſſe des dritten Bandes fort*). Hier, in der ächten

*) Wir verfolgen in unſerem Berichte die moskowitiſche Entdeckungsfahrt des Herrn Marquis nicht in chronologiſcher Ordnung, und bemerken nur im Allgemeinen, daß Hr. v. Güſtine mit dem ruſſiſchen Oſtſee-Dampfboote von Travemünde nach Kronſtadt kam, ungefähr vier Wochen in Petersburg verweilte, mehrere Hoffeſte ſah, Schloß Peterhof und Schlüſſelburg beſuchte, nach Moskau eilte und von dort über Jaroslaw und Wladimir einen Abſtecher zur großen Meſſe nach Nischnji-Nowgorod machte; — daß er von dort wieder nach Moskau und auf dem alten Wege nach St. Petersburg zurück kam und nach viermonatlichem Aufenthalte in Rußland endlich bei Tilſit wieder den erſehnten deutſchen Boden erreichte. Er gibt keine Beſchreibung der Dinge nach Maß und Zahl, er ſchildert nur Eindrücke, Scenen, phyſiſche Erſcheinungen; er philoſophirt, redet, kämpft und ſchreibt ohne Raſt, Tag und

Metropole des Russenthums, in der heiligen Moskwa, unter den phantastischen Bauwerken des Kremlin herumpoetisirend, schildert Hr. von Güstine das innere Leben des russischen Volkes, seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft. Dem Gemälde selbst liegt die fünfzigjährige Regierungsperiode Iwans des Schrecklichen als Folie unter. Der Eindruck ist im höchsten Grade tragisch, tief und bleibend. Tiberius, Caligula, Nero, Domitian und Caracalla in Einer Person geben noch keinen Iwan den Schrecklichen. Wer dramatische Effecte liebt, macht entweder hier den Schluß oder läßt wenigstens eine lange Pause dazwischen liegen, bis er sich an die unerquickliche Steppe des vierten Bandes wagt. Die Russen dürfen sich Glück wünschen, daß man bei uns ihre Sprache nicht lernt und ihre Geschichten wenig liest, weil ihre Leiden, und mehr noch ihre Geduld den Occident mit Zorn und Abscheu gegen Land und Bewohner erfüllen müßten. Denn ein Volk, das solche Prüfungen besteht, einen solchen Herrn lieben, bewundern, ja sehnsüchtig verlangen und nach seinem Hinscheiden aufrichtig beweinen kann, flößt mit Recht Entsetzen ein, erregt aber zugleich den Glauben an eine geheimnißvolle, wichtige, universelle Mission, die ihm von der Providenz in ihren unerforschlichen Wegen vorbehalten ist. Das gefällt mir eben an Hrn. von Güstine, daß er sich in gewissen Stellen des Berichtes über den engen Horizont gewöhnlicher Adepten erhebt und, ohne sich in apokalyptische Visionen zu verlieren, im russischen Volke etwas Höheres erblickt, als excommunicirte Schismatiker oder abgedarmte Soldatenpulke, denen man wenig Brod und viele Peitschenhiebe gibt. Nur ist zu bemerken, daß der streng katholische Marquis den Schlüssel zur slavischen Gnosis weniger in philosophischer Combination, als in der Un-

Nacht, mit einer Nervenaufgeregtheit, die sich ein schneckenblutiger Deutscher nicht erklären kann und die man bei uns „nichtintermittirende Fieberhitze" nennt.

terredung mit dem freisinnigen Fürsten K .... auf der Seefahrt von Lübeck nach dem finnischen Golf gefunden hat.

Fragen Sie ja nicht, was hier unter „slavischer Gnosis“ zu verstehen sei und wie man im internationalen Verkehr zwischen der byzantinischen und der abendländischen Welt von mystischem Ideenspiel, von politischer Geheimlehre reden könne? Denn zum größten Glück der Russen glaubt in Europa noch Niemand, daß religiöse Unduldsamkeit die geheime Triebfeder aller moskowitischen Politik, daß Triumph der Orthodoxie von Byzanz der Grundgedanke des russischen Staates, und daß der Autokrat an der Newa, als sichtbares Oberhaupt der anatolischen Kirche, der gefährlichste Gegner des Summus Pontifex an der Tiber sei. Eine Märtyrergeduld, wie sie in der ganzen russischen Geschichte erscheint, kann nur aus religiösem Glauben kommen, weil einer bloß weltlichen Polizei solcher Zauber über menschliche Herzen nicht verstehen ist. Geduld aber ist in letzter Instanz von gleichem Werthe mit der Ehre, und die Frage: ob Ehre oder Geduld die Herrschaft über die Welt gewinnen, muß im Conflict der gräco-moskowitischen Einheit mit dem in seiner Vielseitigkeit starken Occident entschieden werden. Der Ausgang ist, wie alles menschliche Streben, seiner Natur nach ungewiß und in der Hauptsache unserer eigenen Tüchtigkeit anheimgestellt. Sicher ist nur der Streit, die Antipathie und die Gefahr. Ohne deutlich ausgeprägten Dualismus eifersüchtiger Bestrebung hat die Politik noch nirgend etwas Gutes erzeugt. Unheil wäre nur in dem Falle zu besorgen, wenn hoffärtiges Nationalgefühl uns noch länger hindern sollte, in den Gräco-Slaven eine deutschem Genius und lateinischem Kirchenthum ebenbürtige Kampfpartei anzuerkennen. Eben das ist es aber, was man in Deutschland übel nimmt, weil man sich in der alten Praxis, die slavische Race als [illegible] geringeren Gehaltes und gleichsam als ungeschickte, stutzige Discipel

germanischen Präceptorthums anzusehen, ungern stören läßt. Czar Nicolaj I. hat aber den letzten Faden abgerissen und der Welt das imposante Schauspiel eines zu voller Klarheit des politisch-kirchlichen Selbstbewußtseins erwachten riesenhaften Völkercomplexes dargeboten. Erst unter diesem gewaltigen Autokraten ist Rußland wirklich Rußland,

ex illo Corydon, Corydon est tempore nobis.

Obwohl diese Rede auf eine unbestreitbare und nicht zu leugnende Thatsache hindeutet, hätte ich sie, aus Scheu vor dem wohlbegründeten, höchst nützlichen und patriotisch andächtigen Zorn der Gegner, auf eigene Rechnung nicht mehr auszusprechen gewagt. Zum Glück habe ich dieses Mal nur fremden Ideengang zu verfolgen und eingestandenermaßen in verständlichem Deutsch den Eindruck wiederzugeben, welchen die äußere Erscheinung des moskowitischen Staatslebens auf Sinn und Herz des frommen Aristokraten aus Celtenland gemacht hat.

Wenn Hr. von Custine auch Unrecht hat, den Russen gegenüber nur halbweg und vorübergehend an der Zukunft des Abendlandes zu verzweifeln, so kann doch ein politischer Organismus, welcher Männer von solchem Scharfsinn und von so großer Erfahrung bethört, unmöglich hohles Schattenspiel und leeres Blendwerk sein. Ist es aber auch wahr, wie Hr. von Custine in einer melancholischen Stelle des fünften Briefes besorgt: daß der höchste Grad bürgerlicher Gesittung die Völker unkriegerisch und weibisch mache? Oder, um mich der Worte des Verfassers zu bedienen, „wird sich der lateinische Occident wirklich bis zur Feigheit civilisiren? Wird bei den endlosen Friedenspredigten der ganze Welttheil endlich in lullenden Schlummer versinken und sehnenloses Magistergeschwätz über Metopen und Triglyphen, über antediluvianische Glückseligkeit und über das Austrägalgericht endlich die Verachtung roher und waffenstolzer Fremdlinge auf Europa laden,

bis ſich dann die Schleuſen des Nordpols öffnen und die neuen Weltgebieter ausſchütten?“ Niemand von uns wird eine ſolche Kataſtrophe je für möglich halten!

Wir alle glauben an die Ewigkeit deutſchen Volkes und deutſcher Selbſtändigkeit! Daß phyſiſche Kraft im Dienſt der Intelligenz auf der Welt immer das letzte Wort behalte, leugnet man freilich nicht. Aber wer ſagt denn, daß man in Deutſchland nur Worte machen und nicht auch handeln könne? Zwar ſucht Hr. v. Güſtine ſeine traurigen Ahnungen durch äußere Gründe zu beſchwichtigen und ſeinerſeits die Schwächen des Gegners aufzudecken. Allein beim Anblick der furchtbaren Majeſtät des Imperators und der feenhaften Schöpfungen zu St. Petersburg erwachen die Beſorgniſſe mit erneuter Kraft. Ein Volk, welches die Natur ſelbſt überwunden und ein unermeßliches Kriegslager von Granit, mitten im beweglichen Sumpf troſtloſer Einöden, durch den eiſernen Willen eines einzigen Mannes hervorgezaubert habe, deute auf eine ſchreckliche Kraft. Im Dämmerſchein einer Polariſommernacht durch die breiten Straßen der Czarenreſidenz wandernd, erblickte er mit ängſtlichem Gefühl den jugendlichen Koloß drohend am Oſtrande Europa's aufgeſtellt, und ihm gegenüber die an „Verarmung aller anerkannten Autorität“ hinwelkenden Staatsgeſellſchaften des Abendlandes verzagt und hülflos ihrem Schickſal entgegenbarrend. „In Frankreich“, fügt er hinzu, „iſt der „König“ ein leeres Wort, ein Trugbild; bei den Ruſſen aber iſt der Souverain ein Gott.“ Hr. v. Güſtine glaubt nicht an die kriegeriſchen Tugenden demokratiſch regierter Völker und möchte (Brief 10) im rieſigen Moskovien weniger eine Zwingburg der Welt, als die künftige Auferſtehung der Todten, die Aurora borealis einer allgemeinen Reſtauration erblicken.

In dieſen Vergleichen einer aufgeregten Ariſtokratenphantaſie liegt freilich ebenſo viel Strafendes als Beunruhigendes für die

revolutionären Neigungen des Occidents; aber auf Deutſchland ſelbſt ſind dieſe Witzſpiele offenbar nicht anzuwenden. Die Deutſchen ſind ein wohl disciplinirtes, ordnungliebendes Volk von ſtarken Leidenſchaften, ein Volk, das politiſch ebenſo ſtandhaft liebt, als es nachhaltig und unverſöhnlich haßt. Nur braucht es lange, bis wir in leidenſchaftlichen Fluß gerathen. Setzt ſich aber der öſtliche Koloß, wie man es ſich bei uns durchaus nicht nehmen läßt, wirklich einmal abendwärts in Bewegung, ſo ſind wir und nicht die Franzoſen das erſte Volk, dem er auf ſeinem Wege begegnet. Verſichert uns der Czar auch noch ſo warm ſeiner freundſchaftlichen Geſinnungen und bekräftigt er ſein Wort mit reichen Geſchenken, ſo nehmen wir zwar ſein Gold, glauben aber ſeiner Rede nicht, denn „das Ruſſenvolk träumt von Eroberung der Welt und ſchmeichelt dem Occident, bis es ihn verſchlingt (Brief 23)." Seit der Thronbeſteigung der Romanow, beſonders ſeit Peter I., waren aber doch die Deutſchen in allen Dingen Muſter und Vorbild der Ruſſen, und wird ſie nicht Schülerpietät hindern, gegen ihre Erzieher undankbar zu ſein? Die Schweden waren in Kriegsſachen auch Lehrmeiſter der Ruſſen, und wir wiſſen alle, wie Czar Peter bei Pultawa das Schulgeld erlegte. Daß wir bei fremden Völkern überall, bei den Slaven aber insbeſondere, wegen unſerer politiſchen Größe, wegen unſeres ehrenwerthen Charakters, wegen induſtrieller Beharrlichkeit, beſonders aber wegen unſerer Verwaltungs- und Organiſirungskünſte, wegen unſerer Weltkunde, Andacht, Grammatik und Philoſophie geehrt und bewundert ſind, ja daß wir eigentlich für das erſte Volk lateiniſcher Geſittung gelten, iſt unerſchütterlicher Glaube der deutſchen Nation.

Sagt uns nun Jemand, daß dieſe Vorausſetzungen zum Theil irrig ſeien, daß im Auslande beinahe die entgegengeſetzte Meinung über uns herrſche, daß man uns wohl als Knechte, nicht aber als

Herren dulden will, und daß wir namentlich den Slaven entschieden verhaßt und zuwider sind, so nimmt man es übel und glaubt es nicht. Sicherlich wird von diesem patriotischen Unwillen der Deutschen ein guter Theil Hrn. v. Custine treffen. Denn Hr. v. Custine sagt (Brief 14) ganz unverholen: trotz der hundertjährigen Germanisirungswuth der Czaren und der Großen sei der Stock des Russenvolkes unverwandelt und original geblieben; die Slavenrace sei zu geistvoll, um sich mit deutschem Elemente zu mengen, deutsches Spießbürgerthum sei dem Russen heute noch weit fremder als die Sitte der Mozaraber; gegen das langsame, unbehülfliche, ungeschlachte, verlegene und linkische Wesen der Deutschen fühle der Genius der Slaven entschiedene Antipathie, er dulde sogar die Rache und die Tyrannei der eigenen Dynasten noch lieber als unser mildes Regiment; ja selbst die Tugenden der Deutschen seien den Russen verhaßt, was man deutlich in Warschau sehe, wo die Russen, trotz ihrer politischen und religiösen Nachehandlungen, in der öffentlichen Geltung jetzt schon weit höher stehen, als weiland die Preußen mit all ihrer ehrenfesten Gonduite. „Die Brüder", meint Hr. v. Custine, „lieben sich zwar nicht allezeit, verstehen sich aber doch." Schmeichelhaft ist das Bild eben nicht. Ob es getroffen sei, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Jedenfalls wird Hr. v. Custine mit seiner Malerkunst den Russen weit willkommener als den Deutschen sein. Schon im Bade Ems, am kleinen Hofstaate des Großfürsten Thronfolgers, fiel ihm der eigenthümliche Zauber scandinavischer Melancholie im Bunde mit südlicher Natürlichkeit und Gewandtheit in den Physiognomien der Slaven von ächtem Blute auf. Die Bewunderung slavischer Schönheit wuchs zusehends in St. Petersburg beim Anblick zahlreicher Exemplare aus dem Innern. Den höchsten Ausdruck aber erreichte sie erst in Jaroslaw und in den Bezirken an der

Wolga, um Wladimir und Nischnji-Nowgorod, wo er den unentheiligten Urſitz des ſlaviſchen Volkstypus gefunden haben will.

Hr. v. Güſtine malt mit einer Leidenſchaft und Wärme, die uns Deutſche eiferſüchtig macht. Denn wer möchte nicht von einem ſolchen Kunſtrichter als geiſtvoll, als ſchön und liebenswürdig geprieſen ſein? Hr. v. Cüſtine wird aber auch nicht müde, den ſchlanken Wuchs, das griechiſche Profil, das mandelförmig geſchnittene Auge, den Roſenteint, das blonde Haar, den leichten Tritt, die edle Haltung, die angeborene Grazie und Eleganz der männlichen Slavenbevölkerung anzurühmen. Beim andern Geſchlecht ſeien ausgeſuchte Formen weniger häufig, was neuere Beobachter auch in Griechenland bemerken wollen und von der Bevölkerung des Königreichs Neapel ſchon oft genug behauptet worden iſt. Herr v. Güſtine iſt voll Gefühl und führt uns Scenen vor, die in der moskowitiſchen Einöde Niemand vermuthet hätte. Bezöge ſich das an zwanzig Stellen wiederholte Schönheitslob nur etwa auf die herrſchende Claſſe, auf die Kaſte der Edelleute, wie weiland in Aegypten, ſo könnte man es noch ertragen. Aber nein, das gemeine Bauernvolk, die Reit- und Stallknechte, die Poſtjungen und die Wagenlenker flößen dem wandernden Marquis begeiſtertes Entzücken ein: er vergleicht ſie den antiken Statuen unſerer Kunſtſäle, Circus- und Bühnenhelden, wohlgeſchulten Fechtern, Kunſttänzern mit verführeriſchen Manieren und einer angeborenen Handſamkeit, die das Herz unterjocht und bethört, ja Engelsfiguren ſeien es unter der Zuchtruthe hölliſcher Dämonen. Der ruſſiſche Bauer — dies bemerkte Hr. v. Güſtine oft — iſt mehr durch das Geſetz als durch ſein moraliſches Bewußtſein herabgedrückt, er iſt ſtolz und hat ſogar Esprit. Selbſt die letzten und unterſten Claſſen zeigen eine Lebendigkeit im Geberdenſpiel, eine Biegſamkeit, Feinheit und Geweckтheit der Bewegungen, eine Melancholie und Grazie

der Gesichtsbildung, wie sie nur an Leuten von Race und natürlicher Eleganz zu finden seien. Wahrhaft, man wäre versucht, unsere höheren Classen im Occident, die Seladone unserer Aristokratenzirkel, den Wagenlenkern und Bauerbuben zu Moskau und Jaroslaw gegenüber, in der äußern Erscheinung für wenig besser zu halten, als ungehobelte Sackträger und Bärentreiber auf dem Jahrmarkt zu Plundersweilern.

Die Sache verdient ernsthafte Erwägung. Denn ein Volk, dem die Natur solche Privilegien verliehen, ist mit Recht zu den größten Hoffnungen berechtigt. So viel ich weiß, ist Hr. v. Cüstine der erste, der zu besserer Belehrung der Europäer das eigentliche Volk der Slaven porträtirt. Von dem häßlichen Geschlecht der Finnen und Kalmücken ist hier natürlich keine Rede; der Zeichner schildert nur die Leute „mit dem Eidechsenauge", wie sie in der schöpferischen Sprache der alten Griechen hießen *). Dieser uralte Nationalzug im Blick gibt der russischen Physiognomie einen besonders lieblichen Ausdruck von Sympathie und Schalkheit, den man im seelenlosen Auge anderer Nationen nicht entdeckt. — Gern möchte ich die Charakteristik vollenden und auch noch von der gesunden Einfalt, von der Sanftmuth und Empfindsamkeit reden, die nach Hrn. v. Cüstine neben einer rechtmäßigen Dosis gutmüthiger Ironie und mißtrauischer Feinheit als Grundlage der slavischen Gemüthsart erscheinen; aber die Besorgniß, gar zu kräftiges Lob verhaßter Rivalen könnte am Ende noch wie eine Satyre auf die eigenen Landsleute klingen, legt mir Schranken auf. Oder könnte einer vom Argument des Verfassers, wenn er in der leidenschaftlichen Liebe der russi-

*) Σαυρομάτης, d. i. (?) σαύρας ὄμματα ἔχων, ist die jetzt noch im höhern Styl für die Bewohner Rußlands und Polens übliche Benennung. Das lateinische Sarmata ist nur eine Corruption des griechischen Wortes Σαυρομάτης.

ſchen Bauern für Thee einen ſpeciellen Beweis für das Hohe und Elegante ihrer Natur erkennt, hier noch Erwähnung thun, ohne Verdacht zu erregen, er ſpiele auf die reichlichen Libationen von Kartoffelſchnaps und Stettiner Bier beim Volke der Niemetz an? Zum Glück für uns will Hr. v. Cüſtine ſelbſt dieſes beneidenswerthe Bild, beſonders in ſeiner ſittlichen Beziehung, nur auf die von den Civiliſirungskünſten unberührten und gleichſam ihrem Naturzuſtande noch nicht entrückten Claſſen des wahren, ächten Volksblutes angewendet wiſſen. Nur da ſei noch der ſinnige, muſikaliſche und gefühlvolle Genius der Slaven zu erkennen. Europäiſche Verfeinerung bringe dieſem patriarchaliſchen Lande nur Nachtheil und verkrüpple das edle Urbild des Schöpfers. Denn der policirte Ruſſe ſei falſch, tyranniſch, eitel und äffiſch zugleich. Dieſe Bemerkung erweckt im Herzen des Leſers immerhin ein peinliches Gefühl, weil ſie die neuere Cultur unbedingt verurtheilt und das Geſchöpf mit dem Schöpfer ſelbſt in unauflösbaren Widerſpruch verwickelt. Hätten etwa die Deutſchen auch beſſer gethan, in dem Zuſtande zu bleiben, wie ſie Tacitus fand? In Europa entſchließt man ſich doch lieber, etwas corrupt, als roh und barbariſch zu ſein.

Hr. v. Cüſtine iſt aber auch mit ſich ſelbſt nicht einig. Auf der einen Seite möchte er, überfließend von Empfindung, der ſchönen, armen, in dieſer Welt von Jedermann geprügelten und ausgeplünderten, jenſeits aber ſchismatiſch verdammten Bauerſchaft der Ruſſen zu einer glücklichen Exiſtenz verhelfen, andererſeits ſie aber vor der Peſtilenz unſerer Philoſophie, unſerer Künſte, unſeres Egoismus, unſerer Anarchie und unſeres Unglaubens bewahren. Hr. v. Cüſtine kann die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts und die Guillotine der Terroriſten nicht vergeſſen, gleichſam als wären dieſe beiden Inſtrumente für die Nationen der einzige Weg in der Cultur vorwärts zu ſchreiten. Dieſes

Problem zu lösen und alle Uebel des moskowitischen Staatskörpers gründlich und bleibend zu heilen, vermag nach dem Ideengange des Hrn. Verfassers nur der Katholicismus, wie er sich jetzt, gereinigt und geheiligt durch die Revolution, gleich einem Phönix aus der Asche erhebt und über Europa schwebt. Hr. v. Custine bekennt seinen Glauben freimüthig vor der ganzen Welt und gibt (Brief 29) deutlich zu verstehen, daß die Leiden des unterdrückten russischen Volkes eigentlich nur die Strafe seiner dogmatischen Irrthümer und seiner Widersetzlichkeit gegen die Lehren der allgemeinen Kirche seien. Diese Ansicht tauche sogar in Rußland selbst schon auf, denn Alles was geistig unabhängig und wahrhaft fromm ist, neige sich in Rußland dem Katholicismus zu (Brief 6). Wenn Hr. v. Custine dem geistreichen Fürsten K.... nicht etwa seine eigenen Gedanken in den Mund legt, möchte man wirklich glauben, die Sache habe Grund. Bei diesem merkwürdigen Colloquium auf der Fahrt von Travemünde nach Kronstadt (Brief 5) sagt man mit trockenen Worten: „Den Russen habe zu ihrer Veredlung und zu ihrem socialen Glücke nichts gefehlt als der Einfluß des Ritterthums und des Katholicismus, die ihre Wirkungen nicht über Polen hinauszudehnen vermochten, wegen des hartnäckigen und unbeugsamen Widerstandes der russischen Nation.“ Hr. v. Custine weiß aber recht gut, und die Leser wissen es ebenso gut, daß in solchen Fällen die Schuld weniger dem armen geplagten Volke als der herrschenden Kaste, der Landesintelligenz, dem supréme pouvoir, beizumessen ist. Auf diese schleudert Hr. v. Custine aber nun auch das volle Gewicht seiner dogmatischen Indignation. Nur für diese hat der policirte feine Mann keine Barmherzigkeit, keine Schonung, weil er die häretische Verstocktheit ihrer Herzen in der Nähe gesehen und die Unmöglichkeit ihrer Bekehrung durch die That erkannt hat. Wenn die Russen, wie man es ihnen

nachsagt, wirklich die Schwäche besitzen, durch allerlei Blendwerke und künstlichen Apparat die inneren Schäden zu verdecken und Europa glauben zu machen, ihre Vornehmen hätten ohne alle Ausnahme, ihres Sclavenbesitzes ungeachtet, in Sitte, Manier und ächt menschlicher Gesinnung die hohe ritterliche Vollendung der alten Aristokratie des katholischen Abendlandes erreicht und ihr Gouvernement besitze allein den Talisman, dem großen Haufen die gebührende Summe von Ruhe und Glück zu verschaffen, so hatten sie Unrecht einen so scharfsinnigen, so schnellsehenden, so unbestechlichen Richter in ihre Mitte aufzunehmen.

Wäre Hr. v. Custine ein Mann, der nur für eigene stille Belehrung fremde Länder besucht, so hätte es nicht viel zu bedeuten, und die Russen hätten nur um Einen Bewunderer weniger. Allein zum Unglück meint Hr. v. Custine (Brief 4), er habe von Gott den speciellen Auftrag erhalten, den Betrügern, wo er sie immer finde, die Maske herabzureißen; nun sei aber in Rußland, wie ihn bedünken wolle, Alles nur Lüge, Verstellung, Doppelzüngigkeit, gleißnerische Tyrannei, Schminke, Täuschung und Betrug; und wer die Leute betrügt, argumentirt der Herr Marquis weiter, der ist ein Giftmischer, und je höher sein Rang und je gewaltiger seine Macht, desto größer ist auch seine Schuld (Bd. II. 214). Ein Beruf dieser Art hat bei allen Völkern und zu allen Zeiten für ein gefahrvolles und höchst lästiges Angebinde der Natur gegolten, und ich zweifle, ob irgend eine bloß von sterblichen Menschen gegründete und regierte Staatsgesellschaft der freien Praxis eines solchen Maskenherabreißers in die Länge widerstehen könnte. Hält nicht selbst der weise Salomon die Kunst: das Wesen hinter dem Scheine zu verbergen, für die unerläßliche Vorbedingung aller menschlichen Ordnung und Herrscherkunst? Qui nescit dissimulare, nescit regnare, heißt es in der Schrift.

Wenn man es nicht unerträglich fände, daß ein Unbedeuten-

der, ein Niemand in irgend einem Puncte ſich von der Anſicht eines Mannes der geſellſchaftlichen Stellung und Welterfahrung des Hrn. v. Cüſtine entferne, ſo möchten wir in den politiſchen Anſchauungen des edeln Marquis, namentlich in ſeinem Fideicommiß, alle ſocialen Fictionen aus dem irdiſchen Staate zu verbannen, etwas Utopismus ſehen. Doch verliert der beim erſten Anblick grelle und ſchneidende Ausdruck viel, ja beinahe alles von ſeiner Bitterkeit durch das offene Geſtändniß des Verfaſſers: daß bei den gegenwärtigen moraliſchen Zuſtänden des ruſſiſchen Volkes ein revolutionäres Umſchlagen im Regierungsſyſtem gefährlich, wo nicht völlig unmöglich ſei, oder mit andern Worten: daß der Verſuch, die milden, gerechten, humanen Verwaltungsformen der Europäer plötzlich und ohne vermittelnden Uebergang auf Rußland anzuwenden, wahrſcheinlich die Auflöſung der Monarchie nach ſich zöge.

Die Ruſſen können ſich tröſten, wenn auch Edelleute und Regierung nebenher etwas eigennütziger Langſamkeit und hypokritiſcher Zögerung im Geſchäfte der Volksveredlung und Emancipation beſchuldigt werden. Am Ende iſt es doch nur die alte Klage, daß trotz allem Fortſchritt und allen Verbeſſerungen auf der Welt überhaupt, insbeſondere aber in Frankreich und am allermeiſten bei den Ruſſen, noch immer viel Uebel zu finden ſei. Deswegen ſtößte dem Verfaſſer ſelbſt der Czar, in einer Anwandlung mild-tragiſcher Stimmung, mitten im fabelhaften Glanze eines Petersburger Hoffeſtes nicht Zorn, ſondern unausſprechliches Mitleiden, une indefinissable pitié, ein. Iſt es nicht Schade, ſagte Hr. v. Cüſtine zu ſich ſelbſt, daß ein Mann von ſolcher Majeſtät, von ſolcher Energie und Größe durch Zufälle der Geburt zum Obervogt einer coloſſalen Arbeits-, Buße- und Peinigungsanſtalt von ſechzig Millionen menſchlicher Weſen verurtheilt iſt! Die wiederholte Vergleichung des ruſſiſchen Reiches

mit einer unermeßlichen Caserne, zu welcher St. Petersburg Prätorium und Generalstab bildet, macht bei europäischen Lesern jedesmal ihre Wirkung. Der Anblick dieses militärisch gegliederten, von der Ruhelosigkeit, dem Gehorsamsfieber und den Geiselhieben einer unerbittlichen Disciplin galvanisch gereizten ungeheuren Volkes ist es eben, was Europa und besonders uns Deutsche erschreckt und erbittert. Denn Friede und Glückseligkeit — so süße Dinge für uns — sind in Rußland Namen ohne Begriff, verlorene Dinge wie das Paradies. Man kennt nur die Arbeit und den Schmerz als gemeinsames Loos für Jedermann, für den Imperator wie für den Knecht. „Welch' ein Land, wo der Autokrat sich zu Tode inspicirt, die Kaiserin selbst sich ex officio zu Tode tanzt, wo Alles schweigt, Jedermann zittert und Niemand sich harmlos des Lebens freuen darf!" Diese Arbeitswuth ohne Rast, dieser Treibhauszwang ohne Pause, dieses unersättliche Befehlen und dieses ewige Gehorchen ist es eben, was wir nicht ertragen können. Ist es den Russen wirklich Ernst mit ihren friedlichen Betheuerungen und wollen sie die deutschen Nachbarn aufrichtig und redlich über ihr künftiges Verhalten beruhigen, so ist es nur durch ein Mittel zu erwirken: sie dürfen bloß ihren Institutionen, ihren Gewohnheiten, ihrer Natur entsagen und aufhören zu sein was sie sind, um zu werden was wir sind. Den Tschin sollen sie abschaffen*), durch Besitz, durch Volksunterricht und durch öffentliche Katechesen einen freien Bürger- und Bauernstand heranziehen; statt der ewigen Manöver und der endlosen Revüen von Wosnesensk sollen sie die griechische Grammatik zur Hand nehmen und Commentare über die Seitenthüren des Erechtheums, über antediluvianische Eidechsen, über die Municipalverfassung der von Kain

*) Tschin ist die von Peter I. auf die bürgerliche Staatsgesellschaft übertragene Rangordnung des Soldatenstandes.

im Lande Nod erbauten Stadt Chanoch, über Kunne's „einhertliche Anschauung der Totalität der endlichen Person im Lichte der Ewigkeit des Geistigen", und über die Lage des Paradieses schreiben. Das ist unser Ultimatum. Ob es die Russen annehmen? Sollte ein Dialog des Hrn. v. Custine mit dem russischen Imperator in diesem Puncte als Maßstab unserer Hoffnungen gelten, so wäre allerdings die Sache noch im weiten Felde. „In Rußland", sagte der Czar (Brief 13), „herrscht noch der Despotismus, sintemal er das Wesen meiner Regierung bildet, aber der Despotismus ist im innigsten Einklang mit dem Genius der Nation."

„Ich begreife die Republik," fährt der Czar in der Rede fort, „ihre Procedur ist klar, aufrichtig, ehrlich, oder kann es wenigstens sein; ich begreife auch die absolute Monarchie, weil ich selbst der Chef einer solchen Ordnung der Dinge bin; aber die Monarchie representative verstehe ich nicht. Das ist die Herrschaft der Lüge, des Betruges und der Bestechung; lieber flöhe ich bis China zurück, als daß ich mich je zu einem solchen Regiment verstünde." —

Das ist deutlich! Aber Hr. v. Custine läßt es ebenfalls an freimüthiger Rede über die westlichen Lieblingsideen nicht ermangeln und versicherte dem kaiserlichen Constitutionsfeind an der Newa: auch er habe die Repräsentativregierung allzeit nur als eine in gewissen Staaten und zu gewissen Epochen unvermeidliche Transaction angesehen, die aber, wie alle Transactionen überhaupt, keine Frage löse und die Schwierigkeiten nur hinausschiebe. Die Constitution sei nur ein unter den Auspicien zweier niederträchtiger Tyrannen, der Furcht und des Eigennutzes, zwischen Demokratie und Monarchie abgeschlossener Waffenstillstand, welcher durch geschwätzige Geistesbosheit und in leerem Wortkram tändelnde Volkseitelkeit verlängert werde. Die Constitution sei im

Grunde nur die an die Stelle der Geburtsariſtokratie geſetzte Ariſtokratie des Wortes, oder ſie ſei, um es mit einem Worte auszudrücken, die Herrſchaft der Advocaten. — „Monsieur“, erwiederte der Kaiſer, indem er zugleich dem Hrn. Marquis die Hand drückte, „Sie reden wahr: ich bin auch Repräſentativ-Souverän geweſen, und die Welt weiß, wie theuer ich die Weigerung, mich in die Zumuthungen dieſes infamen Gouvernements zu fügen, bezahlen mußte. Stimmen kaufen, Gewiſſen corrumpiren, die Einen verführen um die Andern zu betrügen, alle dieſe Mittel habe ich verſchmäht, weil ſie für den Gehorchenden wie für den Befehlenden gleich entehrend ſind. Meine Aufrichtigkeit hat zwar viel gekoſtet, aber, Gott Lob, ich habe mit dieſem ekelhaften politiſchen Machwerk ein für allemal geendet. Ich werde nie mehr ein conſtitutioneller König ſein. Das Bedürfniß zu ſagen, was ich denke, iſt bei mir zu gebieteriſch, als daß ich je noch einwilligen könnte, mittelſt Liſt und Intrigue über ein Volk zu regieren.“

Eine ſolche Rede in einem ſolchen Munde hat allerdings etwas zu bedeuten. Und der Augenblick, wo Kalmücken als Volksdeputirte im Kremlin zu Moskau ſitzen, ſcheint noch in nicht zu beſtimmender Ferne zu liegen. Auch für den 15. September der Kalergi-Hellenen iſt in der kaiſerlichen Diatribe wenig Tröſtliches zu entdecken.

Der Glanz der Oertlichkeit, in welcher dieſe Worte fielen (Prunkfeſt der Prinzeſſin von Oldenburg), das edle Zutrauen, die überraſchende Freimüthigkeit, beſonders aber die impoſante Perſönlichkeit des allmächtigen Imperators errangen an jenem Abend den vollſtändigſten Triumph über den fremden Gaſt. Hr. v. Cüſtine geſteht es ſelbſt, er ſei betäubt, verblendet, unterjocht geweſen und ſchon auf dem Puncte geſtanden, dem Czar als einem Weſen höherer Art ſeinen Despotismus über ſechzig Mil-

lionen Ruſſen, ſeinen Freiheitshaß und am Ende noch gar ſein byzantiniſches Schisma zu verzeihen; er habe ſich aber mit Hülfe demokratiſcher Steifheit und plebeiſchen Neides gegen alles Große und Erhabene zuletzt des Zaubers doch noch erwehrt und vor gänzlichem Aufgeben ſeiner Principien bewahrt. — Schon einige Tage früher hatte Hr. v. Cüſtine den Kaiſer Nikolaus in der Schloßkapelle bei der Vermählungsfeier der Großfürſtin Marie mit dem Herzog von Leuchtenberg (14. Juli) das erſte Mal geſehen und am nämlichen Tage die noch warmen Eindrücke der kaiſerlichen Phyſiognomie zu Papier gebracht.

Im Allgemeinen iſt die phyſiſche Schönheit des ruſſiſchen Imperators in ganz Europa gekannt. Um ſo geſpannter waren die Blicke des Hrn. Marquis, ſo wie des in der Kapelle harrenden vornehmen Publicums auf den eintretenden Fürſten gerichtet. Obgleich die Züge vollkommen regelmäßig ſind, errege die kaiſerliche Phyſiognomie beim erſten Anblick doch ein peinliches, beinahe an Furcht ſtreifendes Gefühl: ein Zug unruhiger Strenge deute ſogleich auf ein durch grauſame Leiden gefoltertes, hartes Herz und verdecke die Schönheit der Natur. Das Antike, das Claſſiſche ſeiner Geſichtsbildung trete aber auffallend hervor, wenn von Zeit zu Zeit Blitze der Sanftmuth das Herriſche des kaiſerlichen Auges mäßigen. Nikolaus I. ragt um den halben Kopf über die gewöhnlichen Männer hinaus und iſt, wie alle Ruſſen, um die Mitte des Leibes ſtark geſchnürt; der Wuchs, obwohl etwas ſteif, iſt ſchwunghaft, das Profil griechiſch, die Stirne hoch, die Naſe gerade und vollkommen wohlgebildet, der Mund ſehr ſchön, das Geſicht edel und länglicht-oval, die Miene ſoldatiſch und mehr deutſch als ſlaviſch, Gang und Haltung unwillkürlich Achtung gebietend*). Nikolaus I. weiß aber auch,

*) Nach den Schilderungen, die in Kleinaſien über die Perſönlichkeit des ruſſiſchen Kaiſers circuliren, müßte er das Coloſſale und Majeſtätiſche

daß er ein schöner Mann ist; er erwartet oder verlangt sogar, wie Hr. v. Cüstine bemerkt haben will, daß man ihn beständig ansehe und bewundere. Doch bei längerer Prüfung der schönen Figur des Autokraten entdeckte Hr. v. Cüstine endlich zu seinem größten Leidwesen, daß der Mann, der über das Leben so vieler Sterblichen zu entscheiden hat, doch nicht zu gleicher Zeit mit den Augen und mit dem Munde lächeln könne, ein Mißton, der offenbar auf beständigen Zwang und Kampf im Innern deute und den Beweis liefere, daß der Kaiser von den Menschen nur Gehorsam, und keine Liebe verlange. Oderint dum metuant, hätte Hr. v. Cüstine noch hinzufügen können.

Daß sich ein so strenger Richter, wie Hr. v. Cüstine, auch um die Moralität, d. i. um die häuslichen Tugenden des zu conterfeienden Autokraten erkundigte, läßt sich denken. Die Kaiserin ist von ihrem Gatten zärtlich geliebt, aber auch, so lange sie gesund ist, rastlos gequält. Liegt sie fieberkrank im Bette, so pflegt sie der Kaiser in eigener Person, wacht bei ihr, bereitet Medicin, und gibt sie ihr ein wie ein Krankenwärter, um sie, kaum wiederhergestellt, durch Unruhe, Feste, Reisen und Zärtlichkeiten von neuem zu tödten. Deswegen sei sie auch, vollendeter Eleganz der Formen ungeachtet, zum Erschrecken

---

des Phidias'schen Jupiterbildes von Olympia noch übertreffen. Höhe des Wuchses, Schenkelmaß, Breite der Schultern, Umfang des Kopfes, besonders aber die Länge des Schnurrbartes und der schreckliche Blitz der Augen, wie sie mir ein Armenier aus Tschildir beschrieb, waren nach dem raschen Durchflug des Imperators durch die kaukasischen Provinzen allgemeiner Gegenstand der Bewunderung und des Schreckens der Pontusländer. Die ausschweifende Phantasie der Asiaten hätte alle Kraft des Widerstandes schon im Voraus erstickt. Nach Mickiewicz's geistvollen Lectionen ist selbst nach russischen Vorstellungen der Czar alleiniger Herd der Macht, die Gewalt über alle Gewalten, nennt ihn das Volk sein Licht und stellt sich ihn als schrecklichen, übermächtigen, schlauesten Staatsmann vor, für dessen Gewaltausübung sowie für Rußland selbst es keine bestimmten Grenzen gebe. Nur die Tscherkessen und Tschetschenzen scheinen noch etwas nüchterner zu sein.

mager, hohläugig, schattenhaft und erschöpft, aber voll Hingebung und verklärter Ruhe, weil in Rußland Alles, Weib, Kinder, Diener, Verwandte und Günstlinge, dem kaiserlichen Wirbelwind lächelnd folgen müsse bis auf den Tod.

Am Abend desselben Tages ward Hr. v. Cüstine mit andern Fremden zum erstenmal bei Hofe vorgestellt, und entdeckte bei fortgesetztem Examen der autokratischen Physiognomie, daß der Kaiser, mit gänzlicher Abwesenheit aller Natürlichkeit und Herzensgüte, eigentlich drei Gesichter habe: Strenge, Feierlichkeit und Politesse, die er mit vollendeter Schauspielerkunst schnell, vollständig und ohne Uebergang zu wechseln verstehe, gleichsam als lege er eine Maske ab und hänge eine andere um. Zuletzt fand Hr. v. Cüstine, daß der Kaiser wohl viele Masken, aber gar kein Gesicht habe, daß er Komödiant ohne Aufhören und Rußland selbst nur die ewige Probe einer interminabeln Komödie mit dem Titel „Civilisation des Nordens" sei.

Sie sehen wohl, durch längern Verkehr mit Hrn. v. Cüstine gewinnt selbst eine vollendete Persönlichkeit, wie der Autokrat, nicht viel.

Doch einige Tage später war der Kaiser glücklicher und erfocht auf einem Ball im Palast des Großfürsten Michael einen vollständigen Sieg über den melancholischen Philosophen aus dem Occident. Der Monarch und seine hohe Gemahlin unterhielten sich abwechselnd auf das schmeichelhafteste und wohlwollendste, zum Theil über die wichtigsten Dinge, mit dem durch die unglaubliche und feenhafte Sommerpracht des Festes schon voraus erweichten und besiegten Gast. Dem Zauber einer solchen Combination kann ein französischer Edelmann, selbst wenn er Profession von Andacht und grießgrämiger Weltverachtung macht, unmöglich widerstehen.

Man kennt in Europa die Ereignisse zu St. Petersburg am

Thronbesteigungstage des Kaisers. Bei der ersten Nachricht von der Empörung der Garden und von der vergeblichen Mühe des Metropoliten die Wüthenden zu besänftigen, erkannte der Czar schnell die Größe der Gefahr und stieg mit seiner kaiserlichen Gemahlin allein in die Palastkapelle hinab, dort knieten beide auf den Stufen des Altars nieder und schwuren gegenseitig vor Gott als Souveräne mit einander zu sterben, wenn sie die Rebellion zu dämpfen nicht vermögen. Der Augenblick war entscheidend. Der Kaiser stand auf, stieg zu Pferd, machte nach Art der Griechen das Zeichen des Kreuzes und ritt zum Palaste hinaus, um die Rebellen durch seine bloße Gegenwart und durch die unerschütterliche Energie seines Blickes zu bemeistern. Diese fürchterliche Scene erzählte der Imperator in den anspruchslosesten Ausdrücken dem über solche Herablassung erstaunten Fremdling.

„Ich wußte nicht, sagte der Kaiser, was ich thun und sagen sollte: ich war inspirirt. Außerordentliches habe ich nichts gethan; ich sagte den Soldaten: Zurück in eure Reihen! Und im Augenblick der Revue rief ich: Auf die Kniee! — Alle gehorchten. Ich war stark, weil ich mich einige Minuten vorher dem Tode schon ergeben hatte. Ich bin dankbar für den Erfolg, doch nicht stolz darüber, denn ich habe kein Verdienst dabei."

Augenzeugen versicherten indessen dem Marquis: man habe den Kaiser, je näher er den Rebellen kam, mit jedem Schritte wachsen sehen. In seiner Jugend schweigsam, finster und kleinlich ängstlich, war er ein Heros am ersten Tage der Herrschaft. Seine Haltung vor der meuterischen Garde soll so eindrucksvoll gewesen sein, daß sich einer der Verschwornen dem Kaiser viermal näherte, um ihn während der Anrede an die Truppen zu tödten, aber viermal ihm der Muth versagte. Man hat bei jener Gelegenheit bemerkt, daß der Autokrat, so lange er die Zeilen der Garde hinabritt, das Pferd niemals in Eilschritt setzte.

Solche Ruhe wußte er vorzustellen! aber das Antlitz war todtenblaß. Der Czar hatte seine Macht versucht, die Probe gelang, und von jenem Augenblick gehorchte ihm die Nation.

„Sire! Nach Stillung des Aufruhrs ist Ew. Majestät sicherlich mit ganz anderen Gefühlen in den Palast zurückgekehrt, als Ew. Majestät kurz vorher herausgekommen war, denn zugleich mit dem Ihren hatte sich Ew. Majestät die Bewunderung der Welt und die Sympathie aller edlen Seelen gesichert."

— „„Das glaube ich nicht; man hat über Verdienst gepriesen, was ich damals that.““ Während dieses vorging, harrte die Kaiserin mit tödtlicher Angst des Ausganges, und wie sie den Gemahl bei der Thüre hereinkommen sah, fiel sie ihm sprachlos und zitternd in die Arme. Der Autokrat suchte sie zu beruhigen, fühlte aber selbst eine Anwandlung leicht zu erklärender Erschöpfung und neigte sich gegen einen seiner treusten Diener, der bei dieser Scene gegenwärtig war und ausrief: „Welch ein Regierungsantritt!"

Herr von Custine erzählt diese Einzelheiten, um die in der Dunkelheit des Privatlebens vergrabenen Menschen zu belehren, wie wenig die Großen in ihrem Glücke zu beneiden sind.

Durch die offene, unerwartete, sinnvolle und graziöse Conversation dieses Abends hatte der Kaiser das widerstrebende und schismatischen Majestäten entschieden feindliche Gemüth des Herrn von Custine eben so vollständig, als weiland den Aufstand der verhörten Garden unterjocht. Der Czar hatte bei Herrn von Custine jetzt wieder etwas Anderes als „viele Masken", er hatte wieder ein Gesicht, Züge die an Apollo und Jupiter zugleich erinnern, eine Stimme von hinreißender, erschütternder Wirkung, einen magnetischen, bis in die Seele dringenden Blick, eine mehr monumentale als gewöhnlich menschliche Figur, mit einem Wort, er ist ein Wesen, das über Alles, was sich ihm nähert, souveränen

Zauber übt. Sträubte ſich beim Hrn. Marquis zeitweiſe auch noch der katholiſche Lehrbegriff über Menſchenwürde und perſönliche Freiheit gegen den Gedanken: daß ſechzig Millionen durch Chriſti Blut von den Fallſtricken Satans befreiter Ruſſen den Launen uncontrolirter Despotenallmacht überlaſſen ſeien, ſo capitulirte ſein Gewiſſen doch auf dem National-Hoffeſte zu Peterhof, wo der Kaiſer und ſeine erhabene Gemahlin es darauf anzulegen ſchienen, den kritiſchen Fremdling durch unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit zu feſſeln und ſo eine billige, gerechte und nüchterne Beurtheilung ruſſiſcher Zuſtände zu erzielen. Wirklich iſt ihm Nikolaus I. der gewaltigſte Mann des Erdbodens, ein Mann, der einen jungen wildkräftigen Staat mit vollendeter Herrſcherkunſt Europa's lenkt und die brutalen, grauſamen Inſtincte eines halb barbariſchen vollkräftigen Volkes militäriſch zügelt; ein Weltwunder iſt er, ein Phönix an Würde, Schönheit, Wahrheit und Energie auf dem Thron. Aber auf einmal (im nämlichen Briefe und beinahe in derſelben Satzreihe) bricht aus der Feder des Hrn. von Cüſtine ein Strom von Verwünſchungen gegen den Autokraten hervor, dergleichen man vom Tact und von der Correctheit des eben vor Begeiſterung überſtrömenden Höflings nicht erwartet hätte. Nikolaus I. iſt, näher beſehen, plötzlich wieder ein Januskopf mit zwei Geſichtern: rohe Gewaltthätigkeit, Exil, Unterdrückung, Sibirien ſtehe auf der rückwärts gekehrten Stirne geſchrieben. Seine Allmacht iſt jetzt nur ein Trugbild, Volk und Souverän wetteifern gegenſeitig in Täuſchungen, Vorurtheilen und Unmenſchlichkeiten; ein verabſcheuungswürdiges Spielwerk von Barbarei und Schwäche, ein Austauſch von brutaler Wildheit, ein Kreislauf von Lügen bilde das Leben des ruſſiſchen Staatsungeheuers, eines leichenhaften Aaſes, deſſen Blut aus Gift beſteht; Nikolaus iſt nicht mehr Apollo-Jupiter; er iſt jetzt bloß der Kerkermeiſter des dritten

Theiles des Erdglobus. — Es liegt etwas Unheimliches und beinahe Kaïnitiſches in dieſem Aufflammen, in dieſem unvorbereiteten Sprung aus geſunder Ruhe in den Zuſtand maßloſer Raſerei. Iſt Hr. von Cüſtine etwa krank? Oder hat er gar ſeinen Bruder Abel erſchlagen und der menſchlichen Geſellſchaft den Krieg erklärt? Ach nein! Herr von Cüſtine iſt ein vollkommener Gentleman, voll Kraft, voll Andacht, voll Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit. Hr. von Cüſtine ſagt allzeit den ganzen Gedanken, und ſagte ihn bisher immer in polirten Formen und mit der Gleichmäßigkeit eines abgeglätteten Weltmannes. Aber woher die plötzliche Wuth?

Galle, quid insanis?

Die Poſtpferde ſtanden mit Diener und Feldjäger vor dem Hôtel und Hr. von Cüſtine reiſefertig unter der Thüre, um nach Moskau zu fahren, als ihm mit der Nachricht: der Kaiſer ſchicke neuerdings polniſche Exulanten nach Sibirien, in geheimnißvoller Weiſe die Copie einer Bittſchrift der Frau von Trubetzkoi um ärztlichen Beiſtand für ihre Kinder und der harten Antwort des Autokraten in die Hände kam. Augenblicklich wurden die Pferde zurückgeſchickt, die Abreiſe auf den nächſten Tag verſchoben und in der Zwiſchenzeit die raſende Diatribe des einundzwanzigſten Briefes niedergeſchrieben. Der Gedanke: daß fünfzehnjährige Buße den Selbſtherrſcher nicht verſöhnen, — daß ſelbſt das Flehen eines hochherzigen Weibes das czariſche Herz nicht erweichen könne, — daß man in Rußland niemals vergebe, und daß folglich ſein Apollo-Jupiter nicht großmüthig ſei, erregte in dem Gemüth des Hrn. von Cüſtine einen Sturm, den man wohl an unerfahrnen und die Welt nur aus Büchern und nach romanhafter Gerechtigkeit beurtheilenden Schülern begreifen würde, aber einem Habitué der Pariſer Salons beinahe übel nehmen muß. Selbſt wenn man Hrn. von Cüſtine nicht myſtificirt hätte

und wenn sich Alles in der That so verhielte, wie man ihn glauben machte, so würde eine solche Härte mehr bei den humanen Abendländern als in Rußland das sittliche Gefühl beleidigen. Schreibt denn nicht Herr von Cüstine später (Brief 29) selbst: „On se révolte (in Rußland) contre la douceur, on n'obéit ici qu'à la férocité qu'on prend pour de la force?“ Nicht zufrieden mit einem so wichtigen Zugeständniß, macht der geistreiche Verfasser, vermuthlich ohne es zu wollen und ohne es selbst zu gewahren, dem Autokraten indirect sogar den Vorwurf zu großer Milde in Bestrafung der Verschwörer, die nach alttestamentarischer Justiz sämmtlich des Todes schuldig waren. Die Anwendung christlicher Liebe auf die Verwaltung des Staates, argumentirt Hr. von Cüstine weiter, sei offenbar mit großen und wesentlichen Nachtheilen verknüpft, und selbst der göttliche Urheber des Christenthums habe recht gut gewußt, daß sein an die Stelle der unbarmherzigen Moses-Gerechtigkeit gesetztes Liebesprincip die Dauer der irdischen Reiche untergrabe und verkürze; er habe aber zum Ersatz der zeitlichen Verluste das Himmelreich geöffnet. Ohne Ewigkeit und ohne Unsterblichkeit, meint Hr. von Cüstine (Brief 23), hätte das Christenthum der Welt mehr geschadet als genützt. Wir bitten fromme Leser, sich nicht an einer Phrase zu ärgern, die fürwahr mehr encyclopädistisch und antisocial als katholisch klingt.

Herr von Cüstine konnte sich von dem fatalen Schlag des Trubetzkoi-Bescheides nicht mehr erholen, und alle nach diesem Datum geschriebenen Briefe (22 — 34) tragen einen Stempel von Melancholie, Mißtrauen, Ungeduld und Zerrissenheit an der Stirne, der mit der aristokratischen Ruhe der vorausgegangenen seltsam contrastirt. Selbst das wohlwollendste Entgegenkommen der kaiserlichen Behörden ward ihm von nun an verdächtig, und im Deutsch redenden Feldjäger, den er als

Delmetſch und Wegmarſchall ins Innere aufgenommen hatte, malte ihm die erhitzte Phantaſie einen Spion des Kaiſers vor, verſehen mit geheimen Aufträgen, ihn (den Marquis Güſtine) unbemerkt von der großen Straße wegzulocken und heimlich in ewige Verbannung nach Sibirien zu ſchaffen! Nur die „manières séduisantes“ und die „élégance innée“ des ächten Slavenblutes in den Wolga-Bauerndörfern beſänftigen, gleich den Harfentönen des Sohnes Jeſſe, theilweiſe noch den Trübſinn des modernen Saul. Doch erklärt er zuletzt auch die blinde Geduld der ruſſiſchen Unterthanen, ihr Schweigen, ihre Treue gegen ſolche Gebieter für „ſchlechte Tugenden“. Unterwürfigkeit ſei nur dann löblich und Herrſchaft nur ſo lange ehrwürdig, als man die Rechte der Menſchheit achte. Vergeſſe der Herrſcher dieſe Ordnung, ſo gehören die Unterthanen nur Gott, dem Herrn von Ewigkeit, an, der ſie dann vom Eid der Treue gegen den irdiſchen Gebieter entbinde. Mehr noch als die frommen Extravaganzen dieſer Gattung werden die Ruſſen Hrn. von Güſtine übel nehmen, daß er ihre Palaſtdamen faſt alle für häßlich und kokett, — daß er die geſchäftigen alten Weiber für die Geiſel des czariſchen Hofes, und Moskwa, die heilige Stadt der Ruſſen, für den langweiligſten Ort der ganzen Monarchie erklärt.

Die ruſſiſchen Großen, die ihm in der alten Hauptſtadt der Czaren prachtvolle Feſtins gegeben und im Einzelnen wohlverdientes Lob geerntet haben, ſollen nicht erſchrecken, wenn Herr von Güſtine ſie in corpore als elegant gekleidete Barbaren, als uncultivirte, langweilige, laſterhafte, ja als verbrecheriſche Menſchen voll Eigennutz, Furcht und Eitelkeit ſchildert, und wenn er überall nur entarteten, allen Begriffen wahrer Ehre widerſtrebenden ariſtokratiſchen Hochmuth, überall nur Diebſtahl, Beſtechlichkeit und Elend in unglaublichem Grade erblickt. „Und ſolche

Peuple", exclamirt Hr. von Cüſtine gleichſam triumphirend, „wollen ſich an die Spitze der menſchlichen Dinge ſtellen!!" — Wer konnte es aber auch dem edlen Franzoſen verargen, wenn ihm die Namen Kremlin und Moskau üble Launen machen? wegen die Urheber einer ſolchen Kataſtrophe, wie ſie das Jahr 1812 geſehen hat, das Urtel moraliſcher Verdammung zu ſchleudern, iſt eine Erleichterung, ein Troſt, den man der kranken Seele des Herrn von Cüſtine wohl gönnen darf. Damit ſich aber ja Niemand eigener Tugend und Auserwählung überhebe und in geiſtlichem Hochmuth ſich für beſſer als Andere halte, begnügt ſich Hr. von Cüſtine in ſeinem Gerechtigkeitsſinne nicht, ſeine Stimme bloß gegen das Verderbniß der Großen und gegen die Sclavengeduld der Kleinen, gegen die lockern Holzſtraßen, gegen die Wanzen von Niſchnji-Nowgorod und gegen Beukendorfs ſchreckliche Polizei zu erheben. Nein! Mitten im Redeſtrom wendet ſich der Bußprediger (Brief 34) plötzlich wieder ſtrafend an das „junge Frankreich", und erſpart im Reſumé des ganzen Werkes nicht einmal dem Pontifex Romanus den Vorwurf, er ſei zur Zeit des polniſchen Aufſtandes ſchwach geweſen und habe die katholiſche Welt dem ruſſiſchen Feind als Beute überliefert. Aber wer findet denn eigentlich unbedingte Gnade und Approbation vor Hrn. von Cüſtine? Niemand von den jetzo Lebenden, nichts von dem jetzo Beſtehenden, am Ende nicht einmal der Katholicismus ſelbſt, wenigſtens in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, ob er übrigens gleich den leitenden Gedanken des ganzen Werkes bildet. Für jetzo findet Hr. von Cüſtine in der Welt nur noch eine „Croyance intérieure" als letzten Keim des erſtorbenen katholiſchen Glaubens lebendig, und an dieſen Keim knüpfen ſich ſeine Hoffnungen einer beſſeren Zukunft, weil er mit prophetiſchem Blicke aus dieſem Reſt eine neue Flamme aufſteigen und die künftige Staatsgeſellſchaft des Men-

ſchengeſchlechts begründen ſieht. Bis zu dieſer beglückten Epoche der Wiederfindung des verlornen Paradieſes ſeufzen wir Alle — Tros Rutulusve fuat — unter dem Anathem des apokalyptiſch begeiſterten Hrn. von Güſtine.

Den Leſer auf alles Geiſtreiche, Originelle, Bizarre und Ausſchweifende dieſes Völker- und Sittengemäldes aufmerkſam zu machen, wäre ein für dieſen Ort unthunliches Unternehmen und ſchon deswegen für einen Journalartikel unmöglich, weil die Ideen des Herrn Verfaſſers, wie früher bemerkt, nicht innerlich zuſammenhängend und gleichſam ſyſtematiſch verkettet und fortgeſponnen ſind. Es iſt „Sand ohne Kalk“, aber Goldſand, den Hr. v. Güſtine nicht etwa aus zweiter und dritter Hand eingetauſcht, ſondern eigenhändig im Scythenlande geſammelt hat. Wollen Sie aber durchaus, daß man aus dem Güſtine'ſchen Agglomerat einen Grundgedanken herausfinde, ſo würde ich ihn beiläufig unter folgende Formel bringen: „Wäre oder würde Rußland katholiſch, ſo hätte es Genie, wäre es inventiſ und ſtände lebenskräftig an der Spitze der neuen Zeit. Sintemal es aber byzantiniſch glaubt und auch noch ferner glauben will, ſo hat es keinen natürlichen Lebensproceß, keinen lebendigen Keim, iſt es nur eine Lüge und eine militäriſch abgerichtete Cohorte anatoliſcher Kirchengriechen. Byzantiniſche Religion aber übe keine Gewalt über die Herzen der Menſchen und ſei ohne alle moraliſche Autorität über die Völker, habe weder Tugend noch Talent, geiſtig zu erobern, ſei nur eine Gehülfin weltlicher Polizei, um das Volk zu betrügen, was man von anderen Bekenntniſſen natürlich nicht behaupten dürfe.“ Dieſes geiſtige Unvermögen der griechiſchen Religion iſt Hrn. v. Güſtine ein Geheimniß, das er ſich nicht erklären, ein Problem, das er nicht löſen kann. Das Factum aber iſt ihm gewiß. Anderen iſt dieſes Factum weniger gewiß, ſie leugnen es ſogar und finden in der Kirche von Oſtrom

einen gleich indestructiblen Lebenskeim und ganz consubstantiale Majestät, wie in der Kirche von Westrom. Diese Thesis wissenschaftlich zu begründen, wäre hier nicht an der Zeit; man hat es ja schon anderswo versucht, dabei aber das Hauptargument und den laufenden Commentar der Zeit und den Ereignissen anheimgestellt, die allein den schwebenden Streit in letzter Instanz entscheiden müssen.

„Während wir Osmanli im Bewußtsein unserer Vollkommenheit und Stärke euch und euer Treiben für nichts achteten, seid ihr Christen uns unbemerkt über den Kopf gewachsen." So sagte erst verwichenes Jahr in einer Abendgesellschaft bei Kamil Pascha der intelligente Mufti von Larissa in Thessalien. Gott verleihe, daß wir uns den byzantinischen Russen gegenüber nicht auch einmal derselben Thorheit, desselben Fehlers anzuklagen haben. Was immer Hr. v. Custine über die Russen Gutes und Böses sagt, ist in der Hauptsache nicht zu bestreiten; ihr Land ist traurig über alle Vorstellung; es ist das Land der nutzlosen, kleinlichen, neckenden und erbitternden Formalitäten, die allein hinreichend wären, den Fremden abzuschrecken. Der Mensch als Individuum hat bei den Russen noch keinen Werth, er wird als Sache behandelt, nicht als Person, wie es die Philosophie der Deutschen vorschreibt und ganz Europa als ersten Einsatz wahrer socialer Ebenbürtigkeit fordert. „C'est la liberté qui manque" ist der ewige Refrain des Hrn. v. Custine; die Freiheit fehle überall, in der Kirche, in der Literatur, in der Familie wie im Staate, und mit der Freiheit mangle auch der moralische Sinn und die wahre Menschlichkeit; die Russen seien trunken von Knechtschaft; Schweigen und Gehorchen sei ihre zweite Natur; Reden sei in diesem Lande gleichbedeutend mit Verschwören, und Denken sei schon Rebellion; deswegen werde in den russischen, wie überhaupt in den byzantinischen Kirchen gar nicht gepredigt,

werde die Religion gar nicht öffentlich gelehrt. Daß man aber auf diesem Wege und mit solchen Einrichtungen doch stark und mächtig, ja furchtbar und drohend werden könne, will man bei uns nicht begreifen, noch weniger aber eine Doctrin gelten lassen, die eine solche Ordnung der Dinge sogar als eine Nothwendigkeit der Weltökonomie betrachtet. Deste besser für die Russen! Ob sie nun ihre Schattenseite durch einheimische Stimmen ableugnen oder beschönigen, oder durch erkaufte Fremdlinge beschönigen und ableugnen lassen, ist gleich fruchtlos, gleich vergeblich. Man glaubt den einen ebenso wenig als den andern, weil Jedermann fühlt und die Panegyriker selbst noch weit besser als die andern wissen, daß Cüstine's Schilderung der moskowitischen Zustände in der Hauptsache nicht zu widerlegen sei. Aber was kümmert das die Russen? Die großen Nationalerinnerungen werden sie wohl über die giftigen Standreden westlicher Censoren trösten. Haben sie nicht das Mongolenjoch zertrümmert, Schweden, Polen, Schwertritter, Türken und endlich Napoleon mit dem ganzen Occident nacheinander im Kampfe überwunden und eine Stellung errungen, die sie zum Gegenstand des Neides, der Furcht und der Bewunderung aller Nationen macht? Sie können sich uns Westlichen kühn entgegenstellen mit dem Rufe: „So sind wir, das ist unsere Meinung und unsere Ordnung.“ Die Klugen ihrer Gegner declamiren nicht viel, erwarten von aggressiven Gewaltmitteln wenig, von der Intrigue und den Unterhandlungskünsten aber gar nichts, da letztere bisher gewöhnlich das Gegentheil von dem hervorbrachten, was man erzielen wollte. Einem naturkräftigen und einheitstarken Reiche wäre vielleicht nur auf dem Wege kirchlicher Spaltungen beizukommen. Eben weil das religiöse Wort gefesselt ist, gibt es in Rußland eine Menge Secten, deren Dasein aber durch die Regierung verdämmlicht wird. Um so ungefochtener wuchern sie fort, und von dieser Seite wird

einmal die erſte Noth, die erſte Oppoſition im Herzen des Reiches ſelbſt erwachen. Dieſes Sectenweſen, meint ein vornehmer Ruſſe, könnte der Monarchie ſelbſt noch gefährlich werden, „c'est par les divisions religieuses que périra l'empire russe.“

Um dieſen europäiſchen Troſtgrund durch eigenen Scharfſinn zu entdecken, iſt Hr. von Cuſtine freilich nicht lange genug bei den Ruſſen geblieben, aber der Gedanke wiegt deswegen nicht weniger ſchwer, weil er die wahre Schwäche des moskowitiſchen Coloſſes verräth. Die Ruſſen, durch den natürlichen Gährungsproceß im Innern gedrängt, können nicht eher ablaſſen, auf des Nachbars Gut hinüber zu blicken, als bis man ihnen im eigenen Hauſe nachhaltig zu ſchaffen gibt. Man fürchtet daher in Rußland ſeit der Kataſtrophe von Karl XII. und Napoleon, wie es ſcheint, unſere Kriegsheere viel weniger, als unſere Doctrin.

Ida Gräfin Hahn-Hahn: Orientaliſche Briefe.

(1845.)

Nur mit Julius Cäſar oder mit Bajeſid Wetterſtrahl kann man die erlauchte Urheberin dieſer Schrift vergleichen. Wahrhaft, Ihro Erlaucht iſt eine fürchterliche Erſcheinung, nicht etwa im ſchlimmen Sinne des Wortes, nein, wir reden ernſtlich, Ihro Erlaucht iſt ein Phänomen, ein lebendiges Muſter geiſtiger und phyſiſcher Beweglichkeit, ja eine Satire iſt ſie auf Langſamkeit und unbeholfenes Weſen deutſcher Gelehrtenwelt. Denken Sie einmal, die ungeheure Strecke von Dresden in Sachſenland über Belgrad, die Sulinamündung, Konſtantinopel, Damaskus, Jeruſalem, Wadi-Halfa, Alexandria, Athen und Trieſt wieder an den Ausgangspunct zurück hat die unerſchrockene Reiſendinn*) in weniger als Jahresfriſt nicht nur durcheilt und zurückgelegt, nein, ſie hat ihren Kreislauf auch noch weitläufig beſchrieben und das Geſchriebene in drei Bänden von nicht weniger als 1135 Seiten gedruckt in Circulation geſetzt. Sei es wundervolle Genialität, die der Verfaſſerin zur Seite ſteht, oder ſei es komiſch-expedite Fingerfertigkeit mit ariſtokratiſcher Salonroutine — wir wagen es nicht zu entſcheiden — die Sache verdient ernſtliche Erwägung des leſenden Publicums.

*) Ein der edlen Gräfin eigenthümliches Wort.

Denn, weiß Gott, mancher von uns hat auch seine Wanderung gemacht und vielerlei gesehen, hat aber im Gegensatz mit begabteren Nebenbuhlern vom reichlich aufgehäuften Stoffe bald Nichts, bald Weniges, und dieses Wenige erst nach reiflicher Ueberlegung, gleichsam mit Schamhaftigkeit und Bedacht kundgegeben. Stehen Gedankenreichthum und Schönheit der Form hier mit der Schreibegeschwindigkeit in geradem Verhältniß, so ist das literarische Gleichgewicht in Deutschland gestört, und die Gelehrtenrepublik hat eine Gebieterin. Keiner Entschuldigung bedarf nur das Genie; aber auch die Mittelmäßigkeit wird noch geduldet, wenn sie als Entdeckerin und als Erste auf der Bahn erscheint. Oft und gut Gesagtes ohne alle Nachfrage und ohne alles Begehr noch einmal zu Markte bringen und in gemeinem Kram auseinanderlegen, wäre ein langweiliger Anblick und ein sträflicher Mißbrauch der edlen Schreibekunst. In die Wette eifern sich — und zwar mit Recht — Staatsleute und Sittenprediger in Mittel-Europa gegen bedrohlichen Anwachs der Besitzlosen und gegen ihr corruptes Thun. Wäre es nicht bald an der Zeit, auch gegen Unzucht und Proletariat des Bücherschreibens Junten niederzusetzen und dem ungeschlachten Treiben ein Ziel zu stecken? Gott bewahre uns, die edle Reisendinn in die eben genannte Kategorie zu stellen und ihre drei wohlgenährten Bände für hungrige Proletarier, für Creaturen mit geistlosem Blick und aufgedrücktem Armuthszeugniß zu erklären! Nein, wir reden nur so dahin im allgemeinen Interesse, und ohne alle Beziehung auf vorgenannte Schrift. Und selbst für den Fall, daß sich hie und da, wie es sich zu Zeiten ergibt, kleine Mängel, gewisse Unvollkommenheiten, etwa schiefer Wuchs, lahme Beine und schwache Nerven zeigten, würden wir den Schaden doch nur leise berühren, und das Uebel nur mit süßer Medicin zu lindern suchen. Zum Glück weiß es die ganze Nachbarschaft, daß wir

in der Kritik schonend und rücksichtsvoll gegen Jedermann, gegen schriftstellernde Damen aber insbesondere von wesentlich galantem Benehmen sind.

Nur eines wagen wir mit der größten Behutsamkeit zu bemerken: die hochgeborene Gräfin Ida Hahn-Hahn ist auf der bezeichneten Wanderbahn im Orient weder als Entdeckerin noch als erste Beschreiberin aufgetreten. Viele waren schon vorhin da, und jeder Schritt ist längst und zum Theil in gutem Styl gezeichnet und ausgemalt. Wer wollte es etwa heute noch wagen, seine flüchtigen Besuche in Konstantinopel, in Jerusalem, bei den Pyramiden von Memphis, oder selbst bei den ärmlichen Lehmhütten von Wadi-Halfa noch als Gegenstände öffentlicher Neugierde auszubeuten? Ihre Erlaucht weiß vielleicht besser als mancher Andere, welchen Reichthum guter Notizen man z. B. über Konstantinopolis und den Bosporus in Hammers noch nicht übertroffenem Werke dieses Titels finde. Ebenso wenig, scheint es, hat die hochgeborene Gräfin übersehen, daß, um von Rußegger und von einer großen Zahl zum Theil vortrefflicher deutsch, englisch, französisch und italienisch geschriebener Wanderberichte dieser Art gar nicht zu reden, über Jerusalem, Aegypten und Nubien Prokesch ein tüchtiger und verlässiger Nothhelfer und Präceptor ist. Dessenungeachtet sagt die erlauchte Reisende, ihre Beschreibungen seien nicht nur wesentlich treu, sondern auch durchgehends originell und so gehalten, als wäre ihr auf diesem Felde noch Niemand vorangegangen. Gegen die Treue der liebenswürdigen Gräfin ist nichts einzuwenden, ihre Gemälde sind ebenso correct wie die ihrer Vorgänger. Daß sie aber hie und da den Concepten der beiden vorgenannten berühmten Oesterreicher in Ordnung und Farbe bis zum Verwechseln gleichen, ist offenbar nur Spiel des Zufalls und nebenher kräftiger Beweis, wie scharf und richtig das erlauchte Original die

Dinge mißt und zu Faden ſchlägt. Natürlich macht die geiſtvolle Gräfin gelegentlich auch hiſtoriſche Bemerkungen und webt in üblicher Weiſe — denn wie hätte ſie ſonſt 1135 Seiten angefüllt? — lange Abhandlungen aus der Staaten- und Völkergeſchichte ein, wobei ihr die Sammlung von Heeren und Ukert auch von beſonderm Nutzen war. Nur läßt ſie (I. 339) bei Tſcheſme, verſteht ſich in Folge ihrer originellen Auffaſſung der Dinge, die türkiſche Armada durch die „combinirte engliſch-ruſſiſche Flotte“ (1770, Julius) in die Luft ſprengen, wie es zu unſerer Zeit in der Bucht von Navarino geſchehen iſt. Orloff und Elphinſtone, fand ſie im Compendium, haben (1770) die große That vollbracht; Elphinſtone — dachte ſie — iſt aber offenbar ein Engländer, ergo waren England und Rußland auch damals gegen die Türkei im Bunde, wie ſie es neulich bei Navarin geweſen ſind. Daß Elphinſtone nur für ſeine Perſon der Kaiſerin Katharina II. diente, während die engliſche Kriegserklärung gegen die Ruſſen ſchon in Bereitſchaft lag, und nur durch den eiligen Friedensſchluß zu Kainardſche gehindert wurde, hat die ſchnellſchreibende durchaus originelle Reiſendinn zufällig überſehen. Ebenſo hiſtoriſch treu läßt die gelehrte Pilgerin in einer andern Stelle (I. 85) durch den „glorwürdigen deutſchen Kaiſer Heinrich I. bei Merſeburg und auf dem Lechfelde die Avaren vernichten.“ Wir rügen dieſe kleinen Unrichtigkeiten ohne Tadelſucht und ohne pedantiſch hart zu ſein. Der Irrthum iſt ja leicht zu verbeſſern, man leſe nur ſtatt „Avaren“ Ungarn (Magyaren) und ſchreibe den Sieg auf dem Lechfelde Otto I. zu, ſo hat es mit dem Dictum ſeine volle Richtigkeit.

Von gleicher Stärke wie in der Geſchichte ſcheint die edle Gräfin in der Länderkunde zu ſein, da ſie (I. 84) die Türken nach dem Siege bei Mohacz (unterhalb Peſth) in die europäiſchen

Länder Serbien, Bosnien und Dalmatien eindringen läßt. Daß aber die benannten Länder zwiſchen Mohacz und Konſtantinopel, nicht aber zwiſchen Wien und Mohacz liegen, iſt wieder nur ein zufälliger Umſtand, der einer ſo gewandten Schriftſtellerin im Drang der Ideen ebenſo leicht entfallen kann, als (I. 248) in einer andern Stelle der Inhalt eines von der kaiſerlichen Prinzeſſin Anna Comnena verfaßten Buches. Anna Comnena, wie wir bedachtſam componirende Pedanten wiſſen, hat etwas ganz anderes als die Eroberung von Byzanz durch die Kreuzfahrer beſchrieben, und der chronologiſche Irrthum der gelehrten Gräfin beträgt auch nur etwas über hundert Jahre — natürlich Kleinigkeiten, kaum der Rede werth.

Für den engern und eigenſten Leſerkreis, das iſt für „Herzensmamachen", für „Lieb-Gärchen", für „Luiſchen", „Emma" und „Fratello Dinand", mögen die orientaliſchen Briefe, benannter Ueberſichen ungeachtet, auch ihrem hiſtoriſch beſchreibenden Inhalt nach den vollen Werth behalten, ja als einzige Autorität, als Familienchronik und Sibyllenbuch von Geſchlecht zu Geſchlecht geprieſen ſein, vorausgeſetzt daß die Beſagten nichts anderes leſen und mit dem wandernden Hausorakel überall zufrieden ſind. Nur vermögen wir in unſerer Kurzſichtigkeit nicht zu errathen, wie man das große Publicum mit drei Bänden heimſuchen kann, in denen es weder etwas Neues noch etwas beſſer Geſagtes findet, als man vorher hatte.

Aber wie? iſt bei einem Buche außer dem Stoff nicht auch die Form zu bedenken? Drücken Eleganz des Styles, Ebenmaß der Satztheile, Schwung und Ordnung der Gedanken nicht oft auch gemeiner Unterlage das Siegel der Vollendung auf? Vielleicht blitzt neben dem Feinen und Pikanten der Reiſebemerkungen auch noch eine intereſſante Perſönlichkeit aus dem zierlich gemeißelten Concept hervor? Hiemit — um es nur gleich zu

gestehen — haben wir zweifelsohne den Glanzpunct und das Erdverdienst des gräflichen Werkes berührt. Denn sind etwa die „Orientalischen Briefe" nicht Muster deutschen Styles in nerviger Beredsamkeit und schönfließender Gedankenfülle? Der Styl, sagt man, ist der Mensch. „Mustermenschen" aber sind heute überall ein Theil des öffentlichen Reichthums. Man zählt sich gegenseitig und mit der größten Sorgfalt, ja nicht ohne Eifersucht stellen die deutschen Stämme, stellt Nord und Süd, Plebs und Aristokrat seine eingebornen Ornamente zur Schau. Wie weit der deutsche Südländer in der Bücherkunst, im Redeschmuck und im freien Gedanken hinter dem nordischen Bruder zurückgeblieben sein soll, ist bekannt genug, und man sagt es uns ja oft genug. In Sachen des Geschmackes aber, in der Salon-Palästra und in der fließend feinen Wendung sind wir Plebejer ohnehin durch alle deutschen Gauen, selbst nach fünfzigjähriger Lehrzeit, noch immer die ungelenken, niedrigen Discipel feingeschliffener Optimaten-Eleganz. Wir möchten auch die Kunst der Rede lernen und dem socialen Olympus gleichsam das Geheimniß der Politur entlocken. Wie tief haben nicht weiland die Briefe des „Verstorbenen" durch die Ungezwungenheit aristokratischer Noncurie die deutsche Plebs gedemüthigt! Ach wir sind besiegt, wir sind erdrückt, wir erkennen die Meister und das unwiderstehliche Gewicht! Sieh da jetzt noch diese Briefe einer „Lebendigen" — Materie neuer Triumphe, die ebenfalls dem baltischen Strande und den höhern Classen der Gesellschaft angehören.

Daß die „Orientalischen Briefe" ein treffliches, ja in der Form so zu sagen ein vollendetes Kunstwerk seien, bezeugt am triftigsten die adelige Verfasserin selbst. Nicht zufrieden ihr angebornes Talent und Geschick zu preisen, schildert die nordische Reiseheldin in flüchtigen Pinselstrichen auch die eigene Persönlichkeit, als da sind Ideen- und Bildungsgang, Maß der Ge-

mühlichkeit, der physischen Appetite und des leiblichen Schrittes, körperliche Leiden und weiland Kinderspiel sammt äußerem Herschen in gewissen Lagen, was für die Leser natürlich von der größten Bedeutung ist. Und wenn sich die Vielgereiste vor allem lebhaft von ihrer bücherschreibenden Tüchtigkeit durchdrungen fühlt, so sehen wir in diesem festen Glauben an sich selbst nur den Beweis, daß sie zum hellen Bewußtsein ihrer im Kreise der deutschen Adelswelt epochemachenden Persönlichkeit gekommen ist. Anch' io son pittore, sagte der wälsche Meister. Ihm entgegen sagt (I. 73) die deutsche Künstlerin: „Es ist aber recht merkwürdig, daß ich nichts von Allem kann, was ich gelernt habe, oder wofür ich wenigstens einen Lehrer gehabt; und das Einzige was ich nicht gelernt habe, ein Buch zu schreiben — das kann ich." Ach, die Gewaltige! Die Kunstreiche! Wären andere nur auch so glücklich! Während wir uns vor Jedermann, am meisten aber vor der schönen Gräfin A." in K." und ihrem kritischen Aerger fürchten, ist „Herzensmamachen" die einzige Person auf der weiten Gotteswelt, die unserer Reisendinn imponirt (I. 2). Selbst Widersprüche und Inconsequenzen, die man in andern Werken so entstellend findet, sind bei ihr nur scheinbar, weil sie „am Montag die Dinge von der einen Seite sieht und es der Mutter schreibt, am Mittwoch aber sie von der andern Seite betrachtet und es ihr wieder schreibt (I. 1)."

Wundern darf man sich übrigens nicht, wenn die erlauchte Gräfin Bilder mit hellen Umrissen und täuschender Aehnlichkeit entwirft: „sie hat das Glück, daß ihr Kopf eine Art Spiegel beherbergt, der immer ganz blank ist um die äußeren Eindrücke zu empfangen (I. 14)." Offenbar ist diesen Selbstbekenntnissen zufolge die edle Gräfin Ida Hahn-Hahn eigentlich das erste und älteste Daguerreotyp in Europa und hat ihr der Pseudoerfinder in Paris mit Unrecht Preis, Rente und Brevet entzogen. Doch der hohe

Sinn der edlen Gräfin ist nicht auf Geld gestellt; sie gönnt auch dem geringen Bürgersmann den Lohn und verräth dem Leser noch überdies das Zaubermittel, ihr Blut in Bewegung und Wärme zu setzen, mit naivem Sinn: „wenn zu Breslau mir die alte treuherzige deutsche Kunst wie ein Freund tief in die Augen schaut, wird mir dabei ganz warm ums Herz." (I. 7.)

Forellen, Eier und Kartoffeln sind ihre liebsten Speisen (I. 17); Kirschen dagegen ißt sie nicht (I. 10). Jedoch würde sie für ihre Person immer am liebsten eine Mittagsmahlzeit halten wie die Bauern (II. 11).

An die Zukunft scheint die hochgeborene Gräfin seltener zu denken als an die Forellen, denn „sie ist allzeit in der Gegenwart versunken, wenn diese nicht gar zu reizlos ist" (I. 5). Uebrigens ist sie resolut, und „ihres Theiles für Freiheit, schmale Kost und ein kurzes Leben" (I. 59). Und doch ist sie, was Kasteiungen betrifft, „zu sehr ein Kind ihres weichlichen und bequemen Jahrhunderts, und scheut sie von ganzem Herzen." (I. 283.)

Mit besonders eindringlichem Eifer hat Gräfin Ida Hahn-Hahn während der Reise Theologie studirt, und in Folge reiflichen Nachdenkens über Concilien und über die sieben Kirchen Asiens zu Smyrna die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß, „wer nicht in die Tiefe des eigenen Seins hinabsteigt und nicht dem eignen Wesen aufrichtig Aug' in Auge schaut, in unserer Zeit übel berathen sei." (I. 311.)

Als Philosophin glaubt sie gar nicht an Gespenster, hört sie aber nächtliches Knistern, Schleichen und Tappen, so „grüselt sie". (II. 100.)

„Gemüthlich" ist die hochgeborne Reisendinn nach eigenem Geständniß (II. 323) gar nicht, sie sucht nur die Wahrheit, den Ernst und die Kraft; jedoch hat sie in der Jugend „Heuschrecken

in Häuschen von Papp verpflegt" (I. 231) und ſpäter in Paläſtina gefunden, daß „eine Welt von Anachoreten bevölkert doch etwas zu einſeitig ſei", was doch einiges Gefühl — wenigſtens für kleine Thierchen zu verrathen ſcheint.

Wir Europäer dagegen haben es mit der erlauchten, hochgeborenen Dame ſammt und ſonders verdorben. „Europa macht ihr jetzt wenig Vergnügen" (II. 272); ſie ſchwärmt nur für die Beduinen, weil dieſe allein noch individuelle Menſchen, wir aber Staatstruppen ſeien. Etwas Gnade jedoch ſcheinen vor der ſtrengen Richterin die Engländer zu finden, weil die Gräfin vier Marineofficiere dieſes Volkes am Morgen nach einem Regentag „ganz ſauber" aus ihrer Herberge im Libanon reiten ſah. Die Frau Gräfin benützt dieſes merkwürdige Ereigniß, um ihre Anſicht von den Männern überhaupt weiter aus einander zu ſetzen: „Männer", ſagt ſie, „müſſen etwas aushalten können, ſonſt ſind ſie gar ja keine Männer." (II. 82.)

Wir Deutſchen dagegen werden leider in allen Dingen hinter die Beduinen zurückgeſtellt, insbeſondere ſind wir der edlen Gräfin in unſern Ballbeluſtigungen viel zu ſchläferig und viel zu ſchlecht: „Ein paläſtiniſcher Beduine, meint ſie, könne weit beſſer laufen, als ein Deutſcher tanzen."

Die Beduinen in Aegypten ſind der edlen Reiſendinn nun vollends „Statuen von dunkler Bronze"; — nie habe ſie „ſuperbere Menſchen" geſehen. Wenn aber dieſe „ſuperben" Beduinen beim Flottmachen im Sande feſtſitzender Nilbarken die Mäntel wegwarfen und nur ihr Hemde behielten, das ſie auch noch bedeutend aufſchürzten, dann dachte Ihro Erlaucht: „Oſiris ſei in einigen Verkörperungen auf die Erde gekommen." Denke man deswegen ja nicht, die Reiſendinn ſei in ihrer Vorliebe für dieſe individuellen Beduinen und verkörperten Oſiris-Menſchen blind; nein, ſie ſieht ebenſo gut auch ihre Fehler, und tadelt

insbesondere, daß sie keine Zeitungen lesen, und sogar vom neuesten Hahn-Hahn'schen Roman „Cecil" nichts wissen. (II. 273.)

Aber wie in Styl und Weltansicht, hat die Gräfin auch in ihrem ästhetischen Geschmacke etwas durchaus Originelles, Eigenthümliches, und vor anderen ihres Geschlechts gleichsam Apartes: denn in Syrien und Aegypten gefielen ihr die Männer überall besser als die Weiber. Letztere fand sie ohne Ausnahme häßlich; an den Katarakten war es ihr „unangenehm von so garstigen Frauenzimmern umgeben zu sein"; in Damaskus schien es ihr sogar schrecklich „so eine Masse roher Weiber zu sehen; lieber sehe sie eine Heerde Kühe und Schafe" (II. 74). In Vergleichen ist die Frau Gräfin überhaupt besonders glücklich. Sie selbst (II. 323) „sieht wie ein Triton aus", wenn sie in den Regen kommt. Reitet sie aber auf einem Kamel, oder fährt sie auf einer Eisenbahn, so fühlt sie sich „zu einem Waarenballen erniedrigt", und wenn sie im regendurchnäßten Lehmboden bei jedem Schritt stecken bleibt, kann sie sich lebhaft vorstellen, „wie man Vögel an Leimruthen fängt." (II. 286.) Wem von uns gewöhnlichen Menschen wäre nur so etwas eingefallen? Oder wer in Deutschland — vielleicht nicht einmal die Selenographen Mädler und Gruithuisen ausgenommen — hätte mit solcher Schärfe sogar die geheimsten Schliche der nächtlichen Luna ausgeforscht, und wüßte so pünctlich anzugeben, woher z. B. der Mond im letzten Viertel komme? Diese wichtige Entdeckung gehört ganz der Gräfin Ida Hahn-Hahn und wird ohne Rückhalt mitgetheilt: „Aha!" denkt (II. 328) die Edle beim duftigen Anblick des Mondes im letzten Viertel: „Aha! er kommt vom Cythäron" (vom schlafenden Endymion)!

Damit aber auch dem weltfremden Leser ja keine Originalität der edlen Reisendinn verborgen bleibe, theilt sie (III. 9) aus besonderer Gunst sogar das Eigenthümliche ihres Schrittes mit.

Frau Gräfin Ida von Hahn-Hahn hat nicht einen ſteigenden Schritt, ſondern mehr einen ſchleifenden, und wühlt im Gehen den Sand um ihre Füße herum auf. Zu Pferd aber ſitzt die Frau Gräfin nicht nach morgenländiſcher Damenweiſe à Califourchon oder in weiter Hülle wie eine „wilde Gans“, ſondern auer und mit dem rechten Fuß im Steigbügel en habit de gamin! Vor dem Aufſitzen aber hat ſie den Hut in der einen und die Reitgerte in der andern Hand, was zur öffentlichen Glückſeligkeit und zur Kunde des Orients natürlich ungemein viel beiträgt.

Wir brauchen nicht erſt zu bemerken, daß die einzelnen Züge zu dieſem Conterfei dem Buche ſelbſt entnommen und ſogar mit den eigenen Worten der Künſtlerin entworfen ſind. Das Gewichtvolle und Geiſtreiche dieſer Einzelheiten wird aufmerkſamen Leſern nicht entgangen ſein; jedoch wird am Ende ſogar der Billigſte eingeſtehen müſſen, daß man mit ſolchen Herrlichkeiten allein doch nicht drei Bände füllen könne. Haben wir denn aber nicht vorher ſchon geſagt, daß es nebenher auch noch allerlei Compendien und Geſchichtsbücher gebe, aus welchen bei ſchlechtem Wetter oder bei drückender Sonnenhitze lange Abhandlungen über hundertmal abgedroſchene Gegenſtände auf die leeren Reiſebogen herüberfließen? Doch ſolche Dinge und vieles andere dürfen wir um ſo leichter übergehen, weil dem Werke der gelehrten Gräfin ein ſolcher Reichthum von Lebensanſichten und ariſtokratiſch feinen Bemerkungen über Menſchen und Dinge eingewoben iſt, die wir noch in keiner andern Reiſebeſchreibung geleſen haben. Die wichtigſten Fragen der Gegenwart, die verworrenſten Probleme über europäiſche Politik, über Induſtrie, Arbeiternoth, Kunſt, Dogmenſtreit und ſocialiſtiſche Gefahr werden hier mit einer Klarheit beſprochen und ſo zu ſagen im Vorübereiten mit einer Leichtigkeit entſchieden, die für die ergrauten und

mit nichts zu Ende kommenden Veteranen aus der Claſſe der Diplomaten, Philoſophen, Künſtler, Gottesgelahrten und Publiciſten ebenſo belehrend als beſchämend iſt. Von dieſem reichen Magazin wenigſtens noch einige Proben dem Leſer vorzulegen, halten wir für ſtricte Schuldigkeit. Zum Glück für Deutſchland beginnen die maleriſchen Sentenzen gleich außerhalb der Hausthür, und werden insbeſondere die ſchleſiſchen Zuſtände mit einer Schärfe und Tiefe auseinandergeſetzt, über die man billig erſtaunen müßte, wenn die erlauchte Frau Gräfin das Land zum erſtenmal geſehen hätte. Allein „ſchon vor ſechs Jahren ſei ſie mit Siebenmeilenſtiefeln dermaßen über Schleſien hinweggeſchritten, daß ſie nur eine Nacht in Breslau ſchlief und ſich nur das Rathhaus anſah.“ Jetzt holt ſie das Verſäumte nach und findet: „Breslau mache ſich allmählich modern, die Häuſer glätten ſich, die Straßen ſtrecken ſich; es ſehe ſehr handeltreibend aus, und über den Magazinen finde man auf den Aushängeſchilden das Polniſche neben dem Deutſchen. Auch auf der Straße habe ſie polniſch ſprechen hören, und in den Gaſthöfen wimmle es von Polen, die in die Bäder reiſen.“ Doch ſchloß ſie aus dem herben Loos eines Kupferſtechers, daß die köſtlichſten Gaben „oft vergifteten Hoſtien gleichen.“

Während dreier Wochen waren in Schleſien nur drei windſtille Stunden, und beim Anblick der vielen ſchleſiſchen Kirſchen war ihr der Gedanke förmlich beängſtigend, „wer all dieſe Kirſchen verzehren ſolle.“ Beſonders tragiſche Auftritte ergaben ſich bei Erſteigung der Schneekoppe im böhmiſchen Grenzgebirge. Das im Beginn günſtige Wetter ward auf der Höhe plötzlich trübe, und im Häuschen auf der Bergſpitze „ſchnürten feindliche Elemente einem Kanarienvogel die Kehle zuſammen, er ſaß niedergeſchlagen und lautlos auf ſeinem Städchen. So ſaßen wir Alle.“ (I. 36) Denke man ſich nur die Scene, wie die hochgeborene Gräfin

Ida Hahn-Hahn in Compagnie mit zuſammengeſchnürter Kehle ſtumm und lautlos im Schneekoppenhäuschen auf ihrem Stäbchen ſaß! Nicht genug, beim Herabſteigen blies der Wind, einer der Träger faßte die Dulderin am Arm, der andere ging voran. Plötzlich ſagte der Führer: „Donnerwetter!“ — ein Kraftausdruck, wofür die zarte Gräfin alle Welt um Vergebung bittet (I. 37).

Ein Waſſerſturz der Grafſchaft Glatz führt unſere Reiſendinn auf eine neue, beſonders ſinnreiche Definition des Menſchen: „Ob der Menſch etwas anders ſei als ein im Fallſchirm des Leibes in die Endlichkeit verſetztes Weſen“ (I. 47)? In Wien dagegen iſt „der Abſchnitt unſerer Exiſtenz auf Erden im Grund nichts als ein Scheiterhaufen, den wir mit Leib und Leben nähren.“ (I. 57.) In der Kaiſerſtadt hatte die edle Gräfin übrigens herrliches Wetter (wie denn überhaupt erſt mit ihrer Ankunft daſelbſt der Sommer eintrat), ängſtigte ſich aber beim Anblick des Menſchengewühles an der Eiſenbahn im Gedanken „daß dieſe Maſſe auf einen Pfiff in den Wagen ſitzen muß.“ Doch gehe es ihr mit den Eiſenbahnen wie jenen Vögeln, die von der Klapperſchlange behext in ihren Rachen taumeln: „wo es eine Eiſenbahn gibt, ſitze ich gewiß darauf.“ (I. 62. 63.) Sind das nicht Bemerkungen voll Neuheit und Originalität, und zugleich im feinſten Geſchmacke dargeſtellt?

In Peſth ſind ihr die ungariſchen Bärte bedenklich, und ſchien ihr der Seifenhandel unlieblich für Auge und Naſe, beſonders bei ſtarker Hitze (I. 74). In keiner Stelle ihrer Wanderſchaft aber hat die edle Gräfin kräftigere Beweiſe eigenthümlicher Anſchauungsgabe und geiſtiger Fruchtbarkeit gegeben, wie auf der Donaufahrt zwiſchen Peſth und Orſova. Für andere Reiſebeſchreiber iſt bekanntlich hier die größte Gefahr den Leſer zu langweilen, weswegen ſie es meiſtens vorziehen, ſtumm vorüber-

zugleiten oder nur zwei Worte zu ſagen, wie der kluge Griesebach. Unſere Heldin entfaltet glänzendere Hülfsmittel und beginnt mit einem philoſophiſchen Gemeinplatz von erſchütternder Wirkung den Bericht: „Die Wege ſind verſchieden, auf denen man die Bahn ſeines Lebens dahinwandelt!“ „Es iſt halb neun Uhr Morgens. Ich ſtelle mir vor, liebes Clärchen, daß du in der ſchattigen Allee von Pyrmont ſehr behaglich ſpazieren gehſt. Ich ſitze in meiner engen, niedrigen Cabine, deren Thür geſchloſſen iſt, und habe große Zweifel, ob ich Mittagbrod bekommen werde. Eben bin ich herausgeſchlüpft, um die allgemeinen Zuſtände zu recognosciren. Sie ſind kläglich genug. Im Damenſalon liegt's drunter und drüber. Im Herrenſalon wird gefrühſtückt, und die Atmoſphäre von ſo vielen Menſchen, verbunden mit den Emanationen von Kaffee, Schnitzel, gebratenen Kartoffeln ꝛc., machen den Aufenthalt zu einem feurigen Ofen, dem ich ſchleunigſt entfloh“ (I. 76—79). — Iſt das nicht maleriſch und delicat zugleich? Ebenſowenig als die „allgemeinen Zuſtände“ des Dampfbootes entgingen ihrem Scharfblick die beſondern am Ufer der Donau. „Ein paar weißgelbe Rinder ſind an den Strom gekommen, um den Durſt zu löſchen. Dann wandeln ſie bedächtig auf die Wieſe zurück, legen ſich nieder und wiederkäuen ebenſo bedächtig. Es iſt ſchönes Vieh, das Rind; aber gar zu ſehr Vieh.“ (I. 81.)

Zu Drenkowa veranlaßt das „heiße Abendroth“ eine endloſe Abhandlung über die Malerkunſt, über Murillo und die „Mirakelmenſchen“ überhaupt. Man glaubt leibhaftig den alten Poeten Eumolpus des Petronius zu hören. Nur müßte dieſer redſeligſte und fingerfertigſte aller Dichter in claſſiſcher Erhabenheit und Ruhe der Bilder häufig noch der deutſchen Gräfin die Palme überlaſſen. Um Orſova z. B. „ſchliefen die Waldungen magnetiſirt vom glühenden Sonnenſtrahl.“ Dagegen verhielten ſich Pelz-

mütze und ungekämmte Haare einer dicken ältlichen Griechin auf der Barke zu ihrem Titel (Sultana) „wie eine Truthenne zum Paradiesvogel.“ (I. 401.)

Den endloſen Redeſchwall über Konſtantinopel ſammt den herkömmlichen Beſchreibungen allgemein bekannter Dinge im Orient laſſen wir unberührt, und halten uns nur an das Eigenthümliche in Styl und Anſicht, worin ſich die adelige Verfaſſerin vor allen ihren Vorgängern, natürlich zu eignem Vortheil auszeichnet und bemerkbar macht.

Häufig wird man von neugierigen Europäern über die Lebensweiſe der türkiſchen Hauptſtadt gefragt. Wie lebt man in Konſtantinopel? Was für Geſchäfte betreibt man in der Sultansſtadt? Ihro Erlaucht gibt eine ſo lichtvolle und bündige Antwort wie wir ſie, unſeres Wiſſens, noch nirgend fanden: „Auf den Todtenfeldern ſitzen türkiſche Frauen — eſſend wie immer. Bei dem Kaffeehauſe ſitzen Männer — ſchweigſam rauchend auch wie immer“ (I. 257). Ebenſo ſchneidend, leicht und kurz wird das ſorgenvollſte aller politiſchen Probleme — das künftige Schickſal der Stadt Konſtantinopel gelöſt. Soll man es den Griechen geben, ſoll man es den Ruſſen gönnen, oder ſoll man es zu einem Freiſtaat wie Krakau, zu einer Art levantiniſcher Hanſa erheben? Die kluge Gräfin beſchämt die größten Diplomaten. Ein einziger Blick auf die friſch und grün belaubten Stadtmauern hatte bei ihr alles entſchieden. „Ach, ſagt ſie, was iſt da zu machen; Konſtantinopel muß den Kindern Mohammeds bleiben, denn die Natur iſt für ſie, und läßt die grüne Farbe des Propheten wie eine Fahne von ihren Zinnen wehen.“ Bewunderungswürdiger Gedanke! Tiefe Politik!

Mit beſonderer Vorliebe und Geläufigkeit werden Geſellſchaft und merkwürdige Abenteuer während der Seefahrt von Smyrna nach Beyrut erzählt. „Clärchen, es war unerhört amüſant!“

Nur zwiſchen Rhodos und Cypern ärgerte ſich Ihre Erlaucht über eine mitreiſende Franzoſin, „die täglich dreimal, zum Frühſtück, zum Diner und zum Thee, vor dem Spiegel der Cabine Haube und Mantille zurecht rückte, dabei von ihren Kopfſchmerzen, von ihrem Schnupfen, von ihrem fieberhaften Zuſtande erzählte und nach vollendeter Toilette in den Speiſeſaal ging, um dort mit großem Appetit zu eſſen.“ (I. 327.) Zwiſchen Patmos und Rhodos aber hatten die Sclaven eines türkiſchen Paſcha unſere Reiſendinn vor Ungeduld ganz nervenſchwach gemacht, weil ſie ihr auf dem Verdeck immer über die Füße trabten, und die Pfeife neben ihr ausſchütteten. Dagegen ſchlägt ſie ſich im Streit zwiſchen Jeſuiten und Janſeniſten unbedingt auf die Seite der letzteren und findet in Syrien alles leicht! Wenn man ausgeht, braucht man in Syrien keinen Mantel für die Heimkehr am Abend mitzuſchleppen; wenn man nicht im Sande gehen mag, beſteigt man ein friedliches und flinkes Eſelein und reitet zum Diner (I. 361); und wenn man im Hôtel zu Beyrut das Zimmer im Thurm hat, „erklimmt man die Plattform auf wackelnden Stiegen, läßt Stühle hinaufbringen und ſetzt ſich, und Nachts dringt das Geplauder der Weiber und das Miauen der Katzen durch die Fenſter“ (I. 366, 368). Denke man nur wie ſonderbar und wie abweichend von europäiſcher Sitte die Gebräuche der Syrier ſind: „ſie haben Stühle und ſetzen ſich darauf.“ Irren wir nicht, ſo gehört die Entdeckung dieſes außerordentlichen und für Schlichtung der ſchwebenden Libanonfrage höchſt wichtigen Umſtandes ganz allein unſerer ſcharfſinnigen Gräfin an.

Auf der Reiſe nach Damaskus „grüßte ſie ein prächtiger Mann im Turban, wie ſie ein Mann im ſchwarzen Frack nie gegrüßt hatte“ (II. 19). Auch fand ſie, daß auch bei den Druſen überhaupt die Männer beſſer ausſahen als die Weiber (II. 9). Auf den Ruinen des Sonnentempels zu Baalbek, wo ſie die

Fabel Aurora und Tithon zum erſten Mal verſtand, fragt die Gräfin in der feierlichſten Stimmung: „Ob wir wohl nicht Alle, wie Aurora, einen greiſen Tithonus als eine Idee, einen Glauben, eine Liebe in den Armen halten?“ Wer hat das Glück Nein! — wer hat den Muth Ja! zu ſagen? „Ernſt wird man mit ſolchen Gedanken! ernſt wird man ſo fürchterlich, daß ich bisweilen ganz entſetzt auf- und mit der Hand übers Geſicht fahre, um den Ernſt zu verſcheuchen, und mich ſelbſt frage: Himmel! kann ich wohl noch lächeln“ (II. 31). — Mancher von uns iſt auch in Baalbek geweſen, hat aber daſelbſt, natürlich aus Unkunde der Mythologie, weder an die Aurora noch an den alten Tithon gedacht, noch iſt er mit der Hand übers Geſicht gefahren.

Bei den Frauen zu Damaskus entdeckte die edle Gräfin falſche Haare, und „ſah ſich im Vorhof der griechiſchen Kirche die Männer an“ (II. 65), weil hinter dem Frauengitter nichts zu ſehen war. Beim Anblick der damaſcenischen Sofabetten aber ruft ſie voll Wehmuth: „O, hier muß es ſich anmuthig ruhen laſſen! hier möchte auch ich träumen — aber wachend!“ (II. 72.)

Wahrhaft beredt und gefühlvoll, und vielleicht das Beſte im ganzen Werke ſind einige Stellen des 26. und 27. Briefes, namentlich die Threnodie am Schluß des letztern. Auch iſt die Beſchreibung des Kloſters auf dem Carmel, wohin die edle Pilgerin von Beyrut her gekommen war, eigentlich neu, wahr und nach unſerm Dafürhalten ganz gelungen. Dafür war die Gräfin auf dem Wege nach Joppe auch wieder beſonders gut gelaunt: „ſie frühſtückte nur mit einem Stück Brod und Ziegenkäſe, und zwar auf dem Pferde ſitzend, wechſelte Reden mit einem Araber der Begleitung, trank aus ſeiner Flaſche, und zog am Ende gar noch die Blouſe aus und ritt in Hemdärmeln, weil die Hitze ſie erdrückte“ (II. 169). Wenn die Redaction bei etwas erweiterter Induſtrie und mit etwas mehr Rückſichtnahme auf Vergnügen

und Belehrung des Leſers den Artikeln auch durch bildliche Darſtellungen zu höherm Reiz verhelfen wollte, wie gewiſſe Zeitſchriften von Paris, ſo wäre eben an dieſer Stelle Gelegenheit zu einem vortrefflichen Ornament: „wie Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn, ein Stück Ziegenkäſe in der Hand, den rechten Fuß im Steigbügel, und den Strohhut auf dem Kopf, in Hemdärmeln gen Joppe reitet!“

Von den wichtigſten Folgen aber für Verbeſſerung der öffentlichen Zuſtände im Allgemeinen und für Begründung philoſophiſcher Kenntniß insbeſondere war die Ankunft der edlen Gräfin in der heiligen Stadt Jeruſalem. Die meiſten Leſer wiſſen, daß auf die Frage des Landpflegers Pilatus: „Was iſt Wahrheit?“ bis auf den heutigen Tag noch keine genügende Antwort zu erhalten war, obgleich Heinroth vor bald dreißig Jahren ein ſehr geſchätztes Buch über dieſe Materie geſchrieben hat und zwanzig deutſche Univerſitäten ſeit länger als dreihundert Jahren über die Frage disputiren. Kaum hatte die hochgeborene Gräfin die heiligen Stellen geſehen und die via crucis durchwandert, als in wunderboller Klarheit auch ſchon die Antwort gefunden ward. Was iſt Wahrheit? „Es iſt die vom Kreuze. Es aufnehmen, es tragen; nicht ſtumpfſinnig und dumpf, nicht ſich zerbröckeln und zernagen laſſen, nicht ſich darauf etwas zu gut thun oder darum lamentiren, nicht es als Feſſel betrachten, ſondern als Feile welche geiſtige und ſeeliſche Feſſeln zerarbeitet, nicht als ein Heimgeſuchter ſich anſtaunen noch als ein Auserwählter.“ Die Gräfin ärgert ſich beinahe, daß die Welt nicht früher ſchon auf eine Definition von ſolcher Deutlichkeit und Kürze verfallen iſt. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „werden die Menſchen confus gemacht, oder ſind ſie es von Natur, daß ihnen die einfachſten Wahrheiten ſo ſchwer eingehen“ (II. 207 bis 208). Daß bei den täglichen Aufſchreibungen über Jeruſalem die Geſchichte des

jüdiſchen Volks von Anfang bis zu Ende, dann die Schickſale der heiligen Stadt, und endlich die Erzählung der Kreuzzüge auch vom Beginn bis zu ihrem Ende eingeflochten wird, verſteht ſich von ſelbſt. Weniger vorherzuſehen war eine Theorie des Lichtes und des Sehproceſſes, wozu der vielbeleſenen und hochgebildeten Verfaſſerin das hieroſolymitaniſche Sprichwort „Via crucis via lucis“ Veranlaſſung gab.

Ueberhaupt war ſich Gräfin Ida Hahn-Hahn ihrer Superiorität über Geſammteuropa nirgend ſo innig bewußt wie in Jeruſalem. Nirgend ſchleuderte ſie aber auch ſo erhabene, bald tröſtende, bald ſtrafende Sentenzen auf occidentaliſches Verderbniß herab wie von Zion. Europa im Ganzen, Liberale wie Philoſophen im Einzelnen, erhalten ihre wohlgemeſſenen Geiſelhiebe. „In Europa taugt das Blut nichts.“ (II. 273.) „In Europa herrſcht babyloniſche Sprachverwirrung und eine fürchterliche Spiegelfechterei mit Worten, weil kein Ding ſo heißt, wie es genannt wird. Definirt z. B. ein europäiſcher Philoſoph, was ein Glas Waſſer ſei, ſo wird es klingen, als hieße es das Weltenmeer“ (II. 226). — Gegen alle dieſe Uebel gibt die philoſophiſche und liebenswürdige Reiſendinn dem kranken Europa ihre „Orientaliſchen Briefe“, beſonders die aus Jeruſalem als Medicin. Ihr ſelbſt gelten dieſe Briefe als Muſter des ſchönen Styles, des Gedankenreichthums, des edlen Ausdrucks und der philoſophiſchen Präciſion. Ungemein zart, fein und treffend ſind allerdings ihre Bilder aus Paläſtina, wenn z. B. in Gaza die untergehende Sonne dick und trübe ſcheint „wie Eidotter“ (II. 330), oder wenn die erlauchte Dame das Kamel einen „completen Spießbürger des Thierreichs“ nennt (III. 16), und die in großen gelben Halbſtiefeln rittlings auf Muli ſitzenden Beduinenweiber mit „wilden Gänſen“ vergleicht.

Beſonders ſchwierig, dagegen aber auch von der größten

Schönheit und Wirkung, sagen die Stylisten, seien die sogenannten Uebergänge — das Verglätten und Verschmelzen disparatströmender Gedanken in homogene Oberflächen,

. . . tantum series juncturaque pollet.

In dieser seltenen Kunst hat es die edle Gräfin Ida Hahn-Hahn, denken wir, wahrhaft zur Meisterschaft gebracht. Wir haben von diesen Hahn-Hahn'schen Musterübergängen ein Spicilegium für eigenen Trost und für eigene Belehrung zusammengestellt, wagen aber nicht die ganze Fülle vor dem geehrten Publicum auszulegen, weil nach Plato selbst im Guten und Angenehmen alles Uebermaß Sättigung erzeugt. Jedoch ein Paar dieser orientalischen Perlen werden genügen, um das Verlangen kunstsinniger Leser nach dem vollen Schatze aufzuregen. Wie weiland Volney auf den Trümmern von Palmyra, wandelt die hochgeborene Verfasserin tragisch bewegt zwischen den Gräbern von Jerusalem und gedenkt ihrer eigenen Vergänglichkeit in kläglichem Gestöhne: „die Welt geht durch Staub und Moder hindurch. Liebes Clärchen, ich habe einen Fehler —, nimm es nicht so genau" (II. 254). Auf der phönicischen Küste ward die hochgräfliche Pilgerin einmal von den Kranichen geweckt, und liebäugelte — versteht sich in Ehren — mit den Sternen, die sie schon von Europa her kannte, und zwar so „wie man geliebte Menschen kennt." Mit dem Hesperus unterhält sie sogar ein förmliches Liebesverständniß, und betet andächtig gerührt zu einer Sternschnuppe um glückliche Heimkehr ins Abendland: „Sieh, die Sterne haben mir eine glückliche Heimkehr zugesagt: was können die Beduinen mir anhaben? Gott regiert die Sterne, mein Clärchen. A propos von ihnen! weißt du weshalb das türkische Wappen aus einem Stern im Halbmond besteht?" (II. 112 — 113.) — Wer von den Lesern bewundert und beneidet nicht die gewandte Gräfin um diese glückselige Leichtigkeit der Diction? Man sieht es klar,

ſie gibt ſich keine Mühe, ſie ſchreibt was und wie es durch die Sinne fährt, und doch ſind ihre Sätze fließend, elegant und ſchön. Deutſchland, um deſſen Gunſt wir Langſamſchreiber ſo ängſtlich buhlen, iſt ihr nur eine Art Salon, ein Prunkgemach mit Sclaven angefüllt zum Dienſt der Bezwingerin des Orients, der neuen Zenobia! Zehn Werke hat ſie ja geſchrieben, zehn Triumphe hat ſie davongetragen, und das Uebergewicht ihres Standes auch in der Kunſt des Schreibens, in Sachen des Wiſſens und des guten Geſchmacks auf lange feſtgeſtellt. Oder will man uns etwa hindern die Sache ernſtlich zu meinen, Geiſt und Geſchmack der deutſchen Optimaten in ihren neueſten Werken zu erkennen und anzupreiſen? „Der Menſch iſt ja das Maß aller Dinge", ſagen nach griechiſchem Vorgang auch die Weiſen von Berlin. Doch zu viel Devotion und Hingebung für überragende Geiſtesgröße iſt auch ein Fehler, und zu feuriges Lob fremden Ruhmes hat man in Deutſchland jederzeit getadelt. Beide Fehler ſollen den deutſchen Literaten beſonders eigen ſein. Wenn wir uns daher Gewalt anthun und die Aufzählung der Glanzpuncte der „Orientaliſchen Briefe" mitten im Laufe unterbrechen, ſo geſchieht es nur, um dem Vorwurfe zu großer Demuth und Selbſtverleugnung zu entgehen.

Gern hätten wir auch noch vom Nil und ſeinen Süßigkeiten einiges angemerkt. Denn aus Paläſtina kam die Reiſendinn mit ihrem „ſchleifenden" Schritt über die Landenge Suez nach Aegypten, wo der „edle und große Mehemed Ali" ſchon länger als ſechsunddreißig Jahre die arabiſchen Fellah beglückt. Daß ein Urtheil über den vielbeſprochenen Mann hier nicht fehle, denkt der Leſer ſchon von ſelbſt. Weniger enthuſiaſtiſch als der berühmte „Verſtorbene" erkennt die Gräfin wider alles Erwarten in Mehemed Ali „noch nicht den unbedingt großen Mann." Sie ſcheint ſogar zu zweifeln, ob er dieſes Prädicat je verdiene,

nicht etwa wegen ſchlechter Wirthſchaft oder wegen tyranniſchen Regiments und wegen Fellah-Plackerei, ach nein! das wäre plebeiſche Empfindelei. Mehemed Ali iſt kein großer Mann, „weil er es noch nicht dahin gebracht, daß die Bevölkerung in Aegypten ſteige“ (III. 41). Wer die Bevölkerung ſteigen macht, der iſt im Sinne der edlen Gräfin ein großer Mann. „Für ihre Perſon hätte ſie dem Paſcha dieſes Bevölkerungs-Incrementum gegönnt!“ Die Schuld der Verödung Aegyptens und der verfehlten Größe des Mannes trägt daher weder der Paſcha ſelbſt noch die Gräfin, ſondern bloß „die Mißgunſt der europäiſchen Mächte“, „die dem Satrapen nicht geſtatten wollten, ſich ſicher zu ſetzen.“ Der elende Zuſtand des Volkes „deprimirt“ übrigens die hochgeborne Gräfin gar nicht. „Elend“, ſagt ſie, „iſt zu lindern, der Noth iſt abzuhelfen, die Armſeligkeit iſt aufzurichten“ — verſteht ſich nur in Gedanken und in der Vorſtellung, was ſchon hinreicht zur Beruhigung einer adeligen Reiſendinn, die es nach eigenem Geſtändniß (III. 101) „in Jeruſalem nicht einmal über den Tod Chriſti zu anhaltender Rührung bringen kann.“ Unter ſolchen Umſtänden wird für die armen Fellah, wenigſtens bei der Frau Gräfin, vor der Hand nicht viel zu hoffen ſein. Dieſe vielleicht nur ſcheinbare Härte und Gefühlloſigkeit gegen die Leiden des gemeinen Volkes (in Aegypten) findet man übrigens nicht bloß im gräflich Hahn-Hahn'ſchen Werke, ſie iſt gemeinſamer Familienzug aller im Laufe der letzten fünfzehn Jahre durch Leute aus den „höhern Claſſen“, oder durch fromme chriſtliche Seelen geſchriebenen Wanderberichte über den Orient. Doch wir unſererſeits machen der hochgebornen Gräfin keinen Vorwurf, klagen ſie ebenſowenig als ihre reiſenden Standes- und Gefühlsgenoſſen optimatiſchen Hochmuths an. Der Menſch „auf der Höhe des Moments“ und der Andacht — ſcheint es — iſt ohne Barmherzigkeit. Eine

Sache aber, für welche Talent, Schreibkunſt, Ritterthum und Frömmigkeit zu gleicher Zeit in die Schranken treten, möchte man meinen, könne doch unmöglich eine ſchlechte ſein. Wir ſelbſt ſind nicht ſo kurzſichtig und turbulent wie andere, die da noch immer nicht begreifen wollen, warum ſich Mehemed Ali's Gäſte und Hochzeitlader in Europa durch vage Bedenklichkeiten abſtracter Weltverbeſſerer und Plebspatrone in ihren Pfalmodien auf den neuen Pharao nicht beirren laſſen. Gewiß kann man ägyptiſche Glückſeligkeit und des Nil-Satrapen milden und gerechten Sinn mit demſelben Ernſt und mit demſelben Rechte loben, mit dem wir eben jetzt Concept, Styl und Gedankenſtrom der neuen Zenobia geprieſen haben!

Auguſt Bürck: Die Reiſen des Venetianers Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert.

(1845.)

Woher kommt das unruhvolle Gemüth und der raſtloſe Wandertrieb der weißen (kaukaſiſchen) Menſchenrace? Neben den allen Weſen unſerer Gattung gemeinſamen Uebeln haben wir Weiße noch insbeſondere die Qualen unerſättlicher Forſch- und Wißbegier zu ertragen. Während es die Trotter, die Harris, die Abbadie, die Schomburgk nach Sege, nach Enarea, nach Dſchindſchira und nach den Quellen des Amazonenſtroms zieht, verlockt der unheimliche Dämon des Alleskennenwollens Middendorf und ſeine Genoſſen bis in die ſchauerlichen Froſtöden an der Lena-Mündung. Wo iſt das Ziel unſerer Mühſale und welche Erkenntniß ſättiget endlich den Wiſſensdrang, der von Noahs Kindern nur Japhets Geſchlecht verfolgt? Und doch iſt es ungewiß, ob wir Aufruhr und Gährung im Innern mit der Gemüthsſtille und der regungsloſen Ruhe unſerer phlegmatiſchen Brüder am Parana, am Niger und am Kerulam vertauſchen möchten. Der Menſch vermag nichts wider ſein Geſchick. Und wie das Leben alles thieriſchen Organismus durch die Circulation des Blutes, ebenſo iſt das ethniſche Leben des Erdballs durch den expanſiven Geiſt und die Springkraft der weißen Race bedingt. Ihrem Angriff und ihrer Bewegung ſteht als Widerpart die vis inertiae und Selbſtgenügſamkeit der gefarbten Welt entgegen.

Alles Leben iſt Gegenſatz. Innerafrika und Oſtaſien hätten ebenſowenig als die Neue Welt je einen Columbus oder Marco Polo hervorgebracht. Um die großen Fragmente des menſchlichen Geſchlechts aus dem Zuſtande cyklopiſcher Abgeſchiedenheit in die freie und ſchwunghafte Strömung der Gegenſeitigkeit hineinzulenken, haben dieſe beiden Wanderhelden gewiß entſcheidender und nachhaltiger, als die genialſten Weltbezwinger und vielleicht nicht weniger tief und einſchneidend, als die größten Weiſen des Alterthums mitgewirkt. Beide gehören ſie jenem Stamm der weißen Bevölkerung an, dem der Urheber der Dinge eine beneidenswerthe Summe phyſiſcher und geiſtiger Vorzüge verliehen hat. Gleich wie man in der franzöſiſchen Staatsumwälzung und in Kants neuer Richtung des deutſchen philoſophiſchen Gedankens, nach der Bemerkung eines geiſtreichen Mannes, nur den beſtimmten Ausdruck deſſen erkannte, was der Zeit längſt im Sinn und auf den Lippen geſchwebt, ebenſo wirkten die geographiſchen Entdeckungen des Marco Polo und des Chriſtoph Columbus gewiſſermaßen wie ein electriſcher Schlag, der eine loſe Menge Erfahrungen, Meinungen, Vermuthungen, Zweifel und Sehnſuchten ihrer Zeitgenoſſen ſtillte und den aufgeſtauten Waſſern ihr Tempe öffnete. Marco Polo's Entdeckung der völlig unbekannten öſtlichen Welt ging der Auffindung der weſtlichen Hemiſphäre und den großen Bewegungen der Spanier und Portugieſen des fünfzehnten Jahrhunderts, wie der keimreiche Gedanke der That voran. Beide Heroen wurden von ihren Zeitgenoſſen, wie herkömmlich, mit Undank belohnt; jedoch verfolgte und verwundete Neid und gekränkte Eitelkeit den Genueſer Columbus noch weit empfindlicher und unverſöhnlicher als den Venetianer Marco Polo, weil neue Gedanken, deren Wahrheit und praktiſcher Werth ſich einfach leugnen oder wenigſtens bezweifeln laſſen, weniger beleidigen und erbittern, als kühne gelungene

Thaten, deren Wirkungen sich Niemand erwehren kann. Marco Polo, den ersten Europäer, der als Augenzeuge über Turkestan, über die Mongolei, über China, über die Gewürzinseln und Hinterindien berichtete und die erste Idee vom Dasein Japans nach Occident gebracht, begnügte man sich für seinen Ruhm und seine Schätze mit Unglauben und Spottnamen zu bestrafen. Man fand es lächerlich und impertinent zugleich, wenn der weltkundige Polo in der neuen Ostwelt prachtvollere Paläste als in Venedig und Genua, wenn er Hochstraßen mit Baumalleen, Finanz- und Steuersystem, Volksmenge und Volkszählung nach Millionen, wenn er Handel und Ueppigkeit, Polizei und Regierungskünste, Pflanzen und Thiere gesehen haben wollte, von welchen man damals in den halbbarbarischen Christenländern am Mittelmeer noch keine Ahnung hatte. Und die Zeitgenossen glaubten dem Helden dieser unerhörten Dinge große Nachsicht und Schonung zu erweisen, wenn sie ihn nur „Messer Marco Milione" nannten und für einen ergötzlichen Fabelschmied und Lügner hielten.

So feindselig ist die Natur des Menschen im Allgemeinen gegen jede überwiegende Größe, gegen jedes die gemeine Linie überspringende Thun und Schaffen, gegen alles geniale Stören hergebrachter Vorstellungsweise, gewohnter Ordnung und Begriffe. Wer Andern vorauseilt an Geisteskraft und schöpferischer Erkenntniß, wird und kann nicht eher Verzeihung, Gerechtigkeit und Anerkennung finden, als bis ihn die Zurückgebliebenen eingeholt, bis sie das Eigenthümliche und Ausschließliche seines Wissens durch Selbstexperiment zum Gemeingut erklärt und in den Kreis der Alltagsbegriffe herabgezogen haben. Wie lange diese posthume Gerechtigkeit manchmal auf sich warten lasse, hat man außer Herodot am deutlichsten bei Marco Polo gesehen. Mehr als ein halbes Jahrtausend mußte vergehen, bis die Wahrhaftig-

keit ſeiner Berichte über das entlegene Morgenland und deſſen Politur zu Tage kam. Vom Schluſſe des dreizehnten Jahrhunderts (1298), wo die Ideen des berühmten Levantewanderers zuerſt in Umlauf kamen, bis zum Jahr 1818, in welchem der Engländer William Marsden die erſte im kritiſchen Geiſte der neueren Zeit bearbeitete und auf die volle Summe der heutigen Weltkunde geſtützte Ueberſetzung, Sichtung und Herſtellung des venetianiſchen Reiſetextes beſorgte, iſt Marco Polo auf der Liſte mittelalterlicher Romane geblieben. Daß in der Zwiſchenzeit einzelne privilegirte und correcte Geiſter ſogar im langſamen Deutſchland den wahrhaftigen Charakter und den hiſtoriſchen Kern des Erzählers ahnten, ſieht man aus der um 1671 zu Berlin gedruckten lateiniſchen Ausgabe des Textes durch Andreas Müller, der unter anderen gelehrten Zugaben dem Werke auch eine „disquisitio geographica et historica de Chataja“, verſieht ſich mit gehöriger Breite und deutſcher Gründlichkeit, als Erläuterung anfügte.

Zur allgemeinen Anerkenntniß aber, ſowie insbeſondere zum Verſtändniß des verſtümmelten Textes und der unglaublich corrumpirten chineſiſchen, indiſchen und tatariſchen Eigennamen wäre es in Europa ſicherlich niemals gekommen, hätten Glaubenseifer, Waffen und philologiſche Studien der Weſtwelt ihre ſiegreichen Fortſchritte nicht bis in jene entlegene, geheimnißvolle und verſchloſſene Zone ausgedehnt. Denke man nur, in welcher Geſtalt ein chineſiſch-mongoliſcher Roman, denn als ſolcher galten die Erzählungen des „Meſſer Marco Milione“, — zweihundert Jahre vor Entſtehung der Buchdruckerkunſt in der italieniſchen Vulgarſprache niedergeſchrieben und durch italieniſche Copiſten fortgepflanzt, die Schwelle des ſechzehnten Jahrhunderts erreichen mußte! Vielleicht ward auf kein Product der alten und mittleren Literatur des Occidents ein ſolches Maß von Gelehrſamkeit,

Divination, Conjectur und Genie verschwendet, wie auf Marco Polo's Reisetext. Und wenn der Ruhm, hierin das Größte geleistet zu haben, den Britten geblieben ist, so wird die Schuld nicht im Mangel an Mühe und Ingenium der Deutschen, sondern in der glücklichern Weltstellung unserer Nebenbuhler liegen. Was wir aus dem Baustoff, den uns fremdes Talent geliefert, auf mechanischem Wege zu schaffen und zu zimmern vermögen, hat am besten Ritter, der Geograph, gezeigt.

Originelle Restauration und Erläuterung der Marco Polo'schen Verlassenschaft versuchte unter uns, wenn wir nicht irren, zuerst der chinesisch und tatarisch gelehrte Klaproth nicht ohne Nutzen und Erfolg. Jedoch eine Arbeit, die wir William Marsden wenigstens an die Seite stellen könnten, hat er nicht geliefert. Dieser Ruhm war Hrn. August Bürck vorbehalten. Hr. Bürck scheint zwar nicht chinesisch zu verstehen, ja nicht einmal Orientalist im gewöhnlichen Sinne zu sein. An eigene Selbstanschauung des Marco-Polo-Theaters ist natürlich nicht zu denken. Hr. Bürck hat wahrscheinlich seine liebe nebelige Ostseeplatte zeitlebens nicht verlassen. Hr. Bürck besitzt aber entschiedene Gewandtheit, mit fremdem Capital geschickt und gewinnreich Wucher zu treiben, und durch glückliche Combination den literarischen Reichthum Deutschlands nicht unbedeutend zu vermehren. Wie lange diese deutsche Bearbeitung Marco Polo's ihre Geltung behaupten werde, läßt sich beim raschen Schwunge des europäischen Forschungsgeistes freilich nicht vorherbestimmen. Gegenwärtig ist aber Marco Polo in der größten Vollkommenheit und im weitesten Verständniß bei den Deutschen eingekehrt. Schon diese kleine Ehre thut uns wohl, und tröstet ein wenig für den hochmüthigen Spott, mit dem die Nachbarschaft unsere „Träume" überseeischer Colonien mit Handels- und Kriegsmarine und einstigen Zollvereins-Consulaten in Nukaheiwa und Tonga Tabu

geiſelt und verhöhnt. Ein weſentlicher Schmuck dieſer deutſchen Polo-Ausgabe ſind die am Ende (S. 597—631) beſonders abgedruckten „Zuſätze und Verbeſſerungen“, die Hr. Neumann dem Verfaſſer aufs freundlichſte und uneigennützigſte überlaſſen hat. Beim doppelten Vortheil der Sprachenkunde ſowohl als der theilweiſen Bekanntſchaft mit Land und Leuten des Polo'ſchen Weltheaters gilt Hr. Neumann in Dingen Oſt- und Mittelaſiens bei den Deutſchen mit Recht als bedeutende und wohlbegründete Autorität. Daß Hr. Bürck dieſe Verdienſtestitel wiederholt und vollſtändig anerkennt und ſeine Arbeit durch die beträchtlichen Forſchungen Neumanns ſtellenweiſe zu ergänzen und zu heben ſucht, iſt eine weſentliche Zierde dieſer deutſchen Schrift.

Welcher Reichthum an Erd- und Sittenkunde in Marco Polo's Berichten begraben liege, zeigt am klarſten der Umſtand, daß nach ſo vielen Jahrhunderten und nach ſo großen Leiſtungen der Neuzeit das Werk theilweiſe (beſonders Buch II. Cap. 46 bis 51) noch immer dunkel und unentwirrbar geblieben iſt. Freilich iſt auch kein abendländiſcher Menſch von Talent und Geſchicklichkeit ſo lange und in ſo günſtigen Umſtänden im öſtlichen Aſien herumgewandert, wie Marco Polo. Als hochbetrautem Günſtling des weltherrſchenden Imperators Chubilai-Chan ſtanden dem Notizenbuch und der Wißbegierde des edlen Venetianers Zugänge und Erkenntnißquellen offen, die ſich ſeit jener Zeit für jeden Europäer verſchloſſen haben.

Die Waffen der Mongolen hatten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Scheidewand zwiſchen Hochaſien und Europa abgebrochen und Zufall mit Handelsſpeculationen führten Anfangs die zwei Gebrüder Maffio und Nicolo Polo und nachher Nicolo's talentvolleren Sohn Marco an das Hoflager Chubilai's, des größten und genialſten aller Großchane des

Mongolenreiches, das von den Ufern der Beresina und des Euphrat bis an das Meer von Japan reichte.

Eine kurze Andeutung über Richtung und Wege, auf welchen die drei Polo das den Europäern jener Epoche noch völlig unbekannte Oſtaſien durchzogen, kann dem Leſer nur willkommen ſein.

Zu Sarai an der Wolga, nicht weit vom heutigen Aſtrachan, hatte ein mongoliſcher Theilfürſt, dem Rußland gehorchte, ſeine Reſidenz aufgeſchlagen, und der Ruf ſeiner Pracht und Freigebigkeit war bis nach Konſtantinopel gedrungen, das damals zugleich mit verſchiedenen Provinzen des byzantiniſchen Reichs noch in den Händen der Abendländer war. Begierde nach Gewinn und vermehrtem Reichthum führte die Gebrüder Maffio und Nicolo Polo um das Jahr 1254 nach glücklichen Handelsgeſchäften in Konſtantinopel mit einer Ladung Edelſteine an den Hof des Bereke-Chan von Sarai, wo ſie freundliche Aufnahme fanden und durch ihr kluges Benehmen bald die Gunſt des Herrſchers erwarben. Nach einem Jahre gewinnreichen Aufenthalts gedachten ſie mit ihren Reichthümern auf demſelben Wege, auf dem ſie gekommen waren, d. i. über den krim'ſchen Seehafen Soldaia, nach Konſtantinopel und Venedig zurückzugehen. Ein unglücklicher Krieg, in welchem ihr Gönner den Angriffen ſeines in Tabris reſidirenden Vetters Hulaku erlegen war, verſchloß die weſtliche Handelsſtraße und nöthigte die beiden Abenteurer zum Entſchluſſe, auf weiten Umwegen über die Landſchaften öſtlich vom kaſpiſchen Meere zuerſt Perſien, und von dort die Seeſtädte und Handelsniederlaſſungen der abendländiſchen Chriſten auf der ſyriſchen Küſte zu erreichen. Sie ſetzten glücklich über den Jaxartes, und trafen nach vielen Mühſeligkeiten endlich wohlbehalten in Bochara ein, wo Hulaku's Geſandter an den Großchan Chubilai faſt zu gleicher Zeit mit den beiden Venetianern angekommen war. Der Weg von Bochara bis an die Küſten

des Mittelmeeres war aber nicht weniger gefährlich, als die Straße vom Hoflager an der Wolga nach Soldaia in der Krim. Der Gesandte, ein Mann von großem Ansehen und ungewöhnlichem Geiste, hatte noch niemals Italiener gesehen und lud sie, nachdem er in wiederholten Besprechungen das rüstige Wesen, den verständigen Sinn und die tatarische Redekunde dieser Fremdlinge bemerkt hatte, zur Mitreise an den Hof des Großchans am äußersten Ende des asiatischen Festlandes ein. Das war der entscheidende Augenblick im Leben dieser Männer. Sie schlossen sich ohne alles Zagen mit ihrem Gefolge venetianischer Diener dem Zuge des mongolischen Gesandten an und erreichten, in nordöstlicher Richtung fortziehend, erst nach Umfluß eines Jahres Chubilai's Residenz außerhalb der großen Mauer. Die Aufnahme war ungemein wohlwollend und gnädig, wie der Gesandte, welcher Gemüthsart und Geschmack seines Oberherrn kannte, schon voraus in Bochara versichert hatte.

Der Großchan war kein Potentat im gewöhnlichen Sinne und Maß, er war eines jener Phänomene, wie sie in bestimmten Zwischenräumen über die Erde wandeln als Angelpunct und Markzeichen, so oft ein entscheidender, wesentlicher Schritt in den Geschicken des menschlichen Geschlechtes geschehen soll. Wären die beiden Venetianer nur fromme, aber geistesleere und unwissende Mönche gewesen, so wäre das Ereigniß vermuthlich ohne Spur vorübergegangen. Allein die Polo waren geweckte, welt- und geschäftskundige Männer, die dem mongolischen Universalmonarchen in seiner eigenen Sprache und jedesmal in geeigneten Worten die politischen und religiösen Zustände des Abendlandes schilderten und auf alle seine Fragen über Religion, Kriegführung und Machtumfang der westlichen Königreiche und Fürstenthümer verständig und genügend Bescheid zu geben wußten. Die Träger der mongolischen und der kaukasischen Menschen-

race machten hier das erstemal geistige Bekanntschaft, nachdem sie ihre physischen Kräfte auf den Schlachtfeldern von Liegnitz, Olmütz und Neustadt früher gemessen hatten.

In welcher Weise die edlen Venetianer das Machtverhältniß der Westwelt aufgefaßt und dem Gebieter der neuentdeckten Ostwelt dargestellt haben, verriethen Aufträge und Maßregeln, zu denen sich der kluge Großchan in Folge wiederholter Unterredungen mit seinen Gästen entschloß, mehr als zur Genüge. Die abendländische Kirche hatte ja eben den Kampf mit der weltlichen Gewalt siegreich vollendet, und nach Zermalmung des Kaiserhauses der Hohenstaufen die Macht des heiligen Stuhles auf den Gipfel ihrer politischen Größe gehoben. Das lateinische Europa ward dem Großchan als eine compacte Einheit in der Hand des römischen Pontifex geschildert, so daß nach Vernichtung des islamitischen Chalifats in Bagdad und des Cäsarthums von Byzanz auf der ganzen damals bekannten Erde nur noch zwei Gewalten, das mongolische Großchanat und das christliche Papstthum, übrig waren. Beide standen in der Blüthe ihrer Kraft, und die Frage, ob Europa und Asien Einem Willen gehorchen, oder ob sie auch hinfüro noch als zwei Kräfte sich gegenseitig die Wage halten und eine dritte ins Dasein rufen sollten, war in keinem Weltalter so nahe gestellt, wie zu jener Frist. Die Gebrüder Polo waren gleichsam die Mittelspersonen, durch welche die beiden Competenten um die allgemeine Herrschaft ihr Wechselspiel begannen. Denn offenbar lag die großartige, nach unsern Begriffen fast romanhafte Idee einer Weltreligion im Sinne des gewaltigen Chubilai, und er machte den beiden venetianischen Gästen den Vorschlag, als seine Abgesandten und Zwischenhändler in Begleitung eines mongolischen Würdenträgers zum heiligen Stuhl nach Rom abzugehen, um Sr. Heiligkeit die Wünsche des Großchans der östlichen Erdhälfte zu

überbringen: „Der Papſt ſollte hundert gelehrte Männer ſchicken, die durchaus vertraut ſeien mit den Grundſätzen der chriſtlichen Religion ſowohl, als auch mit den ſieben Wiſſenſchaften, zugleich aber auch befähigt den Gelehrten des Mongolenreiches mit klugen und rechten Beweisgründen darzuthun, daß der Glaube, zu dem ſich die Chriſten bekennen, höher ſtehe und auf größerer Wahrheit beruhe, als irgend ein anderer; — daß die Götter der Tataren und die Götzenbilder, die in ihren Häuſern verehrt würden, nichts anderes ſeien, als böſe Geiſter, und daß ſie mit allen Völkern des Oſtens dieſelben mit Unrecht als Götter ehren.“ Weiter ſagte ihnen der Großchan: „welches Vergnügen er empfinden würde, wenn ſie bei ihrer Rückkehr aus dem Occident etwas von dem heiligen Oel mitbringen wollten aus der Lampe, die ewig brennt über dem Grabe unſeres Herrn Jeſu Chriſti, für den er hohe Verehrung hege und den er als den wahren Gott erkenne.“

Tatariſch geſchriebene Briefe und Beglaubigungsſchreiben an den heiligen Vater in Rom wurden den Geſandten in die Hände gelegt, und zugleich die goldene Tafel beigefügt für Verpflegung und ſicheres Geleit durch das ganze mongoliſche Reich, d. i. durch alle Landſchaften Aſiens, von der chineſiſchen Mauer bis zum Seehafen „Giazza“ (Ajas, Iſſus) in Kleinarmenien oder Cilicien, gegenüber der Inſel Cypern.

Niemals vielleicht waren inhaltsvollere Aufträge den Händen zweier Menſchen anvertraut! Welchen Gang hätten wohl die Dinge genommen, hätten ſich die weltherrſchenden, zwiſchen Islam, Buddhaismus und Chriſtenthum noch unſchlüſſig wankenden Mongolen mit derſelben Wärme für das letztere erklärt, mit der ſie ſich den beiden andern ergaben? Es war dies eine der größten und entſcheidendſten Kriſen, durch die das Chriſtenthum in ſeiner irdiſchen Erſcheinung und Wirkſamkeit je gegangen iſt.

Die Rückreise der Gesandtenkarawane ging bis Bochara auf demselben Wege, auf dem die beiden Venetianer in Jahresfrist ans kaiserliche Hoflager außerhalb der großen Mauer gekommen waren. Aber so groß waren diesesmal die natürlichen Hindernisse durch Kälte, Schnee, Eis und Ueberschwemmungen der Flüsse, daß sie erst drei Jahre nach ihrem Auszug aus der Tatarenresidenz den vorbenannten Seehafen „Giazza" in Kleinarmenien (Cilicien) erreichten. Von da schifften sie zum päpstlichen Legaten nach St. Jean d'Acre (Ptolemaïs), wo sie glücklich, aber ohne den mongolischen Würdenträger, der unterwegs erlegen war, im April 1269 eintrafen und sich beim Legaten des unterdessen verstorbenen Papstes (Clemens IV.) vorläufig ihres Auftrags erledigten, bis der neu zu wählende Pontifex in dieser großen und weitsehenden Angelegenheit der östlichen Hemisphäre die geeigneten Maßregeln nähme. Inzwischen machten sie, um ihre Familie nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen, einen Abstecher über Negroponte nach Venedig, wo sie wegen verzögerter Papstwahl über zwei Jahre blieben. Marco Polo, Nicolo's Sohn, während des Vaters Abwesenheit zum neunzehnjährigen Jüngling herangereift, ward als willkommener Reisegefährte mit auf die syrische Küste geführt. Sie pilgerten inzwischen nach Jerusalem, um das verlangte heilige Oel zu nehmen; aber die Christenheit war auch nach ihrem Wiedereintreffen beim Cardinallegaten in Acre noch ohne gesetzliches Oberhaupt. Die Nachricht, daß ihr Beschützer, der Cardinallegat, endlich die dreifache Krone erhalten, traf sie schon auf dem Wege nach Hochasien, weil sie, der langen Zögerung überdrüssig, die Rückreise an das Hoflager Chubilai-Chans nicht weiter hinausschieben wollten. Nacheilende Boten brachten sie wieder nach Acre zum neuerwählten Gregorius X. zurück, von dem sie endlich nach dreijährigem Zeitverlust mit Beglaubigungsschreiben in gehöriger Form und

mit nur theilweiſer Erfüllung der überbrachten Aufträge und Wünſche zum Mongolenchan entlaſſen wurden. Statt der hundert gelehrten Männer, die der Weltgebieter verlangte, ſchickte der Pontifex nur zwei Dominicanermönche mit der Befugniß, nach der nicht mehr zu bezweifelnden Bekehrung des Großchans und ſeiner Unterthanen, mongoliſche Prieſter zu weihen, Biſchöfe zu ernennen und Abſolution zu ertheilen, wie der heilige Vater ſelbſt. Werthvolle Geſchenke und der päpſtliche Segen für den kaiſerlichen Neophyten fehlten freilich nicht.

Allein der Unſtern, der von Anbeginn der Dinge bis auf die neueſte Zeit über alle Eroberungs-, Bekehrungs- und Civiliſationsverſuche der Europäer in Aſien hing, erſchien auch dieſesmal. Die ägyptiſchen Mamluken waren eben damals unter Sultan Bondokdar verheerend in Kleinarmenien eingedrungen. Die beiden gelehrten Dominicaner, welche die Mongolei mit ganz Oſtaſien bekehren und dem Himmel gewinnen ſollten, verloren ſchon in Cilicien den Muth, übergaben Briefe und Geſchenke den herzhaftern Venetianern und flohen voll Entſetzen über Bondokdars Chriſtenhaß wieder an die Küſte zurück. Die drei Polo mit ihrem zahlreichen Gefolge entrannen zwar allen Gefährlichkeiten, erreichten aber erſt vierthalb Jahre nach ihrer Abreiſe von Acre die kaiſerliche Sommerreſidenz Chemen-fu, ſiebenzig Miglien (ſechsunddreißig Stunden) nördlich vom heutigen Peking außerhalb der großen Mauer. Gregors X. Briefe, das heilige Oel und die Geſchenke wurden in feierlicher Audienz überreicht und zugleich der Bericht über die Hin- und Herreiſe, über die Gründe des verzögerten Aufenthalts in der Weſtwelt mit allen Gefährlichkeiten und Abenteuern der Wanderung bei voller Verſammlung der tatariſchen Fürſten und Herren fließend und ſinnig in der Landesſprache vorgetragen, vom Großchan aber mit ſichtlichem Wohlgefallen angehört und aufgenommen. Auf

die Frage des Monarchen, wer der junge Mensch sei, den er neben ihnen sehe, erwiederte Nicolo Polo mit Klugheit, es sei Marco, sein Sohn, und der Diener Seiner kaiserlichen Majestät. Von diesem Augenblick angefangen, war das Glück Marco Polo's am mongolischen Kaiserhofe gemacht und für das leider verlorene Seligkeitsapostolat in gewissem Maße voller irdischer Ersatz geleistet. Der junge und geistvoll blickende Italiener gefiel dem alten Großchan und ward sofort in Vorahnung seiner Brauchbarkeit unter besondern Schutz des Gebieters genommen und zu einem seiner Ehrenbegleiter (Adjutanten) ernannt.

Marco rechtfertigte das Vertrauen und die gute Meinung seines kaiserlichen Beschützers im vollsten Maße. Der neue Günstling fügte sich vortrefflich in die Sitten und Gebräuche der Tataren und lernte die verschiedenen Sprachen des Weltreiches (Türkisch, Mongolisch und Chinesisch) nicht nur verstehen und reden wie sein Vater und Oheim, sondern auch lesen und schreiben, wobei er so viel Eifer, Geschick und Fähigkeit entwickelte, daß der Großchan bald den Versuch machte, wie sich Marco in Staatsangelegenheiten zu benehmen wisse. Man sandte ihn bei einer wichtigen Veranlassung nach Karazan, einer Stadt, sechs Monatreisen von der kaiserlichen Residenz entlegen, und Marco benahm sich mit solcher Klugheit und vollzog die Aufträge des Imperators mit soviel Umsicht und Erfolg, daß er in der Gunst Chubilai-Chans noch höher stieg und in Kürze mit diplomatischen Sendungen vertrautester Art in die verschiedensten Gegenden des unermeßlichen Reiches beehrt wurde. Der kluge Marco erkannte bald, daß der Gebieter jedesmal mit besonderem Vergnügen anhöre, was er ihm über Sitten und Gebräuche fremder Völker und über die besondern Verhältnisse, über Producte, Handel und Nahrungsstand entfernter Landschaften erzählte. Wohin Marco immer kam, bemühte er sich genaue Kunde über die benannten

Gegenstände zu erlangen, und machte sich schriftliche Bemerkungen über alles was er sah und hörte, um desto leichter und vollständiger die kaiserliche Wißbegierde zu befriedigen.

Bedenkt man, daß ein Mann von so großen und seltenen Gaben siebenzehn volle Jahre Gunst und Vertrauen des Weltgebieters genoß und in wiederholten Aufträgen nicht nur das unermeßliche Hochland zwischen den Gebirgsketten Himalaya und Altaï durchstrich, daß er die geheimnißvollen Landschaften der Wüste Gobi, des Reiches Tangut (Tibet), des Alpenlandes Kokonor, der Heimat der Rhabarbara, der Quellen des Gelben und des Blauen Flusses sah, ja selbst die meisten inneren Provinzen des „Reiches der Mitte" und sogar Hinterindiens als kaiserlicher Schützling mit der Schreibtafel in der Hand besuchte, so läßt sich leicht berechnen, welche Masse neuer Ideen über Größe und Gestalt der Ostwelt, über Industrie und Städtepracht, über Staatshaushalt, über Geld- und Steuerwesen, über Canal- und Straßenbau, über Polizei- und Regierungskünste, fabelhafte Reichthümer und unerhörte Volksmengen Marco Polo in seinem Notizbuche niederlegte und dem unwissenden Occident verrieth.

Als durchweg praktische Männer begnügten sich die drei Polo etwa nicht bloß Schätze an Einsicht und Weltkunde zu sammeln; sie gedachten auch ihrer ursprünglichen Bestimmung und benützten ihre Stellung am Hofe des Mongolenchans — inmitten des Weltmarktes und des Sammelplatzes aller Reichthümer Asiens — zu gewinnreichen Handelsspeculationen im ausgedehntesten Sinn. Durch italienische Klugheit und kaiserliche Munificenz häuften sie in so langer Frist beneidenswerthe Schätze in Gold und Juwelen auf. Marco gibt in seiner musterhaften Beschreibung von King—sse (Quinsai), der größten und üppigsten Stadt jener Weltepoche, nicht undeutlich zu verstehen, daß er ein bedeutendes Amt in Chubilai-Chans Finan-

zen bekleidete, ein Amt das neben guter Kenntniß und Einsicht über das Woher und Wieviel nebenbei — wenigstens in Asien — auch meistens etwas materiellen Nutzen gewährt.

Der Chan war betagt, die Taschen der drei Italiener waren voll und die Sehnsucht nach der theuern Heimat in der Lagunenstadt wurde endlich im Herzen wach. Lange wollte Chubilai nichts von der Abreise seiner drei Gäste hören und wies alle Bitten um Entlassung aus dem kaiserlichen Dienstverbande unbedingt, aber in herablassenden und gnädigen Worten, zurück. „Warum wollt ihr die Gefahren der großen Reise ins Abendland noch einmal bestehen? Was fehlt euch hier? Verlangt euer Herz nach Gold und Edelsteinen? Ich gebe euch das Doppelte von dem was ihr schon besitzet, und überdies noch Ehrenstellen wie ihr sie nur wünschet: entlassen aber kann ich euch nicht, weil ihr mir lieb und theuer geworden seid.“ Der Großchan, obgleich Mongole, hatte ganz die Seelengröße Cäsars, die Herrscherkraft Napoleons und dazu noch die versöhnende Milde Alexanders in Behandlung der Ueberwundenen, vorausgesetzt, daß man seine Ansprüche auf die allgemeine Herrschaft des Erdbodens ohne Widerrede als gültig anerkannte. Wohlgeneigtheit und Achtung eines solchen Gebieters gewinnen und bis ans Ende ungeschmälert bewahren konnten nur Männer von ungewöhnlichen Eigenschaften und entschiedener Brauchbarkeit in öffentlichen Geschäften. Willenloser Gehorsam und Sclavensinn waren dem „Herrn der Welt“ nicht genug, er fühlte das Bedürfniß liebevoller, verstandesreicher, freiwilliger Ergebenheit, wie er sie an den drei Polo fand. In ihrer Huldigung erblickte er aber auch zugleich unterwürfige Schmiegsamkeit des ganzen Occidents, und die Idee der Weltherrschaft hatte für Chubilai nur so lange reellen Sinn, als er neben den Großen aus China, Indien, Iran und Turan auch die Repräsentanten der europäischen Menschen-

race in ſeinem goldenen Palaſte ſah. Ihr Abzug aus dem Weltprätorium zu Chan-Baligh (Peking) mußte dem Imperator wie ein Lostrennen des Occidents, wie ein Riß in ſeiner Herrſchaft und Allgewalt erſcheinen. Und ohne den günſtigen Zufall, der ihnen den Heimweg öffnete, hätten die drei merkwürdigen Italiener Venedig wahrſcheinlich niemals, in keinem Falle aber vor dem Ableben Chubilai-Chans wieder geſehen.

Geſandte aus Perſien hatten für ihren Gebieter Arghunchan eine Braut aus Chubilai's Verwandtſchaft abgeholt, waren aber, aus Furcht vor kriegeriſchen Gefährlichkeiten, nach achtmonatlicher Reiſe wieder an das kaiſerliche Hoflager zurückgekommen, als eben Marco Polo von einer Sendung nach verſchiedenen Gegenden Hinter-Indiens heimkehrte und dem Großchan Bericht über die Länder abſtattete, die er beſucht, ſo wie über die Umſtände ſeiner Schiffahrt auf dem indiſchen Meere, das er in verſchiedener Richtung und mit der vollkommenſten Sicherheit im Dienſte ſeines Gebieters und zu eigener Belehrung gleichſam als Entdecker durchforſcht und durchſegelt hatte.

Dieſer Umſtand öffnete den drei Venetianern unvermuthet die verſchloſſenen Thore zum Heimatlande. Denn die perſiſchen Geſandten, denen Marco in langer Beſprechung die Vortheile des Seeweges von China nach Perſien auseinanderſetzte, ſahen ſchnell, daß ſie in dieſer Weiſe mit ihrer fürſtlichen Braut leichter, ſchneller und gefahrloſer als auf dem Landwege durch Oberaſien in die Staaten ihres Gebieters Arghunchan gelangen könnten. Chubilai geſtattete ihnen willig die benannte Richtung, wich aber nur ungerne und widerſtrebend den wiederholten Bitten, ihnen Marco Polo mit ſeinen beiden Anverwandten als ſeekundigen Führer und Reiſegenius auf die Fahrt mitzugeben. Urlaub, nicht Entlaſſung ward bewilligt. Nach Stillung des Heimwehes durch einigen Aufenthalt in Venedig ſollten ſie zum drittenmal

in die Oſtwelt zu ihrem Wohlthäter und Gebieter Chubilai wandern mit Nachrichten des Papſtes und der Könige von Spanien und Gallien, mit denen ſie in der Eigenſchaft großmongoliſcher Geſandten zu unterhandeln Vollmacht hatten. Von den deutſchen Fürſten als des Papſtes beſiegten Knechten war am Hofe des Weltgebieters ſchon damals (1292) keine Rede mehr.

Dieſes hartnäckige und faſt ſehnſuchtsvolle Feſthalten Chubilai's an ſeinen drei europäiſchen Gäſten dürfte manchen Leſer befremden; es findet aber in den oben berührten Umſtänden, ſowie in der Gemüthsart beider Theile ſeinen genügenden Grund. Der Großchan, obgleich ein Mann von klarem, wohlwollendem Sinn, handelte am Ende doch wie alle Fürſten die, weit entfernt mit Untergebenen Roman zu ſpielen, Gunſt und Neigung, wie billig, überall bloß nach dem Grad individueller Verwendbarkeit bemeſſen. Chubilai hatte mit andern Gewaltigen der Erde auch den Glauben an die endloſe Dauer ſeiner irdiſchen Wirkſamkeit gemein. Obgleich nahe an achtzig, fiel es dem Herrn der Welt noch immer nicht ein, daß er ſterben, oder Marco mit ſeinen Angehörigen je die Süßigkeiten der Heimat dem Glanze kaiſerlicher Mongolengnaden opfern könnte.

Ein Geleit von vierzehn Einmaſtern, von denen etliche bis dritthalbhundert Mann Beſatzung trugen, ward in der Seeſtadt Zaitun (Tſeu-thung) auf der Südſeite des Mittelreichs ausgerüſtet und mit Vorräthen auf zwei Jahre verſorgt. Außer der goldenen Reiſetafel für unentgeltliche Verpflegung, ſo weit Chubilai's Anſehen reichte, gab der milde Gebieter ſeinen ſcheidenden Venetianergäſten Geſchenke an Rubinen und köſtlichen Edelſteinen von großem Werthe zum bleibenden Angedenken.

Auf Java, das ſie nach dreimonatlicher Seefahrt vom chineſiſchen Zaitun aus erreichten, hielt ſie ungünſtiges Wetter fünf Monate feſt, und nicht weniger als achtzehn Monate brauchten

ſie, um von dort über Ceylon nach Ormus im perſiſchen Meerbuſen zu ſchiffen, wo ſie landeten und die mongoliſche Prinzeſſin mitten durch Perſien an das Hoflager des Sohnes und Nachfolgers des in der Zwiſchenzeit verſtorbenen Arghunchans begleiteten. Von den drei mongoliſchen Geſandten hatte die lange Fahrt nur Einer überlebt, und von der Schiffsmannſchaft ſelbſt waren bei der Landung auf perſiſchem Boden ſchon über ſechshundert Individuen geſtorben. Zu Tabris, der üppigen Reſidenz der Chane von Iran, blieben die drei Venetianer neun Monate, um ſich von den Mühſeligkeiten und Sorgen der Reiſe in Geſchäften und friedlicher Raſt zu erholen. Hier erreichte ſie die Kunde vom zeitlichen Hintritt ihres Wohlthäters und Beſchützers, des Großchans Chubilai — ein Ereigniß, das ſie in beſter Form des gegebenen Wortes entband, und zugleich Veranlaſſung und Ausſicht einer dritten Wanderung in die tatariſche Oſtwelt vernichtete.

Auf dem heute noch üblichen und ihnen aus früheren Zeiten wohl bekannten Karawanenwege durch Hocharmenien kamen ſie in die Stadt der gleichfalls den Mongolen tributären Großcomnenen von Trapezunt, und ſchifften von dort über Konſtantinopel und Negroponte wieder in die erſehnte Heimat nach Venedig zurück, wo ſie um 1295, d. i. vierthalb Jahre nach ihrer Abreiſe von Chan-Baligh und ſechsundzwanzig Jahre nach ihrem erſten Zug in die Morgenländer, friſch und geſund und mit großen Reichthümern geſchmückt, endlich das Ziel ihrer abenteuerlichen und romanhaften Wanderſcenen fanden.

Marco Polo war noch nicht vierzig Jahre alt, und ſah neben ſeinen Schätzen in Gold und Edelſteinen den unerhörten Reichthum an Welterfahrung, an Eindrücken und Erinnerungen aus dem Gebiete neuentdeckter Länder und Völkerſchaften in ſeinem Palaſte zu Venedig aufgehäuft. Denke man ſich einen Reiſenden der neuern Zeit, einen jener Morgenlandtouriſten, wie

ſie in unſern Tagen die Donau hinuntergleiten, die Küſtenſtädte im Pontus Euxinus, im Archipelagus und in der Runde um das Mittelmeer beſuchen, in Smyrna mit geſchminkten Fenſterdamen kokettiren, zu Beirut auf „Stühlen ſitzen", auf Ruhebetten in Damaskus „wachend träumen", am Nil die Beduinen „mit aufgeſchürztem Hemd" bewundern oder Mehemed Ali's Küchenzettel gaſtronomiſch prüfen, und dann hundertmal Geſagtes in dicken Bänden wiederſagen, denke man — ſage ich — einen dieſer Redſeligen, dieſer Ueberſchwenglichen an Marco Polo's Stelle, und berechne dann im Geiſte die Bücherfluth und das endloſe Diluvium andächtig-empfindſamen oder geiſtlos-abgedroſchenen Trödels, womit ſie die Leſewelt überſchwemmt und das Kernhafte, das wahrhaft Neue und Nützliche der Erzählung breitgetreten und durchwäſſert hätten! Unter allen geiſtreichen Menſchen, welche je Bücher ſchrieben, haben ſich beim großen Reichthum an Ideen und Stoff die beiden Italiener Julius Cäſar und Marco Polo dem Worte nach am kürzeſten, der Klarheit und Fülle nach aber am bündigſten gefaßt. In der Kunſt dagegen, aus geringer und ſchaler Unterlage endloſes Papiergerede herauszuſpinnen, hat es unſere Zeit und zwar der weiſe ***** in ** am weiteſten gebracht.

Ein Wanderbuch ins Morgenland beginnt bei uns Deutſchen unſichtbar gleich vor unſerer Zimmerthür, und erſchöpft die Geduld des Leſers meiſtens ſchon eher, als der Bericht auf den Punct gelangt, den man nennt:

„ . . . . . Idalie
où finit l'Europe et commence l'Asie."

Günther, der ſchonungsvolle und milde Hahnpatron, findet ſogar noch Gründe, dieſe Ueberſchwenglichkeit deutſchen Phraſenſpieles als lehrreich und ergötzend anzupreiſen — eine Weichheit der Geſinnung und eine Eigenheit des Geſchmackes, über die man nicht weiter hadern will.

Marco Polo jedoch huldigt einer anderen Oekonomie und stellt den Leser ohne Vorspiel und mit Uebersprungung der weiten, damals Jedermann bekannten Meere und Länder zwischen Venedig und Cypern gleich in den Vordergrund der Scene, in den Hauptstapelort Giazza (Ajas, Issus) in Cilicien, und führt ihn dann raschen Schrittes durch Asia Minor (Turcomanien) und Großarmenien über kolchischen Buchsbaumwälderduft nach Iran und in die lieblichen Landschaften am obern Oxusstrom, über deren Einrichtung, Sitten und physische Beschaffenheit die Gebrüder Polo durch dreimaligen Besuch und ungewöhnlich langen Aufenthalt zu größerer Einsicht gelangten, als je ein Occidentale der frühern oder spätern Zeit. Marco hat den guten Tact, die frühern Reisebemerkungen des Vaters und des Oheims mit seinen eigenen zu verschmelzen und das Viele und Mannigfaltige dreigetheilter Bestrebungen methodisch in schön gegossenem Cyclus zur Einheit auszuprägen.

Der ungeheure Halbbogen von der schönen Oxusthallandschaft Bedachschan auer durch Asien nach Chan-Baligh und Kinsai im nordöstlichen China, dann zur See über Zaitun und Java nach Ceylon zurück, war für die Europäer des dreizehnten Jahrhunderts eine neu entdeckte, völlig unbekannte Welt, wie es dieser Halbbogen in seiner festländischen Hälfte trotz aller Furie neuerer Wissenschaft und Reisekunst gewissermaßen bis zum heutigen Tage geblieben ist.

Während es in Amerika, selbst in den höchsten und verschlossensten Thälern der Andeskette kaum noch einen von Europäern undurchforschten Winkel gibt, ward die große Handels- und Karawanenstraße vom Oxus bis an die chinesische Mauer seit Marco Polo, d. h. in einem Zeitraume von mehr als 570 Jahren, nur von einem Abendländer (dem portugiesischen Jesuiten P. Goës, 1602), und zwar ohne wesentliche Förderung geogra-

phischer Kunde, betreten. Erſt in unſern Tagen (1839) drang der engliſche Lieutenant Wood bei Erforſchung der Oxusquellen bis zum höchſten Flächenpunct des Erdbodens, der berühmten Hochebene „Pamir“, zwiſchen Bedachſchan und Kaſchgar hinauf, um die von Marco Polo's Zeitgenoſſen ungläubig beſpöttelten Angaben über die Kraft der Pamiralpenkräuter und über die Schärfe der ſelbſt das Feuer am Brennen und Wärmen hindernden Atmoſphäre des „Erddaches“ (das iſt der Sinn des Wortes Pamir) kundig zu beſtätigen.

So ſchwer, ſo lang, und faſt naturverpönt iſt Fortſchritt und Wirkſamkeit jeder Art von Europa ausgehend in umgekehrter Richtung der Völkerſtrömung nach dem Orient zurück. Sinn und naturgemäße Ordnung treiben uns mit dem Sonnenlaufe abendwärts.

Am entſchiedenſten aber und zugleich am beklagenswertheſten beurkundete ſich dieſe Unmacht des reinen Occidentalismus im mißlungenen Verſuche, das Weltreich der Mongolen für das ſanfte Joch des Chriſtenthums zu gewinnen. Niemals war die Verheißung: „das Evangelium werde der allgemeine Glaube des Erdbodens ſein,“ der Erfüllung näher als im Jahrhundert Marco Polo's, um deſſen Namen ſich das größte Ereigniß in der Culturgeſchichte unſeres Geſchlechts geſchlungen hätte. „Sobald man mich“, ſagte der Großchan zu den Gebrüdern Polo, „von der höhern Kraft und Weihe des Chriſtenthums überzeugt, werde ich ſogleich die Heiden (d. i. die Bekenner des Buddhismus) mit dem Interdict belegen und mich ſelbſt taufen laſſen. Meinem Beiſpiele werden dann alle Fürſten meines Reiches folgen und in gleicher Weiſe die Taufe annehmen, und daſſelbe werden dann, den Großen nachahmend, auch alle meine Unterthanen thun, ſo daß die Chriſten dieſer Länder die in eurem eigenen Lande wohnenden an Zahl noch übertreffen werden.“

Chubilai-Chan blieb aber buddhiſtiſcher Heide, und mit ihm

blieb es bis auf dieſen Tag mehr als der dritte Theil des menſchlichen Geſchlechts, ſo daß die „offenbarte“ Religion des Buddha nach der Zahl ihrer Bekenner den erſten, die offenbarte Religion Chriſti aber nur den zweiten Rang auf Erden beſitzt.

Statt Polo's Nachrichten vom tangutiſchen Büffel mit Seidenhaaren, von der Palaſtpracht im Thiergarten zu Schang-tu, von den ausgeſuchten Ueppigkeiten und weichen Sitten der großen Stadt Kin-ſie, von chineſiſcher Feuerpolizei und vom Nutzen der Polygamie auszugsweiſe zu wiederholen, wäre es dem Geiſte der Zeit wie dem eigenen Gefühle angemeſſener, die Gründe herauszuſuchen, warum der kluge, geiſtvolle, gerechte, edel- und menſchlichgeſinnte Großchan Chubilai nach reiflicher Erwägung und bei vollſtändiger Sachkenntniß doch ruhig und ſtandhaft den Uebertritt zu unſerm Glauben verweigert habe. Man weiß ja, an eindringlichem Mahnen, an Bitten und Drängen von Seiten des heiligen Stuhles durch wandernde Prediger-Mönche hat es zeitweiſe auch unter Chubilai's unmittelbaren Vorgängern Ogotai, Kujuk und Mengku am mongoliſchen Hofe nicht gefehlt; auch waren, nach Polo's Andeutungen zu ſchließen, damals in der öſtlichen Tatarei und ſogar in China die Chriſten nicht nur weit zahlreicher als gegenwärtig, ſie hatten auch gleiche bürgerliche Rechte mit Mohammedanern und Buddhiſten, und der beſeligende Inhalt der chriſtlichen Sittenlehre war dem Großchan durch langen und vertrauten Verkehr mit Chriſten vollkommen bekannt. „Das Evangelium“, ſagte Chubilai zu den venetianiſchen Gäſten, „verlangt von ſeinen Bekennern nichts als was gut und heilig iſt.“ Wie es aber die glaubenseifrigen Italiener zu günſtiger Stunde wagten, einige näher zielende Worte in Bezug auf das Chriſtenthum an ihren Gebieter und Beſchützer zu richten, ſagte Chubilai ganz ruhig: „Weshalb ſoll ich ein Chriſt werden? Ihr ſelbſt müßt geſtehen, daß die Chriſten dieſer

Länder nichts wiſſen und können, was wunderbar iſt, die Heiden (Buddhiſten) dagegen zu thun vermögen, was ſie wollen." Zugleich nannte der Chan mehrere Proteſtücke prieſterlicher Gaukelei und optiſche Kenntniſſe verrathender Kunſtleiſtungen, denen die chriſtlichen Prieſter in ihrer Unwiſſenheit nichts Aehnliches entgegenzuſtellen vermochten. Unter ſolchen Umſtänden zum Chriſtenthum überzutreten, meinte Chubilai, wäre in den Augen der Großen des Reiches ein Beweis von Tactloſigkeit und Geiſtesſchwäche, die ihm in Folge verletzter Prieſterintereſſen ſogar am Ende noch „Thron und Leben koſten könnte." Mit dieſen Worten hat Chubilai mit dem ſeinigen zugleich das Geheimniß aller Königsherzen verrathen. Oder haben ſich etwa die Gewaltigen der Erde nicht von jeher in großen geiſtigen Kriſen zu jener Religion bekannt, die ihnen die größere Summe von Sicherheit, Macht, Unbeſchränktheit, Beſitz und Genuß verſprach? Sagte ja ſchon Ahasverus, der König der Könige, beim deutſchen Dichter:

„Mir iſt es einerlei, wem ſie die Pſalmen ſingen,
Wenn ſie nur ruhig ſind und mir die Steuern bringen."

Den Fürſten eines geſitteten Volkes *gegen* die Mahnungen wohlverſtandener zeitlicher Vortheile aus reiner Liebe ſittlicher Vollendung zum Glaubenswechſel bekehren wollen, ſcheint unter allen menſchlichen Beſtrebungen die ſchwierigſte, verzweifeltſte und unnützeſte zu ſein. Auch muß man über die Einfalt oder verſchmitzte Heuchelei jener Kirchenhiſtoriker billig lachen, die (um ja mit unſerm Exempel in anſtändiger Ferne zu bleiben) in Konſtantins Uebertritt zum Chriſtenthum die ſiegende Kraft der Wahrheit oder gar die Wirkung unmittelbar von oben kommender Erleuchtung ſehen wollen. „Ahasverus", Konſtantin und Chubilai regelten in dieſem Puncte ihre Handlungsweiſe ganz nach dem gleichen Typus, von welchem abzuweichen für die

Ahasverus, für die Konſtantin und für die Chubilai der ſpäteren Zeiten noch immer kein überzeugender Grund zu entdecken und aufzubringen war.

Ein ſolcher Konſtantin, der mit Hülfe des Kreuzes und wehender Labarumsfahne den Bürgerkrieg entzündete und ſeinen rechtmäßigen Herrn im Namen der Religion vom Throne ſtoßen wollte, that ſich während Chubilai's Herrſchaft auch in der Tatarei hervor. Marco Polo erzählt aber (als Augenzeuge), wie Nayan-Chan, der Rebell und Verräther, des Kreuzes und der Taufe ungeachtet, durch Chubilai überwunden, gefangen und getödtet wurde. Zu dieſer ſchlimmen Erfahrung im eigenen Lande kamen noch die Berichte über die ſchmachvolle Wendung der Dinge im fernen Occident, wo die Heere des Statthalters Chriſti allenthalben den wilden Streitern des „Propheten von Mekka“ erlagen. Oder glaubt man etwa, die Niederlagen der Chriſten vor Manſura und Tunis, in Kleinarmenien, in Syrien und Paläſtina, und ihre ſchimpfliche Vertreibung aus der Levante durch die Sultane der cirkaſſiſchen Mamluken hätten neben gänzlichem Erlöſchen päpſtlicher Autorität in Byzanz (1261) kein Gewicht in die zwiſchen Buddha und Chriſtus lange unentſchieden ſchwankende Wage des Großchans der Tatarei gelegt? Am meiſten aber ſchadete damals unſerm Glauben das herbe Loos der chriſtlichen Ruſſen, deren Zuſtand unter dem Joche der Mongolen in der Vorſtellungsweiſe des Orients als Symbol und letzter Ausdruck der Infamie und politiſchen Erniedrigung galt. Wie hätte ſich der mongoliſche Weltgebieter zu einer Religion neigen ſollen, deren Bekenner im Felde geſchlagen, in Sitten, Politur und Friedenskünſten aber nicht viel beſſer als Barbaren ſchienen?

Mancher Leſer denkt vielleicht: es wäre am Ende doch vortheilhafter und für den chriſtlichen Namen ehrenvoller ausgefallen,

hätte nur der Papſt die hundert gelehrten, beſcheidenen und mit den „ſieben Wiſſenſchaften“ vertrauten Theologen (natürlich Dominicaner) nach Chan-Baligh geſandt, wie es der Großchan in ſeiner erſten Bevollmächtigung der Gebrüder Maffio und Nicolo Polo an den heiligen Stuhl begehrte. Statt „hundert“ ſchickte man zwei, und dieſe verloren gleich Anfangs den Muth und überließen den Ruhm den Mongolenchan zu bekehren den drei weltlichen Juwelenhändlern aus Venetia. Denke man ſich das Schauſpiel, wenn hundert barſche und von albigenſiſchem Ketzerblute trunkene Inquiſitions-Geſellen St. Dominiks vor Chubilai's goldenem Thron zu Chan-tu oder Chan-Baligh ihr ſcholaſtiſches Geſchoß wider die polirten und verſchmitzten Buddhapfaffen geſchleudert hätten! Mit welchen Argumenten dieſe Streiter Chriſti damals zu fechten wußten, zeigen die gleichzeitigen Scenen im ſüdlichen Frankreich und in den heidniſchen Oſtſeeländern. Vielleicht verdankt man es gerade dieſem Saumſal des Papſtes und dieſer Verzagtheit ſeiner Predigermönche, daß ſich zu unſerer Unmacht auf den Schlachtfeldern damals nicht auch noch die Makel ungenügender Wiſſenſchaft und verkrüppelter Philoſophie geſellte. Bei erprobtem Unvermögen, die Intelligenz und die Staatsgewalt Oſtaſiens auf dem Wege geiſtlicher Eroberung und gleichſam durch einen Dominicanerhandſtreich zu unterjochen, wählte man endlich die langſamer wirkende, aber apoſtoliſchere Verfahrungsweiſe: durch Geduld, Schmiegſamkeit und Bearbeitung der untern Claſſen die oberſte Gewalt der Buddhiſtenſtaaten zu ermüden und endlich zur Capitulation zu zwingen, wie weiland die Cäſaren im heidniſchen Rom.

Leider ſtehen aber die apoſtoliſchen Ernten mit der Summe der eingeſetzten Menſchenleben und mit der Maſſe vergeudeter Schätze, die das andächtige Europa für Bekehrung Aſiens zu ſpenden nicht müde wird, heute in noch weit ungünſtigerm Ver-

hältniß als ſelbſt zu Marco Polo's Zeiten. Druck, Verfolgung und Märtyrerkronen gab es auch hier wiederholt, wie einſt im Occident unter Diocletian; nur der ſiegreiche Neophyt Konſtantin und ſein Edict von Mediolanum iſt bis heute für die Mongolen nicht gekommen. Ja es beginnt trotz aller frommen Verheißungen und gottſeligen Täuſchungen der Miſſionsberichte aus London, Baſel und Lyon das Gefühl vergeblicher Spende und unfruchtbarer Mühe ſogar in Deutſchland allmählich ſich der Geiſter zu bemächtigen. Den Schlüſſel zum Verſtändniß einer für Europa ſo peinlichen und ſo demüthigenden Erſcheinung findet man hauptſächlich in Marco Polo's Reiſebericht, durch deſſen Herausgabe und Erläuterung die beiden benannten Gelehrten (Bürck und Neumann) verſtändige und correcte Weltanſicht mittelbar weiter förderten, als ſie vielleicht ſelbſt bedachten. Denn „rerum cognoscere causas“, d. h. andächtiger Kurzſichtigkeit und frömmelnder Suffiſance die Hülle wegzunehmen und ohne alle Poeſie Menſchen und Dinge zu zeichnen, wie ſie ſind, iſt der eigenſte Charakter unſerer Zeit, zu deren Glauben wir uns mit wahrem Luxus von Freimüthigkeit bekennen, und den wir in keinerlei Umſtänden zu verleugnen geſonnen ſind.

Bekanntlich hat einer von Chubilai's nächſten Vorfahren, wenn wir nicht irren, Gujuk-Chan, nach Anhörung des im Staube vor ihm knieenden apoſtoliſchen Sendmönches die verſchiedenen Religionsbekenntniſſe mit den fünf ausgeſpreizten Fingern der menſchlichen Hand verglichen, die ſich alle in gemeinſamer Wurzel zur Einheit verbinden. Vergeſſe man ja nicht, daß Leute, beſonders Fürſten, die einmal ſo denken wie Gujuk-Chan, durch Worte und Verheißungen überirdiſchen Lohnes allein nicht mehr zu bekehren ſind. Sogar das gemeine Buddhiſtenvolk wird und kann wegen auffallender Aehnlichkeit ſeines Cultus mit dem römiſch-chriſtlichen durch gemeine Theologen-

pr aktiken wohl schwerlich jemals für unsere Lehre in Masse gewonnen werden. Verbesserung der öffentlichen Zustände durch Unterricht, durch zeitliche Wohlfahrt, durch menschlichere Gesetze und vernünftigeres Regiment wäre für diese Völkerschaften vielleicht förderlicher und gewinnreicher, als daß sich ihre neubekehrten Theologen mit Belassung des alten Schmutzes und der alten politischen Verkümmertheit in ihren Disputen über das Unbegreifliche nicht mehr auf die „Yaçomitra" und auf die „Sutra-Pitaka" wie früher, sondern auf Pater Gassendi, auf Pater Molina und auf Pater Moullet und seine Freiburger Moral berufen, und statt Buddha's heiligen Zahn den Gläubigen einen von Gildemeisters zwanzig ungenähten, ächten heiligen Röcken öffentlich als Symbol des Friedens und der ewigen Glückseligkeit bezeichnen. Wir sagen dieses nicht etwa als Gegner der heiligen Zähne und Röcke, an die wir neben verschiedenen inneren Gründen schon deswegen nur mit schuldiger Achtung denken, weil sie den gottesfürchtigen Lamas zu Ansehen und Profit, der gedankenlosen vielgeplagten Menge aber zu lustigen Wanderscenen mit Gewissenstrost und leeren Taschen verhelfen, was man in Mehemed Ali's Reich und in den Staaten des tübetanischen Pontifex für das wirksamste aller „gubernementalen" Mittel hält. Ebenso wenig deuten wir mit heimlicher Schadenfreude oder gar in einem der Christenheit selbst feindlichen Sinn auf die Erfolglosigkeit vielhundertjähriger Mühen, ja auf die erwiesene Unmöglichkeit hin, die buddhistische Osthälfte der alten Welt durch mechanisches Bibelvertheilen und durch bettelhafte Capucinaden zu Christo herüberzulocken. Im Gegentheil, wir wünschen aufrichtig und warm den Sieg des Christenthums auf der ganzen Erde, weil dieses Evangelium, Dank der Weisheit seiner Bewirthschafter und Spender, überall die wilden Leidenschaften zähmt, Einheit und brudersinniges Nebeneinander seiner Bekenner

fördert und ein neues Jeruſalem öffentlicher Glückſeligkeit und Staatenharmonie begründet, wie man zu Troſt und Belehrung in Helvetien und Deutſchland als lebenden Muſterbildern alle Tage ſehen kann. Wir fürchten aber, Gott habe aus Mitleid und Vorſorge für Erhaltung des irdiſchen Friedens in der Buddhiſtenwelt die Herzen der Bewohner ſo lange verhärtet, bis die uneinigen, in ärgerlichem Hader ſich untereinander ſelbſt tückiſch zerfleiſchenden Kirchenmilizen des Occidents durch ſegensvollere Inſtrumente erſetzt werden können. Oder läge es am Ende etwa gar im Plane der Vorſehung, daß die Oſtwelt ewig buddhiſtiſch bleibe, und nur das Weſtland chriſtlich ſei?

Solche Fragen und Bedenken — ſicher boten ſie ſich auch dem klugen Marco Polo dar — drängte das dreizehnte Jahrhundert noch ſcheuevoll in das innerſte Gemüth zurück; das neunzehnte Jahrhundert aber ſetzt ſie mit Ruhe als Gegenſtand öffentlicher Verhandlung auf die Tagesordnung.

Um die üble Laune jener Leſer zu beſänftigen, welche die freien Reden des neunzehnten Jahrhunderts noch immer nicht ohne heimliches Grauen hören können, wollen wir die religiöſe Frage nicht weiter verfolgen, und fügen nur noch zum Schluſſe unſer kleines Scherflein für Verbeſſerung des Reiſetextes und ſeiner Ueberſetzung bei.

Von Abkürzung, Weglaſſung und Verſtümmelung aller Art, die ſich vortypographiſche Copiſten hie und da erlaubten, vermögen freilich auch wir im Texte nichts wieder herzuſtellen. Aber in einem Werke dieſer Art müſſen auch kleine Verbeſſerungen des Gegebenen dem Leſer willkommen ſein. Wie ſchwierig es ſei, ohne alle Kunde orientaliſcher Linguiſtik ein beſonders in den Eigennamen correctes Reiſewerk über Aſien herzuſtellen, weiß Jedermann und zeigt ſich deutlich genug in hundert Stellen des berühmteſten Geographen der Neuzeit, Carl Ritter in Berlin.

Kann man auch ohne Unbilligkeit und Schaden nicht verlangen, daß sich Niemand ohne Wissenschaft in Orthographie und Aussprache der über den größern Theil der alten Welt verbreiteten Türk-Dialekte mit Herausgabe und Erläuterung des Marco Polo'schen Werkes befasse, so darf man doch mit Recht erwarten, daß die Bearbeiter wenigstens die aus englischen Quellen geschöpften Eigennamen und Phrasen des (semitischen) Orients uns deutschen Lesern mundgerecht zu bilden gelernt haben, und daß z. B. das Eskender (Alexander) der Asiaten in einem deutschen Buche correct als „Skender" und nicht in englischer Weise als „Secunder" figurire. Die wenigsten Deutschen können ja wissen, daß die erste Sylbe in Skender mit einem zwischen a und e fallenden Laut zu sprechen ist. Auch sollte uns der vielgepriesene Ritter in den Ausgaben seiner „Erdkunde" nicht immerfort erzählen, der heute mit englischer Pension in seinem Palaste zu Delhi lebende Großmogul heiße „Schah Allum". Das ist ja ebensoviel, als erzählte ein asiatischer Geograph seinen Landsleuten, der gegenwärtige Beherrscher Rußlands heiße mit seinem Tauf- oder Geschlechtsnamen „Autokrat", während ihn doch seine kaiserlichen Eltern, wie wir alle wissen, in der Taufe nicht „Autokrat", sondern Nikolai nannten. In gleicher Weise ist auch „Schah Allum" nicht persönlicher Name, sondern Rang bezeichnender Titel des weiland obersten Gebieters in Hindustan, und wäre im Deutschen mit „Herr der Welt", oder „Gebieter aller Creatur" zu übersetzen. Sprechen und schreiben aber soll ein Deutscher nicht mit Ritter „Allum", was in Asien kein Mensch verstünde, sondern Alem, weil es das in Iran und Turan gleichmäßig übliche Schah âlem ist.

Mit dergleichen Bemerkungen, die man übrigens in das Endlose vermehren könnte, wollen wir Ritters Verdienste und seine riesige, in originellem Rahmen kunstvoll eingekeilte Compilation

in keiner Weise benagen und verdächtigen. Der gute Genius behüte uns vor solcher Thorheit und Felonie! Denn wer bloß über einen Theil Asiens zwölf dicke Bände und mehr als sechzehntausend engzeilige Seiten in Groß-Octavo und auf Löschpapier drucken läßt, hat in Deutschland, wäre er auch nicht eine unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung wie Ritter, sein Ansehen mit Recht bleibend und fest begründet. Nur erlauben wir uns im Geiste des Jahrhunderts die höfliche Bemerkung, daß Ritters ungeheure und staunenswerthe Schöpfung durch einen Zusatz von etwas Kritik und linguistischer Gelehrsamkeit weder an Ruhm noch an Brauchbarkeit und innerem Gehalte viel verlieren könnte. Denn vermuthlich würde ein orientalisch Gelehrter in den „Sahranéschin" (Feldbewohner) des Beludschengebiets nicht so fast „buddhistischer Einsiedler", als gemeines rohes Bauernvolk im Gegensatze polirter Städtebewohner (Schehirnéschin) gefunden haben. In diesem Falle hätte gewiß auch der fleißige und treffliche Bürck (S. 94 Note) das orientalische Manuscript über die Edelsteine nicht, schlechtes Muster blind nachcopirend „Juaher-Nameh," sondern in correcter Form Dschevahir-Name genannt, weil man im Original „Edelstein" dschevher, Plur. dschevahir schreibt und nennt. Wie könnte man es Hrn. Bürck sonach verübeln, wenn er (S. 123 Note) das persische „Ser", Gold, mit „Zur"; das arabische „Belad", Städte, mit „Bulud" (S. 130) und den heute von der Stadt Van, zu Marco Polo's Zeiten aber von der jetzt zerstörten Stadt „Chalat" zubenannten See (S. 69) mit „Geluchalat" statt Gjöl-i-Chalat wiedergibt? Er folgt unbedingt Hrn. Ritter, von welchem kundige Analyse des besagten Namens und wissenschaftliches Ausscheiden des türkischen Appellativums Gjöl (See) und des ungeschriebenen Bindevocals i ebenfalls nicht zu verlangen ist. Dagegen darf man nicht unbemerkt lassen, daß S. 145 Note, die eben-

falls aus Ritter entlehnte Ueberſetzung des Wortes „Sarikol“ eigentlich grammatikaliſch unrichtig iſt, weil „Sari“ im Türkiſchen nicht „ſchwarz“, ſondern „gelb“ bedeutet. Auch heißt auf Türkiſch „Bulut Dagh“ keineswegs „Eiſengebirge“, wie man S. 147 Note lieſt, ſondern „Wolkenberg“, was im Grunde doch nicht ganz daſſelbe iſt.

Wenn ich nicht beſorgen müßte, durch zu häufiges und zu pedantiſches Corrigiren zuerſt Hrn. Ritter, dann Hrn. Bürck und am Ende auch noch den armeniſch gelehrten Hrn. Neumann zu erboſen, möchte ich zu der Note 18, S. 43 noch hinzufügen, daß der in Europa als Aithon und Haithon bekannte, von den Arabern aber nach Marsden „Hatem“ geſprochene armeniſche Königsname bei den Armeniern ſelbſt durchweg Hethum laute, wie ich es oft genug in armeniſchen Häuſern zu Stambul hören mußte und es auch der armeniſchen Kehle angemeſſen iſt. Aber wozu dieſe Hyperkritik, dieſe kokett gewurfelte Gelehrſamkeit? Wenn das ſo fortgeht — denkt vielleicht der Leſer — kommt es zuletzt noch ſo weit, daß man in Deutſchland nur noch Bücher über ſolche Dinge ſchreiben kann die man gelernt hat, was in . . . s Augen natürlich eine höchſt verdammliche und revolutionäre, den Leipziger Meßkatalog puritaniſch aushüngernde Neuerung wäre. Warum rennt aber auch, ſtatt wie in der guten alten Zeit das von Gelehrten und Mächtigen Geſagte blind und gläubig hinzunehmen, jetzt alle Welt nach Konſtantinopel, um ſelbſt zu prüfen, um zu hören und nachzuſehen wie die Dinge eigentlich ſind? Dieſes unduldſame Beſſerwiſſen, Sichten, Lernen und Vorwärtstreiben iſt eines der größten Uebel unſerer Zeit, weil es überall Ruhe und Bequemlichkeit privilegirten Seins, Habens und Wiſſens ſtört, mit keinem Reſultat zufrieden iſt und erſt neulich ſelbſt „Frankenbergiſche“ Morgenenergie noch ungenügend fand.

Unter Inſpiration dieſes ſchlimmen Geiſtes der Zeit und be-

ſonders des leidigen, in Deutſchland früher unbekannten Turkiſtudiums, halten wir unter den vielerlei, meiſt corrumpirten Namen des Hauptlandungsplatzes der Halbinſel Krim im dreizehnten Jahrhundert gegen Neumanns Anmerkung zu S. 32 nicht Soldadia, ſondern Sedac für die ältere und der Wahrheit etwas nähere Form, weil die Krim wenigſtens ein halbes Jahrtauſend vor dem Erſcheinen abendländiſcher Seefahrer im Pontus Eurinus ſchon von türkiſch redenden Volksſtämmen bewohnt war, Sedac aber offenbar das von den Abendländern in Soldaia und Soldadia, von den Griechen aber in Σουγδαία verwandelte Su-Dagh der Türken iſt und zu deutſch „Waſſerberg“ bedeutet. Edriſi's Anſehen gilt hier nichts, weil Edriſi Araber war und das Türkiſche nicht verſtand. Aus Demidoff's neueſtem Reiſewerk über die Krim weiß man, daß der Ort unter der alten und ächten Form Su-Dagh heute noch beſteht, aber ſeinen Glanz verloren hat und zum Dorfe herabgeſunken iſt. Dagegen hat Hr. Neumann durch ſeine Anmerkung zum Namen des berühmten turkeſtaniſchen Hochlandes „Pomir“ (S. 613) unter allen Commentatoren Marco Polo's einen der nützlichſten und lehrreichſten Zuſätze gemacht. Hr. Neumann — das weiß man wohl — hat dieſes vielbeſprochene Plateau (Tafelland) Pamir und ſeinen gelben Alpenſee nicht etwa ſelbſt geſehen, um in Europa als Augenzeuge zu berichten, daß es die höchſtgelegene*) noch grasbewachſene, von einem eigenthümlichen Thiergeſchlecht bewohnte und von Menſchen wenigſtens nomadiſch durchſtrichene Hochebene des Erdglobus, ja der eigentliche Mittelpunct der Flußſyſteme und Gebirgszüge Mittelaſiens ſei, und daher von den Leuten in Turkeſtan mit Recht Bam-i-dunja, das Dach der Welt heiße, was mit dem „Pamer“ oder „Pamir“ des

*) Fünfzehntauſendſechshundert Fuß über der Meeresfläche, und folglich nur um zweiundſechzig Fuß niedriger als die Montblancſpitze.

Marco Polo natürlich als eines und dasselbe zu gelten habe. Hr. Neumann hat das Verdienst, diese letzten Entdeckungen der Engländer früher und emsiger als andere zu besserem Verständniß des Marco Polo in Bürcks Ausgabe gelehrt und fruchtbar anzuwenden. Uebrigens ist Bam-i-dunja, oder nach osmanlischer Construction Dunja-Bami ein Ausdruck, den etwa nicht bloß in Turkestan, sondern ebenso gut in Stambul und in türkisch Thessalien Jedermann versteht *).

Erwägt man, wie langsam die europäische Wissenschaft in Verification des Marco Polo'schen Wanderbogens vorwärts schreitet, und daß es länger als ein halbes Jahrtausend bedurfte, um nur das kleine Segment vom Hindukusch bis zur Pamir-Ebene hinauf zu erforschen und nachzuprüfen, so möchte man gar zu gern Sallust's Gedanken über das Wachsthum römischer Größe wenigstens in einer Beziehung auf das Wissen und Können unseres Jahrhunderts übertragen. Wie dort, so ist auch hier kein gleichmäßig und consequent zu berechnender Fortschritt wahrzunehmen; überall nur launenhafte Sprünge und unbestimmtes Maß. Wenigen an Kraft und genialem Wesen überwiegenden und das Zeitgeschleppe mit sich fortreißenden und alles bewältigenden Geistern verdanken wir die gesammte Errungenschaft in der Politik wie in der Wissenschaft. Flickwerk und unfruchtbarer Taumel gemeiner Zeiten und gemeinen Trosses füllen die leeren Zwischenräume der großen Männer und der großen Epochen aus.

*) Im Westtürkischen jedoch hört man statt „Bam" meistens „Dam" sprechen.

Conſtantin Tiſchendorf: Reiſe in den Orient.

Erſter Band.

(1846.)

Muß denn aber auch jede noch ſo mäßige Wanderung in den Orient ſogleich beſchrieben ſein? Wir thun dieſe Frage nicht umſonſt, weil die meiſten Leſer gerade in den Berichten über Levante-Touren ihrer raſchen Aufeinanderfolge und ihres eintönigen Inhalts wegen zu mehr als gewöhnlicher Vorſicht rathen. Ohne Zweifel hat auch Hr. Tiſchendorf wohl voraus berechnet, welcher Einſatz einem jungen Literaten, der ſeinen Ruf erſt gründen ſoll, durch eine unreife und mißlungene „Jungfernrede“ über den Orient verloren gehe. Hr. Tiſchendorf braucht über dieſen Eingang nicht zu erſchrecken. Wir ſagen noch nicht trocken heraus, daß ſeine Jungfernrede unreif und mißlungen ſei. Im Gegentheil, wir wollen dieſe Erſtlingsarbeit eines jungen Gelehrten, der vielleicht bedeutend werden kann, ruhig, kurz, ernſt und beſonders mit jenem wohlwollenden und freundlichen Sinn beſprechen, der uns von Natur eigen iſt, und den nur Lewald bei einer gewiſſen Veranlaſſung verwichenen Jahres in ſeinen „Randgloſſen“ nicht recht erkennen will. Rückſichten indeſſen und verſchämt galante Redensarten wollen wir nicht in Ausſicht ſtellen. Frei die Meinung ſagen und ebenſo frei ſie von Andern entgegennehmen, iſt die einzige Bedingung wahrhafter und nützlicher Kritik.

Ein Gelehrter, welchen gleichsam von der Schulbank weg die politesten Staaten Europa's: Skandinavien, Gallien, Italien in die Wette — versteht sich ungebeten und aus freiem Erguß — mit ihren Ehrenzeichen schmücken, läßt Ungewöhnliches erwarten und kündet Verdienste an, die, je weniger sie etwa schon im ersten Bande sichtbar sind, um so gewisser und glänzender im zweiten zum Vorschein kommen müssen. Bekanntlich reist Hr. Tischendorf auf Bibeltexte und hat am Schluß fünfjähriger Wanderschaft auch die ägyptischen Wüstenklöster, den Berg Sinai und die heilige Stadt Jerusalem besucht, in vorsorglichem Streben, die stellenweise noch unsicheren Pfade zum Seelenheil durch Auffindung neuer Lesarten zu befestigen und auszubessern. Je edler der Zweck und je zerfahrener und bekannter die Wege sind, auf welchen Hr. Tischendorf für uns Belehrung, für sich aber Preis und Ehre sucht, um so begieriger ist das Publicum zu vernehmen, wie er seine Aufgabe löst und hundertmal Gesagtem frischen Reiz zu geben und neue Seiten abzugewinnen weiß. Es wäre nicht zu verantworten, wollte uns Hr. Tischendorf, ohne sich durch gründliches Wissen oder durch reiche Gedanken und eleganten Styl hervorzuthun, mit studentenhaftem Leichtsinn bloß eine neue Auflage, einen magern Auszug stereotypen und trivialen Touristenkrams und leerer Mönchereien über die Landschaften zwischen den Pyramiden und dem Libanon credenzen, im Augenblicke, wo wir eben von der kraftvollen Mahlzeit der beiden Amerikaner Smith und Robinson aufgestanden sind.

Mit Erfolg und Nutzen über die heiligen Länder zu schreiben, haben diese beiden Yankees behutsamen und gewissenhaften Reisenden auf lange hinaus schwer, wo nicht gar unmöglich gemacht. Hr. Tischendorf scheint jedoch das Wagliche eines solchen Unternehmens nicht in gleichem Maße zu fühlen, und besonders von der Gefahr, entweder die Genannten geradezu auszuschreiben,

wie man es an ſehr vielen Stellen, beſonders aber S. 256 denken könnte, oder doch in allen Stücken hinter dem Meiſter zurückzubleiben, wenig oder nichts zu ahnen. Wir ſelbſt wollen die eigene Verzagtheit nicht auch für Andere zum Geſetz erheben, geſtehen aber offenherzig, daß uns Mangel an Selbſtvertrauen nicht weniger, als Prokeſch's inhaltsvolle Schriften über die Nilländer und über Paläſtina, aus dreijährigem Tagebuche über dieſelben Gegenden einiges ins Publicum zu bringen, ſchon vor zehn Jahren den Muth benommen haben. Und jetzt auf die beiden Amerikaner, auf ihr kritiſch-ſtrenges Wiſſen, auf den Reichthum ihrer Gedanken und auf die energiſche Färbung ihres Ausdruckes hin überläßt ſich der unbeſonnene Tiſchendorf mit leckem Kahn der Fluth! Oder ſind wir etwa gar zu ſorglich und ſetzen deutſchem Bücherweſen ein gar zu enges Ziel? Im Sächſiſchen mögen ſie billiger gewähren laſſen, als im wenig leſenden Tirol, wo man die Leipziger Meſſebücherfluth beinahe für ein ebenſo drückend Uebel hält, als die ſchwellende Woge des Proletarierthums und die weiland gar zu große Beweglichkeit des Koburger Prägeſtocks. Weniges, aber Gutes möchten wir, und das Uebermaß hat uns wähleriſch gemacht.

Ueber Paläſtina ein Buch zu leſen, wenn es ſich weder durch Strenge und Würde des Inhalts, noch durch Eleganz und Schwung der Form empfiehlt, und überhaupt die Summe abendländiſcher Wiſſenſchaft in keinem Puncte fördert und vermehrt, muthe man ernſthaften und verſtändigen Leuten nicht länger zu. Das alte Paläſtina des Joſua und des Samuel, das Jeruſalem des Titus und die Spuren der dreifachen Citadellenmauer, die den Legionen widerſtand, will man gezeichnet ſehen und durch ſinnige Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit den Satz beſtätigt finden, daß ſich von Abraham bis auf heute in der alten Landesſitte wenig oder nichts geändert habe. Solche Dinge ſagen

euch aber nicht die ungelehrten Kalógeri der heiligen Stadt; ihr selbst müßt sie zusammen lesen durch eigene Forschung, durch Klugheit und Geschick. Mit den Fellâhîn der palästinischen Bauerndörfer, mit den Beduwin der Wüste Ziph und Carmel am Todten Meer müßt ihr in der Landessprache reden, ohne Zwischenhändler und unbehindert vom traditionellen Schlendrian mönchischer Frömmigkeit und Unkritik. Mehr als ein Geheimniß hat in neuerer Zeit ächte Deutung einheimischer Localbenennung ans Licht gebracht. Und was die belobten Yankees auf diesem Wege entdeckt und wie viel sie durch ihre strenge Schule und ihr gründliches Arabischwissen gewonnen haben zum Nutzen der Wissenschaft, ist als beredte und dauernde Probe des aufgestellten Arguments mit wunderbarer Fülle in ihrem Werke dargestellt. Wer die nöthigen Vorbedingungen zu ähnlichen Leistungen nicht besitzt, aber doch über Palästina reden will, der sage wenigstens das Bekannte mit neuer Zierlichkeit und male uns durch seine Redekunst in männlich reinem Styl zaubervolle Bilder aus dem Land der Sehnsucht vor. An Gunst der Leser wird es ihm so wenig fehlen, als an Redestoff. Die Melancholie der heiligen Stadt, der lange, dumpfschwere Wellenschlag des Todten Meeres im Hauch der Sommermorgenluft, die Anemonenpracht auf Saron, das helle Grün der Sichem-Aue und die lieblichschön geschwungenen Höhenzüge um Samaria mit dem falben Mauerschimmer der Zinnen von Jerusalem entzünden so leicht die Phantasie. Versagt aber feindlicher Genius auch dieses Angebinde, so schweigt doch lieber still und redet uns nicht mehr durch lange Bücher in abgedroschenem Leierton von eurem Jafa-Thor, von eurem „Franken-Berg", von eurer „Via Dolorosa" und von eurem Bethlehem. Wir wissen das alles schon bis zum Ueberdruß, und eure ewigen Teiche Salomons, euer Cönaculum, eure Mönchslegenden und Lateinernoth haben die Geduld der Leser schon

längſt geſättigt und erſchöpft. Langeweile gibt es im gelehrten Occident ohnehin genug. Nach friſchen Eindrücken und noch nie empfundenen Gemüthsbewegungen verlangen Harville und Rudolph des Eugène Sue.

„Wohlan! Es ſei!“ rufen die weniger ſtrengen Gönner und deuten triumphirend auf die Paragraphen ihres decorirten Wanderbelden, beſonders auf S. 41 der Broſchüre hin, wo Herr Tiſchendorf mit den Nilgendolieren am Canal „direct“ arabiſch ſpricht. „Wane deiib?“ (haben wir guten Wind?) fragte ſie „bedeutungsvoll“ der ſächſiſche Touriſt. Was ihm aber die olivengelben Knechte Mehemed Ali's auf die Frage zur Antwort gaben, ſagt der Erzähler nicht. Vermuthlich haben ſie ihm nichts erwiedert, weil die Phraſe in dieſer Geſtalt den arabiſch redenden Aegyptern nothwendig unverſtändlich war. „Hawa ṭaiyib“ (Wind gut?) wollte Hr. Tiſchendorf fragen und wäre auch correcter Styl. Man ſchreie nicht, wie neuerlich ein berühmter Orientaliſt in H..d.l...g, „Pedant und Münchner Jeſuit“, wenn wir in Kleinigkeiten gewiſſenhaft und kritiſch ſind und wenn wir, ohne andere Mängel dieſer Art hieherzuſetzen, bloß auf die fehlerhafte Bildung dieſes einzelnen Satzes hin von den geſammten arabiſchen Studien unſeres Bibelritters kaum eine beſſere Meinung haben, als der Patriarch zu Kahira von ſeiner neugriechiſchen Leſekunſt. In der Grammatik iſt es beinahe wie in der mathematiſchen Wiſſenſchaft; die Formen ſind präcis, ſcharf, unerbittlich, und durch Hrn. Tiſchendorf — er muß es geduldig hören — iſt auf dieſem Wege, wenn es nicht beſſer kommt, für Minderung paläſtiniſcher Bedenklichkeiten nur wenig oder nichts zu hoffen. Aber ſollen wir deswegen bei einem Gelehrten, der Leipzig angehört, der bei Hermann in der Schule war, und nebenher das Buch der Bücher in Form und Inhalt ergänzen will, Schnitzer geduldig überſehen, die man wohl gemeinen

Levantepilgern aus der Handwerkerclasse, aber nicht dem feingeschulten Ohr eines Leipziger Scholars verzeiht!

Warum schreibt denn aber auch Hr. Tischendorf, ohne sich bei Klügeren Raths zu erholen und jedes fremde Wort genau zu prüfen, wie es seine Genossen thun, Dinge in sein Buch hinein, die er offenbar nicht gelernt hat und deren Unkunde man ohne Erröthen in Deutschland gestehen darf? Andere haben bei ihrer Landung in Aegypten von solchen Dingen auch wenig oder nichts gewußt, haben aber weislich stillgeschwiegen und sich erst näher umgesehen. Merkt Hr. Tischendorf nicht, wie ungünstig die Zeiten für solche Rodomontaden sind, und wie das Vertrauen auf Tüchtigkeit und körnigen Gehalt deutscher Wissenschaft bei den Nachbarvölkern mit jedem Jahre sinkt? Wenn der Britte in gerechtem Selbstgefühl diese incorrecte und flüchtig-leere Skizze des zu laut und zu voreilig ausposaunten Leipziger Gelehrten mit dem kräftigen und streng-geschulten Werke Robinsons vergleicht, kann man es dann übel nehmen, wenn in fremden Blättern, wie erst letzthin, über deutsche Literatur Urtheile zum Vorschein kommen, worin wir nicht bloß in Geschmack und Gedankenenergie, in „Männlichkeit" und Eleganz der Form im civilisirten Europa den letzten Platz erhalten, sondern worin man sogar unser Capitalvermögen: Erudition, schulgerechtes Wissen und Können, mit Hohn bespöttelt und verlacht. Es ist nur geringer Trost, wenn wir Deutschen selbst freigebig eigene Größe loben und in feierlichem Ton brittische Kritik als ungerecht, gehässig und flatterhaft verdammen, außerhalb der germanischen Marken aber Niemand an unsere Unschuld glauben, Niemand uns von der Anklage des „Mangels an wahrer Bildung und geistiger Kräftigkeit" absolviren will, und der Fremde mitleidig und verächtlich herüberruft:

quin sine rivali teque et tua solus amares!

Wie dürfte man aber auch vermuthen, das ernſthafte, große, thatkräftige Volk der Britten täuſche ſich in Maſſe und verſage deutſcher Nation in freiwilliger Verſtocktheit und in boshafter Verblendung, ſelbſt nach Einſicht und genauer Kenntniß der Acten, verdiente Anerkennung und billiges Gericht? Oder meinen etwa dieſe ſtolzen Inſulaner, einem Volke das an die vierzig Millionen zählt, aber ſeines unbeſiegbaren Phlegma's und ſeiner chriſtlichen Demuth wegen in der politiſchen Welt doch für nichts geachtet wird, einem Volke das ſich in Braſilien als Laſtvieh verhandeln, in Jeruſalem aber ſchutzlos und geduldig von Mitchriſten wie von Moslimen mißhandeln läßt, ohne daß die Galle überfließe oder irgend ein Proteſt erfolge, einem ſolchen Volke müſſe es von Natur an körnigen Gedanken fehlen, wie an Ebenmaß und Sinn für kräftig ſchönen Styl? Oder wären am Ende gar politiſche Größe, Macht und Ehrenhaftigkeit überall die unerläßliche Unterlage auch für Geiſtesenergie, für Schwung und Geltung in der Wiſſenſchaft? In dieſem letzteren Falle bliebe uns leider nichts weiter übrig, als ſtille Selbſtbewunderung und nebenher der ſüße reiche Lohn, den bekanntlich Deutſchland ſelbſt ſo freigebig und ſo gern ſeinen gelehrten Bücherſchreibern zollt. Leider erheben ſich auch von dieſer Seite gewiſſe Bedenklichkeiten ernſter und neuer Art. In Deutſchland hat die Schule das Monopol verloren. Wiſſenſchaft, Urtheil und Geſchmack, ja ſelbſt die Kunſt ein Buch zu ſchreiben, iſt jetzt allgemeines Gut. Der Zeitgeiſt ſelbſt in ſeinem unwiderſtehlichen Drang nach ſchrankenloſerer Regſamkeit, nach gerechterer Vertheilung geiſtiger und materieller Genüſſe iſt gegen zünftiges Bücherſchreiben in die Schranken getreten. Kaſtenweſen, Parteiintereſſen und Coterie mit ihrem privilegirten Gelten und Thun brechen überall zuſammen in der Politik wie in der Wiſſenſchaft. Tory und Whig — man ſieht es ja in England — ſind leere Worte, Schattenbilder

ohne Nerv und Kraft. Hof- und Akademiesentenzen, Leipziger Recensentenkunst und geschniegeltes Berlinerthum haben sich in der höhern Einheit volksthümlicher Interessen aufgelöst. Und wenn unser Gewerbe nicht ganz verfallen und das Gelehrtencorps zum Gespött des Tages werden soll, sind Reformen an uns selbst unerläßlich und die Mahnung des Hippolochus:

„Ueberall die Ersten sein und hervorragen über die Andern,"

kann uns allein das Verlorne wiederbringen. Vielen gefallen ist nicht so leicht als die lobende Stimme weniger Zunftgenossen zu gewinnen. Dagegen vergißt man aber auch gar zu gern, um welchen Preis sich das Publicum sein Lob kräftiger Gedanken und musikalisch-schöner Symmetrie bezahlen läßt,

heu neseis, neseis magnae fastidia Romae!

Bei allem Leichtsinn scheint aber Hr. Tischendorf, wenigstens im flüchtigen Augenblick, das Bedenkliche seines literarischen „Debüts" dem Volke gegenüber doch zu fühlen und versichert uns im Vorwort: er habe weit mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe geschrieben. Hofft er vielleicht mit diesem Bekenntniß die Kritik zu entwaffnen und einen Freipaß zu erschleichen für die vulgären Züge seines ungemeißelten Levantebildes? Wir glauben daß seine Hoffnung vergeblich ist. Erzwingen lassen sich Mannhaftigkeit im Concepte und elegante Darstellung freilich nicht, und seit Horaz und Lucian ward in beiden oft gesündigt und viel gelacht. Abgeschmackt zu sein ist und bleibt bei alledem ein unverjährtes Recht der Bücherwelt. Aber im Style spiegelt sich die Seele ab, und wenn uns Schwung und Tüchtigkeit, wenn uns Schmelz und warmer Hauch des Colorits wundervoll erweckt und entzückt, so darf es Niemand übel nehmen, wenn uns das Matte, das Alltägliche, das Ungeordnete widerlich ist und Langeweile macht.

Wenn Hr. Tischendorf erzählt, sein „Auge habe auf der Nil-

fahrt in manchem neuen Genuſſe geſchwelgt (42)“; wenn er an den arabiſchen Barkenleuten „überhaupt eine eigene religiöſe Haltung fand (44)“, und die geiſtreiche Bemerkung beifügt: „Uebrigens hielten wir auf der ganzen Nilfahrt nicht ſelten an (44)“, ſo iſt das — höflich ausgedrückt — für ein orientaliſches Reiſebild ziemlich matt und trivial. Oder findet der Leſer etwa mehr Kunſt, mehr Wärme, Geiſt und Energie bei der Nachricht, daß ſich auf einer Wüſtenfahrt des Herrn Doctors „die Kamele wie ehrbare Philiſter hielten (112)“, oder wenn Hr. Tiſchendorf, dem die Diſtelſtacheln „vom bloßen Sehen wehe thaten“, voll Pathos ausruft (157): „Was für eine glückliche Conſtitution mag ſo ein Kamelmaul haben!“ oder wenn er auf dem Wege zum Sinai kindlich und ſchülerhaft erzählt, wie „die Kamele ihr Morgenlied, und zwar größtentheils in einem unbegreiflich tiefen Baſſe brüllten, einige dazwiſchen meckernde Ziegen aber ſich wie hüpfende Discantiſten ausnahmen (216)“? oder wenn unſerer Wanderer die Gefühle ſchildert, die er in der Wüſte hatte. In der Sinai-Wüſte „fühlte es Herr Tiſchendorf zum erſtenmale mit aller Lebendigkeit, daß er in der Wüſte war, und man ſich durch nichts in der Welt ſo ſehr in ſein tiefſtes Innere verliere wie durch die Wüſte (158)“? Neben der Wüſte und ihren Beduinen hat Hrn. Tiſchendorf, wie man ſieht, das Kamel beſonders viel beſchäftigt. Hr. Tiſchendorf glaubt: die modernen Phyſiologen haben unter ihren vielen Phyſiologien dem Kamel noch keinen Platz gegönnt. Hr. Tiſchendorf will zwar „keineswegs den Verſuch machen“, zieht aber aus ſeinen Kamelſtudien die weiſe Lehre: daß es in der Welt keine verfehlten Carrieren geben würde, wäre Jedermann ſo ſehr an ſeinem Platze wie das Kamel in der Wüſte (257). Hr. Tiſchendorf, ſcheint es, iſt ganz an ſeinem Platze. Aber aller Weisheit ungeachtet verirrte ſich Hr. Tiſchendorf und „ſtand an Abgründen, die ſich bei dem boden-

losen Sande sehr bedenklich ansahen (274)." Wie einst der „rüstige" Greverus von Oldenburg im moraitischen Dorfe Georgati den ganzen Abend und den folgenden Morgen die albanesische Jungfrau Helenaja „studirte", so hat auch Herr Tischendorf in der Wüste El-Arisch „die lieblichen feurigen Augen einer Gazelle" studirt (275), und nachher gefunden daß „der Empfang der ihm zu Ghaza wurde, der Philister werth gewesen wäre (284)."

Aber nur Geduld! Unser Tourist wird sich höher schwingen, sowie sein Fuß die Auferstehungskirche in Jerusalem betritt. „Manches gibt's was stört in diesen heiligen Räumen", bemerkt am Schlusse des Buches (318) voll Wärme und Rührung Herr Tischendorf.

Da sieht man die Bosheit, denken vielleicht Hr. Tischendorf und seine Gönner, wenn sie diese Zusammenstellung leitender Gedanken lesen. Man kennt ihn schon — wird es heißen — diesen Kritikus aus Tirol. Mit Umgehung besserer Stellen hebt er einzelne Schwächen, die man wohl in jedem Buche findet, malitiös hervor, bindet sie, wie Virgils Corydon den Blumenstrauß, in einen Büschel und hält sie dem geplagten Autor zur Beschämung hin! Oder könnte Jemand glauben, Kamelbaß und Ziegendiscant mit Gazellenaugen und Philisterpolitesse sei alles, was ein sächsisch geschulter Literat über den Orient zu sagen wisse? Unsererseits wäre eine solche Behauptung die größte Ungerechtigkeit. Hr. Tischendorf, wie es denn auch nicht anders zu erwarten ist, hat nicht bloß über Kamele, Mönche und Philister nachgedacht; nein, er hat zugleich über moralische Zustände der von ihm bereisten Länder, über Alterthümer, über Landschaftseindrücke, über den Charakter merkwürdiger Individuen und als Gottesgelehrter insbesondere über biblische Controversen in seinem Buche verschiedenes eingestreut.

Sind seine Bemerkungen z. B. über Kairo auch nicht gera-

dezu neu dem Inhalte nach, ſo ſind ſie doch originell in Form und Concept: „Jetzt", ſagt Hr. Tiſchendorf (66), „ſpringe ich ſchnell einen Augenblick auf den Bazar, der in meiner Nähe iſt; da ſchlürft ſich das Leben Kairo's in vollen Zügen. — So heftig die Sonne brennt, ſo reitet ſich's doch kühl durch die engen ungepflaſterten Straßen. . . . Da ſitzen die Verkäufer mit untergeſchlagenen Beinen, die Pfeife im Munde und in der Hand eine Taſſe Mokka, die ſie mit dem nachdrücklichſten Ernſt zu behandeln wiſſen. Noch vor einer Barbierſtube muß ich ſtehen bleiben. Da vergehen einem die Gedanken, ſieht man ſo einen Kopf einſeifen" (68) . . . — Daß man zu Kairo in Aegypten auch raſirt, auf dem Markte ſitzt und Kaffee trinkt, und zwar nicht ganz ſo wie im Sächſiſchen, weiß eigentlich Jedermann. Hr. Tiſchendorf glaubt aber, er müſſe dieſe kairiniſchen Eigenheiten als Entdeckung neueſter Art nach Europa melden. Höchſt plaſtiſch jedoch und fein in der Wendung wird vom Verfaſſer (S. 68) der Anblick einer eben vor dem engliſchen Conſulat in Kairo eintreffenden Suez-Karawane geſchildert: „Hundert Kamele ſtehen noch gepackt unabſehlich in Reih' und Glied. So eine ſoldatenmäßig aufgeſtellte Schaar dummer Geſichter macht einen originellen Eindruck."

Wie man aus einer Reflexion über den Stand der Kairo-Citadelle ſchließen darf, iſt Hr. Tiſchendorf beſonders in Politik und Cabinetsſachen ein ſchlauer und penetranter Mann, da er unter andern Geheimniſſen auch den verborgenſten Gedanken der Juliusdynaſtie durchſchaut: „Auf der Citadelle von Kairo", ſagt Hr. Tiſchendorf (70), „richten viele aufgepflanzte Kanonen ihre Drohung auf die Stadt; in Kairo gibt's keine Pariſer Deputirten-Kammer." — Kanonen und Citadellen, glaubt Herr Tiſchendorf, haben keine andere Beſtimmung, als Pariſer Deputirte zu erſchießen.

Als „Kritiker und Ausleger der Bibel" meint Hr. Tischendorf, er dürfe in gewisser Hinsicht dem Leser auch über die Nitrischen Klosterbrüder sowie über die Wüste Sinai seine Bemerkungen nicht gänzlich vorenthalten. Diese Bemerkungen sind aber ungewöhnlich kurz gefaßt; „Weniges aber Treffendes" sagt er uns, wie der Redner beim Homer: „die Andacht (der nitrischen Mönche) fand ich äußerst mangelhaft (120)"; und „zu den interessantesten Bekanntschaften die ich in der Wüste machte, gehören die Heuschrecken (259)." Leider ist Hr. Tischendorf später veranlaßt die beschränkende Erklärung beizufügen, daß seine neuen Bekannten, „die Heuschrecken im Schwimmen für keine Helden gelten (261)." Noch etwas gedrängter und bildlicher ist das in Palästina entdeckte Symbol des hinfälligen Osmanli-Sultanats, über welches man in europäischen Diplomatenstuben so erbauliche Diatriben hält. Bei einem Brunnen zwischen Jafa und Jerusalem sah Hr. Tischendorf einen sterbenden Türkenschimmel, dem man auch noch Mähne und Schweif abgeschnitten hatte. „Unwillkürlich", sagt Hr. Tischendorf (298), „kam mir der Gedanke, diesen sterbenden Renner, wie er sich noch mehrmals schnaubend emporraffte, aber immer wieder niedersank, als ein Bild von der Gegenwart des türkischen Reiches zu nehmen." Ist das nicht fein gedacht? Was werden etwa Reschid Pascha und sein erhabener Gebieter zu diesem Tischendorf'schen Symbol sagen? Etwas Eigenthümliches im Gedankenspiel ist Hrn. Tischendorf überhaupt nicht abzusprechen, obgleich man Folge und Zusammenhang seiner Ideen nicht allzeit entdecken kann. So überrascht er z. B. (S. 153) den Leser völlig unerwartet mit der Erklärung, daß „er es nun einmal entschieden mit dem Prädestinationsglauben halte, und zwar vielleicht noch mehr mit dem türkischen als mit dem christlichen", weil ihn „am 10. Mai Nachmittags 3 Uhr im großen Hausgarten zu Kairo die Hitze so empfindlich drückte, daß er

meinte, es könne erſt Mittag ſein." Dieſer Grund türkiſcher Fatalität zu ſein iſt allerdings etwas ſonderbar.

Der am wenigſten gelungene Theil des Buches iſt aber jedenfalls die Erzählung der Landfahrt von Kairo nach Jeruſalem (269). Wollten wir dieſen Abſchnitt für äußerſt ſchwach im Concept und für völlig mißlungen in der Form erklären, ſo wäre das Urtheil vielleicht etwas hart, aber ſicherlich nicht ganz ungerecht. Wir thun dieſe Erklärung aber nicht, geſtehen jedoch daß die erlauchte „Reiſendinn" mit dem „ſchleifenden Schritt" dieſe Partie der Wanderſchaft mit ungleich mehr Geſchick und Anſtand als Hr. Tiſchendorf behandelt hat, wofür ſie auch verwichenes Jahr um dieſe Zeit gehörig gelobt und geprieſen ward. Wie kann man aber auch nur gar ſo gedankenleer, gar ſo markloſ, nichtig und zerfahren im Bau der Rede ſein.

Junge, in einer der Metropolen deutſcher Intelligenz auftretende und vielleicht nur etwas zu pomphaft vorausgeprieſene Literaten gleich beim erſten Erſcheinen auf der Bühne mit ſolchen Höflichkeiten zu begrüßen, kann für einen billigen und in ähnlichen Beſtrebungen betheiligten Mann nur ein höchſt zweifelhaftes Vergnügen ſein. Auch begreift man den Widerwillen und den Aerger ſelbſtgefälliger und ihre eigene Kraft nur zu gern überſchätzender Anfänger in der Schreibekunſt, ſich in Journalen herumgezogen und rückſichtslos beurtheilt zu ſehen. Wir ſelbſt haben das größte Mitleiden und grämen uns empfindlich, Hrn. Tiſchendorf, der ſo ausſchweifende Vorſtellungen von ſeiner literariſchen Größe hat, in ſeinem Traum zu ſtören und ſeine Kartenhäuſer umzuwerfen. Aber wir alle leiden unter den Sünden des Einzelnen, und ſchon die Wahrnehmung gemeinſamer Intereſſen nöthigt zu gegenſeitigem Ueberwachen und zu unerbittlichem Gericht. Nicht des Mangels an Talent, nicht hoffnungsloſer und unverbeſſerlicher Geiſtesdürre klagen wir den Verfaſſer

an, wohl aber der Unreife, der Voreiligkeit, der Selbſt-Ueberſchätzung, der Eitelkeit und beſonders der unverzeihlichſten Reſpectsverletzung gegen das Publicum, dem er durch ſo geringhaltige und ungegohrene Leiſtungen zu gefallen hofft. Zum Glück ſind dies lauter Sünden, die bei rechtzeitiger und gründlicher Mahnung von der einen Seite, von der andern aber durch Fleiß, Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit unſchwer zu tilgen und zu verbeſſern ſind. Die ſchöne Stelle (137) über die ägyptiſchen Mumien und „der Pfingſtmorgen auf dem Sinai“ (224) zeigen klar genug, was Hr. Tiſchendorf leiſten wird, wenn er erſt noch mehr gelernt hat, wenn er, ſtatt aller Welt Trödel und Zierrath zu conſcribiren, lieber nach dem wahren Schmuck des Mannes, nach ſtandhaftem Sinn, nach gründlichem Wiſſen, nach Erfahrung und Weltkenntniß ſtrebt, wenn er gewinnreicher als bisher zum Genius der Vorzeit in die Schule geht, und beſonders wenn er das häufige, nie genug zu empfehlende „stylum invertere“ der alten Meiſter nicht vergißt. Der billigſte Richter, ja ſelbſt der redlichſte Freund und Gönner muß bekennen, was Hr. Tiſchendorf im erſten Theile ſeiner Reiſe gibt, iſt zu wenig, zu unvorbereitet, zu leer und zu ſchwach, als daß ſich ſelbſt deutſche Langmuth begnügen könnte. Wer mit ſolchem Pomp, mit ſolchen Anſprüchen im Felde erſcheint, muß über gewaltigere Kräfte zu verfügen haben als unſer junger Bibelheld. Schnell und doch ſchön zu ſchreiben iſt ſelbſt privilegirten Geiſtern nicht gegönnt. Guter Styl läßt ſich nur durch reiche Gedanken und durch lange herbe Prodezeit gewinnen — ein Axiom, von dem Hr. Tiſchendorf kaum noch eine Ahnung hat. Natürlich iſt unſere Kritik nur auf die Vorausſetzung berechnet, daß man durch dieſes neue Buch das deutſche Publicum über den ſo viel beſprochenen Orient noch weiter unterhalten und belehren will. Macht es aber keine höhern Anſprüche als eine gewöhnliche Marktausſtellung, auf welcher zu ſehen iſt:

„Wie der berühmte und weiſe Decorationsdoctor Sofrakôs eine Fahrt ins Morgenland unternimmt und über den politiſchen Geſundheitsſtand des türkiſchen Reichs Bericht erſtattet", ſo iſt freilich weder in der Form noch im Inhalt ſelbſt irgend etwas zu verbeſſern und auszuſtellen. In dieſem Falle nehmen wir unſer Urtheil unbedingt zurück. Hr. Tiſchendorf greift aber höher und meint, als neueſter der gelehrten Orientstouriſten müſſe er unter andern Schwierigkeiten auch drei beſondere eingreifende, von den Vorgängern noch immer nicht ſattſam durchgefochtene Levantecontroverſen alter und neuer Zeit durch die Autorität ſeines Wortes zur Entſcheidung bringen. Man weiß ja z. B. allgemein, daß in Europa noch immer geſtritten wird, wo und wie die Kinder Iſrael durch das rothe Meer gegangen, dann, ob die heiligen Orte, wie man ſie in und um Jeruſalem den Pilgern heute zeigt, wirklich identiſch mit den Orten aus den Zeiten Chriſti ſeien, und endlich welcher occidentaliſche Kritikus im Urtheil über den berühmten Mehemed Ali der Wahrheit am nächſten ſtehe?

Schon der Einfall eines unverſuchten Anfängers, ſich als Austrägalinſtanz mitten unter kampfgeübte Gegner hinzuſtellen und Aller Augen auf ſich und ſeine That zu lenken, mag vielen Leſern ſonderbar erſcheinen. Auch hat dieſes gewagte Unternehmen zur Entſtehung vorliegender Anzeige nicht unbedeutend beigetragen. Gegen die Form der Tiſchendorf'ſchen Vermittlung iſt nichts einzuwenden. Die Rede iſt überall anſtändig, wie denn überh. u.. Anzüglichkeiten, Witzeleien und beißende Bemerkungen gegen eine der ſich befehdenden Parteien nicht in der Natur unſers Touriſten ſind. Dieſe Zahmheit iſt ebenſo klug als lobenswerth. Dagegen macht ſich Hr. Tiſchendorf die Sache ſelbſt ſo leicht und thut ſeinen Spruch mit ſo mühloſer und ſtudentenhafter Petulanz, daß man bei aller Behutſamkeit im Aus-

drucke seine Souveränetätsgelüste doch nicht so ganz unbestritten gewähren lassen kann. Das Gerede für und wider den ägyptischen Gewalthaber will man hier nicht weiter berühren; es ist ja bis zum Ueberdruß verhandelt und bekannt. Nur der eitlen Unbesonnenheit, mit welcher Hr. Tischendorf die Ansichten des „Verstorbenen" über Mehemed Ali für uns Europäer zum Kanon erheben will, muß man sich ernstlich entgegenstellen. Die Logik des „Verstorbenen" ist freilich ein Meisterstück: „In Aegypten gibt man auf Kosten der armen Fellah vornehmen Herren aus der Christenheit gaumenkitzelnde Speisen zu essen und seidene Stühle zum Niedersitzen; ergo ist Aegypten ein vortrefflich regiertes Land und eine wahre Musterwirthschaft für die Königreiche der Christenheit." Auf dieses scherzhafte Argument des liebenswürdigen Semilasso gestützt, läßt sich unser Bibelkritikus im schattenvollen Schubragarten zwei Stunden lang Mehemed Ali's Phrasen übersetzen, bemerkt während der Unterredung „zwischen den Augen des Wesirs eine mehr als ernsthafte Falte" (S. 49), und erkennt dann augenblicklich, daß Semilasso's Syllogismus durch seine Schärfe und Gründlichkeit alle Einreden der Gegner niederschlägt. Vergleicht man dieses corruptvornehme Absprechen über ägyptische Zustände mit dem verständigen, nüchternen und ehrenfesten Urtheil Robinsons (S. 45 ff.) über denselben Gegenstand, so kann man nur wenig Lob und wenig Beifall für Männer übrig haben, denen es an richtiger Einsicht und an Erkenntniß des wahren Standes der Dinge offenbar weit weniger fehlt, als es ihnen überhaupt an sittlichem Ernst und an wahrer Weisheit gebricht. Denn daß ohne Vernunft und ohne Gerechtigkeit wahre Größe und preiswürdige Fürstentugend nicht bestehen könne, und „réussir à tout prix" für gewissenhafte Männer nicht der rechte Maßstab in Würdigung irdischer Gewalten sei, ist ein Satz, den wohl viel-

leicht der „vollendete Welt- und Lebemann“, nicht aber der Leipziger Student und fromme Bibelkritikus beſtreiten darf. Und wenn Tiſchendorf dennoch lobt, was Philoſophie und geſunder Verſtand verdammen muß, ſo erkennt man in dieſem Urtheil nur die Wirkung jener geckenhaften Eitelkeit, die uns Flitterſtand, äußere Vorzüge und ſchnelles Emporkommen höher zu achten verleitet als kernhaftes Wiſſen, innere Heiterkeit und mannhaft feſten Sinn.

Mehemed Ali's Verdienſte für Handhabung ägyptiſcher Polizei und Fremdenſicherheit hat man ja oft genug anerkannt. Auch das angeborne Herrſchertalent und die geniale Vorurtheilsloſigkeit des Satrapen hat Niemand abgeleugnet, und zur Noth würde man ſogar auf das Recht verzichten, dieſem alten Türken in ſeiner Mißwirthſchaft tadelnd einzureden. Denn ſind die Aegyptier wirklich von Gott beſtimmt als Beiſpiel zu dienen, wie viel maßloſe Selbſtſucht und Tyrannenlaune eines Menſchen über ſeine Mitgeſchöpfe vermag, ſo könnte man nicht bloß den Knecht, man könnte ſogar den Meiſter loben, den einen wegen ſeiner Geduld, den andern wegen des erfindungsreichen Uebermuths. Aber wie, wenn Mehemed Ali über die Sprüche ſeiner chriſtlichen Lobredner ſelber lacht und ſpöttiſch zuſammenrechnet, was ihm ſein Credit in Europa gekoſtet hat? Statt zu declamiren und mit ſchwerem Ingrimm die beleidigte Moral zu rächen, wie es wiederholt geſchieht, iſt es beſſer, wir lachen ebenfalls, weniger über Irrthum und verkehrten Sinn, als über Schwäche und Thorheit unſerer Mitgenoſſen, die, ſobald es einem Gewaltigen gilt, ſelbſt bei beſſerem Wiſſen nicht mehr den Muth beſitzen, das Gute gut und das Schlechte ſchlecht zu nennen.

Haben nicht erſt neulich deutſche Literaten unſere Bewunderung: daß in Folge von Mehemed Ali's Regentenweisheit und

Verwaltungsmilde Aegypten in einem auffallenden Grade entvölkert sei und große Strecken des fruchtbarsten Ackerlandes öde liegen, mit der Bemerkung beseitiget, „der zahlreiche Casernenstand deute unfehlbar auf nachhaltigen Bevölkerungsstock, auf blühenden Ackerbau und öffentliche Wohlfahrt des Landes hin"?

Wie urtheilt nun in dieser Controverse der nüchterne, einsichtsvolle, unparteiische Robinson?

„Mehemed Ali", sagt er, „hat ein Heer und eine Flotte zusammengebracht, nicht durch Ersparnisse oder durch Vermehrung der Hülfsquellen Aegyptens, sondern indem er diese Hülfsquellen fast bis zu gänzlicher Erschöpfung benutzte" . . . „Aber das Land ist jetzt (1838) so sehr aller körperlich tüchtigen Leute beraubt, daß bei der Recrutirung auch die (freiwillig) Verstümmelten nicht mehr verschont werden" . . . „Es ist bekannt, daß die Aushebung für das Landheer und für die Flotte die Bevölkerung so vermindert und erschöpft haben, daß nicht einmal mehr Arbeiter übrig sind, um den Acker zu bestellen, so daß in Folge dessen große Landstriche von fruchtbaren Aeckern wüste liegen" (45 — 46).

Diese Stellen hat Hr. Tischendorf so gut gelesen wie wir selbst; nur gesehen, scheint es, hat er im Lande nichts. Zwischen dem ernsten Glaubensprediger Robinson und dem eleganten Weltmann Semilasso aber ist dem decorirten Tischendorf die Wahl nicht lange zweifelhaft.

Eine gleich unselbständige und suffisant-vornehme Oberflächlichkeit, mit etwas obligater Candidatenfrömmelei gemischt, tritt auch in der Controverse am rothen Meer und in der heiligen Stadt hervor. Wir lassen aber diese benannten Puncte für jetzt noch außer Spiel, oder legen sie vielmehr als Uebergang zu weiterer Besprechung vor der Hand zurück, bis der zweite Theil des Reisewerks erschienen ist. Wir wollen Hrn. Tischendorf

nicht gleich beim erſten literariſchen Verſuch in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten. Wir gönnen Zeit zur Buße, und was wir jetzt geſchrieben, ſoll nur hypothetiſch ſein, ſoll erſt dann ſeine volle Geltung haben, wenn man guten Rath verſchmäht und, nachbarlicher Mahnung zum Trotz, wie die „Reiſendinn“ in alten Sünden verharren will. Noch iſt nichts verloren, noch iſt Hr. Tiſchendorf Gebieter ſeines Schickſals und ſeiner Reputation. Ging es dem „Childe Harold“ etwa beſſer? Wie hat aber der ſeine Kritiker beſchämt und bekehrt! Frühes und unverdientes Lob hätten Tiſchendorfs Verderben unvermeidlich gemacht. Nur unter Thränen, Noth und Plage wird von den Göttern das Glück beſcheert. Woran unſerem Wanderhelden am meiſten liegt, das iſt ihm bereits gelungen, wir wiſſen jetzt alle, daß auch er in der Levante war und nebenher noch allerlei Schnickſchnack als Lohn für ſeine Thaten an die linke Bruſt geheftet hat. Nun möchten wir auch den Mann von Geiſt, von Ernſt, von Wiſſenſchaft, von Charakter und elegantem Styl erkennen, von dem bis jetzt nur geringe Spuren zu entdecken ſind. Wer immer den erſten Band dieſer Reiſe lieſt, kann und darf den geehrten Verfaſſer bis auf beſſere Proben unmöglich unter die erſten und vorzüglichſten Proſaſchreiber Deutſchlands zählen. Wir vermeſſen uns mit ſolchen Reden etwa keiner tyranniſchen Obermacht im Reiche der Kritik und Gelehrſamkeit, noch lauern wir wie eine wegelagernde Sphinx mit rückiſchem Sinn, bis irgend ein armer Levantewanderer vorübergeht. Zu einer ſo gefährlichen und verhaßten Rolle fehlt uns nicht bloß der Wille, es fehlt uns auch das Anſehen, die Kraft und die Wiſſenſchaft. Hier iſt guter ehrlicher Krieg und die Rede eines Mannes, dem magiſterhaftes Vornehmthun und leeres Wortgeklingel von Natur zuwider ſind, und der ſich ruhig aber hartnäckig widerſetzt, ſo oft in ſeiner Sphäre geſpreizte

Mittelmäßigkeit nach der ersten Rolle haschen und besserem Bemühen den Preis entziehen will. Freunde macht man sich durch solches Vorhaben freilich selten, und der „Böttticher aus Theben", der Alles gelten ließ und Alles pries, ist ein weit klügerer Mann gewesen als der Fragmentist, der sich mit aller Welt in Fehde setzt, und durch sein Dazwischenreden die Leute in Deutschland hindern will, ohne Mühe berühmt und ohne wahres Verdienst geehrt zu sein. Oft bejammern wir selbst das von Gott auferlegte Geschick, hie und da den Frieden zu stören und gelehrten Leuten zuweilen verdrießliche Augenblicke zu bereiten.

„Doch tröstet mich dieß, daß ich selber mich nicht und sogar nicht die Freunde verschonet,
Die die liebsten mir sind und mit denen ich gerne will theilen so Gutes wie Böses."

Freilich wird in Europa, wir gestehen es willig ein, das Leben unter solchen Umständen mit jedem Jahre unerträglicher! Nicht bloß in Finanz und Regiment wird rastlos und überall gemäkelt, gehetzt und nachgespürt; es wird jetzt sogar in der Bücherwelt das wohlerworbene Recht nachlässig, gedankenleer und trivial zu sein, nicht länger respectirt. Und weil es in Deutschland nun einmal Leute gibt, die weder sich noch Andern Ruhe gönnen, so muß auch Tischendorf sein Antheil an den Uebeln des Tages mit Geduld ertragen, und statt zu zürnen sich lieber als verständiger Mann das Gesagte zu Nutzen machen, damit wir seine Vorzüge und seinen Ruhm ein andermal mit derselben Freimüthigkeit und mit derselben Wahrheitsliebe preisen mögen, mit der wir diesesmal seine Mängel nachgewiesen und besprochen haben. Komme uns aber Hr. Tischendorf nicht mehr mit seinem uncorrecten und stümperhaften „Waue deib", mit seinem „Backschisch", seinem „Scheik" und seinem „Salamalek"! Auch von seiner „Kamelmaulconstitution", von seinem mähne- und

ſchweifloſen „Türkenſchimmel“, von ſeinem „meckernden Ziegendiscant“ und von ſeinen „iſolirt durch die weißleinwandene Geſichtsmaske durchblitzenden, ſchelmiſch genug ſich ausnehmenden dunkeln Augen der ägyptiſchen Weiber“ (36) wollen wir nichts mehr hören.

So lange aber Hr. Tiſchendorf nicht ſelber merkt, daß man, ohne ſich die Schuld des falſchen Enthuſiasmus aufzuladen, den Bericht über einen Beſuch beim Paſcha Ibrahim nicht mit dem Satze beginnen darf: „Bei Ibrahim Paſcha war ich“ (72). ſo lange iſt es überhaupt nicht räthlich, den zweiten Band der Reiſe ins Publicum zu bringen.

Constantin Tischendorf: Reise in den Orient.

Zweiter Band.

(1847.)

Wie fleißig und gewissenhaft die vorausgehende Anzeige über den ersten Band des Tischendorf'schen Reisewerkes einerseits das Lobenswerthe anerkannt und herausgestellt, andererseits aber das Mangelhafte an der Arbeit nicht verschwiegen, Sündiges leise getadelt und Irriges an einigen Stellen nach bestem Vermögen ausgebessert habe, wie es in freundlicher, parteiloser und ehrlicher Kritik allezeit üblich ist und allenthalben geschehen soll, wird der billige Leser nicht übersehen haben. Leugnen kann man indessen nicht, Inhalt sowohl als Form des Tischendorf'schen Buches ward stellenweise etwas leicht, flach und leer befunden; auch den Geschmack des Erzählers hat man nicht allezeit übermäßig angepriesen, und was Zierlichkeit der Rede und mannhafte Bewältigung des Stoffes überhaupt betrifft, sogar bescheidene Zweifel kund gethan. Niemand kann und wird den Tadel lieben und käme er auch noch so freundlich angezogen; billige Gemüther aber nehmen die Mahnung mit Ruhe hin, sobald diese Mahnung nur wahrhaft, gründlich und gemessen ist. Selbst der bloß Kluge unterdrückt in solchen Fällen eitle Empfindlichkeit, prüft, erkennt, sieht sich näher um und schweigt, bis er besser gerüstet ist und dem Aristarch statt leerer Worte und ungegohrener Redensarten die kräftige That entgegenstellen kann.

Hr. Tiſchendorf ſcheint es in dieſem Puncte anders zu halten und ſandte gleich in der Beilage zur Allgem. Zeitung (25. März 1846) ab irato ſeinen Gruß, für den ſich der Fragmentiſt durch eine kurze Hindeutung auf den gleichzeitig ausgegebenen Schluß-Band der „Reiſe in den Orient“ ſchon nach den Geſetzen der Höflichkeit bedanken müßte, wenn er auch einen zweiten Artikel nicht vorher ſchon verſprochen hätte. — Nun iſt der Krieg zwiſchen dem geehrten Verfaſſer und ſeinem Kritikus erklärt, und obgleich letzterm Streit und Unfriede das peinlichſte aller Gefühle ſind, bleibt ihm jetzt doch nichts mehr übrig, als die Feindſchaft des gelehrten Herrn ſtandhaft zu ertragen, das einmal geſprochene Wort als ein wohlüberdachtes gewiſſenhaft und redlich zu vertheidigen und noch einmal den Beweis zu liefern, daß die Gelehrten alles ertragen können, nur die Wahrheit nicht.

Unter den vielerlei Ausſtellungen in der frühern Anzeige hat der Vorwurf: noch nicht der erſte Proſaiſt Deutſchlands zu ſein, Hrn. Tiſchendorf am meiſten wehe gethan. Und offenbar ſollte das Ungerechte, das „Hämiſche“ dieſes Urtels durch benannten Zeitungsgruß raſch, glänzend, unwiderleglich vor aller Welt zu Tage kommen. Ob nun der Verfaſſer in ſeinem Argument glücklich war und ſich auf dieſe ſonderbare Styliſtik hin zum Rang eines geſchmackvollen Proſaſchreibers erſchwungen habe, hat das leſende Publicum ſchon längſt entſchieden. Uns ſcheint die Sache jetzo noch eher etwas zweifelhafter, als zuvor. Auch die Vorausſetzung, Hr. Tiſchendorf werde größerer Sorgfalt wegen mit der Ausgabe des zweiten Bandes zögern und die Einwendungen der Kritik, wenn auch nicht weislich benützen, ſo doch wenigſtens ihre Wirkung auf die Leſewelt durch irgend ein pikantes Wort zu lähmen ſuchen, hat ſich nicht bewährt. Bevor noch Herr Tiſchendorf zur Beſinnung kam und vom Rauſche ausgenüchtert war, den ihm Preis und Ueberſchwenglichkeit ſeines Wiener

Panegyricus angetrunken hatte, lagen beide Bände in rascher Folge vor dem Publicum. Und was man Gutes oder Schlimmes von dem einen sagte, galt folglich vom andern ebenfalls und beinahe im gleichen Maße.

Nicht bloß für Wissen und Können der Verfasser sind Bücher das richtige Maß; meistens verrathen sie auch Charakter und Lebensansicht desjenigen, der sie geschrieben hat; ja die ganze Art zu sein, zu handeln und sich in der Welt darzustellen, ob einer schalkhaft oder feierlich ernst, dünkelhaft oder gemäßigt, ob er aufgeblasen und leer oder tüchtig und verständig sei, lesen wir mit sicherm Zug in seinem Buch. Man will hier nicht voraus behaupten, Hr. Tischendorf sei leer, dünkelhaft und aufgeblasen und habe eine überspannte Vorstellung von seiner wissenschaftlichen Kraft und gelehrten Tüchtigkeit. Hr. Tischendorf glaubt höchstens, er könne wie der Mann der Apokalypse von sich selber sagen: Ecce venio et nova facio omnia.

Im Allgemeinen ist es unter den Lesern, die sich noch um religiöse Dinge kümmern, keinem unbekannt, wie unsicher, wie schwankend und ängstlich sich im theologischen Deutschland die Gemüther über Lage und Aechtheit des heiligen Grabes und der vermeintlichen Schädelstätte, so wie über die Richtung der alten Stadtmauern von Jerusalem hin- und herbewegen. Wo soll man anbeten? wo sich demüthigen? wo sich Muth und Kraft sammeln, um das Gefühl des eigenen Nichts zu ertragen und den leeren Glanz der Gegenwart gründlich zu verachten? Ist es außerhalb der Ringmauer auf der Landstraße nach Jafa oder nach Damaskus, wie Smith und Robinson besagen, oder ist es mitten in der Stadt, wie Schultz und Williams beweisen, andere aber forschungsscheu und in bequemer Andacht ohne Argumente glauben?

Dieser Unsicherheit über die heiligen Stätten ein Ende zu

machen und zur endlichen Beruhigung der europäiſchen Chriſtenheit die wahre Geſtalt des Meſſianiſchen Jeruſalem herauszufinden, glaubt Hr. Tiſchendorf, ſei vor allen Abendländern er berufen. Hr. Tiſchendorf findet alles leicht, ſieht nirgend Bedenklichkeiten und begreift gar nicht, wie es in dieſer Sache überhaupt noch Controverſien geben könne. Ein Tiſchendorfiſcher Blick von der Zionshöhe über die Mauerzinnen in die ſchweigſamen Thalriſſe Ben-Hinnom und Joſaphat, meint er, genüge, um in Europa den Frieden herzuſtellen. Im Gefühle unbeſtrittener Ueberlegenheit zog Hr. Tiſchendorf, Nil und Pyramiden verlaſſend, eiligen Rittes über den Iſthmus und — wie man aus dem frühern Artikel weiß — am „ſterbenden Türkenſchimmel“ vorüber in die heilige Stadt hinauf. Denn wie der weiſe Ritter von la Mancha meinte auch Hr. Tiſchendorf, alle Noth, die aus ſeiner längern Zögerung, die hieroſolymitaniſchen Zweifel zu löſen, für die chriſtliche Welt erwachſe, falle ihm zur Laſt. Bedenken gegen die Aechtheit der ſeit Konſtantins Zeiten gläubig verehrten und prachtvoll ausgeſchmückten Sterbe- und Begräbnißſtätte des Propheten von Nazaret ſind in den Herzen europäiſcher Pilger ſchon vor länger als tauſend Jahren aufgetaucht. Außerhalb, doch nahe bei der Stadt, ſchreibt der Evangeliſt, ſeien dieſe Scenen vorgefallen. Für einen morgenländiſchen Chriſten genügt dieſe Nachricht, er glaubt ruhig was man ſagt und forſcht nicht weiter. Das Denken iſt ihm eine Laſt.

Die Kritik, der Zweifel, der alles zerſetzende, prüfende und läuternde Gedanke, die geiſtige Unzufriedenheit mit dem Gegebenen, die unerſättliche Wiſſensqual haben ihre Heimat im Occident. Die Oertlichkeit, wo heute die Heilig-Grabkirche ſteht, iſt jetzt und war noch mehr zu Chriſti Zeiten innerhalb, ja beinahe mitten in der Stadt. Wie könnte ſie alſo die wahre Stelle der Kataſtrophe ſein? Nichts iſt aber für die Menſchen demüthigender und empfindlicher, als wenn ſie entweder ſelbſt entdecken

oder durch fremde Mahnung zur Einsicht kommen, daß sie sich in den wärmsten Herzensangelegenheiten getäuscht, — daß sie ihre heißeste Andacht und Zärtlichkeit am unrechten Ort und an den falschen Gegenstand verschwendet haben. Dieses bittere Gefühl war die erste Frucht der berühmten Palästina-Studien der beiden vorgenannten Amerikaner Smith und Robinson.

Der Angelpunct des ganzen Argumentes und der einzige Weg zum richtigen Verständniß der Ueberlieferung zu kommen, liegt im Wort πόλις (die Stadt) und in der dreifachen Festungsmauer auf der Nordseite von Jerusalem, deren Richtung, Ausgang und Ende Flavius Josephus beschrieben hat. Durch die Legionen des Titus wurden sie zwar alle drei zerstört und die Stadt selbst dem Boden gleich gemacht. Die gegen sechzig Jahre später durch Hadrian auf den Ruinen neu erbaute Aelia Capitolina hat selbst das Bild der alten Stadt verwischt. Durch Scharfsinn, Conjectur und örtliche Untersuchungen hielten sich die beiden amerikanischen Theologen für berechtigt, die noch unklaren Zweifel ihrer Vorgänger zu bestätigen und auf wissenschaftlichem Wege die Thesis aufzustellen: „der Platz der heutigen Grabkirche falle wirklich nicht bloß in den zu Christi Zeit bewohnten Theil der Stadt, sondern liege sogar noch innerhalb der zweiten Ringmauer von Jerusalem und könne (nach der irrigen Vorstellung des Abendlandes) unmöglich die Richtstätte für Verbrecher gewesen sein."

Dieses peinliche und dem kirchlichen Conservatismus so gefährliche Argument der beiden Amerikaner bekämpften der preußische Consul Dr. Schultz und der englische Geistliche Williams zu gleicher Zeit und mit denselben Waffen, deren sich vor ihnen Smith und Robinson bedienten. Sie lasen ebenfalls den Josephus, untersuchten wie jene das „Terrain", entdeckten Grundspuren alter Thore und Mauerwälle und wiesen ihren sonst

trefflichen Gegnern gründlich nach, daß ſie die Angabe bei Joſephus über die zweite Feſtungsmauer irrig ausgelegt und falſch verſtanden haben. In das Nähere der Beweisführung einzugehen, iſt hier nicht der Ort und dem Leſer genüge es vor der Hand zu wiſſen, daß nach dem Stande der neueſten Forſchung das jetzt geglaubte Golgatha zu Chriſti Zeiten zwar wirklich außer der erſten, urſprünglichen, alten Zionsmauer gelegen und auch die zweite Ringmauer es nicht umſchloſſen habe. Daß aber der Hinrichtungsplatz auf die mit regelmäßigen Straßen durchſchnittene, mit Wohnhäuſern, Baſaren, Paläſten, Luſtgärten und Erholungsbauten vornehmer Leute gezierte und wenige Jahre nach Chriſti Tod mit dem dritten, die frühern beide an Ausdehnung, Pracht und Feſtigkeit noch übertreffenden Ringwall umſchloſſene „Neuſtadt" falle, müſſen auch Schultz und Williams eingeſtehen. Das letzte Wort, das alle verſtehen und das jegliche Unruhe wie durch Zauberſchlag aus dem chriſtlichen Herzen treibt, haben auch Schultz und Williams nicht geſagt. Der Gedanke, die vornehmen und reichen Männer von Jeruſalem haben ihre Gartenpaläſte und Luſthäuſer dicht am Platze angelegt, wo man politiſche Verbrecher und Straßenräuber kreuzigte, hat für Europäer, wenn ſie die Sitten des Orients und ſeine Criminaljuſtiz nicht kennen, etwas ſo Widerliches und Zurückſtoßendes, daß man die Scene aller Schultziſchen Argumente ungeachtet mit dem irrenden Robinſon gerne über die alte Ringmauer hinaus auf die Straße nach Jafa verlegen möchte. Und doch hätte man Unrecht auf dieſem Wege Sättigung zu ſuchen, die nur durch das noch nicht geſagte „letzte Wort" zu erlangen iſt. Wie dieſes letzte Wort laute, ſoll der Leſer ſpäter erfahren. Hier handelt es ſich nur um die Frage, ob Hr. Tiſchendorf in ſeinem zweiten Bande das richtige Verſtändniß bringt, ob er das noch fehlende letzte Wort wirklich ſagt und die Sache zu Ende bringt, wie er

es selber zu glauben scheint. Wollte aber Hr. Tischendorf, wie es ihm manchmal begegnet, in der Sache nur wiederholen, was andere vor ihm selbständig ausgedacht und mit Nerv und Eleganz zu Papier gebracht, so wäre seine Arbeit nutzlos, unzeitig, ja eine Last für das Publicum, dem das endlose Einerlei, der leere Quark der Palästinafahrer doch endlich zum Ekel werden soll. Diese Nothwendigkeit einen Schritt weiter zu kommen als die Vorgänger und dem erworbenen Capital wenigstens einen neuen Gedanken beizufügen, hat Hr. Tischendorf selbst gefühlt, und er vertröstet seine Leser im Vorworte (6) mit Hinweisung auf „das Besondere seiner Wanderungen und Ansichten über Jerusalem." Natürlich ist es nur dieses „Besondere" der Tischendorf'schen Pilgerfahrt, das wir in Kritik und Urtheil nehmen.

Landessprache in Palästina ist bekanntlich das Arabische. Um nun dem Leser zu beweisen, er sei der Mann, der uns über Palästina und über Jerusalem etwas Eigenthümliches, etwas ihm allein Angehöriges und von Früheren noch nicht Gesagtes oder Gedachtes, mit einem Worte — etwas lebendig Erfahrenes zu erzählen wisse, gibt Hr. Tischendorf wiederholt zu verstehen, daß er auch Arabisch wisse, daß er declíniren, Vocale setzen und sogar in der Umgangssprache vernehmlich reden könne. Daß es mit dem Arabischsprechen bei Hrn. Tischendorf mehr als verdächtig bestellt sei, hat man bereits im ersten Artikel dargethan. Im zweiten Bande (S. 222) lehrt Hr. Tischendorf, daß die Christen bei den israelitischen Arabern noch heute „Nusara (Singular: Nusrany)", die Nazaräer heißen, und thut als hätte er diese Notiz im Lande selbst aus der Umgangssprache aufgefaßt. Hr. Tischendorf hat aber diese Phrase sowie sie ist aus Robinson herausgeschrieben, wo man sie Bd. III. S. 433, Note 3 der deutschen Ausgabe lesen kann *).

*) Vgl. Original-Ausgabe, Bd. III. S. 195. Note 2.

Nicht das Ausſchreiben einer Phraſe an und für ſich tadeln wir, man weiß ja wie wir es alle machen. Warum citirt Hr. Tiſchendorf ſeine Quelle nicht? Hr. Tiſchendorf will uns täuſchen und glauben machen, er wiſſe Dinge, die er offenbar nicht gelernt hat. Chriſt heißt auf arabiſch nicht „Nusrany“, ſondern Naßräni, und der Plural des beſagten Nennwortes lautet „Naßära“, nicht Nuſara, wie Hr. Tiſchendorf mit engliſcher Orthographie im Deutſchen nacherzählt. Scheut ſich Hr. Tiſchendorf nicht vor den berühmten Leipziger Orientaliſten, die er durch falſchen Schein weniger leicht bethören wird als das ungelehrte Publicum?

Hoffentlich ſühnt Hr. Tiſchendorf dieſe kleine Windbeutelei durch das „Beſondere“ und Tüchtige ſeiner Terrainſtudien in Jeruſalem! Zuerſt hatte Hr. Tiſchendorf den Robinſon geleſen und — wie er ſelbſt geſteht — durch die Triftigkeit und Energie der Beweisführung überwältigt, mit dieſem berühmten Yankee-Theologen die Hinrichtungsſcene außerhalb der Stadt auf die Landſtraße nach Jafa oder Damaskus verlegt. Dieſe aus Smith und Robinſon entlehnte Anſicht war ſo feſt, ſo blind und fanatiſch eingedrungen, daß ſich Hr. Tiſchendorf nach ſeinem Geſtändniß ſogar durch Localanſicht und „Terrainſtudien“ in Jeruſalem ſelbſt ihrer nicht mehr erwehren konnte. Vergeſſe es der Leſer ja nicht! Hr. Tiſchendorf verließ die heilige Stadt als ſtrenger Discipel Robinſons und kam nach Sachſenland zurück, innig überführt, daß die Chriſtenheit in ihrer Heiliggrabandacht ſeit 1500 Jahren im Irrthum iſt. Schon im Begriff ſeinen Reiſebericht in dieſem Sinne abzufaſſen, verfiel Hr. Tiſchendorf noch rechtzeitig auf die beiden neuen und vortrefflichen Abhandlungen des preußiſchen Conſuls Dr. Schultz und des engliſchen Caplans Williams, die als vieljährige Bewohner und eifrige Durchforſcher der heiligen Stadt, Robinſons Beweisgründe in einem weſentlichen Puncte des Irrthums überführen und für die Aecht-

heit des heute verehrten Grabes kämpfen. Auf diese Lesung hin gab Hr. Tischendorf in Leipzig seine Robinson'sche Ueberzeugung plötzlich wieder auf und glaubt nun ebenfalls mit Wärme und Innigkeit an die Aechtheit des gegenwärtigen heiligen Grabes — und zwar ganz aus denselben Gründen, die bei Dr. Schultz und bei Caplan Williams zu lesen sind. Als fromm und conservativ ist Hr. Tischendorf, wie jener Herzog im siebenjährigen Krieg, allzeit der Meinung desjenigen, der zuletzt geredet hat. Dies wäre nun das „Besondere" in Tischendorfs Wanderungen und Ansichten über Jerusalem. Vom eigenen Capital hat Hr. Tischendorf weder ein einziges Wort noch einen einzigen Gedanken zur neuen Theorie hinzugefügt.

Wir selbst sind zwar ebenfalls auf den Trümmern Sions herumgewandelt und haben tief unten im schweigsam öden Gethsemani sitzend, trüben Sinnes auf den Mauerwall Jerusalems hinaufgeblickt, wie er hoch oben „todt und stumm" an der Tempelfläche vorüberzeugt. Hier wollen wir uns aber nur mit Hrn. Tischendorf beschäftigen und halten das eigene Votum absichtlich zurück, weil der Gedanke, ein anderes „Fragment" über Palästina, über das Nilland und über Damaskus aus dem Tagebuch zu ziehen, noch nicht aufgegeben ist.

Ist auch Hrn. Tischendorfs zweiter Band in der Hauptfrage völlig nutzlos und unbedeutend, so kann er vielleicht in Nebendingen empfehlenswürdig und anzurühmen sein. Palästina und Jerusalem sind ein so fruchtbares und reiches Thema, daß der Wanderer auch bei mäßigem Talent aller vorangegangenen Diatriben ungeachtet fromme deutsche Seelen zu erquicken Mittel genug besitzt. Hat Hr. Tischendorf in kleinen Dingen Tact und kluge Wahl, mag ihm bei der Mehrzahl der Leser das Spiel vielleicht noch gewonnen sein. Nicht gelehrt sein verzeiht man gern. Selbst mit der Wahrheit nimmt man es in Deutschland

auch nicht überall ganz genau, wenn einer nur witzig, fließend-fein und rede-elegant fremde Sitten malt. Fehlt aber einem Buche auch dieſer Schmuck und geſellt ſich zum Mangel eigener Wiſſenſchaft auch noch das Leere, das Geſchmackloſe, das Unverſtändige als weſentliches Element hinzu, dann ſteht die Sache ſelbſt vor dem billigſten Richter ſchlimm. Wir ſind nicht ſo „herbe", Hrn. Tiſchendorf auch dieſen letzten Ausweg abzuſchneiden und ſeine Wandermuſe auch aus dieſer letzten Schanze herauszuſchlagen. Dafür ſetzen wir einige Tiſchendorf'ſche Reiſebemerkungen als Muſter her, damit ſich der Leſer eine Meinung ſelber gründen kann.

Jeruſalem, ſagt Hr. Tiſchendorf, ſei kein Terrain für Gutſchmecker und das Kochöl der Stadt Davids gehöre nicht zur beſten Art. — Der Oelberg insbeſondere konnte des Eindruckes auf den frommen Sachſenpilger nicht verfehlen. Auf der griechiſchen Kloſterterraſſe ſtehend ſchaute Hr. Tiſchendorf auf den ausgedorrten Oelberg *hinüber*, die Oelbäume aber, ſagt Hr. Tiſchendorf, ſchauten *herüber* und dabei dachte Hr. Tiſchendorf: „wie iſt er ſo jung geblieben, und doch ſind verheerende Jahrtauſende über ihn gewandelt." Später ging Hr. Tiſchendorf auf die Spitze des beſagten Berges ſelbſt hinauf und ließ ſich die Himmelfahrtskapelle öffnen, „brachte aber nichts als eine Störung ſeiner Andacht heraus." Dieſes Unglück begegnete Hrn. Tiſchendorf öfter. Zuerſt ſtörten ſeine Andacht die Wüſtenmönche in Aegypten; dann ſtörte ſie „Vieles" im Tempel zu Jeruſalem, und endlich ging ſie auf dem Oelberg ſelbſt zu Grunde.

Vorzüglich erhebend ſind die Betrachtungen unſeres Pilgers bei der ſogenannten Via dolorosa, auf der man frommer aber unſicherer Tradition zufolge den Heiland zum Kreuzestode führte: „freilich", ſagt Hr. Tiſchendorf, „würde gewiß im Irrthum ſein, wer der Tradition um ihrer ſchwachen Seiten willen ein völliges

Schwachheits- oder Armuthszeugniß ausstellen wollte. Es sei nirgends rathsam das Kind mit dem Bade auszuschütten." Ist das nicht fein und erhebend dargestellt? — Aber auch an Abenteuern und Gefahren sollte es auf der Tischendorf'schen Wanderfahrt nicht gebrechen. Auf eine besonders harte Probe ward der Muth unseres Helden in der Nähe von Bethlehem gestellt: „ein alter Schakal nebst drei Jungen lief auf der Höhe dicht bei unserem Wege vorüber. Auch Beduinen begegneten uns. Doch hatten wir außer unseren bedenklichen Mienen keine Behelligung davon."

Mit diesen ungemein anziehenden Bemerkungen über Jerusalem und seine Umgebung glaubte Hr. Tischendorf seine Aufgabe: uns über Wesen und Bedeutung des Orients im Allgemeinen, sowie über Golgatha und die drei Festungsmauern insbesondere zu belehren, sei vollständig gelöst und er dürfe nun ohne wesentlichen Nachtheil für den gelehrten Occident die heilige Stadt verlassen und wieder zurück nach Europa gehen.

Der Weg zur Hafenstadt Beirut ging über Samaria und Nazareth, wobei natürlich links und rechts Ausflüge nach den Bergen Tabor und Carmel, nach Akke und Tiberias mit mancherlei Notizen nicht fehlen durften. Das Allgemeine jedoch über diesen letzten Theil der Wanderung lassen wir unberührt; man kann es ja im Robinson nachlesen, aus dem es Hr. Tischendorf größtentheils wörtlich herausgeschrieben hat. Nur das „Besondere" und gleichsam Tischendorfisch-Geistreiche der Wanderskizze sei hier wieder kurz berührt. Zuerst wird die Begleitung auf der Nazarethaner Reise als neu und unterhaltend angepriesen: „Unsere Caravane," sagt Hr. Tischendorf, „bestand aus vier Pferden, drei Maulthieren und einem Esel." Hr. Tischendorf ist hinlänglich boshaft und verräth, in welcher Umgebung ihm am wohlsten ist und er sich am besten unterhält!

Hr. Tischendorf hatte irgendwo gelesen, daß im Gehölz des

Tabor-Kegels Eber hauſen. Dieſe Thiere traf er indeſſen nicht: „dafür umrauſchte ihn eine dichte Schaar Sperlinge, die ganz denſelben Muſiktext zu haben ſchienen wie die Leipziger Sperlinge.“ Haben im erſten Bande Tiſchendorfs die Kamele Baß gebrüllt und die hüpfenden Ziegen Diskant geſungen, ſo treiben muſicierende Tabor-Sperlinge im zweiten Band ihr Spiel. Viehmuſik mit Andacht tritt bei Hrn. Tiſchendorf überall als Lieblingsneigung in den Vordergrund. Außer dem Muſiktext entdeckte Hr. Tiſchendorf zwiſchen den Tabor-Sperlingen und ihren Standesgenoſſen in Leipzig noch einen Berührungspunct. Hr. Tiſchendorf hatte ſich auf dieſem ſchönen Kegelberge, wie billig, einen Lorbeerſtrauß als Symbol ſeines Ruhmes gepflückt. „Aber dieſe Sperlinge, die bis zum Gipfel des Berges flogen, verdarben ihm die Gedanken vom Lorbeer.“ „Die Welt“, bemerkt Hr. Tiſchendorf mit Feinheit und Malice, „die Welt bleibt ſich überall gleich; die vom Tabor picken an den Lorbeer ſo gut wie die Leipziger Sperlinge.“ „Uebrigens gehöre einem Jeden ſein Recht und ſein Ruhm. Auf ſeinen Reiſen in Europa, Afrika und Aſien hab' er ſich von einer populären Seite des Kosmopolitismus überzeugt: der Sperling gehöre ſicher zu den Kosmopoliten.“ Hr. Tiſchendorf kam auch in das Heimatsdorf der Maria Magdalena und ſchlief auf dem platten Dache eines Bauernhofes. Wie das Dörflein ſo ſtill und beſcheiden im Mondſcheine dalag, ſah es ihm Hr. Tiſchendorf nicht an, „daß einſt eine einzige ſeiner Töchter „ſieben Teufel“ hatte haben können; aber recht ſchön dachte ſich's dabei der lieblichen und frommen Magdalena“, fügt leicht anſpielend Hr. Tiſchendorf hinzu. Nicht weit von dieſem galiläiſchen Dorfe mit den „ſieben Teufeln“ bemerkte Hr. Tiſchendorf, daß orientaliſche Apathie die todte Natur ſelbſt zur ſeufzenden Creatur werden laſſe und daß Heuſchrecken über die Felder ziehen; „ſie umflatterten ihm ſelber mehrmals den Kopf, doch

ließen sie sich nicht leicht haschen," was natürlich seiner Wanderung durch Galiläa einen eigenthümlichen Charakter sächsisch-theologisch-biblisch-staatlich-frommer Färbung gab. — Mit diesen an sich höchst lehrreichen und auch in der Form anziehend gehaltenen Reisebemerkungen kam Hr. Tischendorf, nachdem er am Strande bei Akke noch eine riesige Meerschildkröte „mit scheinbar unbrauchbarer Schale" gesehen hatte, glücklich zur Hafenstadt Beirut, „wo der heilige Georg seinen Drachen erlegt haben soll." Die Ankunft eines deutschen Gelehrten von so bedeutendem Geist und Witz blieb auf der Syrischen Küste natürlich nicht unbemerkt. Empfang und Behandlung, scheint es, waren ganz nach Erwarten und Verdienst. Hr. Tischendorf gesteht ja selbst, „er habe des Lieben, Freundlichen und Schönen recht viel in Beirut genossen, als er am Abend des dritten August das österreichische Dampfschiff bestieg und gen Konstantinopel fuhr." Viel fehlte aber nicht und Hr. Tischendorf wäre noch länger geblieben, um uns noch mit „manchem Ausflug in Syrien und Kleinasien" heimzusuchen. Zum Glück oder Unglück der Leser hatte aber Hr. Tischendorf „die ganze Seele so voll von Weihnachtslichtern und Christbaumfrüchten, daß ihm die rechte Stunde der Heimfahrt schon längst tief im Innern geschlagen stand."

Eine Reise in den Orient zu machen, hält H. Tischendorf für ein großes Glück; eine Reise in den Orient zu schreiben, hält er für ein noch größeres. Was für ein Glück es aber sei, ein orientalisches Reisewerk wie das seinige zu lesen, hat uns Hr. Tischendorf nicht gesagt.

Aus Furcht, sein schweres Wissen möchte für uns andere zuweilen gar zu beschämend und drückend sein, versichert Hr. Tischendorf human und nachsichtsvoll den Leser: er habe in diesem Buche seine Gelehrsamkeit im Allgemeinen so viel als möglich verdeckt und zurückgehalten. In wichtigen Fragen aber, wo sich

ſeine wiſſenſchaftliche Ueberlegenheit nicht verbergen ließ und ihre Wucht gegen ſeinen Willen zum Durchbruch kam, habe er eine ſolche Haltung verſucht, die keinen Leſer beleidigen ſoll. Der geehrte Verfaſſer beunruhigt ſich ohne Noth: ſein Wiſſen hat für Niemand in Deutſchland etwas Drückendes und ſeine Haltung in der Hauptfrage über Jeruſalem hat ſogar etwas Erheiterndes, und ſcheint auch dieſer komiſchen Färbung wegen mit Recht von Dominica „Esto mihi", d. i. vom Faſching-Sonntag datirt zu ſein. Nur in einem Punct verdient Hr. Tiſchendorf alles Lob, er iſt gegen Niemand aggreſſiv, und das Gefühl unermeßlicher Ueberlegenheit flößt ihm Mitleid gegen uns Geringen ein, was gewiß ein ſchöner Zug im Charakter iſt, wenn man auch Hrn. Tiſchendorf den Grund ſeiner mitleidvollen Schonung nicht zugeſtehen kann.

Aus dem bisher Geſagten hat ſich der Leſer, wie wir meinen, ſein Urtheil über das Tiſchendorf'ſche Reiſewerk längſt zurechtgelegt. Ein mittelmäßiges, ja ein ſchwach athmendes Buch zu ſchreiben kann uns Niemand verwehren; dazu hat Hr. Tiſchendorf wie Jedermann das Recht. Nur ſollen die Anſprüche des Verfaſſers einer Schrift jedesmal im richtigen Verhältniß zu ihrem Inhalt und zu ihrer Form ſtehen. Daß aber Hr. Tiſchendorf ſchon auf dieſe Arbeit hin, wie er es ſelber meint, das Recht erworben habe, auf ſeine Standesgenoſſen mit Geringſchätzung herabzuſehen, ſich ſelbſt aber als Entdecker, als Eroberer und als letzte Inſtanz in der Kunſt des Bücherſchreibens hinzuſtellen, wird Niemand behaupten wollen. So tief iſt in Deutſchland die Kunſt zu ſchreiben noch nicht geſunken, und hochfliegende Prätenſionen bei ſchwacher Kraft und hohler Unterlage rufen noch überall den Widerſpruch hervor.

Heinrich Stieglitz: Iſtrien und Dalmatien, Briefe und Erinnerungen.

(1846.)

Gottlob daß wir nicht insgeſammt Diplomaten ſind, und es noch Leute gibt die ohne Rückhalt reden, auf Fragen Antwort geben und aus der Schule ſchwatzen dürfen ſo viel man will! So gut haben es in ihrem Geſchäft freilich weder Mylord Aberdeen noch Monſieur Guizot, noch der redegewandte Reichsrath *** in München, noch ſelbſt Hr. von Raumer aus Berlin, wenn er mit dem „greiſen Staatsmann" in der Rennweg-Villa eine Unterredung hält und ſeinen Bericht über das Zwiegeſpräch mit der ſpannungsreichen Phraſe „Hierauf ſagte der Fürſt" geheimnißvoll und plötzlich ſchließt. Welche Windungen! Welche Verſchwiegenheit und Vornehmthuerei!

Solcher Ausflüchte und ärmlicher Behelfe bedarf es in Kritik und Wiſſenſchaft zum Glück neugieriger Leſer keineswegs. Und wollten etwa Sie ſelber gern wiſſen, wie man in dieſer bewegten Zeit die Aufmerkſamkeit des deutſchen Publicums auf das beſcheidene, unſcheinbare und auch wenig beſprochene Buch des Hrn. Stieglitz über Iſtrien und Dalmatien lenken möge, ſo geſtehen wir offen, daß der geehrte Verfaſſer, wie es unter den Autoren üblich iſt, geradezu um dieſe Gefälligkeit gebeten hat. Nicht bloß ſeine „Briefe und Erinnerungen" über Iſtrien und Dalmatien hat er uns zu dieſem Behuf geſchickt; Hr. Stieglitz hat

seiner freundlichen Gabe auch ein prachtvoll gedrucktes Exemplar der von ihm selbst aus dem Italienischen übersetzten pädagogischen Abhandlung des früh verstorbenen Dr. Paris Zajotti sammt umständlicher Biographie des trefflichen Mannes beigefügt, natürlich in der Absicht, daß wir auch dieses zweite Werk deutschen Lesern durch ein paar freundliche Worte bestens anempfehlen, und sogar den Namen unterschreiben möchten. Die Mühe das alles nach Wunsch zu verrichten wäre freilich nicht unbedeutend, weil man Bücher doch wenigstens lesen soll, bevor man sie tadelt oder lobt. Es hat aber schon der „Weise von Fernen“ über die Kürze der Zeit und über die Länge der Bücher geklagt. Ueber Ungelesenes schneidend und häufig doch trefflich, allzeit aber geistreich zu verhandeln, wie der alte Schleser in Heidelberg, fehlt uns Geschick und Muth. Und nun vollends die verschämte Namensunterschrift! — Ganz versagen jedoch können und wollen wir Hrn. Stieglitz die Bitte nicht, weil er auf uns sein besonderes Vertrauen setzt, und nebenher auch erkennt, daß Gabe und Bereitwilligkeit anderer Leute Schriften in ein günstiges Licht zu stellen, und vielgeplagten Verfassern durch freundliche Analysen nützlich zu sein, nicht allen Kritikern des Tages in gleich vollem Maße verliehen ist. Die Hälfte etwa von dem was Hr. Stieglitz wünscht, soll bereitwillig und nach bestem Vermögen geleistet werden. Ob aber auch hier die Hälfte mehr als das Ganze sei, wie bei Hesiodus, wissen wir selber nicht. Die Wahl blieb auch nicht lange zweifelhaft. Zajotti überlassen wir den Pädagogen und begleiten Hrn. Stieglitz auf seiner Dalmatiner Küstenfahrt von Venedig nach Cattaro, weil wir ein auch nur halb so gut und so anziehend geschriebenes Reisewerk meistens unterhaltender finden, als eine noch so geistreich verfaßte Dissertation über die Frage, ob, wann und wie sich junge Leute auf das Feld schriftstellerischer Versuche wagen sollten.

Nur wenige Leser mögen sich noch der kleinen Anzeige erinnern, die wir über einen Besuch auf Montenegro zu Gunsten desselben Verfassers in die Allgemeine Zeitung (1842) geliefert haben. Dieser Vorgang nöthigt uns nun auch der Fahrt nach Istrien und Dalmatien nachdrucksamst ihr Recht anzuthun. Denn im Grunde ist es eine und dieselbe Tour. Nur fand es Hr. Stieglitz vortheilhafter, zuerst den Ausgangspunct seiner Wanderschaft ins Publicum zu bringen, den Eingang aber erst jetzt nachzusenden. Montenegro mit seiner verschwundenen Tannenwaldung und seiner wilden ungezügelten Freiheit — eines der Hauptquartiere moskowitischer Rührigkeit im Bereich des großen gräko-slavischen Chersonesos — erhebt sich ja unmittelbar hinter der lieblichen Bucht von Cattaro, und sollte europäischer Neugierde vermuthlich pikantere Bilder liefern, als der flüchtig-monotone Segelstrich längs der Küste von Illyricum.

Viel Geist braucht es gewiß und auch mehr als gewöhnlichen Schwung im Styl, um Triest, das Jedermann kennt, um das kleine und oft beschriebene Zara, um das trümmervolle Ragusa, das grüne Lentiscusgebüsch von Lussin-piccolo noch einmal auf die Bühne zu stellen. Lucian meint zwar, der Erfolg eines Buches hänge meistens vom Gewicht des Gegenstandes ab, den es behandelt. Im Allgemeinen mag der Spruch auch richtig sein; dem Satz jedoch „über gewisse Gegenden nichts mehr und über andere gar niemals etwas drucken zu lassen," muß man sich als einer höchst verderblichen und die Reiseliteratur willkürlich einengenden These im eigenen Interesse widersetzen. Offenbar ist auch Hr. Stieglitz dieser Ansicht und gab deswegen irgend einem vorwitzigen Frager „Wie man nach Istrien und Dalmatien gehen möge, wenn Griechenland und Rom im Wege liegen," als Mann von Geist und Fach eigentlich gar keine Antwort, beweist aber im Buche selbst durch Citate aus Jesaias, Ewald Kleist, Hera-

klit, Dante, Schiller, Uhland, Thales, Pindar und Lucan, daß ein Dichter, wenn er von Venedig gegen Montenegro segelt, noch immer einen Raum von 284 Blattseiten mit Gedanken in Prosa und Versen auszufüllen weiß, und zwar mit Gedanken, die nicht etwa nur vielerlei Wissen mit großer Beleſenheit verrathen, sondern nebenher auch Humor, naiven Sinn, heitern Scherz und weiche Empfindsamkeit in Anklang nehmen. Wie schwer es aber sei, in solchen Dingen überall das rechte Maß zu halten, ist freilich aller Welt bekannt. Billige Leſer des Werkes werden aber gern eingeſtehen, Hr. Stieglitz sei in Bildern und Redewendungen überhaupt, im Streben geistvoll und „pikant“ zu sein insbeſondere öfter glücklich, allzeit aber ein gutgelaunter, geſelliger, freundlich wohlwollender, mit Jedermann Frieden pflegender, redekluger, unverdroſſener Tourist, den vielerlei Bücherkram und Wissen nicht hindert, zu rechter Zeit und mit Anstand im Kreiſe freundlicher Genoſſen den süßen Rebensaft zu schlürfen, und der im Moment der Begeiſterung selbst auf Apollo's Leier seinen flüchtigen Accord hervorzulocken weiß.

Wenn man, wie Hr. Stieglitz, zehn Jahre in Venedig lebt und die Biographie dieſer streng patriotiſchen Republik (prima siamo Veneziani e poi Cristiani) gleichsam zur Lebensaufgabe wählt, so ist der Beſuch Dalmatiens ein Unternehmen, das sich von selbst verſteht, und dem sich Comte Daru's Nachfolger und Rivale nicht wohl entziehen darf. Die streitbare, leichtbewegliche und gerechte Behandlung mit Anhänglichkeit und Hingebung lohnende Slavenrace des beſagten Landes bildete ja durch Jahrhunderte den stärksten Nerv venetianiſcher Kriegsmacht zu Waſſer und zu Lande, wie sie auch inniger und wärmer als ihre Stammgenoſſen in anderen Gegenden dem neuen Gebieter verpfändet und ergeben sind.

In herkömmlicher, selbst von Victor Hugo nicht verſchmähter

Touriſtenart beginnt auch Hr. Stieglitz ſeine Reiſebemerkungen unmittelbar vor der Zimmerthür, und zeigt ſich nicht wenig überraſcht „daß außerhalb des Molo's von Venedig im Waſſer ſolche Gährung herrſchen könne, während innerhalb der Murazzi das Element in tiefſter Ruhe liege.“ Die Frage: „ob der große Weltfriede jemals eintreten werde,“ muß in dieſer Stimmung des Wanderhelden natürlich ſcheinen, wird aber in Hinblick auf den joniſchen Philoſophen Heraklit und auf Chriſti Spruch mit einem melancholiſchen „nimmermehr!“ beantwortet und entſchieden, was dem Leſer ebenfalls natürlich ſcheint. Dagegen wird die großartige Venezia zuerſt mit dem Tyrus des Jeſaias und nachher mit einer würdigen Matrone edelſter Form in immer altneuer Toilette verglichen; Trieſt aber, ihre Nebenbuhlerin, als zierlich geputztes, elegant friſirtes Mägdlein im Coſtüme der Zeit und als leibhaftige beauté du diable definirt. Hr. Stieglitz jedoch, als ſtrenger Moraliſt und ernſthafter Literat, läßt ſich durch das elegant friſirte *reiche* Trieſtiner Mägdlein keineswegs bethören und huldigt — weit entfernt von hungriger Gelehrten Art — unbedingt der *armen* Matrone im Wittwenſchleier, was ſeinem Charakter die größte Ehre macht. Dabei wird den reichen Trieſtiner „Matadoren“ ſcharf ins Gewiſſen geredet, Hr. Stieglitz ſelbſt aber durch ein Sturmgemälde im Kunſtverein „ſo ſehr in die Vorſtellung von Meer und Fluth und überſchwemmten Küſten hineindugirt,“ daß ihm Lipparini's „Martyrthum der heiligen Thereſe (ſoll heißen St. Urſula) und ihrer Mitjungfrauen wie ein Sclavenmarkt irgend einer Piratenküſte erſchien.

Von Trieſt ging es nach Iſola in Iſtrien hinüber, wo ſich Hr. Stieglitz „an der geſchäftigen Bewegung waſſerſchöpfender Dirnen ergötzte und ſich nachher den würzigen Wein des Oertchens gefallen ließ.“ Beim Anblick des Bergcaſtells und Staats-

gefängniſſes von Piſino wird ein Spruch aus der Braut von Meſſina: „Auf den Bergen iſt die Freiheit“, unter den Säulentrümmern Pola's aber Uhlands Lob der Griechenwelt citirt, und zugleich die herrliche Wirkung einer kräftigen Doſis Laurocerasus zum Troſt für Bedrängte aus eigener Erfahrung hülfreich eingeſtanden. Auf der Segelfahrt von Pola nach dem Inſelſtädtchen Luſſin-piccolo hatte Hr. Stieglitz große Noth, weil es mitten im Golf an Wind gebrach und die Gelegenheit des Dampfbootes verloren ging. Dagegen bot die üppige Kräuterwelt der Cherſo-Inſel, der immer grüne Lentiscusſtrauch, der Lorbeer, der Rosmarin, die Myrte, der wilde Spargel, die Feige, der Oelbaum, beſonders aber die Citronenlaube des Amphitruo für die Langeweile der windſtillen Quarnero-Bucht reichlichen Erſatz. Warum rühmt uns aber der empfindſame Touriſt den geräumigen, windgeſchirmten, romantiſch-ſchönen Hafen der Cherſo-Inſel mit keiner Sylbe? Wir ſelbſt denken noch in ſeligem Entzücken an die lieblich ſtille Bucht und an den Septembervollmondſchein, an die Felſen-Ueberhänge, an die Arbutus Andrachne des Strandes und an den wilden Rosmarin. Klagen über Ausrodung der alten Inſelwälder hat Hr. Stieglitz aus dem Munde der Eingebornen freilich auch gehört, geht aber nur flüchtig und ohne Nachhalt an dieſem reichen, durch Moreau de Jonès kraftvoll und umfaſſend behandelten Gedankenthema vorüber an die kleine Tagesmühe. Nicht bloß Cherſo war einſt waldbedeckt, auch die ganze liburniſche Inſelkette mit dem gegenüber liegenden jetzt ſo holzarmen Feſtlande trug noch im Mittelalter den grünen Blätterſchmuck. Welchen Wanderer hätten die kahlen, abgeſchälten, ausgeſterbenen Kalkgebirge vom Ponteba-Paß bis auf die Höhenzüge um Trieſt herab nicht melancholiſch angeſehen? Durch Hr. von Roſetti wird umſtändlich nachgewieſen, daß noch vor drei Jahrhunderten dichter Laubholzwald mit reichem Waſſer-

ſprudel ſelbſt dieſen heute ausgedorrten Höhenzügen Schatten und Labſal gab.

Vom ölreichen Cherſo ſchiffte Hr. Stieglitz auf das noch lieblichere Eiland Veglia hinüber und konnte der Verſuchung, auch das ſchön gebaute Fiume auf dem nahen Strande Croatiens zu ſehen, nicht widerſtehen. Statt lang und breit im Künſtlerjargon über Tizian, über Andrea Vicentino, über Chriſtusköpfe und Sakriſteigemälde abzuhandeln, hätte der Touriſt vielleicht klüger und nützlicher gethan Landſchaftsbilder auszumalen, wie die ſchöne und trefflich gelungene Seebad-Scene im Golf zwiſchen Veglia und der Croatenküſte im Abendgold.

Von Fiume mußte Hr. Stieglitz wieder auf die Cherſo-Inſel zurück, in deren lieblicher Hafenbucht Luſſin er endlich auf das früher verſäumte Trieſtiner Dampfboot zur Fahrt nach Cattaro gelangt.

Iſtrien wäre hiemit abgethan. Jetzt beginnt Dalmatien und erwacht zugleich die Neugier des Leſers, was ihm etwa Hr. Stieglitz über Dalmatien zu ſagen weiß.

Den langen ſchmalen Küſtenſtrich dieſes Namens hat Hr. Stieglitz natürlich nicht der vollen Ausdehnung nach beſucht. Das Dampfboot, wie man weiß, legt nur an wenigen feſtgeſetzten Puncten an, und auch da iſt der Aufenthalt ſo kurz gemeſſen, daß ohne Bezugnahme auf ältere Werke ſelbſt der geübteſte Polytrop den Stoff zu einer vollſtändigen, durchaus neuen und originellen Compoſition nicht leicht zuſammenbrächte. Was Hr. Stieglitz gibt, iſt in der Hauptſache ſein wahres Eigenthum, und lückenhaft zu bleiben ſchien ihm weniger nachtheilig als Altgeſagtes noch einmal zu ſagen. Die Muſterung der Schiffgeſellſchaft, die den leeren Raum von Luſſin bis Zara füllen muß, wird für Dalmatiner vielleicht angenehmer als für deutſche Leſer ſein. Dagegen iſt es nur zu loben, daß in

Zara ſelbſt „der erſte Beſuch dem Dome galt“ und weltlicher Trödel, Waſſerbehälter, Morlaken- und Albaneſendörfer bei Hrn. Stieglitz überall nur den zweiten Platz erhalten.

Auf der Fahrt zum nächſten Landungspunct Sebenik ging es ſchon hitziger her. Tommaſeo, ein junger neu amneſtirter Literat des Ortes, zugleich Hitzkopf, Poet, Philoſoph, Polyhiſtor und Kritikus, war, aus der Verbannung heimkehrend, mit Hrn. Stieglitz auf demſelben Schiff. Wie ſollte es da nicht Funken geben? Die Partie war ebenbürtig, und wurde von deutſcher Seite natürlich mit landesüblicher Geduld und Gründlichkeit durchgefochten. Nur ward unſererſeits beinahe etwas mißliebig vermerkt, daß der wälſchredende Slave unſern Niebuhr des Gedankenplagiats aus Vico zieh, unter den neueren Hiſtorikern Italiens den „Kernmenſchen Colletta“ gar nicht nannte, den Franzoſen Béranger aber vollends „ruſſiano più che poeta“ nannte. Dafür ward in Sebenik wieder zuerſt der Dom beſucht, dann aber im gaſtlichen Hauſe des literariſch-kritiſchen Gegenparts, aller Fehde und Hitze ungeachtet, aufs herrlichſte getafelt, und zugleich bei köſtlichem Sparuſfiſch und vielgeprieſenem Maraſchinotraubenſaft im Thema friedlich-kriegeriſch weiter disputirt. Ein deutſcher Gelehrter, wenn er dieſes Namens würdig iſt, muß nicht bloß vielerlei wiſſen, und neben kräftig nachhaltenden Lungen eine bewegliche Zunge haben; er muß auch im Magen gut beſtellt, praktiſcher Gaſtronom und nachhaltiger Zecher wie weiland Friedrich Sch...l ſein.

Den Waſſerweg von Sebenik nach Spalato findet Hr. Stieglitz ſelbſt „ziemlich monoton“, hilft aber zu merklichem Troſt des Leſers zugleich mit ſieben Strophen dichteriſcher Begeiſterung auf ein Johanniskirchlein am ſteilen Ufer aus. Spalato dagegen, der dritte Landungsort dicht an der Stätte des weiland prachtvollen Salona, erweckt in der Seele unſeres Touriſten

einen Reichthum ernſtlicher und feierlicher Gedanken, wie kein anderer Dalmatiner-Punct. Die nicht unanſehnliche Stadt liegt faſt ganz innerhalb des befeſtigten Gartenpalaſtes des Kaiſers Diocletian. Daher auch der Name „Spalato“, d. i. Palatium mit der ruſſiſch-ſlaviſchen Vorſchlagſylbe ’s, wie man ſie bekanntlich ſo häufig an byzantiniſch-griechiſchen Ortsnamen in Hellas findet. Welcher Leſer kennt etwa nicht den großen Heiden und berühmten Chriſtenfeind Diocletian? „Ein Kauf, ſobald die Ueberwortheilung mehr als die Hälfte macht (laesio ultra dimidium), ſoll nichtig ſein, quia humanum est“, ſteht in den Geſetzen Diocletians. Eiferer könnten es in unſerer Zeit doch übel nehmen, wollte Jemand Gerechtigkeit, Milde und Seelengröße dieſes Imperators in gar zu warmer Rede preiſen. Diocletian, obgleich ein großer Feldherr, ein weiſer Staatsmann und ein gerechter Fürſt, muß in der chriſtlichen Legende doch als Tyrann und Wütherich figuriren, weil er die überlieferte Ordnung, weil er das Beſtehende und rechtlich Begründete gegen die von unten heraufarbeitende unbegriffene Idee des Jahrhunderts, weil er die religiöſen und politiſchen Gefühle des Romanenthums gegen die wahrhafte Erneuerung und gegen den gottverordneten Umſturz zehn Jahre lang mit unbeugſam ſtarrer Kraft, am Ende aber doch vergeblich zu halten ſuchte. Das Evangelium der „Armen“ war ſtärker als die Götter, als die Legionen, als die Geſetze und als der geniale Wille Diocletians. Er gab den Kampf verloren, nahm das Diadem vom Haupt und wich in das Privatleben zurück, bereute aber weiſer als der fünfte Karl weder den Widerſtand noch die verlorene Macht. Verſagen, Einſamkeit und Gartenflor in den milden Heimatlüften von Salona haben den langerſehnten Frieden gebracht, welchen Purpur und Herrſchermacht nicht gewähren konnten. Von den goldenen und ſilbernen Thoren iſt jetzt freilich keine Spur, von den

mächtigen Thürmen des coloſſalen Mauerquadrats aber nur hier und da ein vereinſamter Stumpf zu ſehen. Nur Luft und Blumenſchmelz ſind geblieben und die große Lehre, daß es noch etwas Größeres gebe, als Cäſar und Herr der Welt zu ſein!

Und welch reines urſprüngliches Chriſtenthum bekämpfte Diocletian! ruft Stieglitz voll Bewegung aus und fragt ſich ſelbſt „was in der Bruſt des hartnäckigen Verfolgers etwa jetzt ſich regen mag?“ — Die Antwort iſt natürlich eine günſtige, verſöhnende und die Ausgeburten irdiſchen Kurzblickes abſtreifende; etwas myſtiſch zwar, aber doch klar und ſchwunghaft wie Figura zeigt: „Prometheus, Pſyche, Niobe, Nemeſis, Fatum, Licht höherer Verſöhnung, Welttempelkuppeln, unſichtbare Chöre niederrauſchend, neues Evangelium, Glaube, Hoffnung, Liebe.“ „Ja, ein Born des Lebens quellend aus dieſem neuen durch Diocletian verfolgten Evangelium, ein Born, der überleitet in die Auen, wo, wenn nicht alles trügt, die Beſten aller Zeiten einander begegnen werden am Urquell des Lichts, ungehemmt durch die Schranken der Endlichkeit.“ — Folgen drei begeiſterte Strophen in Ottave rime auf den „unbekannten Gott,“ auf

„den Geiſt der Geiſter, der durch die Wogen
des Urweltkampfs ſchon zog als Friedensbogen.“ —

Gebe der begeiſterte Seher ja doch Acht! Dieſer Spalato-Dithyrambus findet Widerſpruch, wenn auch nicht bei uns, doch ſicherlich bei manchem ſcharfen Dogmatiker dieſſeits und jenſeits der Alpen, wo man ſich gegen die etwas zu freiſinnige Ausdehnung der Seligkeitsgrenzen conſequent und ſtrenge verwahren muß. Statt einſam bei nächtlicher Stille wie Hr. Stieglitz auf das Verdeck hinaufzuſteigen und noch einmal die großartigen Trümmer des öden Kaiſerpalaſtes und ihre langen Schatten ſchwärmeriſch anzuſchauen, wäre Perronn, der berühmte Kampf-

held für das Dogma, ruhig auf dem Lager geblieben und hätte einen Syllogismus wider Elvenich und Achterfeldt ausgedacht, was für Beruhigung ängstlicher Gemüther, wie * * in München glaubt, wirksamer wäre, als die weitgeöffnete Himmelsthür und Allerweltseligkeit unseres freundlichen Touristen.

Nach Spalato ward im Vorüberfliegen zuerst auf dem reizenden Eilande Lesina, dann auf dem waldigen Curzola angehalten, und der Zeitkürze ungeachtet beiden Inseln ein kleiner Abschnitt im Buche zugedacht. Was Hr. Stieglitz vom eigenthümlichen Rosmarinduft, von den Feigen, vom unvergleichlichen Honig, vom Vino di Spiaggia, von den Palmen, von Orangen-, Lorbeer- und Oleanderbusch der üppig grünen Lesina sagt, wird den meisten Lesern viel willkommener sein, als die phantastisch-metaphysisch-poetische Episode über Vereinigung des Doppellichts von Außen und von Innen, über Dualismus der menschlichen Brust, über Schmerz, Liebe, Phönix und Sternbahn, mit welcher Episode uns der liebenswürdige Tourist vielleicht in Folge rechtzeitiger Libation mit der gepriesenen Rosmarin-Essenz von Lesina zu erquicken sucht.

Die Reisebemerkungen über Ragusa, das man nach der Abfahrt von Curzola berührte, wollte Hr. Stieglitz wegen ihrer Wichtigkeit und Fülle bis zur Rückfahrt als würdigen Schluß des Werkes aufbewahren, und eilte ohne vorläufigen Erguß, ohne Jambus, ohne Ottave rime, ohne Trimeter stumm und incognito zum äußersten Südpunct des Dampfbootes nach Bocche di Cattaro hinab, von wo der oben angedeutete Ausflug nach Montenegro unternommen wurde.

Was bedeutet aber der wälsche Ausdruck: Bocche di Cattaro (Cattaro-Mündungen), den ein langer und, wie es scheint, vorzugsweise auf eigene Beobachtungen gebauter und nicht ohne

Sorgfalt und Schärfe geſchriebener Abſchnitt als Ueberſchrift an der Spitze trägt?

Cattaro iſt etwa nicht ein Fluß, der ſeine Wogen brandend aus dem Gebirge heraus in den Golf der Adria wälzt: Cattaro iſt ſelbſt ein kleiner Golf, eine in Schlangenwindungen tief in das Land eindringende Waſſerbucht der lieblichſten Geſtaltung. Zwei Eilande hüten den engen, durch vorſpringende Felſenufer ſcheinbar geſchloſſenen, ſchneckenförmig verſchlungenen Eingang ins myſtiſche Heiligthum und bilden gleichſam drei geheimnißvolle Thore oder Mündungen, hinter welchen, in der Runde um zwei große, buchtig auseinandergehende, durch einen ſchmalen Canalweg mit einander zuſammenhängende und meiſtens von grün belaubten Hügelketten, im Hintergrunde aber durch hohe Gebirge eingefaßte Waſſerflächen, die ſtille Welt der Bocheſen liegt. Im hinterſten Winkel des wunderſchönen Innerſee's dicht am reichen Gürtel dunkler Cypreſſengruppen, immergrüner Oliven, ſaftiger Wein- und Granatenpflanzungen, vom wilden Monte negre überragt, iſt die Ortſchaft Cattaro, die dem ganzen Seegebilde den Namen gibt. „Kotor" iſt gemeines Nennwort, das im Slaviſchen ſoviel als „Ortſchaft", „Gegend" mit dem Nebenbegriff der Abgeſchloſſenheit beſagen will*). Auch die übrigen Strandorte, beſonders die Namen der großen und reichen Gemeinden Dobrota, Peraſte und Stolive gehören ſammt ihren Bewohnern dem ſlaviſchen Volksſtamm an. Jahrhunderte lang dem katholiſch glaubenden und italieniſch redenden Venedig verbündet oder unterthan, haben die Bocheſen der Mehrzahl nach mit der italieniſchen Sprache auch die Religion ihrer Protectoren angenommen. Das

*) Bekanntlich wird das o in den erſten Wortſylben von den Slaven meiſtens wie a geſprochen. Smalensko, Galitzin, Waroneſch, Galawin lauten z. B. im mündlichen Verkehr die von Jedermann gekannten, aber Smolensko, Golitzin, Woroneſch und Golowin geſchriebenen Ruſſenworte.

Italienische indessen dient nur als Bindemittel im Verkehr mit dem Occident; unter sich selbst und am Familienherde ist nur das Illyrisch-Slavische im Schwung. Auf diesen Grund hin glaubt sich Hr. Stieglitz vollkommen berechtigt, das höchst ehrenfeste, gewerb- und schiffkundige Bocchesenvolk, geringer Beimischung italischen und gräkischen Blutes ungeachtet, insgesammt als Slaven (aus dem Serbenstamm) anzuerkennen. Bedenkt man, daß es in Deutschland mehr als zwanzigjährigen Schulgezänkes bedurfte, um nur erst dem nüchternsten Theile der Gelehrten begreiflich zu machen, die am häuslichen Herde albanesisch redenden Attiker, Böotier, Lokrer, Korinther, Argiver, Hydräer unserer Tage seien wirkliche epirotische Albanier und nicht Hellenen aus dem trojanischen Kriege, so gereicht es Hrn. Stieglitz zur Ehre, das Wesen bocchesischer Nationalität so sicher, so rasch und so verständig herauszufinden und das Gefundene anzuerkennen und darzustellen. Allenthalben auf der illyrischen Halbinsel begegnen uns neben der Cypresse, neben den lauen Lüften und dem immergrünen Busch auch der Slave und das Slaventhum, in mancherlei Weise verwandelt, gefärbt und abgestuft. Und wer immer auch nur über ein Bruchtheil dieser großen Landschaft reden will, kann ohne diese Anerkennung und ohne tieferes Eindringen in dieses große geschichtliche Phänomen unmöglich nachhaltig, fest und erauicklich im Argumente sein. Auch das Sitten- und Landschaftsbild, freilich kurz und malerisch umrissen wie Genelli's Schattenzüge zum Homer, darf in den neueren Irrfahrten durch Illyricum, wenn sie den Leser ergötzen wollen, ebenso wenig fehlen, als in der Odyssee. Beide Nothwendigkeiten hat unser Wanderheld redlichst anerkannt, und auch beiden nach Kräften zu genügen sich bemüht. Nur ist ihm das Naturgemälde meistens besser gelungen, als die lebendige Behandlung der illyrischen Slavenwelt, weil es ihm bei allem

localen Wiſſen zuweilen doch an Höhe, Schwung und politiſchem Ueberblick gebricht. Gewiß werden nur wenige Leſer widerſprechen und anderer Meinung ſein, wenn einerſeits Hr. Stieglitz den Strandgürtel des Binnenmeeres von Cattaro für wonniger, zauberroller und maleriſcher erklärt, als die wohlbekannten und oft geprieſenen Ufer des Genferſees, andererſeits aber wir ſelbſt bei der Schilderung der ſchönen Natur Dalmatiens und der „mauriſch gebauten" Stadt Ragusa mit dem Gartenflor und dem paradieſiſchen Gozzipark weit lieber und weit länger verweilen, als bei den politiſch-philoſophiſchen Exabrupto-Phantaſien, die — mit Verlaub zu ſagen — oft unerwartet, manchmal ſogar etwas unreif und hie und da nicht eben im reinſten Geſchmack gekleidet und angethan, inmitten ſchön gezeichneter Landſchaftsbilder den Leſer überraſchen. Was ſoll man z. B. denken, wenn Hr. Stieglitz bald eine nahe bevorſtehende, durch Oeſterreich zu begründende, allen Nationen Achtung gebietende deutſche Doppel-Seemacht in Ausſicht ſtellt, bald poetiſch-leer und überſchwenglich von „innigerem Ineinanderſchlingen" des grünen Lorbeerwäldchens auf der äußerſten Südgrenze öſterreichiſch Dalmatiens mit der „Nordiſchen Eiche" zu unauflöslichem Kranze feſter Einigkeit und Treue ſchwärmt? Dichtern und Künſtlern war es freilich von jeher geſtattet, der Welt andere Farben zu leihen, als ſie in Natura hat.

Am meiſten verargen es einem die Gelehrten, wenn man ſie des falſchen Enthuſiasmus, der Ideenincohärenz, des unlautern Geſchmackes in Bild und Rede zeiht. Und doch hängt den Producten deutſcher Muſe, nach ſtandhaftem und immer neu auftauchendem Urtheile der Fremden, ſehr oft irgend etwas dieſer Art als Erb- und Nationalſünde an, deren ſchädlichen Einflüſſen auch unſer Touriſt an mehreren Stellen ſeiner Schrift, vorzüglich aber auf dem Wege von den Cattaro-Mündungen in das nahe

Ragusa-Ländchen erlegen ist. „Weißt du, mein Theurer, wie unsere Erdenbahn mich anmuthet?“ fragt und beantwortet Hr. Stieglitz ganz unverhofft mitten auf der Straße in seinem eigenthümlichen Styl: „Wie ein großes Schlachtfeld, durch welches wir allezeit gerüstet unter dichtem Kugelregen schreiten. Immer neue Batterien entladen ihre todesschwangern Blitze, aber unser Muth bleibt ungeschwächt. Noch zählen wir zu den hinteren Reihen, während die vorderen sich immer mehr lichten. Vorwärts an die Stelle der Gefallenen! Der ihm bestimmten Kugel entgeht keiner — drum freudige Zuversicht! Es kommt nicht darauf an, wie lange man fechte — denn einmal endet doch für jeden der Kampf! — es kommt darauf an, daß man ehrenhaft und unerschüttert seine Stelle behaupte und, wenn die uns bestimmte Kugel pfeift, wir rühmlich fallen, auf dem Schilde scheidend, mit dem wir bis dahin getrost und fest im Kampfe gestanden.“ — Ist dieses Bild, fragen wir ernstlich, nicht gar zu martialisch-kräftig, gar zu Marttornes-mäßig derbe, und zu weit entfernt von jenem heitern Ebenmaß, jener aristokratischen Eleganz und Färbung, deren Verständniß nur die heidnische Muse gibt? Wir haben zwar eigentlich nichts einzuwenden, wir freuen uns vielmehr, wenn Hr. Stieglitz unter dichtem Kugelregen und zwischen Batterien todesschwangerer Blitze unverletzt und ungetroffen von Cattaro nach Ragusa reitet und daselbst die slavischen Eindringlinge des siebenten Jahrhunderts das „Scharfrichteramt“ an Alt-Ragusa üben, das weiland französische Gemeinwesen aber „mit bluttriefend erbarmungslosem Messer das republikanische Gebälke der Vorzeit zu eleganten Brettern schneiden“ läßt. Wir fürchten nur die Fama des Auslandes, vielleicht selbst das verdächtige Lächeln eines Einheimischen, besonders der Leser des Homer, wenn sie Kraftausdrücken begegnen, die man wohl in gewissen Zeiten dem dramatischen Genie verziehen, in gewöhn-

lichen Fällen aber allzeit und überall als fehlerhaft getadelt und als ungeschmackvoll zurückgewiesen hat. Edlen, menschenfreundlichen Sinn besitzen ist liebenswürdig, ehrenhaft und schön. Auch Reisen machen und das Geschene in gelehrten Büchern niederlegen gilt als lobenswerthes Ziel. Aber selbst die ehrenwerthesten Gesinnungen und die wissensreichsten Bücher erhalten den wahren Schmuck und den vollen Werth erst durch schönes Redemaß und feingeschliffenen Styl.

Unter allen aristokratischen Slavenrepubliken, die vormals nicht bloß die Küsten Dalmatiens, sondern fast die ganze Osthälfte Europa's füllten, und deren Andenken bis auf unsere Zeit gekommen ist, möchte man beinahe dem kleinen Freistaat Ragusa den Vorzug geben. An Gebietsumfang kam er nur etwa der Republik Krakau (vierundzwanzig Quadratmeilen) gleich, ragte aber an verständigem Freiheitssinn und angeerbter Liebe zur Wissenschaft über alle slavischen Gemeinwesen weit hervor. Hr. Steglitz indessen nimmt es beinahe übel, daß die alten Ragusäer, um sich von der Zudringlichkeit und Nachbarschaft Venedigs loszuschälen, einen schmalen Streifen ihres christlichen Stammgebiets links und rechts freiwillig an das dahinterliegende turko-slavische Paschalik Herzegowina überließen und sogar durch einen Jahreszins Schutz und Garantie des Padischah's erkauften. Noch lieber als die Senatoren von Ragusa möchte der strenge Tourist die Oesterreicher herunterkanzeln, weil sie bei Uebernahme der Republik auch in diesem Puncte alles beim Alten ließen. Warum die schmalen, vom Meerufer beiderseits in das Innere hinaufziehenden schmalen Streifen nicht wieder zurücknehmen, da man doch die Macht besitzt? Wozu der übermäßige Respect vor Verträgen, vor altem Brauch, vor Status quo und fremdem Eigenthum — wäre es auch nur, um die schmutzige Osmanliwirthschaft

zu mehrerer Bequemlichkeit der Landreisenden vom Strandwege zu verdrängen und dem Quarantängeleit zu entgehen?

Statt über die unbequeme und pedantische Gerechtigkeit der Deutschen sich zu ärgern, wäre es nützlicher in Erklärung der Eigennamen etwas schärfer zu verfahren. Hr. Stieglitz sagt allerdings, was das lateinische Abendland jetzo Ragusa nenne, habe bei den classischen Griechen Epidaurus geheißen. Daß aber bei den Eingeborenen sowohl als auf dem ganzen illyrischen Continent das Wort Ragusa ungebräuchlich und dafür das slavische Dubráva, d. i. der Wald, üblich sei, hat Hr. Stieglitz nicht bemerkt. Alteinheimischer Ortsname scheint indessen vor dem Einbruch der Slaven von jeher Ragusa (*Ραούσιον* der Byzantiner) gewesen zu sein. Bei der Slavinisirung des großen illyrischen Landtriangels im siebenten Jahrhundert nach Christus ist Alt-Ragusa (Epidaurus) mit den übrigen Städten Dalmatiens völlig untergegangen, fünf Stunden nordwärts aber durch Reste der alten Bewohner als Neubau wieder auferstanden. Neben der aufblühenden neuen Stadt hat die Liebe zum romantisch-schönen Heimatboden auch die alte Anlage in verjüngtem Maßstabe noch einmal aus den Ruinen hervorgerufen. Und dieses Alt-Ragusa lebt heute noch, und dient zugleich mit ihrer berühmten Tochter in stiller Ergebenheit dem Niemetz-Kral.

Mit sichtlicher Vorliebe weilt und verkehrt Hr. Stieglitz in diesem alten Sitz slavischer Glückseligkeit und Wissenschaft. Die milden Lüfte, die romantischen Scenen des wechselvollen Küstenlandes mit rauschendem Waldbach, schattenreichen Baumgruppen und üppigen Terrassengärten neben kahlem Felsenriff, die wohnliche Architektur zugleich und der feingeschliffene, poetisch-weiche Sinn der Ragusäerjugend reizen den verwandten Genius zur Beredsamkeit.

Wie in der Politik ging der kleine Freistaat Ragusa auch in

der Wiſſenſchaft unabhängig und unbekümmert um die übrige Chriſtenheit ſeinen eigenen Weg. Es beſteht in der That eine vollſtändige, alle Zweige des Wiſſens umfaſſende, in Deutſchland aber ſo viel als unbekannte Ragusa-Literatur, in welcher Geſchichte, Sternkunde und Dichtkunſt die erſte Rolle ſpielen. Aber wer hätte wohl das große ſlaviſche Epos „Osman“ je geleſen oder auch nur rühmen gehört? Und doch iſt nach einheimiſcher Vorſtellung jeder Ragusäer wo nicht ein Virgil, doch wenigſtens ein Sonettendichter, und ſelbſt der Krämer und der Handwerker meint von Apollo's Gunſt nicht ganz unberührt zu ſein. Das Viele und das Leichte indeſſen geſteht Hr. Stieglitz den Dichtern von Ragusa auch gern zu, das Vollkräftige und Friſche aber, ſowie Volksthümlichkeit und nationale Färbung muß er ihnen unbedingt verſagen. An ariſtokratiſchem Dünkel hingegen, an Eiferſüchtelei in Rang und Titel, an athemloſem Jagen nach Würden, Aemtern und äußeren Ehren ſei die Patricierſchaft Ragusa's mit ihren Standesgenoſſen im Occident auf gleicher Höhe und in ebenbürtiger Virtuoſität.

Bedenkt man aber, daß die Stadt Ragusa in der Blüthezeit, d. i. im fünfzehnten Jahrhundert, für ſich allein nahe an vierzigtauſend Einwohner zählte, heute aber deren kaum ſiebentauſend ärmlich ernährt; überlegt man ferner, daß nach Verluſt des Glanzes, der Macht und des Reichthums in Ragusa wie in allen Freiſtaaten Europa's alter, mittlerer und neuerer Zeit — San-Marino und Krakau hoffentlich ausgenommen — ſelbſt die Freiheit vom alten Boden gewichen und dem Monarchenthum erlegen iſt, ſo können die bitteren Klagen unſeres Touriſten über Unbeſtand der Dinge, ſowie die herben Texte, die er am Ende des Buches uns Abendländern in Maſſe lieſt, nicht mehr überraſchend ſein.

Bei aller Schmiegſamkeit der Perſon des Dichters wäre in

Europa, wie man weiß, doch wenigſtens das Wort noch gern frei. Mit dem ächten Republikanismus aber, meint Hr. Stieglitz, ſei es auf unſerm Continent nun ein für allemal vorbei. „Grübelei, fanatiſcher Wahnwitz, Herrſchſucht, ſcharfe Nachtfröſte und giftiger Mehlthau haben die friſchen Keime in Frankreich getödtet und die Freiheit über den Ocean in den jungfräulichen Schooß der neuen Welt hinübergedrängt, wo man das Geheimniß aller republikaniſchen Exiſtenz, d. i. männliche Ruhe und Gelaſſenheit, am beſten zu bewahren wiſſe.“ Nur quält Hrn. Stieglitz zum Schluß noch der Zweifel: ob die Freiheit etwa auch in Amerika einſtens altern, oder ob ſie dort ewig blühen und erneuernd auf Europa herüberwirken werde, oder ob ſie gar einmal plötzlich auch jenſeits der Atlantis in Monarchie umſchlagen könnte, wie überall in der alten Welt? Dieſe Frage iſt nicht ſo müßig, wie vielleicht mancher glaubt. Auch iſt Hr. Stieglitz weder der erſte noch der einzige deutſche Politicus, der ſie beſpricht. Viele und gewichtige Sorgen und Intereſſen der Gegenwart klammern ſich ängſtlich an ein Problem, das ſchon im Heerlager vor Troja die Klugen und Aengſtlichen der Zeit beſchäftigte und zugleich einen der ſchönſten Iliasgedanken homeriſchem Genius entrang. Es wäre in der Meinung vieler gar zu ſchön und auch für die Zukunft ſo ganz beruhigend: si romana ubique arma, et velut e conspectu libertas tolleretur.

J. A. C. Buchon:

1) **Recherches et matériaux** pour servir à une Histoire de la Domination française au XIIIe, XIVe et XVe Siècles dans les provinces démembrées de l'Empire Grec à la suite de la Quatrième Croisade.

2) **La Grèce Continentale et la Morée.** Voyages, Séjour et Études historiques, en 1840 et 1841.

(1846.)

Ein Paar Decennien lang hat man es in Deutſchland für möglich gehalten, und vielleicht nicht gut berathene Literaten machten ſogar wiederholt den Verſuch, Sinn und Gemüth des Occidents in nachhaltiger Weiſe für das byzantiniſche Griechenland zu erwärmen und anzuregen. Man zog wunderliche Dinge ans Licht und ſpielte auf Ereigniſſe an, die uns unerhört, ja unglaublich ſchienen, und die man bald mit froſtigem Erſtaunen vernahm, bald mit Unwillen zurückwies, überall aber kalt und gleichgültig überging und wieder vergaß. Aber auch Reiſe- und Localbeſchreibungen, die zu Erläuterung helleniſcher Zuſtände in reichlicher Fülle Mitteleuropa überſchwemmten, lohnt kein beſſerer Erfolg, und die fabelhaften Concepte träumeriſcher Phantaſie ekelten am Ende ſelbſt die Deutſchen an. Sei das neue Griechenland an und für ſich was und wieviel es wolle, für Europa iſt und bleibt es auf immer und unwiederbringlich todt. Keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft vermag den Bann zu löſen, mit welchem

das abendländische Publicum Menschen und Dinge im Gesammtumfang des illyrischen Landtriangels schlug. Während man europäische Geduld und Neugier mit Erzählungen aus dem eintönigen Rillande, mit Berichten von Theben mit hundert Thoren, von dem Zodiacus in Tentyra, von den Memnonsäulen und ihrer melancholischen Einsamkeit im Schlammgefilde von Medinet-Habu kaum zu sättigen vermag, und über das jämmerlich bestellte Palästina, über das üppige Damaskus, über das liebliche Sichem, über das steinige Jerusalem, über die wasserlose Kidronschlucht und ihr ausgebranntes Gestein selbst mittelmäßige und geistlose Broschüren noch Leser, Käufer und Bewunderer finden, geht man mit unerhörter Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit Beleidigung und Verachtung an Schriften vorüber, welche die Summe europäischen Wissens thatsächlich vermehren und zum politischen Verständniß byzantinischer Gegenwart anerkanntermaßen der Schlüssel sind. „Was redet ihr uns da ein langes und breites von Slaven-Zupanien im Eurotasthal, von Franken-Baronen und lateinischen Ritterburgen in Arkadien und von Albanesendörfern am Isthmus von Korinth? Was gehen uns eure Bulgaren, euer thessalischer Akamir, euer Veligosti, euer meraitisch Warsawa, euer Ville-Hardouin und eure Schkypetaren an? Mache der treffliche und originelle Amy Boué noch so ergiebige Forschungen, noch so überraschende und gründliche Entdeckungen in der Länderbeschreibung Illyricums und copire ihn der wortreiche Cyprien Robert noch so heimlich und geschickt, wir kümmern uns um Amy Boué ebenso wenig als um Cyprien Robert, um J. A. Buchon und um die Wanzen-Chronik des klugen Greverus von Oldenburg. Wir kennen überall nur das alte Hellas, seine Geistesgröße und sein Genie. Von Byzanz wollen wir nichts hören, wollen nichts wissen von seiner Langeweile und seinem mittelalterlichen Geschick." So ungefähr würde es lauten, wollte

man die öffentliche Meinung Europa's über die byzantinisch-griechischen Studien unserer Zeit in Worte kleiden. Verlorne Zeit! undankbare Mühe! nutzlos verschwendete Summen an Kraft und Gold!

Hoffentlich ist Hr. Buchon doch wenigstens das letzte Opfer dieser unseligen Selbsttäuschung europäischer Wissenslust und zugleich des unbesiegbaren europäischen Byzantinerfreßes; denn auch Hr. Buchon, wie sich's wohl denken läßt, hat für Durchführung seines gelehrten Unternehmens bedeutende Geldmittel eingesetzt und sich selbst nebenher mit der sichern Hoffnung geschmeichelt, Patriotismus und Begeisterung seiner Landsleute für französische Gloire des Mittelalters werde ihm bei seiner Arbeit hülfreich unter die Arme greifen, werde ihm nachher Aufwand und Mühe mit Zinsen, Ehren und Capital reichlich und vollständig zurückerstatten. Bei aller Achtung für Hrn. Buchons Privatverhältnisse darf es der Leser doch schon wissen: der kluge Buchon fand sich in seiner Erwartung aufs grausamste getäuscht, und hat noch weit verderblicher und weit heilloser speculirt, als andere, die neben der ursprünglichen Thorheit und Unfruchtbarkeit des Unternehmens auch noch die Gefühle der Epoche zu verletzen kein Bedenken trugen. Wenige nur wußten es in Frankreich Hrn. Buchon Dank, daß er alte Diptome hervorgesucht und abgedruckt, adelige Stammbäume angelegt, fürstliche Siegel, Münzen und Medaillen in Kupfer gestochen, das Netz französischer Feudal- und Ritterherrschaft von Thermopylä bis Cap Matapan dem Leser kunstreich auseinandergefaltet und vorgeflochten und sogar die verfallenen Burgverliese auf öden Felsenspitzen und in entlegenen unbesuchten Schluchten des wiedergeborenen Hellas pilgernd heimgesucht, ihre Lage, ihren Bau, ihre Namen mit den alten Documenten verglichen und die noch lebenden Sagen der Umgegend aus dem Munde des Volkes gesammelt und aufge-

ſchrieben hat. Alles dieſes iſt vergeblich geweſen. Das Werk Nr. I hat nur erſt den Urheber zu Grunde gerichtet, Nr. II aber Verleger und Verfaſſer zugleich ins Verderben gebracht. Die freundlichen Worte und Auſpicien, mit welchen der ſel. Herzog von Orleans die Forſchungen des Hrn. Buchon zu fördern geruhte, waren bei der Läſſigkeit des franzöſiſchen Publicums doch nicht kräftig genug, um den Erfolg auch nur in ſeinem geringern Belang zu ſichern. In Frankreich kümmert man ſich leider um Rheingrenze, um Eiſenbahnactien und um politiſche Geltung des Augenblicks mehr als um documentirten Nachweis, wie ſich einſt die rohen aber tapfern Geſellen der galliſchen Feudalzeit im tumultuariſch eroberten „Neu-Frankreich“ (Hellas und Morea) eingerichtet, wie ſie ſich daſelbſt gegenſeitig befehdet und wie ſie nachher die Frucht ihres ritterlichen Muthes ſpurlos und unrühmlich an Byzantiner und Türken verloren haben. Die Ruſſen wären in ſolchen Dingen klüger als ihre Nebenbuhler und würden ſelbſt einigen Ehrenſold nicht ſcheuen für gründliche Auseinanderſetzung, daß z. B. die Reiche Halitſch und Wladimir (Galizien und Lodomerien) altes Erbgut der Rurikfürſten von Kiew ſind. Dem Thätigen bringt ja auch theoretiſches Wiſſen ſchon Gewinn. Denn wo man früher war und was man weiland hatte, dahin kann man ja mit einigem Rechte wiederkommen und es noch einmal beſitzen.

Iſt es ein Unglück, daß ſich der gelehrte Forſcher und Reſtaurator an den eigenen Landesgenoſſen in ſeiner Rechnung irrte, ſo iſt es doch eine kaum zu entſchuldigende Thorheit, wenn Hr. Buchon nebenher ſelbſt auf die mitleidigen Börſen der „Reubelleten“ zählte und ihnen durch ein Manöver eigener Art, aber doch in erlaubter und wohlbedachter Weiſe, ſeine Waare anzuempfehlen ſuchte. Wenn wir an Ort und Stelle ſelbſt recht gehört haben, declamirte Hr. Buchon in Athen und auf Euböa

mit heftiger Entrüſtung über die ſonderbaren Einfälle eines armen Deutſchen, der zwar weniger gelehrt als Hr. Buchon, aber ſchon zehn Jahre früher als er nicht nur von einer Frankenherrſchaft über Griechenland geſprochen, ſondern im Unglück noch weiter zurückgegangen und ſogar über völlige Slavinſirung des helleniſchen Continents deutliche Winke fallen ließ. „Die Haltloſigkeit dieſer ehrenrührigen Tudesken-Theſis wolle er (Hr. Buchon) bis zur Evidenz beweiſen," natürlich mit der ſtillſchweigenden Bedingung, daß man ein für helleniſche Adelsintereſſen ſo wichtiges Buch auch in Athen geneigteſt leſe und bezahle. Inſoweit wäre Alles in beſter Ordnung; nur hätte Hr. Buchon wiſſen ſollen, daß die „Hellenen" um Geld nicht einmal das theure Gut der Geſundheit kaufen mögen, viel weniger denn ein Buch, deſſen Nützlichkeit ſogar im gelehrten Europa nicht überall begriffen werde. Was die Drohung betrifft, iſt Hr. Buchon in der That ſelbſt weit glimpflicher verfahren, als man erwarten durfte. In beiden Eingangs genannten Werken wird des verfehmten Gegenſtandes kaum mit einer Sylbe gedacht, ja der arme Deutſche, ſeine Theſis und ſein Buch werden — wie unlängſt in St. Petersburg der Frankenproteſt gegen Hunkiar-Iskeleſſi — gewiſſermaßen als nicht ſeiend betrachtet und gänzlich ignorirt. Vielleicht glaubt Hr. Buchon, in einem galliſchen Buche auch nur ernſtlich genannt und widerlegt zu werden, ſei für einen kleinen deutſchen Literatus ſchon zu große Ehre*). Ueber dieſe Praxis wird ihm hier etwa kein Vorwurf gemacht, noch hat die ſchneidende Kälte, mit der uns Hr. Buchon behandelt, im geringſten auf die kurze Analyſe ſeiner beiden mühevollen und gelehrten Arbeiten eingewirkt.

*) S. 63 wird neben Tafel zwar auch Fallmerayer vorübergehend genannt, dagegen S. 61 noch von „Toparques grecs de Trebizonde" geredet, als hätte die „Geſchichte des Kaiſerthums Trapezunt" gar keine neue Wendung in Umlauf gebracht.

In Beziehung auf Nr. I und seine beiden Abtheilungen sagen wir indessen doch nur ein paar flüchtige Worte, weil genauere Angabe und kritische Prüfung des Inhaltes an sich selbst schon eine widerliche und, beim gegenwärtigen Zustande deutscher Wissenschaft und Sympathie, eine völlig nutzlose Arbeit wäre. Die Deutschen ahmen jetzt den andern Völkern nach und kümmern sich, wie die Athenäer des Euripides, mit früher unbegreiflicher Strebsamkeit um den eigenen Haushalt, um eigenes Wohlergehen und um glückliche Gegenwart weit mehr, als um die fremde That und um die leere Vergangenheit.

Im Allgemeinen jedoch weiß Jedermann, daß die französisch-wälsche Ritterschaft des vierten großen Kreuzzugs (1203 n. Chr.), statt Kurden und Seldschuken in Palästina anzugreifen, das christliche Konstantinopel stürmte, das byzantinische Reich zertrümmerte und wenigstens auf die europäische Hälfte desselben mit unbildsamer Härte und Barbarei die abendländische Staatseinrichtung übertrug. An der Spitze des Ganzen stand der „lateinische Imperator von Byzanz", dem natürlich von den eigenen Leuten Niemand gehorchte und dem nach kaum sechzig Jahren die Beute selbst wieder entrann. Der zweite im Rang war der „König von Thessalonich", der aber schon nach etlichen Jahren unter den Schlägen der Einheimischen unrühmlich und jammervoll verschwand. Die dritte Ehrenstufe im eroberten Lande hatte der „Princeps von Achaja und Morea", der am längsten bestand und dem der Idee nach das übrige Hellas innerhalb der Thermopylen mit den Cycladen und den jonischen Inseln als „Pärien des Principates von Achaja" gehorchen sollte. Die jonischen Eilande weggerechnet war der abendländische „Princeps von Achaja" im Mittelalter genau, was heute der lateinisch glaubende „Basileus der Hellenen" ist. Eine historische Nebeneinanderstellung dieser beiden Schöpfungen des intervenirenden Occidents böte in einer

weniger aufgeregten und weniger mit sich selbst beschäftigten Zeit neben vielfachem Nutzen politischer Lehren auch eine Fülle romantischer Abenteuer und gemüthlicher Scenen dar. Die Deutschen lesen aber Auerbachs Märchen aus dem Schwarzwalde und Ostreters Leben Gustav Adolphs weit lieber als die galante Hauschronik der Gräfin „Trudeinde von Zula", und selbst in Frankreich genießen „Juif errant" und „Fleur de Marie" weit reichere Gunst, als die längst verschollenen und fruchtlosen Waffenthaten der Feudalbarone von Budonitza und Negroponi. Buchons Zorn über solche Geringschätzung altvaterländischen Heldenthums vermag die Franzosen nicht zu erweichen, und sogar Sully und Napoleon werden vergeblich zu Hülfe gerufen, um diesen undankbaren Galliern etwas klingenden Respect für franco-moraitische Vergangenheit aus der Tasche zu locken. Wird es bei diesem eitlen Volke vielleicht mehr fruchten, wenn Hr. Buchon mit kluger Schmeichelei in den Frankenrittern die indirecten Nachfolger der Centauren der Mythenwelt erkennt, und wenn er in der Feudalordnung des griechischen „Neu-Frankreichs" geradezu das Zeitalter der homerischen Könige wiederfindet? Princeps Ville-Hardouin ist in diesem Falle natürlich Agamemnon, und die Ritter Thierry von Ostrevant, Eustach von Saarbrück und Berthold von Katzenellenbogen entsprechen in der Parallele dem Protesilas, dem Peritthous und dem Philoktet ebenso gründlich, als der Marquis von Budonitza mit Recht die Stelle des Achilles vertritt.

Glaube man indessen ja nicht, Hr. Buchon sei ein Phantast und schwebe wie ein unpraktischer Schulmann mit seinen Theorien in der Luft. Hr. Buchon ist ein ganz nüchterner Mann und weiß sehr gut was er will. „Seht! ihr seid schon einmal Herren im byzantinischen Reich gewesen, und die Länder des Königs Otto hat man einst „Nouvelle-France" genannt. Warum kann das nicht wieder sein, wenigstens in

Gesinnung, Neigung und Politik?" Diesen Gedanken will Hr. Buchon im französischen Volke wach erhalten, während er den Griechen und den übrigen Mischlingsstämmen Illyricums zu verstehen gibt, wahre Freundschaft mit Freiheit und physischem Wohlergehen könne nur von den alten Bekannten im Abendland zu ihnen hinüberkommen. Alle Studien der französischen Literatur über den byzantinischen Orient sind von einem feststehenden politischen Gedanken durchdrungen, der sich bei Buchon nur milde äußert, desto heftiger und entschiedener aber bei Cyprien Robert zu Tage tritt. Eine Conföderation gräko-slavischer Staaten soll sich in der illyrischen Halbinsel als Gegengewicht der latino-gallischen Civilisation des Occidents und zwar unter ausschließlicher Protection und Oberleitung der französischen Krone bilden, so daß Frankreich — das ist der Hauptgedanke — nicht bloß im Occident die erste Rolle spiele, sondern daß es mit Beseitigung der übrigen Großmächte auch im Morgenlande als „summus arbiter" der neuen Gräko-Slaven-Conföderation das Uebergewicht besitze und somit sich gleichsam zum Vorsitz des ganzen europäischen Festlandes erschwinge. Etwas behutsamer und gemäßigter als der ungestüme Robert nähert sich Hr. Buchon auf weiten Umwegen dem patriotischen Ziel. Um seine Landsleute für die byzantinische Sache gründlich zu erwärmen, muthet er ihnen zu, sie sollen sich vorerst durch seine 800 Pagina in Klein-Quarto mit zahlreichen Noten, Tabellen, Tafeln, Listen und andern Anhängseln durcharbeiten, um durch dieses — wie er selbst meint — etwas „pedantische" Thor in die lieblichen und belebten Scenen seiner griechischen Wandertour hineinzutreten.

Daß dieser umfangreiche und auf Kosten des Verfassers mit großer Eleganz gedruckte Documentenband aus zwei Abtheilungen bestehe und Alles in sich fasse, was im Staube der Archive

Frankreichs und Italiens über die französische Herrschaft im byzantinischen Reiche noch aufzufinden war, haben wir schon oben bemerkt. Zur Beruhigung der Leser wollen wir noch hinzufügen, daß sich der Hauptgedanke des gelehrten Sammlers doch nur auf das „Fürstenthum Achaja" in seiner idealen Ausdehnung concentrire und als Eclaircissemens sur la Morée française fast den ganzen Inhalt (416 Seiten) der ersten Abtheilung bilde. Diese Eclaircissemens sind eigentlich eine aus gedruckten und ungedruckten Quellen mit unendlichem Fleiße zusammengetragene „räsonnirende" Abhandlung, wie man sie in Deutschland als zweiten Band der Geschichte Morea's im Mittelalter bereits früher kannte. Freilich hat Hr. Buchon, was Genauigkeit der Angaben, Vollständigkeit des Materials und archivalische Begründung der Haupt- und Nebensachen betrifft, seinen deutschen Vorgänger weit hinter sich gelassen und vermuthlich das Beste geleistet, was über dieses mittelalterliche, im Occident völlig vergessene Factum fränkischer Herrschaft in Byzanz noch aufzubringen ist. Nur hält es Hr. Buchon nach Art und Vorgang anderer Literaten des Abendlandes für möglich, ohne Zulassung des slavischen Elementes die historische Frage des byzantinischen Orients zu lösen. Aus Patriotismus — denken wir — nicht aus Schwäche des historischen Blickes, ignorirt Hr. Buchon Alles, was auf dem illyrischen Continent während der zwölf ersten Jahrhunderte christlicher Aera geschah, so gänzlich und so vollständig, daß er seine fränkische Ritterschaft über Griechenland unmittelbar an das classische Zeitalter, ja an die homerischen Heldenkönige und selbst an die thessalischen Centauren knüpft. Der gediegenen und umsichtigen Arbeit fehlt im Grunde nichts, als eine gesunde historische Unterlage mit etwas umfassenderen Kenntnissen in der byzantinischen Geographie, ohne die sich weder Leser noch Forscher je zu

erwünschter Klarheit erheben können. Auf Erklärung der barbarischen Topographie Morea's und ihres Ursprunges läßt sich Hr. Buchon ebenfalls nirgend ein, und auch der bekannte Theilungsvertrag der byzantinischen Landschaften durch die Ritter wird hier — weiß Gott zum wievielten Male — mit allen seinen Mängeln und ohne alle Berichtigung der bis zur Unkenntlichkeit entstellten Eigennamen Romaniens wieder abgedruckt. Und doch bedarf es vor allem hier besonders scharfer Medicin!

Wenn wir die erste Abtheilung des Documentenbandes, wenigstens im benannten Puncte der byzantinischen Geschichte und Erdbeschreibung, etwas kräftiger und umfassender wünschten, so hätten wir dagegen den Inhalt der zweiten Abtheilung dem Hrn. Verfasser lieber ganz erlassen. Die altfranzösische Chronik des Jeoffroi de Villehardoin und seines Fortsetzers Henry de Valenciennes, die ohne wesentlichen Zusatz den ganzen Raum der zweiten Abtheilung füllt, gehört ja zu den wiederholten, Jedermann geläufigen und beinahe alltäglichen Erscheinungen der literarischen Sammlungen unserer Zeit,

notior ut non sit canibus jam Delia nostris.

Wer indessen weder Du-Cange noch Michaud noch irgend eine frühere Ausgabe dieser Chroniken besitzt oder wenigstens zu seiner Verfügung hat, wird freilich anderer Meinung und Hrn. Buchon insbesondere noch für manche gute, freilich meistens fremder Mühe entlehnte Note unterhalb des Jeoffroi-Textes dankbar sein. Näheres Eingehen in den Inhalt dieser Documente jedoch wäre ebenso nutzlos, als eine streng kritische Sichtung barbarischer Feudal-Conflicte, deren Andenken selbst in Frankreich nur geringen Anklang findet.

Willkommen dürfte dagegen dem Leser eine kurze Skizze der gelehrten Reise sein, die Hr. Buchon für schärfere Begründung seiner geschichtlichen Thesen in Griechenland selbst unternommen

und in einem Octavband von 567 Seiten zu Belehrung und Ergötzung des geneigten Publicums beschrieben hat. Obgleich man uns Deutschen ohne viel Umstände in Hellas die Thür gewiesen, Hr. Buchon und seine Landsleute aber für die Griechenstudien deutscher Muse auch nicht sonderlich viel Wärme zu Tag legen, ja sie kaum eines mitleidigen Blickes würdigen, sind wir doch neugierig zu erfahren, wie ein geistvoller und alles unpraktischen Nebelhaschens lediger Pariser Literat eine Tour verrichtet und beschreibt, die schon einem Hrn. Grevenus diesseits des Rheines bekanntlich so großen Ruhm gebracht. In Frankreich — wie man weiß — haben die Gelehrten, im Gegensatz und zu merklicher Beschämung eisrhenanischer Muse, durchaus nur klare und inhaltsreiche Gedanken und allzeit eleganten Styl. Das Mittelmäßige und das Abgeschmackte findet man in ihren Schriften ebenso wenig als das Verworrene und Ueberschwengliche tüdesker Gemüthlichkeit. Hr. Buchon macht natürlich keine Ausnahme von der Regel, und wir glauben den „geschmacklosen" Bücherschreibern germanischer Zunge keinen unwesentlichen Dienst zu erweisen, wenn wir zu ihrer Belehrung eine auch nur flüchtige Musterkarte gallischer Kraftgedanken zusammenstellen.

Auf der Insel Syra, wo er von Malta kommend Anfangs December 1840 zuerst den Boden Griechenlands betrat, erkannte Hr. Buchon ohne weiteres gleich die „neugierigen und schwatzhaften Landsleute des Aristophanes mit ihrem rothen Fes, ihrer weißen Albaneser-Fustanelle und ihrer langen Pfeife in der Hand." Im hölzernen Theater daselbst gab denselben Abend eine italienische Gesellschaft die Oper Clara von Rosenberg, wo Hr. Buchon natürlich nicht fehlte und eine reiche Ernte griechischer Studien zusammenbrachte. Nur beim herrlichen Duo des zweiten Actes dachte Hr. Buchon „unglücklicher Weise" zu viel

an Rubini und an die Grisi in Paris, fand es aber im Falle eines Feuerlärmes am gerathensten gleich zum „Fenster hinauszuspringen", was natürlich einem deutschen Metaphysiker nicht eingefallen wäre. Eine wälsche Oper in Syra gab Hrn. Buchon außer Rubini und Grisi über die raschen Fortschritte Griechenlands auf dem Wege der Civilisation viel zu denken, wobei er in „sanften Schlummer versank." — Von Syra ist Hr. Buchon nach Athen gezogen.

Das Dampfboot, welches zwischen Syra und Piräus schiffte, war zwar schlecht, Hr. Buchon nahm es aber doch, weil sich Hr. Buchon „auf der Reise um keinen Zufall kümmert und allzeit vorwärts geht." Dafür kutschirten ihn „die improvisirten Typhys und Automedon der neuen Piräusstraße" in reißender Geschwindigkeit mitten unter Staubwolken nach Athen hinauf, wo Hr. Buchon im Vorübersliegen dem Theseustempel die „legitime Bewunderung" zollte und dann „von der Höhe der Vergangenheit plötzlich in das Erdgeschoß der Gegenwart herunterfiel"; denn der erste Anblick von Athen sei eher auffallend als angenehm zu nennen. Doch erholte sich Hr. Buchon gleich beim ersten Gang durch die oft beschriebene und in Deutschland allgemein bekannte Stadt von seinem Fall, „weil schon die bloße Form und die blaßrothe Farbe des Akropolis-Felsens der Einbildungskraft Flügel geben." Auf der Burg selbst lernte Hr. Buchon natürlich den achtbaren und thätigen Hrn. Pittakis, Conservator der Alterthümer, kennen und ward von der Anhänglichkeit dieses redlichen Mannes an die Akropolis so erbaut, daß er die Ueberzeugung ausspricht, „man werde Hrn. Pittakis nach dem Tode gewiß in eine der fehlenden Karyatiden des Erechtheums verwandelt finden."

Eine öffentliche Volksbelustigung, bei welcher Hr. Buchon als strenger Beobachter fremder Sitten und Gebräuche natürlich

auch zugegen war und als „Franzose“ allgemeine Aufmerksamkeit erregte, veranlaßt die höchst anziehende Bemerkung, daß in Athen die Anführerin des Reigentanzes „nach alter Sitte und zum Zeichen persönlicher Würde den Bauch bedeutend vorwärts halten müsse wie die Aldermänner von London.“ Wespenschlankgeschnürte Burschе und albanesische Mädchen mit schöner Stirne und schönen Augen habe er bei diesem Feste zwar viele gesehen, der reine Typus antiker Schönheit dagegen sei in Athen viel seltener, als es Hr. Buchon erwartet hatte.

Hr. Buchon, wie der Leser sieht, ist billig genug in der heutigen Bevölkerung Griechenlands neben dem ursprünglich „hellenischen“ noch ein zweites, wesentlich verschiedenes Element — das albanische — anzuerkennen. Dieses Zugeständniß macht dem Scharfsinn und der Unparteisamkeit des Hrn. Buchon die größte Ehre. Glaube man aber ja nicht, Hr. Buchon sei in seinen Zugeständnissen voreilig, leichtsinnig und unbedacht! Nein! Hr. Buchon geht äußerst behutsam zu Werke und bewilligt nur, was er nicht verbergen kann und was in Deutschland schon seit bald zwanzig Jahren behauptet und verkündet wird. Aus dem Umstande, daß er die Stadt Athen zum Theil, das platte Land umher sammt vielen andern Provinzen des Königreiches aber ganz von albanisch Redenden bevölkert sah, zieht Hr. Buchon vorerst den klugen Schluß, „es müssen doch zu verschiedenen Zeiten albanische Einwanderungen nach Hellas stattgefunden haben,“ weil Platons Dialoge und die Reden des Demosthenes hellenisch, und nicht albanesisch geschrieben sind. Nur fällt Hr. Buchon in den etwas unkritischen Irrthum, das epirotische Urvolk der Albanier für einen Zweig der Slaven zu erklären und statt der großen Katastrophe des sechsten, siebenten und achten Jahrhunderts ohne allen geschichtlichen Grund schon damals ein schwaches Albanesen-Contingent mitten unter die Hellenen hineinzuschieben.

Und eben weil althomerischer Geist auch jetzt in Griechenland noch überall herrsche und bis heute Alles — „selbst die stumpfen Rundköpfe der Albanesen" — ungeschwächt durchdringe, findet es Hr. Buchon ganz naturgemäß, wenn die Hellenen des neuen Königreichs wie ihre Urahnen vor allen materiellen Dingen zuerst die Cultur der Intelligenz entwickeln, wenn sie gleich vorweg in ihrem Staate „Akademiker, Philosophen und Poeten" wollen und dann erst später einmal an Stühle, Tische, Schuhe, Hüte und Matratzen denken*).

Hr. Buchon, nicht zufrieden über hellenische Vergangenheit so weise Lehren aufzustellen, läßt es auch an klugen Betrachtungen über die jetztzeitige politische und sociale Ordnung Griechenlands und ihre geheimen Ursachen nicht ermangeln. Natürlich muß hiebei auch von „Protocollen" die Rede gehen. Ueber „Protocolle" aber hat Hr. Buchon wieder seine eigene Ansicht und vergleicht sie sinnvoll genug mit Eisschichten, welche der Arzt einem durch hitziges Fieber in Wahnsinn verfallenen Kranken reichlich auf das Gehirn legt. „Wenn die Völker", sagt Hr. Buchon, „das Fieber haben oder im Helden- und Freiheitsliebesrausch die concentrisch geregelten Kreise der Politik überspringen, schüttet ihnen der weise Diplomat das Duschbad ruhiger Protocolle auf den erhitzten Kopf, was meistens gute Wirkung thut."

Nachdem Hr. Buchon in einem längern Abschnitt die gesellschaftlichen Verhältnisse Neu-Athens im Allgemeinen und das

*) Zu Homers Zeiten, sagt Hr. Buchon, war sogar das Eisen noch unbekannt, während die Sprache — das Instrument des Geistes — bereits die geheimsten Regungen des Gefühls und der Leidenschaft malen konnte. Wir wollen Hrn. Buchon nicht pedantisch widersprechen, bitten ihn aber neben sieben namentlich anzuführenden Stellen des Homer bloß Odyssee XIX. 494 anzusehen, wo die schweigsame Eurykleia spricht:

ἔξω δ' ὡς ὅτε τις στερεὴ λίθος ἠὲ „σίδηρος".

Hofleben insbesondere mit französischer Artigkeit und Kennerschaft aufs anziehendste geschildert hat, geht er auf das eigentliche Thema seiner Wanderschaft — auf die socialen Zustände Athens im Mittelalter, d. i. während der französischen Herrschaft, über. Glaube aber ja Niemand, Hr. Buchon sehe Alles rosenroth und male das neue Athener Leben optimistisch blind durchweg im schönsten Farbenspiel. Hr. Buchon ist ein gerechter Mann und sieht nebenher auch die Schattenseite von Athen, gesteht sogar Mängel ein und leugnet nicht, daß es mit deren Besserung äußerst langsam geht. Hr. Buchon tröstet uns aber und mahnt zur Geduld durch die ungemein sinnreiche, feine, neue, pikante und geistvolle Bemerkung, daß „sich nicht Alles an Einem Tage machen lasse."

In Paris bemühten sich zwar Hrn. Buchons Freunde, ihm diese Reise nach Griechenland mit der Versicherung auszureden, es sei doch alle Mühe vergeblich und er werde auch nicht die geringste materielle Spur der Ritterschaft im heutigen Hellas wiederfinden. Hr. Buchon ließ sich aber zum größten Glück des gelehrten Abendlandes in seinem Vorhaben nicht abschrecken und wir sagen es hier im Vorbeigehen, Hr. Buchon hat die ungläubigen Pariser Literaten durch Entdeckung dreier wenigstens denkbarer Franken-Monumente thatsächlich widerlegt, wie er sich selbst mit gerechtem Stolze in seinem Berichte rühmt. Das erste dieser Monumente sei auf der Akropolis selbst, das zweite unten in der Stadt, das dritte jenseits des Olivenwaldes auf dem Wege, der von Athen nach Eleusis führt.

Außer dem hohen viereckigen Burgverlies sind Propyläen, Pinakothek, Tempelchen der unbeflügelten Siegesgöttin und Erechtheum Gegenstände, die in Deutschland Jedermann als Bestandtheile der atheniſchen Akropolis kennt und wenn auch nicht in der Wirklichkeit, doch wenigstens im Bilde gesehen hat.

Hr. Buchon weiſt nach, und zwar, wie es uns ſcheint, mit nicht unſichern Gründen, daß dieſe ehrwürdigen Reſte des Alterthums insgeſammt im dreizehnten Jahrhundert dem Reſidenzſchloß des Frankenherzogs von Athen als Beſtandtheil und Unterlage dienten. Zur Hut dieſer abendländiſchen Ritterburg ward etwas ſpäter der vorgenannte große viereckige Steinthurm hinzugebaut, der heute noch beſteht und Hrn. Buchon als Hauptbeweis ſeiner Theſis gilt.

Daß aber auch das kleine, unter dem Namen „Katholikon" bekannte Sacellum der untern Stadt ein Frankenbau aus dem dreizehnten Jahrhundert ſei, hätte man ohne den Scharfſinn und ohne die Vorliebe und die ſpeciellen heraldiſchen Studien Hrn. Buchon's freilich nicht leicht errathen können. Sogar das Datum des Baues (1218) dieſer Kapelle weiß Hr. Buchon durch weiſe Conjectur und kluge Deutung der Wappenſchilde auf der äußern Tempelwand herauszubringen, freilich nicht ohne Neid und Widerſpruch von Seite der eigenen Landsleute, gegen deren Gründe übrigens wir ſelbſt bei der letzten Anweſenheit in Athen zu Ehren unſeres gelehrten Feindes zwar mündlich, aber tapfer zu Feld gezogen ſind.

Ebenſo viel Nachhalt und Geduld war nöthig, um aus Architektur und leerem Sarkophag der Kloſterruine von Daphne (zwei gute Stunden von Athen) als drittes Ritter-Monument die Benedictinerſtiftung und herzoglich fränkiſche Begräbnißſtätte „Delfine" der abendländiſchen Diplome zu erkennen. Wir ſind dem galliſchen Forſcher auf allen dieſen Puncten ſelbſt nachgegangen und beugen uns gern vor ſeiner Wiſſenſchaft und Conjectur, ſo lange ſie auch nur eine halbſichere materielle Unterlage hat. Aber zur Divinationsgabe vermochten wir uns bei aller Vorliebe für Helleniſches ſelbſt in Griechenland nirgend zu erheben. Hr. Buchon iſt in dieſem Puncte wahrhaft wunder-

bar! Daß eine Sammlung alterthümlicher Waffenrüſtungen, Helme, Arm- und Beinſchienen, die man eben damals (1840) zufällig in einem vermauerten Gewölbe der venetianiſchen Citadelle zu Negroponte fand, in die Zeiten vor Einführung des neuen Kriegsweſens hinaufzurücken ſei, hätte allenfalls auch ein Laie der Alterthumswiſſenſchaft noch errathen. Daß aber dieſe Rüſtungen dem Ende des dreizehnten und dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts angehören, ja geradezu dem Datum 1309 entſprechen und nach der Catalanenſchlacht am Kephiſus in das zu jener Friſt noch nicht erbaute Schloß Negroponte gekommen ſeien, hätte außer Hrn. Buchon nicht leicht Jemand herausgebracht. Weder Jahrzahl noch Wappen noch irgend das leiſeſte Zeichen oder Sinnbild führen den Forſcher auf eine Spur, und doch ward durch Hrn. Buchon's intuitive Schärfe das Geheimniß offenbar. Welche Helme auf den Köpfen der Catalanen ſaßen, welche den Turkopolen und welche den franzöſiſchen Rittern angehörten, weiß Hr. Buchon im verworrenen Haufen trefflich auszuſcheiden. Sogar Kleinkinder-Schenkelſchienen erkannte der penetrante Mann, wo Andere freilich nur eiſerne Armbekleidung erwachſener Ritter ſahen.

Nach dieſen Proben archäologiſcher Einſichten ergeht ſich Hr. Buchon in allgemeinen Betrachtungen über die Conſtituirung des königlichen Griechenlands, deſſen Lage nach der Revolution ſinnreich mit den Zuſtänden der helvetiſchen Republiken im Jahre 1803 verglichen wird. Wie die Schweiz, hat auch Griechenland Berge und Thäler, alte Erinnerungen und neue Gewohnheiten; und gleichwie einſt Napoleon die helvetiſche Republik in ein erbliches „Landammanat" zu verwandeln gedachte und ſpäter doch auf andere Ideen kam, ſo beriethen auch die Staatsmänner dieſer Epoche, was etwa mit dem befreiten Hellas zu beginnen ſei! „Soll es Gott, Tiſch oder Waſchtrog werden? Sera-t-il Dieu, table

ou cuvette?" fragt Hr. Buchon ziemlich witzig mit Boileau und Horaz. Hr. Buchon schwankt nicht lange und findet, daß Hellas ein Gott, das ist Königreich oder Staat ersten Ranges zu sein das Recht besitze, obgleich es vorerst kaum 800,000 Bewohner zählt. Eine flüchtige, mit gallischer Redseligkeit gezierte Skizze der byzantinischen, von Franken, Türken und Venetianern gleichmäßig belassenen Municipalverwaltung, sowie aller Regierungsversuche, die vom Jahre 1821 bis zur gegenwärtigen festen Ordnung der Reihe nach in Hellas unternommen wurden, fehlt neben mancherlei Tabellen und statistischen Notizen in diesem Abschnitt des Buches natürlich nicht.

Die „régence bavaroise" wird in herkömmlicher Weise auch durch Hrn. Buchon der größten Unkunde des griechischen Charakters sowie der muthwilligen Verschleuderung der Finanzen angeklagt und nebenher die unbarmherzige Thesis aufgestellt, daß erst seit Austreibung der deutschen Minister ein wahrer Nationalkönig in Griechenland bestehe.

Doch ist Hr. Buchon billig genug zu bekennen, daß Attika ein äußerst dürres Ländchen und in Athen selbst zur Sommerzeit die Hitze unerträglich sei. Deshalb müsse einer, will er im Sommer kühle Lüfte athmen, eilend die Stadt verlassen und wenn nicht nach Kephisia, doch wenigstens nach Piräus ziehen. Dieser diätetische Gedanke veranlaßt Hrn. Buchon von den leider wenig reizenden Umgebungen der Stadt Athen und besonders von den Landstraßen zu reden, auf welchen man „die Räder irgend eines Wagens hinauslenken könne." Die Bemerkungen, welche Hr. Buchon bei dieser Veranlassung niederschreibt, gehören ohne Zweifel zu den gehaltvollsten, belehrendsten und zugleich pikantesten des ganzen Werkes. Auf der Straße nach Eleusis, sagt Hr. Buchon, sei der Galopp leicht und komme man in wenig Minuten nach Kloster Daphne, im Falle Einem keine

Kamel-Karawane begegne, die die Pferde erschrecke. Am Kloster Daphne selbst gebe es hohe und dichtgedrängte Brennnesseln, die einen durchbohren „wie die Zagaie der Malgaschen." Dafür sah Hr. Buchon auf dem Felsenberge Lykabettus, wo er Abends zwischen vier und fünf Uhr saß und das wundervolle Panorama betrachtete, deutlich zwei Sonnen nahe beisammen, und erkannte bei Gelegenheit einer falschen Anzeige über angebliche Frankenruinen in seinen athenischen Freunden wahre Landsleute der Pariser. Mit vieler Bescheidenheit gibt Hr. Buchon zu verstehen, was Maßen er durch sein viermonatliches Gelehrtenleben in Athen eine bedeutende Revolution in der öffentlichen Denkweise daselbst veranlaßt habe. Auf einmal ersahen die Athenäer alter Orten Ueberbleibsel aus der Frankenzeit, von denen Anfangs in Athen Niemand etwas wissen wollte. Hr. Buchon verdiente aber auch diesen Triumph durch die gewissenhaft. Strenge und die wahrhaft erschöpfende deutsch-philologische Gründlichkeit seiner Frankenforschung in Griechenland. Besonders accurat erscheint Hr. Buchon in der Chronologie seiner Reisebegebenheiten. So lesen wir, daß die griechischen Vögel am 19. Januar schon um 6½ Uhr Morgens ihr Concert begannen und rosige Tinten bei Sonnenaufgang auf dem Hymettus lagen. Auf der Berghöhe selbst habe Hr. Buchon die schöne Aussicht eine halbe Stunde lang bewundert, und nachdem dies geschehen, sei ihm nichts mehr übrig gewesen als herabzusteigen, was auch sofort unternommen wurde und ohne Gefahr zu Stande kam. Am Fuße des Hymettus setzte sich Hr. Buchon bei der Brunnquelle des schattenreichen Klosters Cäsariani auf das Gras und verzehrte in freudigem Gefühle, unter Lorbeerbusch und Rosmarin, das ersehnte Mahl. Die Hymettusquelle, in deren Baumkühle Hr. Buchon das Abendbrod verzehrte, war übrigens schon im grauen Alterthum als eine der lieblichsten Stellen der Umgebung von

Athen berühmt, und es wundert uns nur, wie Hr. Buchon, der so gerne classische Stellen citirt, hier nicht der lieblichen Cephalus-Mythe und der farbigen Schilderung der Oertlichkeit bei Ovid (Art. amat. lib. III. v. 687 ff.) gedenkt, wie es doch Andern auf derselben Stelle begegnet ist:

Est prope purpureos colles florentis Hymetti
Fons sacer et viridi cespite mollis humus.
Silva nemus non alta facit, tegit arbutus herbam,
Ros maris et lauri nigraque myrtus olent.
Nec densum foliis buxum fragilesque myricae,
Nec tenues cytisi cultaque pinus abest.
Lenibus impulsae zephyris auraque salubri,
Tot generum frondes herbaque summa tremit.
Grata quies Cephalo, famulis canibusque relictis
Lassus in hac juvenis saepe resedit humo.

Bekanntlich liest man bei dem Athenäer Chalkokondylas (fünfzehntes Jahrh.) wie in gleichzeitigen Schriften des Abendlandes öfters von einem fränkischen Grafen Louis de Soula (Souli) in Griechenland. Dieses „Soula" ward von den Auslegern bisher einstimmig auf Stadt und Festung Salona hinter Delphi gedeutet. Hr. Buchon weist unwiderleglich nach, daß dieses Sula nicht in Phocis, sondern auf der Ebene Marathon, und zwar in den beiden Ortschaften „Epano" und „Kato-Suli" zu suchen sei. Diese Entdeckung sammt Nachweis über wahre Gestalt und Deutung einer corrupten Stelle des besagten Chalkokondylas scheint uns viel nützlicher und viel lehrreicher, als die zum hundertsten Mal wiederholte Beschreibung der Schlacht bei Marathon, die auch Hr. Buchon nicht unterlassen kann. Auch darf man es Hrn. Buchon durchaus nicht übel nehmen, wenn er Schreibart und Uebersetzung der bisher bezüglichen Stelle des genannten Byzantiners in der Bonner Ausgabe für völlig unkritisch und fehlerhaft erklärt. Statt δὲ Λουῆ ἡγεμόνος τοῦ

στι Σουλᾶ schreibt und überſetzt benannte Ausgabe ohne Sinn und Tact „Delvis, Delphorum ducis, Trudeloudae (*Τουρτεδουλᾶ*)."

Nach viermonatlichen Alterthumsforſchungen in Attika wollte Hr. Buchon den Kreis ſeiner gelehrten Unterſuchungen auch über die entlegeneren Provinzen des Königreichs ausdehnen und kam ſofort über Oropo und „Ungria" nach Theben, wo er die drei lateiniſchen Basreliefbuchſtaben H. H. P. unterhalb eines ſegnenden Chriſtusbildes durch Hiesus Hominum Pater erklärt und auf ſeinem Ritt nach Karditza das Geauake der Kopaisfröſche mehr als dritthalb Stunden weit vernahm. Livadia, Chäronea, Kloſter St. Lucas und Delphi wurden der Reihe nach, aber ohne weſentliche Ausbeute beſucht. Auch das reiche und lieblich beſtellte Kloſter St. Elias (zwei Stunden von Salona) gab nicht den erwarteten Gewinn, weil ſich die gaſtlichen Mönche, wie überall im byzantiniſchen Lande, ſo auch um Salona, viel eifriger auf Landbau und zeitlichen Gewinn, als auf Gelehrſamkeit und Sammlung alter Manuſcripte verlegen, was aber wiederholter Täuſchungen ungeachtet die Europäer noch immer nicht glauben wollen.

Von Salona führt ein viel betretener Engweg über das Waldgebirge in das Kephiſusthal der alten Landſchaft Doris hinüber direct nach Thermopylä und Zitun. Die Ortſchaften dieſer rauhen Alpengegend — Hr. Buchon merkt es freilich nicht — haben durchweg rein ſlaviſche Benennung *), und Budonitza, auf luſtiger Laubholzhöhe der waſſerreichen Landſchaft Lokris, war im Mittelalter ſogar Hauptſitz und Waffenplatz einer fränkiſchen Markgrafſchaft zu Schirm und Hut des feudaliſirten Griechenlands. Auf dem Zug durch dieſes Bergrevier ward unſer Touriſt in plötzlichem Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt und trocknete ſeine Wäſche am Feuerherde des Ein-

*) Z. B. Tovulia, Kolo, Petinitza, Dernipa, Budonitza, Glunista, Damasta, Gravia, Scio, Gardinitza, Subala.

kehrstalles in Gravia. Man müßte ungemein bedauern, wenn Hr. Buchon ein so wesentliches, für die Kunde Griechenlands so wichtiges und für die künftige Gestaltung des hellenischen Staates so einflußreiches und entscheidendes Intermezzo seiner Fahrt nicht sorgfältig aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert hätte.

. . . . [illegible]

Als ein höchst wohlwollender und aufs Allgemeine bedachter Mann versäumt Hr. Buchon keineswegs, diese Begebenheit zum Vortheil und Nutzen seiner Mitmenschen fruchtbar auszubeuten. Mit vollkommener Menschenfreundlichkeit und gewiß nicht ohne vieles und strenges Nachdenken bringt Hr. Buchon seine bei diesem Ereigniß gesammelten Erfahrungen in ein System und stellt gewissermaßen eine Platzregen-Abtrocknungstheorie in drei Artikeln auf, nach welchen künftige Touristen im wirthshauslosen Hellas bei ähnlichen Fällen ihr Verhalten regeln können:

Ist einer in Griechenland wohl durchnäßt, sagt Hr. Buchon, so warte er bis der Regen vorüber ist, um dann im Freien ein großes Feuer anzumachen und sich zu trocknen und die Kleider zu wechseln, im Falle sie die Feuchtigkeit nicht durchdrungen hat.

Ist aber einer übermäßig müde und erschöpft, so lege er sich unter einem Baume nieder;

findet man aber einen Einkehrstall in der Nähe, so flüchte man sich eilig in seinen Schutz, — wie es Hr. Buchon selbst Andern zum Exempel in Gravia gethan.

In einem deutschen Reisebuch würden diese theoretischen Vorschriften ohne Zweifel als ziemlich alltäglich und als wenig sagend gelten; in einem französischen Werke aber hat nach deutscher Denkweise Jegliches, selbst das anscheinend Geringe, hohe Bedeutung und Wichtigkeit, weil bekanntlich ein Franzose im Concepte allzeit geistreich und in Gedankenfülle überwiegend ist. Diese Selbstdemüthigung und geistige Unterordnung des Ein-

heimischen unter das Fremde ist von unserer Seite kein Scherz, am wenigsten könnte sie in der Vorstellung des Hrn. Buchon als solcher gelten, da Hr. Buchon nicht zufrieden mit dem Lob der Sterblichen seiner Größe und seinem Genie sogar durch die todte Natur schmeichelnde Anerkennung zollen läßt. Mitten im lieblichen Thale Budonitza, sagt Hr. Buchon, erhebt sich „gleichsam absichtlich mir zu gefallen" eine Hochebene mit dem weitläufigen, jetzo freilich zerstörten altgothischen Frankenschloß der Markgrafen weiland desselben Namens. Wundert es den Leser noch, wenn Hr. Buchon sich auf dem Wege von der Burgruine Budonitza zur französischen Runkelrübenzuckerfabrik Känurio gar modest mit Achilles vergleicht? Wie einst der Skamandros dem griechischen Heros seine schäumende, mit Blut und Leichen geschwellte Fluth entgegenstemmte, aber doch sein Ungestüm nicht hemmen konnte, ebenso ritt auch unser Tourist standhaft und unbesiegt über einen reißenden Wildbach, der abgeschwemmtes Buschwerk von Asphodill und Lorbeerrosen führte, zu seinen zuckersiedenden Landsleuten in Känurio. Die Landschaft um Känurio (weiland das epiknemidische Lokris) ist zwar großentheils unbewohnt, gehört aber zu den üppigsten und fruchtbarsten Gegenden des Königreichs, voll dunkelgrüner Laubwälder, voll Wasserspruden, voll Fettgründe und malerischer Fernblicke über den Golf von Negroponte und Zitun. Hr. Buchon machte in Begleitung der Fabrikleute lustige Waldpartien zu den Ruinen von Thronium, zu den romantisch belegenen Klosterträmmern „Metamorphosis", zum mittelalterlichen Felsenpaß „Sideroporta", und gab beim fetten Mahl, die volle Flasche in der Hand, den griechischen, albanischen und bulgarischen Arbeitern Unterricht über die Heerzüge des gallischen Brennus und Ville-Hardouin. Hr. Buchon ist in diesem Theile des Buches besonders gefühlvoll und zeichnet Landschaftsbilder voll Anmuth und Lieblichkeit, hat aber als ent-

ſchiedener Lobredner der Hellenen nicht erfahren, daß es die chriſtlichen Albanier der Umgegend (Martini und Mali-Sina) im Freiheitskriege, wie ihre Landsleute zu Menidi in Attika, mit den Türken hielten und als Kundſchafter und Führer gegen die griechiſch Redenden ſich brauchen ließen. Auch die Ehre, das „Sidero-porta“ der griechiſchen Frankenchronik entdeckt zu haben, möchten wir ihm in weitläufiger Erörterung gerne ſtreitig machen, wenn nicht auch hier der unbeſiegbare Widerwille europäiſcher Leſer gegen byzantiniſche Einzelheiten dieſer Art zu fürchten wäre.

„Sidero-Porta“ (Eiſenthor) iſt ein höchſt allgemeiner und vager Ausdruck der ſpätern Byzantiner für Engpäſſe jeder Art, und bezeichnet folglich dieſelbe Terraingeſtaltung, die anderswo Derbend, Derbeni, Cliſura, Defilé und Klauſe heißt. Von einer ſolchen „Sideroporta“ redet auch die oft genannte Frankenchronik von Morea (13. sec.) und bezeichnet ſie als das gemeinſame Thor, durch welches die Feudalcontingente der Burgritter von Athen, Theben, Salona, Euböa und der Eilande Skiathos und Skopelos auf die große Ebene Theſſaliens hervorgebrochen ſind, um ſich dort mit den Streitkräften des weſtlichen Griechenlands zu vereinigen, die über Lepanto, Akarnanien und Janina zum gemeinſchaftlichen Kampf gegen das Heer des Michael Paläologus herangezogen waren. Vom öſtlichen Griechenland nach Theſſalien gibt es aber, wie Jedermann weiß, nur einen Weg, nur ein Thor, nur einen Paß, und zwar die Thermopylen, welche Kaiſer Juſtinian im ſechsten Jahrhundert neu befeſtigen und durch eiſenbeſchlagene Thore ſchließen ließ. Demnach wäre der Thermopylen-Paß vorzugsweiſe die „Sidero-Porta“ der griechiſchen Frankenchronik.

Es mag ſein, daß der wenig beſuchte und ſchwer zugängliche Engweg im lokriſchen Gebirge ſeitwärts von Känurio bei den Eingebornen ebenfalls die allgemeine barbariſche Benennung

„Sidero-Porta" trage und zur Ritterzeit durch ein Caſtell den Durchgang gehütet habe. Dieſer lokriſche Paß liegt aber völlig abſeits vom Heerwege, auf welchem man von Theben und Euböa kommend nach Theſſalien zieht. Hr. Buchon, mit byzantiniſchem Sprachgebrauch offenbar zu wenig vertraut, nimmt hier ein gewiſſe Terrainbildungen bezeichnendes gemeines Nennwort irrthümlich für das Nomen proprium eines beſtimmten Ortes. Um den Namen zu erfahren, fragte Hr. Buchon einen Ziegenhirten, ob dieſe Felſenenge nicht Sidero-Porta heiße? Natürlich bejahte der Ziegenhirt die Frage und Hr. Buchon glaubte einen großen Fund gemacht zu haben. Hr. Buchon beweiſt aber durch dieſes einzige Wort, daß er die Natur des byzantiniſchen Orients ebenſo wenig als ſeine Sprache kennt. Hätte Hr. Buchon den Ziegenhirten gefragt, ob der Paß nicht „Löwenzahn", „Ziegenmilch" oder „Rehfuß" heiße, hätte der Hirte ebenfalls „ja" geſagt, und wäre ihm auch hundertmal das Gegentheil bekannt geweſen. Im Byzantiniſchen ſowie überhaupt im Morgenland iſt der Gefragte — ſei es Höflichkeit, Disciplin oder Redeſcheu — immer der Meinung des Fragenden und bedarf es, um die Wahrheit zu erfahren, eigenthümlicher Wendungen, die — mit Verlaub zu ſagen — unſerm Touriſten noch nicht ganz geläufig ſind. Vielleicht verdrießt es Hrn. Buchon, daß ihm ein Fremder, den er ſeiner Unbedeutenheit wegen mit Recht ignorirt, ſolche Spitzfindigkeiten entgegenſtellt und ihm beim Publicum das wohlverdiente Lob verkümmern will. Herr Buchon iſt gewiß ein ſehr gelehrter Mann; Hr. Buchon citirt Sophokles und Homer; auch an alt- und neugriechiſchen Phraſen fehlt es ſeinem Buche nicht; Hr. Buchon hält aber bei all ſeinem Wiſſen das ſlaviſche Arachova für ein helleniſches Wort und überſetzt das alte Nomen *αὐλών* (Thalenge, Hohlweg) mit „Ellenbogen", was auch ſeine Bedenklichkeiten hat, da *αὐλών* und *ἀγκών* im Grunde doch verſchiedene Worte ſind.

Auf diese und ähnliche Bemerkungen hin könnte der Leser am Ende glauben, Hr. Buchon sei bei aller Gelehrsamkeit am Ende doch kein sonderlich scharfer Grammatikus oder nehme es wenigstens in solchen Dingen leichter, als es in Deutschland üblich ist. Freilich wollen die Gelehrten zuweilen auch bei uns Dinge und Sprachen wissen, die sie nicht gelernt haben. Um solche Auswüchse eitler Schwäche und täuschungsvoller Usurpation zu zügeln und in das gehörige Maß zurückzutreiben, hat man in Europa die Kritik ausgedacht — eine Macht, deren Gewicht Jedermann anerkennt, aber von sich und seinen Werken gerne fern hält. Ist aber auch Hr. Buchon in der byzantinischen Philologie bei weitem nicht so gewaltig, als er uns glauben machen will, so besitzt er doch um so größere Reichthümer an „Esprit", an schwungvollem Gedankenspiel und an praktischer Lebensweisheit, wie seine oben bezeichnete höchst menschenfreundlich und klug ausgedachte Platzregenabtrocknungstheorie beweist.

Inzwischen hat der Leser auch nicht vergessen, weswegen Hr. Buchon eigentlich nach Griechenland gegangen sei. Architektonische und wo möglich auch schriftliche Denkmäler der französischen Feudalherrschaft in Griechenland aufzusuchen, sagten wir oben, sei Hauptzweck der Wanderschaft gewesen. Besonders hatte es Hr. Buchon auf ein Buch abgesehen, auf welches sich die oft genannte Frankenchronik unter dem barbarischen Titel „βιβλίον τῆς κουγγίστας" (libro della conquista) wiederholt bezieht. Dieses Buch enthielt ein genaues und vollständiges Wortverzeichniß sämmtlicher Ritterlehen, in welche die abendländischen Feudalbarone das eroberte Griechenland zerschlugen. Sogar die Häuserzahl der einzelnen Orte ist im Register eingetragen, wie es ungefähr in gleichem Maßstabe auch nach der türkischen Eroberung zum Behelf der Kopfsteuerumlage durch die neuen Gebieter geschehen ist. Hrn. Buchon's erste Frage in Griechenland,

besonders in den Klöstern, war überall nach diesem βιβλιον τῆς κοιγγιστας, das sich aber unglücklicher Weise nirgend fand. Zu Theben, wo er auch fragte, nannte man ihm das Kloster Pursos im obersten und wildesten Theile des akarnanischen Gebirges mit leiser Hindeutung auf alte Documente, die sich in jenem entlegensten und unzugänglichsten Winkel des Königreichs erhalten haben sollen. Insbesondere versicherte ein Palikaren-Officier daselbst wirklich eine Handschrift gesehen zu haben, worin „seiner Vermuthung nach" von vertheilten Ländereien geschrieben stehe. Diese Vermuthungen und unbestimmten Sagen höflicher Ignoranten nahm Hr. Buchon sogleich als sichere Unterpfänder seiner Wünsche hin und „bildete sich ein", es müsse hier durch den Palikaren-Officier ganz gewiß das berühmte libro della conquista gesehen worden sein. Der Entschluß diese kostbare Reliquie aufzusuchen ward schnell gefaßt und sofort nach flüchtigem Ritt durch die Thermopylen und nach Zitun die Pursosfahrt herzhaft angetreten.

In den nur wenige Stunden von Känurio entfernten Thermopylen fand Hr. Buchon natürlich, was so viele andere auch gefunden haben, auf der einen Seite die steile Felsenwand, auf der andern aber den jetzt eingetrockneten und mit steifer Salzkruste überzogenen Meersumpf, und nebenbei die Trümmer der von Justinian erbauten Paß-Clause wider die Einbrüche der nordischen Völker. Den vierstündigen Weg von den heißen Quellen des Passes bis zur Grenzstadt Zitun (Lamia) fand auch Hr. Buchon schlecht gebahnt und ungemein „monoton", aber die Freude über zwei Pariser Zeitschriften, Corsaire und Charivari, die er nebst Billard und Speisezettel im Kaffeehaus des Städtchens fand, erstickten schnell die üble Laune und das tadelnde Wort.

Von Zitun zum romantisch wilden Pursos hinauf mögen es

einige und zwanzig Stunden sein, die Hr. Buchon in weiser Oekonomie auf vier Nachtlager vertheilte. Am ersten Tag ritt er nur vier Stunden weit nach Neu-Patras (Padradschik, d. i. Klein-Patras) auf die andere Seite des großen, schönen, tiefeingeschnittenen Längenthales hinüber, welches bekanntlich von West nach Ost laufend das Königreich Griechenland vom türkischen Paschalik Thessalien trennt. Beide Thalränder sind „hellenisch" und der wasserreiche Fluß, der in der Mitte rinnt, wird von den Europäern „Sperchios", von den Eingebornen aber nach einem ärmlichen Dorf der untern Thalebene „Bach von Alamani" genannt. Weiter oben dagegen trägt ein mächtiger, brückenloser, wildreißender Beistrom den slavischen Namen Bistritza (Feistritz der Deutschen), den Hr. Buchon auf der zweiten Tagreise nur mit Noth durchwaten konnte. Die prachtvolle Platane vor der Dorfkirche des obst- und schattenreichen Alt-Bracha, kaum fünf Wegstunden von Neu-Patras, lud den Pursospilger schon um drei Uhr Nachmittags zum Nachtlager ein. Dagegen war Herr Buchon des andern Morgens um vier Uhr schon auf den Beinen, verglich den Hirten seiner Hütte, weil auch er die Ziegen nach einander aus der Hürde nahm und molk, mit dem melkenden Riesen Polyphem und ritt eilend seines Weges im Thal hinauf. Die Entfernung von Bracha nach Karpenisi, wo er am dritten Tage schlief, beträgt eilf volle Stunden — großentheils fette, triftige, aber unheimlich menschenleere Waldöde, die dem Ritter vielerlei zu bedenken gab. Karpenisi, an der Quelle eines Nebenbaches des Achelous belegen, ist ein trauriger Ort, hoch, rauh, baumlos, mitten im schneeigen Gebirgsknoten, wo sich der Epirus von Thessalien trennende Pindus mit dem querlaufenden Berggürtel Akarnaniens schürzt und seine perennen Wasser (Sperchios und Achelous oder Aspropotamos) in entgegengesetzter Richtung sendet. Drei Stunden weiter ändert sich die Scene und

liegt in quellenreichem, schluchtig durchrissenem Revier zwischen duftenden Rosen-, Lilien- und Geisblatthecken und von blühenden Quitten- und Apfelbäumen lieblich eingeschlossen das Dorf Mikro-Chorio, der letzte bewohnte Ort vor der Alpenwildniß, in deren unzugänglichstem Felsengewirre, acht Wegstunden von Karpenisi, das Kloster Pursos liegt.

Aus der Beschreibung der Oertlichkeit, wie sie Hr. Buchon gibt, kann sich der Leser zwar kein klares Bild von der Klosterlage machen; im Allgemeinen weiß aber Jedermann, daß berühmte Wallfahrtsorte und Mirakelbilder meistens in abgelegenen, steinig-dürren und unheimlichen Gegenden entstanden sind. Und wie an so vielen andern Orten griechischer und lateinischer Christenheit, hat auch in der akarnanischen Alpenregion um die Quellen des weißschäumenden Achelous ein wunderthätiges Marienbild, ἡ Προυσιώτισσα (Madonna von Prusa) zubenannt, Felsen gesprengt, Wege gebahnt und schauerliche Steinöden in Sitze stiller Ruhe und beseligenden Trostes für bedrängte Gemüther umgewandelt. Solche Wunder hat überall nur die Religion gethan. Pursos liegt so wild und die Zugänge sind so beschwerlich und so leicht zu verwahren, daß während des griechischen Freiheitskampfes selbst die beutelüsternen Arnautenschaaren von jedem Versuche in Pursos einzudringen ferne blieben. Freiheit und Friede sind aber ein so großes Gut, daß man den Mönchen selbst ihre harmlosen Schwänke und ihren Legendenkram um diesen Preis gern verzeihen möchte. Zur Zeit des Bildersturms, d. i. der vom byzantinischen Hofe ausgehenden, vom Volke aber zurückgewiesenen Kirchenverbesserung, habe man das Madonnenbild aus Prusa in Bithynien über den Hellespont gegen das von nordischen Ueberzüglern bewohnte Hellas geführet. Zu Gallipolis sei aber das Bild dem frommen Träger davon geflogen und nachher miraculös auf der gegenwärtigen Stelle wieder-

gefunden worden, wo es bald Kirche und Kloster mit reichem Besitz und weitverbreitetem Credit begründet habe. Ein Gendarme in der Begleitung unseres Touristen war ein besonders eifriger und warmer Client der „Prusiotissa“ und zeigte Hrn. Buchon auf dem Weg vom letzten Dorf zum Wallfahrtsort einen riesigen Felsenspalt, den das fliegende Madonnenbild durchgebrochen habe. Selbst ein durch Flügelschlag auf platter hoher Steinwand eingedrücktes Conterfei der Panagia mit dem Christuskind auf den Knieen und von lächelnden Engelsköpfen umgeben, sah und wies mit dem Finger der gläubig erhitzte Mann. Wie aber der freundliche und humane Abendländer durchaus nichts der Art am Felsen entdecken konnte und sich höflich mit Augenschwäche entschuldigte, forderte der andächtige Gendarme die übrigen Gefährten und besonders die Pferdeführer als Zeugen auf, von denen aber auch nur Einer die Umrisse zu entdecken vermochte; alle übrigen, sagt Hr. Buchon, blieben dans un doute respectueux. Im Kloster selbst ward Hr. Buchon als „Franzose“ mit der größten Zuvorkommenheit bewirthet und aufgenommen; von den vermeintlichen Manuscripten aber und besonders vom *βιβλίον τῆς κοντσίστρας* fand sich leider nicht die geringste Spur. Hr. Buchon klagt mit keinem Worte über getäuschte Hoffnung, über verlorne Zeit und Mühe. Die Freundlichkeit der Pursos-Mönche, ihr guter Wein, ihr weiches Fremden-Sopha und ihre nahrungsreiche Kost wirkten so vortheilhaft und die hohe Achtung, mit der man in Hellas den französischen Namen nennt, übte über Hrn. Buchon solchen Zauber, daß er über den süßen Klang mönchischer Schmeichelreden den verfehlten Hauptzweck seiner Pursosfahrt schnell und leicht vergaß. Dafür schildert Hr. Buchon mit lebhafter Farbe den Widerwillen und den Mißcredit, den sich ein gewisser deutscher Volksstamm in Pursos wie in ganz Griechenland aufgeladen habe. Allerlei Verfängliches wird uns Bayern von Hrn. Buchon

nachgesagt und nebenher erzählt, wie kurz vor seiner Ankunft ein bayerischer Beamter unter dem Vorwande, er sei ein Franzose, die Gastlichkeit der Mönche erschlichen und sich in ihrem besten Weine weidlich vollgetrunken habe.

Nicht ohne Gemüthsbewegung der freundlichsten Art trennte sich der empfindsame Tourist von den gastlichen Mönchen und ritt wohlgenährt, aber mit leeren Mappen denselben Weg, auf dem er gekommen war, über Karpenisi und Neu-Patras wieder nach Zitun, und von dort über Euböa nach Athen zurück.

Im Grunde genommen war dieser erste große Ausflug Mr. Buchon's in das Continental-Griechenland an historischer und antiquarischer Ausbeute ziemlich unergiebig. Es erging ihm eben wie es Andern vor ihm ergangen ist und Vielen auch künftig noch ergehen wird: er fand überall nichts, wenigstens dasjenige nicht, was er suchte und erwartet hatte. Der Anblick alten Grundgemäuers, das Niemand verbrennen oder forttragen konnte, war außer der Befriedigung natürlicher Wanderlust fast der einzige Gewinn mehrwöchentlicher Mühseligkeit und Entbehrung aller Art. Was von seiner Sidero-Porta-Entdeckung zu halten sei, ward oben schon bemerkt. Ueber Euböa und andere Inseln verspricht Hr. Buchon in einem besonderen Werke zu verhandeln, hat aber sein Versprechen bis heute nicht erfüllt*). Natürlich fällt die Zögerung auch in diesem Falle nicht ihm, sondern dem verzweifelten Frost des Publicums zur Last, das einem weitern Bande Buchon'scher Hellas-Abenteuer nicht so heißhungrig entgegensah, wie der Kritikus in den Wiener Jahrbüchern dem zweiten Theil von Tischendorfs Reise in den Orient.

Kluge Leser fragen vielleicht, ob Hr. Buchon seine gelehrte

*) Nach neuesten Berichten ist Herr J. A. Buchon zu großem Leidwesen seiner gelehrten Freunde Anfangs Mai v. J. (1846) in Paris mit Tod abgegangen. Nachträgl. Bemerkung.

Frankenruinen-Tour etwa in Zitun ſchon geſchloſſen habe, und warum er nicht auch nach Morea gegangen ſei, wo ſich die Feudalbarone viel länger behaupteten und viel deutlichere Spuren ihrer Macht zurückgelaſſen haben, als jenſeits des Iſthmus von Korinth? Die Richtigkeit dieſer Bemerkung konnte einem Manne vom Scharfſinne und von der ſtricten Gelehrſamkeit des Hrn. Buchon unmöglich verborgen bleiben. Kaum hatte Hr. Buchon ſich durch mehrwöchentliche Raſt und „causerie" in Athen wieder gekräftiget und erfriſcht, als er mitten in der Sommerglut des griechiſchen Himmels (2. Juli 1840) ſeine Morea-Tour begann. Eine Morea-Tour beſchreiben iſt aber unſerer Vorſtellung nach ein höchſt mißliches Unternehmen, und nebenher vielleicht eine der bedenklichſten Proben, die ein abendländiſcher Literat vor dem Publicum beſtehen kann. Der Contraſt zwiſchen der claſſiſchen Größe des Alterthums und der jämmerlichen Nichtigkeit der Gegenwart iſt ſo erdrückend, daß ſelbſt die Macht des geübteſten Federkünſtlers am Thema zu Schanden wird. Was ein deutſcher Gelehrter in dieſem Puncte überhaupt zu leiſten vermöge und wieviel Angenehmes und Witziges er dem Leſer über Morea zu ſagen wiſſe, hat uns Meiſter Greverus am beſten dargethan. Und gewiß ſieht mancher Leſer neugierig auf die Grazie hin, mit der ſich ohne Zweifel der feine und tactvolle Franzoſe auf der ſchlüpfrigen Arena fortbewegt. Denn daß er uns Deutſchen in der Kunſt allzeit nur Schickliches zu reden überlegen ſei, bezweifelt Hr. Buchon ſelbſt am wenigſten; und ſicherlich hat er auch des Dichters goldene Vorſchrift, das Geheimniß jeder guten Compoſition, „Unbedeutendes zu übergehen und alles Glanz- und Farbloſe aus der Erzählung wegzulaſſen"

et quae
desperat tractata nitescere posse, relinquit

in seiner Morea-Odyssee kundiger und praktischer durchgeführt, als weiland die moraitische „Wein- und Wanzenchronik" aus Oldenburg.

Gleich zu Epidaurus, wo Hr. Buchon auf einer Barke aus dem Piräus kommend in herkömmlicher Weise Morea zuerst betrat, wird der schlechte Einkehrstall und die bedeutende Peripherie des kleinstimmigen Wirths beschrieben, wie er heimlich Oel aus der Lampe nahm und für den fremden Gast Eier schmorte. Milch brachte Hr. Buchon selber auf, aß und legte sich auf der Erde zum Schlafen nieder, schaute aber um vier Uhr Morgens schon wieder zum Fenster hinaus. Um sechs Uhr ritt Hr. Buchon fort zu einer Tagpartie, um zuerst das citronenreiche Gartenthal von Piada mit zwei halbfränkischen Schloßruinen und nachher, drei Stunden weiter fort, Dorf und Burgverlies in Angelo-Castro anzusehen, wo er die Gegend steinig, dürr und ausgebrannt, die Rede der Bewohner aber zu nicht geringer Bestürzung „albanesisch" fand. Doch tröstete ihn über diese gräßliche Entdeckung das Streben der jungen Angelo-Castro-Generation, die griechische Sprache durch Schulunterricht zu erlernen. Auf dem späten Heimritt nach Epidaurus schien der Mond hinter dem Berg hervor zauberisch und warm wie bei uns die Sonne, und blitzte der helle Meeresspiegel geheimnißvoll und stille das Mondlicht auf die dunkeln Pomeranzenhaine wieder.

Von Epidaurus ritt Hr. Buchon auf wohlbekanntem, von Jedermann betretenem und schon oft beschriebenem Wege nach Nauplia, machte von dort Ausflüge nach Tirynth, nach Argos, nach Mycene und Tolon, sah überall dieselben Ruinen, dieselben ausgedorrten Steppen und dieselbe Langeweile und dieselbe Noth, die auch Andere gesehen und empfunden haben; Hr. Buchon macht über alles dieses auch ungefähr dieselben Bemer-

kungen, die man auch ſchon anderswo geleſen hat und hier nicht wiederholen will. Nur die kurzen unzuſammenhängenden Notizen, die Hr. Buchon über die Feudalbarone und ihre zerſtörten Felſenneſter in ſein Reiſebuch verwebt, die aber Niemand beachten will, gehören ihm zugleich mit der „Baronie des Diomedes" eigenthümlich an.

Von Nauplia ſchiffte Hr. Buchon nach Aſtros hinüber in „delicióſer Fahrt" und ritt noch fünf Stunden weiter ins Gebirg hinauf gegen die Marken der Zakonen, um das in einheimiſchen Balladen jetzt noch beſungene „Caſtell der Schönen" aufzuſuchen. Die Mauerreſte auf ſteilem Felſen, ein Thor, ein Fenſter und auf der höchſten Spitze das Verlies, dann die Bäume und das Geſträuch maleriſch aus den Trümmern brechend; die ſchöne Fernſicht auf den Taygetus und auf Hydra, die Erinnerung an die Vergangenheit und an die alte Frankenpracht im verlaſſenen Caſtell und dazu das Lied des ſingenden Ziegenhirten erweichten das Gefühl, und melancholiſch-träumend ſaß der Pilger auf den umrankten Trümmern, wo ihn „balſamiſch und lieblich" die Sommernacht überfiel. Erſt des andern Morgens früh ritt der Träumer wieder zu ſeiner Segelbarke nach Aſtros hinab und lenkte den Kiel in ſchwärmeriſcher Vollmondnacht ſüdwärts gegen die Felſenfeſtung Monembaſia auf baumloſem, ausgedorrtem, faſt menſchenleerem Eilande dicht an der Küſte von Lakonien. Zu finden und zu ſehen war auf Monembaſia freilich wieder nichts als unfruchtbares Geſtein, leere Trümmer, Verlaſſenheit und jammervolle Oede ſoweit das Auge reichte. Hr. Buchon kam aber doch zufrieden, trotz vieler Plage durch Gegenwind und Wellen, nach Nauplia zurück.

Erſt nach dieſen Präludien unternahm Hr. Buchon eine größere Wanderſchaft durch das Innere von Morea und kam, von Nauplia zu Lande über Myli und Tripolitza reitend, in

raſchem Zuge bei den Ruinen von Sparta an. Amtliche Berichte, ſagt Hr. Buchon, reden wiederholt von einer neu angelegten Fahrſtraße zwiſchen Nauplia und Tripolitza. Glaubt es ja doch nicht! es beſteht auf beſagter Strecke nicht bloß keine route carrossable, ſondern überhaupt gar keine Route und die Myli muß man häufig durch Sand, Sumpf und Brandung reiten. In unſerer Vorſtellung gäbe es kein peinlicheres Geſchäft, als über eine Tour von Nauplia nach Lacedämon ohne tödtliche Langeweile für den Leſer Bericht zu thun. Was ſah und bemerkt aber auch Hr. Buchon auf ſeiner Sparta-Fahrt? Zu Myli etwas Ruinen, zu Alt-Muchli kaum Ruinen, zu Tripolitza wenig Häuſer und viel Ruinen, zu Nikli wieder Ruinen, in Sparta abermals Ruinen und ſelbſt im nahen Miſtra zwei Drittheile in Ruinen, und vorher im Einkehrſtall zu Vurlia als einzige Labung rohe Garten-Zwiebel. Das Eurotaſthal hat freilich Reichthum an fettem Grunde, an Feigen-, Maulbeer-, Limonien- und Orangenbäumen, an Hecken von Lorbeerroſen, blauen Lilien und Narciſſen; an dichtem Graswuchs, an Strauchwerk und Blumenflor; auch an hellem Waſſer fehlt es in Sparta nicht und beſonders hoch, üppig, dunkel und warmgrün iſt der Oelbaum dieſes Landes. Nur der Menſch fehlt hier, die gute Ordnung und der nachhaltige Trieb den Naturreichthum ergiebig und gerecht zu beſchicken und auszubeuten. Das officielle Sparta will indeſſen auch nicht wachſen, und unſerem Wanderer fehlt entweder der unparteiiſche kräftige Wille oder vielleicht gar die nöthige Wiſſenſchaft, ſein Thema auch für uns fruchtbar und erquickend zu behandeln. Nirgend will Hr. Buchon über die Epoche ſeiner Feudalbarone hinaus, die doch im Eurotaſthal keine andere Spur zurückgelaſſen haben, als die halbzerſtörte Citadelle auf dem koniſchen Miſtra-Hügel. Nirgend fällt ihm der Gedanke ein, was und wieviel ge-

ſcheben mußte, bis um Sparta und in ſeiner Nachbarſchaft Ortſchaften mit Namen Opſchina, Miſtra, Sagan, Lukow, Magula, Lewetzow und Warſchau entſtehen konnten? Daß die Regierung von Byzanz nach Unterwerfung der Landſchaft „Morea“ dicht an den Trümmern des alten durch Alarich verwüſteten und in den langwierigen Slavenkriegen völlig demolirten Sparta eine barbariſche Ortſchaft zur Stadt erweitert, befeſtigt und Lacedämon genannt, der Franke Ville-Hardouin aber im dreizehnten Jahrhundert dieſes byzantiniſche Lacedämon wieder abgebrochen und die Bevölkerung in das eine Wegſtunde entfernte und von ihm befeſtigte Miſtra überſiedelt habe, iſt für uns Deutſchen ebenſo wenig eine Neuigkeit als der Beiſatz des gelehrten Hrn. Buchon, daß der Name „Sparta“ in den byzantiniſchen Schriften nach Umſtänden von jeder der drei genannten Localitäten zu verſtehen und folglich ein dreifaches Sparta zu unterſcheiden ſei. Miſtra iſt aber kein franzöſiſches, ſondern ein ruſſiſches Wort und bedeutet nicht, wie Hr. Buchon meint, „Maitresse ville“, ſondern eine in das Flachland hineinragende „Berghöhe“, was die Lage der Stadt auch wirklich iſt und unſer gelehrter Gegner Dr. Zinkeiſen am beſten nachgewieſen hat.

Der kürzeſte Weg von Miſtra nach Calamata in der fruchtbaren und baumreichen Landſchaft Meſſenien beträgt nur eine Tagereiſe, führt aber durch einen rauhen Bergzwalt des Taygetus und wird nicht ohne Mühe zurückgelegt. Hr. Buchon, der ſich bekanntlich aus Schwierigkeiten nicht viel macht und allzeit vorwärts geht, kam in beſter Laune und ohne alle Gefährde „um ſieben Abends“ in Calamata an, was ihn um ſo mehr freute, als ſein vielgeprieſener Wilhelm Ville-Hardouin, Fürſt von Morea, hier geboren ward und das Städtchen ſelbſt in der Phantaſie des Wanderers mehr einen franzöſiſch-berryſchen als griechiſch-meſſeniſchen Zuſchnitt hatte. Hr. Buchon glaubte „ohne

gerade zu wiſſen warum", Moulins en Bourbonnais zu ſehen. Zu Calamata aß und trank Hr. Buchon ſehr gut in den Häuſern vornehmer reicher Leute, wo es ſchöne, franzöſiſch gekleidete Frauenzimmer und meiſtens auch franzöſiſche Möbeln gab. Der Abend hingegen ward in „aimables causeries" hingebracht, an deren Schluſſe „Jedermann, wie zu Moulins en Bourbonnais, ſeinen Diener rufen und ſich nach Hauſe leuchten ließ, indem vermuthlich Jeder ſeine ſpitzigen Bemerkungen über die Bekanntſchaften des Tages machte, wie es ebenfalls en Bourbonnais, en Berry und en Champagne üblich iſt." — Durch die weiſe Fürſorge der Frau Nicolaïdi konnte ſich zwar der müde Hr. Buchon zwiſchen zwei friſchen Betttüchern ausſtrecken, wachte aber dennoch am früheſten Morgen ſchon wieder auf, weil die Hitze zu Calamata erſchrecklich iſt. Eben dieſer Hitze wegen verließ Hr. Buchon Calamata bei Nacht und war mit Sonnenaufgang bei der berühmten Ruine von Meſſene, in deren Bereich das gaſtliche Kloſter Volcano liegt, wo einſt der deutſche Hr. Greverus, nachdem ſämmtliche Weinkrüge ausgetrocknet waren, für Linderung des Durſtes noch „griechiſche Abendluft getrunken hat." Ueber die oft beſchriebenen Meſſene-Mauern gar nichts ſagen durfte Hr. Buchon freilich nicht. Hr. Buchon macht es aber gnädig und reitet ohne langes Präambulum und Wortgepränge friedlich weiter über Niſi und Petalidi nach Coron, Modon und Navarin, wo er überall und zwar mit Recht das Lob der Franzoſen ſingen hörte. Dagegen ſtellt Hr. Buchon auch ſeinerſeits Tugenden und Vorzüge der Griechen, ihre Höflichkeit, ihre Dienſtwilligkeit und ihren natürlich ehrenhaften Sinn gewaltig hoch; deſto tiefer aber und parteiiſcher werden bei jeder Gelegenheit „les Bavarois" und ihre Staatscapacität herabgeſetzt.

Zu Navarino wird Hr. Buchon freilich wieder etwas ge-

schwätzig und redebreit, was man einem Franzosen wahrlich nicht verübeln darf — denn was immer an jenem trübseligen Strande und im fruchtbaren Messenien, ja vielleicht in Hellas überhaupt Gutes, Kräftiges und Geordnetes besteht, wem verdankt man es im Grunde, wenn nicht dem hochherzigen und freigebigen Zuthun der französischen Regierung unter dem unglücklichen Charles X.? Nicht etwa bloß die Arbeiten und Bauten am Strande zu Navarin sah Hr. Buchon kundig an, er suchte auch den französischen Garkoch Kleber auf und ritt nachher in das Dorf Meso-Chori hinaus, wo die Bauern Getreide droschen und erzählten, daß sie häufig leichte Münzen im Acker finden, die natürlich wieder nichts anderes als „deniers tournois" der Feudalbarone waren. Von zwei Kirchen des Ortes, sagt Hr. Buchon, sei die eine byzantinisch und alt, die andere ebenfalls byzantinisch und ebenfalls auf altem Grund erbaut. Abends war Hr. Buchon wieder in der Stadt und schlief im Hause des Gouverneurs auf einem langen Canape.

Nach diesen wichtigen Nachrichten verließ Hr. Buchon schon um vier Uhr Morgens Navarin und ritt an demselben Tage über Gargaliano und Philiatra eilf Stunden weit in das neuerbaute Städtchen Arcadia, wo er eine von den Türken halbverbrannte Kirche mitten im Orte und einen alten viereckigen Frankenthurm oben im Schlosse fand. Schon um Gargaliano ist die Landschaft wundervoll und von einem Baumreichthum, von einer Ueppigkeit und Schattenfülle, deren Labsal man Sommers in Morea doppelt fühlt. Vor Philiatra schenkte ein Grieche dem nüchtern und matt vorüberreitenden Hrn. Buchon, „bloß weil er ein Franzose war", eine große süße Korinthentraube, und im Orte selbst bot ihm aus demselben Grunde ein Steinguthändler sein Haus zum Ruhen an und sorgte mit der größten Freundlichkeit und zu den billigsten Preisen für die

Mittagekost. Wenn Hr. Buchon bei dieser Veranlassung neuerdings Politur und Dienstlichkeit der Griechen für ihren Röchsten rühmt, wird man es natürlich finden und lobenswerth, wären nur nicht unter allen Völkern — seiner Angabe nach — „les Bavarois" allein von dieser Praxis griechischer Menschlichkeit ausgeschlossen! Einem „Bavarois", meint Hr. Buchon, hätte man in Philiatra weder Trauben noch Ruheplatz angeboten. Hr. Buchon benützt sein Glück und seinen Credit aufs unbarmherzigste, um den armen Bayern im Allgemeinen, der „régence" aber insbesondere grausam und schonungslos den Text zu lesen. Unkunde der Sprache und Säumniß, die Localgewohnheiten in Beziehung auf Bewässerung, Forstcultur und Weideland, auf Ackerbestellung und Municipalverfassung zu sammeln und weise zu benützen, rechnet Hr. Buchon unter die größten Sünden der „régents Bavarois", die sich um Alles in der Welt, aber nur um Griechen und Griechenland nicht im geringsten bekümmert haben. Diese Anschuldigungen wären gar zu leer und unerträglich, würden sie nicht einigermaßen durch das Lob gesühnt, das Hr. Buchon dem König Otto I. spendet. Alle Vorzüge besitze der König, aber geschehen sei zum wahren Wohl des Landes und zu seiner Beruhigung doch noch immer nichts. Am meisten verübelt Hr. Buchon der griechischen Regierung, daß sie fette Staatsländereien lieber verwildern als um billigen Preis verpachten oder verkaufen läßt.

Nach dieser scharfen Strafpredigt auf die armen Bavarois und ihr Griechenregiment ritt Hr. Buchon über Sidero-Castro und die wilde Neda-Schlucht zu den großartigen Ruinen von Phigalia ins Gebirg hinauf, besah die riesigen Mauertrümmer Nachts im Vollmondlicht und stand des andern Tags in noch rauherer und noch wilderer Höhe, herkömmlich erstaunend, drei Stunden lang am Apollo-Säulentempel zu Bassä bei Dragoï, und kam

endlich über Andritsena und Lauda, zum Theil durch dürr und schluchtig ausgebrochenes Terrain, glücklich nach Caritena im Alpheus-Thal herab.

Hr. Buchon gesteht zwar redlich ein, daß die Bewohner des Gebirgstockes zwischen Sidero-Castro und Andritsena in mehr als zwanzig namentlich aufgeführten barbarischen Ortschaften nur albanesisch sprechen, vergißt aber nicht beizufügen, daß die slavische Bevölkerung Morea's viel weniger intelligent als die griechische ist. Hr. Buchon hat bekanntlich das Unglück die Albanesen überall für Slaven zu halten und vom Griechenland des byzantinischen Zeitalters nichts weiter zu kennen, als die Namen der fränkischen Feudalbarone und ihrer öden Burgverliese. Unter diesen spielte Schloß und Baronie „Caritena" in den Geschichten Morea's im Mittelalter freilich eine besonders wichtige Rolle, und Hr. Buchon war über den Anblick der Burg um so mehr entzückt, als sie in der Hauptsache noch ganz wohl erhalten, weitläufig, bewohnbar und Eigenthum der Familie Colocotroni ist und selbst von Ibrahim Pascha ihrer Festigkeit wegen nicht angegriffen wurde. Hr. Buchon begnügt sich aber nicht, dem Leser diesen gallischen Ritterbau bündig und anschaulich vorzumalen; Hr. Buchon hält sich auch verpflichtet, über persönlich Erlebtes Bericht zu thun und in Sonderheit ein kleines, aber doch ungemein merkwürdiges Abenteuer zu beschreiben, das er unten im Städtchen Caritena mit den Hennen zu bestehen hatte. „Endlich", sagt Hr. Buchon, „brachte ich es dahin, Hausfrau und Hennen aus dem Zimmer hinaus zu schaffen, wo sie gemeinschaftlich ihre Wohnung hatten. Ich öffnete meinen Koffer", fährt Hr. Buchon in der Erzählung fort, „und breitete, nachdem ich umgekleidet war, das Necessär auseinander, um zu schreiben und Notizen einzutragen; aber kaum hatte ich mich gesetzt, als eine der ausgetriebenen Hennen zuerst ihren Kopf unterhalb der

Thür hereinſteckte, dann zwiſchen Thür und Schwelle gepreßt ſich leiſe hereindrückte und vollends in das Zimmer drang; eine zweite folgte bald, dann eine dritte und am Ende waren ſie alle da, trieben ſich um, flatterten, pickten überall, ſchlüpften mir zwiſchen den Beinen durch und ſtiegen ſogar auf den Tiſch hinauf.“ Hr. Buchon begann eine neue Jagd und brachte nicht ohne Mühe und Erhitzung, wie er ſagt, die ungebetenen Gäſte endlich zur Thür hinaus, ging dann heftig aufgeregt wieder herein und ſetzte ſich zu ſeinen Papieren hin. Aber ſieh da! die Noth war noch nicht zu Ende: im Zimmer war auch eine kleine Fenſteröffnung und die Hennen in ihrer Bosheit zogen um das Haus herum und flatterten eine nach der andern durch dieſes einzige Fenſter wieder zu Hrn. Buchon in das Zimmer herein. Neue Jagd, neue Noth und Hitze, und Hr. Buchon fand keine Rettung vor den Hennen zu Caritena, bis er endlich den Fenſterladen ſchloß und ſeine Notizen im Dunkeln ſchrieb.

Daß dieſes Hennen-Intermezzo an und für ſich ein nachhaltiges und tiefgreifendes Ereigniß ſei, könnte eigentlich doch Niemand behaupten, wenigſtens dieſſeits des Rheinſtroms. Jedenfalls aber ſtellt es die Natur des arkadiſchen Hausgeflügels und den unbezwingbaren Muth unſeres Wanderhelden neben überreicher Fülle an zweckmäßigen und ſchnellwirkenden Auskunftmitteln in kritiſchen Augenblicken in ein ſchönes neues Licht. Unwillkürlich denkt man hier an ein wohlbekanntes, das Weſen der politiſchen Geſchäftsleute plaſtiſch malendes Dictum des Miniſterpräſidenten vom erſten März: „Jaget ihr mich bei der Thür hinaus, komme ich beim Fenſter wieder herein“, ganz wie die Hennen von Caritena.

Unmittelbar nach dieſer denkwürdigen Begebenheit machte Hr. Buchon einen Ausflug oder eigentlich eine hiſtoriſch-geographiſche Entdeckungsfahrt, die ihm allein angehört und die

ihm des sichern Tactes und des vollständigen Erfolges wegen die größte Ehre macht. Hr. Buchon ritt über den Platz, wo einst das große Megalopolis stand, gen Lundari hinauf und ruhte nicht, bis er die Stelle der beiden Slavenstädte Weligosti und Gardichi aufgefunden hatte, die in der moraitischen Frankenzeit eine große Rolle spielen und heute fast bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Weligosti (zu deutsch Wolgast) war eine große Stadt, zugleich Hauptort einer der wichtigsten Zupanien im slavinischen Morea und lag auf der Feldebene unweit des heutigen Lundari am Kerillopotamo. Stadt und Schloß sind zwar völlig demolirt, und bis auf Weniges selbst die Trümmer fortgetragen, aber die Gegend selbst mit den spärlichen Ruinen, eine halbe französische Meile in der Ausdehnung, heißt bei den umwohnenden Landleuten noch immer „Weligosti". Noch sinnreicher und schlagender weist Hr. Buchon die Lage von Macri-Plagi und Gardichi nach, wo die Feudalritter einst große Thaten verrichtet und später die Türken (1460) schauderwolle Denkmale ihrer Barbarei und Eroberungskunst zurückgelassen haben. Was in solchen Fällen die Kenntniß der Landessprache und der unmittelbare Verkehr mit den Eingebornen der untern Volksclassen nütze, kann der sorgliche Leser aus diesem Theil des Buchon'schen Reiseberichts am besten lernen. Leider ist, wie man wiederholt bemerkt, die Theilnahme der Abendländer an Dingen des byzantinischen Griechenlands so kalt und unbedeutend, daß man ohne Verdruß und Langeweile zu erregen die Sache hier nicht umständlicher besprechen könnte. Wer von uns verlangt auch zu wissen, *was* und *wo* Weligosti und Gardichi in Morea sind? Die Stätten von Megalopolis und Weligosti indessen sind nur zwei Wegstunden von einander entfernt und die Ueberbleibsel beider ungefähr von gleichem Belang, und doch ist der Name „Megalopolis" zu merklicher Betroffenheit des Hrn.

Buchon im Gedächtniß der Umwohner völlig erloschen, während Jedermann wußte, wo einst Weligosti stand. Nichts Zäheres gibt es in der Welt als Namen und Redeweise. Zerstöre man immerhin die Städte und breche man auch noch den Grund heraus, der Name lebt dennoch fort, so lange dieselbe Menschenrace im Lande bleibt, die den Ort noch gesehen hat. Was muß erst vorgegangen sein, bis sich das Bleibende, das Unzerstörbare, das alle politischen Umwälzungen Ueberlebende einer Landschaft, bis sich der Hügel, der Bach, das Gesträuch, die Haide und der Gebirgsknoten so vollständig etymologisch verwandeln konnten, wie man es z. B. im heutigen Elis, Lacedämon und Arkadien, ja in der ganzen Morea findet, sobald man nur die Landkarte von heute mit der Beschreibung des Pausanias zusammenhält?

Bei der politischen Engherzigkeit und beim kurzen Blick des Hrn. Buchon ist es ein Glück, daß er die Bedeutung der Namen nicht versteht, die er mit ebenso viel Eifer als Geschick geographisch zu bestimmen weiß. Ein einziges Beispiel zeigt dem Leser aufs anschaulichste, wie weit die Einsicht des Hrn. Buchon in dieser Sache reicht. „Vostitza", sagt er, „ist das alte Aegium des Agamemnon", was auch sicher Niemand bestreiten wird. Auf das alte Aegium des Agamemnon, fährt Hr. Buchon im Argumente fort, folgte die Baronie Vostitza der (französischen) Familie Charpigny. Auf die Franzosen folgten die Türken, und heute endlich sind die Griechen in ihr altes Besitzthum wieder eingetreten. Die Spuren dieser vier Occupationen, bemerkt Hr. Buchon zum Schluß, sehe man deutlich in den vier verschiedenen Lagen, die Vostitza nach einander eingenommen hat. Alles zugegeben was der weise Politicus hier besagt, scheint uns der Sprung von Agamemnon auf den Freiherrn von Charpigny herab doch etwas bedenklich, und Hr. Buchon hätte auch sagen

ſollen, wie gerade in dieſer Zwiſchenzeit aus dem Aegium Agamemnons ein fränkiſches Voſtitza wurde und dieſes Voſtitza ſich in allen nachfolgenden Verwandlungen gleich geblieben iſt!*) Wir wollen Hrn. Buchon und ſeine politiſchen Glaubensbrüder durch derlei Verfänglichkeiten nicht weiter ärgern und es dem Leſer ſelbſt zu bedenken überlaſſen, wie Hr. Buchon auf ſeinem Ritt von Caritena das Alpheusthal hinab gegen Olympia und über Patras durchs Gebirge längs dem Golf nach Korinth Namen wie Zatuna, Iſova, Prinitz, Achova, Arachova, Chlomutz, Klarenz, Kamenz, Chulm, Glogova und noch einmal Warſava treffen konnte, ohne daß ihn dieſe Klänge weder durch ihre Zahl, noch durch ihre Form, noch durch ihre Bedeutung ins Gedränge bringen? Und doch bemerkt Hr. Buchon ſinnig und richtig, daß ſich die Sprache der barbariſch-griechiſchen Frankenchronik von Morea (1307) mit allen ihren Gallicismen im heutigen Volksdialekt der Provinz Elis noch vollſtändig erhalten habe, weil die Herrſchaft der franzöſiſchen Barone in Elis am längſten und am kräftigſten geweſen ſei. Hr. Buchon iſt aber doch nicht ganz auf der Höhe der Wiſſenſchaft, ohne die man die gegenwärtigen Zuſtände Griechenlands weder vollſtändig erkennen, noch gehörig deuten kann. Voll Kümmerniß und Niedergeſchlagenheit, daß ihm ſelbſt griechiſche Ortsobrigkeiten die Trümmer des alten Aegira als Reſte einer Frankenburg bezeichneten, legt Hr. Buchon das Bekenntniß ab: es ſei doch ein betrübender Gedanke, mitten unter großartigen Ruinen einer Stadt herumzuwandeln, von der die Nachkommen der einſtigen Bewohner nicht einmal den Namen wiſſen. Der gute Hr. Buchon meint noch immer, zwiſchen Agamemnon und Plaputas haben ſich nur Baron Charpigny und Churſchid-Paſcha vorübergehend eingeſchlichen!

*) Voſtitza iſt ebenſo rein ſlaviſch wie die gegenüberliegenden Bergnamen Warſava, Glogova und Veternitza.

In der Doppelabſicht, etwa noch altes Hellenengemäuer zu ſehen und zugleich die Stelle aufzuſuchen, wo ſich die franzöſiſchen Barone um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gegenſeitig eine Schlacht geliefert haben, ging Hr. Buchon, der in Griechenland nur Helleniſches und Franzöſiſches kennt, von Korinth nicht auf dem nächſten Weg über Megara und Eleuſis nach Athen zurück, ſondern ſtreifte ſeitwärts über das iſthmiſche Gebirge gegen Vilia und Gryhtocaſtro (Zigeunerburg) bis an die böotiſche Grenze hin. Daß er im ſtarkbevölkerten Vilia nur Albaneſen gefunden habe und den Einkehrſtall zu Chora unweit Kundura auch ein Albaneſe halte, der die fremden Wanderer tapfer ſchröpfe, ſagt Hr. Buchon allerdings. Hr. Buchon hat aber nicht bemerkt oder ſagt es vielleicht nicht gern, daß die ganze Landſchaft um den Iſthmus nur von Albaneſen bevölkert ſei und in mancher großen Ortſchaft ſogar Niemand ein Wort griechiſch rede, wie in Perachora und Nachbarſchaft. Ueber das Einzelne thut Hr. Buchon überall guten und gewiſſenhaften Bericht; zum allgemeinen Begriff und zum überſichtlichen Bilde aber erhebt er ſich ſelten oder nie. Sonſt hätte uns Hr. Buchon geſtehen müſſen, daß vom griechiſchen Königreich wie es heute iſt, die eine gute Hälfte albaneſiſch ſpricht und das Neugriechiſche erſt noch lernen muß, von der andern Hälfte aber ein bedeutender Diſtrict ſogar die ſlaviſche Zunge noch bewahrt.

Von dieſen griechiſchen Albaneſen, die Hrn. Buchon auf ſeinen Wanderungen allenthalben begegneten und die ihm auch überall ſtarke Zechen ſchrieben, wird eben deswegen keine beſonders günſtige Schilderung gemacht. „Heißhunger nach Talari" ſei zwar gemeinſamer Fehler der ganzen Albaneſenrace, der Stall-Albaneſe von Chora aber habe es hierin zur Virtuoſität gebracht und könne ſelbſt ſeinen Genoſſen in Phigalia, Korinth und Vilia noch als Muſter dienen. Damit reiſeliebende Abendländer vor-

aus wiſſen, was ihnen das Uebernachten in einem helleniſchen Roßſtall koſte und wie billig man vergleichungsweiſe in Gaſthäuſern lateiniſchen Bekenntniſſes behandelt werde, ſoll zum Schluſſe noch der Conto figuriren, den Hr. Buchon für ein Nachtlager im Stall von Chora oberhalb Eleuſis zu bezahlen hatte. Zu eſſen hatte Hr. Buchon ein zähes Huhn, alten Käſe und friſche Trauben; zum Schlafen aber ward eine Thür ausgehoben und der herbſtlichen Lüfte wegen ein Feuer neben dem Lager unterhalten. In der Frühe kam der Albaneſe mit der Rechnung, auf welcher jegliches gewiſſenhaft und mit einer ſtrengen, ſelbſt für abendländiſche Contoſchreiber exemplariſchen Analyſis verzeichnet war *).

In gleicher Weiſe wurden auch die übrigen Reichniſſe in ſchönſter Gliederung zu Papier gebracht, ſo daß am Ende bei aller Ermäßigung der einzelnen Poſten durch Hrn. Buchon im Ganzen doch eine Rechnung von nahe an fünfzehn Franken zu Stande kam, was für eine zähe Henne und eine attiſche Roßſtallnacht allerdings nicht wenig iſt. Statt dieſes albaneſiſche Wirthshausmanuſcript zuerſt in ſeiner Form philologiſch-grammaticaliſch zu prüfen und durch berichtigende Zuſätze zu einer zweiten verbeſſerten Auflage vorzubereiten, ſtatt ſodann die einzelnen Anſätze

*) Für ein lebendiges Huhn . . . . . ſoviel;
um es zu tödten . . . . . ſoviel;
um es zu rupfen . . . . . ſoviel;
um es zu putzen . . . . . ſoviel;
um es an den Spieß zu ſtecken und eine halbe Stunde lang zu wenden . . ſoviel;
um Feuer anzuzünden . . . . . ſoviel;
um das Feuer zu unterhalten . . . ſoviel;
für einen Platz im Roßſtalle . . . . ſoviel;
um die Thür auszuheben . . . . . ſoviel;
um ſie wieder einzuhängen . . . . ſoviel;
um ſie die ganze Nacht liegen zu laſſen ſoviel;
für die Rohrdecke als Unterlage . . . ſoviel ꝛc.

nach den Principien der Moralphiloſophie und des Naturrechts ſorglich abzuwägen, was in dieſer Lage ſicherlich unter Zank, Gemarke und Ermahnungen jeder Art ein ſparſamer Deutſcher thäte, bezahlte Hr. Buchon, wie er ſagt, mit der ſeiner Nation angebornen „Generoſität“ die verlangte Summe und ritt denſelben Tag — an Erfahrung ſchwer, an Talari aber ziemlich leicht — über Eleuſis nach Athen zurück, das er vor bald drei Monaten verlaſſen hatte.

Dr. Joſeph Wolf: Sendung nach Bochara im Jahre 1843—1844.

(1846.)

Im ganzen Gebiete des Islam, ſagt El-Istachri im „Buch der Länder", habe ich weder einen ſchöneren Ort geſehen noch von einem ſchöneren gehört, als Bochara im Thale Sogd. Selbſt die Waldoaſe Damaskus ſtehe an Schönheit und anmuthsvollem Reize noch hinter dieſem Zauberlande, ſeinem Wieſengrün, ſeinen Gärten, ſeinen Roſenbüſchen und ſeinen dazwiſchenfließenden im Laubgehege verſteckten Waſſerbächen zurück, die von Bochara an über Samarkand hinaus längs dem Thalbett des Sogdſtromes rechts und links auf einer Strecke von acht Tagreiſen ein zuſammenhängendes Paradies irdiſcher Glückſeligkeit — eines der fruchtbarſten, angenehmſten und reichſten Länder des Islam bilden. Wenn das Auge von der Citadelle über den unabſehbaren Grünteppich der Umgebung ſchweift, muß der Eindruck um ſo wonnevoller ſein, da ſich das Bocharagrün, nach der ausdrücklichen Bemerkung der Morgenländer, verſchieden vom Grün anderer Gefilde, in ſeinem Schmelz der Himmelsfarbe nähert und überdies noch außerhalb der Ränder dieſes beglückten Thales von drei Seiten die waſſerloſe Wüſte liegt. Dieſen natürlichen Herrlichkeiten kommt auch noch Thätigkeit und Kunſt zu Hülfe; der Boden iſt trefflich angebaut und überdies von einem ſchönen Menſchenſchlag bewohnt.

Das alles, denkt der europäiſche Leſer, mag richtig ſein und Bochara ſoll unſertwegen für ein wahres Eden gelten; möchte

nur auch das Regiment in diesem schönen Lande besser sein! Was nützt der Bach? was nützt das Grün mit der Himmelsfarbe, wenn der Mensch in Bochara keine Rechte hat? wenn Leben und Eigenthum ein Spiel dynastischer Launen sind und der Fürst, ohne die öffentliche Meinung gegen sich aufzulehnen, wider alles Völkerrecht sogar fremde Gäste tödten kann? Das Bedürfniß nach Gesetz und Gerechtigkeit regiert zu werden und die öffentlichen Angelegenheiten bei allen Völkern des Erdbodens streng sittlich und nur im Interesse des Gesammtwohles geführt zu sehen, ist für den Abendländer überall eine Quelle von Sorgen, von Entbehrung, von Genußstörung, von unruhvoller Beweglichkeit und Gemüthsbeängstigung, die uns die schönsten Scenen verleiden und die reinsten Empfindungen vergiften, während sie der Asiate überhaupt und der Bocharese insbesondere gar nicht kennt oder doch viel oberflächlicher fühlt, als man im gereizten Europa glaubt. Wie ängstlich man im Occident die Gewalt controlirt und wie unerbittlich man ihre geringsten Fehler rügt, ja selbst das leiseste Schwanken auf der Linie des Rechten schon prophylaktisch läutert und beschreit, sehen wir in den Organen deutscher Oeffentlichkeit, besonders in der Localpresse von München kräftig, herzhaft und männiglich erquickend beinahe jeden Tag. Ist z. B. am Sonntag der Krug nicht voll oder das Brod zu dünn, empört sich deutsches Rechtsgefühl viel rascher und gebärdet sich die öffentliche Meinung weit ungestümer, als wenn sich der strenge Torykral in Hannover Eingriffe in die bestehende Ordnung erlaubt und sich allerlei Peccadillen dieser Art zu Schulden kommen läßt. In Bochara sind sie schon besser disciplinirt und stärkeres zu erdulden eingeübt.

„In Kiari Padschah est" *) („das ist wieder einmal ein

*) In dieser Weise soll Dr. Wolfs Bochara-Phrase „Een Kary Padsha hast" (I, 325) nach deutscher Sprechart geschrieben werden. Das zu Stam-

Königsact"), iſt alles was die Leute ſagen, wenn „der Fürſt der Rechtgläubigen" ſeine Unterthanen nach Belieben plündert, wenn er ihnen ſogar die Weiber nimmt und den Verweigernden augenblicklich tödten läßt. Und doch kennt man den Preis der Gerechtigkeit und würdigt man die Vorzüge geſetzlicher Ordnung in Bochara ebenſo richtig als im Abendland. Warum aber beſitzen wir allein dieſes köſtliche Gut und bleibt es den Völkern des Orients noch immer vorenthalten? Liegt der Grund im Charakter der Nationen? liegt er in der Religion? in der Sitte, im bloßen Zufall oder im Fatum dieſer Länder ſelbſt? Die alte Frage der Philoſophen: „warum ſo viel Schlechtes in der Welt und warum das Gute an Zahl, Kraft und Wirkſamkeit bis auf den heutigen Tag überall in der Minderheit geblieben ſei," iſt noch immer ungelöſt. Und ein Werk, beſonders eine Reiſe in das Morgenland, wenn es als geiſtige Schöpfung, als künſtleriſches Product an und für ſich auch keinen Werth beſitzt, aber doch friſches Material und neue Argumente für das melancholiſche Ueberwiegen der Nachtſeite unſeres Geſchlechtes liefert, iſt nach unſerm Dafürhalten nicht umſonſt geſchrieben. In dieſe Kategorie ſtellen wir namentlich Dr. Ehren Joſeph Wolfs vorgenannte beide Bände ſeiner Bocharaſendung. Kunſtgerechtes Ineinandergreifen des Stoffes, kluge Ordnung, folgerechten Gedankengang ſuche man hier ebenſo wenig als Anmuth, Geſchliffenheit und Schwung des Redeſatzes. Für ſolche Dinge hat der hochwürdige Herr Doctor keinen Sinn. Den Grazien huldigen wäre ihm ſündhaft, und Gedanken in ſchöne Form bringen die verwerflichſte und nutzloſeſte aller Beſtrebungen; ja wir zweifeln ſogar, ob Ehren Wolf je orthographiſch ſchreiben gelernt und aus

*) Deutlich ausgeſprochene „Padiſchah" wird im tatariſch redenden Nordperſien und, wie man ſieht, auch jenſeits des Oxus gemeiniglich in „Padſcha" abgekürzt.

eignem Vermögen ein Reiseconcept auch nur halb erträglich formuliren und in Worte bringen kann. Dr. Wolf macht kein Geheimniß aus seiner stylistischen Nullität, und gesteht offenherzig, sein gelehrter Freund Dr. Worthington habe ihm die ganze Erzählung der Bocharafahrt nach Thunlichkeit geordnet und grammatikalisch durchcorrigirt. Aber alles Leere und Matte im Concept zu beleben, alle Widersprüche auszugleichen, alle Wiederholungen zu verhüten und alles Nutzlose aus dem Texte wegzustreichen, vermochte selbst die Sorgfalt eines Freundes nicht.

Ob ein Land bergig oder flach, ob es warm oder kalt, baumreich oder kahl sei, wußte Dr. Wolf seiner perennirenden Exaltation und ecclesiastischen Athemlosigkeit ungeachtet vielleicht überall richtig anzugeben; auch der Unterschied zwischen der schneereichen Hochebene Armeniens und den brennend heißen Salzsteppen Chorasans ist ihm nicht entgangen. Aber für großartige Naturscenen, für Waldstille, für Blumenflor und milden Hauch der Iranlüfte hat er kein Gefühl. Zum Glück sind die Umrisse des Bocharaparadieses mit den wundervollen Oasen am Oxusstrom in Europa ohnehin bekannt. Dr. Wolfs dreimonatlicher Aufenthalt hätte das Verständniß dieses schönen Himmelsstriches auch nicht um einen Schritt gefördert. Und doch liegt in diesem kunst- und schmucklos zusammengewürfelten Wanderbericht für die Bekenner gewisser Weltansichten ein Reiz, der bis ans Ende fesselt, der aber selbst in sorglicher geschliffenen, lauwarmen und und optimistischen Concepten nicht immer empfunden wird. Man ist kein Enthusiast für das Böse, kann sich aber auch von der Ueberzeugung, „daß das Gute zwar nicht völlig unterliege, aber doch selbst nach kurzem Siege im Ganzen immer wieder dem Schlechten die Herrschaft überlassen müsse," nicht mehr trennen. Je gedrängter und kräftiger ein Buch dieser Lebensansicht Nahrung gibt, desto willkommener wird bei allen Formmängeln dem

Pessimisten sein Inhalt sein. Dr. Wolf, der unklar-kirchliche Phantast, gewährt nicht bloß diese Nahrung im reichen Maße, er thut noch mehr und bringt durch die einfache Chronik seiner Tagsgeschichte eine solche Masse moralischer Schlechtigkeit zur Schau und stellt, ohne es selbst zu wollen, die Menschen im Allgemeinen, die Spitzen der (asiatischen) Regierungswelt aber insbesondere, in ein so nachtheiliges, corruptes und verdammenswerthes Licht, daß selbst ein mit der Armseligkeit der menschlichen Natur vertrautes Gemüth über die nachhaltige Tiefe des Uebels niedergeschlagen und bedächtig wird. Eine Art historisches Drama haben wir vor uns, in welchem der Fürst der Gläubigen zu Bochara, Abdul Samet Chan, sein Wesir, die Schatten der beiden gemordeten Britten und Dr. Wolf, der Judenapostel, mit Volk und Clerus von Bochara die vornehmsten Rollen spielen.

Das tragische Schicksal, das unbestimmten Gerüchten zufolge die beiden geheimen Agenten Englands und der ostindischen Compagnie, Oberst Stoddart und Capitän Conolly, in Bochara traf, ist keinem Leser unbekannt. Auch haben wir zur Zeit alle gehört, wie der englische Geistliche Dr. Wolf, durch ein Comité ehrenwerther Privatmänner unterstützt, sich in christlicher Liebe der Verlorenen angenommen, und käme Rettung zu spät, doch Gewißheit über die Katastrophe und ihre näheren Umstände zu erholen, mitten in der ungünstigsten Jahreszeit und mit großen Beschwerden die Reise von England nach Bochara unternommen habe und nur durch Zufall dem eigenen Verderben entkommen sei.

Dr. Joseph Wolf, der Held dieses gefahrvollen Philanthropenactes, ist bekanntlich jüdischer Abkunft und ein Deutscher von Geburt. Sein Leben, wie er es in den ersten beiden Capiteln des Werkes in Kürze selbst beschreibt, gehört sicherlich zu den unruhvollsten, bewegtesten und abenteuerlichsten Existenzen unserer Zeit. Durch Stolberg und Sailer frühzeitig in die Geheimnisse

des Chriſtenthums eingeweiht, kam Joſeph Wolf, der Schützling Pius' VII. und des Cardinals Litta, zuerſt als Zögling in das Collegium Romanum und trat dort förmlich als Apoſtelcandidat in die Propaganda über. Ueberzeugt daß der Triumph des Evangeliums und zugleich die zweite Ankunft Chriſti auf Erden nahe ſei, hielt ſich der Neubekehrte für das auserwählte Gefäß, ſeine alten Glaubensgenoſſen auf das große Ereigniß vorzubereiten und in dieſer Abſicht die verlorenen zehn Stämme Iſraels aufzuſuchen. Aber ſchon auf der Schwelle des Berufs und noch im Collegium der Propaganda traten nicht näher bezeichnete Hinderniſſe ein, und der junge Apoſtel will in Rom Geſinnungen bemerkt und Praktiken geſehen haben, die ſein Gewiſſen empörten und zu offenem Proteſte zwangen. Aus Rom verbannt ging Joſeph Wolf in das Ligorianerkloſter Val-Saint im Schweizerlande, wo aber der Zwieſpalt und das Abweichende ſeiner Denkart in Beziehung auf römiſches Kirchenthum erſt mit der ganzen Kraft zu Tage kam. Sofort wird die Ligorianerkutte abgeſtreift und (1819) zu Cambridge in England unter Lee arabiſch und perſiſch begonnen, Theologie ſtudirt und im Scheine dieſes neuen Lichtes der Katholicismus völlig ausgefegt und vorerſt der engliſche Kirchenglaube angethan.

Um 1821 begann Joſeph Wolf ſein wirkliches Apoſtelamt und durchſtreifte während der nächſten [illegible] Jahre in raſchem Zuge Paläſtina und Aegypten, Meſopotamien, Perſien, Krim, Georgien und das osmaniſche Reich von einem Ende zum andern, um den Juden das Evangelium zu verkünden und beſonders die zehn verlorenen Stämme aufzuſuchen und zum Einzug in Jeruſalem vorzubereiten. Ueber den Erfolg dieſer erſten Wanderung wird in der kurzen Selbſtbiographie nichts angedeutet. Jedoch ſoll der Gedanke ein anglicaniſches Bisthum in Jeruſalem zu gründen aus jenen Zeiten ſtammen.

Von 1826—1830 beſuchte Joſeph Wolf predigend und ermahnend die Juden in England, Schottland, Irland, Holland und am Mittelmeere, wo freilich auch nach ſeinen ſchwärmeriſchen Katecheſen die Dinge überall blieben wie ſie vorher waren. Doch Hr. Wolf verzagte nicht und wandte ſich (1831) zum zweitenmale gegen den Orient, empfahl, durch Asia minor ſtreifend, Armeniern und Moslimen „mehr Achtung vor Chriſtus", verglich allenthalben Bibelhandſchriften, verkehrte in Kurdiſtan mit den Teufelsanbetern, redete daſelbſt hebräiſch und chaldäiſch mit den Juden, drang in Perſien ein, legte zu Teheran wiederum zuerſt den Juden das Evangelium aus und hielt „bändefüllende" endloſe Unterredungen mit Guebern und Schiiten zu Jſfahan, Schiras und Kaſchan. Hr. Wolf will hier im Verkehr mit Jslamphiloſophen Dinge ſonderbarer Art vernommen haben, und meint daß es mit unſerer Vorſtellung vom mohammedaniſchen Fatumsglauben doch nicht ſo ganz richtig ſei. Ein alter Scheich z. B. ſagte ihm, daß man in Mekka und auch in andern Gegenden des Jslam rückſichtslos über die Freiheit des menſchlichen Willens disputire und ungeſcheut die Theſis verfechte: „Gottes Vorauswiſſen beſchränke die Willensfreiheit des Menſchen nicht." Allein die zehn Stämme, nach denen er überall fragte, hat er auch auf dieſer Fahrt nicht entdecken können. Zum Glück rühmten ſich Afghanen, die er in perſiſchen Städten traf, ihrerſeits Nachkommen Jſraels zu ſein und entzündeten die Leidenſchaft des pilgernden Doctors mit neuer Glut. Die Hoffnung den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht endlich im fernſten Oſten, in Bochara, Balch oder Afghaniſtan zu finden, trieb ihn aus Perſien fort auf der Karawanenſtraße nach Chorafan. Aber die Karawane ward von Räubern überwältigt, geplündert und gen Torbad fortgeſchleppt, wo ein perſiſcher Unterſtatthalter reſidirte und zugleich das Räuberhandwerk trieb. Nicht nur das Geld — ach!

das wäre noch erträglich — auch die Kleider ſammt dem Hemde wurden dem armen Doctor abgenommen, und an den Pferdeſchweif gebunden mußte der Judenapoſtel im Galopp der Bande folgen bis in ein Gehölz, wo ihm nur die Furcht vor dem Vicekönig Abbas Mirſa, wie er glaubte, und das Verſprechen eines guten Löſegeldes das Leben erhielt. Nackt in Torbad eingeführt, rief Hr. Wolf in den Straßen der Stadt laut das in aller Welt bekannte Loſungswort ſeiner Blutsverwandten: „Schema Iſraël“ (Höre, Iſrael) und ward ſogleich von Juden umgeben, die ihn gegen Bürgſchaft in ihre Wohnung nehmen und pflegen durften. Dafür verkündete ihnen Dr. Wolf ſogleich das Evangelium Chriſti, von deſſen Geſchichte, Leiden und Tod die Juden in Choraſan noch niemals Kunde erhalten hatten. Dieſe Nichtkunde galt Hrn. Wolf — o des Glückes! — als ſicheres Zeichen, daß die Juden von Choraſan und Bochara wirklich die zehn Stämme ſeien, die nach der Gefangenſchaft in Babel nie mehr nach Paläſtina zurückgekommen waren.

Aber die Freude über Labſal und Stämmefund dauerte nur kurze Zeit. Des andern Tags mußte ſich Dr. Wolf wieder bei den Räubern ſtellen, ward gefeſſelt, mißhandelt und ſelbſt von den Mitgefangenen mit Verwünſchungen überhäuft, bis endlich mitten im Jammer plötzlich ein Mann erſchien und laut fragte „ob kein Engländer unter den Gefangenen ſei?“ „Yes, Yes!“ rief Dr. Wolf und ward ſogleich der Feſſeln entledigt. Ein Soldat des Vicekönigs, zu dem die Kunde gedrungen war, hatte dem wilden Häuptling Mohammed Iſak-Chan den Befehl zu augenblicklicher Freilaſſung des gefangenen Engliſhman gebracht. Die Räuber erhielten auf Befehl des Häuptlings augenblicklich die Baſtonnade, um glauben zu machen, ſie hätten ohne Willen und Vorwiſſen der Ortsobrigkeit den Fremdling mißhandelt und ausgeplündert. Sogar das geraubte Geld mußten ſie erſtatten, und

auf die Frage: „wie viel sie ihm abgenommen?“ sagte Hr. Wolf: „Achtzig Ducaten.“ Isak-Chan nahm die Summe von den Räubern zurück, behielt sie aber für sich selbst und ertheilte dem Doctor die einfache Erlaubniß mit leerer Tasche seinen Weg fortzusetzen.

In Mesched angekommen verwies er den Juden sogleich ihre Lasterhaftigkeit und liederliche Conduite — wie es schien — mit gutem Erfolg. „Sie erkannten ihr Unrecht,“ sagt Dr. Wolf, „und fühlten sogleich die Nothwendigkeit an Christus zu glauben wegen des Seelenheiles.“ Auch zum Vicekönig Abbas Mirsa ward er gerufen, freundlich getröstet und nebst Paß und Certificat sogar mit mündlichen Aufträgen an den Fürsten von Bochara ausgestattet. „Mesched, die berühmte schiitische Wallfahrtsstätte,“ sagt Dr. Wolf, „ist ein gröblich unsittlicher Ort trotz seines Charakters von Heiligkeit.“

Bei den Juden der turkomanischen Wüste, durch welche der Weg nach Bochara führt, fand Dr. Wolf wiederum geneigtes Gehör für seine „tief ernsthafte Sittenkatechese“, bei den räuberischen Turkomanen selbst aber so unbedingte Achtung, daß er in öffentlichen Proclamationen, die er an die Zelte heftete, die zweite Ankunft Christi in Glorie und Majestät verkündete und den wilden Söhnen der Wüste Reue und Besserung predigte — natürlich wieder mit dem besten Erfolg, wie man sich bei Turkomanen wohl denken kann. Bochara selbst, jetzt ein Schreckensort für wandernde Europäer, ward damals ohne Schwierigkeit erreicht und nach strengem Examen von dem Wesir auch unbelästigter Aufenthalt gegönnt. Der gegenwärtig noch regierende und in Europa so arg verrufene Fürst hatte (1831) erst achtundzwanzig Jahre und ward ob seiner Strenge zwar allgemein gefürchtet, ob seiner theologischen Gelehrsamkeit aber und seiner prompten Gerechtigkeit laut gepriesen.

Erster und vorzüglichster Gegenstand apostolischer Zärtlichkeit

waren natürlich auch dieſesmal die Juden, deren Hr. Wolf in Bochara bei zehntauſend fand. Hr. Wolf erklärte ihnen ſeine Sendung, las in der Synagoge das Geſetz Moſes, verzichtete aber gleich nach dem erſten Verſuch auf dieſe Art öffentlicher Mittheilung, weil ein Jude, den Hr. Wolf früher in Bagdad geſehen hatte, ſeinem Apoſtelamte gleich nach der erſten Homilie aufs feindſeligſte entgegentrat und ihn ſelbſt als ruſſiſchen Spion beim Weſir zu verdächtigen ſuchte. Im Einzelnen jedoch wirkte Hr. Wolf mit Diſput und Ermahnung auch nachher fort, bekehrte ſogar den Schwiegerſohn eines Rabbiners mit vielen andern Juden glücklich zum Chriſtenthum. Jüdiſche Beſuche aus Samarkand, Kokand und den übrigen Städten Turkeſtans kamen ebenfalls, wobei über das Wort „Jungfrau" bei Jeſaia VII, 14 beſonders ſcharfes Verhör vorgenommen ward. Allein mit dem Auffinden der zehn Stämme wollte es auch hier nicht glücken; ſie wichen gleichſam vor dem Suchenden zurück, und ein großer Theil derſelben, hieß es in Bochara, habe ſich in China niedergelaſſen.

Was ſoll nun Dr. Wolf in dieſer Lage thun? Soll er wie ein zweiter Marco Polo der zehn Stämme wegen durch die Gobi-Wüſte pilgern und nach Nanking ziehen? Das ſchien doch zu viel! Dr. Wolf nahm einen Paß vom Bocharafürſten, ging über den Oxus, kam nach Balch und erreichte flüchtig durch das Land der Afghanen ſtreifend Peſchawer nahe am Induſtrom. Ueberall ward mit Sehnſucht nach den zehn Stämmen gefragt, aber leider nur an den Bewohnern der Ghaiberpäſſe und an den Afghanen Juſuf-ſaije eine „frappante" Aehnlichkeit mit jüdiſcher Phyſiognomie entdeckt. Am eheſten, meint Dr. Wolf, könnten noch die heidniſchen Siah-Puſch im Gebirge oberhalb Kabul Nachkommen der Juden ſein.

Von Peſchawer ging die Reiſe (Mai 1832) durch das Pendſchab nach Lahore zum Maharadſcha Randſchit-Singh, wo es

„artige“ Geſchenke gab. Einem frommen Sikhbefehlshaber an der Grenze hatte Dr. Wolf ſalbungsvoll die Bergpredigt Chriſti vorgeleſen, beſuchte dann die Engländer im nahen Ludiana, drang in Kaſchmir ein, bewies indiſchen Fakiren unterwegs die Wahrheit unſerer Offenbarung, disputirte in Kaſchmir ſelbſt mit freundlichen Brahminen über die Gottheit Chriſti, und fand am Ende daß die Hindu noch zu bekehren, die Mohammedaner aber wegen hartnäckiger Verſtocktheit ohne weiteres Bemühen auszurotten ſeien.

Der Weg nach Tübet war durch Schnee verlegt, und Dr. Wolf kam von Kaſchmir (Dezember 1832) nach Dekhi und von dort über Agra nach Leknau im Lande Audh, wo ihm der engliſche Subſidienkönig tauſend Pfd. Sterl. ſchenkte. Zum Dank disputirte Dr. Wolf über die Trinität, über die zweite Ankunft des Herrn und über Kap. 35 des Jeſaia mit den Mollah in feierlichem Colloquium, welches neben dem engliſchen Reſidenten auch der Monarch von Audh in Purpur und Diadem mit ſeiner Gegenwart beehrte.

Von Leknau kam Hr. Wolf über Benares pilgernd nach Calcutta herab (März 1863) und von dort über Heider Abad im Auguſt deſſelben Jahres nach Madras, wo der Sage nach St. Thomas begraben liegt. Unterwegs von der Cholera angefallen ſchien er rettungslos verloren, ward aber durch Weiberrath mit Hülfe einer Bouteille Branntwein und zweihundert Tropfen Laudanum wieder glücklich hergeſtellt, hielt den Madraschriſten einen Vortrag über St. Thomas und zog, durch Tritſchinapali und Cotſchin ſtreifend, auer durch die Halbinſel in langer Wanderung nach Goa, Punah und Bombay hinauf, wo er (Ende Novembers 1833), bei Lord Clare freundlich aufgenommen, wieder zuerſt die Kinder Iſrael katechiſirte und für einen Zauberer galt, der Todte erwecken könne. Aber auch die Hinduphiloſophen blieben in Bombay nicht ungeſtört, und auf die fromme Heiſchung:

„wie man Gott zu erkennen vermöge," ſagte in der Sonne liegend ein Fakir: „Frag nicht lange und ſchau' mich an, denn ich bin ein Gott." Mit dieſem Beſcheid des indiſchen Weiſen nur halb zufrieden ging Hr. Wolf zu Schiffe und ſegelte von Bombay nach Mokka im Rothen Meer hinüber, machte von dort einen Abſtecher nach Maſſauah auf der abyſſiniſchen Küſte, beſtand Abenteuer zu Lobeja, traf in Dſchidda, wie er ſagt, „verrückte" St. Simoniſten an, landete in Suez, beſuchte Kairo und kam endlich im März 1834 von Alexandria nach Malta zurück, wo er daſſelbe Jahr und einen Theil des folgenden Jahres blieb, um das Ergebniß ſeines dreijährigen Feldzuges auf der Fährte der zehn verlornen Stämme Israel in Druck zu geben.

Nach einem kurzen Beſuch in England ſchiffte ſich Dr. Wolf für eine neue Judenbekehrungstour in Malta ein und kam gerade rechtzeitig in Alexandrien an, um ſeinem alten Freunde Boghosbeg vom Paſcha Mehemed Ali das Leben zu erbitten. Chriſti Meſſiasthum und perſönliches Weltregiment den zehn Stämmen zu verkünden, und zwar in Abyſſinien, war das vorgeſteckte Ziel dieſer neuen Wanderſchaft. In Kairo ſagte ihm aber der Oberrabbi mit höflicher Entſchiedenheit: „ſein Volk werde nur dann glauben, wenn es Chriſtum in voller Herrlichkeit leibhaftig vor Augen ſieht."

Im Februar 1836 verließ Hr. Wolf endlich Kairo, pilgerte zuerſt an den Sinai, kam über Tor wieder nach Suez zurück und erreichte endlich Ende Mai deſſelben Jahres die abyſſiniſche Grenzküſtenſtadt Maſſauah, wo man reines Aethiopiſch ſpricht. Auf dem Wege nach Aduah, wo er Ende Junius eintraf, ward Dr. Wolf von dem bethörten Volke für den verkleideten Abuna (Biſchof) gehalten und konnte ſich nur mit Mühe der abgöttiſchen Verehrung und, wie er verſichert, der reichen Gaben erwehren, die ihm überall entgegenſtrömten. Axum und andere

Heiligthümer der umliegenden Provinz beſuchte Dr. Wolf in Geſellſchaft deutſcher Methodiſtenprediger mit großem Eifer; nach Gondar kam er aber nicht, viel weniger in das entlegene, moſaiſch glaubende Falaſchaland oder gar nach dem fernen und geheimnißvollen Timbuktu, wie er es im Sinne hatte. Drei Monate ſpäter (October 1836) war er ohne einigen Erfolg ſchon wieder in Dſchidda zurück, jedoch feſt entſchloſſen ſein Glück in Habeſch noch einmal zu verſuchen. Vorher wollte er aber die Rechabiten um Sanah in Jemen beſuchen, wohin er ſofort längs der Küſte zog. Zu Confuda ward mit der ägyptiſchen Beſatzung „intereſſant verkehrt" und die Unterredung mit dem Befehlshaber Ahmed Beg über den Propheten Elias als Vorläufer Chriſti nur durch Trommelſchlag verkürzt, der den frommen Beg zum Exerciren rief. Zu Hodeida im ägyptiſchen Hauptquartier gab dem wandernden Doctor in gläubigem Diſput Mehemed Ali's Neffe den Rath, ſtatt die armen Juden um Sanah zu Chriſto zu bekehren, ſich lieber an den Rothſchild zu verſuchen. Zu Sanah, der ſchönen waſſerreichen Gartenſtadt mit vierſtockwerkhohen Steingebäuden, ward Dr. Wolf mit Hülfe des judaiſirenden Beduinenſtammes der Beni-Rechab glücklich eingeführt, vom freundlichen, aber Tag und Nacht betrunkenen Landesfürſten mit Shawl, Ehrenkleid und Gold beſchenkt und nachher vom Fieber peinlich heimgeſucht. Auf der Rückreiſe nach Mokka aber ward Hr. Wolf durch eine Bande Wahabiten, denen er am Hinwege Bibeln vertheilte, die nichts von Mohammed erzählten, mit Roßpeitſchen „fürchterlich" durchgegerbt und nachher von ſtreifenden Gebirgskriegern auch noch bis auf den letzten Pfennig gebrandſchatzt, ſo daß er Ende December 1836 mit völlig leeren Taſchen und aller Dinge bar nach Mokka kam und ſogleich gen Abyſſinien weiter ſchiffte. Zu Hodeida jedoch vom heftigen Typhus angefallen verlor er endlich Kraft und Muth, entſagte der mühe-

vollen Habeſchteur und wandte ſich nothdürftig hergeſtellt neuerdings nach Bombay in Indien, wo er endlich wieder zu Kräften kam. Den Sanahjuden hatte Dr. Wolf zwar Cap. 53 Jeſaiah ausgelegt, auch ſechzehn aus der fünfzehntauſend Köpfe ſtarke Zahl wirklich getauft und mit dem neuen Teſtamente beſchenkt, alle aber auf die nahe Ankunft des Meſſias vorbereitet. Allein zu den zehn Stämmen gehörten leider auch die Sanahjuden nicht! Die zehn Stämme laſſen unſerm Doctor keine Ruhe. Und weil ſie in der alten Welt nicht zu finden ſind, beſchloß ſie der Unermüdliche jenſeits des Oceans in der neuen aufzuſuchen. Ein ſchwediſches Schiff brachte ihn wirklich von Bombay über St. Helena nach New-York in Nordamerika (Auguſt 1837), bloß um daſelbſt nachzufragen „ob vielleicht die wilden Urbewohner des Landes Kinder der verlorenen zehn Stämme ſeien!“ Sogleich ward im Kreiſe zahlreicher Freunde aus allen Religionsgenoſſen der ſchon dieſſeits des Oceans ſo oft gehaltene Vortrag über das weltliche Reich Chriſti und über die Wiederherſtellung der Juden abermals feierlich abgeleſen und dann bei den benachbarten Mohikanern, die freilich weder in den Geſichtszügen, noch in der Sprache, noch in den Gewohnheiten Spuren des Judenthums verriethen, die Frage geſtellt: „Weſſen Nachkommen ſeid ihr?“ Die Antwort lautete: „Wir ſtammen von Israel.“ Schon wähnte ſich Hr. Wolf am Ziele ſeiner Sehnſucht und fragte die Wilden woher ſie es wüßten? Statt uralter Traditionen, die Hr. Wolf zu vernehmen hoffte, erwiederten die Wilden zu nicht geringer Ueberraſchung des Fragenden ganz trocken: „Herr und Frau Simons aus Schottland“ hätten es ihnen geſagt. Sie ſelbſt hatten keinen Begriff von der Sache und glaubten im eigenen Lande aus dem Erdboden hervorgekommen zu ſein.

Von nun an fragte Hr. Wolf nirgend weiter nach den zehn Stämmen und ließ ſich, um doch einem beſtimmten Stande an-

zugehören, durch den anglicanischen Bischof von New-Jersey zum Diakon weihen, nachdem er vorher über alle Disciplinen der Episkopalkirche ein strenges Examen überstanden hatte. So ward Hr. Wolf auf dem Höhepunct eines wechselvollen Lebens, nachdem er es, wie er selbst gesteht, in der Reihe mit allen Zweigen des Katholicismus und mit allen möglichen Christensecten auf Erden versucht hatte, plötzlich in einen Geistlichen der englischen Hochkirche umgewandelt. Der Schritt war jedoch nicht leichtsinnig und ohne triftigen Grund gethan. In Folge strenger Prüfung und aller möglichen Glaubensproben hatte nämlich Diakon Wolf gefunden: die Englische Kirche sei die Preisperle und das Erdjuwel und das gewaltigste Meisterstück der Bibelerleuchtung, so die Welt je gesehen hat seit dem Sündenfall. Solchen Gründen konnte ein gläubiges Gemüth natürlich in die Länge nicht widerstehen. Bis Januar des folgenden Jahres (1838) blieb Diakon Wolf in Amerika, predigte in den vornehmsten Städten der Union, las und katechisirte auf Antrag des John Quincy Adams vor beiden Häusern zu Washington und hielt am Ende sogar noch beim Lever des Vereinigten-Staaten-Präsidenten Martin van Buren seine kurze Exhortation. Daß Hr. Wolf, wie die italienischen Fastenprediger und die Virtuosen, bei allen diesen Gelegenheiten in Europa, Asien und Amerika überall ungefähr dasselbe sagte, versteht sich ohnehin.

Wieder nach England zurückgekommen (Ende Januars 1838) aß Diakon Wolf bei Marquis of Anglesea zu Mittag, hielt nach Tische wieder geistliche Lesung, ward dem Lordlieutenant von Irland empfohlen, in Dublin zum Doctor ernannt und durch den Lordbischof von Dromore endlich zum Priester ordinirt, während zu gleicher Zeit drei neue Doctorhüte von jenseits des Weltmeeres auf das neugeweihte Haupt herüberkamen. Aber trotz der vier Doctorhüte und achtzehnjähriger Wanderung durch die

Welt trug die erſte Anſtellung Ehren Joſeph Wolfs bei einer Dorfkirche in Yorkſhire nur die ärmliche Summe von jährlich hundert Pfund. Zum Glück hatte Lady Georgiana, Doctor Wolfs geiſtliche Ehehälfte, zugleich mit dem Stiefſohn einiges Vermögen ins Haus gebracht. Deſſenungeachtet wollte es nirgend ſtecken; die Ausgaben überſtiegen die Einnahmen und am Ende waren Schulden da, weil die geiſtliche Familie neben ſchmaler Rente auch noch gegen hartnäckige Bräune (quinsy) zu ringen hatte. Bis Sommer 1843 ſchleppte ſich jedoch Ehren Dr. Joſeph Wolf von Ort zu Ort, von Project zu Project in Noth und Frömmigkeit ärmlich fort, als im Augenblick naheſtehender Familienkriſis die ſchon oben angedeuteten höchſt bedenklichen Gerüchte über Stoddarts und Conolly's Schickſal in Turkeſtan nach Britannien kämen. Dr. Wolf erkannte ſogleich die Möglichkeit, aus dieſem Ereigniß für ſeine Lage Gewinn zu ziehen, und erbot ſich, obgleich auf der erſten Bochareareiſe zweimal ausgeraubt, zum Sclaven gemacht und mit Roßpeitſchen greulich ſalutirt, gegen Zuſicherung von fünf- bis ſechshundert Pfund noch einmal nach Turkeſtan zu gehen, um, wo nicht die Gefährten zu retten, doch die Ungewißheit über ihr Loos zu heben. Alles warnte gegen das Wagſtück. Noth und Freundſchaft aber trieben an, und am 14. October 1843 war Dr. Wolf mit Geld und Empfehlungen wohlverſehen ſchon wieder auf dem Dampfboot nach Gibraltar. Die Fahrt bis Konſtantinopel war gratis, die Aufnahme in Malta, Athen und der Sultansſtadt von der beſten Art; allenthalben Freitiſch, Ehren und Höflichkeiten die Fülle, wogegen geiſtliche Leſung und Homilie über die Nothwendigkeit des Gehorſams und des Glaubens, ſowie über die „zweite Ankunft Chriſti, über die erſte Auferſtehung, über die Erneuerung der ganzen Erde und über die Reſtauration der Juden“ natürlich nicht fehlen durften. Sultan und Großmufti (letzterer bot ſogar eine

Prise Schnupftabak) waren gnädig und gaben Briefe nach Bochara; der edle Stratford Canning sorgte sogar für ein eigenes Dampfboot mit freier Zehrung bis Trapezunt und Erserum. Mahlzeit, Gruß und Collecte von vierundvierzig Pfund durch die menschenfreundlichen Consulate in Trapezunt gaben mit volleren Taschen neuen Trost und frischen Muth. In Erserum angekommen (9. December) hatte Hr. Wolf vom Reisegeld des Conollycomité's noch keinen Pfennig ausgegeben. Ein dreiwöchentlicher durch Schnee und Kälte erzwungener Aufenthalt in der Hauptstadt Armeniens brachte außer Mahlzeiten und freundlicher Winterpflege im englischen Consulat neue Vortheile und vermehrten Gewinn. Von Trapezunt ward ein weiteres Christgeschenk von fünfhundert Piastern (fünf Pfund) nachgesandt; Oberst Williams gab nebst allerlei Bedarf einen vollkommenen Reisecanzug, wie ihn Land und Jahreszeit forderte, und der Wesir übernahm sämmtliche Kosten der Wanderung von Erserum bis an die persische Grenze. Daß Ehren Dr. Wolf in der Zwischenzeit Consulatsgottesdienst hielt und seine Predigt über das „persönliche Regiment Christi" und die „Restauration der Juden" recitirte, denkt der Leser ohnehin. Zugleich hatte Hr. Wolf den klugen Gedanken, von Erserum aus eine Adresse an alle Bekenner des Islam zu erlassen, ihnen Ziel und Absicht seiner Sendung kund zu geben und sich in dieser Weise gleichsam unter den Schutz der öffentlichen Meinung des Orients zu stellen. Die Adresse ward vorausgesandt, in den vornehmsten Einkehrhäusern Persiens und Chorasans angeschlagen und durch mohammedanische Karawanen sogar nach Afghanistan, Kaschmir und Turkestan (Bochara, Chiwa, Kokand) gebracht, so daß der Rettungsdoctor nirgends unerwartet und unbekannt erschien. Freilich erzählten in Erserum eintreffende Bocharesen, daß die beiden Officiere hingerichtet und der Hülfszug zu spät und vergeblich sei. Zum Glück für den Unternehmer versicherten

andere Bochareſen das Gegentheil, und am 13. Januar (1844) war Hr. Wolf bereits in Tebris und am 3. Februar in der perſiſchen Reſidenz Teheran, wo er in Gegenwart der engliſchen und ruſſiſchen Geſandtſchaft mehrmal auf engliſch, deutſch und italieniſch Gottesdienſt und Predigt hielt, nachher im Kanonikalanzug und mit dem Doctorhut auf dem Kopfe vor dem Schahin Schah erſchien und Reiſepaß mit freier Zehrung und eigenhändig geſchriebenen Empfehlungen an den Fürſten von Bochara erhielt. Dagegen redete Hadſchi Mirſa-Agaſi, der Großweſir, der den Schah beherrſcht und durch unſtillbaren, ſelbſt im Orient fabelhaften Goldhunger das Reich verödet, dem ſchüchternen Doctor freundlich zu, er möge ſich vor ihm ja nicht ſcheuen, er (der Hadſchi Mirſa) ſei kein Weſir, er ſei nur ein Mollah wie der Doctor ſelbſt, ja ein armer Derwiſch, der ſich um die Welt nicht kümmert und nur an das Jenſeits denkt.

Dieſer „arme betende Derwiſch“ iſt aber, wie man weiß, die Peſt ſeines Landes und gilt nur beim blödſinnigen Schahin Schah für einen Heiligen, während ihn das ausgeplünderte Publicum laut einen Heuchler und Schelm nennt. Auch wußte der hochwürdige Doctor recht gut, wie es im Grunde mit der Heiligkeit des Miniſters und mit der Wohlfahrt Perſiens ſtehe und daß folglich für Katecheſe und Sittenpredigt eigentlich hier die rechten Leute wären. Hr. Wolf hütete ſich aber wohl an ſo ungeeigneter Stelle ſeinen geiſtlichen Kram auszulegen, weil der kluge Doctor weiß, daß Cenſur und ſtrafende Homilie nur für Gemeine und Arme gehören, bei Reichen und Gewaltigen aber als Gegenſtände des Ekels und der Langeweile ſorgfältig zu vermeiden ſind, beſonders wenn man als Supplicant erſcheint und ihre Gunſt und ihren Beiſtand nöthig hat.

An widerſprechenden Gerüchten über das Loos der beiden Britten fehlte es in der Hauptſtadt Perſiens natürlich nicht, und

wie überall hatten auch hier wieder die Russen die genaueste Kunde. Dem Grafen Medem hatte ein eben anwesender Gesandter des Bocharafürsten die Hinrichtung eingestanden, dem englischen Residenten aber das Gegentheil erzählt. „Mälum nist“ (gewiß weiß man es nicht), sagten Andere, und Dr. Wolf hatte seine Gründe, letzteres für wahr zu halten und die Reise fortzusetzen. Am 12. März (1844) ritt Hr. Wolf im Kirchenkleide zu Mesched, der Hauptstadt von Chorasan, ein, ward vom Prinzen Vicekönig von wegen früherer Bekanntschaft und neuester Empfehlung aufs freundlichste aufgenommen und in seinen Vorkehrungen aufs wohlwollendste, zweckmäßigste und freigebigste unterstützt. Der Prinz sorgte für Begleitschaft, für Bedienung, für neue Empfehlung und sogar für Präsente an den Bocharafürsten, dessen Händen der wandernde Doctor sich zu überliefern im Begriff stand. Vom brittischen Strande bis Mesched in Chorasan, fünftausendeinhundert englische Meilen, war es gleichsam an Freundeshand unter Ehren und „Comfort“ aller Art sorglos und leichtfertig fortgegangen. Hier gewann plötzlich alles eine andere Gestalt. Fest und Predigt hatten ein Ende. Auch Schutz und Gewalt des befreundeten Perserkönigs gingen allmählich auf die Neige, und das Bedenkliche des Unternehmens trat von allen Seiten heran. Jetzt erst erwachte die Ueberlegung und erschien das Unternehmen im wahren Licht. Die Luft von Bochara fing bereits zu wehen an, und Hadschi Ibrahim, Bruder des Wesirs Abdul Samed Chan, fragte mit Bedeutung, ob Hr. Wolf ein Schreiben der Königin von England für den „König von Bochara“ habe? Nein, sagte Dr. Wolf, aber Briefe vom Sultan, vom Schah und vom russischen Gesandten bringe ich ihm. Alle diese Briefe, erwiederte der Hadschi, sind „Putsch“, d. i. gut für nichts, und du

wirft das Schickſal Stoddarts und Conolly's theilen, die man trotz aller Empfehlungen des Sultans hingerichtet hat.

Zugleich erzählte Hadſchi Ibrahim die ganze Procedur und das melancholiſche Ende der unglücklichen Hingeopferten, wie es ihm ſein Bruder, der Weſir Abdul Samed Chan von Bochara, ſelbſt geſchrieben habe. Die Gewißheit mit allen ihren Schrecken ſtand nun dem kühnen Wanderer gegenüber und erprobte ſeinen Muth. Hr. Wolf ließ ſich aber, wie der höllenfahrende Dionyſos beim Ariſtophanes, ſelbſt durch Vormalen dieſer Schreckbilder nicht einſchüchtern, ja er entſagte ſelbſt für die bereits Verlornen der Hoffnung nicht und machte ſich (27. März 1844) mit ſeiner turkomaniſchen Bedeckung in hartnäckiger Selbſttäuſchung und löblicher Unerſchrockenheit auf den Weg. Bis Bochara waren es nur noch fünfhundertundfünfzig engliſche Meilen (neunzig deutſche Meilen), großentheils Sandwüſte mit lieblichen Waſſer- und Baumoaſen in weiten Zwiſchenräumen. Wenn Dr. Wolf, nach der Meinung manches Leſers, hie und da vielleicht mit zu großer Selbſtgefälligkeit ſeine ewigen Kanzelreden vom perſönlichen Reich Chriſti und von der bevorſtehenden Reſtauration der Juden in Erinnerung bringt, wenn er alle Ehren, alle Beſuche, alle Blicke, Anreden, Frühſtücke, Geſchenke und Soupers, die ihm je zu Theil geworden, gewiſſenhaft ins Regiſter bringt, ſo hat er dieſe kleine Sünde hart und reichlich abgebüßt durch vier angſt- und ſorgenvolle Monate, die vom Eintritt in die Turkomanenwüſte bis zu ſeiner Rückkunft aus Bochara nach Choraſan verfloſſen ſind.

Bis zur Oaſe Merw, wo Chalifah Abder-Rahman, das geiſtliche Oberhaupt der räuberiſchen Turkomanen, reſidirt, ging es leidlich gut und hatte Hr. Wolf außer der unerträglichen Zudringlichkeit ſeines ſchlecht gewählten, verrätheriſchen und blutdürſtigen Bedeckungsführers keine Noth. Der Chalifah, der

ihn von der erſten Reiſe her noch kannte, beſtätigte leider ebenfalls die Kataſtrophe der beiden Britten und mahnte wohlwollend vom Weiterreiſen ab. Auf alle Einwendungen, Vorſchläge, Flucht- und Rettungsverſuche dieſes menſchenfreundlichen Turkomanen hatte Dr. Wolf nur eine Antwort: „Nach Bochara muß ich gehen.“ Man wird beinahe ungehalten über die tolle Zuverſicht des Mannes! Zu Merv zog Hr. Wolf vollends und für beſtändig die Kirchenkleider an, ſetzte den Doctorhut auf das Haupt und ritt in dieſem Aufzuge, mit ſeinen Leuten ſich an eine große Karawane anſchließend, ruhig in der Wüſte fort, bis er die Bocharagrenze überſchritten und ſich (16. April) auf dreißig deutſche Meilen dem Sitze des gefürchteten Naſer Ullah genähert hatte. Wiederholte Nachfragen bei Entgegenkommenden überzeugten ihn endlich, daß Stoddart und Conolly in Bochara nicht mehr geſehen werden. Jetzt ſank zum erſtenmal auch ihm die Hoffnung und Hr. Wolf fing ſchon für ſein eigenes Leben zu fürchten an; zugleich fielen ihm alle Sünden der engliſchen Regierung aufs Gewiſſen, und erſt jetzt fühlte er die tödtliche Beleidigung des Königs von Bochara, deſſen eigenhändig geſiegeltes Schreiben Victoria regina bloß durch den Generalgouverneur von Indien beantworten ließ. Nur ein Brief mit dem Handzeichen der Königin — das ſah er wohl — konnte ihn aus der Gewalt des gereizten Despoten befreien, dem er ſich zu überliefern blindlings im Begriffe ſtand. Von Angſt getrieben ſchrieb Hr. Wolf mitten in der Wüſte Bittgeſuche über Meſched und Teheran nach England um den erſehnten Talisman. In Tſcheharſchu, der erſten großen Stadt des Landes, beſuchten ihn früher gekannte Juden und baten aufs eindringlichſte, ungeſäumt und zwar noch dieſe Nacht mit ihrer Hülfe den Weg nach dem freundlich geſinnten Chiwa einzuſchlagen, noch ſei es Zeit zur Flucht; in Bochara, wo man

während etlicher Jahre bereits zehn Engländer hingerichtet, erwarte ihn der gewiſſe Untergang. Dagegen ſagte ein Derwiſch, der unmittelbar mit Gott verkehrte: „Ziehe hin und ſei glücklich!“ Hr. Wolf horchte mehr auf den heiligen Derwiſch, als auf die fluchtpredigenden Kinder Israel, und kündigte zugleich dem Emir Naſer Ullah Behader durch ein beſonderes Schreiben ſeinen bevorſtehenden Einzug in Bochara an. Die Ueberzeugung, daß Hrn. Wolf das Schickſal ſeiner Vorgänger erwarte, war ſo allgemein und der Schrecken ſo groß, daß zu Karakol die eigene Dienerſchaft zu fliehen begann und der turkomaniſche Bedeckungshäuptling ungeſcheut ſchon auf den Nachlaß des ſeiner Obhut empfohlenen Gaſtes ſpeculirte. Er ſelbſt aber ritt, gegen den Rath des tückiſchen Begleitungschefs in anglikaniſchem Kanonikalgewande, auf dem Kopf den Doctorhut und die aufgeſchlagene Bibel in der Hand unter lautem Zuruf des Volkes getroſt in Schebr Islam ein, wo ihm ein Kämmerer des Fürſten zur Begrüßung entgegenkam. Der Einzug in die Hauptſtadt ſelbſt — wenigſtens ſchreibt es Dr. Wolf — geſchah mit großem Pomp. Tauſende riefen ihr „Selam aleikum“ (Friede ſei mit euch) freundlich lächelnd dem von den Großen des Hofes und von dichtem Volksgedränge umgebenen Doctor zu. Die flachen Dächer waren mit Menſchen, beſonders mit verhüllten Frauen angefüllt, und Ruſſen, Kirgiſen, chineſiſche Tataren, Inder, Afghanen, Leute aus Kaſchmir und Yarkand ſahen neben den Eingebornen aller Claſſen das ungewohnte Schauſpiel an.

Aengſtlich ſpähte Hr. Wolf, ob er nicht etwa Stoddart und Conolly irgend im dichtgedrängten Haufen ſähe. Er ſah ſie aber nicht! Beim Schloß angekommen ward Hr. Wolf vorher gefragt, ob er ſich dem in Bochara üblichen Selam unterwerfen wolle? Hr. Wolf erklärte ſeine volle Bereitwilligkeit, wollte aber doch wiſſen, worin dieſer Selam beſtehe. „Wie ihr in

Gegenwart des auf dem Throne ſitzenden Gebieters erſcheinet," hieß es, „und der Miniſter des Aeußern euch bei der Schulter faßt, müßt ihr dreimal den Bart ſtreichen, euch dreimal neigen und bei jedem Bückling dreimal „Allah ekber" „Selâmet Padiſhah!" (Gott iſt der Größte, Heil dem König!) rufen." Nicht bloß dreimal, ſagte Dr. Wolf, wolle er dieſes thun, ſondern dreißigmal, wenn es nöthig ſei. Die Ceremonie ſelbſt fand im Hofraum ſtatt, der König ſaß auf dem Balcon, der Platz war mit Zuſchauern angefüllt und Aller Augen wandten ſich auf den Fremdling mit dem Doctorhut, neugierig, ob er ſich dem von den Engländern jederzeit verweigerten „Selam" fügen werde Hr. Wolf that aber noch mehr als man verlangte und beugte ſich, nachdem er den vorgeſchriebenen dreifachen Gruß verrichtet, mit ſeiner Bibel in der Hand, wiederholt und rief ohne aufzuhören und in einem fort: „Heil dem König! Heil dem König!", bis endlich der Monarch mit allem Volke rund herum in lautſchallendes Gelächter ausbrach und die Audienz ein Ende hatte.

Dieſer erſte Schritt war gethan und zwar, wie der Miniſter nachher verſicherte, zu gnädigſtem Wohlgefallen Seiner Majeſtät. „Was für ein ſonderbarer Mann", rief der König aus, „iſt doch dieſer Engländer mit ſeinem Ausſehen, ſeinem Anzug und ſeinem Buch in der Hand!" Das Haus, welches früher Oberſt Stoddart inne hatte, war auch Hrn. Wolf als Wohnung angewieſen und die Unterhandlungen begannen noch am nämlichen Tage (27. April 1844).

Mit Ende des Monats April ungefähr hoffte Hr. Wolf Bochara zu verlaſſen und mit authentiſchem Ausweiſe über den Untergang der oft benannten Britten verſehen die Heimfahrt anzutreten. Die Sache nahm aber theils durch die Schuld der Umſtände, theils in Folge despotiſcher Fürſtenlaunen und bodenloſer Schlechtigkeit der Rathgeber und der Hofleute eine ſo un-

günſtige Wendung, daß der erſehnte Augenblick bis zum 3. Auguſt deſſelben Jahres hinausgeſchoben wurde und Hr. Wolf ſelbſt wiederholt die Hoffnung des Heiles aufgegeben hatte. Bald frei und geehrt, bald als Staatsgefangener mißhandelt, durch Schergen ſcharf bewacht und mit dem Tode bedroht, heute durch die Erlaubniß abzureiſen entzückt, morgen durch den eiſig abgewandten Blick des Gebieters erſchreckt und durch den Beſuch des Henkers zur Execution vorbereitet, bald im betäubenden Opium, bald im Neuen Teſtament Hülfe ſuchend, allzeit aber von Spähern und fürſtlichen Gewiſſensbiſſen belauſcht, verfolgt und eingeengt, hatte er Seelenzuſtände, die nur aſiatiſcher Stumpfſinn oder deutſche Geduld und Zähigkeit oder vollendete Weltweisheit überwinden lehrt. Drei Monate lang ward in Bochara berathen und ſchwankte der Beſchluß: „ob man den engliſchen Mollah Juſuf Wolf als Spion erwürgen oder als Friedensmittler entlaſſen ſoll?“ „Warum iſt er aber auch nach Bochara gekommen und tolldreiſt dem Verderben zugelaufen?!“ Die wechſelnden Sinnesphaſen des launigen Despoten waren jedesmal in Miene, Redeton und Behandlung durch die Untergebenen treulich abgedruckt.

Die Sitten- und Charakterzüge, welche Dr. Wolf ſeiner peinlichen Lage ungeachtet niederzuſchreiben oder dem Gedächtniß einzuprägen Kraft und Muth beſaß, ſind zwar ohne Kunſt und Ordnung hingeworfen, für ernſthafte Leſer aber eine reiche Fundgrube praktiſcher Weisheit, Menſchenkenntniß und melancholiſch-nützlicher Routine. Was iſt Bochara? Was iſt dort Sitte und Regiment?

Bochara, der Schauplatz dieſer Verwicklungen, iſt keine gewöhnliche Islamsſtadt, wo der Muezin fünfmal des Tages ſein Gebet vom Thurme ruft und das Volk in Frieden Handel treibt. Für Hochaſien iſt Bochara vorzugsweiſe die „Heilige Stadt“,

wie Theben einſt für Aegypten und für die abendländiſchen Chriſten heute noch Rom, ** und Jeruſalem. Bochara mit ſeinen einhundertachtzigtauſend Seelen, ſeinem Laſurgrün und ſeinen Schätzen, iſt Centralſtätte ſtrengen Kirchenglaubens, vorwiegender geiſtlicher Gewalt, polizeilicher Andacht, liederlicher Sitten, theologiſcher Gelahrſamkeit und ſtrenger Inquiſition. Bochara iſt das Toledo der Oxusländer, wo die Oſtkaukaſier, die Tſchetſchen und Daghestanier ihren Schul- und Glaubensfanatismus ſchöpfen, der Großmollah aber durch Gefängniß, Baſtonnade und Todesſtrafe den Geboten äußerlicher Kirchlichkeit Gehorſam zu erzwingen die Macht beſitzt. Und doch ſind die Leute dieſer Stadt allzeit fröhlich und heiter im Gemüth, wie es ſchon der Apoſtel ſeinen Gläubigen zu Korinth empfiehlt. Wenn einer nur die orthodoxe Außenſeite zu erhalten verſteht, wird er in Bochara nicht weiter incommodirt, und nach einſtimmiger Angabe aller Oxuswanderer hat nicht etwa bloß die leichte Sitte überhaupt, ſondern das Laſter in ſeiner verpönteſten Geſtalt gerade in dieſer kirchlich-frommen Stadt ſein Hauptquartier. Daß es aber mit der Bocharaſittlichkeit beſſer ſtünde, wenn der Großmollah weniger Gewalt beſäße, hat man deswegen nicht geſagt. Hr. Wolf und ſein Vorgänger A. Burnes haben nur angedeutet, was und wieviel geiſtliches Oxusregiment in Praxi zum Seelenheil für nöthig hält und um welchen Preis man in Turkeſtan zu Titel und Credit eines Gerechten kommen kann. Solche Bemerkungen ſind nie ohne Nutzen und ſcheinen beſonders in unſern Zeiten empfehlenswerth, weil das laue Europa hieraus am beſten lernen kann, wie unendlich hoch chriſtliches Kirchenweſen über islamitiſchem ſteht und welchen Segen Steigerung und übermächtiges Gewicht geiſtlicher Cenſuren dem Lande bringt. Denn wie tugendhaft und ſittlich ſtrenge man in unſern heiligen Städten lebt, iſt bei der Leichtigkeit des Verkehres zum Glück

der guten Sache kein Geheimniß mehr. Ein Kirchenſtaat jedoch, wie Rom und Tübet, iſt Bochara nicht. Die beiden Gewalten ſind getrennt und das Spiel, welches ſo tief und leidenſchaftlich den Occident bewegt, wird in ſeinen gröbern Umriſſen auch zu Bochara durchgelebt. Was überall iſt und allzeit war, wird nach Sprüchen der Scholaſtik auch künftig ſein, und nur ein Schwärmer oder ...r Philoſoph wird an Verſöhnung ſolcher Nebenbuhler glauben.

Gewiß möchte mancher Leſer zu eigener Belehrung über Stellung, Haltung und Benehmen des turkeſtaniſchen Clerus der weltlichen Macht gegenüber ei... vernehmen, wenn anders Hr. Wolf vielfacher Bedrängniſſe ungeachtet dieſen wichtigen Punct in ſeinem Notizenbuche nicht überſehen hat. Zum Glück für die neugierige Chriſtenheit hat Hr. Wolf als Geiſtlicher ſeine Amtsbrüder redlich controlirt. Unter ſchwachen Fürſten, ſcheint Hr. Wolf zu ſagen, ſind die Bocharaderwiſche auch weltlich mächtig und im Benehmen frech und petulant; unter kraftvollen Gebietern aber werden ſie innerhalb geſetzlicher Schranken eingeengt und in ſtrenger Zucht gehalten. „Die Derwiſche von Bochara", ſagt Hr. Wolf, „werden zwar auf Koſten des Staates gefüttert; der gegenwärtige Monarch geſtattet ihnen aber keine „impertinenten Handlungen" oder ungeeigneten Uebergriffe in das weltliche Regiment; und wenn ſie ſich dergleichen erlauben, was beim turbulenten Sinn und beim geiſtlichen Hochmuth der Kirchenleute in Bochara oft geſchieht, werden ſie ohne Rückſicht auf Heiligkeit und Anſehen ihres Ranges mit der Baſtonnade beſtraft und häufig ſogar hingerichtet wie andere Verbrecher auch. Zum Troſt über beſchränkte Wirkſamkeit mönchiſcher „Impertinenz" beſitzen ſie prachtvolle Collegien und reich dotirte Schulen, wo man außer dem Koran noch Redekunſt, mündlichen Vortrag, Poeſie und Logik lehrt und auch ſcholaſtiſche Klopffechtereien oder

ſogenannte öffentliche Disputationen hält. Sunni und Schiah, d. i. Orthodoxe und Häretiker genießen gleiche Begünſtigungen, gleiche Rechte und gleiche Freiheit ihre Lehren öffentlich vorzutragen, und es iſt zu Bochara nicht wie weiland in dem chriſtlichen Byzanz, wo Hoflaunen neben dem Steuerregiſter auch das Dogma regulirten.

Ein fürſtlicher Kämmerer zeigte Hrn. Wolf gleich in den erſten Tagen alle dieſe Herrlichkeiten und führte ihn auch zu einer öffentlichen Lection, die Hr. Wolf genau beſchreibt. Sind Lehrer und Schüler verſammelt, drehen ſie vorerſt alle zu gleicher Zeit die Augen gen Himmel, halten die Handflächen vor das Antlitz und recitiren die erſte Sure des Koran; dann ſtreichen ſie ihren Bart, kauern nieder und beginnen das Tagewerk. In gleicher Weiſe werde es auch bei gerichtlichen Verhandlungen aller Art gehalten.

Wenn in Bochara der Derwiſch den Laien prügelt, er ſelbſt aber vor Stock und Beil des Fürſten nicht ſicher iſt, wird er doch ſicherlich ſeine geiſtliche Macht wohlthätig und weiſe benützen, um beim Volke die Sittlichkeit zu heben, dem Fürſten aber Mäßigung und Gerechtigkeit einzuſchärfen, wäre es auch nur aus Liebe für eigene und der anvertrauten Heerde Sicherheit. Daß es mit der Sittlichkeit des Volkes eben nicht am beſten ſtehe, ward ſchon früher angedeutet. Von der Moral aber, die man zum Schutz der Unterthanen dem Fürſten Naſer Ullah von Bochara predigt, hat uns Hr. Wolf eine Nachricht aufbewahrt, die nur er allein mit Hülfe geiſtlicher Neugierde, deutſcher Schmiegſamkeit und angeborner Verſchlagenheit erfahren konnte. Wenn er nebenher bemerkt, Naſer Ullah habe zuerſt ſeinen älteren Bruder mit Gewalt vom Throne geſtoßen und umgebracht, dann um die Herrſchaft zu ſichern, auch einen zweiten und dritten weggeräumt, einen vierten im Gefecht erſchlagen, ſo wird es der

Leſer zwar nicht loben, wird es aber doch an einem aſiatiſchen Fürſten begreiflich finden. Der junge Naſer Ullah litt offenbar an einer Krankheit, die man in Italien die „rabbia papale“ nennt und nur durch eine Krone für heilbar hält. Um jeden Preis wollte und mußte Naſer Ullah König ſein, und er ſoll deswegen auch ſchon den Vater, weil er gar zu lange leben wollte, durch Gift getödtet haben. Ruſſiſches Sitten- und Schicklichkeitsgefühl hätte ſeinen diplomatiſchen Agenten vielleicht froſtigere Haltung empfohlen, hätte man in St. Petersburg gewußt, wasmaßen Naſer Ullah auf den Leichen des regierenden Vaters und Bruders den Thron beſtieg.

Dieſer zweideutigen Vorgänge ungeachtet war die öffentliche Meinung dem neuen Gebieter doch im hohen Grade günſtig und Naſer Ullah war, ſo lange er dem Rathe ſeines weiſen Weſirs Hakim-Beg folgte, der von den Unterthanen geliebte, von den Königen der nahen Länder aber gefürchtete Padiſchah, mit dem ſelbſt der Czar freundliches Verſtändniß unterhielt. Hakim-Beg hatte ſchon dem Vater gedient, war gelehrt, reich, unbeſcholten, vorurtheilslos, allen Fremden, beſonders den Engländern günſtig und überhaupt den neuen politiſchen Ideen hold. Seinem Zuthun hatte Naſer Ullah hauptſächlich Thron und Volksgunſt zu verdanken, und es zeugt von nicht geringen Eigenſchaften, daß der König die Laſt einer ſolchen Schuld ſo lange mit Geduld ertragen konnte. Wem Könige *alles* ſchuldig ſind, der iſt meiſtens auch ihr größter Feind und der natürliche Gegenſtand ihrer Undankbarkeit. Trajan kennt man nur Einen, Laffitte aber, Lafayette und Hakim-Beg eine große Zahl. Und doch werden die Leute nicht müde „Hakim-Beg“ zu ſein! Durch Aufnahme und Beförderung des aus Cabul entlaufenen Perſers Abdul Samed Chan hatte ſich der Weſir ſeinen gefährlichen Nebenbuhler ſelbſt herangezogen. Der Einfluß Hakim-Begs nahm

ſichtlich ab. Dem milden Weſir zum Trotz ward ein engliſcher Lieutenant eingekerkert und manches Prachtgebäude bloß um den läſtigen Mahner zu ärgern vom König muthwillig abgebrochen. Vielleicht wäre es aber dem fremden Abenteurer aus Cabul doch nicht ſo ſchnell gelungen, ſeinen mächtigen Wohlthäter beim Gebieter anzuſchwärzen, ihn zuerſt als ſtaatsgefährlichen Begünſtiger der Engländer zu verdächtigen und endlich aus der fürſtlichen Gunſt auf immer zu treiben, hätte nicht eine Freitagspredigt des Groß-Mollah die geheimen Triebe des zur Tyrannei von Natur geneigten, nur durch Scheu bisher gedämmten, der ewigen Sittenlehren Hakim-Begs müden, auf den Ruhm des Weſirs ſchon lange eiferſüchtigen und durch Samed Chans Umtriebe bereits erſchütterten Königs in Gährung verſetzt und vollends über die Schranken hinausgeriſſen. „Der König" — ſo predigte der Groß-Mollah vor allem Volke — „der König iſt ein Schafhirt, die Unterthanen ſind die Schafe; der Schafhirt mag mit den Schafen thun, was ihm gutdünkt; er darf das Weib von ihrem Manne nehmen, weil das Weib ſowohl als der Mann des Königs Schafe ſind; und er darf mit jedes andern Mannes Weib treiben was ihm beliebt." Von dieſem Augenblicke, ſagt Dr. Wolf, war Naſer Ullah das größte Wolluſtſcheuſal in Bochara. Seine Pagen und Kämmerer mußten als Ruſſiane dienen und wer immer das Weib verweigerte oder nicht ſelbſt zu Dienſten ſtehen wollte, ward augenblicklich hingerichtet. Man ſeufzte im Stillen, ertrug aber und erträgt es noch heute zu Bochara mit Geduld. Der redliche Weſir allein widerſtand und wagte ſogar dem Gebieter das Verderbliche ſeines Benehmens achtungsvoll und gewiſſenhaft vorzuwerfen. Das war zu viel. Verweiſung aus der Reſidenz, Gefängniß und Execution des alten treuen Dieners folgten hintereinander als königliche Antwort auf unerbetenen kühnen Rath. Königliche Väter und Brüder

mordet man nicht, um nachher vor den Strafreden des Weſirs einzuhalten!

Mit Unrecht reden ſie in Europa immer von „Milchphlegma und Fiſchgeduld" der deutſchen Stämme. In Bochara gibt es andere Exempel, wie viel man wagen und wie weit ein Herrſcher, ohne die Langmuth ſeiner Unterthanen zu erſchöpfen, in der Tyrannei gehen kann. Jeder Brief der aus Bochara verſendet wird oder dahin gelangt, ſei es an Handelsleute, an Würdenträger oder gemeines Volk, ja die geheimſte ſchriftliche Mittheilung des Weibes an den Mann und umgekehrt, muß zuerſt vom König geöffnet und geleſen werden. Buben ſind beſonders aufgeſtellt um zu hinterbringen, was die andern Buben auf der Gaſſe redenz Bruder muß den Bruder belauſchen und ſämmtliche Domeſtiken ſind verpflichtet für den König niederzuſchreiben, was ſie im Innern der Familie bei Tag und bei Nacht reden hören. Eigene Wächter waren beauftragt zu melden, was etwa Dr. Wolf Nachts im Traume ſpricht. Unter ſolchen Umſtänden wird in Bochara natürlich ſo wenig als möglich durch Schrift und Brief verkehrt und Zungenbeherrſchung die nothwendigſte aller Tugenden dieſer Stadt. Freilich iſt neben dieſem fürſtlichen Spionirungsſyſtem über die Unterthanen ein ähnliches und ebenſo compactes durch einige Große über den Gebieter ſelbſt verhängt. Samed Chan rühmte ſich und bewies es auch, daß man ihm alles was der König im Geheimen ſage und thue, ja ſelbſt ſeine halbhingeworfenen Gedanken hinterbringe.

Man plagt und ſcheut ſich gegenſeitig ohne Unterlaß, und der König wittert überall, ſelbſt bei den Vertrauteſten nur Verſchwörung und Verrath. So oft Samed Chan die Artilleriſten im Feuer exercirt, ſchickt Naſer Ullah jedesmal, oft drei- und viermal hintereinander ſeinen Kämmerer mit der Frage, „warum man mit Kanonen feuere?" Die Kanonen könnten ſich ja zu-

legt gegen ihn ſelber wenden! Denn auch ein Naſer Ullah ſcheint zu fühlen, daß man ſich nicht aus perſönlicher Anhänglichkeit, ſondern des eigenen Nutzens wegen als williges Inſtrument corrupter Fürſten brauchen läßt. Und doch hat dieſer tyranniſche Mann auch ſeine gute Seite und beſitzt namentlich jene Eigenſchaften, die man an Königen beſonders gerne ſieht. Naſer Ullah, der wollüſtige und launenvolle Despot, iſt nicht geldgierig und verabſcheut am meiſten die Beſtechlichkeit. Auch trifft ſeine Härte nur die Großen; die Geringen ſchirmt er mit Macht gegen den Druck und harten Sinn der Reichen und Gewaltigen. Deswegen iſt er auch bei den untern Volksclaſſen ebenſo beliebt als verabſcheut von den Edelleuten denen er das Handwerk legt. Naſer Ullah möchte die Armen alle glücklich machen, und er iſt in dieſem Sinne wirklich viel beſſer als Mehemed Ali, dem — wie Hr. Wolf ſagt — ſo etwas niemals eingefallen iſt. Tyrann ſoll nur Einer ſein, bei allen übrigen aber mag Ordnung herrſchen und gegenſeitige Billigkeit. Dies iſt offenbar Naſer Ullahs Grundgedanke und deswegen ſetzte er auch „Hakken Adalet“ d. i. „Wahrheit und Gerechtigkeit“ auf den königlichen Siegelring. Auch die Perſönlichkeit des Mannes, ſein dunkles Colorit, ſein krampfhaftes Muskelſpiel, ſein erzwungenes Lächeln und jähzorniges Aufbrauſen beſchreibt Hr. Wolf mit großer Genauigkeit. Die Kleidung iſt höchſt einfach und ſeine Wißbegierde ebenſo heiß als ſein Durſt nach unbeſchränkter Macht. Mit ſolchen Eigenſchaften, meint Hr. Wolf, hätte Naſer Ullah ſein Land mit Ruhm und Segen verwalten können, wenn er in beſſere Hände gefallen wäre. Es mag ſein! aber er war ja in guten Händen. Warum iſt er nicht geblieben? Warum hat er den weiſen und treuen Weſir, ſeinen Wohlthäter und Freund, getödtet und die hinterliſtigen Reden des tückiſchen Samed Chan lieber angehört und für nützlicher gehalten, als

weiland die Mahnungen zur Selbstbeherrschung und zur Gerechtigkeit? Warum, fragen wir, ist das Gute überall und besonders in der Großen Brust so schwach, das Schlechte aber stets in Gunst und Uebermaß? Häufig wollen freilich auch die Gewaltigen selber das Rechte nicht; und wenn es einer will, dulden es die Andern nicht, weil die Tugend den meisten Menschen Langeweile macht. Im Occident sucht man den Glauben zu verbreiten, „die Kirche allein vermöge wider das große Uebel Medicin zu schaffen." Aber seht ihr denn nicht, in Bochara ist gerade das Gegentheil geschehen und ist das weltliche Regiment eben durch die kirchlichen Summitäten vollends verpestet worden! Oder hat dort nicht der Groß-Mollah selbst die schöne These „vom Schafhirten und vom Schafe" aufgestellt und das corrupteste Willkürregiment in eigennütziger Absicht zum Glaubenssatz erhoben?

Nicht bloß die weltliche Constitution, auch das Dogma ist überall im Interesse der Herrschaft und des Privatgewinnes festgestellt. Dieser Gedanke hat sich in Europa bereits allgemein festgesetzt, und mit Ertödtung fast alles Glaubens an Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit der Gewalt auch den Frieden getödtet, und die Ruhe so lange unmöglich gemacht, bis man sich entschließt, die Führung der öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr als Privilegium für selbstsüchtige Zwecke zu betrachten, sondern als Last für möglichste Wohlfahrt aller christlich aufzuladen. Ob dieses Ideal christlicher Staatsvollkommenheit je in das Leben trete oder ewig unerreichbar bleibe, weiß man nicht. Daß man sich aber so lange als nur möglich dagegen sträubt, und z. B. sogenannte „Roßcuren" wohlmeinender Hülfgenossen überall für bequemer hält, als die Reform seiner selbst, liegt in der Natur der Sache und soll Niemand wundernehmen. In Bochara freilich ist man vom rechten Ziele beinahe noch weiter entfernt, als in dem von

Guizot ſo warm belobten Narvaez- und Cabralregiment zu Madrid und Liſſabon. Jedoch iſt Naſer Ullah verſtändig genug, es nicht, wie ein anderer Nero, im Vertrauen auf die Metaphyſik ſeiner Macht mit Jedermann im Lande zu verderben, indem er, wie der Berichtgeber deutlich ſagt, wenigſtens eine Claſſe der Bevölkerung, wenn auch nicht die reſpectabelſte, doch die zahlreichſte und entſchiedenſte, durch Wohlthaten an ſeine Sache zu feſſeln weiß. Denn daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge zu Bochara ihren Stützpunct im großen Haufen, im ſogenannten Proletariate habe, iſt dem klugen Leſer nicht entgangen. Auszuforſchen und anzuſehen, wie ein Tyrann und ſchlechter Fürſt ſein Geſchäft betreibt, und wie er ſich gegen den Zorn der Menſchen und gegen die Biſſe des eigenen Gewiſſens zu waffnen ſucht, hat uns allzeit Vergnügen gemacht und iſt für Manchen ein beſſerer Tugendſpiegel und Sittenprediger, als ***'s matte Sonntagshomilien. Obgleich Naſer Ullah ſeinen Kirchenleuten die weltliche Macht genommen und ihnen dafür die Baſtonnade gibt, ſchildern ſie ihn beim Volke doch als einen König von exemplariſcher Gottesfurcht, weil er alle Morgen zuerſt die Mollah kommen läßt und mit ihnen geiſtliche Schriften lieſt und gottſelige Geſpräche führt. In einem dieſer frommen Augenblicke, wo das Böſe in unſerer Bruſt wirklich unterliegen will, ſagte der Emir zum Groß-Kadi wiederholt und im ſchmerzlichſten Tone: „Die Wunden meines Herzens über die Hinrichtung dieſer beiden Engländer (Stoddart und Conolly) werden nimmer heilen.“ Gewiſſen und Geſchichte ſind die beiden fürchterlichen Inſtanzen, vor welchen ſelbſt der Tyrann zuweilen zittert.*) Natürlich hat es der Kadi an ſalbungsvollem Troſt für die fürſt-

*) I cieli han messo sulla terra due giudici delle umane azioni, la coscienza e la storia. Colletta.

liche Gemüthsunruhe nicht fehlen laſſen. Und auch Samed Chan, der Hoffatan von Bochara, wußte ſo warm vom Staatswohl und von ſeiner eigenen Liebe und Anhänglichkeit für die Perſon des Fürſten zu reden, daß die reuig eingeſtandene Sünde am armen Dr. Wolf neuerdings begangen werden ſollte, hätte nicht ein eigenhändiges, noch rechtzeitig eingetroffenes ſehr ernſthaftes Schreiben des Schahs von Perſien den menſchenfreundlichen und ſelbſt in Bochara allgemein geachteten Kirchenmann vom Schickſale errettet, welches derſelbe Böſewicht Abdul Samed Chan den beiden vorgenannten Britten bereitet hatte.

Um Stoddarts Kataſtrophe zu erklären, hat man in Büchern und Journalen Europa's die ſinnreichſten Varianten aufgeſtellt. Ein ſo großes und anſcheinend ſo nutzloſes Unrecht, meinte man, könne ſelbſt ein Tyrann wie Naſer Ullah nicht ohne tiefern und geheimnißvollern Grund begehen. Daß Hr. Wolf dieſen tiefern und geheimnißvollern Grund der Bocharaſtaatsaction entdeckt und zugleich einen uralten, nur von optimiſtiſchen und verzagten Gemüthern noch beſtrittenen Erfahrungsſatz beſtätigt hat, iſt für ſein in der Hauptſache leider verfehltes Unternehmen doch Gewinn genug. Aber wie lautet der uralte Erfahrungsſatz, deſſen Wahrheit die Optimiſten noch beſtreiten, Hr. Wolf aber mit Gefahr ſeines eigenen Lebens bewieſen haben ſoll? „Je niedriger, je gemeiner und je alltäglicher die Gründe ſind, die wir im Allgemeinen den wichtigſten Handlungen der Staatsmänner unterlegen, deſto näher ſind wir der Wahrheit und deſto ſeltener täuſchen wir uns.“ Oder ſollte man es glauben, daß Abdul Samed Chan, der gewaltige und unermeßlich reiche Naib (Generalſtellvertreter) des Königs von Bochara, ſeinen Gebieter aus gemeiner Geld- und Habgierde zu Thaten verleitet habe, deren Schmach keine Reue löſchen kann? Staatsleute mit entſchiedenem Appetit für

Geld und Gewinn ſind auch dieſſeits des Helleſponts nicht unbekannt. Nur treibt man es in Europa noch etwas ehrlicher und umhüllter als in Turkeſtan, wo Abdul Samed, der Weſir und ſeine Speculant, ſeine Künſte gemeiner Diebesart vorzugsweiſe an brittiſchen Agenten übt. Denn daß zufällig auch die Löhnung der Soldaten zuweilen in ſeiner Taſche ſtecken bleibt, wollen wir als etwas Herkömmliches gar nicht in Rechnung bringen. Vielleicht entſchuldiget aber bei der großen Miſſethat der Zweck die Mittel, und hat der patriotiſche Mann bloß in der Abſicht, ſeinen Gebieter aus den Schlingen Stoddart'ſcher Diplomatenkunſt zu ziehen oder gar Bochara vor dem Doctorhut des Meiſters Wolf zu ſchirmen, die Britten ins Verderben gebracht? Von ſolchen Gefühlen hingebungsvoller Gewiſſenloſigkeit weiß Abdul Samed nichts. Der Gedanke, wie er das Gold und die feinen Stoffe, die Wechſel und Credite der reichlich ausgeſtatteten Agenten ſo vollſtändig als möglich in ſeine Truhen leiten möge, lag ihm allein im Sinn. Durch erheuchelte Theilnahme und verſtellte Freundſchaft machte er zuerſt ſeine Opfer ſicher, verwickelte ſie durch verſchmitzte Intriguen unvermuthet in gefahrvolle Lagen, nöthigte ihnen um ſich zu retten große Summen gegen ſichere Wechſel auf, ſorgte dann für rechtzeitige Ermordung auf amtlichem Wege oder durch vertraute Genoſſen, und hatte am Ende als Ergebniß kluger Speculation Vorſchuß und Wechſelſumme ſammt Zinſen und anderm Nachlaß zugleich in Handen. Aber nicht bloß fremdes Leben opferte er ſeinem Geiz, Naſer Ullah der König ſelbſt war ihm feil. „Wenn ihm die engliſche Regierung zwanzig tauſend Ducaten gebe, wolle er den königlichen Mörder ihrer Agenten aus dem Wege räumen.“ Natürlich ward der ſchandvolle Antrag mit Unwillen abgelehnt, und der Verräther zugleich bedeutet, daß die Könige bei den Chriſten als

„Schatten Gottes“ gelten. Zur Charakteriſtik der Hauptrollenträger in Dr. Wolfs Bocharaſpiel mögen dieſe Schattenzüge genügend ſein.

Die umſtändliche Erzählung, wie fein es Abdul Samed anlegte, um den armen Engliſhman mit ſeinen Ränken zu beſtrikken und nach Kräften auszubeuten, welche Künſte er brauchte, um die ohnehin verrätheriſchen Begleiter deſſelben auf ſeine Seite zu ziehen und ihn ſelbſt, wo nicht in Bochara durch den König, doch auf der Heimreiſe in der turkomaniſchen Wüſte durch gedungene Mörder umzubringen und das aufgedrungene Darleben wieder ſchnell zu erhaſchen, wie Dr. Wolf aber durch Geſchicklichkeit und Zufall allen dieſen Nachſtellungen glücklich entronnen, und wider Jedermanns Vermuthen heil zu ſeinem Beſchüzer, dem perſiſchen Vicekönig nach Meſched in Choraſan zurückgekommen iſt, muß des anziehenden und belehrenden Inhalts ungeachtet übergangen werden. In Bochara ſelbſt äußerte das Volk ſeine Theilnahme an der unverhofften Freilaſſung des „guten Engliſhman“ ungeſcheut, und ſein Entkommen aus der Gewalt des Hofes ward laut „eine zweite Geburt“ genannt. Wie wird ſich dein Weib freuen daß du wiederkommſt, rief mit Gefühl eine alte Bocharesin dem abreiſenden Doctor zu. Nicht bloß gemeines Volk, auch Mollah und Derwiſche waren dem ungläubigen Fremdling hold, und neben den Schändlichkeiten Abdul Samed Chans und ſeiner Gleichgeſinnten tauchten Worte und Empfindungen auf, die der menſchlichen Natur wahrhaft Ehre machen und ſelbſt Miſanthropenſinn erheitern könnten. Wir ſagen dieſes abſichtlich, damit der Leſer nicht etwa meine, wir ſähen überall nur Verderbliches, hätten allen Glauben an das Beſſere im Menſchen aufgegeben, und beſonders die Gewaltübung im ganzen Belang für corrupt und unverbeſſerlich ſchlecht

erklärt. Doch wie leicht macht man den Mächtigen Tugend und Gerechtigkeit! Die Menschen verwundern sich schon und rühmen es mit lauter Anerkennung als das größte Verdienst, wenn die Gewalt nicht alles Böse thut, wozu sie die Kraft besitzt. Das eben ist die Ironie unseres Geschicks, daß selbst der Schlechte seine guten Augenblicke hat und umgekehrt, damit wir ja weder die Tugend noch das Laster in der Vollendung sehen und im Urtheile ewig schwanken sollen.

Dr. Henne: Allgemeine Geſchichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage.

(1847.)

In der Schweiz iſt es nicht überall räthlich Chronolog zu ſein, und ſelbſt in der Arithmetik eigenen Gedanken folgend den helvetiſchen Schlendrian zu verlaſſen, wage keiner, wenn er nicht eine Exiſtenz daran zu ſetzen hat. In der undankbaren Arbeit, die Zeitrechnung der alten Welt, die ägyptiſche, die bibliſche, die babyloniſch-aſſyriſche und die atlantiſch-europäiſche in Harmonie zu bringen und als identiſch darzuſtellen, und auf dieſem Wege für die „Origines“ der menſchlichen Dinge einen bisher nicht gekannten Grad von Licht und Sicherheit zu gewinnen, hat Hr. Dr. Henne mehr als zwanzig Jahre ſeines Lebens aufgezehrt. Und wie er vor etwa ſieben Jahren mit den erſten Proben ſeiner Forſchung vor dem Publicum erſchien, erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was er verdient und erwartet hatte. Zum Lohn für ſein Beſtreben ward der Verfaſſer durch unwiſſende Kritiker, die ſeine Arbeit nicht verſtanden, im Auslande geſchmäht, zu Hauſe aber von der regierenden Partei aus Andacht abgeſetzt und ausgetrieben. Unter dem Vorwand, ſeine Chronologie widerſpreche der Bibel, „während ſie umgekehrt die bibliſche in ihr Licht ſtellt,“ hat man einem Mann von ehrenfeſtem Charakter und von unbeſtreitbarer Gelehrſamkeit in einer Schweizerrepublik Brod und Vaterland, und mit einem unvergeßlichen Wirkungskreis

gleichsam die Wurzel seines Lebens zugleich entzogen und abgeschnitten. Wo soll der freie Gedanke eine Zuflucht finden, wenn er selbst in Republiken verfolgt und mit Acht und Bann geschlagen wird? Sollen Schmeichler und Sykophanten überall Recht behalten, und hätte am Ende Claudian, der Hofpoet, allein den wahren Sitz der Freiheit angedeutet:

fallitur egregio quisquis sub principe credit
servitium; nunquam libertas gratior exstat
quam sub rege pio . . . ?

Glaube ja Niemand, die auswärtige Kritik habe in Henne's Lehre Irrthümer aufgedeckt, oder wirkliche Gefahr für Orthodoxie habe daheim den Arm des populären Regiments mit dem Interdict bewaffnet! Nicht dem Gefährlichen und dem Irrenden hat es gegolten — Druck und Gewalt ist ja kein Argument; man hat im Verfasser den selbständigen Mann geschlagen und den freien wissenschaftlich schöpferischen Gedanken unterdrückt. Wann hätten etwa freie Bewegung und schöpferisches Vorwärtsgehen auf dem Gebiete des Könnens und der Wissenschaft nicht den Zorn geistiger Ohnmacht, schaler Mittelmäßigkeit und eifersüchtiger Gewalt entflammt? Neid und Mißgunst der Gelehrten, die selber nichts vermögen und aus der Wissenschaft eine Hetäre machen, sind ja weltbekannt. Und wenn sich Hr. Henne, „Christ und Republikaner," wie er selber sagt, und auch kein Stubengelehrter, sondern ein in und mit dem Volke erzogener Mann, Seitens der gottesfürchtigen Parteimänner seiner Republik eines Bessern versah, als ihm begegnet ist, so hätte ihm seine Menschenkenntniß einen bösen Streich gespielt. Alle irdische Gewalt hat den Instinct angenehm und populär zu sein, was man ihr nicht übel nehmen kann. Am meisten aber drängt es die herrschende Partei in demokratischen Staaten, wo das Volk Gebieter ist, für Sicherstellung ihrer Herrschaft, ihrer Vortheile und ihrer

Macht Beifall und Gunſt des großen Haufens zu erbuhlen. Des Beifalls aber und der Gunſt des großen Haufens iſt jede Regierung gewiß, wenn ſie das Hervorragende im Volke knickt, das Beſſere verfolgt, das Mittelmäßige emporhebt und das Kräftigere unten ſtellt. Oder ſoll man erſt lange im Thukydides herumblättern, um das „Volk“ zu kennen und um zu lernen, daß die Menge von den Beſtrebungen und Thaten der Menſchen gemeiniglich nur dasjenige glaubt, bewundert und reſpectirt, was ſie ſelber faſſen und allenfalls auch leiſten kann, das Ueberwiegende und Ungewöhnliche aber gern verwirft, verachtet und niederdrückt?

Wer immer unter den Gelehrten eitlen Dingen fröhnt, nach Geltung und äußeren Würden ſtrebt und fette Biſſen liebt — wie es bei Leuten dieſer Ordnung häufig iſt — der ſehe wohl zu und bedenke fleißig, bevor ihm noch das Wort aus der freien Bruſt entquillt. Eben weil wir die Menſchen mit Nachſicht beurtheilen, weil wir nicht ein und daſſelbe Maß ſtoiſcher Enthaltſamkeit für alle geben, und überhaupt Jedermann gern mit Rath nützlich ſind, wollen wir angehenden Literaten in ihrer Bewerbung freundlich beiſtehen und den Unerfahrenen verſtändlich auslegen, was ſie thun und laſſen ſollen, um ihren weltlichen Appetit zu ſtillen. Zum Glück iſt die Lehre kurz und die Praxis leicht.

Was die Dinge an und für ſich ſind, brauchſt du nicht zu wiſſen; ſpare deine Mühe und forſche nur gewandt und klug, was die Gewalt über den Gegenſtand ſelber denkt und von andern gerne hört. Irrthum oder Wahrheit iſt gleich, wenn du nur das „Rechte“ triffſt. Haſt du das „Rechte“ gründlich erfaßt und dazu die Mimik eingelernt, recitire es mit Geräuſch, wie die Hetäre in den Sprüchen Salomons, an gutem Ort, oder ſchreie, wenn du es gar kräftig machen willſt, wie der unverſchämte Gerber des

Aristophanes, im „rechten“ Augenblick, d. i. wenn die Gewalt unten vorübergeht, mit rasender Gebärde dein Thema vom Dach herab, und man gibt dir, was du willst. Wer diese Kunstgriffe nicht versteht oder ihre Praktik nicht für nöthig hält und überhaupt die Dinge gern beim Namen nennt, der klage nicht, wenn das launige Glück vorüberzieht und er unbemerkt im Hintergrunde bleibt. Freie Rede und dennoch Gunst wird nicht oft gewährt.

Welcher Dämon treibt euch aber auch in die noch unbekannten, rauhen, undurchforschten Labyrinthe der Wissenschaft? Man will keine Eroberung im Gebiete des Unerforschten, und neue Gedanken vermehren nur die Last. Statt Manethons Pharaonenreiche chronologisch zu berechnen, statt den verborgenen Sinn der Denkmäler in Memphis und Luxor fürwitzig auszulegen und die Ursprünge humaner Bildung um Jahrtausende über die vulgäre Vorstellung hinauszurücken, bleibt lieber auf alltäglichem, von Jedermann gekanntem, breitgetretenem Pfade, und lasset, wenn ihr wollt, hundertmal Gesagtes zum hunderteintenmale in die Presse gehen. Ihr werdet sehen, eigene Gedankenleerheit und fremder Fleiß als „Besonderes eurer Wanderungen und Ansichten“ dem Publicum mitgetheilt, fördert euch weiter in Ehre, Preis und Profit, als wenn ihr mit dem wackern Henne, festem Argumente folgend, antediluvianische Welten entdeckt und das „Bewußtsein nordischer Nationalität“ als fruchtbaren Keim des Wissens in die geschichtlichen Studien legt. Wie in Amerika ein unwiderstehlicher Hang, Wildes zu zähmen und rauhen Boden aufzubrechen, die „Pioniere“ und „Hinterwäldler“ aus heimisch urbarem Lande, aus Blumenteppich und wallendem Kornfeld, rubelos ins Unbebaute westwärts treibt, so gibt es in Europa eine Gattung Gelehrte, welche Leichtes, Gemeines und Bequemes in der Wissenschaft verachten und sich in lästiger Rührigkeit das

rauhe Gebiet des Unerforschten, die Dunkelheit der ersten Anfänge und der Ignoranz zum Tummelplatz erkiesen.

Der Mensch hat keine Ruhe, bis er den „Anfang" kennt. Wissen, nicht Glauben will der Sterbliche, und triebe es ihn wie den Sohn der Clymene bis zum Goldpalast der Sonne empor. Wie um Platons „Tugend", ist es gewiß auch um Wahrheit und Wissenschaft ein schönes Ding, da sie des herben Beigeschmackes ungeachtet dennoch Verehrer finden. Diesen uneigennützigen und festen Charakteren, nicht der hohlen Selbstsucht und den nervenlosen Schmeichlern hat man es zu verdanken, wenn Ernst und mannhafter Sinn in der Literatur des Occidents noch nicht überall erloschen sind. In die Zahl dieser achtbaren Männer von „uneigennützigem und festem Charakter" rechnen wir den Verfasser der Eingangs genannten Schrift, und bringen seinen Versuch, in den Ursprüngen menschlicher Dinge einen Schritt vorwärts zu thun, um so lieber und mit um so freundlicherem Vorwort zur Kenntniß des deutschen Publicums, als wir uns nicht entsinnen, daß über dieses umfangreiche und gewissenhafte Unternehmen irgendwo in einem deutschen Blatt eine kritische Anzeige, ein Lob oder ein Tadel zu lesen wäre.

Von dem ganzen Werke liegt bis jetzt nur der erste Band in zwei Abtheilungen vor uns: aber schon die Hälfte dieser Gabe genügt den Geist der folgenden zu errathen, und vorerst ein kurzes Wort, wo nicht der Anpreisung, so doch der Analyse hervorzurufen. Wenn das erste Buch die Vorgeschichte bis zum Perserzug des Darius wider Europa (513 v. Chr.) gibt, und das zweite die beglaubigte Hellenengeschichte bis zur letzten gemeinsamen Tagsatzung des achäischen Bundes (217 v. Chr.), d. i. bis zum Auftauchen der römischen Weltmacht führt, so erregte diese Oekonomie und verhältnißmäßige Kürze schon ein günstiges

Vorurtheil für den Verfaſſer, weil er Käufer und Leſer nicht durch maſſenhafte Compilation erdrücken will.

Aber ſehen Sie nur wie methodiſch, wie behutſam und klug wir ſind. Die ganze zweite Abtheilung, das Buch mit der Hellenengeſchichte und mit dem Congreß zu Naupaktos laſſen wir unberührt. Ueber die Hellenen hat man ja ſchon andern Ortes ſo viel, ſo lange und ſo „profitabel" gekramt und verhandelt, daß man dieſen Artikel füglich einmal ſchweigend übergehen kann. Selbſt in der erſten Abtheilung können wir uns allbekannter und ſo oft beſprochener Dinge, z. B. der Perſer und der zwiſchen Hellespont und Indus von dieſem Volk aufgezehrten Staaten und Nationalitäten, noch einmal kritiſch zu gedenken, nicht entſchließen. Iran wäre freilich ein ſchönes Thema für lange Reden über Kambyſes und die Aethiopen, über Pehlvi und die Keilſchriften und ihre geniale Auslegung, über Rawlinſon und Müller; aber es ſei auf andere Zeiten aufgeſpart, damit wir auch hier vorerſt für das Publicum nur dasjenige bezeichnen und hervorheben, was dem Verfaſſer eigenthümlich anzugehören ſcheint. Von Eigenthümlichkeit der Forſchung und von etwas „Beſonderm der Anſicht" redet zwar mancher Gelehrte, wie man weiß, wenige aber können ſich deſſen mit ſo viel Wahrheit rühmen, wie Hr. Dr. Henne in ſeiner Vorgeſchichte oder Mythenzeit. Das Ungefügige und Helvetiſche, wie es ſich im Styl des gelehrten Verfaſſers ſtellenweiſe zeigt, hat uns nicht abgehalten, die fünf Zeiträume der „Vorgeſchichte" d. i. das erſte Buch mit den angehängten höchſt wichtigen Sprach-, Schrift- und Zeittabellen gewiſſenhaft durchzuſehen, das Bedeutendſte anzuſtreichen und auszuziehen, wie es bei jeder Kritik üblich iſt, wenn ſie ein wiſſenſchaftliches Product mit Ernſt und Gerechtigkeit beſprechen will. Eine Arbeit von ſolchem Belang — die Frucht zwanzigjährigen Denkens und Forſchens — geſtern in die Hand zu nehmen und

heute zu beurtheilen, hätten wir aus Achtung für den Verfaſſer wie für das Publicum nicht gewagt.

Um aber den Leſer durch Sachfülle nicht vorweg zu ermüden und von weiterm Einſehen abzuſchrecken, wollen wir diesmal nur die Hauptthesen der Henne'ſchen „Urſprünge" in einfachem Bericht ohne viel Lob und Tadel zum Vorſchein bringen, um vielleicht in einem ſpätern Artikel eines und das andere kritiſcher auszutragen. Ein Mittel gegen die Kartoffelfäule und gegen die wöchentlich geſteigerten Schrannenpreiſe wäre für den Augenblick den Deutſchen vermuthlich angenehmer und wichtiger, als die Kunde: Pharao Suphis I. habe die große Pyramide ſchon um 5884 Jahre vor Chriſtus, alſo lange vor der Fluth erbaut, und der moſaiſche Adam unſerer Bibel treffe genau mit dem Beginn der zwölften Nil-Dynaſtie in Manetho's zweitem Buche zuſammen.

Als praktiſche Leute wollen die Deutſchen vorerſt für Nahrung ſorgen und die Berichte der Berliner Deputirtenkammer leſen; dann mag man uns etwa ſagen, wie im griechiſchen Munde aus dem ägyptiſchen Mi Fra Möris und aus Mi Amun Memnon ward, und daß Amenofis III. um die Zeit der großen Fluth (c. 2404 v. Chr.) den alten Palaſt in Luxor bauen und die in der Feld-Oede des verlaſſenen Thebens noch heute bewunderten Memnonscoloſſe meißeln ließ.

Zum Glück gehört der Verfaſſer nicht in die Claſſe jener heilig-ſcharfſichtigen Gelehrten, die nicht bloß wie der Byzantiner Syncellus das Jahr, ſondern ſogar die Jahreszeit, den Tag und die Stunde wiſſen, wann der Menſch auf Erden erſchienen iſt. Wie ſich beim einzelnen Menſchen, ſagt Hr. Henne, die erſte Erinnerung überall in Traum, Ahnen und Kindheit verliert, ſo ſind auch die Anfänge aller Völker im Mythus begraben, und über das Morgenroth unſeres Geſchlechtes iſt ebenſo

wenig ſichere Beobachtung und Aufzeichnung zu uns herabgekommen, als über den Urſprung des bewohnten Globus ſelbſt. Erſt mit dem Erwachen des hiſtoriſchen Bewußtſeins, d. i. mit dem Lebensproceß des geſitteten, Künſte übenden, des „monumentalen“, gegen das Geſchick ringenden, von Leidenſchaften der Herrſchſucht beſtürmten, von Liebe, Noth, Sehnſucht, Begierde und Schmerz getriebenen Menſchen beginnt die Weltgeſchichte. Und das „hiſtoriſche Bewußtſein“ in dieſem Sinn führt Hr. Henne bis in das ſiebente Jahrtauſend vor Chriſtus, d. i. dritthalbtauſend Jahre über die moſaiſche Bibelzeit zurück. Das gäbe nun mit Hinzurechnung der chriſtlichen Aera eine gegen neuntauſend Jahre alte, auf Baudenkmäler und ſchriftliche Nachrichten geſtützte Hiſtorie der civiliſirten Welt.

Wer den menſchlichen Gedanken gottſelig „kryſtalliſiren“ und alles Wiſſen dem unerbittlichen Tribunale kirchlichen Glaubens unterwerfen will, muß freilich Henne's Austreibung und Ruin als einen Act obrigkeitlicher Frömmigkeit begrüßen. Der Menſch, die Sünde, das Wiſſen und die Noth, ſagen ſie, haben etwa viertauſend Jahre vor Chriſtus begonnen und werden ihrerſeits gereinigt und vollendet ſein, ſobald der Apoſtoliſche Moniteur von G'' Ph'' und J'' als Reichscodex des Erdbodens zur Geltung kommt. Verwirrend und ärgerlich müßte man es freilich nennen, wenn ſchon die große Pyramide nahe an zweitauſend Jahre älter, als unſer Adam wäre. Wer aber die Tempelfresken in Aegyptiſch-Theben ſieht und die Wandbilder zu Karnak mit dem jüdiſchen Tabernakelweſen zuſammenſtellt, dem kommen viele lehrreiche und viele nützliche Gedanken. Aegypten mit ſeinen ewigen Monumenten, mit ſeinen Inſchriften und mit Manethons Pharaonenbuch erſchien uns von jeher als gefährlichſter Gegner, nicht etwa der wahren Demuth und der Gottesfurcht, wohl aber jenes Leviten-regiments, das bekanntlich mit der wahren Religion nichts zu

ſchaffen hat. Wahrhaft, denkt irgendwo ein frommer Inquiſitionspatron, Platens orthodoxer Pedant hat Recht, wenn er im Unmuth über den endloſen Fortſchritt ſeinen andächtigen Wunſch verräth:

Für einen einzigen Tag allein
Möcht' ich auch einmal der Teufel ſein!
In dem wärmſten und größten Ofen
Müßten mir braten die Philoſophen:
Sie werden von Tag zu Tage dreiſter,
Und beſtricken die frömmſten Geiſter;
Nur ihres Dünkels ſind ſie befliſſen,
Und wollen nichts von ...rs Dogmatik wiſſen.

Das Unglück wäre noch viel größer, hätte uns das Alterthum von dem Pharaonenbuche des ſebennytiſchen Prieſters Manethon ein vollſtändiges Exemplar und nicht bloß ärmliche Bruchſtücke und verworrene Excerpten überliefert. Die Hieroglyphen-Erklärer und Entdecker, von Champollion angefangen bis Lepſius herab, wollen wir dem Schickſal und ihrer eigenen Kraft überlaſſen und, ſoviel wir vermögen, nur den irrig beurtheilten Verfaſſer vor dem Zorn der Gerechten ſicher ſtellen. Nichts iſt aber auch trauriger und mit Recht verhaßter als der Vorwurf: man verletze das religiöſe Gefühl der Menge und mache feindliche Angriffe auf ein Buch, das vom Anbeginn als einziger Troſt und als letzte Stütze ſeelenbedrängter Menſchheit galt. In den Händen der Scheinheiligkeit und der künſtlichen Andacht war dieſer Vorwurf immer die wirkſamſte und gefährlichſte Waffe, deren Wucht auch der „Chriſt und Republikaner" Henne in ſeinem eigenen Lande fühlen mußte. Wie Cuvier in der vergleichenden Anatomie aus etlichen zerſtreuten Knochen die ſchönſten Thierſkelette zuſammenſtellte, hat auch Hr. Henne aus den ärmlichen Bruchſtücken und verworrenen Excerpten des Manethon'ſchen Werkes einen chronologiſchen Bau gezimmert, mit welchem er die

Bibel nicht demoliren, wie die Heuchler ſagen, ſondern erklären und ſtützen will. Manethon, Oberprieſter von Heliopolis und aller ägyptiſchen Weisheit kundig, hat ſein Werk aus den unvergänglichen Steindenkmalen ſeines Landes gleichſam abgeſchrieben und in drei Büchern dreihundertfünfundſiebzig Pharaonen oder Großmonarchen des Nilſtaates in ſucceſſiver Ordnung aufgeſtellt. Von dieſen dreihundertfünfundſiebzig Pharaonen kommen nach Henne's Angabe auf das erſte Buch hundertzweiundneunzig mit einer Regierungszeit von 2350 Jahren, auf das zweite ſechsundneunzig mit 2121 Herrſcherjahren, auf das dritte aber ſiebenundachtzig Pharaonen in 1646 Jahren — zuſammen dreihundertfünfundſiebzig Pharaonen in 6117 Jahren urkundlich aufgezählt. Manethon ſelbſt ſchrieb um 350 v. Chr., und dieſe Zahl der vorigen beigezählt, gibt, wenn des Verfaſſers Calcul in allen Puncten richtig iſt, die Summe von 6467 Jahren vor der chriſtlichen Zeitrechnung als beglaubigten Anfang der großen, ſchon durch Monumente coloſſaler Natur und einen Kraftcomplex fabelhaften Umfangs verherrlichten ägyptiſchen Monarchie. Wie viel Zeit es forderte, bis eine ſtaatliche Erſcheinung dieſer Art möglich war und ſich geſtalten konnte, iſt eine Frage, die natürlich weit jenſeits aller Erkenntnißquellen in die ungezählten und denkmalloſen Aeonen der Dunkelheit hinüberſtreift.

Von den dreißig Dynaſtien, in welche man die Pharaonenreiche Aegyptens theilt, fällt die zwölfte Dynaſtie und der Anfang des zweiten Buches der Prieſterchronik, wie Julius Africanus und Euſebius beſagen, auf das Jahr 4117 v. Chriſtus, d. i. genau auf den Zeitpunct zurück, in welchem nach der chriſtlich-orientaliſchen Ueberlieferung „die Trinität Sonntags früh am fünfundzwanzigſten März die Welt und am dreißigſten deſſelben Monats unſern gemeinſchaftlichen Stammvater Adam ſchuf.“ Scherz wäre hier nicht am rechten Ort, und daß nach

der heute in Europa gültigen Bibelberechnung der „erste Mensch (4132 oder 4032 v. Chr.) ein Zeitgenosse des Pharao Sesonchosis, Sohn und Nachfolger des Amenemes wäre, ist ebenso unbestritten, als die später am hebräischen Text absichtlich und planmäßig vorgenommene Abkürzung der altjüdischen Zeitrechnung für die Jahre vor der Fluth nicht mehr geleugnet wird. Man wollte das Volk Gottes nicht bloß kirchendienstlich und dogmatisch, man wollte es auch, wie die Forscher sagen, chronologisch von den Heiden trennen, und ob diese Praxis durch Moses selbst oder durch eine spätere Redaction des Pentateuchs zu Stande kam, gehört nicht hieher. Man weiß ja, was Tertullian und St. Hieronymus in dieser Sache dachten. Vor dieser willkürlichen Textänderung, sagt der Verfasser, stellte auch die jüdische Zeitrechnung den Erzvater Adam auf 6468 Jahre vor der christlichen Aera, d. i. auf den monumentalen Anfang der ägyptischen Monarchie zurück. Die Fluth, diesen festen Anhaltspunct der alten Welt, setzt der Jude Flavius Josephus auf das Jahr 2376 vor unserer Aera. Von der Fluth rückwärts zur Schöpfung rechnet er 2156 Jahre. Zählt man diese letztgenannte Epoche doppelt, d. i. 2156 + 2156, so kommen mit der nachsündfluthlichen Zeit 6688 Jahre heraus. Nimmt nun Hr. Henne die 230 Lebensjahre Adams vor der Geburt des Seth klug und scharfsinnig von dieser Summe hinweg, so bleiben ihm 6458 Jahre und Adam und Menes, d. i. Bibel und Manethons Buch treffen chronologisch, wie geschichtlich soviel als auf Einen Punct zusammen. Und in solcher Weise hätten wir statt Unsicherheit und Widerspruch — freilich auf Kosten des goldenen Weltalters und der lieblichsten Idylle unserer Jugend — in einer hart bestrittenen Sache Klarheit, Licht und Harmonie.

Frommen Lesern glauben wir mit dieser theologischen Arith-

menſch Freude zu machen, weltlich geſinnten aber nicht läſtig zu ſein. Statt Freund und ſchuldloſer Genoſſe Gottes, wie ihn unſere Ideale malen, iſt Henne's Adam ſoviel als die weiße Menſchenrace, die vom nordweſtlichen Urlande gegen Oſten wandernd auf ihrem Pflanzungs- und Eroberungszuge im armeniſchen Gebirge zuerſt dem Griffel der Geſchichte entgegenkam.

Um den Leſer mitten in die Ideen des Verfaſſers hineinzuwerfen, ſagen wir lieber gleich jetzt, daß Hr. Henne jeder Race und Hautfarbe eine excluſive Heimat zuerkennt und Europa für den Urſitz der weißfarbigen Menſchen (der Japetiden) hält, Aſien der gelben und Afrika der ſchwarzen überläßt. Alle weißen Völker zwiſchen Archipelagus und Indus, meint er, ſeien ſiegreich aus Europa gekommen, und dieſe Wanderung der Weißen ſei das große weltumfaſſende Thema antediluvianiſcher Geſchichte, deren Faden die Geneſis in Armenien erſt erfaſſe, und oſtwärts gegen Indien, ſüdwärts aber gegen Babel lenke. Die Theſis widerſtrebt zwar allen herkömmlichen Vorſtellungen und überlieferten Begriffen, wird aber mit entſchiedenem Talent und mit ſchwer zu beſeitigenden Argumenten unterſtützt. Die Frage, ob Hr. Henne nicht beſſer thäte, dem Gebirgslande von den Induſquellen bis zum Kaukaſus auch einigen Antheil an der Wiege der weißen Race zu gönnen, ſoll hier ſeinem Europa-Enthuſiasmus nicht entgegentreten. Was wollt ihr mit eurem Kaukaſus? würde der Verfaſſer ſagen, hießen in der Urzeit nicht auch die europäiſchen Alpen Kaukaſus; und ſind folglich nicht alle Mythen dieſes Gebirges auf Europa und ſeinen Alpenſtock bezüglich? Die ſarmatiſche Tiefebene, wie die Sahara in Afrika, denkt ſich Hr. Henne natürlich noch als Meer, ſo daß ſein Hocheuropa gleichſam als weſtliche Inſel, als die Atlantis der ägyptiſchen Prieſter „Libyen gegenüber" gelten kann. Die Länder um den großen Alpenſtock, vor allem ſein Helvetien, der Ober-

rhein, Tirol und das Blachfeld am Danubius ſpielen im Syſtem des Verfaſſers eine große, weſentliche und ſelbſt von den Andächtigen an der Treiſam und an der Eiſak kaum erträumte Rolle. Religion, Götter, Gottesdienſt, Kunſt, Architektur, Schrift, Mythus, Sitte, und alles was menſchlich, gut und edel iſt, ſei von dieſem Hocheuropa in die Landſchaften der Gelben und Schwarzen unterjochend und ſiegreich vorgedrungen. Bis Taprobane und Java auf der einen und bis nach Aegypten auf der andern Seite verfolgt Hr. Henne oft mit überraſchendem Geſchick Strömung, Herrſchaft und Pflanzung der weißen Europakinder.

Das fortlebende Andenken an dieſe „nordiſche Nationalität" weiſt Hr. Henne beſonders in dem griechiſchen Mythus nach. Die Sicherheit, mit welcher Hr. Henne argumentirt, iſt zuweilen bewundernswerth, und von den vielen neuen Ideen, die er in die Urgeſchichte bringt, wird der Beſtand einer großen ägyptiſchen Weltmonarchie zwiſchen Indus und Alpen unter den Herrſchern der achtzehnten und neunzehnten Pharaonendynaſtie im dritten Jahrtauſend vor Chriſtus vielleicht am ſchwerſten zu beſeitigen ſein. Die Bibelpatriarchen ſind dem Verfaſſer Japetiden und Herrſcher in Aſien und am Nil; die Hykſos aber, die Reſelim der Geneſis, eine große von Europa ausgehende Bewegung, welche unter der fünfzehnten Dynaſtie (ſeit 3235 v. Chr.) Aegypten erreichte, das Land eroberte, Städte und Tempel verbrannte und nach fünfhundertjähriger Herrſchaft durch Pharao Ameſes, Gründer der achtzehnten Dynaſtie (2535 v. Chr.) endlich vertrieben ward. Die Epoche des großen Eroberers Seſoſtris (Sethoſis II. oder Rameſes III.) wird gegen Champollions Irrthum auf das Jahr 2205 v. Chr. feſtgeſtellt, und dabei mit Recht auf die prachtvollen Fresken hingewieſen, welche Palaſt und Grab dieſes großen Königs in Aegyptiſch-Theben ſchmücken. Die Dynaſtien, welche in den unvergleich-

lichen Riesenhallen zu Luxor und Karnak durch die bemalten Säle schritten, vollbrachten in der That folgewichtigeres und größeres, als alle späteren punischen und dreißigjährigen Kriege; sie verwandelten und bildeten die Welt im großen Styl. Müßten wir in Henne's Buch jene Partie bezeichnen, in welcher sich Schärfe und Tragweite geschichtlicher Combinations- und Auslegungskunst entstellter Sagen aufs glänzendste und stichhaltigste erprobten, so wären es unserm Geschmacke nach die dreizehn Paragraphen des dritten Zeitraumes mit der Ueberschrift: Die Zeiten von Sesostris und Semiramis.

Doppelt wohlthätig und beruhigend wirkt das Licht und die schaffende Ordnung dieser Paragraphen auf Leser, die nicht bloß vorübergehende Blicke auf die Wunderbauten der Pharaonen warfen, sondern viel und lange in den Felsentempeln und Freskenhallen von Ibsambol und Medinet-Habu herumgewandert, aber doch mit schwerem Herzen und unzufriedenem Gemüthe aus dieser Kunstwelt weggezogen sind, weil sie die großartige Bilderchronik jener Ruinen wohl anstaunen, aber in ihrem Zusammenhange mit den wechselvollen Scenen der menschlichen Geschicke nicht begreifen und erklären konnten. Uns hat der Verfasser vollkommen überzeugt, daß Semiramis und Babel im Ursprung ägyptisch sind, und daß eine weltherrschende Nilmacht mit eigenthümlicher Cultur und Kunst den Euphratstaaten, die bisher als Anfang der geschichtlichen Kunde galten, voraus gegangen ist. Wenn sich, wie wir nicht zweifeln, durch fortschreitende Entwicklung der hieroglyphischen Studien und der ägyptischen Alterthumskunde die neue Idee noch weiter befestigt und dem Bereiche legitimer Kritik entzieht, hat der Verfasser für seinen Ruhm genug gethan. Er mag dann im Verlauf der Arbeit Schwächeres mit frischem Argumente unterstützen, ganz Unhaltbares aber ohne Bedenken und ohne Erröthen fallen lassen;

denn wer ſolche Wege geht, iſt am wenigſten von Irrthum und Uebereilung frei. Aber ein Mann von der Geſinnungstüchtigkeit, vom Talent und von der Gelehrſamkeit des Verfaſſers bedarf zuerſt der Anerkennung, der freundlichen Beihülfe und vor allem der Gerechtigkeit. Hat man dieſer Pflicht genug gethan, dann nähere ſich einer, wenn er es vermag, mit verſtändiger Einrede und mit gewiſſenhafter Kritik.

Wir ſelbſt haben vorläufig nur das erſtere verſucht, und den Verfaſſer mit ſeinem in mehr als einem Punct bedenklichen Thema dem gelehrten Publicum leiſe in Erinnerung gebracht und gleichſam anempfohlen. Das Beginnen iſt ſo weit ausſehend und die Zeit, fürchten wir, für Unterſuchungen dieſer Art ſo ungünſtig, daß man die Sache auch bei dem entſchiedenſten Werth nur mit großer Behutſamkeit berühren kann. Bunſens „Proletarier“ und die Scenen von Büzençais, die neueſten Sprechreden und das „Fatum von Byzanz“ liegen uns viel näher und berühren uns weit wärmer, als die Säculariſation der Patriarchen der Geneſis oder die Identität des Seſoſtris und der Semiramis. Es iſt bei uns noch „intra muros“ allerlei zu thun. Zuerſt muß man die Sache mit dem Vibius Egnatius noch vollends in Ordnung bringen; dann wäre vielleicht auch hie und da ein literariſcher Falſchmünzer und fraudulenter Traffikant höflichſt anzuſtreifen, damit ſich die Leute vor Hinterliſt und Schaden hüten. Auf das Nothwendige folge ſodann der Ueberfluß und, wenn man will, ein prüfender Blick auf die Urwanderung der weißen Menſchen aus Hocheuropa in den Orient und auf die zu Moſes' Zeit erfolgte Auflöſung der Rieſenmonarchie am Nil, wie ſie der Verfaſſer in kühnem Schwung alter Exegeſe angedeutet hat.

Indeſſen haben wir von den gedankenreichen Sätzen des erſten Buches ſchon jetzt eine ſehr gute Meinung, würden aber eine noch beſſere haben, wäre mit dem Talent und mit der

Forschungsgabe des Verfassers zuweilen auch etwas mehr Correctheit der Wortfügung und Grazie des Styls im Bunde. Ausdrücke, wie „langangedauerter Krieg", mögen im Lande des Verfassers üblich sein; wir zweifeln aber, daß die gute Schreibart der deutschen Büchersprache diese ganz türkische Redewendung ertragen könne. Hier ist es zwar kein wesentlicher Mangel, aber doch wird der Reformator unserer Meinungen allzeit lieber angehört, wenn er selbst in straffen Dingen die Gedanken geschmackvoll einzukleiden und zierlich darzustellen weiß. Wir machen diese Bemerkung ohne Härte und in der freundlichsten Absicht, weil strenge Gegner, die einer solchen Sache niemals fehlen, kleiner Mängel wegen oft das Ganze und das Wesentliche verdächtig machen. Wir sagen es dem Verfasser vorher, seine Lehre über verfälschte Bibelzeitrechnung, über ursprüngliche Einheit ägyptischer und altjüdischer Zählweise, über das Sternbild des unter den Fuß des Herakles gelegten Drachenkopfes, über die vergleichende Zusammenstellung der Patriarchen und Pharaonen von Adam-Menes bis Abraham herab, wird mit hundert andern Sätzen, die unsere angeerbten Vorstellungen befehden, Zorn und Widerspruch genug erregen und jedenfalls nur langsam Proselyten machen. Trägheit, Angewöhnung, Eitelkeit, Verstandesschwäche und andächtige Malice sind Gegner, die man weniger leicht besiegt, als die Schöpfer neuer Gedanken gerne glauben möchten.

Joh. Bapt. Baggenmüller: Geſchichte der Stadt und der gefürſteten Grafſchaft Kempten.

(1847.)

Den Geſichtspunct, von welchem die Bearbeitung dieſer gründlichen hiſtoriſchen Schrift ausgeht, und den auch der Leſer und Beurtheiler nicht vergeſſen darf, hat der Verfaſſer im Vorwort zum zweiten Bande klar genug angedeutet. Große Nationen, meint er, haben das Eigenthümliche, daß ſich die Schickſale, welche die Geſammtheit erlebt hat, und die Merkmale, die ihre Nationalität bezeichnen, auch in den einzelnen Gliedern, aller Zerſtückelung ungeachtet, in unaustilgbarem Gepräge wiederſpiegeln. Deswegen werde auch mit Recht behauptet, daß genauere Würdigung und volles Verſtändniß des Ganzen ohne ſorgliche Erforſchung der Theile nicht zu erlangen ſei. Geleitet von der Ueberzeugung, daß der Sinn für nationale Einheit und Erhebung des deutſchen Volkes weſentlich befördert werde, wenn alle Zweige und Stände deſſelben unter Hinweiſung auf die ganze Nation, mit der ſie ein gemeinſames Band verknüpft, ihre Schickſale und Eigenthümlichkeiten kennen lernen, hat der Verfaſſer die Geſchichte ſeines Geburtslandes, der kleinen, ſtillen, weiland geiſtlich regierten und zur Zeit der Säculariſation kaum von vierzigtauſend Menſchen bewohnten Alpenlandſchaft „Kempten“ zu ſchreiben unternommen. Für ehrgeiziges Prunkgerede, für ſchwere

Phrasen und für Auseinanderfaltung großartige Weltansichten ist in einer so bescheidenen und scheinbar glanzlosen Unternehmung freilich nicht viel Gelegenheit.

Die rauhen helvetischen Kuhhirten haben sich durch Freiheitsliebe und Kriegsruhm einen unsterblichen Namen in der Welt gemacht, und mancher kleine deutsche Staat ist durch glanzvolle Leistungen in Kunst und Wissenschaft zu einer Bedeutung gekommen, die man materiellen, bloß physisch [illegible] Kräften hartnäckig und überall versagt. Weder im Krieg, noch in Kunst und Wissenschaft ist aber die oberschwäbische Grafschaft Kempten je über das gemeine deutsche Maß hinausgebrochen, und gäbe äußerer Glanz allein das Recht, in Büchern verhandelt und gepriesen zu sein, so wäre in der That nicht einzusehen, wie der Verfasser seinen Gegenstand über das enge Local-Interesse erheben und mit der großen innern Bewegung, die jetzt das deutsche Volk als Gesammtnation ergriffen hat, in Einklang bringen könnte. Wer wüßte denn aber nicht, daß wenn ein noch so kleiner Staat in Sitte, Gesetzgebung, Einrichtung und Verwaltung des bürgerlichen Lebens besondere Weisheit mit klugem und verständigem Sinn verräth, dieser kleine Staat unsere Beachtung vielleicht vor einem gewaltigeren verdient, aus dessen Jahrbüchern man wohl allerlei über die Kunst der Zerstörung lernen, über Lösung der höchsten gesellschaftlichen Fragen, über Mehrung öffentlicher Glückseligkeit im Allgemeinen und über Erleichterung des Nebeneinanderseins vernünftig freier Wesen insbesondere so viel als nichts erfahren kann. Diese Seite ist es aber, die der Verfasser mit ebenso viel Tact als Erfolg aus seinem Thema herausgehoben und gezeichnet hat.

Manchen Freund deutscher Sitte und deutschen Rechtes wird die Kunde überraschen, wie das öffentliche und mündliche Rechtsverfahren vor Geschworenen in Stadt und Land seit den ältesten

Zeiten ſich im kleinen Kemptener Staat erhalten, wie der Verſtand dieſes ſuevischen Volksſtammes die ſchwierigen Fragen über Erhebungsart und Bewilligungsrecht der Steuern, über allgemeine Wehrverfaſſung, Ablöſung der Frohnen, Güterarrondirung und Armenweſen mit Beſeitigung des Grundſatzes „alles für das Volk, nichts durch das Volk“ weniger glücklichen oder weniger verſtändigen deutſchen Stämmen zum Exempel praktiſch gelöſt und durchgefochten hat. Und was in dieſer kleinen, durch adelige Benedictiner regierten Grafſchaft Oberſchwabens gethan und geleiſtet wurde, ſollte das in andern deutſchen Staaten, ja im ganzen Umfang der germaniſchen Lande weniger leicht zu erzielen ſein? Auf Theoretiker und Schulleute hält der Verfaſſer in ſolchen Dingen nicht viel und möchte, wie es ſcheint, vom unbeirrten, geſunden und kräftigen Sinn des deutſchen „Volkes“ weit leichter, als von philoſophiſchen Staatskünſtlern und Ideologen die Wiederherſtellung vaterländiſcher Einheit, Macht und Größe hoffen. Daß eine Nation ohne breite und feſte Grundlage politiſcher und kirchlicher Einheit unmöglich nach innen kräftig und nach außen mächtig werden könne, weiß und fühlt man in Deutſchland mit jedem Jahre dringender. Aber wie ſoll man das Uebel bekämpfen? Welche Heilmittel auf den Schaden legen, wenn er ſich durch vielhundertjährige Praxis gleichſam in das Mark des Landes eingefreſſen hat und überdies durch Unverſtand und Leidenſchaft der Adepten regelmäßig genährt und erweitert wird? Den beiden allbekannten und in öffentlichen Verhandlungen faſt täglich bejammerten Grundquellen unſerer Schwäche und unſere Verfalles, — der Auflöſung nationaler Einheit und dem religiöſen Zwieſpalt, — fügt Hr. Haggenmüller noch die Unterdrückung des freien Bauernſtandes als dritte, ſeltener genannte und vielleicht noch nicht von allen Beſprechern vaterländiſcher Angelegenheiten nach Verdienſt gewürdigte Haupturſache

deutscher Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit hinzu. „Eine freie Bauerschaft auf freiem Boden, sagt der Verfasser, sei nach dem uregenen Geiste des deutschen Volkes die kräftigste Unterlage, aus welcher politische und kirchliche Einheit allein hervorwachsen und erstarken könne." Das ist der sinnige, inhaltreiche und leitende Gedanke des ganzen Werkes.

> Es mögen Fürsten und Herrn blüh'n oder welken,
> Ein Hauch hat sie gemacht, es macht ein Hauch sie wieder,
> Doch eine kühne Bauerschaft, ihres Landes Stolz,
> Ist einmal sie zerstört, läßt nie mehr sich ersetzen.
>
> Goldsmith's ‚deserted village.'

Statt vertracte Lehrgebäude über „künstliche Ponderirung der Staatsgewalten" aufzudämmen, wie Duvergier de Hauranne und Odilon Barrot, wird den Lenkern unsrer Geschicke der Rath ertheilt, den freien Bauernstand, wo er noch besteht, als Keim des Volkes zu schützen, die zerstreuten Ueberbleibsel aber, die sich aus verhängnißvollen Zeiten noch gerettet haben, überall emsig zu pflegen und durch wohlwollende Anordnung gleichsam neu zu beleben und aufzurichten. Die Medicin, von welcher der Verfasser die endliche Heilung unserer Uebel erwartet, ist zwar eine weitaussehende und ihrer Natur nach äußerst langsame; aber sie ist eine natürliche, eine organische, in ihrer Wirkung unfehlbare und, wie die Dinge in Deutschland heute stehen, vielleicht sogar die einzig mögliche, die uns übrig bleibt. Man hat in Deutschland seit dreißig Jahren mancherlei versucht, jedoch auf diese Auskunft noch nicht überall den gehörigen Accent gelegt. Das einzige alte Volk, welches eine praktische Erbschaft, welches bleibende, in Europa heute noch haftende und unaustilgbare Maximen, das bürgerliche Leben einzurichten und in der Welt mächtig zu sein, hinterlassen hat, sind anerkanntermaßen die Römer. Die Römer waren aber in fünfhundertjähriger Helden-

periode ein derbes, verſtändiges, mühevolles und ehrſames Bauernvolk ſelbſt in ihren vornehmſten Geſchlechtern, und ihre welthiſtoriſche Größe, wie ihr bleibender Ruhm bei der Nachwelt, hatten ihre Grundlage im Ackerbau. Im Gefühle dieſer Wahrheit ſagte deswegen ihr größter Redner und Staatsmann mit vollem Rechte: nihil est agri cultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil homine libero dignius*).

Häufig ſind, wie man weiß, die weiſeſten Rathgeber und die tüchtigſten Feldherrn unmittelbar vom Pfluge und aus der Bauernhütte an die Spitze des Senates und der Legionen getreten. Cato meint geradezu, der wahren Philoſophie am nächſten ſtehe der verſtändige Bauersmann. Freilich von „objectiver Erfaſſung des reellen Thatbeſtandes im Naturleben“ begriffen dieſe Bauern Latiums nicht viel; dafür eroberten und behielten ſie die Welt, ſo lange ſie ſelbſt frei auf freiem Boden fortbeſtanden. Damit Rom fallen und das weltherrſchende Italien die Beute fremder Ueberzügler werden konnte, mußte zuerſt durch einheimiſche Ungeſetzlichkeiten und Verbrechen ſeine freie und kräftige Bauerſchaft zu Grunde gehen. Schul- und Hof-Philoſophen ſollen ja nicht glauben, wir wollen ihnen das Handwerk gänzlich legen und in Deutſchland mit Beſeitigung der Stubengelehrten und Recenſenten überall nur freie Bauern und decorirte „Baboches“ gelten laſſen. Auch der Weiſe ** in ** hätte Unrecht, wenn er unſere Worte ſo auslegte, als riethen wir ihm Karſt und Pflugſterze anzufaſſen, ſtatt täglich vier Stunden über „objective Erfaſſung des Thatbeſtandes“ zu disputiren. Wir wiſſen ganz gut, daß wir nicht in Latium und nicht im Zeitalter des Pyrrhus oder des Samnitenkrieges, ſondern im neunzehnten Säcule und in Deutſchland leben, und vom „Im-

*) Cic. de Off. 1, 42.

perator der Knechtſchaft" in unſern theuerſten Gütern gefährdet ſind.

Seit Jahren ſchon ward in Correſpondenzartikeln, in Vorreden, in kurzen Kritiken und langen Diatriben unabläſſig und faſt ſtereotyp auf die Wetterwolke hingedeutet, die ſich hinter der Weichſel ſammelt und langſam gegen Deutſchland rückt. Die Sprüche waren aber umſonſt gethan; was man immer ſagte, Dithyrambe, Spott, Epigramm und Ironie, nichts war ſtark genug, den Blick des dickohrigen Geſchlechts deutſcher Wolkentreter nach Oſten umzulenken.

„Iſt es wahr? wollt ihr wirklich Deutſchland poloniſiren", fragten ſie gutmüthig Hrn. von Neſſelrode. „Nein", antwortete als kluger Mann Hr. von Neſſelrode und die Sorge ward abgethan. Jetzt endlich, da ſie uns von der Seine und ſogar von jenſeits des Canales warnend herüberrufen und das neueſte Ereigniß ſein ſchauerliches

jam proximus ardet
Ucalegon

mit weithin leuchtenden Zügen auf die Palaſtwand der taſelnden Götter ſchreibt, taumeln ſie auf und merken, daß es auf jener Seite bedenklich wird. Nur diejenigen, die es zuerſt und ſchon längſt hätten wiſſen ſollen, leugnen ſchlaftrunken noch heute die Gefahr. Aber der öffentliche Verſtand pocht an den Thüren dieſer bequemen Träumer und mahnt mit Ungeſtüm zur Gegenwehr.

Aber wie ſoll man wehren? was ſoll man thun gegen einen ſtandhaften und klugen Feind? Wie das Uebel, ſo die Medicin! Der Knechtſchaft muß man die Freiheit, und der Despoten-Disciplin das unbeſiegbare Gefühl heimatlich-freien Herdes entgegenſtellen. Unter allen, die etwas ſehen, iſt es eine ausgemachte Sache, daß, wie einſt die religiöſe, ſo auch die po-

litiſche Freiheit Europa's durch die Deutſchen in Deutſchland auszufechten ſei. Die Vorahnung dieſer traurigen Nothwendigkeit lebt in Aller Bruſt. Daher der Ernſt, die Unzufriedenheit, die Melancholie, die Ungeduld, der Zorn deutſcher Gemüthsart und deutſcher Wiſſenſchaft. Unſer ganzes Weſen, unſre Art zu ſein, zu thun, zu reden und die öffentlichen Dinge zu behandeln iſt den Oeſtlichen verhaßt, läſtig, hinderlich, weil deutſches Weſen auf dem Continent allein der neuen Staatsidee, dem chriſtlichen Mongolenthum als Eckſtein und Aergerniß im Wege ſteht. Solche Feindſchaften ſind von langer Dauer; ſie liegen im Blut, ſind erblich, unverſöhnlich. Man ſtellt ſich zwar, als verachte man uns und als wären wir in der Wagſchale Europa's ohne Gewicht. Deutſchland iſt aber die Mutter der Ideen, die Pflanzſchule des freien Gedankens. Und für das aſiatiſche Staatsprincip hatte ſeit des Hyſtaſpes' Sohn die Idee, hatte der freie Gedanke, wenn auch unbewaffnet, doch etwas Unheimliches, etwas Furchterregendes, das den Schlummer ſtört und keine Ruhe gönnt. Der Haß unſeres Gegenparts wird nur um ſo giftiger, und ſein Streben um ſo nachhaltiger, je dringender ſich zum freien Gedanken der Durſt nach kühner That geſellt. Deutſchland aber will jetzt handeln, und der Trieb zur Thätigkeit, das erwärmende Feuer der Bewegung dringt von der breiten Grundlage der Maſſen herauf und reißt die träge Natur der höhern Ordnung im Strudel fort.

Der Verfaſſer redet zwar nicht gerade ausdrücklich von den Ruſſen und von der Gefahr, die von Oſten droht. Auch von den weſtlichen Nachbarn, von Thiers und Montalembert geſchieht ebenſo wenig Meldung, als von Britten und Skandinaviern. Hr. Haggenmüller nennt nur die Deutſchen und ſetzt voraus, daß die Spuren und Vorboten eines beginnenden Verwandlungsproceſſes dieſes großen Volkes von Jedermann als ſolche erkannt

und beurtheilt werden. Wer jetzt leugnen wollte, daß es in Deutschland gähre, und daß die Nothwendigkeit eine günstigere Stellung gegen das Ausland einzunehmen bei diesem Volke allgemein empfunden werde, der wird nicht mehr angehört. Wenn wir den Sinn des Verfassers, wie ihn die Vorrede zum zweiten Bande zusammenfaßt, richtig zu deuten verstehen, so will er sagen: „um die Prüfungen, die in nicht ferner Zukunft unser harren, mit Kraft und Erfolg zu überstehen, hat Deutschland nur dann gründliche Hoffnung, wenn es in allen Gauen eine freie, Grund besitzende und bei Gesetz und Recht betheiligte Bauerschaft erstehen zu lassen, Muth und Geschick besitze."

Sein Ziel will aber der Verfasser nicht mit Gewalt, nicht mit Tumult und agrarischen Gesetzen, wie einst die Gracchen und heute die Ungeduldigen des Continents, sondern auf Wegen der Billigkeit, des gegenseitigen Einverständnisses und der anerkannten Nothwendigkeit erringen. Recht, meint der Verfasser, sei und bleibe Recht, und zwar ein zähes Recht, und Vertrag sei überall besser, als Gewalt. Dieser Geist der Besonnenheit, der richtigen Würdigung des Bestehenden, der Erkenntniß des Möglichen und Ausführbaren stellt den Verfasser ganz auf die Höhe der Umstände und des Maßes, in welchem man allgemeine Angelegenheiten gegenwärtig besprechen soll. Ein Umschwung der öffentlichen Meinung thut sich allmählich kund; man ist bei allem Ernst und bei aller Willensstrenge in Deutschland doch viel ruhiger, zurückhaltender, billiger in Urtheil und Verlangen, als man früher war. Das Grelle, das Herbe, das Unbarmherzige und gleichsam demokratisch Ueberschwengliche in Wort und That will nicht mehr allgemein gefallen, und die Zahl derjenigen, die in der Literatur wie in der Politik nur Wohlbedachtes und Schickliches hören können, wächst mit jedem Tage. Unser Verfasser gehört nach der ganzen Anlage seines Werks

unbedingt dieſer praktiſch-beſonnenen Claſſe deutſcher Volks- und Vaterlandsfreunde an. Was wollte man aber aus der Geſchichte eines kleinen ſuevischen Kirchenſtaates auch darſtellen, wenn nicht das Ringen der einzelnen Beſtandtheile, die möglichſt günſtige Stellung im geſellſchaftlichen Verbande einzunehmen? Das geiſtliche Element, das mit der Religion die Keime der bürgerlichen Geſittung in den Boden gelegt, wird ſich mit Hartnäckigkeit den Vollgenuß der Früchte ſichern wollen ohne Minderung, wenn ſich auch Zeit und Umſtände verwandeln ſollen. Der Städter, anfangs des geiſtlichen Schirmes froh, wird willenloſes Gehorchen und endloſes Geben in die Länge läſtig finden und den Gewinn der Arbeit und der verbeſſerten Einſicht ſelber verzehren wollen. Am Ende wird auch der Unfreie und der „Lite", ja endlich ſogar der „Menoſtide" dieſes kleinen Alamanenſtaates*) mit ſeinem Looſe unzufrieden ſein, und mit erweitertem Recht günſtigere Bedingungen des Daſeins fordern. Dieſes Wechſelſpiel zweier ewig ſich befehdender Kräfte, des Feſthaltens auf der einen und des Losreißens auf der andern Seite, hat der Verfaſſer in den zwei Bänden ſeiner Geſchichte mit Talent und Geſchicklichkeit dargeſtellt.

Das Gemälde, wie es in guter Ordnung und feſter Gliederung vor dem Leſer ſteht, iſt eine völlig neue Schöpfung, zu der die weſentlichſten Beſtandtheile erſt aus unbenützten und durch engherzige Tücke früherer Zeit verſchloſſenen Archiven mit Mühe herauszuheben und mit Kunſt aneinander zu fügen waren.

Die magern Notizen vom celtiſch-bojiſchen Kampodunum, von der Römerherrſchaft über die obern Donauländer, von der ſiegreichen Beſitznahme derſelben durch die ſuevischen Alamanen und vom Anfang des deutſchen Chriſtenthums hat der Verfaſſer,

*) Vgl. A. Maurer: Ueber das Weſen des älteſten deutſchen Adels ꝛc. S. 28.

ſo weit es der Hauptzweck fordert, ausgebeutet und eingeflochten, und ſo die Gründung des Kempten'ſchen Mönchsinſtituts bis auf den legendenhaften Urſprung in die erſten Zeiten der Karolinger zurückgeführt.

Im Allgemeinen weiß jeder Leſer, daß deutſche Wildheit durch die ſanfte Lehre des Chriſtenthums den erſten Stoß erlitten habe und katholiſch-fränkiſcher Heereskraft endlich ganz erlegen ſei. Die Kirche und der Militärſtaat, der Mönch und der Heerbann haben die germaniſche Eroberung gemeinſchaftlich und durch vereinte Kraft zu Stande gebracht. Aber gemeinſame Herrſchaft und gutes Einverſtändniß unter Siegern iſt bekanntlich das unſicherſte und ſchwankendſte aller Dinge. Nach unvermeidlichen Geſetzen mußte im gegenſeitigen Kampf erſt entſchieden werden, ob der Heerbann oder der Mönch von der germaniſchen Beute das Fettheil ziehen ſoll. Der Kampf der alten Bundesgenoſſen dauerte vom Tode Karls des Großen (814) bis zum Untergang der Hohenſtaufen (1250) ohne Unterbrechung fort und der Mönch, wie man weiß, gewann in Deutſchland überall das Spiel, weil er ſtärker war und zeitgemäßer ſtritt, als der rohe Nebenbuhler um die Macht. Die Hauptwendungen dieſes langen Haders hat der Verfaſſer, inſoweit es ſein Kempten'ſches Stift betrifft, kurz, unparteiiſch und kundig angemerkt und die Geſchicke ſeines Heimatlandes, von den kleinen Anfängen und wiederholten Unterbrechungen durch äußere Feinde und weltliche Zwiſchenacte Schritt für Schritt bis zum Zeitpunct fortgeführt, wo uns nach dem großen Siege der Kirche über das Säculum und die Hohenſtaufen im Stifte Kempten ein Fürſt-Abt mit der Inful auf dem Haupt und mit allen Rechten des Herzog- und Grafenthums und der Lehensherrlichkeit ausgeſchmückt entgegentritt.

Ereigniſſe und Umwälzungen von der eingreifendſten und nachhaltigſten Natur mußten vorhergegangen ſein, bis die chriſt-

liche Kirche in Europa auch das weltliche Regiment übernehmen und in Deutſchland zuerſt Befreiung von der Macht des Imperiums, und in raſcher Folge ſelbſt Glanz und Majeſtät irdiſchen Herrſcherthums erringen konnte. Die Karolinger, wie man weiß, blieben mit mehr oder weniger Geſchick und Ehre noch in der heiligen Allianz. Auch die Sächſiſchen Kaiſer, obwohl hochfahrend und imperatoriſch, vergaßen nicht ganz der Billigkeit und achteten, wie der Verfaſſer ſagt, das Recht der freien geiſtlichen Wahl noch überall. Der letzte dieſes Hauſes übertraf an Klugheit und verſtändigem Einſehen der Zeit alle ſeine Vorgänger und hätte ſogar den Nachfolgern, wie Gfrörer meint, als Muſter in Staatsweisheit und correctem Auffaſſen des Zeitgeiſtes dienen können. Aber die Saliſchen Kaiſer verließen die alte Ueberlieferung, verrückten in kaiſerlichem Univerſalgelüſte den Schwerpunct des Occidents und wollten ihrem Willen eine Kraft dienſtbar machen, deren Wirkſamkeit und Belang außer ihrer Berechnung lag. Sie wollten das geiſtliche Element unterjochen und die chriſtliche Kirche, die Europa civiliſirt und gleichſam gegründet hat, zur Dienſtmagd des Militärſtaates herabdrücken, wie es in Byzanz und Moskovien geſchehen iſt. Sie verfügten willkürlich über die geiſtlichen Stiftungen und gaben ſie, namentlich Kempten, als königliches Gut ſogar Laien zu Lehen und Beſitz. Die Sache nahm aber eine üble Wendung und der Todesſtreich, der den letzten Hohenſtaufen auf dem Blutgerüſte zu Neapel traf, verkündete laut genug, wer jetzt Herr in Europa iſt.

Wollte uns Jemand ſagen, mit dem Siege der geiſtlichen Macht über das Imperium ſei plötzlich in deutſchen Landen das Uebel verſchwunden und habe gleichſam ein neues Weltalter, ein Weltalter der Gerechtigkeit, der Unſchuld und der idylliſchen Glückſeligkeit für den Occident begonnen, ſo wäre das eine ganz un-

verständige Annahme und zugleich ein thörichtes Parteigerede. Wer sich in schwerem Streit und mit großen Gefahren zur Herrschaft erschwungen hat, will den Preis seiner Mühen so sicher, so unbeschränkt, so einträglich und bequem als möglich vor allem selbst genießen, und ihn dann für alle spätern Zeiten außer Frage stellen. Mönch, Edelmann, Pontifex und Imperator sind und waren in diesem Puncte allezeit und überall derselben Ansicht, befolgten dieselbe Praxis und steuerten nach demselben Ziele. Man kann es an der Kirche nicht strenger tadeln als am Säculum, daß sie nach dem Siege in die Fußtapfen des überwundenen Nebenbuhlers getreten ist und das trutzige Element uralter germanischer Volksfreiheit überall zu brechen suchte.

Man braucht nicht erst den Tacitus zu lesen, um zu erfahren, wie verhaßt aller irdischen Gewalt das Wort „libertas“ ist. Die deutschen Aebte mit Inful und Stab hatten für dieses Wort keine heißere Liebe, als Heinrich III. und Friedrich mit dem rothen Bart. Der Verfasser sagt ausdrücklich und nach guten Quellen: „Mit dem Schirmrechte über die freien Bauern erlangte der Abt (von Kempten das unheilvolle Mittel, sie allmählich in den Stand der Unfreien hinabzudrücken. Wie die Gewalt den Menschen so leicht zum Mißbrauch verlockt, so unterließen auch die nachfolgenden Aebte nicht, ihre Befugnisse unrechtmäßig auszudehnen, und zuletzt sich auf die Verjährung ihres Rechtes zu berufen, wobei sie darauf keine Rücksicht nahmen, daß Ergreifung und Behauptung des Besitzes auf unrechtmäßiger Gewalt beruhte, und bei staatsrechtlichen Verhältnissen eine Verjährung nicht eintreten kann.“

Weil das Leben kurz und selten frei von Sorgen ist, glauben die meisten Menschen, sie müßten die lichten Augenblicke aufs beste und ungebundenste zu ihrem Vortheil im Geschmacke ihrer Zeit benützen. So die Mönche von Kempten nach Bändigung

des weltlichen Gegenparts. „Sie gaben das gemeinſame Leben auf und ſchwelgten von den Einkünften des Stifts in abgeſonderten Wohnungen.“ Aber Aebte von überlegenem Geiſte und feſtem Charakter, wie Rudolph von Hohenegk (1270), die zu rechter Zeit niemals fehlten, ſtellten klöſterliche Zucht und gute geiſtliche Ordnung nach jedem Bruche wieder her. Freilich kam dem ſittenverbeſſernden Streben dieſes Oberhirten die Wendung beſonders gut zu Statten, welche die Dinge in Deutſchland eben in jener Zeit zu nehmen begannen. Die Kirche, wie man weiß, hat im Kampfe gegen die weltliche Macht das eben damals in Italien erwachende Element der bürgerlichen Freiheit meiſterhaft benützt. Dieſer Kunſtgriff ward der Kirche von den damaligen Herren der europäiſchen Staaten abgelernt und beſonders in Frankreich mit großem Erfolge durchgeführt. In Deutſchland war das todte Imperium unter Rudolph von Habsburg wieder auferſtanden (1273) und blickte ſcheu, verzagt und kleinlaut nach einem Strebepfeiler um, an dem es ſich kräftigen könnte, wie das Königthum in Francien. Die allmählich erſtarkten und zum Bewußtſein ihrer Kraft gediehenen deutſchen Städte empfanden Druck und Nähe der Theilfürſten weltlicher wie geiſtlicher Ordnung doppelt hart und boten ſich, wie der Amyntas in der Idylle, als kaiſerlich freie Bürgergemeinden zu Schutz und Unterthänigkeit dem neuen Imperium an.

In Kempten, der einzigen Stadt des Fürſtenthums, erwachte derſelbe Geiſt der Unzufriedenheit mit der alten geiſtlichen Ordnung, daſſelbe Streben nach freierer Bewegung und gutem bürgerlichen Regiment, das in Folge der langen Stürme, des erweiterten Blickes und der erhöhten Gewerblichkeit Deutſchland überhaupt ergriffen hatte. Die Kempten'ſche Bürgerſchaft klagte bei Kaiſer Rudolph über ungerechte Beſchwerung durch den Abt. Abt und Convent dagegen beriefen ſich auf die Schenkung der

Königin Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen, um zu beweisen, daß die Stadt ihnen zuständig sei und ihr Schicksal mit Geduld ertragen müsse. Unglücklicher Weise für die Beschwerdeführer war der Mann, der die Verwaltung des Stifts führte, zugleich Kanzler des Kaisers und vermochte über diesen mehr, als die klagende Bürgerschaft. Die alten Kemptener waren aber ein zähes Volk und haben fünfzehn Jahre später, als der Abt Kanzler abgetreten war, ihre Bitte, unmittelbar an Kaiser und Reich zu kommen, wenigstens theilweise mit besserem Erfolg erneut. Abt und Gotteshaus von Kempten, heißt es im ersten durch Rudolph von Habsburg ertheilten Gnadenbrief (1289), sollen die Bürgerschaft weder beeinträchtigen, noch beschweren, noch verpfänden von wegen rechtmäßiger Schirmvogtei aus königlicher Gewalt. Hiermit, sagte der Verfasser, war der erste Schritt zur künftigen Freiheit und Reichsunmittelbarkeit gethan, zugleich aber ein Kampf zwischen dem Stifte und der Stadt begonnen, welcher erst beim Verluste der Unabhängigkeit beider völlig ein Ende nahm. Einem, der das Recht und die Gewalt zugleich in Händen hat, Mäßigung und Verstand zu predigen ist jedenfalls — und käme die Mahnung auch vom Himmel herab, — die langsamst wirkende aller politischen Hülfeleistungen. Noth und Drang der Verhältnisse reden viel wirksamer und eindringlicher als die salbungsvollste Homilie. Noth und Drang förderten die Sache der Bürger auch viel rascher, als des Kaisers Gnadenbrief, da sie mit kluger Benützung der Conventsbedrängnisse das einemal die Ringmauer um die Stadt vollenden, und das andere mal sogar die Thorschlüssel von der Abtei auf das Rathhaus bringen durften.

Mit einer Geduld und Ruhe, die nur mit der nachhaltigen Beharrlichkeit und Ausdauer der Kemptener Bürger selbst zu vergleichen ist, weiset der Verfasser historisch nach, wie seine

Landsleute ein Glied der geiſtlichen Dienſtbarkeit um das andere ſprengten und endlich durch eine Acte Kaiſer Karl IV. die drückendſten Feſſeln der Abhängigkeit völlig löſten und förmlich in die Reihe der freien Reichsſtädte, verſteht ſich gegen Erlegung angemeſſener Summen, an- und aufgenommen wurden (1361). Trotz allen dieſen Bewilligungen waren die wichtigſten Rechte in der Reichsſtadt doch dem Abt geblieben, und das Wechſelſpiel bürgerlicher Strebſamkeit auf der einen und geiſtlicher Zähigkeit auf der andern Seite ging noch faſt zweihundert Jahre fort, bis die große geiſtige Aufregung des ſechzehnten Jahrhunderts der Sache auf einmal eine raſche Wendung gab.

Um die Zeit, als der deutſche Vulkan die erſten Funken warf (1524), ſaß in Kempten ein Fürſt-Abt von großen Fähigkeiten, aber von noch größerer Herrſchſucht und Finanzbegierde. Der Mann war unerſättlich an Geld und Gut und verfuhr mit ſeinen großentheils freien Landſchaftsunterthanen, mit ihrem Vermögen, ihren Freiheiten und ihren Rechten ungefähr wie jener afrikaniſche Satrap, deſſen Weisheit und Verwaltungskunſt in unſern Tagen ſo viel zu reden gibt. Natürlich entſtand Widerſpruch, Weigerung und Verwahrung altverbriefter Rechte Seitens der bedrängten Bauerſchaft, jedoch mehr bittweiſe und ohne Hintanſetzung des ſchuldigen Reſpects. Dreizehn Tagſatzungen beſuchten die Landſchaftsunterthanen, um ſich mit dem unmäßig verlangenden Abt in Güte zu vergleichen. Alles Unterhandeln und Thädigen blieb jedoch vergeblich. Der Abt wich nicht von ſeinem Vorhaben drückender Finanz, und wann die Unterthanen meinten, die Sache wäre vertragen, ſetzte ſich der ſtrenge Herr zu Pferde und ritt mit den Worten fort: „er wolle es bei dem bleiben laſſen, wie er es gefunden; würden ſie nicht gehorchen, dann werde er Jörgen von Freundsperg über ſie ſchicken.“

Dem Verfaſſer thut es leid, daß ſeine Landsleute, die zum Schutz ihrer Freiheiten noch nichts vorgenommen, was gegen Recht und Billigkeit verſtieß, und ſich ſtreng inner den Schranken des Herkommens und der Geſetze hielten, durch das Beiſpiel ihrer Schickſalsgenoſſen im übrigen Deutſchland von dieſer ruhigen Bahn in den tobenden Strom der Ereigniſſe hineingezogen wurden. Man weiß ja, wie die unchriſtliche Behandlung des deutſchen Bauernvolkes zu Anfang des Jahres 1525 eine allgemeine Empörung dieſer Menſchenclaſſe hervorgerufen und großes Unglück über Deutſchland herabgezogen hat. Der geſunde Sinn der Kempten'ſchen Bauerſchaft ſträubte ſich lange genug und gleichſam inſtinctartig wider Aufruhr und Gewalt, und ſie hätten ſelbſt nach erfolgter Bewaffnung und erkannter Hoffnungsloſigkeit die Sache doch noch lieber rechtlich ausgetragen, wenn ſie nur ein kleines Entgegenkommen und nur einige Beſchwerden-Abhülfe gefunden hätten. „Gottes Gericht ging aber dahin", ſagt die Chronik, „daß die unbarmherzige Obrigkeit und die ungehorſamen Unterthanen einander ſelbſt ſtrafen mußten." Beide Theile waren unbeugſam, der eine im Begehren und der andere im Verſagen, und ſo brach ein fünfmonatlicher Sturm (April bis September 1525) über das wohlgeordnete Fürſtenthum herein, der zuerſt den harten Gebieter und zuletzt das ſtörrige Volk in gleicher Weiſe zu Grunde richtete. Der Abt verlor im erſten Anlauf der entfeſſelten blinden Menge Alles, Convent, Kirche, Schloß und Gut, und vertraute ſich nach ſchmachvoller Uebergabe an das Bauernvolk arm und flüchtig der freien Bürgerſchaft von Kempten an. Die Stadt war nicht im Bunde des empörten Landſchaftsvolkes.

Der Verfaſſer berichtet lichtvoll, anziehend und mit lobenswerthem Tact, wie der Aufruhr der Kemptener Bauerſchaft nach vorübergehendem Triumph bald durch das ſchwäbiſche Bundes-

heer, meiſtens aber durch Undisciplin der Menge, durch Uneinigkeit und offenen Verrath der eigenen Führer auseinanderfiel, und nachher ebenſo unbarmherzig beſtraft, als er zuerſt von den einen muthwillig hervorgerufen, und von den andern wild und verheerend begonnen wurde.

Den größten und bleibendſten Gewinn aus dem Ruin des Stifts und der Landſchaft hat die freie Reichsſtadt Kempten allein gezogen, da ſie die ganze Summe der Laſten und Verbindlichkeiten, von welchen ſich die Bürgerſchaft weder durch wiederholte Acten, Gnadenbriefe und Gunſtbezeugungen kaiſerlicher Majeſtät, noch durch mehrhundertjähriges Werben und Unterhandeln mit dem Convent ſelbſt zu befreien vermochte, dem bedrängten, flüchtigen und ausgeplünderten Abt in wohlbeſtelltem Kauf endlich abgerungen hat. Um die Summe von 30,000 Goldgulden verzichteten widerſtrebend, nach langer und bedächtiger Unterhandlung, Abt und Convent auf alle Obrigkeit, Rechte, Güter, Nutzungen, Zinſe und Gilten in der Stadt, deren Reichsfreiheit erſt durch dieſe wichtige, von Clemens VII. und Carl V. beſtätigte Urkunde eine wirkliche Thatſache und volle Wahrheit wurde.

Der Inhalt ſelbſt, wie ihn der Verfaſſer bündig zuſammenſtellt, zeigt uns am klarſten, wie vielfädig, wie fein und enge das Geflechte war, mit welchem die Feudalherrn des Mittelalters die untern Volksclaſſen überhaupt und das aufſtrebende Bürgerthum insbeſondere zu umgarnen und niederzuhalten wußten. Um den Riß zwiſchen Stift und Stadt zu erweitern und die Emancipation ja vor Aller Augen deutlich auszudrücken, nahm die Stadt das verbeſſerte Kirchenthum nach Luthers Lehre an. Im Landgebiete ſelbſt war es nach dem Aufruhr freilich übel genug beſtellt: mehrere hundert Unterthanen waren im Gefechte gefallen, viele durch das Schwert des Nachrichters umgekommen;

über zweihundert Häuser lagen in Schutt, das offene Land hatte Raub und Plünderung verwüstet; aber auch die fürstlichen Schlösser waren verheert und ausgebrannt. Nachdem Uebermuth und Verblendung, sagt der Verfasser, diese bittern Früchte getragen, sah man sich, um das Uebel zu heilen, am Ende doch gezwungen, zu demselben Mittel zu greifen, das der Abt im Anfang beharrlich zurückgewiesen, d. i. zum gütlichen Austrag durch unparteiische Schiedsmänner nach altem deutschen Brauch. Den Vertrag, gleichsam die neue Constitution des Kempten'schen Fürstenthums, muß man im Buche selbst nachlesen und man wird sehen, daß die Bauerschaft zwar nicht Alles erhielt, wornach sie strebte, doch jedenfalls in ihren Lasten und Beschwerden wesentliche Minderung und Abhülfe gefunden hat. Die größte Wohlthat des Schiedsspruches aber war das mit Beseitigung früherer Willkür festgesetzte Verzeichniß aller Reichnisse, Lasten und Tagen, die der gemeine Mann hinfüro zu tragen hatte.

Wer Gewicht und Belang der Bürde kennt, fühlt nur die halbe Last. Warum, denkt der Leser, hat man diese Zugeständnisse nicht vor dem beiderseitigen Verderben dem bittenden Bauernvolk gemacht? Niemand soll sich über die halsstarrige Verblendung der Mönche ärgern! War ja der Senat von Alt-Rom in ähnlichen Umständen auch nicht klüger und bewilligte die gerechten Forderungen der italischen Bundesgenossen erst nach einem mörderischen, für das stolze Rom zwar am Ende siegreichen, aber für beide Theile gleich tödtlichen Kriege, in welchem der Grundstock römischer Größe und Macht, die freie Ackerbevölkerung Italiens beinahe ausgerottet wurde. Leidenschaft war von jeher gewaltiger als Vernunft, und man möchte glauben, es sei dem Menschen Bedürfniß, in großen Conjuncturen ein Thor zu sein.

Mit diesen Begebenheiten hatte das Fürstenthum Kempten sein natürliches Maß, gleichsam den Höhepunct jugendlicher Kraft-

entwicklung erreicht. Stift, Stadt und Landſchaft waren die drei Elemente, zwiſchen denen ſich das nimmer ruhende Wechſelſpiel ſelbſtbewußter und organiſch gegliederter Kräfte bis zur allgemeinen Umgeſtaltung Deutſchlands im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts weiter ſpann. Der wichtigſte und anziehendſte Theil des Werkes, die religiöſen Wirren des ſechzehnten Jahrhunderts, die völlige Ausbildung und praktiſche Geſtaltung der Verfaſſung, das verſtändige Ordnen der bäuerlichen Verhältniſſe, plaſtiſche Bilder über Sitte, Können, Brauch und Recht, beginnen erſt mit dem zweiten Bande. Der Verfaſſer hat aber im erſten Theile ſolche Proben von Geſchicklichkeit, von hiſtoriſchem Tact und kraftvoller Bewältigung des Stoffes abgelegt, daß wir für dieſes Mal die Analyſe weiter zu führen nicht für nöthig halten.

Der Entſcheidungspunct für die allgemeine Würdigung des Werkes ſowohl als der hiſtoriſchen Kunſt des Verfaſſers iſt der Aufruhr des Landvolks und die aus dieſem Unglück unmittelbar hervorgegangene Verfaſſung des Kempten'ſchen Fürſtenthums. Hr. Haggenmüller hat aber dieſen Abſchnitt in einer Weiſe bearbeitet, daß ihn Mönch, Junker, Bürgersmann und Bauer mit gleichem Vergnügen, mit gleichem Nutzen und mit gleichem Beifall leſen werden. Alle finden ſie ja ſich ſelbſt, ihr Thun, ihre Thorheit, ihr Unrecht, ihre Leidenſchaft offen, aber ohne herbes Wort, ohne ſchiefen Seitenblick und ohne beleidigende Katecheſe dargeſtellt — was allzeit und überall für eine große und ſchwere Kunſt gegolten hat. Hier mußte es ſich zeigen, ob uns ein Parteimann, oder ein Redekünſtler ohne Ernſt und Tiefe, oder ein beſonnener und unbeſtechlicher Freund der Wahrheit und des Rechtes entgegentritt. Zorn und leidenſchaftliches Aufwallen behält ſich der Leſer ſelber vor; das Buch ſoll ihm nur der Spiegel ſein, der das Bild der Zeit wahr und ohne Schminke, aber heiter und ruhig wiederſtrahlt. Gelehrte, bei denen verſtändiges

Maß, Rechtsgefühl und Wahrheitsliebe ſtärker ſind als Ehrgeiz, Geltungsſucht und Eitelkeit, ſind nicht gar zu häufig und daher doppelt ehrenwerth. Nicht nur hegen wir vom Verfaſſer ſelbſt dieſe gute Meinung, wir rechnen auch ſein Buch unter die tüchtigſten, gereifteſten und beſten Arbeiten, die in neueſter Zeit über deutſche Vergangenheit erſchienen ſind.

Joh. Georg Mayr: Der Mann aus Kinn und die Kriegsereigniſſe in Tirol 1809.

(1851.)

Wer dieſes Buch geleſen hat, fühlt ſich unwillkürlich zur Frage verſucht: wie es etwa heute um Deutſchland ſtünde, wenn alle Völkerſchaften dieſes großen Landes während der letzten ſechzig Jahre den Fremden gegenüber ebenſo nachhaltig, kräftig und reſolut wie die Tiroler 1809 und wie die Schleswig-Holſteiner in der neueſten Zeit für Freiheit und Glück des heimiſchen Bodens gefritten hätten?

Wir thun dieſe Frage aber nicht, einmal weil ſie an ſich nutzlos iſt und weil der Vergleich nebenher für andere deutſche Volksſtämme gewiſſermaßen doch kränkend wäre. Dann hält uns von dieſer Frageſtellung auch noch die eigenthümliche Induſtrie der Gegenwart zurück, welche in ihrer Aengſtlichkeit ſolche Reden politiſch verdächtigen und im Gemüthe des Fragers ſelbſt den heimlichen Gedanken vermuthen könnte, als wäre für allgemeine Glückſeligkeit und Ehre deutſcher Nation ſelbſt nach den letzten Paradehieben der raffinirteſten Fechtmeiſter öffentlicher Ordnung hie und da doch noch einiges zu wünſchen übrig — ein Gedanke, welchen loyale deutſche Gemüther ſchon des lieben Friedens wegen überall unterdrücken müſſen. Im Grunde haben die Deutſchen aber doch alles erhalten, was ihnen nach Recht und Billigkeit gebührt?! Die rebelliſchen Ungarn anzupreiſen oder gar

die Wener Studenten zu leben, könnte jetzt in Deutschland Niemand wagen, und sogar über Friedrichstadt, über Itzehoe und über den Oberst von der Tann zu reden, haben die Manteuffel und die Hassenpflug schon halb verpönt.

Doch was klagt man da über Bedrängnisse der Lebendigen, wenn selbst die Todten nicht mehr sicher sind! Soll denn nicht, wie es heißt, sogar C. Cornelius Tacitus auf submissen Antrag wohlgesinnter * * * scher Philologen von bundespolizeiwegen aus den vaterländischen Schulen ausgewiesen werden, weil er die alten Cherusker, diese hochfreiherrlichen Ahnen des erlauchten Hauses „Thunderthenthronkh", in demagogischer Frechheit „dumm und feige" (inertes atque stulti) zu nennen die Unklugheit beging? Und doch wagt es der ehrenwerthe Verfasser des Eingangs genannten Buches unter solchen Umständen mit einer neuen und, wie es scheint, wohl gelungenen Verherrlichung des Tiroler Aufstandes von Anno Neun öffentlich und ungescheut hervorzutreten.

Das Recht, sich gegen das Bestehende zu erheben, aus der Welt ganz hinauszudisputiren und den Leuten unter allen Umständen absolute Geduld vorzuschreiben, wie nach Macaulay die altenglische Ordnungspartei vor bald zweihundert Jahren, wagt heute in Deutschland höchstens noch die Junkerzeitung von Berlin. Wenn wir es nicht schon alle vorher wüßten, warum die Tiroler Insurrection von 1809 selbst bei den strengsten Staatstheoretikern der Neuzeit für eine wohlberechtigte und legitime gilt, könnte man es aus der klugen Wendung lernen, mit welcher der Verfasser Anfang und Ende des jammervollsten Zwischenactes der deutschen Tragödie auf die ewigen Widersacher germanischer Prosperität, auf Franzosen und Britten hinüberwälzt. Daß der Knecht für die vom Gebieter befohlenen Handlungen nicht verantwortlich sei, liest man schon im Cicero de officiis. Wenn

aber die Tiroler auch nach dem Frieden von Schönbrunn und von aller Welt im Stich gelaſſen die Waffen doch nicht niederlegen wollten und am Ende gegen den Rath hoher Protectoren ſelbſt das Unmögliche verſuchten, ſo klaget ja nicht, wie Börne, ihren ſtöckiſchen Sinn, ihre Unkunde weltlicher Politik, ihren Legenden-Fanatismus, ihre ſtarken Leidenſchaften, ihre rohe, gemeine, undankbare und zankſüchtige Gemüthsart an, werfet mit dem Verfaſſer die Schuld der Thorheit und der Kataſtrophe nur keck auf das brittiſche Gold und auf die Taſchenpolitik jener „Krämer-Inſel", von woher noch bis zum gegenwärtigen Augenblick der ſtörriſche Lord, der Locofoco von Albion, den Herren des Continents ſo großen Verdruß bereitet. Dieſe Taktik des Speckbacher'ſchen Biographen iſt um ſo lobenswerther, da ſie in ihrer erſten Hälfte ganz und in der anderen dem Weſen nach ebenfalls richtig iſt. Daß der brittiſche Goldſtrom unmittelbar und ohne Zwiſchenſtation in unſere Thäler gefloſſen ſei und die armen Viehhirten durch ſeinen Glanz zum letzten hoffnungsloſen Kampf getrieben habe, ſagt der Biograph nirgend in ſeinem Buche. Er bedauert vielmehr die geringe Einſicht der Tiroler und tadelt nicht ohne Freimuth die Schwäche, mit der ſie ſich als blinde Werkzeuge kluger Speculanten brauchen ließen und am Ende als Opfer fremden Eigennutzes gefallen ſind. Wer aber dieſe geringe Einſicht, dieſe Schwäche der Tiroler Bauern „aufgezogen", wie es im Börne heißt, und in das Spiel gebracht, das, meint der Biograph, möge der Leſer ſelbſt errathen.

Im Ganzen weiß der Verfaſſer ſeinen Stoff nicht ohne Geſchicklichkeit anzuordnen und liefert eben dadurch den Beweis, daß mancher Tiroler heute wenigſtens im Schreiben klüger iſt, als ſeine Landsleute Anno Neun in ihrer politiſchen Weltanſchauung geweſen ſind. „Il faut vivre", hieß es neulich bei Gelegenheit der Kölner Zeitungshändel, und kein Verſtändiger

wird es dem gewandten Verfaſſer übel deuten, wenn er mächtige Continental-Sünder ſchont und nicht durch nutzloſen Rigorismus pedantiſch und unklug ein von warmer Vaterlandsliebe dictirtes, mit guter Sachkenntniß angelegtes und mit einer bisher ungewöhnlichen Parteiloſigkeit und Ruhe vollendetes Literaturproduct gefährdet. Thatſächliches über den Tiroler Krieg ward ſchon früher und nicht ohne Verdienſt geſchrieben; aber den inneren Zuſammenhang, die moraliſche Verkettung und gleichſam die Pragmatik dieſer denkwürdigen Begebenheit hat, wenigſtens wie ſie dem redlichen Gemüthe vorſchwebte, mit Benutzung alles bisher von anderen Geſagten auch für den ſchlichten Tiroler Bauernverſtand faßlich zuerſt Hr. Johann Georg Mayr aus Brixlegg im Unter-Innthale dargeſtellt. Der Plan, mitten im Wirrſal ordnungsloſer Kraftentwickelung der Inſurrection einen feſten Centralpunct, einen gemeinſamen, überall erkennbaren, alles erwärmenden Leitgedanken aufzuſtellen und dieſen überall erkennbaren, alles belebenden und das Zerſtreute zur Einheit verbündenden Leitgedanken im „Mann von Rinn" verkörpert darzuſtellen, iſt gut angelegt. Denn nach dem Urtheile der Sachverſtändigen hatte Speckbacher unter allen Häuptlingen der Bewegung die meiſte Thatkraft und das beſte Guerillas-Talent. Es iſt hier mehr als „Lucter" und „Faßnacht" (Lucterius und Epasnactus) des alten galliſchen Freiheitskampfes, es iſt, wenn man Kleines mit Großem vergleichen will, Ambiorix der Eburone, welcher Cäſar's Legaten einſt ſo ſchlimmes Spiel bereitet hat.

Nach ſo reichen Vorarbeiten noch viele weſentlich neue Thatſachen vorzubringen, wird alſo dem Verfaſſer Niemand zumuthen; aber etwas Reiferes und in ſeiner Art etwas Vollendeteres, als leidenſchaftliche Aufregung und factiöſe Verblendung in manchem Falle zu Tage förderten, darf man gewiß erwarten, wenn ein

gerader Mann die Früchte dreißigjährigen Sinnens, Forſchens und Sammelns endlich zu Markte bringt. Mit welchem Rechte man dieſſeits der Noriſchen Alpen ſchon im Charakter jedes einzelnen Tirolers häufig etwas Eigenthümliches, Räthſelhaftes und beinahe Unheimliches zu finden meint, ſei dahin geſtellt. Soviel aber iſt gewiß: über Tirol und tiroliſche Dinge preiswürdig und ſchicklich zu ſchreiben, glauben ſie bei uns faſt allgemein, ſei auch dem begabteſten Fremden nicht verliehen; man müſſe, um dieſe Kunſt mit Anſtand und Wirkſamkeit zu verrichten, unfehlbar ſelbſt und von Hauſe aus Tiroler ſein. Deswegen wird auch, abgeſehen von dem inneren Werthe der Compoſition, ſchon der Taufſchein des Verfaſſers dieſem Buche in Tirol weſentlich zu Statten kommen. Hr. Joh. Georg Mayr iſt zum Glück nicht nur ſelbſt Tiroler, er iſt auch noch aus jenem Theile des Landes gebürtig, welcher ſelbſt im Urtheile der Eingebornen geiſtig höher als die übrigen Theile ſtehen ſoll. Treuherzig, freiheitliebend, geſunden Sinnes, galant, andächtig und ſoldatiſch wollen wir gewiſſermaßen alle ſein, aber dieſe Eigenſchaften in vorzüglichem Grade, glaubt man bei uns, finden ſich nur bei den Bewohnern des Unter-Innthales, Brixlegg und Kitzbühl natürlich eingeſchloſſen. Hiermit iſt freilich noch nicht geſagt, daß ein Tiroler-Buch bloß ſeines inländiſchen Verfaſſers wegen in Tirol ſelbſt auch ſchon unbedingte Geltung habe und der Kritik enthoben ſei. In Tirol ſind ſie herbe gegen die Literaten, und beim heftigen Widerſpruch, welchen ein eben erſcheinendes vortreffliches Werk eines Einheimiſchen über die Bewegung von 1848 im Lande ſelbſt erfährt, zweifeln wir ſtark, ob der Speckbacher'ſche Biograph in Tirol überall und bei allen Parteien dieſelbe ſchonungsvolle Milde und dieſelbe gerechte Anerkennung finden wird, wie außerhalb des Gebirges, wo man für die Tiroler wegen ihres Jahres Neun noch immer einige Achtung hat.

Gegen fremde Uebermacht trotzvoll und zornig aufzufahren und für eine Idee, selbst für Irrthum und blinden Wahn, muthig das Leben einzusetzen, hat bei allgemeiner Erschlaffung und Verzagtheit doch allzeit für schön gegolten. Hr. Mayr hat eine Plutarch'sche Biographie, oder gewissermaßen eine Bauern-Iliade geschrieben und durch diese Haltung des Werkes die gewichtvollste Classe der Eingebornen schon voraus in sein Interesse gezogen. Wir wollen den höheren Ständen des Tiroler Landes, besonders den Philosophen und Schriftgelehrten nichts Unangenehmes sagen und auch ihre Tapferkeit nicht in Zweifel ziehen; aber Kraft, Bedeutung und Zukunft der Tiroler liegen dessen ungeachtet in ihrem Bauernvolk. Deswegen wird auch „Der Mann von Rinn" nicht bloß Tiroler Volksbuch werden und bald in jeder Hütte zu finden sein; er wird nebenher auch im übrigen Deutschland, vorzüglich aber in Bayern Anklang finden, weil diese Schrift neben Beurkundung wahrhaft antiken Heldenmuths auf Seite der Aufständischen die kriegerischen Tugenden — so viel man weiß das erste Mal — auch am Gegner willig anerkennt. Haben die Bayern im jugendlichen Uebermuth und im Sprudel ihrer politischen und geistigen Emancipation im armen Tirol auch noch so viel gesündiget, es ist vergessen; sie haben es theuer genug bezahlt und, was noch viel rühmlicher ist, sie haben ihre Irrthümer gut gemacht und durch weises Regiment dem durch eigene wie durch fremde Schuld verheerten Lande das Unheil früherer Zeit durch zehnfaches Gut vergolten. Das Andenken an die gerechte und verständige Verwaltung des deutsch gebliebenen Antheiles nach Besiegung der Insurrection lebt noch heute im Herzen der dankbaren Tiroler fort, und man hat die Schwierigkeiten, mit welchen nach Abzug der Bayern die spätere Landesordnung zu kämpfen hatte, nicht mit Unrecht dieser Verwandlung der tirolischen Volksgefühle zugeschrieben.

Das alte Tirol, das Land der fanatiſchen Andacht, des blinden Glaubens, der ſtöckiſchen Unwiſſenheit und der rohen Kraft, lebt nicht mehr; es iſt ſchon lange todt; der Iſelberg, die Eiſak, die Paſſer ſind die Leichenſtätte, wo man Thränen vergießen, aber keine Auferſtehung der Todten wünſchen ſoll. Was Tirol heute iſt, ſein geiſtiges Leben, ſeine beſſere Einſicht in die Dinge des Säculums, beſonders aber die Möglichkeit mit den übrigen Erdbewohnern neben Muth und phyſiſcher Kraft auch in der geiſtigen Paläſtra, im humanen Wiſſen und Können beſcheiden in die Schranken zu treten, verdankt es vorzugsweiſe den Bayern und der anfangs harten und muthwilligen, nachher aber menſchenfreundlichen und klugen Behandlung, die es von dieſem Volke erfahren hat. Daß ein ſchlichter Kupferſtecher, ein Mann des Grabſtichels und des Zirkels, wie er ſich ſelber nennt, ein ſo gutes, ein ſo anregendes, mit Stellen aus den beſten deutſchen Dichtern reich geſchmücktes Buch ſchreiben kann, iſt eben auch nur eine von den vielen Früchten, deren Keime zwiſchen 1806 und 1814 von wohlthätiger fremder Hand in die fruchtbare, aber bis dahin brach liegende Tiroler Erde gelegt worden ſind.

Selbſt der hochwürdige Clerus, ſo widerſtrebend ſeiner conſervativen Natur das Verlaſſen althergebrachter Sitte auch ſein mußte, konnte ſich der milden Einflüſſe humaner Bildung nicht überall ganz erwehren. Bei aller Hochachtung und Bewunderung, welche man für die hervorleuchtenden Tugenden, für die Sittenſtrenge und für die wohlwollenden Abſichten dieſes ehrwürdigen Standes von jeher hatte, müſſen wir ihm doch redlich eingeſtehen, daß clericales Anſehen mit der alten, vorinſurrectionellen geiſtlichen Tiroler-Praxis ſeit der bayeriſchen Studienreform ſelbſt vor der eigenen Landesjugend nicht mehr beſtehen könnte. Leider konnten aber in Tirol, wie überall, nur Gewalt und bit-

tere Erfahrungen die harte Kruſte alter Angewöhnungen zerbrechen und beſſerer Erkenntniß den Pfad bereiten.

Der „Mann von Rinn“ iſt ganz im Sinn der neuern Zeit geſchrieben, einer Zeit, welche Widerſprüche gern verſöhnen, eingewurzelte Antipathien ausgleichen und aufgeregte Leidenſchaften überall dämpfen möchte. Selbſt hinter der jähzornigen und barſchen Außenſeite eines berühmten ſüddeutſchen Heerführers weiß der billige Verfaſſer einen Grundſtock deutſcher Gemüthlichkeit und mitleidvollen Erbarmens gegen bethörte Feinde zu entdecken. Dieſe Stelle wird große Wirkung thun, nicht etwa weil ſie klug und gefällig, ſondern weil ſie wahr und richtig iſt und ohne Künſtelei den kühlen Nachehandlungen franco-galliſcher Satrapen die edlere Färbung deutſcher Gewalt und deutſchen Charakters entgegenſtellt.

Das zerriſſene Band zwiſchen Tirol und Bayern hat der Verfaſſer dieſes nützlichen Buches wieder angeknüpft und nebenher ſeinem Heimatlande einen viel beſſeren Dienſt erwieſen, als Immermann mit ſeiner „Tragödie in Tirol“. Eine Epiſode aus der Gegenwart und zwar eine unglückliche, noch während alle Unzulänglichkeiten, Mängel und Schwächen der Hauptacteure im friſchen Andenken der Mitlebenden haften, mit der Prätenſion eines antiken Kunſtwerkes auf die Bühne zu bringen, war ein von Anbeginn verfehlter Kunſtgedanke. Dieſer verfehlte Kunſtgedanke, nicht das mißlungene Freiheitsbeſtreben des Tiroler Bauernvolkes an ſich hat die drittiſche Galle und den Spott eines Börne aufgeregt. „Dumm und ſchwach“ mögen allerdings die Tiroler der Immermann'ſchen Tragödie ſein; aber die Tiroler der Wirklichkeit, die Tiroler des Schlachtengetümmels, die Tiroler, welche ſiegreiche und große Heeresabtheilungen dreimal im Handgemenge überwunden haben und am Ende nur dem europäiſchen Verhängniß erlegen ſind, dieſe Tiroler dumm und

ſchwach zu nennen, wäre ein eigenthümliches Wageſtück. Dem Tiroler Volk von Anno Neun fehlte nicht der Muth, nicht die militäriſche Einſicht und die natürliche Strategie, ihm fehlte nur das Glück oder vielmehr jener Grad weiſer Selbſtbeherrſchung, um die Leidenſchaft ſeiner Vaterlandsliebe noch zur rechten Zeit den Geſetzen der Klugheit unterzuordnen; am meiſten aber fehlte ihm ein Deutſchland, das ebenſo dachte, fühlte und handelte wie Tirol.

Im Grunde genommen enthält das bisher Geſagte freilich nicht viel mehr als allgemeine Reflexionen und hie und da ein Epigramm auf Speckbachers Biographen und auf den großen Tiroler Krieg. Die Leſer, wie ſie heute ſind, begnügen ſich aber nicht mehr mit allgemeinen Phraſen und mit oberflächlichem Betaſten des Gegenſtandes, für welchen man ſie erwärmen ſoll. Sie verlangen weſentliche und greifbare Vorzüge am geprieſenen Object und möchten, bevor ſie ein Buch kaufen und leſen, namentlich auch wiſſen, ob es die angekündigte Theſis beſſer und ausgiebiger behandle und die Erkenntniß auch wahrhaft weiter fördere, als die früheren Schriften über denſelben Gegenſtand. Ein ſolches Zeugniß leichtſinnig und ohne gewiſſenhaftes Einſehen in die vorausgegangenen Leiſtungen zu Gunſten eines Werkes auszuſtellen, wäre eine große Unbeſonnenheit. Etwas geleiſtet, was die Arbeiten ſeiner Vorgänger völlig ausſtechen und vergeſſen machen könnte, hat der Verfaſſer der Speckbacher'ſchen Lebensbeſchreibung nicht. Aber das vorräthige Material durch ſelbſtändige Localforſchung ergänzt, die Thatſachen neu und beſſer geordnet und das Ganze in eine von den früheren Schöpfungen vortheilhaft abweichende Form gebracht zu haben, iſt ein Verdienſt, welches ihm die ſtrengſte Kritik und vielleicht ſogar Ungunſt und Ueberſättigung der eigenen Landsleute nicht verſagen kann. Was der Verfaſſer bringt, iſt nothwendiges Ergebniß

vorausgegangener Versuche, ist gleichsam Schluß und letztes Wort in einem mit wechselndem Erfolge schon oft behandelten historischen Gegenstande. Und wenn man zum Lobe des Verfassers auch nichts anderes zu sagen wüßte, als daß er einerseits die kriegerischen Ereignisse bei und um Kufstein an der Nordgrenze, andererseits die Niederlagen des Herzogs von Danzig in den Engschluchten des Inn- und Eisakstromes vollständiger, correcter und lichtvoller als die Vorgänger erzählt und dargestellt habe, so wäre der Gewinn schon in diesem Falle ein erheblicher und auch die Berechtigung, das Publicum mit einer neuen Schrift über den großen Aufstand der Tiroler heimzusuchen, genügend hergestellt.

Hauptverdienst und eigenthümlicher Vorzug dieser Biographie ist die sinnvolle Anlage und gleichmäßige Durchführung des ganzen geschichtlichen Gedankens, diese in ihrer Art vorzüglich gelungene Beschreibung des Ehrentages im Leben des muthvollen Tiroler Volkes. Der Leser sieht gleichsam mit leiblichem Auge, wie die That aus der Dunkelheit des Ursprunges plötzlich an das Licht springt, wie sie wächst und in raschem Schwung zur Blüthe reift, bis sie endlich mit der großen Niederlage der Insurgenten vor Melleck (October 1809) den Wendepunct erreicht und von diesem unheilvollen Tage angefangen, ebenso regelmäßig und correct, wie sie gestiegen, von Stufe zu Stufe wieder sinkt und endlich mit der verglimmenden Lohe der Brixener Feuerbrände stirbt. Große Katastrophen, sagt man, kündigen sich den Sterblichen durch vorauseilende Schatten an. Aber diese geheimnißvollen Mahnungen der Verhängnisse zu vernehmen, ist nicht Jedermann vergönnt. Nur der kluge, der helle Geist fühlt und ahnet in unerklärlichem Bangen, daß das Glück müde ist und daß der Sturm naht. Aus allen Führern des Aufstandes hat Speckbacher allein mitten im glanzvollsten Stand der

Dinge den heranrückenden Wendepunct erkannt, und ſeine „Ahnungen“ ſprechen deutlich genug für den Scharfblick des Mannes, wie für den hiſtoriſchen Tact ſeines Biographen. Begegnet einem in den Schriften früherer Bearbeiter der kriegeriſchen Begebenheiten in Tirol nicht ſelten die Sprache leidenſchaftlicher Aufregung und factiöſer Verſchrobenheit, ſo ſündiget unſer Verfaſſer eher durch das Gegentheil. Der Mann iſt ſo froſtig und hat eine ſolche Gewalt über ſeine Gemüthsbewegungen, daß er die greuelvollen Brand- und Würgeſcenen um Lienz und Brixen, weil das Drama bereits ausgeſpielt und ſein Held nicht unmittelbar an dem Ereigniß betheiligt war, nur kalt und oberflächlich berührt. Dagegen laſſen die Anſtrengungen und die Strategeme Speckbachers, ſich nach dem Fall der Inſurrection einen langen Winter hindurch, und bis die Flucht nach Oeſterreich möglich war, den Nachforſchungen der Sieger zu entziehen, an Abenteuerlichkeit und Liſt alles hinter ſich, was uns Plutarch von den Rettungsverſuchen der Proſcribirten des römiſchen Triumvirats erzählt.

George Finlay: Medieval Greece and Trebizond.

(1851.)

I.

Geſagt hat man es ſchon oft genug, die Leute glauben es aber noch immer nicht, ja ſie wollen es nicht einmal gern hören, daß die Deutſchen in der Wiſſenſchaft wie in ihrem politiſchen Daſein und Wirken ſeit lange nur die Handlanger und die Taglöhner der großen königlichen Baumeiſter der weltbewegenden Ordnung ſind. Von Politik ſei aber dieſesmal nicht die Rede und das Wort gelte nur der Wiſſenſchaft. Haben auch die armen Deutſchen, wie es ſchon oft geſchehen, irgend etwas Gutes erfunden und ausgedacht, ſo weiß ſich der Fremde ſchnell und geſchickt den Vortheil anzueignen und den ungeſchliffenen, naturwüchſigen Diamant durch ſeine Kunſt in hellen Glanz zu bringen.

Der Britte G. Finlay hat eine Geſchichte des griechiſchen Mittelalters, eine Biographie der beiden romaniſchen Kaiſerthümer Byzanz und Trapezunt geſchrieben — ein Doppelbau, zu deſſen einer Hälfte ein Deutſcher unter Noth und Kämpfen aller Art den Hauptſtoff ganz allein hergeſtellt, zu der anderen Hälfte aber — was noch viel bedeutungsvoller iſt — zuerſt die Grundlinien vorgezeichnet hat, von welchen ſich, ohne das ganze Unternehmen zu gefährden, kein Künſtler dieſes Feldes entfernen darf. Die Gleichgültigkeit germaniſcher Zeitgenoſſen im Bunde mit den

feindseligen Bestrebungen offener Gegner konnte den neuen byzantinischen Gedanken doch nicht mehr ersticken, und man muß es nun in Geduld ertragen, daß sich gründliche Kenntniß byzantinischen Staatslebens und seines in Zukunft unvermeidlichen Rückschlages auf die Politik des Occidents von dem vielgeschmähten Namen eines Unbedeutenden nicht mehr trennen läßt. Nur ein freies und sittlichstrenges Volk, wie die Britten, verstehen und verdienen es, Werth und Belang unabhängiger Wissenschaftsgedanken anzuerkennen, während Gemüther niederer Ordnung, gleich den Hof-Eunuchen von Byzantium, geborne Feinde mannhafter Tüchtigkeit und geistigen Uebergewichtes sind.

Den freundlichen Wink, welchen Ernst Curtius unlängst gegeben, hat man dankbar anerkannt, aber ein großes, selbständiges, innerhalb der Schranken strenger Kritik frei und schwungvoll vollendetes und vom warmen Hauch gesunder Staatsphilosophie belebtes Werk über das griechische Mittelalter hat im Geiste der neuen Constitution zuerst Hr. E. Finlay auf den literarischen Markt gebracht. Der reichen Stoffesfülle gegenüber ist Hrn. Finlay's Buch, wie er es auch selber nennt, allerdings nur eine Skizze, aber die Skizze ist eines Gibbon würdig und verräth Einsichten in die Natur der menschlichen Dinge, wie sie imbeciller Muthlosigkeit des Continents, wo nicht unheimlich und destructiv, so doch jedenfalls kühn und gefahrvoll scheinen werden. Die wahre historische Kunst, der Freiheitssinn, der sittliche Ernst, das Gedankenmark und die Eleganz der Form, die wir an den großen Meistern des Alterthums bewundern, hat mit stiefmütterlicher Beseitigung des Continents, wie es scheint, das stolze Großbritannien allein geerbt. Eigentlich unangenehmes wollen wir unseren gelehrten Zunft- und Stammesgenossen durchaus nichts sagen. Wahrhaft bedenklich aber wäre es erst dann, wenn man sich selbst nicht mehr achten könnte und —

wie der gefesselte Prometheus beim Tragiker — durch unzerreißbare Bande gefesselt, durch unabwerfbare Lasten niedergehalten und durch die Schlechtigkeit der Umgebung bewältigt und bethört, zur Verleugnung seines bessern Selbst gezwungen würde. Natürlich reden wir nur vom Geist der deutschen Literatur im Allgemeinen und wollen in seinem eingebildeten oder wahren Werthe persönlich Niemand kränken.

Fragen aber könnte irgend ein Spötter doch, warum der Fragmentist, nachdem er in byzantinischen Dingen so viel neues, bisher nicht bekanntes gefunden haben will und ihm nebenher auf dem Continent alles so corrupt und niedrig scheint, warum er, statt das Werk selber zu verrichten und den verkümmerten Credit der Continental-Literatur durch frischen Glanz zu heben, den Ruhm des Unternehmens einem Fremden überlassen hat? Es ist wahr und man glaubt es auch ohne Selbstüberhebung sagen zu dürfen, man wäre zu dieser Leistung vor allen andern berechtigt und gewissermaßen sogar verpflichtet gewesen, auch ward der Vorsatz lange festgehalten und ein bedeutendes Material schon angehäuft. Der Bau ist aber doch unterblieben, weil es in der Zwischenzeit mancherlei zu überlegen gab und weil man einer in Deutschland verfehmten historischen Controverse wegen die letzten Trümmer seines Glückes und seiner bürgerlichen Existenz vollends auf das Spiel zu setzen mit Recht für thöricht hielt. Die ersten Grundlinien zum byzantinischen Staatslebensbilde wurden in Deutschland mit so entschiedener Ungunst aufgenommen, und das ganze mit den byzantinischen Studien innig verflochtene politische Gebahren des Verfassers zeigte sich in seinen Wirkungen gleich das erstemal so verderblich und unheilvoll, daß man einen zweiten Stoß dieser Art, wie er natürlich nicht ausgeblieben wäre, ohne völligen Ruin auszuhalten nicht mehr die Kraft besaß.

In Deutſchland iſt es gefährlich Gedanken zu haben, wenn man ſie nicht mit Heeresmacht verfechten kann. Warum ſoll aber auch einer mitten unter ſchmiegſamen und nachgiebigen Menſchen allein ſtarr und unbeugſam den Verhältniſſen trotzen? warum die Freiheit des Gedankens mitten unter feilen Menſchen vertheidigen, welche dienen und nebenher ihren Vortheil nicht verſäumen wollen? Man hat durch ſchonungsloſe Befehdung mächtiger Vorurtheile und durch eine Geradheit in Wort und That, wie ſie die gegenwärtige Zeit nicht mehr dulden kann, ſich ſelbſt nur zu viel geſchadet, ohne deswegen anderen weſentlich zu nützen, ohne erlahmten Geiſtern einen höhern Schwung und ſittlich Unterjochten ein wirkſames Beiſpiel der Freiheit zu geben. Thrasea Paetus, heißt es im Tacitus, sibi causam periculi fecit, ceteris libertatis initium non praebuit.

Deswegen ſei es jetzt der unzeitigen Beſtrebungen und der nutzloſen Selbſtopfer einmal genug! Wir haben den aufreizenden Gedanken von Byzanz zum Vortheil der Fremden fallen gelaſſen und wollen, klüger als früher, von jetzt angefangen mit aller Welt im Frieden leben, weil der Einzelne den Widerſtand des Ganzen doch nicht brechen kann. Inſoweit kann auch jene Partei, welche in Deutſchland alles innere Mark verſengen, alle Freiheit des Gedankens erſticken und die geiſtige Energie des deutſchen Volkes bis zum Niveau eines *** niederdrücken will, mit ihrem Werke zufrieden ſein. Sie hat wenigſtens Einen der unwirſchen und läſtigen Opponenten zum Schweigen gebracht und zu noch größeren Erfolgen die Bahn geebnet.

Und weil jetzt die leidenſchaftliche Aufregung auf beiden Seiten gedämpft und überall kühle Reflexion an die Stelle des Enthuſiasmus getreten iſt, ſo ſei es geſtattet, noch einmal in froſtiger Ruhe auf die zwanzigjährige gräko-byzantiniſche Fehde zurückzublicken. Das Individuum bleibt vorerſt wie billig aus

dem Spiel, und von dem innern Gewicht der Frage selbst mag nach Maßgabe seiner Bildung und seiner staatsmännischen Einsichten Jedermann denken, was er will. Gewiß ist nur, daß seit den dogmatischen Streitigkeiten des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland keine wissenschaftliche Thesis mit einem solchen Maße von Leidenschaftlichkeit und gegenseitiger Erbitterung verfochten wurde, wie diese arme, den Bedrängnissen des Augenblicks gegenüber doch nur unbedeutende Frage des Mittelalters von Byzanz und Trapezunt. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung, in der Hitze des Gefechtes von beiden Theilen übersehen, tritt erst jetzt allmählich klar hervor und entschuldigt beinahe die Maßlosigkeiten der Gegenpartei, wenn es für Maßlosigkeiten, wie sie in dieser Fehde hervorgetreten sind, überhaupt eine Entschuldigung geben kann.

Der gesammte Bildungsstand und das geistige Leben des deutschen Volkes ist ein wesentlicher Ausfluß, ist die kräftigste Schöpfung, ja gewissermaßen die Verkörperung und Metempsychose des altgriechischen Genius, dessen Ewigkeit und unvergänglichen Glanz man unglücklicherweise an den ungetrübten materiellen Fortbestand des hellenischen Volkes knüpfen wollte. Mit dem Verschwinden des hellenischen Volkes, meinten sie in Deutschland, müsse auch die Wurzel aller humanen Bildung in Europa sterben, müsse sich namentlich eine Rinde crasser Barbarei mit Vandalismus und Russenthum über das hochgebildete Deutschland ziehen. Das war nun freilich unnöthige Sorge und heller Unverstand; wer aber will eine ganze Nation vor Gericht stellen und der Thorheit überführen? Neben den Zeitumständen bringe man auch noch die trockene und beinahe insolente Form in Rechnung, in welcher sich die neue Thesis dem Glutstrom germanischer Hellas-Begeisterung entgegenstellte. Nationalen Ge-

fühlen und ihren anerkannten Organen hart und rücksichtslos entgegenzutreten, ist für den Einzelnen allezeit ein Wagestück.

Nicht wenig verschlimmert ward der Streithandel noch insbesondere durch die persönlichen Verhältnisse und das Heimatland des Urhebers dieser unerträglichen, die wärmsten Regungen germanischer Bildungsträger frech verletzenden Häresie! „Je m'aperçois, Mr. l'Ingénu", sagt der Baillı im Roman, „que vous parlez mieux français qu'il n'appartient a un Huron." Ein „Hurone", meinte fashionable Literaten-Compagnie in Deutschland, habe kein Recht, den herkömmlichen Meinungen über byzantino-gräkisches Staats- und Volksleben geradezu widersprechende Correctheiten zu besitzen.

Mißklänge dieser Art versöhnt nur die Zeit und das vermehrte Wissen, besonders aber fremdes Dazwischentreten, wie es mit Abstreifung aller Parteigehässigkeiten rein im Geiste der Wissenschaft in seinem Werke Hr. Finlay übt. Am tactvollsten haben sich im Streite langefert die Griechen selbst benommen. Der gesunde Sinn sagte diesem reichbegabten Volke, daß es seine Geltung in Europa weniger durch den Glanz und das Alterthum seines Stammbaumes, als durch Thatkraft und persönliche Tüchtigkeit im gegebenen Augenblick begründen könne. Es brauchte lange Zeit und viele Mühe von Seite der occidentalischen Gegenpartei, die Bewohner des hellenischen Königreichs auf die falsche Bahn zu lenken und ihren gesunden Sinn zu bethören.

Wenn aber Hr. Finlay nach großen Zugeständnissen am Schlusse des ersten Kapitels die Bemerkung anfügt: daß solche Revolutionen und Volksverwandlungen für die Menschheit nichts Herabwürdigendes haben, wie man hie und da irrig meine, so wird er ängstlichen deutschen Gemüthern schon durch dieses einfache wahre Dictum reichen Trost gewähren. Wie freundlich

werden aber erst die Hellenen auf den Nachsatz der Phrase horchen, daß gemischte und gekreuzte Racen, wie z. B. die alten Quiriten und die heutigen Engländer, an physischer Kraft und geistiger Vollendung mit dem reinsten Blute alter und neuer Zeiten auf gleicher Höhe stehen! Wenn der kluge Jannetakis diese Stelle des Hrn. Finlay liest, ist ihm die Wahl, ob er einem P. Scipio und einem Gibbon gleichen, oder die Vorzüge des ehrenwerthen Oldenburgischen Präceptors Graevius theilen wolle, gewiß nicht lange zweifelhaft. Wenn nach Shaftesbury's Spruch Sparsamkeit wirklich die Mutter aller Tugenden ist und Tugenden allein die Reiche blühend machen, so darf man aller mittelalterlichen Katastrophen ungeachtet an der nationalen Tüchtigkeit und am künftigen Glücke des Neugriechischen Volkes nicht verzagen.

Herr Finlay, wie wir alle wissen, hat erst im verwichenen Jahre seine gerechte Forderung an Griechenland mit vieler Mühe und nach langer Geduld endlich zur Anerkennung gebracht. Hr. Finlay hat aber nicht bloß seinen Proceß gewonnen, er ist auch mit seinen Hausgöttern vom äußersten Thule völlig nach Hellas emigrirt und lebt nun als Bürger und Zunftgenosse mitten im Volke, über dessen Adelsfehde er das Austrägalgericht übernommen hat. Wagt es nun Hr. Finlay die vorjährige Kränkung hellenischen Stolzes durch eine neue Unbill zu steigern und dem „Verleumder" seines Adoptiv-Vaterlandes unbedingt in allen Theilen seiner Diatribe Recht zu geben? Oder möchte Hr. Finlay lieber durch unbedingte Verurtheilung des deutschen Criticus und seiner hellenenfeindlichen Jdeen die Härte der Palmerston-Sentenzen in Griechenland vergessen machen? Hr. Finlay — ebenso klug als gelehrt — versteht in meisterhafter Wendung beiden Klippen auszuweichen und mit einem Spruch aufzukommen, dem sich beide feindlich-hadernden Theile ohne Murren fügen können.

Während Hr. Finlay — was wohl zu beachten iſt — die Hauptergebniſſe unſerer byzantiniſchen Forſchungen nicht nur als richtig anerkennt und ſie ausdrücklich und in vielen Stellen beinahe wörtlich ſeinem Werke unterlegt, findet er doch Mittel in der Art und Methode, wie wir zu beſagtem Reſultat gekommen ſind, Verſchiedenes auszuſtellen, Mangelndes zu ergänzen und Unbeſtimmtes auf das richtige Maß zurückzubringen, ſo daß er am Ende wie ein alttürkiſcher Kadi beiden Proceſſuanten Unrecht geben und den Gegenſtand des Streites zu ſeinem eigenen Vortheil confiſciren kann. Daß der Friede nur in dieſer Weiſe zu erzielen ſei, fühlen wir alle und meine freundlichen Widerſacher, die „Trojaniſchen Helden" mit allen Marathono- und Leuctromachen, werden ihre Verurtheilung um ſo williger ertragen, weil Hr. Finlay auch ihren verhaßten Gegner und ſeine (angebliche) Geſammtvertilgung des europäiſchen Hellenenſtammes nicht ungerupft entkommen läßt.

Daß ſorgliches Studium in den ſogenannten Byzantinern und nähere Prüfung verbeſſerter Mappen Griechenlands mit ihrer ſlaviſchen Topographie die Quelle unſeres Sündenfalles und des gegneriſchen Zorns geweſen ſind, iſt heute in Deutſchland nicht mehr unbekannt. Hr. Finlay iſt aber menſchenfreundlich und möchte das Vergehen lieber von dem Beklagten gänzlich wegwälzen, wie Schafarik, oder wenigſtens unſere Schuld durch die Bemerkung erleichtern, daß die Priorität ein ſlaviniſirtes Hellas entdeckt zu haben nicht dem beklagenswerthen Gegenſtande deutſcher Literaten-Behme, ſondern einem Britten angehöre, und daß namentlich Hr. Leake ſchon Anno 1814, alſo vier volle Olympiaden früher als der deutſche Häreſiarch, das Daſein ſlaviſcher Ortsnamen im Innern Griechenlands wahrgenommen und in ſeinem Wanderbuch aufgezeichnet habe. Die Sache iſt richtig und der Umſtand, daß wir mab-

hängig von der Leake'ſchen Forſchung zu derſelben Ueberzeugung gekommen ſind, ändert an der Sache nichts und läßt die engliſche Priorität in ihrem Weſen unbeſtritten. Ebenſo richtig iſt aber auch, daß der treffliche Leake, zufrieden das iſolirte Factum hinzuſtellen, den Gedanken nicht weiter verfolgte und in ſeinem Werke, wenn wir nicht irren, weder die Vorgänge, noch die Folgen, noch den Umfang, noch die ſtaatsmänniſche Bedeutung dieſer ſlaviſchen Völkerwanderung des Näheren betrachtet, am wenigſten aber von der großen, alle europäiſchen Vorſtellungen über die Natur des byzantiniſchen Reichs beſeitigenden Wirkung dieſer Frage eine Ahnung hatte. Hr. Leake ließ in der Geſchichte von Byzanz alles beim Alten und ſein gelehrter Freund und Landsmann wird nicht leugnen, daß ein anderer den todten Buchſtaben zuerſt lebendig gemacht und dem kalten Marmorblock des Pygmalion Odem eingehaucht, Farbe, Nerv und Bewegung gegeben habe. Oder war denn vor dem Jahre 1830 irgendwo in Europa von Leake und einem ſlaviſchen Hellas die Rede, und hat nicht der Verfaſſer der Geſchichte Morea's im Mittelalter allein die volle Schale des deutſchen Literatenzornes leeren müſſen? Hr. Finlay, welcher fremdes Verdienſt bereitwillig und freundlich anerkennt, findet es doch beinahe amüſant, daß ein Deutſcher Prätenſionen von ſolchem Belange haben und gleichſam mit brittiſchem Capital Wucher treiben könne.

Der Leſer ſieht es, nicht etwa die mittelalterige Slaven-Theſis von Hellas wird in ihrem Weſen angefochten, wie es gelehrte und ungelehrte Widerſacher gern leſen möchten; nein, nur die Ehre der erſten Entdeckung ſoll nicht dem flottenloſen Germanien, ſie ſoll wie billig den Gebietern des Oceans, den freien und glücklichen Britten angehören. Dieſe Wendung der Streitfrage erzeugt in unſerem Gemüthe nicht die leiſeſte Bewegung, nicht die geringſte Unzufriedenheit. Wenn nur die

Thatsache selbst gerettet ist, mag die Ehre nehmen wer sie will. Wir Deutschen haben wohl Größeres verloren und können zu den übrigen Demüthigungen wohl auch noch diese kleine Zurücksetzung ertragen, welche in Deutschland ohnehin nicht von Jedermann empfunden wird. Die Streitsache, wie sie beinahe ein Menschenalter vor dem gelehrten Publicum schwebte, ist und bleibt, wenn man sie nach deutschen Begriffen taxiren will, aller gegnerischen Verkleinerungssucht zum Trotz doch eine „cause célèbre", die an ihrem Gewichte nichts verliert, wenn sich auch Leute einmischen, die, nach dem Maße ihrer Geistesschärfe und Gelehrsamkeit zu urtheilen, in einer solchen Sache das Wort zu ergreifen und mitzureden eigentlich nicht berechtigt sind. Um seinem Werke die Haltung und das Ansehen eines Schiedsgerichts zu sichern und doch den zartfühlenden Genius der Neu-Hellenen nicht unheimlich zu berühren, weiß Hr. Finlay dem Argument eine Wendung zu geben, die man ihrer Feinheit wegen nicht übersehen darf. Daß Hr. Finlay eine vollständige Actenkenntniß des gelehrten Processes besitzt und auch die unbedeutendste Byzantiums-Broschüre nicht übersieht, ist nur seine Schuldigkeit und soll an einem classisch streng geschulten Scolar of England für Niemand überraschend sein.

Ueber die Sache selbst, wie Hr. Finlay recht gut weiß, sind in Deutschland drei maßgebende Schriften erschienen: die erste mit der Hauptthesis und dem ersten großen Scandal im J. 1830; die zweite als nöthige Ergänzung und Erläuterung der vorausgegangenen im J. 1835; die dritte endlich als entscheidendes und letztes Wort ein volles Decennium nach der zweiten *). Für den jedesmaligen Standpunct und für die fortschreitende Erkenntniß und geistige Erstarkung des Verfassers ist jede dieser drei einzelnen Schriften

*) „Das slavische Element in Griechenland." Fragm. a. d. Orient, Bd. II, S. 364, 1845.

in ihrer Art bezeichnend. Die erste verräth mit der Neuheit des Gegenstandes noch den sprudelnden Enthusiasmus und die noch mangelhafte Bücher-Technik des süddeutschen Literaten. Kritisch schärfer gerandet, jedoch noch nicht vollkommen gewappnet und unangreifbar erscheint das Thema schon in der zweiten; gewissermaßen vollendet aber und hoffentlich den Anforderungen des strengsten Richters genügend zeigt es nach Beseitigung alles Maßlosen erst der dritte und letzte Act, zu welchem eine ungewöhnliche Veranlassung auch ungewöhnliche Kraft verliehen hatte.

In Proceßsachen geschieht der Spruch, wie bekannt, erst nach Inhalt und Einvernehmen des letzten Wortes. Wäre Hr. Finlay genau dieser Praxis nachgekommen, hätten sich die Schwierigkeiten seines gelehrten Unternehmens seinen neuen Mitbürgern gegenüber vielleicht nicht unwesentlich vermehrt. Eine billige Erwägung der letztgenannten Schrift hätte die drei Haupttadelsätze großentheils gelähmt und dem Finlay'schen Buch im Sinne der hellenisch-deutschen Gegenpartei viel Pikantes und Verdienstliches geraubt. Was thut nun Hr. Finlay, um diesem Uebelstande zu begegnen und die nöthige Selbständigkeit im Hauptpuncte nicht zu verlieren? Von den obengenannten drei Hauptschriftstücken des deutschen Verfassers werden nur die beiden ersten kritisch beleuchtet, die dritte aber, obgleich im eigentlichen Sinn das letzte Wort, wird wiederholter Citate ungeachtet in Würdigung des Thatbestandes und der vorräthigen Actenstücke doch nicht mitgerechnet. Diese Taktik schafft doppelten Vortheil: einmal gibt sie mit der Gelegenheit auch das Recht, die byzantinische Slaven-Thesis kritisch zu berichtigen und zugleich mit Glanz seine besseren Einsichten in das Staatsgetriebe von Byzanz geltend zu machen; dann ist sie noch das einzige Mittel, die Ungunst des eigenen Werkes den Hellenen in Griechenland und ihren Parteigenossen im Occident gegenüber zu verdecken. Also doch einmal kritisch berichtiget,

getadelt und ausgebeſſert? Welch ein ſüßer Klang im Ohr der Gegner! Allerdings, Hr. Finlay kritiſirt dieſes und berichtiget jenes, aber Hr. Finlay kritiſirt und berichtiget mit der Feinheit und Politur eines vollendeten Gentleman, was im Gegenſatze zur Art wie man literariſche Fehden in Deutſchland führt, ein ſehr vortheilhaftes Licht auf die Britten wirft.

Im Ganzen ſind es nicht mehr als drei Sätze, drei Gedanken, in welchen Hr. Finlay mit uns nicht derſelben Meinung iſt und worin er etwas auszuſtellen findet. Einmal wird zugegeben, daß unſere beiden Schriften viel Originalſtoff enthalten; dagegen wird aber auch, und zwar mit großem Recht, das Mangelhafte und Oberflächliche in Angabe und Bezeichnung der Autoritäten getadelt und angelaſſen. Beſonders ehrenvoll für das hart bedrängte Buch über Morea, eben deswegen aber auch jenen deutſchen Kritikern, die uns in ihrer Unfreundlichkeit gar nichts gelten laſſen, doppelt unwillkommen muß des tadelnden Beiſatzes ungeachtet eine zweite Stelle im Werke des Hrn. Finlay ſein. Statt von unſerer Sache mit Geringſchätzung zu reden, wie es in Deutſchland bisher üblich war, bemerkt Hr. Finlay: es habe der deutſche Verfaſſer die große, von Leake zuerſt vermuthete, aber doch bis auf die neueſte Zeit ziemlich unbemerkte Revolution in der Bevölkerung Griechenlands zwar mit „great eloquence, learning and wit“ bei dem europäiſchen Publicum eingeführt und ſtandhaft gegen allen Widerſpruch vertheidigt; er ſei aber auch hier von „einiger Uebertreibung“ (some exaggeration) nicht frei zu ſprechen. Am empfindlichſten aber hat einen, wenn man es geſtehen ſoll, der dritte und letzte Tadelſatz berührt, in welchem Hr. Finlay deutlich genug zu verſtehen gibt, daß er von unſerem ſlaviſchen Ortsverzeichniß in den beiden mehrbeſagten Arbeiten über Morea und Griechenland nicht bloß keine ſo gute Meinung habe, wie wir ſelbſt, ſondern daß er in dieſer ſlaviſchen

Nomenclatur sogar „viel Phantastisches“ (much fanciful) zu entdecken glaube.

Es ist nicht das erste Mal, daß man in den Kritiken über unsere Schrift diesen Punct berührt. Man ist uns gleich anfangs, und zwar von competenter Seite, dieses nämlichen Verzeichnisses wegen etwas stark gekommen; aus allen Gegnern am strengsten aber hat uns ein berühmter deutscher Hellenist gegeißelt, der zuletzt zu Halle in Sachsen lebte. Der Zorn über unsere vermeintlichen Slavensünden saß im Gemüthe dieses Mannes so tief, daß selbst durch wiederholtes und reuevolles Bekenntniß im Verein mit den strengsten Pönitenzen das Rachegefühl beleidigten Dorismus' nur mit vieler Mühe und nicht ohne lange Fehde zu versöhnen war. Es ward seitdem von unserer Seite manche begütigende Erklärung abgegeben; auch hat es an Erläuterungen, Ergänzungen und gelehrten Glossen der verschiedensten Art nicht gefehlt, und doch, scheint es, hat das Alles wenig oder nichts genützt, da jetzt auch noch Hr. Finlay auf den alten Vorwurf nicht verzichtet. Man muß beinahe glauben, daß die Gegenpartei unsere spätere Correctheit in der slavischen Linguistik nicht einmal gern sieht und sich noch immer an die ersten, längst verbesserten Fehler hält. Nun was sagt denn aber eigentlich Hr. Finlay über unser slavisches Ortsverzeichniß? ist Hr. Finlay auch so grausam und unerbittlich-resolut, wie Freiherr v. Ow, welcher unter den dritthalbhundert von uns für slavisch erklärten Localnamen der Halbinsel Morea gar keinen einzigen als solchen gelten läßt, und dagegen mit bewundernswürdigem Heldenmuth die Dorfnamen Warschau und Kukuruz, zu wesentlichem Nutzen und Vorschub des griechischen Königreichs, für rein hellenisch hält? Hr. Finlay hatte kein Interesse ein Buch im Sinne des Hrn. v. Ow zu schreiben, und auch uns selbst wird es der gelehrte Freiherr nicht übel nehmen, wenn

wir zu ſeinen ritterlichen Thaten bisher geſchwiegen haben. Hr. v. Ow hat uns in der redlichſten Abſicht — das geſtehen wir ein — auch nicht ohne Einſatz ſeiner vollen geiſtigen Kraft befehdet; aber Hr. v. Ow weiß ſo gut wie Jedermann, daß Wille und geiſtige Kraft zuweilen im kläglichſten Mißverhältniß ſind. Hrn. v. Ow ſeine ariſtokratiſchen Feinheiten in vollem Maße zu erwiedern, wären wir in unſerer Eigenſchaft als Plebejer völlig unvermögend; wir erwarten aber dagegen von dem tactvollen Griechenvolke mit Zuverſicht, daß es ſich eine zweite Vertheidigungsſchrift dieſer Art höflichſt verbitten werde.

Gar ſo tragiſch indeſſen und gar ſo ernſt wollen wir die Sache doch nicht nehmen. Offenbar wollte Hr. v. Ow lediglich das deutſche Literaten-Publicum durch ſeine Künſte „amüſiren", was dem edlen Freiherrn nach Finlay's Urtheil vortrefflich gelungen iſt. Ein halbes Duzend Decorationen wären kaum genügend, eine ſo nachhaltige Erſchütterung des deutſchen Zwerchfelles würdig zu belohnen.

Rang und Gehalt der freiherrlichen Muſe hat übrigens Hr. Finlay durch ein einziges Wort angedeutet, welches Wort der freundliche Leſer im Buche ſelbſt nachzuſehen beſtens eingeladen wird.

Jedoch über unſere eigenen „phantaſtiſchen" Sprünge etwas näheres anzudeuten, ſchien Hrn. Finlay vollkommen überflüſſig; ja ſelbſt die vorberührte allgemeine Bemerkung über das „much fanciful" ſcheint er mehr im Vertrauen auf fremde Autorität, als in Folge eigener Studien gethan zu haben. Was will es denn aber auch ſagen, wenn irgend ein feindſeliger Kritikus unter hunderten von ſlaviſch gedeuteten Localnamen zwei entſchiedene Irrthümer und einige ungenügende Deutungen aufgefunden hat? Weil aber aller ſeit Jahren vorausgegangenen

Erklärungen ungeachtet das Geplänkel nicht enden will und mir in der Noth kein ritterlicher „deshacedor de agravios“, wie dem Señor Andres im Cervantes'schen Roman, zu Hülfe eilt, so will ich mich im Vertrauen auf eigene Kraft selbst vertheidigen und vorerst nur die deutschen Gegner freundlich, aber zum letzten Mal, ersuchen, ja nicht leichtfertig und ohne alle Kunde slavischer Grammatik und byzantinischer Literatur über das Mehr oder Weniger einer Frage zu entscheiden, in welcher nur Gelehrte wie (weiland) Kopitar und Schafarik, wie Miklosich eine Meinung zu haben und ein Wort mitzureden berechtigt sind. In anständiger Entfernung von diesen berühmten Slavisten nehmen demüthig und bescheiden wir unsern Platz, während die deutschen Widersacher im slavischen Inventar meistens als Hausrath „ohne Taxe“ vorüberziehn. Daß die Britten vom Russischen nichts wissen wollen ist begreiflich. Mehr Ursache, sich auf diesem Gebiete näher umzusehen, hätten vielleicht die Deutschen; und wer weiß, ob sich die göttliche Vorsehung nicht über kurz oder lang eines eigenthümlichen Mittels bedient, unsere Unwissenheit im Slavischen zu beschämen und nebenher auch die insolente „stubborness“ der deutschen Literaten wirksamst zu corrigiren?

Wir haben, wie der Leser sieht, aus dem Buche des Hrn. Finlay zuerst die negative Seite mit allem, was unseren Ansichten über das byzantinische Reich im Allgemeinen und über das griechische Mittelalter insbesondere kritisch entgegentritt, redlich und gewissenhaft herausgehoben. Den wesentlichen Inhalt und den eigentlichen Grundstock unserer Doctrin umzustoßen, wie es sich bis auf die neueste Zeit liebe deutsche Einfalt unterfing, hält Hr. Finlay nach strenger Prüfung der Actenstücke nunmehr für eine Unmöglichkeit. Selbst das Wenige, was er an unseren Arbeiten auszustellen hat, ist im Verhältniß zum

Ganzen ſo unbedeutend und ſecundär, daß man über das zornvolle Pathos der deutſchen Gegner beinahe lachen muß. Was ſeit zwanzig Jahren, wenigſtens in Deutſchland, noch unſicher und ſchwankend war, das hat jetzt feſte Unterlagen und iſt vor einem competenten Schiedsgericht als bleibende Norm für die byzantiniſchen Studien aller Zeiten anerkannt. Zur vollen Würdigung des Finlay'ſchen Buches und ſeiner Stellung zu der europäiſchen Wiſſenſchaft fehlt nur noch die poſitive Seite des Berichtes, welche hoffentlich ein zweiter Artikel bringen ſoll.

II.

Vielleicht hat manchen Eiferer für deutsche Ehre das Wenige schon verdrossen, was wir im Vorbericht zu Finlay's neuem Werke rühmlich und anerkennend gemeldet haben. Wahr ist es freilich, die Britten behandeln uns im Ganzen nicht besonders nachbarlich, und die Gründe zu continentalem Widerwillen gegen die Politik dieses Inselvolkes mehren sich in raschem Zug. Aber ein Product der brittischen Muse nach seinem inneren Werthe loben, wäre deswegen noch kein Verrath am deutschen Vaterlande und an seiner geist- und kraftvollen Literaten-Zunft. Mit jedem Jahre wirft das anatolische Princip seine Schatten dichter über den Occident, und die Fäden zu einer neuen Ordnung im Können und im Wissen — wir fühlen es alle — sind bereits über Europa ausgespannt.

Mit ihrem bewunderungswürdigen Talent sich überall zurecht zu finden und sich allen Formen anzupassen, sind die Deutschen auch in dieser Neugestaltung wieder „die Pioniere" der Wissenschaft. Was Alarich und Attila ihrer Zeit nicht vermochten, hat mit merkwürdigem Geschick im Byzantinischen das Neu-Germanenthum verrichtet und zu gleicher Zeit seine Thaten fließend und elegant zu Papier gebracht. Deutsche Kürze, deutsches Gedankenmark und deutschen Styl in Dingen des byzantinischen Orients zu bewundern und anzupreisen, war ja von jeher unser Geschäft und unsere Lust. Daß die Deutschen theoretisch sehr viel wissen und in ihrem Drange über alles schreiben, ist jetzt selbst am

thraciſchen Bosporus rühmlichſt anerkannt. Daß ſie aber in der praktiſchen Politik noch viel glücklicher und gewandter als im idealen Concepte ſind, hat in voller Klarheit erſt die neueſte Zeit ans Licht gebracht, wird aber natürlich noch nicht von Jedermann ſo ganz geglaubt. Gegen ihre Gewohnheit, jegliches aus dem Fundament zu ergründen und der politiſchen That jedesmal den Gedanken voranzuſenden, haben unſere theuerſten Landsleute nur über das griechiſche Mittelalter und über das romanhafte Imperium von Trapezunt bis auf die letzte Zeit kaum etwas nennenswerthes auf Leipziger Meſſen zu Markt gebracht.

Die byzantiniſchen Beſtrebungen unſerer weſtlichen Nachbarn will man nicht verkennen; aber Du Cange's Mühen und Le Beau's großartige Compilation ſelbſt mit Saint-Martin's Zuſätzen, ſind ja nur erſt Materialien-Sammlung, aber noch keine Wiſſenſchaft. In Deutſchland ſelbſt aber kannte man, wenn die Rede geſtattet iſt, außer Juſtinians Titulatur, wie ſie geiſtreiche Pandektenlehrer als einen der wichtigſten Acte römiſcher Geſetzgebung in ihrer Schule jahrein jahraus pathetiſch declamiren, von byzantiniſchen Dingen im Grunde wenig mehr, als die beiden hiſtoriſchen Thatſachen: daß die chriſtlichen Barbaren des Abendlandes einſt die reiche und hoch civiliſirte Stadt Konſtantinopolis verbrannt, die beiden rivaliſirenden Kirchen des Orients und des Occidents aber ſich gegenſeitig mit unauflöslichem Bann geſchlagen und wechſelſeitig vom Himmelreich ausgeſchloſſen haben. Von einem inneren Zuſammenhang und geiſtigen Fluß dieſer Begebenheiten und von der welthiſtoriſchen Bedeutung der Sieben-Hügelſtadt am Bosporus zeigte ſich im gelehrten Occident nirgend eine Erkenntnißſpur. Wer immer Marini's, diesſeits der Alpen kaum dem Namen nach bekannten Roman, Calloandro fedele, geleſen hatte, galt in Dingen von Trapezunt ſchon für einen gelehrten Mann.

Was Hr. Finlay über dieſe beiden Staaten geſchrieben hat, ward in der Art der Anordnung und Begründung ſchon letzthin als ein wahres Novum angeprieſen und nebenher einer ſorgfältigeren Analyſe für würdig gehalten, als Zeit und Umſtände für jetzt räthlich machen. Daß die Britten Twiſt und geſpultes Garn in ungeheuren Maſſen nach Deutſchland werfen, ſagen uns die Zollregiſter jedes Jahr und kennen ſelbſt die Frankfurter Sachverſtändigen gegen dieſes Uebel noch keinen Rath. Mit Twiſt und Garn nebſt andern Verdrießlichkeiten iſt es aber leider noch nicht genug. Die Britten in ihrer Arbeitsfurie und geiſtigen Beweglichkeit ſchleudern, wie man an Finlay ſieht, auch neue Bücher und neue Gedanken auf den orthodox und langſam athmenden Continent. Ein deutſcher Literat aus der Schule Ludens hätte über dieſen Gegenſtand wenigſtens ein Duzend Bände abgeſponnen. Finlay's Buch, über welches hier der zweite Bericht erſtattet wird, füllt aber mit Text, Appendix und Regiſter nur einen mäßigen Octavband von nicht mehr als fünfhundertneunzehn Seiten eleganten Druckes. Was die Britten beginnen, verrichten ſie — etwa den Krieg in Caffraria ausgenommen — überall mit Zierlichkeit und Geſchick. Der Britte redet kurz, aber verſtändlich, und Niemand wird, wie es etwa neulich in ihrem Petersburger Programm die Ruſſen wollten, auf ſo engem Raum eine vollſtändige Chronik, gleichſam eine Reichs-Strazza und ein orthodoxes Tagebuch des langlebenden Imperiums von Byzanz erwarten. Hier iſt nicht die Frucht mechaniſchen Sammlerfleißes und gedankenloſen Anhäufens zerſtreuter Thatſachen, hier iſt der raſche Blick und die hiſtoriſche Scheidekunſt eines Philoſophen, der das Völkerleben in ſeinen Hauptmomenten zu erfaſſen und in großen Zügen darzuſtellen weiß.

Nur die inhaltſchwere Periode von A. D. 1204, wo die Abendländer des Papſtes Innocenz' III. Byzanz erſtürmten und

das chriſtlich-theologiſche Imperium des Orients in Stücke ſchlugen, bis zur Wiedervereinigung der endlich ganz auseinander geſaulten Trümmer durch Mohammed II. um das Jahr 1460, hat Hr. Finlay mit Beiziehung der neueſten Forſchungen beſſer und naturgemäßer, als es bisher geſchehen, hiſtoriſch auszumalen unternommen. Das Beſtehende niederzuwerfen und den Fortſchritt durch rohe Kraft zu ſtören, iſt den Abendländern zuweilen im Orient gelungen, — aber etwas Bleibendes zu ſchaffen, etwas Lebenskräftiges einzupflanzen, haben ſie unter jenem Himmelsſtrich noch niemals vermocht. Ein reiches Maß von Unglück, Täuſchung und Nachtheil hat das hartnäckige und blinde Verkennen dieſes Axioms ſchon über Europa gebracht, und das erſte große Exempel gibt uns die mittelalterliche Kataſtrophe von Byzanz.

Was der Natur des Occidents widerſtrebt, was man ſelbſt an Napoleon nicht dulden konnte, und was neuerlich im kleinſten Maßſtabe ſogar in Deutſchland mißlungen iſt: „Einheit des Gedankens und der That" zu erzielen, hatte in Europa nur der heilige Stuhl die Kraft. Einen mächtigen und allumfaſſenden Geiſt wie Innocenz III. hat der Occident ſeit Julius Cäſar nicht mehr hervorgebracht. Und doch war das welterobernde Imperium des großen Pontifex und ſeiner Nachfolger, ſelbſt an der Spitze des ſtreitbarſten Beſtandtheiles des menſchlichen Geſchlechts, das anatoliſch-byzantiniſche Element zu überwältigen nicht ſtark genug. Kaum ein halbes Jahrhundert nach dem Siege mußte der lateiniſche Occident mitten in ſeiner Allgewalt vor dem wiedererwachenden Byzantinismus die Flucht ergreifen und mit ſeinen Theilfürſten, ſeinem ritterlichen Ungeſtüm und ſeiner Dogmatik wie Sonnenſtaub vom anatoliſchen Boden verſchwinden. Und nur der kleine Autokrat von Trapezunt vermochte, eben weil er Byzantiner war, wie vorher dem lateiniſchen Ritter-

Kaiserthum, so jetzt der wiederauflebenden orthodoxen Centralgewalt von Byzanz zu widerstehen.

Die zwiespältige Natur seines Gegenstandes hat Hr. Finlay in die beiden Abtheilungen „Romanien und Trapezunt“ geschieden, von welchen das eine in zehn, das andere aber nur in fünf Capiteln besprochen wird. Ein flüchtiges Summarium abgerechnet bleibt die Abtheilung „Trapezunt“ mit dem kolchischen Wald und mit dem schönen Komnenen-Blut als etwas Apartes von unserm Berichte über Finlay's Buch diesesmal noch ausgeschlossen und wir lenken den Sinn des Lesers vorerst nur auf Byzanz und seine zehn Capitel hin.

Lange, vom Körper des Textes getrennte Vorreden, wie sie in Deutschland üblich und zugleich nöthig sind, halten die englischen Literaten mit gutem Rechte für überflüssig, weil das öffentliche Leben und die Majestät Großbritanniens den angelsächsischen Geistesproducten als Vorwort dient. Der Britte geht, wie zu Firuz-Schah und Sobraon, ohne viel Wortgeplänkel überall gleich zur Sache selbst.

Zwei Leitgedanken, zwei maßgebende Thatsachen: Zahlabnahme der hellenischen Race und Colonisirung Griechenlands durch die Slaven, sagt Hr. Finlay gleich im Beginn seiner Schrift, bilden die Grundlage aller griechisch-byzantinischen Reichsgeschichte. In England selbst wird das Aergerniß dieser Thesen nicht bedeutend sein. Was man aber zu diesem Axiom in Deutschland sagen wird, ist noch ungewiß. Indessen hat Hr. Finlay auf diesem neuen Fundament sein byzantinisches System gebaut und deswegen seinem ersten Capitel auch mit gutem Recht die oben bezeichnete Aufschrift als Wahrzeichen vorangeschickt. Der Schöpfungsproceß jenes eigenthümlichen, das ganze Mittelalter füllenden, heute noch fortlebenden politisch-theologischen Völkercomplexes, den man bei uns Imperium Byzantinum

nennt, begann erſt nach allmählichem Erlöſchen der alten helleniſchen Race und der althelleniſchen Culturgedanken im Laufe des ſechsten Jahrhunderts nach Chriſtus unter dem Pandekten-Heros Juſtinian. Juſtinian I., der Victor und Triumphator unſerer Juriſten, war von Herkommen und Geblüt ein ſlaviniſcher Barbar und zugleich der byzantiniſche Heroſtrat, welcher mit ſeinem Reichs-Codex und ſeinem kaiſerlichen Evangelium den Bau der alten Welt gebrochen hat. Neues Blut, neuer Gottesdienſt und neue Geſetze waren nöthig, um jene unzerſtörbare Kraft zu erzeugen, die, einſt vom chriſtianiſirten Byzanz der Juſtiniane ausgegangen, heute Europa überfluthen will und naturgemäß einen zweiten Tag von Chalons bringen muß. Hoffentlich ſind aber die, welche nach uns kommen und die nach dem Dafürhalten der Social-Hiſtoriker bereits aus dem Chaos heraufgeſtiegen ſind, einſichtsvoller und im Streite unverzagter, als die verkommene Gegenwart des europäiſchen Continents.

Daß die Gothen und die Hunnen mit ihrem Alarich und ihrem Attila gegen Byzanz bleibend eigentlich nichts vermochten, dagegen aber die obſcuren, uneinigen, zerſtreutlebenden, zähen Slaven, ohne einen „homme millénaire“, wie Chateaubriand den Gothenführer Alarich nennt, an ihrer Spitze zu ſehen, die Hellenen-Race verdrängen, das halbe byzantiniſche Reich beſetzen und am Ende gar noch den neuen, Weſteuropa bedrohenden Staats- und Kirchenſtoff von Anatolien bilden konnten, das muß nicht bloß den ſcholaſtiſchen Hochmuth der deutſchen Philologen, es muß auch den Nationalſtolz und das gerechte Selbſtgefühl des germaniſchen Occidents verletzen. Hr. Finlay lindert unſeren Schmerz durch Schmälerung der Slaven-Glorie und durch den Beweis, daß ſchon Jahrhunderte vor dem feindlichen Einbruch der Slaven Verödung und Entvölkerung in Griechenland begonnen habe, ja daß ſchon im claſſiſchen Hellas die

Hälfte der Bevölkerung aus fremden Knechten bestand und daß überhaupt neben der Einfuhr nördlicher Feldarbeiter hauptsächlich der ökonomische Verfall Griechenlands, die Unwissenheit und die sociale Entwürdigung des Volkes durch das kaiserliche Regiment dieses Unheil fremder Ueberfluthung noch weit mehr, als selbst die slavischen Eindringlinge verschuldet haben. Dieses Argument wird manche Schroffheit glätten und vielen Griechenfreunden tröstlich sein. Hr. Finlay hat zugleich den guten Tact, aus den Gesetzbüchern des Theodosius und des Justinian nachzuweisen, daß der Boden des halböden Griechenlands schon vor dem Slavensturm in den Händen weniger Grundbesitzer, folglich seinem größeren Theile nach Weideland ohne Straßen und Brücken gewesen sei und in solcher Eigenschaft für den kaiserlichen Fiscus mit jedem Jahre unergiebiger werden mußte. Ein Land aber, das wenig oder gar nichts eintrug, mit großen Kosten gegen feindliche Einbrüche und Verheerungszüge zu beschirmen, meint Hr. Finlay, hatte die byzantinische Centralgewalt wenig Lust. Das geldarme, menschenleere Hellas ward von Seite des kaiserlichen Hofes in der grausenvollen Zeit nach Justinian fast ohne Kampf seinem Schicksale überlassen. Von der Krankheit, die man bei uns „Hellenenfieber" nennt, war man im christlichen Kaiser-Palast zu Konstantinopel ebenso vollkommen, wie heute in Czarskoje Selo, verschont geblieben. Das Finanzwesen, nicht das Heer (viel weniger eine sentimentale Schul-Idee), war hervorstechender Charakterzug des oströmischen Kaiserstaates (the treasury, not the army, gave its character and laws to the Eastern Roman Empire I. 13).

Hr. Finlay, scheint es, versteht was Byzanz bedeutet, und seine Berechtigung über byzantinische Dinge das große Wort zu führen, hat dieses einzige Dictum vollauf bewährt. Im Dogma wie im Heerwesen war man im christlichen Stambul allzeit nur

auf der Defenſive. Die Byzantiner wollten weder Andersgläubende bekehren, noch durch freiwilligen Kampf die Grenzen des angeſtammten Guts erweitern; man wollte nur bleiben, wie man war, und zugleich behalten, was man hatte. Selbſtthätig und aggreſſiv mit ſeinen tauſend Polyphenarmen war nur der kaiſerliche Fiscus und die Wiſſenſchaft der Beſteuerung. Die Kunſt alles Gold, alle Arbeitsfrucht, allen Schweiß und Gewinn orthodoxer Thätigkeit und Speculation mit Hülfe der Folterbank aus den Taſchen der Unterthanen herauszupreſſen und in die geheiligte Schatzkammer des Autokraten zu leiten, ward im chriſtlichen Byzanz auf einen Grad der Vollendung gebracht, von der man ſich in unſeren Tagen, wo der Steuerbetrieb doch auch nicht ganz verachtet wird, kaum eine genügende Vorſtellung machen kann. Selbſt Mehemed Ali's Finanz-Agenten dürften bei den Byzantinern noch zur Schule gehen und die verrufene Pascha-Wirthſchaft vor der großen griechiſchen Inſurrection war im Vergleich mit den chriſtlich-byzantiniſchen Steuer-Muſterbildern noch Barmherzigkeit. Das monſtröſe Syſtem der gegenſeitigen Haftung (*Ἀλληλέγγυον*) der Individuen, der Dörfer, der Diſtricte, der Provinzen in Steuernöthen ward nicht von Mehemed Ali, wie langefort ſeine Gegner irrig behaupteten, ſondern im chriſtlichen Byzanz ausgedacht, und nur in der „heiligen Stadt" am Bosporus konnte der Erfinder dieſes antichriſtlichen Plünderungsſyſtems als Lohn das kaiſerliche Diadem erhalten (Nicephorus I).

Wie die Zeiten jetzt ſind, würde man eine gewiſſenhafte und ſelbſt eine actenmäßige Darſtellung des orthodox-byzantiniſchen Finanzſyſtemes nur ungern in der Preſſe ſehen, hauptſächlich wegen der innigen und warmen Verbrüderung der griechiſchen Kirche mit dem Autokratenthron. Die anatoliſche Kirche, ſagt Finlay ſcharfſinnig, war in ihrem Weſen weder griechiſch noch

römisch; aber sie gründete unter dem Namen der „Orthodoxen“ eine selbständige und bisher in der Welt noch unbekannte Gewalt, die als Bundesgenossin des weltlichen Imperiums energischer und lebenskräftiger war, als selbst jede Nationalität. Wie man Gedanken und Handlungen der Menschen aller Selbständigkeit entkleiden und in allen Fasern despotisch zügeln könne, hat der geheimnißvolle Bund zwischen Thron und Altar in Byzanz gelehrt. Im byzantinischen Reiche waren die Bande des Blutes und der Race schwächer, als Kirchenglaube und Gesetz mit ihrem Ritt. Niemals — unsere Philologen dürfen es glauben — hätte sich der Genius von Altathen und Sparta in diese orthodoxe Byzantinerform schmelzen lassen. Um eine solche Verwandlung nur möglich zu machen, mußte eine große und allgemeine Revolution vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert ihre Wellen über Hellas wälzen, mußte der größte Theil von Griechenland siebenhundert Jahre lang slavo-russisch reden, und mußte die grausige Barbarenfluth aus der hellenischen Staatsgesellschaft jegliche Spur alter Zeit wegspülen und aus der Landesgeographie von den hellenischen Ortsbenennungen selbst die Erinnerung vertilgen.

Mancher Leser hat die Entschiedenheit und den Unwillen noch nicht vergessen, mit welchem deutsche Kritik die in der Geschichte von Morea einem byzantinischen Kirchenhistoriker nacherzählte Verödung Inner-Griechenlands durch die Einbrüche der nordischen Barbaren des sechsten Jahrhunderts bestritten und verworfen hat. Der besser unterrichtete Finlay hat gegen das naturgetreue Bild jener Stelle des Evagrius nicht das geringste einzuwenden und meint sogar, die wilden Avaro-Slavinen wären ihrer Zeit in der Kunst, Griechenland zu verwüsten und zu veröden, hinter den Türken und den Palikaren unserer Tage wahrscheinlich nicht zurückgeblieben. Finlay der Augenzeuge und Evagrius der Zeitgenosse reden von ihren respectiven Epochen

ungefähr im gleichen Styl. Unsere gelehrten Gegner hatten eben keine Vorstellung von der Größe der Uebel, welche nur von A. D. 400 bis in die Mitte des sechsten Säculums über Hellas hereingebrochen waren. Man meinte bei uns, Griechenland sei in den Tagen des byzantinischen Imperators Mauritius noch ebenso gesundheitstrotzend und blüthevoll gewesen, wie weiland nach den alten Perserkriegen. Unkunde in nothwendigen Dingen (ἀμαθία) nennt Plato nicht bloß ein Unglück, er nennt es sogar ein Laster, auf welches die Obrigkeiten seines wohlbestellten Gemeinwesens zu fahnden schuldig seien. Mit der „Amathia" es auch heute noch überall so scharf zu nehmen, gestattet der Zeitgeist nicht. Freuen aber muß man sich, daß zur Bekämpfung dieses moralischen und deutschem Credit höchst nachtheiligen Ungethüms ein so trefflich bewaffneter Paladin, wie Hr. Finlay, auf der Walstatt erschienen ist. Einen Brahminen zum Christenthum zu bekehren, sagt der Missionsbericht, sei äußerst schwer; aber für noch weit schwerer halten wir es, einen deutschen Stock-Philologen in Dingen von Byzanz zur Raison zu bringen.

Der Gedanke, es habe sich im oströmischen Reich während der benannten Epoche ein neues, von der alten Welt im Blut wie in der Moral und im Begriff wesentlich verschiedenes Volks- und Staatselement ausgebildet und es seien sofort mittelalterliche Romäi, nicht mehr alte Hellenes im Land gewesen, fand in der deutschen Gelehrtenwelt trotz aller politischen Wahrzeichen und Mahnungen noch immer Widerspruch. Jetzt auf Finlay's Argumente hin wird es mit dem stöcklichen Widerbellen freilich ein Ende haben. Daß aber diese mittelalterlichen „Romäi", die sich seit Photius und Michael Cärullarius als feindliches Kirchen- und Staatsprincip dem lateinischen Occident entgegenstellen und den Europäern noch heute große Sorgen bereiten, in ihrer Neugestaltung weder Hellenen, noch Slaven, noch Wlachen und

Albanesen, sondern eine unauflösliche Mischung aus den vier benannten Elementen sind, wird in Finlay's Buch als Grundton und Ausgangspunct aller byzantinischen, in Europa noch heute nicht hinlänglich verstandenen Erkenntniß und Politik aufgestellt. Diese Finlay'sche Byzantiner-Thesis gehört mit Riehls „Bürgerlicher Gesellschaft", mit Eötvös' „Ideen des neunzehnten Jahrhunderts" und besonders mit Gutzkows großem deutschen Roman „Die Ritter vom Geiste" vielleicht zu den neuesten und fruchtbarsten Gedanken in der abendländischen Politik. Alles übrige, was die Europäer jetzt in diesem Zweige der Erkenntniß thun und sinnen, ist meistens alt und abgenützt.

Wie und durch wen ist aber diese Verschmelzung fremder Elemente, dieser chemische Völkerproceß zu Stande gekommen? wie und wann ist endlich wieder Ordnung in das byzantinisch-griechische Chaos gedrungen und der lethargische Schlummer gewichen, der seit Justinian I. (A. D. 540) die oströmischen Länder gefesselt hielt? In Beantwortung dieser Fragen tritt die Kluft zwischen Finlay's Doctrin und der Meinung seiner Gegnerschaft am deutlichsten hervor.

Die Anhänger der letzteren zweifeln in ihrer Gemüthlichkeit keinen Augenblick: der erhabene Zeus von Olympia, der Heros Agamemnon von Mycenä und der Gerber Kleon von Athen haben in gemeinsamer Mühe die zaubervolle Metamorphose der neuen Ordnung hervorgebracht. Hr. Finlay ist freilich anderer Ansicht und hat die Quelle dieses großen Umschwunges, dieser „mächtigen socialen Revolution" der Gräkenrace in der Isaurischen Reformdynastie, im Hause der „bilderstürmenden" Autokraten von Byzanz erkannt. Und in der That, mit dem Stammvater dieser großen Herrscher, mit Leo III., dem christianisirten Barbaren aus den kleinasiatischen Taurusschluchten, entdeckt man in Griechenland die ersten Regungen eines neu erwachenden Staatslebens,

welches erst hundert Jahre später mit dem byzantinischen Siege über die Morea-Slaven vor Patras (807) in die Jugendblüthe trat. Nach diesem entscheidenden, von den wenigsten Literaten gekannten Ereigniß vor Patras zeigte sich in den geselligen Zuständen der Bewohner Griechenlands eine auffallende Veränderung: die heterogensten Elemente, Einheimische und Fremde, Slaven und verwitterte Griechenreste, Freie und Knechte, Alt-Christen und neubekehrte Heiden schmolzen in eine gleichartige Masse zusammen und stellten sich unter dem Namen „Romäi" oder „Gräken von Byzanz" als neues constitutives Staats- und Kirchenelement dem lateinischen Occident entgegen. „Die erste große Welle der unwiderstehlichen Strömung volksthümlicher Energie rollte damals, von den Philosophen unbemerkt, selbst vom Volke übersehen, ohne Argwohn der Staatsmänner und der Fürsten über das östliche Imperium."

Wie eifersüchtig indessen der kaiserliche Hof den wiederauflebenden kriegerischen Geist der neu-gräkischen Bevölkerung überwachte und zu lenken suchte, sah man am deutlichsten nach dieser ohne directe Beihülfe der Centralgewalt gewonnenen Patras-Schlacht. Ehre und Frucht des Tages wurden durch einen amtlichen Erlaß des gekrönten Finanzministers (Nicephorus I.) ganz und allein dem miraculös intervenirenden Apostel St. Andreas beigemessen, damit das Volk in Griechenland ja etwa nicht denken sollte, es könne Recht und Freiheit durch eigene Kraft vertheidigen und dürfe wenigstens einen Theil des Gewinnes selbst behalten, den es erstritten hat. Die jährlichen Finanzerträgnisse aus dem endlich bezwungenen Slavenlande Morea wurden sammt der Beute des Schlachtfeldes redlich und gottselig zwischen dem geheiligten Fiscus und St. Andreas' Schrein getheilt. Ein neuer Kalenderfeiertag, ein neuer Kirchenschmuck und erhöhte Steuern waren die Volksprofite der Patras-Schlacht. Materiell genommen war

das Gefecht vor Patras freilich höchst unbedeutend; von desto unermeßlicherem Belange aber war es in seinen Folgen, weil die im Stillen keimende Saat, die im Verborgenen gährende Schöpfung an jenem Tage sich offenbarte und in voller Reife auf die Oberfläche trat. Das im europäischen Theile des byzantinischen Kaiserstaates physisch und numerisch überwiegende, geistig aber noch untergeordnete und in den Künsten der Gesittung schwächere Slavenvolk ward nach seiner Besiegung zuerst durch das Sacrament der christlichen Taufe mystisch neugeboren und als Neophyt mit gleichen Rechten und gleichen Erbansprüchen in den Schooß der orthodoxen Familie des anatolischen Kirchenstaates aufgenommen. Und so frisch war, wie es in solchen Fällen jederzeit geschieht, der physische und geistige Trieb in den neugetauften Massen, daß Slavenblut und Slavenrührigkeit schnell in die höchsten socialen Classen drang und in der Person eines derben Bauernburschen aus Slavisch-Macedonien für mehr als hundertfünfzig Jahre sogar den orthodoxen Kaiserthron bestieg. Die byzantinischen Philologen und Hof-Heraldiker haben freilich mit der nämlichen Bündigkeit, wie etwa die Philhellenen unserer Tage, alsogleich den Beweis geliefert, daß der neue, russisch redende, auf dem Kornfelde geborene orthodoxe Autokrat Basilius I. vaterseits in gerader Linie von Alexander dem Großen und den argivischen Herakliden, mutterseits aber vom armenischen Königsgeschlechte der Arsaciden stamme.

Diese macedonische Slavendynastie vollendete und befestigte den Bau des byzantinischen Despotismus, welchen durch Bändigung der Sacristei und durch Vernichtung des Restes politisch-wichtiger Local-Institutionen in Griechenland eigentlich erst die reformirenden Ikonoklasten-Kaiser gegründet hatten. Die kaiserliche Centralverwaltung mit dem Autokraten an der Spitze war zu Byzanz der Staat und die Volksrechte bestanden in der

Schuldigkeit dieſen Staat zu erhalten, dieſen Staat, der alles Geld verſchlang, den arbeitenden Claſſen durch Steuerdruck den ganzen Erwerb abnahm und durch die Unmöglichkeit Capitalien zu ſchaffen jegliche Verbeſſerung der inneren Zuſtände verhinderte, nebenher aber doch Canäle, Waſſerleitungen, öffentliche Gebäude, Wege, Schulen und Geſundheitspolizei-Anſtalten überall im Lande verfallen ließ, den Gemeinden alle Controle über ihre nächſten Lenker entzog, durch Austilgung des Begriffes politiſch-freier Staatsbürger das Individuum vollſtändig vernichtete und durch ſeine mächtig und fein gegliederte Verwaltungsmaſchine doch Erfolge errang, welche Weisheit, ſittliche Tüchtigkeit und mannhafter Sinn nicht immer geben wollen. Im byzantiniſchen Reiche gab es weder eine öffentliche Meinung, noch patriotiſche Gefühle, noch irgend eine Volksenergie zur Selbſterhebung und Verbeſſerung der individuellen Lage und der einzelnen Familien, weil der Autokrat keine Municipalrechte und keine ſelbſtändige Gemeindeverfaſſung duldete und nur willenloſe orthodoxe „Knechte" wollte. Deswegen blühte auch in der ſervilen Commune des byzantiniſchen Kaiſerreiches überall nur die Selbſtſucht und waren, wie in allen despotiſchen Staaten, Rebellion und Kaiſermord die einzige Sicherſtellung gegen Unterdrückung von Seite der oberſten Gewalt. So feſt war jedoch die despotiſche Conſtitution des Reiches den Gemüthern eingeprägt, daß durch Veränderungen in der Perſon des Herrſchers und ſelbſt des regierenden Hauſes die Idee der Kaiſermacht ſo wenig gefährdet war, als die Monarchie und ihr Princip in unſeren Tagen durch einen Partei- und Miniſterwechſel.

Die Revolution, ſagt Finlay, war in Byzanz gleichſam das oberſte Criminalgericht in Staats- und Nationalverbrechen, weil man gegen die Mißbräuche der Executivgewalt damals noch nicht die von der modernen Geſellſchaft ausgedachten künſtlichen Beh-

ren kannte und nebenher doch verständig genug war, um einzusehen, daß sich eine konstantinopolitanische Regierung irgend einer directen Ueberwachung durch die Unterthanen ohne völlige Lähmung ihrer Wirksamkeit nicht unterwerfen könne. Gesetze vollziehen, meinten sie am christlichen Bosporus, könne mit Geschick und Kraft überall nur derjenige, der sie gegeben hat. Aber diese Doppelfunction der obersten byzantinischen Staatsgewalt sollte sich ohne Mahnung von Außen bloß durch eigene, ihrem Wesen inwohnende moralisch-religiöse Selbstbeherrschung zügeln und sich von freien Stücken innerhalb jener Schranken bewegen, welche durch die bestehenden Reichsgesetze, durch die feststehende Verwaltungs- und Geschäftsordnung, durch die uralten Vorrechte der Geistlichkeit, durch die Localgebräuche und durch die Beschlüsse der allgemeinen Concilien mit den canonischen Vorschriften der orthodoxen Kirche autokratischen Gelüsten und despotischen Selbstüberhebungen entgegenstanden. Die Frage, ob sich durch bloß moralisch-religiöse Schranken und innere Selbstcontrole die Allgewalt eines Sterblichen wirksam zügeln und dämmen lasse, gehört nicht hieher. Wer aber doch eine Antwort auf diese Frage will, der mag sie ausgiebig und bestimmt im Studium der „Byzantiner" und in der tausendjährigen Reichspraxis dieses größten Christenstaates der mittleren Zeiten finden. Das oströmische Imperium war constitutionell und legal in der Idee, despotisch und absolut aber in der Praxis, und das lange Leben und die wunderbaren Erfolge der byzantinischen Autokraten können nur noch für die mangelhafte Einsicht occidentalischer Staatsmänner und Literaten ein Räthsel sein. Gothen, Hunnen, Avaren, Perser, Saracenen und Bulgaren wurden der Reihe nach besiegt oder zurückgetrieben, und die Nachfolger Harun-al-Raschids und Karls des Großen lagen im Staub, sie selbst aber zerflossen wie Alarich und Attila in romanhaften Phantasiegebilden, während

Byzanz noch immer (sec. XII.) thatkräftig und nervenstraff seine Rolle spielte. Wie erklärt man das? Oder wäre es am Ende doch wahr, daß nur Despotismus Kraft und langes Leben gibt, Freiheit aber schnell verwelkt? Dieses traurige Axiom mag heute bei vielen Staatsleuten des Festlandes seine Geltung haben. Hr. Finlay erklärt die „Longävität" des byzantinischen Reiches aus trostreicheren und naturgemäßeren Gründen, unter welchen erstens die Einheit der Staatsgewalt, zweitens die lange Reihe reich begabter Autokraten, drittens das systematisch-fixe Verwaltungswesen, viertens die reguläre und gelehrte Rechtspflege, fünftens die untergeordnete Stellung der Kirche und sechstens die Reste der selbst dem despotischen Instinct der Slaven-Autokraten entronnenen Local- und Municipaleinrichtungen im Bunde mit gräkischer Zähigkeit die wesentlichsten sind. Warum ist aber diese „talentvolle" Autokratie des christlichen Byzanz mit ihrer gelehrten Rechtspflege, mit ihren christlichen Gesetzestheorien und mit ihrer gepriesenen Reichseinheit endlich doch in Trümmer gegangen und nicht, wie die Schöpfungen eines Clovis, eines Leuvigilds und eines Alfred im barbarischen Occident, bis auf den heutigen Tag lebendig und in ungebrochener Kraft geblieben?

Ohne politische Freiheit und Selfgovernment (wie man sie heute in den europäischen Christenstaaten mehr oder weniger überall besitzt), glaubt Hr. Finlay, seien gesunder Fortschritt, gedeihliche Verbesserung der menschlichen Zustände, wahre sociale Tugend und christliches Staatsleben überhaupt eine Unmöglichkeit. Und eben weil diese unerläßliche Vor- und Grundbedingung aller staatlichen Existenz im Reiche der Paläologen gänzlich fehlte, ist das kunstvolle Staatsgezimmer, wie es Hr. Finlay gedrängt und geistreich schildert, unter den Schlägen der beiden genialsten Männer ihrer Zeit, Papst Innocenz' III. und Sultan Mohammed' II., ohne Hoffnung der Wiederherstellung auseinander gefallen. Diese

beiden größten Thaten des Mittelalters, die Erstürmung Konstantinopels zuerst durch das abendländische Pilgerheer (1204) und dritthalbhundert Jahre später durch die türkischen Janitscharen (1453), sind Hauptargument des Finlay'schen Buches, zu dessen Verständniß alles von uns hier Gesagte nur als Vorspiel und nothwendige Unterlage dienen soll. Die Wissenschaft von Byzanz ist für die Europäer eine neue Disciplin. Die Sache selbst, so unterhaltend sie auch wäre, in einem dritten Artikel näher zu berühren, dürfen wir für den Augenblick ohne Verdruß des lesenden Publicums billig unterlassen. Indessen wollen wir für Erleichterung besorgter Gemüther unsern Bericht doch nicht ohne die Erinnerung schließen, daß das autokratisch-christliche Byzanz zwar Todes verblichen, die Seele des Byzantinismus selbst aber unsterblich ist und zum Schrecken des „selfgovernmentalen" Occidents, wie der Geist des Dalai Lama, bereits eine frische, sehnenstraffe, glaubensverwandte, riesige Hülle neu belebt und drohend am Ostrande von Europa steht.

Dr. Julius Braun: Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur.

(1854.)

Sind Dieterici's „Reisebilder" unter den Eilwerken über das Morgenland gleichsam das spätherbstliche und letzte genießbare Product eines bis zu völliger Ermattung ausgebeuteten Schreib- und Redestyls, so hat Hr. Dr. Jul. Braun — wenn das Bild gestattet ist — an die Stelle des abgestorbenen und verknöcherten Stammes ein junges Reis voll Saft und Pflanzenfrische eingesenkt. Hr. Braun hat in seinen „Studien und Skizzen" einen völlig neuen und, so viel wir wissen, vor ihm noch von keinem Morgenland-Touristen versuchten Weg eingeschlagen, um einer in Schriften dieser Gattung mehr als satten deutschen Lesewelt seinen Befund über die Länder der alten Cultur, d. h. über Aegypten, Syrien, Kleinasien und die gesammte Hellenenwelt, mit einiger Aussicht auf Erfolg, mitzutheilen. Die herkömmlichen Grenzen einer Reise in den Orient hat der Verfasser vielleicht nicht einmal nach allen Seiten hin ausgefüllt, vielweniger irgendwo überschritten, und auch an alten Denkmälern hat er nichts weiter gesehen, als was Hunderte vor ihm auf derselben Stelle ebenfalls gesehen, angestaunt, „studirt" und beschrieben hatten. Und doch ist mit der Methode auch der Inhalt seines Buches gewissermaßen neu. Daß aber

ein in Form und Inhalt neues Buch deswegen jedesmal auch angenehm, silberfließend und bestechend sei, hat man noch nicht gesagt. Von der Langenweile bis zu leidenschaftlichem Entzücken ist ein weiter Zwischenraum. Und wer von den Lesern nur tändeln will und auf mühelose Unterhaltung sinnt, der nehme das Buch des Hrn. Dr. Julius Braun ja nicht in die Hand. Denn eine Odyssee ist es wahrlich nicht; auch Scenerien, obgleich mäßig und tactvoll eingestreut, sind nicht das Ziel; am wenigsten aber ist, was Hr. Braun uns bietet, ein mit Wahrheit und Dichtung kunstreich ausgelegter Roman, der uns Meinungen und Schicksale eines abenteuernden Reisehelden vom Tritt über die häusliche Schwelle bis zur frohen Heimkehr schildern soll. Es ist vielmehr ein ernstes, anstrengendes, kaum durch ein loses Ideenband zusammenhängendes, durchaus originelles Conglomerat von vierzehn Vorträgen über alte Religion und Kunst, wie sie nur Jugendwärme und markiges Wissen bei vollständiger Befreiung aus den Fesseln überlieferter Schulbegriffe und in Begeisterung über den Anblick der großartigsten Trümmer einer unerklärten Vergangenheit schaffen kann. Von der Persönlichkeit und von den kleinen täglichen Vorkommenheiten, Leiden und Gefühlen des Verfassers ist in diesem Wanderbericht so wenig die Rede, daß man nicht einmal weiß, wer der Skizzenschreiber eigentlich ist, woher er kommt und wohin er mitten in seiner Rundschau vom Thurm des römischen Capitoliums, wie ein zweiter Apollonius, plötzlich aus den Augen des Lesers entwichen ist.

Wenn man je von einer gelehrten Composition das horazische in medias res rühmen kann, so sind es mit vollem Rechte die Braun'schen „Skizzen und Studien aus den Ländern der alten Cultur." Keine Einleitung, kein Register, beinahe kein Citat, kein Quellenverzeichniß, keine Literatur, ja nicht einmal

eine Vorrede und ein Motto hat das Buch. Ein kurzes Summarium ist Alles, was der Verfasser an Beilage, Erleichterung und Ornament für nöthig hält. Von kleinen Malicen, von epigrammatischen Seitenblicken, von der Chronique scandaleuse, von wohlgefälliger Selbstbespiegelung und von der Politik auch nicht eine leise Spur. Am Ende muß man es dem Verfasser gar noch Dank wissen, wenn er einige Male, besonders in der Rundschau von Rom, mit Lob des edlen Rebensaftes gedenkt und der Leser bei dieser Gelegenheit erfährt, daß Hr. Dr. Julius Braun, wenn auch für herkömmliche Gelehrteneitelkeit und Touristenschnörkeleien unzugänglich, doch wenigstens für die Süßigkeiten der lebenspendenden Bacchusgabe nicht unempfindlich ist. Künstliche Anordnung und oratorisches, auf Effect berechnetes Ineinanderschachteln des gesammten Stoffes zu einem wohlgerundeten, in sich abgeschlossenen Ganzen ist nicht im Plane des Verfassers. Es sind nur einzelne Puncte — gleichsam Ringe — an welche der Wanderer seine Gedankenfäden heftet und dann das Ganze kraftvoll weiter spinnt. Diese Ringe sind: Memphis und Theben; Jerusalem, Ninive und Persepolis; Athen und Aetna mit Agrigent und Selinunt; Mykene, Hetrurisch Cäre und Rom. Damit aber Jedermann, auch wenn er die Schrift selbst nicht in die Hand erhält, doch ihren Inhalt kenne, will man nur kurz andeuten, was Hr. Braun — der entschiedenste Gegner aller Schönrednerei und alles erkünstelten Phrasenthums — dem Lesepublicum aufzutischen für gut befunden hat.

Das Werk beginnt ex abrupto auf der Citadelle El-Mokattam zu Kahira, wo der Verfasser „ägyptisch rundschauend" auf Alt-Memphis und die Pyramiden hinüberblickt (I); von da springt er plötzlich mitten unter die Prachtmonumente von Theben (II), vergleicht von Vorlesung III—VII Aegypten und die griechische Religion, wo natürlich mit großer Gelehrsamkeit und Sachkennt-

niß über Homer und Heſiod verhandelt wird. Dieſe fünf Bruchſtücke — denn etwas anderes ſind ſie nicht — ſetzen beim Leſer ſchon eine genügende Vertrautheit mit den beiden älteſten Dichterwerken Griechenlands voraus, wobei, wie ſich von ſelbſt verſteht, gelehrte Neugierde und lebendiges Intereſſe an ihrem Inhalt keineswegs fehlen dürfen, um über die genialen Seitenſprünge des Verfaſſers den leitenden Gedankenfaden nicht zu verlieren. Jeruſalem, Ninive und Perſepolis (VIII) füllen die Rundſchau in Aſien. Dann wird in vier weiteren Vorleſungen (IX—XII) unter den vier ſpeciellen Titeln — die Akropolis von Athen; Sicilien; Entwickelung der doriſchen Architektur aus Aegypten und der joniſchen aus Aſſyrien; Kleinaſien, Mykene und Etrurien — die griechiſche Baukunſt mit Aſien und Aegypten in Parallele geſtellt und endlich das ganze Opus mit der Rundſchau in Rom (XIII und XIV) zu Ende gebracht. Indeſſen glaube ja Niemand, der Styl dieſer vierzehn Bruchſtücke ſei zwar markig und kernhaft in Gedanken, fruchtbar und überraſchend in den Sentenzen, aber im Weſen doch ernſt, ermüdend, dürr, nüchtern, polemiſch und ohne allen Reiz, überall nur belehrend und magiſterhaft! Eine ſolche Vorausſetzung wäre ungerecht. Hr. Braun kann auch Wärme fühlen und zeichnet ſogar hie und da Bilder voll Natur, voll Schmelz und Lieblichkeit. Daß es aber ſelten geſchieht und das Werk im Ganzen genommen ſeinen Werth mehr im Inhalt als in der Form ſucht, muß eher als Vorzug denn als Mangel gelten.

Wer den großen Amuntempel in Luxor ſelbſt geſehen und vor dem „roſigrothen in den blauen Himmel ſteigenden Obelisk“ geſtanden hat, muß mit eigenthümlicher Befriedigung nachempfinden, was der Verfaſſer (S. 34) über dieſes ſchönſte und wohlerhaltenſte aller Steinmonumente der alten Welt bemerkt. In der That kein ſeelenvolles Marmorbild kann mehr und wohl-

thätiger feſſeln, als dieſes wunderbare Werk. Im vollen Glanz ſeiner Politur ſehen wir drei Hieroglyphen-Colonnen herabſteigen, die mittelſte am tiefſten, aber ſo rein und ſicher geſchnitten, mit ſo tiefen Schatten in dem herrlichen Granitkryſtall, ſo leicht und genial, daß wir verzagen müſſen vor einer Zeit, die den unerbittlichen Stoff dermaßen zu beſiegen wußte. „Er, Gebieter des obern und des untern Landes (der beiden Aegypten, d. i. Mizraim), Sohn der Götter und Herr der Welt, wachende Sonne der Gerechtigkeit ꝛc. Rhamſes Mai-Amun hat dieſe Werke für ſeinen Vater Amun Re erbaut.“ — Die Rieſenhalle von Karnak, ihre Tempel und Palaſtruinen, ihre Coloſſe, ihr Säulenmeer und ihre Gigantenthore, wenn der Mond durch die leeren Fenſter ſcheint, im Zenith der Orion, am Rande des Horizonts der Kanopus ſtrahlt, geben ein anderes wundervolles Bild.

Am beneidenswertheſten aber iſt des Verfaſſers Loos, wenn er „fern von allem europäiſchen Hader ſich auf dem ſtillen Aethiopen-Eiland Philä in Seelenruhe des milden Winters freuen und ſeinen Labetrunk aus dem ſchönen, durchſichtigen, ſanftrinnenden Nil — dem größten Strom der Welt in ſeinem Höheſtand — in einſiedleriſcher Glückſeligkeit ſchöpfen kann.“

Dagegen wollen wir den Leſer über die Aufſchrift der achten Verleſung (Jeruſalem, Ninive und Perſepolis) voraus beruhigen. Es droht hier, wie man es etwa beſorgen könnte, keine zum hundertſten Mal aufgewärmte hiſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſch-archäologiſche Streitſchrift über die zweite und dritte hieroſolymitaniſche Feſtungsmauer, über das Schaf- und Miſthor und über Golgatha; ebenſo wenig iſt von Mylord Gobat oder vom Todten Meere die Rede, am wenigſten aber wird von jenem alten, lahmen, bethlehemitiſchen Schakal gemeldet und commentirt, der einſt die ſüßen Tage des gelehrten T . . . . f bedrohte.

Die Erzählung, wie und was Maßen Hr. Dr. Jul. Braun aus Aegypten und Nubien nach Palästina gekommen sei und wie gewaltig der erste Blick auf die öde Davidsstadt sein gläubiges Gemüth erschüttert habe, wird als nutzlos ebenfalls weggelassen. Wir finden den Verfasser, wie er auf dem Oelberge in einem der Saatfelder seiner Terrassen unter einem alten Baume sitzt, über die enge Kidronschlucht in die heilige Stadt hinüberblickt, in glücklichen und raschen Zügen das Panorama zeichnet und unmittelbar an die Frage geht, „wie etwa der Salomonische Tempel architektonisch möge ausgesehen haben." Alles Mystische und Ueberschwengliche, was sich in der traditionellen Exegese an die Salomonische Schöpfung knüpft, läßt Hr. Braun unbesprochen; er strebt nur, Kunst, Ornament, Riß und Styl des gepriesenen Bauwerks anschaulicher und faßlicher darzustellen, als es in der heiligen Schrift geschieht. Der Jehovatempel war bekanntlich kein Originalbau, keine „versteinerte Volkspoesie", kein verkörperter Nationalgedanke. Werkmeister, Steinhauer und Erzgießer aus Tyrus haben „das Haus des Herrn" in phönikischem Style hergestellt und ausgeschmückt. Aber was ist phönikischer Styl? Hr. Braun eilt, um die Antwort zu suchen, vom Oelberg weg über Schluchten und Riffe nach Tyrus, Sidon und Beirut, findet aber die altphönikischen Bauwerke in diesen drei Hauptsitzen des berühmten Culturvolks bis auf die letzte Spur verwischt, und Hr. Braun kann auch — an Abgründen und Alpenrosengärten des Libanon vorüberstürmend — selbst in Baalbek und Palmyra nur Spätromanisches entdecken, bis ihm endlich die erst neulich aufgegrabenen Palastruinen von Niniveh das gemeinsame Vorbild aller asiatischen Kunst, und sohin auch das Geheimniß des phönikischen Baustyls näher bringen. Die Cherubim — Gebilde aus Menschenhaupt, Stier- oder Löwenleib mit Adlerflügeln — als Wächter des Paradieses, als Träger des Gottesthrones, als

Hüter der Bundeslade im Allerheiligsten und als Wanddecoration der Stiftshütte, hatte er mit Terrassenbau und Steingetäfel in Ninive entdeckt; aber Schaft, Capitäl und Ornament der ehernen Tempelsäulen „Jachin und Boas“ haben sich, weil Erz und Holz im Palastbrande schmolzen und verkohlten, in den Ruinen zu Khorsabad nicht gefunden. Erst im Palast und Heiligthum des spätgebornen Persepolis — „der augenscheinlichen Tochterstadt der assyrischen Kunst“ — ging ihm das Verständniß der Salomonischen Tempelsäulen auf. Wenn Cuvier aus einem schwachen Knochenrest das Centerfei vorsündfluthiger Riesenthiere schuf, wird es Hrn. Dr. J. Braun um so leichter zu verzeihen sein, wenn er in den Ueberbleibseln von Tschehil Minar das Ebenbild der Baal- und Jehovatempel von Tyrus und Jerusalem gefunden hat und in seiner Reconstruction des Salomonischen Bauwerks die bisher üblichen, offenbar phantastischen, wissenschaftlich nur äußerst gering berechtigten Vorstellungen der Bibelcommentatoren ganz verläßt. Hr. Braun denkt sich das Haus des Herrn in Jerusalem wie den Königspalast des Darius in Persepolis. Eine Vergleichung des Bibeltextes mit den Bildwerken des persischen Anakterium gibt ihm zu dieser Annahme volles Recht. Der Palast des Darius war zwar nicht groß und hatte nur vier Säulen in der Front; der hebräische Bau war aber noch kleiner und hatte deren nur zwei — in und unter seiner Vorhalle, nicht aber außerhalb und freistehend, wie man gewöhnlich meint. Wie hätten von den beiden Säulen die eine Jachin, d. h. „er steht fest“ und die andre Boas, d. h. „er ist stark“ heißen können, wenn sie nichts zu tragen hatten? Daß ihre Capitäle der assyrisch-persischen Form entsprechen, ist im Buche (S. 242) ebenfalls nachgewiesen. Der ganze Vergleich ist besonders klar und tactvoll durchgeführt, und wer immer auf Erforschung solcher Dinge Werth setzt, wird dem kunstsinnigen

Verfaſſer ſchon dieſer einzigen Berichtigung wegen zu Dank verpflichtet ſein.

Die Mühe Niniveh und Perſepolis ſelbſt zu beſuchen, haben dem Verfaſſer die Bildwerke Layard's mit Flandin, J. Coſte und Texier erſpart. Die joniſchen Küſtenländer dagegen und gewiſſe Theile von Hellas mit Sicilien und der Campagna di Roma hat der unermüdliche Perieget nach ſeiner Reiſetour gewiſſenhaft durchwandert und tritt nun mit ſeinen vierzehn Vorleſungen nicht ohne gerechtes Selbſtgefühl als homo novus in den Gelehrtenkreis. In ſolchen Fällen darf es keiner übel nehmen, wenn man die Anſprüche des Prätendenten etwas näher prüft. Sollte aber der Literat nach Winkelmanns Rath in jedem Leſer vorweg einen Feind erblicken, ſo gälte die Warnung noch weit mehr umgekehrt, beſonders, wenn der neue Mitbewerber neuen Grundideen huldigt und zu nicht geringer Beläſtigung des Leſers altererbte Vorſtellungsweiſen aufzugeben zwingt. Oder ſeit wann wären etwa Neuerungen ſelbſt in Nebendingen bei den Zeitgenoſſen nicht verhaßt geweſen und ungläubig zurückgeſtoßen worden? Man möchte der Wiſſensqual des Drängens und Vorwärtsſchreitens, wie ſchon lange in der Kirche von Byzanz, ſo auch bei uns im Abendlande endlich einmal ledig ſein. Hr. Braun iſt aber eine wahrhafte Incarnation jenes unſtillbaren, oft genug als die Quelle aller Uebel angeklagten Triebes, der überall den letzten Grund ſehen will und wenigſtens in der Wiſſenſchaft nicht viel auf Autorität und althergebrachte Meinung hält. Die Anfänge der menſchlichen Geſittung mit ihren drei Factoren, Glauben, Wiſſen und Können, geſtatten keine Raſt, bis der Menſch durch Entdeckung des innern Zuſammenhangs aller Culturen der alten Welt in das volle Verſtändniß eingedrungen iſt. Als Röth-Discipel iſt Herr Braun überzeugt, daß ohne Auffindung dieſer gemeinſamen Quelle eine Einzelcultur, z. B. die griechiſche oder die

abendländisch-christliche, in ihrem Wesen niemals zu verstehen sei.

Namentlich will uns Hr. Braun den ganzen Kreis der bisher unverstandenen oder falsch ausgelegten griechischen Dichter-Ideen durch Vergleichung mit einem älteren Systeme, dessen Erben sie seien, richtig begreifen lehren. Die steinernen Reste des griechischen Bodens, meint Hr. Braun, erinnern den Wanderer an „anderswo Geschenes und Aelteres". Und damit wir den Hauptgedanken des Verfassers nur gleich vorweg erfassen, so sieht er die Anfänge und Urheimat aller menschlichen Gesittung, d. i. alles dessen, was den Menschen zum Menschen macht, sein irdisches Dasein verschönert und seine Hoffnung für endliche Ausgleichung der hienieden unlösbaren sittlichen Widersprüche in einem bessern Jenseits aufrecht erhält, zunächst am Nilstrande, während das gepriesene Hellas nur als Ableger mit erborgtem Lichte glänze. Da aber die griechische Cultur sammt allen ihren Schöpfungen im Occident noch immer als autochthon, als eine dem hellenischen Boden selbständig entsprossene Frucht gepriesen wird, so ist schon die Hauptthesis der vierzehn Vorlesungen mit ihrer unmittelbaren Anwendung auf Griechenland eine offene Kriegserklärung, ein Act sträflicher Felonie gegen die wohlbestellte, mehr als dreihundertjährige Herrschaft der abendländischen Wissenschaft. Was aber das Uebel noch weit schlimmer macht, ist eine durch Begründung der neuen Doctrin in Aussicht gestellte „Beiseiteschiebung ganzer Bibliotheken als nutzlos und antiquirt." Der kühne Reformator möchte in jugendlichem Uebermuth ja schon jetzt „einen Pack abendländischer Gelehrsamkeit als Thetisopfer in den Hellespont versenken." Begreiflicherweise können Wünsche solcher Art das Buch des Hrn. Braun bei der höchst ehrenfesten Zunft der Philologen nicht wesentlich empfehlen, und Niemand soll sich wundern, wenn uns die nächste Zeit

neben der Coalition des Westens gegen die stolzen Moskowiten auch noch die Kunde einer Allianz sämmtlicher Großmächte der Grammatik gegen Dr. Julius Braun und seine Skizzen bringt.

Daß eine geheime Gewalt fort und fort an den Grundfesten des abendländischen Glaubens- und Wissenskreises rüttle, daß die morschen Säulen wanken und daß der drohende Einsturz oder — um die Gemüther nicht zu erschrecken — ein allmählicher Umbau die natürliche Folge fortschreitender Erkenntniß und gesteigerter Veredlung der Geister sei, läßt sich nicht mehr verhehlen. Daß aber diese Warnung eigentlich von Aegypten, von seinen Pyramiden und Grabkammern, von den riesigen Thebe-Monumenten und von der Bilderchronik der unterirdischen Todtenpaläste, am nächsten und kräftigsten aber von der Auffindung des Hieroglyphenschlüssels zum Verständniß urägyptischer Gottesgelehrtheit ausgegangen sei, und durch die gleichsam vom Tode erstandenen Königsburgen von Ninive an nachhaltiger Wirksamkeit täglich mehr gewinne und endlich zu wesentlich verschiedenen Vorstellungen über die wichtigsten Dinge in Religion, Kunst und Wissenschaft führen müsse, ist ebenso wenig unbekannt.

Fürst und Mufaget in der Hieroglyphenwissenschaft ist Dr. Eduard Maximilian Röth in Heidelberg. Seiner Geschichte unserer abendländischen Philosophie, von welcher bisher nur der erste Band erschienen und des hohes Preises ungeachtet nahezu vergriffen ist, darf unserer Meinung nach an Reichthum des Inhalts wie an Zierlichkeit der Form und an Nachhaltigkeit der Wirkung kaum ein zweites Werk der neuern Literatur gleich geachtet werden. Wir haben diese merkwürdige und großartige Erscheinung schon früher weitläufig und mit verdientem Lobe in einer jetzt nicht mehr bestehenden Zeitschrift dem gelehrten Publicum anempfohlen. Hier wird nur wiederholt, daß man alle Hrn. Röth vorausgegangenen, sowie alle gleichzeitig von an-

deren Gelehrten angeſtellten Verſuche, in die Geheimniſſe der ägyptiſchen Prieſterſchrift einzudringen, nach Gebühr achtet und anerkennt, nebenher aber aus guten Gründen der Meinung iſt, der Ruhm, in der Hieroglyphenſache das ſiebente und letzte Sigill zu löſen, ſei von der gütigen Muſe dieſem genialen Manne zugetheilt. Was Herr Röth geleiſtet und als wahres Novum in den literariſchen Verkehr gebracht, mag vielen unwillkommen ſein. Man kann das Werk — wie es denn auch geſchieht — ignoriren, man kann es in Verzeichniſſen und Literaturgeſchichten übergehen, man kann wegen unvermeidlicher Unvollkommenheit einzelner Puncte das Ganze zu verdächtigen und die neue Erkenntniß laſt um jeden Preis abzuwälzen ſuchen, die Mühe der Widerſacher iſt aber doch vergeblich, der Stachel bleibt in den Gemüthern zurück, die Röth'ſche Doctrin macht Schule und der wohlbegabte Julius Braun iſt der erſte Discipel, der ſeines Meiſters Lehre mit Geſchick und Fruchtbarkeit verficht, den genialen Entwurf durch topographiſche Anſichten gleichſam illuſtrirt und ſo das in den Hauptumriſſen fertige Bild des Nillandes der Vollendung näher bringt. Erſt durch die Arbeiten eines Röth und ſeiner Schule iſt uns die Idee des ägyptiſchen Staatslebens in den drei Epochen des alten, mittleren und neuen Pharaonenreiches völlig klar geworden. Jetzt erſt wiſſen wir, daß das alte Reich vom erſten hiſtoriſch beglaubigten König Menes aus der Mitte des fünften Jahrtauſends bis in das dreiundzwanzigſte Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung herabreichte; dann aber die fünf nächſten Jahrhunderte — eine Epoche der Fremdherrſchaft, der Trennung, der Unterdrückung, der Trübſal und des Bürgerkrieges unter den ſogenannten Hykſoskönigen — dem mittleren Reiche angehörten; der Glanz des neuen Reiches aber als Pharaonitiſche Weltmacht lange vor Aſſurs Blüthe im achtzehnten Jahrhundert vor Chriſtus begann und im ſechſten

Säculo derſelben Zeitrechnung, als für uns kaum der erſte Schimmer hiſtoriſcher Kenntniß dämmerte, vor der neu aufſteigenden Perſermacht bereits erloſchen war. Das alte Reich mit ſeiner Hauptſtadt Memphis hatte zwölf Dynaſtien, deren zwölfte und letzte das Labyrinth, den Möriſee, den Obelisk von Heliopolis und die noch heute bewunderten Grabkammern von Beni Haſſan als Denkmäler ihrer Herrſchaft hinterlaſſen hat. Die drei großen nach den Pharaonen Chufra, Chefren und Menkere benannten Pyramiden von Gizeh fallen in die vierte, die Pyramide von Sakkara, Abuſir und Daſchur aber in die Zeiten der dritten und zweiten Dynaſtie, die Grundlegung des Phthatempels aber um nahe 5000 vor Chr. gehört der erſten Dynaſtie des alten Reiches unter Menes an. Die Pyramiden, welche nach Lepſius' richtiger Bemerkung nicht von unten nach oben, ſondern von innen nach außen gewachſen ſind, gehören insgeſammt dem alten Reiche, die berühmten Monumente von Oberägypten aber den erſten Zeiten des neuen Reiches an, deſſen Hauptſtadt nicht mehr Memphis, ſondern Theben war. Von der Sicherheit der Leiche hängt nach altägyptiſchem Lehrbegriff das Schickſal der Seele ab. Daher die Pyramidengräber der Dynaſtie des alten, und die tief in der Erde verborgenen Todtenpaläſte der Pharaonen des neuen Reiches mit der kunſtvollen Mumienpflege aller Zeiten, vom grauеſten Alterthum bis zur völligen Verwandlung des Nillandes durch das Chriſtenthum. Die Gewaltherrſcher der Hykiosperiode dagegen haben ſich, wie ſpäter die Tataren in China, der höheren Geſittung und dem feſtausgeprägten kirchlichen Glaubenskreiſe der beſiegten Urbewohner des untern Nillandes angeſchmiegt.

Die alten Aegyptier, ſagt Hr. Braun (S. 32), haben ſchon ſehr vergnügt an ihren Statuen gepinſelt, während anderwärts die Welt noch nicht erſchaffen war. Ja, eine ganze Literatur

gehe noch über das Pyramidenalter hinaus, welches Pyramidenalter ſelbſt ſchon ſchreib- und bildungsfähig genug erſcheint. Pharao Chefren, Gründer der zweiten größten Pyramide, hat ein theologiſches Buch geſchrieben, was auch leicht zu erklären iſt, da, wie ſchon Bunſen nachgewieſen, ägyptiſches Schriftthum wenigſtens ſo alt als König Menes iſt, mit welchem die regelmäßigen Dynaſtenregiſter ihren Anfang nehmen. Und wenn dieſe Epoche ausgebildeter Schreibekunſt und fertiger Staatstheologie weit über die bibliſche Sündfluth hinaufreichen will, ſoll die Hypotheſe nicht als Mißachtung beſtehender Meinungen gelten und die noch nicht genau ermittelte Chronologie vorläufig den Anhängern des Altüberlieferten noch Aufſchub und Troſt gewähren. Aegypten war der erſte, größte und vollendetſte Kirchenſtaat, der allen ſpäteren Schöpfungen dieſer Art, allen theologiſchen Lehrgebäuden und kirchlichen Praktiken der folgenden Weltalter zwiſchen Euphrat und Atlantis als unübertroffenes, ja ſelbſt in Byzanz und Rom nicht erreichtes Muſter vorgeſchwebt zu haben ſcheint. Das ganze Syſtem der ägyptiſchen Theologie, wie es Röth aus den bis jetzt von ihm entzifferten Hieroglyphentrümmern mit Meiſterhand theoretiſch aufgebaut, J. Braun aber auf ſeiner Nilreiſe in den noch beſtehenden Denkmälern erklärt und praktiſch nachgewieſen hat, hier auch nur in den Hauptzügen darzuſtellen, wäre nicht geſtattet und nach den anderswo ſchon erfolgten Auseinanderſetzungen vielleicht auch überflüſſig. Hier gibt man nur Reſultate, ſo weit ſie nöthig ſind, um den Belang der Braun'ſchen „Skizzen“ und ihre Stellung zur fortſchreitenden Wiſſenſchaft in das gehörige Licht zu bringen. Anſchluß an das literariſch Beſtehende — wir haben es ſchon früher bemerkt — wird hier vergeblich geſucht. Hr. Braun geht, wie jener Squatter im Sealsfield'ſchen Roman, gleichſam durch eine noch unbetretene Wildniß ſeine eigenen Wege und kümmert

ſich nicht viel, was in Archäologie und Kunſttheorie bisher Geſetz und Norm geweſen iſt.

Auf feſtem Grunde
Ein luſtig Gebäu,
Weit in der Runde
Die Ausſicht frei.

Nicht in langer Gaſſen
Unſchöner Symmetrie,
Zum Ganzen ſoll es paſſen
In eigner Poeſie.

Daß die Großartigkeit der altägyptiſchen Weltanſchauung unſeren heutigen gleichfalls in ungeheuren Perioden rechnenden Naturwiſſenſchaften am nächſten komme, iſt dem ſinnigen Verfaſſer nicht entgangen. Denn die Weltſchöpfung, d. i. das ſtufenweiſe Eintreten der „viereinigen Urgottheit“ mit immer neuen Kräften in die Sichtbarkeit geſchah, wie die Mythologen ſagen, ebenfalls in ungeheuren Perioden, und wenn das goldene Zeitalter und die paradieſiſche Unſchuld der incarnirten Erdgötter zuletzt durch den Zeitgott Seb (Kronos) in Schlangengeſtalt geſtört und die ſchuldloſen Geiſter verführt wurden, ſo bildet Amun-Kneph endlich die Menſchenleiber, um mit Beigebung eines Angelus tutelaris die gefallenen Seelen wie in ein irdiſches Verlies einzuſchließen. Die Erde ward hierauf durch eine allgemeine Fluth gereinigt und als Buß- und Erziehungsanſtalt der ſchuldbeladenen Geiſter der ägyptiſche Staat gegründet, deſſen erſter irdiſcher Herrſcher Oſiris war. Sogar der blutige Tod eines vermittelnden Serapis mit Klagelied, Heiliggrab, Auferſtehung und Höllenfahrt fehlt dem ägyptiſchen Glaubenskreiſe nicht, und dieſes Urmyſterium erhielt ſich noch lange neben der reinern Lehre des Chriſtenthums bei den Nilanwohnern in ungeſchmälertem Credit. „Diejenigen, welche Serapis anbeten,“ ſchreibt Imperator

Hadrian, „ſind Chriſten, und die, welche ſich Episcopi Christi nennen, ſind Serapisdiener.“

Man vergeſſe nicht, daß dieſes Pharaonen-Credo dreiundzwanzig Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung, alſo mehr als ein Halbjahrtauſend vor Moſes und wenigſtens ſechsundzwanzig Säcula vor dem Nikäniſchen Symbolum am Nilſtrom Geltung hatte und ſelbſt von Königen in öffentlichen Schriften commentirt und verfochten wurde.

Wenn die Berechtigung, über die ägyptiſchen Monumente zu reden und die Leſewelt mit einer Wanderſchrift durch die Nilländer heimzuſuchen, künftighin nur um den Preis von Studien und Vorkenntniſſen, wie ſie hier nur flüchtig angedeutet ſind, zu erlangen iſt, ſo hat Hr. Dr. J. Braun vielleicht mancher unreifen Arbeit und machtloſen Bemühung noch zur rechten Zeit einen heilſamen Riegel vorgeſchoben. Unſererſeits iſt es human genug, wenn wir für alles Vergangene, was es immer ſei, Abſolution ertheilen und nur von jetzt angefangen auf würdige Früchte der Beſſerung dringen. Vorläufig müſſen für alle weiteren Verſuche dieſer Art die Braun'ſchen Skizzen als Kanon dienen.

Allein nicht bloß ein vollſtändig ausgebildetes Religionsſyſtem hatte ſchon das alte Reich der Pharaonen; es hatte auch ſeine Kunſt, ſeine Bauordnung, ſeinen Styl, und was man ſpäter doriſch nannte, war die im achtzehnten Jahrhundert v. Chr. mit dem Beginn des neuen Reiches und der eigentlichen ägyptiſchen Weltmacht ſchon antiquirte Kunſtnorm des alten Reiches. Sonderbar iſt es immer, wenn die Denkmäler der erſten Könige des neuen Reiches die Landſchaft Aſſur mit Niniveh als Provinz erwähnen und die neuerlichſt aufgegrabene Palaſtterraſſe von Nimrud dem ägyptiſchen Labyrinth völlig ähnlich iſt. Hr. Braun fragt mit Recht, ob die unförmliche Backſteinmaſſe

(Birs Nimrud) auf den Ruinen Babylons am Ende nicht auch ein Königsgrab gewesen sei?

Am anziehendsten und gründlichsten ist Hr. Braun, wie vielleicht einem Kunstliebhaber scheinen mag, in dem Theile seines Buches, welcher von der Entwicklung der dorischen Architektur aus Aegypten und der jonischen aus Assyrien handelt. Den Ausgangspunct zu dieser höchst lehrreichen und mit großer Entschiedenheit in Sprache und Gedanken niedergeschriebenen Kunstdiatribe liefert mit seiner dorischen Baugestalt das berühmte Parthenon von Athen. Woher sind nun, fragt Hr. Braun, die dorischen Formen des großen Minervatempels in das jonische Attika gekommen? In Beantwortung dieser Frage ist der Ausdruck nicht bloß energisch und rückhaltlos, er wird stellenweise epigrammatisch und beinahe herausfordernd, besonders gegen das, was der Verfasser in eigener Weise als „Philosophie der Architektur" bezeichnet. Die Architekturphilosophen möchten, wie wir alle wissen, den dorischen Baustyl als in Hellas autochthon überall aus der Natur des dorischen Volksstamms, aus seinen Geistes- und Gemüthseigenschaften und seiner sittlichen Strenge construiren, während man den Urtypus in den ältesten Monumenten Aegyptens gefunden hat und jetzt mit hinlänglicher Sicherheit sogar Zeit und Art nachweisen kann, wie er sich aus seinem Ursitze nach Hellas und in alle von Pelasgern bewohnte Länder um das Mittelmeer verbreiten konnte. Unter allen griechischen Städten, die in der Kunstgeschichte etwas zu bedeuten haben, waren Korinth, Syrakus und Agrigent bekanntlich die üppigsten und ausgelassensten, gehörten aber insgesammt dem dorischen Stamme an. Hr. Braun möchte nun wissen, wie in diesen drei Hauptsitzen der Liederlichkeit und des ausschweifendsten Luxus neben der schweren und würdigen Architekturform dorische Sittenstrenge und dorischer Charakterernst historisch nachzuweisen sei? Es ist ein

Glück für den Verfasser, daß er sich gegen den Zorn der „Architekturphilosophen“ durch unwiderlegbare Stein-Argumente schirmen kann.

Der vor nicht langem in der Gizeh-Pyramide aufgefundene Sarkophag des frommen Pharao Menkere war in dorischem Style gemeißelt. Am reinsten ausgedrückt ist der Styl des alten Reiches in den Grottenfaçaden zu Beni Hassan in Mittelägypten, wo Säulenschaft, Architrav, Triglyphenfries und Giebelfeld völlig dorisch sind und woselbst die „dorischen Tropfen“ nicht fehlen. Damit zum Argumente aber auch gar nichts mangle, hat man im südlichen Säulentempel zu Karnak selbst das rein dorische, dem Lotoskelche nachgebildete Capitäl gefunden.

Der Umstand, daß der urdorische Styl über die Periode der Thebe-Monumente hinaus in die Zeiten des alten Reiches zurückfällt und diese noch heute angestaunten Wunderwerke von Karnak erst nach dem Ausscheiden der griechischen Religion und der griechischen Kunst von der ägyptischen Religion und ägyptischen Kunst in einem ganz neuen Styl errichtet sind, bringt den scharfsinnigen Verfasser in keine Verlegenheit, weil erwiesenermaßen zahlreiche Trümmer jener älteren Periode in die Anlagen des neuen Reiches herübergenommen worden sind.

Wie der Verfasser scharf und lichtvoll die acht-, sechzehn- und zweiunddreißigseitigen hohlgestreiften dorischen Säulenschäfte in den Trümmern des Thotmes-Palastes in Karnak nachweist und mit mathematischer Präcision auf den viereckigen ägyptischen Pfeiler zurückführt, die zwanzigkantigen durch zwanzig flache Hohlstreifen geschiedenen Außensäulen des Parthenon aber als die gefälligere Wahl späterer Zeiten darstellt, das urägyptische Sechzehneck gerade in den ältesten Tempeln Griechenlands zu Selinunt, Syrakus, Pästum, Sunium, Assos, Aegina und zuletzt im Innern des Parthenon selbst gefunden hat und endlich

auch den hohlgeſtreiften doriſchen Säulenſchaft mit der viereckigen Platte des Abakus als urägyptiſche Schöpfung vindicirt, muß wegen der Schwierigkeit, ſolche Dinge im Auszug mitzutheilen, im Buche ſelbſt nachgeleſen werden. Wenn aber Hr. Braun in dieſem Hauptabſchnitte ſeiner Skizzen ſich mehreremal auf die der Zeit nach älteren architektoniſchen Bemerkungen eines Champollion, eines Lepſius, eines Falkener und Parthey beruft und nicht alles allein und nicht alles zuerſt geſehen, bemerkt und verſtanden haben will, ſo gereicht ihm dieſes rückſichtsvolle Anerkennen fremden Verdienſtes nur zur Ehre, während es zugleich den Credit ſeiner Schrift erhöht. Nur der Ruhm, das von ihm ſelbſt, wie ſchon vorher theilweiſe von andern Geſehene in den gegenſeitigen Beziehungen erkannt und lebendig ausgedeutet zu haben, gehört ihm allein. Und ſelbſt unter den beengteſten und kurzſichtigſten Hellasenthuſiaſten können nach ſorglich und gewiſſenhaft angeſtellter Prüfung der Braun'ſchen Anſichten nur noch wenige die Theſis übel nehmen, daß der ganze griechiſche Tempelplan, die einfache geſtreckte Zelle mit Säulen an den vier Seiten, als urheimatlich in Aegypten nachzuweiſen ſei.

Aber — denkt man hie und da — was bleibt für den Erfindungsgeiſt der genialen Hellenen übrig, wenn ſie Alles, was das Daſein ziert, wenn ſie Glauben und Wiſſen, Götter und Künſte aus Aegypten und Syrien, aus Memphis, Theben, Ninive, Sais und Elephantine erhalten haben? Erfunden, wie es ſcheint, haben die alten Hellenen in der That nicht viel; dagegen bleibt ihnen der Ruhm, das von außen Empfangene veredelt und bis auf die höchſte Stufe der Vollendung gebracht zu haben, ungeſchmälert. Hr. Braun meint geradezu, „man könne der griechiſchen Erfindung nicht wenig genug zuſchreiben — ſogar jene höchſt eleganten Ornamente, die wir am Erechtheum zu Athen bewundern, jene Palmetten oder Geisblattknospen, die

fächerartig ausſtrahlen und nach oben ſich zuſammen- oder auseinanderbeugen, wie ſie dort bänderweis ſich um den Hals der Säule knüpfen, die Geſimſe ſäumen — ſie ſäumten bereits den Rock aſſyriſcher Könige unverkennbar mit demſelben Muſter.“ Was einſt Sicilien und Großgriechenland mit dem äußerſten Heſperien für das gährende Hellas war und was heute das jugendliche Amerika für das zerrüttete Europa iſt, daſſelbe iſt weiland das primitive jugendliche Hellas für die Staaten am Nil und am Euphrat geweſen — Brennſpiegel der ausſtrömenden Lebensfunken, Land der Verſöhnung und des erträumten Glückes. Wie ſich das angelſächſiſche und das romaniſche Element in Amerika nebenbuhleriſch entfalten und ein drittes ſchaffen, ebenſo durchdrangen ſich in wetteifernden Beſtrebungen das ägyptiſche und das ariſche Element im alten Griechenland, und als Frucht dieſer ſchöpferiſchen Gährung iſt die helleniſche Cultur herangereift.

Dieſer fruchtbare und zukunftvolle Gedanke wurde eigentlich durch den genialen Röth zuerſt wiſſenſchaftlich begründet und als großartige Errungenſchaft dem geiſtigen Grundvermögen der weſtlichen Cultur beigefügt. Auf der neuen Unterlage fortgebaut, ihre Feſtigkeit erprobt und den innern Reichthum des Schachtes zu Tage gefördert hat im vorliegenden Werke Hr. Julius Braun. Die „Skizzen“ nach den veralteten, in Archäologie, Philoſophie und Geſchichte bis auf die letzten Zeiten herrſchenden Axiomen zu beurtheilen, wäre ein ganz verfehltes und völlig ungeeignetes Verfahren. Anfeinden kann man das Buch, aber der Moment, dieſes gewaltige Concept zu kritiſiren, d. h. in allen ſeinen Theilen und nach allen Seiten hin oberſtrichterlich zu bewältigen, iſt überhaupt noch nicht gekommen; auch hätte das Geſchäft nebenher noch ſeine eigenthümlichen Bedenklichkeiten. Ein Kritikus, der dieſen Namen verdient, ſoll dem Verfaſſer der zu beurtheilenden Schrift auf deſſen eigenem Felde an Kenntniſſen wenigſtens

gleich, wo nicht gar überlegen sein. Hr. Braun bringt aber Dinge zum Vorschein, die früher noch nicht dagewesen sind. Hr. Braun hat das gelehrte Publicum durch die Kühnheit seiner Combinationen überrascht, und es braucht viel Zeit und viel Erfahrung und Studium, bis man ihm in gehöriger Fassung entgegentreten kann. Inzwischen muß man dem rüstigen Conquistador auf seinem Gebiete gleichwohl die Herrschaft lassen und seiner Autorität sich auch so lange fügen, bis sie die letzte Probe bestanden hat oder Mittel und Kräfte, sie zu erschüttern, gefunden sind. Letzteres wird freilich nicht so leicht geschehen, und ein gewissenhafter Gegner wird bald genug merken, daß er „à partie forte" gegenüberstehe. Was wir geben, ist keine Kritik im strengen Sinn des Wortes, es ist Anmeldung, Einführung eines Candidaten in die große Gesellschaft der deutschen Literatur mit gedrängter Angabe der Titel, auf die er seine Ansprüche stützt, und die wir vorerst vollkommen stichhaltig und probat gefunden haben.

Es bedarf eines ungewöhnlichen Grades von Selbsttäuschung, um nicht einzusehen, daß die angestrengtesten Bemühungen, das Eindringen des Neuen, Bessern und Fortschreitenden in der Wissenschaft, wie in der Politik und in der Religion, bleibend zu dämmen und zu ersticken, am Ende doch jederzeit vergeblich sind. Von diesem Standpuncte ausgehend halten wir die Braun'schen „Skizzen" für eine höchst beachtenswerthe Erscheinung der deutschen Wissenschaft, und man wird kaum irren, wenn man von der jugendlichen Kraft, von dem resoluten Charakter und von dem reichen Wissen des Verfassers noch Bedeutendes und in seiner Art Maßgebendes erwarten will. Die Vorstellung, daß für alles hellenische Culturwesen Ursprung und nächstletzter Erklärungsgrund in einer großen Revolution der Nilländer gefunden sei, scheint jetzt viel weniger abenteuerlich und schwankend, als vor dem Heraustreten dieser Schrift. Mag von der ganzen

Doctrin der Abſchnitt über ägypto-gräkiſche Architektur vielen Leſern immer als das Vorzüglichſte gefallen, ſo wird dagegen für andere die theologiſche Seite des Buches mit der ſcharfſinnigen Auseinanderſetzung der Theogonie des Heſiodus und der homeriſchen Hymnen größeren Reiz beſitzen. Alle Leſer aber muß die Bemerkung überraſchen, daß die Gottesgelahrtheit des Heſiodus nur eine Corruption des ägyptiſchen Syſtems ſei und überall die minder helleniſirte, noch unbeſtimmte und myſtiſche, Homer aber die völlig umgeprägte, fertige und plaſtiſche Seite der griechiſchen Religion vertrete.

„Die homeriſche Religion war eine Adelsreligion, gemacht für glückliche Menſchen, die ihr eignes geniales Leben mit heroiſcher That, mit Genuß und Gelag, mit allen Lebensreizen muſiſcher und bildender Kunſt verklärt auf den Olympus ſetzen. Homer kennt das Phaiakenleben aus eigner Erfahrung. Aber dieſe adeligen Götter, wie ſie im Feld vor Troja aneinander rennen, was gehen ſie den Landbauer Heſiod an? Da ſteht ihm die myſtiſche Hekate näher, die den Viehſtand in den Ställen mehrt, von der er nicht Treffliches genug zu ſagen weiß.“ „Wenn ein Volk zwiſchen jenen Tempeln und den ſchönen, ſtillen Götterbildern homeriſcher Art wandeln konnte, von ihnen auch in Zucht und Ordnung gehalten wird, ihnen ſeine Feſtzüge, d. h. immer nur die Erleſenſten des Volkes, hinaufſandte und ihnen Spiele der Kraft und Schönheit weiht, ſo bleibt doch noch ein Bedürfniß des Gefühls, das dieſe homeriſchen Götter nicht zu befriedigen vermögen. Je näher der Menſch der Natur ſteht und ihrem unverſtandenen Werden und Vergehen, um ſo mehr bedarf er Götter von gleicher Unergründlichkeit. Dazu ſind die homeriſchen zu hell durchſichtig. Aber jener Weingott Dionyſos Bakchos und die Getreidegöttin Demeter, beide in ihrer myſtiſchen Bedeutung und ausgeſchloſſen von der homeriſchen Götterhalle, eben

um ihrer plaſtiſchen Unfaßbarkeit willen, ſie gaben in ihrem Orgiendienſt Raum für jenes Bedürfniß, in gefühlſchwelgender Myſtik auszutoben. Das iſt die wahre Volksreligion. Dieſe ſogenannten jedem zugänglichen Myſterien feiern fünfmal ſo viele Feſte, als jene ſtolzen Adelsgötter, und ſind, ſo viel wir wiſſen, nichts als das Weitertoben der ägyptiſchen Myſtik."

Jener Reichthum an Kerngedanken und ſchlagenden Sentenzen, mit welchen man die Leſer überzeugt, beſticht, fortreißt, und mit welchen man neue Ordnungen und Syſteme gründet, iſt zwar über das ganze Buch verbreitet, ziert aber doch vorzüglich gedrängt und mächtig die Vorleſungen IV, V und VI, welche unſerem Dafürhalten nach wie Apollo's Silberbogen einen langhallenden Nachklang im Gemüthe des Leſers zurücklaſſen.

δεινὴ δὲ κλαγγὴ γένετ' ἀργυρέοιο βιοῖο.

Dr. Eduard Maximilian Röth: Die Proclamation des Amaſis an die Cyprier.

(1855.)

Es ſind jetzt bald zehn Jahre, daß Hr. Röth mit dem erſten Bande ſeiner Geſchichte unſerer abendländiſchen Philoſophie hervorgetreten iſt. Man ſtutzte Anfangs über die neue Erſcheinung, warf ſich gegenſeitig Augurenblicke zu und — ſchwieg. Der Mann, hieß es, hat eigene Gedanken, geht unbetretene Wege, ſieht was anderen verborgen iſt und will am Ende gar noch die ägyptiſchen Hieroglyphen deuten, was „in docto nostro corpore“ bisher nicht üblich war und als läſtige Neuerung wie billig Verdacht erregt. Als unſchuldige gelehrte Spielerei und als grammatikaliſcher Luxus mochte ſo etwas von jeher gelten; aber das deutlich hervortretende Beſtreben des Verfaſſers, dieſe alten Prieſter-Pentagramme als Hebel und Brecheiſen zu benützen, um das maſtige Prytaneum erbgeſeſſener Weisheit zu demoliren, mußte für die Röth'ſche Schrift vorweg eine ſchlechte Empfehlung ſein. Geleſen wurde indeſſen das neue Opus nicht bloß eifrig, es wurde des ſtarken Preiſes und des ernſten Inhaltes ungeachtet ſogar gekauft und iſt, wie man ſagt, noch vor vollendetem Druck des zweiten Bandes ſo viel als ganz vergriffen. Dieſe ſtumme und kalte Hinnahme hat alſo weniger das Werk, als den Verfaſſer ſelbſt getroffen. Hiemit will man nicht ſagen, daß in dieſer

erſten großen Arbeit Röth's ſchon jegliches correct, unanfechtbar und in ſeiner Art vollendet war. Unzulänglichkeiten, Selbſttäuſchungen und einzelne Irrthümer ſind von einem ſo weit ausſehenden und weſentlich reformatoriſchen Werke, wie Röth's Geſchichte der Philoſophie, unzertrennlich und bleibt ihre Berichtigung einer nachhaltigen und wohlwollenden Kritik anheimgeſtellt. Einzelne Partien der Schrift wurden zwar hie und da in öffentlichen Blättern beſprochen, eine überſichtliche und empfehlende Analyſis des Ganzen aber iſt — ſoviel uns bekannt — nur Einmal vorgekommen; aber auch dieſe war unglücklicherweiſe mit Dingen verflochten, die nicht zur Sache gehören, und überdies auch noch in einem gelehrten Organ erſchienen, welches dem Druck der Verhältniſſe nur kurze Zeit widerſtehen konnte. Liege nun die Schuld an der Unbeliebtheit der Umgebung, in welcher dieſe größere Kundgebung zum Vorſchein kam, oder habe es die ſchiefe Stellung verſchuldet, in welche zufällig der Panegyriker ſelbſt damals gerathen war, genug, die Sache hatte nicht jene volle Wirkung, die unter günſtigeren Umſtänden vielleicht nicht ausgeblieben wäre.

Hr. Röth behielt ſeine Bewunderer und ſeine Gläubigen, ward aber von den Großmächten der allgemeinen deutſchen Wiſſenſchaft noch nicht laut und vertragsmäßig als einer ihres Gleichen anerkannt. Vielmehr wollten die Stimmführer der Philoſophie, der Hiſtorie und beſonders der Philologie im Verfaſſer nur einen unwillkommenen Ruheſtörer, einen läſtigen Eindringling, einen Ehrgeizigen von mehr Prätenſion als Kraft, kurz einen Nebenbuhler und Concurrenten der gefährlichſten Art erblicken, deſſen Aufſchwung man um jeden Preis niederhalten müſſe.

Uebel nehmen darf man es wohlconſtituirten Gewalten freilich nicht, wenn ſie aller Theilung, Schmälerung und Einengung in

Autorität und Profit durch neuauftauchende Mächte mit Hartnäckigkeit widerstreben. Man weiß ja, wie viel und wie lange jener Preußenkönig zu thun, zu dulden, zu ringen und zu wagen hatte, bis er als ebenbürtige europäische Großmacht anerkannt und behandelt wurde.

Was aber die gelehrten Confratres am Röth'schen Werk am meisten erbitterte, war der stillschweigende, aus dem Ganzen jedoch klar genug hervortretende Vorwurf, daß sie in Philosophie und Geschichte, in Religion, Kunst und Archäologie nach dem Spruche des beredten Römers nur „rivulos consectari, fontes rerum non videre", d. h. auf Seitenbächlein und Vicinalwegen sich abmatten, von der wahren Quelle aber keine Ahnung hätten. Den Zugang zu dieser wahren und letzten Quelle ewiger Wissensfrische habe nur die auf Hieroglyphenkunde gestützte „Geschichte unserer abendländischen Philosophie" des Dr. Eduard M. Röth in Heidelberg zuerst gefunden und aufgethan. Die Röth'sche Hauptthesis: „der althellenische Culturcyclus sei nicht autochthon, sondern der Abglanz und die eigenthümliche Fortbildung eines aus Baktra und Theben-Memphis ausgeflossenen Urgedankens," hatte wenigstens in der vorgebrachten Form etwas so verletzendes und die bestehenden Literatur-Interessen bedrohendes, daß selbst die schneidendste Kälte und die feindseligsten Gegenbestrebungen erklärlich sind. In Deutschland wenigstens lebt seit mehr als dreihundert Jahren die Literatur, und in der neuesten Zeit sogar die Politik beinahe ausschließlich vom Hellenischen. Hellas gibt uns Brod und Ehre. Denn wer wollte nachrechnen, für wie viele Bücher, Katheder-hefte, akademische Denkschriften, Festreden, Schulprogramme, Staatsverhandlungen, Ministerialberichte, Congreß-Protocolle, Gratificationen und Decorationen Hellas mit seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft den Stoff geliefert habe und noch bis zu dieser Stunde liefere! Dieses

Füllhorn und ſardanapaliſche Ruhebett der Gelehrten und der Diplomaten ſoll nun durch Röth et Co. in Deutſchland gewiſſermaßen Boden und Halt verlieren? Ueberdies ſchreibt Hr. Röth nicht in die Journale, hat noch niemals einen kritiſchen Artikel unter das Publicum geſchleudert, zecht und tafelt nirgend mit in literariſchen Symposien, iſt weder Freund noch Feind, weder kalt noch warm, weder Lobredner noch Tadler und hat — was man am meiſten übel nimmt — bisher auch nicht das geringſte Zeichen jener Malice und neidiſchen Tücke von ſich gegeben, ohne welche man ſich einen activen deutſchen Gelehrten gar nicht denken kann. Ein verſchloſſenes, unheimliches Weſen — ein zweiter Polyphem — ſitzt Hr. Röth in ſeiner Heidelberger Höhle und ſchleudert ohne Signal und Vorverhandlung von Zeit zu Zeit einen Donnerkeil unter das ſchwirrende Literatengewimmel und wundert ſich doch, wenn er als öffentlicher Feind und muthwilliger Störefried von der Partei mit Acht und Bann geſchlagen wird. Das Aufſtellen einer neuen Idee reicht wohl hin, aller Orten Zorn und Widerſpruch heraufzubeſchwören und ſich und andern das Daſein zu verbittern; um zu voller Geltung zu gelangen, muß man den neuen Gedanken auch zu vertheidigen und bis auf die äußerſten Conſequenzen durchzufechten Kraft und Muth beſitzen. Um dieſe letzte und entſcheidende Probe zu beſtehen, gibt die Eingangs genannte „Proclamation des Amaſis“ Hrn. Röth die ſchönſte Gelegenheit zur Hand. Und wenn wir uns an dem Verfaſſer nicht gänzlich täuſchen, wird er ſeiner olympiſchen Ruhe endlich entſagen und auf die Häupter ſeiner Gegner in einer Weiſe niederwettern, daß man in der kritiſchen Welt noch länger davon reden ſoll.

Bekanntlich hat man unter den Ruinen der altberühmten Stadt Idalion auf der Inſel Cypern, „wo Europa endet und Aſien beginnt,“ eine in Erz eingegrabene, einunddreißig Zeilen lange

Inſchrift gefunden, an welcher alle Entzifferungskünſte der occidentaliſchen Epigraphik und Philologie bis jetzt geſcheitert ſind. Die Lautzeichen, der Wortſinn, ja ſelbſt die Sprachenfamilie, zu welcher die Inſchrift gehörte, waren in gleicher Weiſe unbekannt und alle Hoffnung, den Faden in dieſes unentwirrbar ſcheinende Labyrinth je aufzufinden, ward mit dem letzten erfolgloſen Verſuch des Hrn. Duc de Luynes, wie es ſcheint, auf immer aufgegeben. Man hielt dieſe Inſchrift für einen jener unarticulirten, aus der vorhiſtoriſchen Zeit herübertönenden Klänge, deren Verſtändniß den jetzt lebenden Geſchlechtern nun einmal nicht verliehen ſei. Ein Facſimile und die Aufdeckung von ein paar Eigennamen war alles, was in ſeiner Numismatique et Inscriptions Cypriotes dem herzoglichen Mäcen gelungen war. Seine Vermuthung dagegen, daß die Sprache der Inſchrift ägyptiſch ſei, hat ſich bei näherer Prüfung durch Hrn. Röth gleich Anfangs als unhaltbar herausgeſtellt. Und ſelbſt um dieſes geringe, eben nur negative Reſultat zu gewinnen, waren Kenntniſſe nöthig, die auch nicht Jedermann zu Gebote ſtehen. Es gereicht Hrn. Röth zur Ehre, an einer Sache nicht zu verzweifeln, welche von den größten Meiſtern dieſer Studien, einem Rougé, einem Brugſch, einem Seyffarth und Lepſius, als unlösbar und verzweifelt aufgegeben ſchien. Es iſt hier wahrhaft der Goldpokal des Tauchers, das Pentagramm der Sphinx, das gefahrvolle Bewerbungsſpiel jener Romantikhelden, und das Diadem, mit welchem die öffentliche Meinung alles höhere, über andere hervorragende Wiſſen ſchmückt, müßte Lohn des Siegers ſein. Vermag es Hr. Röth die Gefahr zu beſtehen und ein genügendes, durch wiſſenſchaftliche Begründung ſelbſt die Mißgunſt der Gegner zähmendes Verſtändniß zu erzielen, ſo wäre ihm für dieſen Zweig des philologiſchen Wiſſens ein vorzüglicher Rang nicht mehr ſtreitig zu machen, und hätte er zu gleicher Zeit auch den Credit ſeines großen Werkes

über die abendländische Philosophie gestärkt und erhöht. Schlägt das Wagestück aber gänzlich fehl und stellt sich, was übrigens gar nicht zu befürchten ist, aus unparteiischer Prüfung von Röth's Entzifferungsmethode die allgemeine Ueberzeugung heraus: es habe sich der neue Oedipus Kenntnisse und Kräfte zugetraut, die er in der That nicht besitzt, so würde die entgegengesetzte Wirkung auch nicht abzuwehren sein. Die Gelegenheit, sich für das freundlicherseits dem Verfasser früher gezollte Lob zu rächen, wäre zu günstig, als daß man sie zur Demüthigung „unberechtigter Selbstüberhebung", wie sie es nennen, nicht schonungslos und im vollsten Maße benützen sollte.

Röth's Versuch, das Sphinx-Räthsel von Idalion zu bezwingen und in allen seinen Beziehungen kundig auszudeuten, liegt vor uns und zwar in einem typographischen Prachtexemplar, wie es nur Geschmack und Eleganz der Pariser Presse liefern kann.

Der Inhalt des Schriftstückes, sagt Hr. Röth, sei eine Proclamation des König Amasis an die Cyprier gelegentlich der Besitznahme des Eilandes durch die Aegypter beiläufig um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus: die Sprache der Inschrift aber sei in „Grammatik, Etymologie und Syntax" ganz semitisch, gleichsam eine Schwestersprache von Israel, ein Mischdialekt des Babylonisch-Aramäischen, wie es einst von den Grenzen Irans bis an die Küsten des Mittelmeeres, auf der Insel Cypern, am Südrande Kleinasiens und auf der Nordküste Afrika's bis an den Strand des atlantischen Oceans gesprochen wurde. An den Schriftzeichen selbst sei eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem ägyptischen, phönikischen, urgriechischen und lykischen Alphabet nicht zu verkennen. Nebenbei sei die Schrift aber doch von der phönikischen wie von der hellenischen in Form und Zahl der Buchstaben so abweichend, mit einem so schwerfälligen Zeichenreichthum überladen, so überraschend fremdartig,

daß ſie eine eigene Entzifferung nöthig hatte. Zur Vermehrung der Schwierigkeiten zeigte ſie ſich gleich im Beginn auch noch als eine „polyſematiſche“, d. h. als eine ſolche, welche für die verſchiedenen Laute des Alphabetes einen die Zahl dieſer Laute weit überſteigenden Reichthum an Charakteren beſitzt, was bekanntlich eine weſentliche Eigenſchaft der ägyptiſchen Hieroglyphen iſt. Denn für einundzwanzig Laute (ph komme in der Inſchrift nicht vor) des chaldäiſchen Alphabets hat die Entzifferung in dieſem einzigen, verhältnißmäßig kurzen, nicht mehr als einunddreißig Zeilen und dreihundertachtundſiebzig Wörter faſſenden Document, einundſechzig verſchiedene Zeichen herausgefunden, ſo daß auf manchen Laut deren zwei, drei, vier, ſieben und einmal gar neun gerechnet ſind. — Ja, wenn das nur aber auch alles wäre! Die übrigen durch Hrn. de Luynes veröffentlichten Inſchriften und Münzen bieten nach genauer Durchmuſterung wenigſtens noch einmal ſo viele dar, ſo daß die geſammten Lautzeichen des Alphabetes die Zahl von einhundertundzwanzig überſteigen und die Schriftgattungen aller alten Völker zwiſchen dem Oxus und den Säulen des Hercules in dieſem Sammelſurium ihre Repräſentanten haben.

In ein ſolches Chaos Licht und Ordnung zu bringen und aus dem bodenloſen Wirrſal von Idalion kunſtgerechte Redeſätze herauszuſchälen, durfte nur die Geduld, der Scharfſinn, das Wiſſens-Capital und die Zähigkeit eines Röth verſuchen. Die Beglaubigung hiezu liegt in den hieroglyphiſchen Studien, in welchen er, inſofern alles wahr und ſtichhaltig iſt, was er von ſich ſelber ſagt und verheißt, bald als erſte und größte Autorität gelten muß. Daß aber Hr. Röth von ſich und ſeinen Leiſtungen in der Hieroglyphenkunſt nicht zu vermeſſen denkt, hat er ſchon früher durch Auslegung einer großen Anzahl alt-ägyptiſcher Bildertexte in den Noten zu ſeiner Geſchichte der Philoſophie

bewiesen und eben erſt jetzt in ſeinem neueſten Werke durch Verdeutſchung eines Sonnen-Hymnus auf das genügendſte dargethan. Um es dem Leſer wie dem Beurtheiler ja recht bequem zu machen, hat Hr. Röth den Urtext Wort für Wort in das Hebräiſche übertragen und zwiſchen beide, Zeile für Zeile, die lateiniſche Ueberſetzung eingefügt. Hr. Röth verſichert uns zwar, er ſei auf dem ſemitiſchen Sprachgebiete wohl bewandert und die Ueberſetzung jedes einzelnen Wortes der Inſchrift ſei mit genaueſter Beobachtung aller, auch der minutiöſeſten Regeln der Grammatik verrichtet worden. Indeſſen wäre die Vorausſetzung: ein Unternehmen, in welchem von den gemeinſten Lautzeichen bis zur rhetoriſchen Kunſtphraſe hinauf alles erſt zu ergründen und neu zu ſchaffen iſt, könne gleich beim erſten Wurf ſo vollſtändig gelingen, daß für kritiſche Anfechtung nichts mehr übrig ſei, vielleicht doch zu gewagt. Soviel Triumph und feudaliſtiſche Bevorzugung vor ſeinen Mitgenoſſen wird und kann man Hrn. Röth nicht gönnen. Erſt wenn alle möglichen Einreden gewiſſenhafter Prüfung, leidenſchaftlicher Befehdung und neidiſchen Entgegenbellens erſchöpft und ermattet ſind, kann die neue Schöpfung zu ruhigem Beſtand gelangen. Als Beleg, wie hartnäckig und verſtockt in der Literatur oft die geſundeſte und klarſte Notiz, wenn ſie ſich über Vorurtheil und herkömmlichen Schlendrian erheben will, verfolgt und angefeindet wird, mag Hrn. Röth der Umſtand dienen, daß ſich jene einfache und leichtverſtändliche Phraſe in der Geſchichte von Morea: „Der ganze Peloponneſus wurde ſlaviniſirt und barbariſch," erſt nach einem Kampf von fünfundzwanzig Jahren das Bürgerrecht erſtritten hat. Ebenſo wird ſich Hr. Röth nicht bloß für das Ganze, er wird ſich auch für jedes einzelne Wort ſeiner cypriſchen Auslegung wehren müſſen. Bereits hat man ihm auch ſchon, und zwar von wohlbekannter Seite her, ein halbes Duzend Sünden gegen den

semitischen Sprachgenius vorgerückt und auf diese „groben" Schnitzer hin den Spruch gethan, Hr. Röth verstehe gar nichts vom Semitischen und habe überhaupt nicht die geringste Befähigung, irgend ein Idiom wissenschaftlich und in seinem Wesen zu erfassen. Hier hat der Schütze offenbar das Ziel überschossen, aber wie es oft geschieht, dem Giftpfeil zugleich das Heilmittel angefügt. Hätten auch alle seine Einwendungen, was wir durchaus nicht zugestehen, ihren guten Grund, so wäre es doch nicht viel besser, als wollte einer den berühmten Orientalisten Heinrich Ewald oder gar den Jacob Grimm bloß deswegen für linguistische Windbeutel, Ignoranten und Charlatane erklären, weil gründliche Kenner der Bibeldialekte und der deutschen Grammatik beiden allerlei Peccadillen in ihrem eigenen Fache nachgewiesen haben. Es vermochte eben noch kein Sterblicher ein Buch zu schreiben, in welchem die Kritik nicht ihr Amt zu üben hätte. Wir selbst rühmen uns einer größern Billigkeit und haben nach bestem Vermögen von jeher auch Anderen zu Ehren und Credit geholfen.

Da nun aber das Fetwa gegen die Leistung des Hrn. Röth dieses Mal von einer Stelle ausgegangen ist, die nicht Jedermann gering achtet, so ist zu erwarten, daß der gelehrte Verfasser gelegenheitlich um eine Antwort nicht verlegen sei. Auch werden die Schwierigkeiten der Vertheidigung nicht gar zu unüberwindlich sein, wenn alle Einreden des bösen Kritikers von der Stärke derjenigen sind, durch welche der Ausgangspunct und gleichsam der Schlüssel der Röth'schen Inschriftlösung — das chaldäische Substantiv Massichtha — verdorben und zerbrochen werden soll.

Einer langen Entschuldigung, daß man Ihren Lesern in gegenwärtigen Zeitläuften noch Geschmack und Geduld für chaldäische Wortklaubereien zutraue, wird es gar nicht bedürfen, da sicherlich

Niemand ſo geſchmacklos und übel berathen iſt, um die Beſchreibung eines chaldäiſchen Grammatikal-Scharmützels zwiſchen deutſchen Literaten für weniger pikant und geiſtreich zu halten, als Veliſſier's und Gortſchakoff's Berichte über die kriegeriſchen Plänkeleien vor Eupatoria und Nord-Sewaſtopol.

Der vorbelobte Terminus „Massichtha" war der erſte ſelbſtändige Fund des Hrn. Röth und gab ihm gleichſam den Faden in die Hand, um in das verzweiflungsvolle Irrſal von Idalion einzudringen. Dieſes Wort muß alſo vor allem feſtgeſtellt und geſichert ſein. In dieſem „Massichtha" hat Hr. Röth — mit Verlaub zu ſagen — den Status emphaticus von „Massekah" erkannt und es demzufolge mit *σχοινή*, pactio, Bündniß, überſetzt. Die Eigennamen Salamis, Amathus und Idalion waren ſchon vorher aufgedeckt und mit Hülfe dieſer Lichtſtreifen traten bald die weiteren Subſtantive: „Inſel, Bürgerkrieg, Verwüſtung, Ermattung, Aegypten, Mitleiden, Beiſtand, Ende der Kriegsleiden, Wiederherſtellung der Geſetze, Sicherung der Integrität, Niederhaltung der Friedensſtörer" u. ſ. w. aus der Dunkelheit hervor.

Der Name „Cypern" hat ſich in der Inſchrift zwar nicht vorgefunden. Wird aber in derſelben von einer in hartnäckigen Bürgerkriegen verwüſteten, entvölkerten, zur Ohnmacht herabgeſunkenen und am Ende nur durch unterthänigen Bundesanſchluß an das intervenirende Aegypten wieder beruhigten Inſel mit den Städten Salamis, Amathus und Idalion geredet, ſo kann das nur von Cypern verſtanden werden, deſſen Unterwerfung unter die Oberhoheit des Königs Amaſis bei Herodot und Diodorus Siculus deutlich genug gemeldet wird. Auch cypriſche Städtemünzen mit der Legende: „Bundesgenoſſe Aegyptens", „das trauernde Amathus", „das befreite Salamis", „Ende des Blutvergießens" werden von Hrn. Röth mit Recht in dieſe

Periode gesetzt und als Stütze seiner Auslegung geltend gemacht. Hr. Röth war also durch Entdeckung dieser wenn auch wenigen und isolirten Worte „einem der bedeutendsten geschichtlichen Denkmäler des Alterthums, einem Actenstück der diplomatisch-politischen Beziehungen zwischen Vorderasien und Aegypten" auf die Spur gekommen.

Diese reiche und fruchtbare Gedankencombination möchte nun die Kritik durch die trockene, nirgend hinlänglich motivirte Bemerkung zerstören, das Substantiv „Massichtha", auf welchem Hr. Röth seinen „phantastischen Bau" gegründet habe, könne man im Aramäischen nicht durch *σπονδή*, pactio, Bündniß erklären, und auch das einfache „Massekah" sei unsicher und habe überall nicht die Bedeutung, welche ihm Hr. Röth unterlege. Wenn das richtig wäre, so hätte man sich in der Sache nicht weiter zu bemühen und müßte man die saure Arbeit des Hrn. Röth als eine nicht genügend begründete Hypothese ihrem Schicksal überlassen. Woher weiß man denn aber, daß Röth's Erklärung von „Massichtha" unstatthaft sei? Das Wort in dieser Form wird im hebräischen Bibeltext nicht gefunden, auch Buxtorf hat es nicht, und folglich ist vorauszusetzen, daß es dem Kritiker selbst ein Novum sei. Gäbe es in der That irgendwo Leute mit der liebenswürdigen Gewohnheit, sich als oberste Instanz jeglichen Wissens zu geriren und folglich alles, was sie nicht kennen und was sie noch niemals gehört und gesehen haben, voraus für irrig und unstatthaft zu erklären? Jener terentianische Gnatho sagt zwar,

est genus hominum, qui esse primos se omnium rerum volunt,
nec sunt;

man muß aber einem Beurtheiler, wäre er auch noch so herbe und fanatisch beschränkt, deswegen doch nicht gleich die schlimmsten Intentionen unterlegen. Vielleicht ist es in diesem Falle bloß

ein überhitzter Conservatismus, um dem revolutionären Vorwärtsdringen auch in der Science einen heilsamen Kappzaum anzulegen Dr. Röth mit seinen Neuigkeiten ist längst verdächtig und auch Dr. Barth, der Afrikaner, hätte der Menschheit vermuthlich mehr genützt, wenn er statt nach Timbuktu und in das geheimnißvolle Land der Nigritier vorzudringen, die Anemonen auf Saron noch einmal abgezählt und einen Scheffel Flugsand aus der Jordanwüste nach *** getragen hätte.

„Sein oder Nichtsein" hängt also in unserer Frage zunächst vom mehrbenannten Terminus „Massichtha" ab. Ist es wirklich der grammatikalisch richtige Status emphaticus von „Massekah", was natürlich außer allem Zweifel ist, so braucht es, um wenigstens diesen ersten und entscheidenden Tadel zu entkräften, weiter nichts, als die wahre Bedeutung des letztern Wortes festzusetzen. Bekanntlich hat es der Urtext der heiligen Schrift (in diesem Sinne) nur einmal, und zwar Jesaias 30, 1. in der Phrase: „linsok Massekah", wo es in der ersten und ältesten Bibelübersetzung durch gräko-hebräische Akademiker von Alexandria mit ἐπισπαστε συνθηκας, „ihr habt Bündnisse geschlossen", wiedergegeben wird. Spätere haben es auch mit fusio, tela, consilium übersetzt, was aber, wie schon Gesenius bemerkt und nachgewiesen hat, im Grunde dasselbe besagt und besagen muß, weil der Sachsinn der oppositionellen Prophetenklage über die gegen den Czar von Babylon zwischen Jerusalem und Memphis abgeschlossene Allianz eine andere Deutung gar nicht gestattet und die Regeln der Grammatik wenigstens nicht dagegen sind. Ueberdies scheint mir, ein Comité jüdischer Philologen aus dem dritten Jahrhundert vor Christus, oder doch nicht viel später, verdiene in Erklärung eines heute controversen Substantivs der jüdischen Kirchensprache unter gewissen Umständen mehr Credit, als das Urtheil eines noch so berühmten deutschen Professors aus dem

neunzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt. Vorderhand dürfen wir also das „Massichtha“ der cyprischen Erztafel noch so hinnehmen und gelten lassen, wie es Hr. Röth erklärt. Und folglich bleibt der Grund, auf welchem Hr. Röth seine Interpretation aufgebaut, noch unerschüttert.

Angefochten wird übrigens durch diese Bemerkung nicht eben die Competenz der gelehrten Widersacher überhaupt, wohl aber wird gegen das Unbillige, das Uebereilte, das Ungerechte, was man bei etwas mehr Ruhe in ihrem Urtheile finden kann, Verwahrung eingelegt. Selbst wenn die übrigen Beanstandungen alle gegründet wären und Hr. Röth zu ihrer Widerlegung gar nichts vorzubringen hätte, wäre einer noch lange nicht befugt, den Bewältiger der Hieroglyphen für einen philologischen Idioten und seine mühevolle, große und schöne Arbeit ganz kurzweg für Schwindelei zu erklären, besonders wenn man selbst auf dem Pfade, welchen Hr. Röth schon so weit durchschritten, auch nur den ersten schwanken Schritt zu thun noch nicht im Fall gewesen ist. Etwas gallische Urbanität würde den deutschen Grammatikern überhaupt nicht schaden und gemeinen Nutzen auch weit besser fördern, als der hochmüthige und wegwerfende Ton, mit welchem man den Versuch über das Gewöhnliche und Bekannte hinauszudringen jedesmal zu ersticken sucht. Altes, Ausgetretenes und hundertmal Wiederholtes noch einmal zu sichten und durchzusegen ist zwar verdienstlich, aber auch viel bequemer, als neue Wege der Erkenntniß aufzuthun.

Leugnen darf man indessen aber auch nicht, daß der Mangel jeglicher chronologischen Andeutung über den Zeitpunct der Abfassung dieses Schriftstückes, so wie der orientalisch-poetische Ton, die asiatisch-rhetorische Wortbreite, der flitterreiche, erkünstelte und hohl-pathetische Styl neben dem ermüdenden Gleichklang der Gedanken und den kunstvoll verschlungenen Tanzfiguren dieses

ägyptisch-cyprischen Staatsparadestücks wenigstens bei der ersten Durchleſung gewiſſe Bedenken gegen das Röth'ſche Concept erregen. Ueberdies wird ſelbſt der Name des Nilpotentaten, welcher dieſe Heilsbotſchaft an die Cyprier erlaſſen haben ſoll, nur ſo nebenher und ohne deutlichen Accent in zwei von einander weit getrennten und bloß auch nur einem Hieroglyphendeuter als „Amaſis" leſbaren Zeichencomplexen genannt. Und was die Sache noch verdächtiger macht, iſt der ſonderbare Umſtand, daß von dem ägyptiſchen Doppelnamen des Königs: Achme-Aſſi, d. i. Mondlieb-Sohn der Neith, in dem einen Zeichen bloß die erſte, in dem andern aber allein die zweite Hälfte zum Vorſchein kommt. Und als wenn das noch nicht genug wäre, führt gegen alle Praxis des deſpotiſchen Orients nicht der Pharao Amaſis, dem ein Militäraufſtand zum Thron verholfen, ſondern die „Hauptſtadt", No-Amun, lobrühmend, tröſtend, gnadenſpendend und drohend in dieſer Proclamation das Wort.

Hr. Röth fühlt die Laſt dieſer Schwierigkeiten, verwiſcht, erleichtert und beſeitigt ſie aber mit ſoviel Geiſt, Gelehrſamkeit und Sachkenntniß, daß man ihm am Ende den Beifall doch nicht verſagen kann. Irgend ein prieſterlicher Stylkünſtler, eine Art Nil-Gentz, meint er, müſſe Verfaſſer dieſes hypercultivirten und völlig abgeflachten Phraſenbildes der Staatscanzlei von Memphis ſein.

Bis zur Auffindung und Nachweiſung tieferer Gebreſten muß alſo dieſe Röth'ſche Arbeit im Weſen als zu Recht beſtehend angeſehen, Abwehr und nähere Begründung aber dem Autor ſelbſt zugeſchoben werden. Bedenklicher würde die Sache erſt für den Fall, daß die mit ſo großer Zuverſicht angekündigte und mit ſo viel Neugierde erwartete Löſung der Todtenbuchhieroglyphen auch keine durchſchlagendere Wirkung hervorzubringen vermöchte, als die Erklärung dieſes cypriſch-ägyptiſchen Actenſtücks. Der Kampf

hat aber jetzt erſt begonnen und wir beneiden Hrn. Röth um das Vergnügen einen „guten, ehrlichen, chriſtlichen Krieg“ zu führen und Feindſeligkeiten niederzuſchlagen, über deren Natur und Charakter man eigentlich nicht recht klug werden kann. Jedenfalls kommen bei dieſer Veranlaſſung friſche neue Kräfte ſammt allen ſeit Decennien aufgehäuften ägyptologiſchen Brennſtoffen in das Feuer, deſſen Pflege uns über die Winterlangeweile hinüberhelfen ſoll, und von dem man nicht vorauszuſetzen braucht, daß es die friedliebende Weisheit der Diplomaten, wie den leidigen Krimconflict, durch die vier Puncte zu dämpfen ſuchen werde.

Edouard de Muralt: Essai de Chronographie Byzantine pour servir à l'examen des Annales du Bas-Empire et particulièrement des Chronographes Slavons de 395 à 1057.

(1856.)

Die Ruſſen hätten ſich wahrhaft viel Ungemach und Seitens ihrer Gegner noch mehr Schadenfreude und Hohn erſpart, wären ſie zufrieden mit dem Ruhm, dem Credit und den Glücksgütern des Wendejahres 1853 früher auf den Plan verfallen, das byzantiniſche Reich, anſtatt es durch Flotten und Kriegsheere, durch Menſchikoff und Nachimoff mechaniſch anzugreifen, bloß wiſſenſchaftlich und auf Wegen der Intelligenz zu bezwingen, wie ſie es jetzt durch eines der begabteſten Mitglieder der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften von St. Petersburg thatſächlich und mit einer Zähigkeit, Schärfe und geiſtigen Ueberlegenheit unternommen haben, die man wohl in ihrem politiſchen und materiellen Kraftbeſitz bis auf die neueſte Zeit vorausgeſetzt, zu merklicher Ueberraſchung des Abendlandes aber bei der Hauptprobe nicht gefunden hat.

Die auf den Schlachtfeldern an der Donau, in der Krim und früher auch vor Kars nicht rühmlich eingebüßte Waffenehre ſeines Adoptiv-Vaterlandes hat Hr. von Muralt, ſoviel an ihm gelegen, auf der geiſtigen Paläſtra durch eine Leiſtung wieder

zurückerobert, welche im Haupſitze der Wiſſenſchaft, im großen und gründlich geſchulten Deutſchland, um ſo ſchneller und entſchiedener Anerkennung finden muß, je weniger wir uns von der noch wenig accreditirten Moskowiter-Muſe einer ſolchen That und eines ſolchen Erfolgs verſehen konnten. Im Bewußtſein ihrer politiſchen Unbedeutenheit haben die Deutſchen von jeher und zwar mit ihrem beſten Recht den Kopf in der Wiſſenſchaft hoch getragen und nebenher auf fremdes und nicht ſelten ſogar auf einheimiſches Geiſtesproduct mit einem Parteiübermuth herabgeblickt, dem man in patriotiſcher Vorbeſorgniß für jetzt und auf immer auch die leiſeſte Demüthigung und Zurechtweiſung erſpart ſehen möchte. Was bliebe den vierzig Millionen ſtarken, ſtreitkräftigen, aber gemüthlich lahmen Deutſchen mit ihrer Göttinger H. E.-Kritik und ihrem Leipziger Centralſprudel noch übrig, wenn ſie ſich auch noch auf dem Gebiet der Erkenntniß überhaupt und in einem der Hauptzweige geiſtiger Strebſamkeit — der hiſtoriſchen Forſchung — insbeſondere an Kenntnißreichthum, an Methode, an Kraft und Schärfe der Kritik durch bisher unbeachtete Fremde überflügelt und zurückgedrängt ſehen müßten?

Hr. von Muralt iſt zwar kein — eff und kein — off, auch haben ſeine Ahnen nicht die Mongolendisciplin ausgehalten und dem Chan der goldenen Horde Steuer bezahlt; Hr. von Muralt iſt Romane, hat aber ſeine Haus- und Familiengötter ſchon längſt an der Newa aufgeſtellt, und was er immer auf dem Felde der Wiſſenſchaft rühmlich und mit Erfolg verrichtet, davon gehört die Ehre den Ruſſen an.

Wir geſtehen es aufrichtig, obgleich nicht gern, das vorliegende „Essai", in welchem Hr. von Muralt das byzantiniſche Geſchichtsmaterial für eine der gewichtigſten Lebensperioden der oſtrömiſchen Welt der Zeitfolge nach überſichtlich zuſammenzuſtellen und kritiſch zu ſichten ſucht, hat uns ernſtliche Bedenken

über den Wissensprimat der Deutschen in Historicis eingestößt, nicht etwa wegen der absoluten Unmöglichkeit mit Hrn. von Muralt erfolgreich zu concurriren, sondern weil wir Gründe haben zu glauben, es sei unter allen historisch gelehrten Deutschen gegenwärtig keiner in der Verfassung, auf die akademische Preisfrage von St. Petersburg eine so gute, eine so ausreichende und eine umfassende und zugleich Hülfsmittel von ungewöhnlichem Belang verrathende Antwort zu geben, wie es Hrn. von Muralt gelungen ist.

Es klingt zwar nicht ganz erbaulich, gesagt muß es aber doch werden, der deutschen Literatur hat Verständniß und Wissenschaft von Byzanz bis zu dieser Stunde großentheils gefehlt. Man muß sich deswegen auch nicht wundern, wenn unter allen Völkern Europa's, die für geistig productiv und schöpferisch gelten, die Deutschen auf diesem Felde verhältnißmäßig das Wenigere geleistet haben und, wenn die Dinge bleiben wie sie heute sind, bald genug ihren Platz sogar noch hinter den Russen erhalten werden.

Das byzantinische Geschichtsmaterial ursprünglich aufgesammelt, nach Europa gebracht und als ungeordnete Masse in wohlverschlossenen Truhen aufgespeichert haben eigentlich zuerst die Italiener von Venedig, Florenz, Neapel, Genua, Turin und Rom. Das kriegerische und handeltreibende Italien des Mittelalters indessen hat im byzantinischen Orient bloß erobert, geherrscht und ausgebeutet, Schrift und philosophisches Räsonnement aber anderen überlassen. Den Ruhm, diese „rudis indigestaque moles" der Italiener in ein System gebracht und, insoweit es ohne Aufstellung höherer Gesichtspuncte möglich ist, wissenschaftlich gegliedert und der gelehrten Welt zugänglich und genießbar gemacht zu haben, muß man unseren westlichen Nachbarn jenseits des Rheinstromes ganz allein überlassen. Die

byzantinischen Vorarbeiten eines Du Cange und die unter den Auspicien des Hauses Bourbon erschienene Prachtausgabe aller am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts in Europa bekannten Autoren der „Historia byzantina“ in einigen und zwanzig Folianten stehen in der Literatur noch heute unübertroffen da. Einen Abdruck dieser bourbonischen Prachtsammlung haben mit etwas erweitertem Material, aber dafür mit geringerer Correctheit und auch ohne das Verständniß im Ganzen viel weiter zu bringen, im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu in Venedig besorgt.

Der erste Versuch, die zusammengetragenen oströmischen Thatsachen zu einer eigentlichen „Geschichte von Byzanz“ zu verarbeiten und ein faßbares Bild des politischen Lebens und Verscheidens der orthodoxen Christenwelt im Orient zu entwerfen, ward ebenfalls wieder in Frankreich, und zwar durch den gelehrten Akademiker Le-Beau in zweiundzwanzig Octavbänden vor bald hundert Jahren gemacht. Diesen ersten Le-Beau'schen Entwurf durch Zusätze aus später aufgefundenen romanischen, gräkofränkischen, arabischen, persischen, iberischen, georgischen und besonders armenischen Handschriften bereichert, befestigt und gleichsam ausgebaut hat ebenfalls ein gelehrter Pariser Akademiker, Mr. St. Martin, in unseren Tagen, so daß mit allen seinen byzantinischen Leistungen das ganze übrige Europa zusammengenommen — wenigstens was die materielle Vollständigkeit betrifft — gegen das einzige Frankreich noch weit zurückstehen muß.

Ob wir die Russen mit Recht oder Unrecht noch heute „halbcivilisirte asiatische Barbaren“ nennen, bleibe dahingestellt. Daß sie sich aber diese Benennung vor hundert Jahren noch gefallen ließen und gefallen lassen mußten, werden sie selbst nicht leugnen. Und doch ist in Folge der Schlözer'schen Untersuchungen über das östliche Europa schon damals dem russischen Akademiker

Stritter, dunkel zwar und noch halb ausgegohren, aber unter allen Gelehrten doch zuerſt eine Ahnung von der praktiſchen Anwendbarkeit gewiſſer im Chaos der byzantiniſchen Sammlung zerſtreuter Notizen über das Völkergewimmel am nördlichen Pontusſtrande für Begründung der ruſſiſchen Origenes aufgegangen, und mit dem den Ruſſen eigenthümlichen Inſtinct für Zweckdienlichkeit und rechtes Maß in ſeinen „Memoriae populorum“ nicht ohne Ruhm ebenfalls im vorigen Jahrhundert ſchon nachgewieſen worden.

Dagegen hat unlängſt der in Athen wohnende gelehrte Schotte Georg Finlay, einen Schritt weiter greifend, den Standpunct der Materialienſammlung und der antiquariſchen Einzelſichtung verlaſſen und mit vollſtändiger Beherrſchung des Stoffes, der Literatur und aller Kunſtmittel der Philoſophie eine räſonnirende, ganz im Geiſt der Gibbon'ſchen Geſchichtſchreibung gehaltene Skizze des geſammten gräko-byzantiniſchen Staatslebens, von der Unterjochung durch die Römer bis zum Untergang der Paläologen, in vier Octavbänden aufgeſtellt, was in Europa vor ihm eigentlich noch Niemand unternommen hat. Wir halten dieſe Arbeit des Herrn Georg Finlay für bedeutend, ja für einen weſentlichen Fortſchritt auf einem kaum noch dürftig angebauten Felde, und ſie müßte wahrhaft die Aufmerkſamkeit des gelehrten Abendlandes nachhaltiger als es bis jetzt geſchah auf ſich ziehen, wenn Staatsbiographien von Byzanz ein den Weſt-Europäern weniger verhaßtes, weniger langweiliges und weniger indifferentes Thema wären. Nur zweifeln wir, ob mit der Schärfe ſeiner Theorien und ihrer künſtleriſchen Vollendung auch die praktiſche Anwendbarkeit ſeiner Concepte überall im beſten Einklang ſtehe. Während man in Deutſchland den ruſſiſchen Eroberungsgelüſten am Bosporus noch immer die griechiſchredenden Byzantiner als Hemmſchuh entgegenzuſtellen denkt, möchte Hr. Finlay in gerech-

tem Mißtrauen auf die Haltbarkeit dieſes orthodoxen Wehrdammes lieber durch Vorſchiebung der zwar auch griechiſchglaubenden, aber ſlaviſchredenden Bulgaren zu demſelben Ziel gelangen. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob das eine oder ob das andere dieſer beiden Projecte unhiſtoriſcher, unſtaatsmänniſcher, hoffnungsloſer und verkehrter wäre. Wir ſagen das etwa nicht, um die Verdienſte des Hrn. G. Finlay zu ſchmälern, oder eine achtbare Claſſe deutſcher Literaten und Staatskünſtler der politiſchen Thorheit anzuklagen; wir möchten nur den ſpöttiſchen Bemerkungen derjenigen zuvorkommen, die noch immer den Einfluß guter hiſtoriſcher Kenntniſſe auf richtige Führung der Staatsgeſchäfte leugnen und mit Beſeitigung aller Wiſſenſchaft den Corporalſtock und die Zauberruthe der Druiden als die einzig wirkſamen Inſtrumente für Herrſchaft und Regiment anerkennen.

Mitten unter dieſen vielſeitigen Beſtrebungen der Nachbarvölker hat die deutſche Muſe ihren Blick nur bei zwei Veranlaſſungen nach Byzanz gewandt: einmal zur Zeit der Religionszwiſte im Laufe des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, und dann in unſern Tagen bei dem Aufſtande der gräko-ruſſiſch gläubigen Völkerſchaften des illyriſchen Continents gegen die türkiſche Centralgewalt. Das erſte Mal buhlte fanatiſches Parteiintereſſe um den Anſchluß der „rechtgläubigen“ Kirche des Morgenlandes an den hadernden Occident; letzthin aber wollte man bloß zur Glorification der abendländiſchen Schulgelehrſamkeit mit Feuerſchlünden und diplomatiſchen Beſchwörungsformeln auf der weiten Nekropolis von Illyricum das todte und längſt der Verweſung anheimgefallene alte Hellas wieder lebendig machen. In keinem der beiden Fälle hat der Erfolg, wie man weiß, auch nur dem kleinſten Theile nach den Erwartungen entſprochen, auf deren Erfüllung enthuſiaſtiſch aufgeregte Gemüther ſelbſt heute noch nicht verzichten wollen. Das „rechtgläubige“ Byzanz ver-

ſchmähte es vorweg mit der „lateiniſchen Häreſie“ ſich einzulaſſen, und wie die weſtländiſche Schul-Hellenerei der jüngſten Zeit geendet, zeigt uns jeder Tag.

Der Anlauf, den die deutſchen Gelehrten zur Zeit der Reformation auf die byzantiniſche Literatur genommen, hat außer einigen Ueberſetzungen und ſchwachen Editionsverſuchen nur wenig Bemerkenswerthes hervorgebracht. Großartiger griff man es allerdings vor dreißig Jahren bei der revolutionären Erſchütterung des illyriſchen Dreiecks an. Ein für den Ruhm der deutſchen Wiſſenſchaft leider zu früh dahingegangener Forſcher erſter Größe begann das urſprünglich in Frankreich hergeſtellte und ſpäter in Venedig nachgedruckte „Corpus der Byzantiner“ in bequemerem Format und auch nicht ohne weſentliche Verbeſſerung in Text und Inhalt zum drittenmal unter die Preſſe zu legen. Allein durch ſichtlichen Neid der Geſchicke iſt mit dem Urheber auch zugleich die Seele und der Geiſt des löblich begonnenen Unternehmens vor der Zeit zu Grabe gegangen, und häufig vernimmt man Zweifel, ob für byzantiniſches Geſchichtsverſtändniß aus den nach der Kataſtrophe des Begründers erſchienenen Bänden noch weſentlicher Gewinn erwachſen ſei. Eifer und Theilnahme bei dem Publicum ſowohl als bei den Mitarbeitern der Niebuhr'ſchen Ausgabe ſcheinen ſogar noch vor der gänzlichen Durchführung des Projects ſchon zu erlöſchen und hinzuſterben. Nebenher ſind in Deutſchland zwar von Zeit zu Zeit vereinzelte Unterſuchungen z. B. über das Reich Trapezunt, über Moraïtiſche Geſchichte im Mittelalter, über Hagion-Oros, über Albanien (von Hahn) und über den Geiſt der byzantiniſchen Autokratie überhaupt bald polemiſch, bald in ruhig fließendem Styl erſchienen; allein das Ganze, wenn auch nur im Flug und in den entſcheidenden Phaſen zuſammenzufaſſen, wie Hr. Finlay, oder eine in ſich abgeſchloſſene Hauptperiode der byzantiniſchen Geſchichte chronologiſch bleibend

zu fixiren wie eben jetzt Hr. von Muralt, hat man in Deutschland weder Muth noch Kraft gehabt. Es ward bei dieser Gelegenheit wieder von neuem klar, daß die Deutschen — wenigstens in der Historiographie — mehr Talent zum fleißigen Taglöhnern und zierlichen Karrenschieben in Detailforschungen als zu Großbauten und den Gegenstand schöpferisch umfassenden Originalwerken besitzen. Elegant und stetig wie die Ochsen des Virgilius ziehen wir bei kärglichem Stoppelfutter am Pflug, damit sich von den Früchten unserer Kümmernisse und Noth bequem und lässig andere mästen können.

Man ist bei uns in Abneigung, Feindschaft und Gleichgültigkeit gegen diese Studien so weit gekommen, daß sich gegenwärtig, soviel man weiß, unter dem großen deutschen Literatenheere nur noch Gottlieb Tafel in Ulm, Georg Thomas in München und Dr. Hopf in Bonn — versteht sich auch nur im Detail — mit Byzantinischem beschäftigen. Tafel und Thomas lassen nach Vorausendung verschiedener, mit der gewissenhaftesten Gründlichkeit verfaßter und in Finlay's Werken rühmlichst anerkannter und auch wohlbenützter Arbeiten über den Text des Theophanes, über Slavisches und Normannisches in Illyricum, über Geographie und Ethnographie, über Handel und Verkehr der Occidentalen mit Byzanz, eben jetzt in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie in Wien ein großes Werk in mehreren Bänden über diplomatische und national-ökonomische Beziehungen des lateinischen Abendlandes im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zum orthodoxen Orient erscheinen. Das Material zu diesem Werke — großentheils neu und unbekannt — haben vorzugsweise die unerschöpflichen Archive in Venedig und Wien geliefert. Aus derselben Fundgrube hat auch der fleißige und verdienstvolle Dr. Hopf in Bonn seine zwar weniger „amüsanten", aber desto mühevollern und daher doppelt anerkennenswerthen,

ebenfalls in den Schriften der Wiener Akademie niedergelegten und im Geiste Du Cange's geführten Studien über Geschlechtsregister der kleinen abendländischen Dynasten des Archipelagus geschöpft. Männern, welche uneigennützig und herzhaft genug sind, ohne Aussicht auf Lohn und Anerkennung Zeit, Geld und Kraft dieser undankbarsten und freudelosesten aller literarischen Kundschaften zuzuwenden, soll wenigstens von unserer Seite das theilnehmende und wohlverdiente Lob nicht vorenthalten sein.

Ueber Theilnahmlosigkeit und Vernachlässigung durch seine französischen Landsleute hat freilich auch der rühmlich bekannte Hr. B...chon zu klagen gehabt, wenn er am Ende nicht gar an seinen franko-byzantinischen Nachgrabungen vollends verkümmert und verhungert ist. In Deutschland läuft man aber außer der Vernachlässigung und Mißachtung alles dessen was Byzanz betrifft noch überdies Gefahr, von irgend einem Hellaswüthigen injuriarum belangt zu werden, wo nicht gar als Unruhstifter und turbulenter Kopf das Augenmerk der Sicherheitsbehörden auf sich zu ziehen *).

Woher kommt das? Wie erklärt man das? Was ist der Occident? Was Rom? Was Byzanz?

Die beiden Hauptfactoren und zugleich die beiden lebendigsten Gegensätze des conservativen Stillstehens und des revolutionären Vorwärtsstrebens, aus welchem ewig unentfliehbaren Wechselspiele das heutige Europa mit seinen Sitten, seinen Künsten und seiner Literatur hervorgegangen ist, sind ursprünglich das pontificale Rom und das orthodox-autokrate Byzantium. Zu Byzanz blieb das Unbeweglichkeitsgesetz des alt-heidnischen Imperiums als oberstes Staatsprincip auf dem Thron und spann

*) „Herr Graf B..! geben Sie mir auf den B... Acht, er hat ein Buch geschrieben," ist ein Deutschland wohlbekanntes, das Bücherschreiben ungemein ermunterndes Dictum des höchstseligen Kaisers Franz I.

ſich bis zu den äußerſten und letzten Conſequenzen der Verknöcherung und der Selbſtaufzehrung in mehr als tauſendjährigem Lebenscyclus ohne Unterbrechung fort. Das Chriſtenthum hat die byzantiniſche Staatsgewalt weder ſtärker, noch gerechter und humaner, das Volk aber weder glücklicher, noch lebensfroher und ſittlicher gemacht, als ſie unter den vergötterten Gewaltträgern aus dem Hauſe Cäſars oder unter der mannhaften Fauſt der illyriſchen Soldatenkaiſer beide geweſen ſind. Die alte Tiberſtadt mit ihrer Staatspraxis, ihrer Unerbittlichkeit, ihrem Fiscus, ihrem Codex und ihrem Tribunal lebte ungemildert am Bosporus fort, und im Dunſtkreiſe dieſer Romuliden-Metempſychoſe konnte ſich die neue Lehre niemals zu jener lebenſpendenden, ſelbſtändigen und genuinen Kraft erheben, mit welcher ſie gleich im Frühroth ihrer Erſcheinung den Occident erquickte. Sie blieb in Byzanz ſchweigſames, ſchüchternes und verächtliches Inſtrument der geiſtigen Entmannung, des fiscaliſchen Steuerdrucks und der vergötternden Umzäunung des Autokraten gegen die am Ende ſogar in Byzanz mögliche Erſchöpfung der menſchlichen Geduld. Das Problem, die freie Strömung der Geiſter und das aus den Tiefen der politiſchen Beſtände unausbleiblich und überall zur rechten Zeit hervorbrechende Drängen nach Fortſchritt und Verbeſſerung kirchlich wie ſtaatlich zum Stillſtand zu bringen, zu brechen, und ſelbſt den Wunſch nach Veränderung im Herzen der Untergebenen zu erſticken, hat nur das orthodoxe Byzanz gelöſt. Inmitten der geiſtigen Fluth, die auf der einen Seite den Orient und auf der andern den Occident zugleich ergriffen hatte, blieb Byzanz allein regungslos, ſtumm und abgeſchloſſen, eine Welt für ſich, wie die verſteinerte Heimat des Confucius. Und ſonderbar genug mußten die Hauptwerkzeuge dieſes wohlberechneten oſtrömiſchen Verſumpfungs-Syſtems jedesmal dem Geſchlechte der Slaven angehören. Juſtinian I. hat die Ueberlieferungen

und die Inſtitutionen der alten claſſiſchen Welt zerſtört; die chriſtliche Erneuerung des Staates aber, mochte ſie vom kaiſerlichen Palaſt oder von den unteren Volksſchichten ihren Anſtoß erhalten, hat während ihres langen Machtbeſitzes die große Slavendynaſtie Baſilius des Makedonen im Blute von Hunderttauſenden ihrer Unterthanen erſäuft. Treuer Zeitſpiegel und untrügliche Wandelſcala der ſinkenden Civiliſation von Byzanz iſt die byzantiniſche Literatur, wie ſie vom Beginn des fünften bis zum Schluſſe des fünfzehnten Jahrhunderts auf uns herabgekommen iſt. Anfangs zehrt ſie noch von der reichen Erbſchaft der alten Hellenen- und Römerwelt; zuſehends aber ſchwindet und mindert ſich der Grundſtock, vertrocknet das Mark, erliſcht der Geiſt, zerfließt die Form, bis endlich der letzte Lebenspuls unter dem Schorf orthodoxer Barbarei erſtarrt und die Fäulniß überall zu Tage tritt.

Genau das entgegengeſetzte Schauſpiel bietet uns zur nämlichen Zeit das pontificale Rom im Abendlande. Hier wird mit dem alten Heidenthum, ſeinem Geiſt, ſeinem Weſen und ſeinen Erinnerungen vollſtändig gebrochen; hier wächſt gleichſam eine neue Welt aus dem Boden heraus, eine Welt voll Leben und Bewegung, voll Jugendkraft und Trotz, voll Ringen, Schaffen, Bilden und Vorwärtsſtreben. Die Anfänge und erſten Lebenszeichen, Kalender, Martyrologien, Kirchenlegenden ꝛc., ſind hier natürlich ſchwachathmend, ärmlich, unbehülflich, geiſtlos, dürr und matt; aber in demſelben Maße wie es zu Byzanz ſinkt und rückwärts geht, hebt, erweitert, mehrt und veredelt ſich in Form und Gehalt das geiſtige Product im Abendland, bis es an Geſchmack, Reichthum, Kunſtform und Eleganz wieder den Höhepunct der alten Welt in ihrem höchſten Glanz erklomm. Alle culturfördernden und weltumgeſtaltenden Erfindungen, die Entdeckung und Zähmung neuer Hemiſphären mit allen Schöpfungen und

Künſten, die das Leben verſchönern und die öffentliche Glückſeligkeit erhöhen, gehören dem lateiniſchen Weſtland an und ſind die nächſten und natürlichſten Früchte der Ausſaat, welche die weiſe und kräftige Hand der pontificalen Roma über das weſtliche Europa hingeſtreut. Byzanz hat nichts erfunden und nichts geſchaffen; es hat nur vergeſſen, zerſtört, begraben und erſtickt.

Hat nun der Geiſt, in welchem die lateiniſche Kirche das Evangelium erfaßt, oder hat das Ingenium der germaniſchen Völker, welche das himmliſche Senfkörnlein am wärmſten gepflegt, oder hat irgend ein anderes, bisher unbeachtetes Motiv dieſen Gegenſatz zwiſchen Oſt und Weſt, zwiſchen Byzanz und Rom erzeugt?

Die Geſammtcultur des lateiniſchen Occidents, wie ſie heute in ihrer vollen Kraft und Blüthe der ſtagnirenden Rechtgläubigkeit des Oſtens gegenüber ſteht, iſt — man erſchrecke ja nicht über den Ausdruck — die geſunde und natürliche Frucht der Revolution, des Aufſtandes, der rebelliſchen Gehorſamverweigerung der Unterthanen gegen ihren legitimen Oberherrn. Das chriſtliche Rom mit Klerus und Pontifex, im Beginn des achten Jahrhunderts noch in Eid und Pflicht dem rechtgläubigen Autokraten von Byzanz verpfändet, hat ſeine Laufbahn mit Abfall und Revolution begonnen. Oder wie nennt man den politiſchen Act, wenn ſich der Untergebene gegen die Befehle des anerkannten Gewaltträgers auflehnt und ſeinen Willen dem Willen des Gebieters entgegenſtellt? Ob es mit Recht oder Unrecht geſchehen ſei und geſchehen könne, haben wir nicht zu unterſuchen.

Revolutionen und aufſtändiſche Bewegungen, wenn ſie keinen Selbſtmord begehen wollen, ſind allzeit liberal, und werden ſchon durch die Natur ihrer Stellung, oft ſelbſt wider ihren Willen, zu Praktiken hingetrieben, die in allen Stücken auf das weſentliche Gegenſpiel der umgeſtürzten Ordnung zielen. Hier wird

ohne alle Nebenbeziehung, ohne parteiischen Seitenblick und ohne alles schiefe Corollar bloß eine geschichtliche Thatsache von tiefeingreifender Bedeutung und unermeßlichen Folgen festgestellt, die dann Jedermann in seiner Weise begreifen, erklären und vertheidigen, Niemand aber als nicht geschehen aus dem europäischen Bewußtsein streichen kann.

Das Princip der Freiheit und des sittlichen Fortschritts im Gegensatz zur stupiden Rückschritts- und geistigen Erstickungslehre der anatolischen Orthodoxen ward dem westlichen Europa von der lateinischen Kirche eingeimpft und die Völker des Abendlandes geben noch bis zu dieser Stunde Zeugniß von dem Keime, aus welchem sie hervorgewachsen und aus welchem unsere ganze Art zu sein, zu denken und das politische Leben einzurichten entsprungen ist,

et documenta damus, qua simus origine nati.

Fortschritt und Stillstand, Fluch und Segen, Blühen und Verwelken, Fäulniß und Leben, strenges Recht und gerechte Insurrection bedeuten im Mittelalter Byzanz und Rom. Aber wie der frische Lebenssprudel im Westen, so hatte auch die orthodoxe Fäulniß im Osten ihr Gesetz, ihren Herz- und Lebenspunct, ihre Unsterblichkeit, ihre Propaganda und ihre Incarnation. Der nie ersterbende Geist von Byzanz ist nach Abstreifung der Bosporus-Hülle an der Moskwa wieder Fleisch geworden und steht heute riesig angeschwollen auf den weiten Räumen von Archangel bis Cap Matapan kampfbereit und mit der Sclavenkette in der Hand für Wiederfesselung des freiheitstollen, heidnischinsurgirten Knechts im Occident. Eine byzantinische Restauration des alten Orbis Romanus, wie sie Justinian I. durch Belisar und Narses auf kurze Zeit der Verwirklichung nahe gebracht, die orthodoxen Autokraten zu Stambul aber selbst in ihrer tiefsten Erniederung noch festgehalten und als unveräußerliches Recht

ihren moskowitischen Erben überliefert haben, ist der geheime Gedanke, mit welchem der „christusliebende rechtgläubige" Czar jetzt den „heidnischen" Occident angefallen und einen Kampf heraufbeschworen hat, dessen Natur und Unabwendbarkeit zwar nicht Jedermann begreifen will, der sich aber gegen alle Schwächen kurzsichtiger und verzagter Menschen sein Recht und seine Geltung selber schaffen wird.

Zu sagen wie das enden möge und ob der Streit wirklich so leicht, so kurz und alltäglich verlaufen könne, wie viele glauben und alle wünschen, und ob zwischen den beiden unversöhnlichen Elementen, die sich bewaffnet am östlichen Rande Europa's gegenüberstehen, jetzt schon wieder harmloses Neben- und Ineinandersein, Friede und Vergleich möglich sei, ist nicht unsere Sache und gehört überhaupt nicht hieher. Wir wollten nur den Grund anschaulich machen, warum der lateinische Occident im Allgemeinen so wenig, der Hauptträger des lateinischen Christenthums aber, das große deutsche Volk, von Staat, Kirche und Literatur der Byzantiner so viel als gar nichts wissen will, und warum dagegen die Russen einen Preis auf diese Studien setzen und wie früher die Politik, so jetzt die Wissenschaft des Abendlandes ihren Zwecken dienstbar zu machen keine Mühe scheuen. Glaube man ja doch nicht, daß die Russen irgend einen öffentlichen Act, möge er an sich auch noch so unbedeutend erscheinen, in der Verwaltung, in der Diplomatie wie in der Wissenschaft ohne stetige Beziehung auf Hebung und Förderung ihres einzigen, ihr ganzes Dasein ausfüllenden Staats- und Nationalgedankens verrichten. Religion und Wissenschaft sind bei den Russen nicht Selbstzweck wie im Abendlande, sie sind beide nur Werkzeuge der nachhaltigsten und stärksten aller menschlichen Leidenschaften, der Herrschsucht und des Machtbesitzes. Das Uebergewicht des slavischen Byzantinismus auf dem ganzen Erdboden

und auf ewige Zeiten zu begründen und die „Revolution" d. h. den Occident und das im Occident menſchgewordene, aus dem Geiſt der lateiniſchen Kirche hervorgewachſene, freie und uncontrolirte Entfalten und Strömen des geiſtigen Völkerlebens zum Stillſtand zu bringen, es überall dem Willen des „Einzigen" dienſtbar zu machen oder, wenn man will, auf gut altbyzantiniſch zu erſticken, iſt das letzte, mit unglaublicher Ruhe, mit eiſiger Kälte und mit der herzloſeſten Zähigkeit von der ruſſiſchen Monarchie verfolgte Ziel, von dem wir aber — um mit homeriſcher Götter-Politur zu reden — nicht glauben, daß ſie es erreichen könne.

Will man in unſerer Lucubration über die byzantiniſchen Dinge und ihre Beziehungen zur abendländiſchen Welt weiter nichts als metaphyſiſche Grübelei und unerquickliches Spiel tüdeſker Phantaſie erblicken, ſo können wir es nicht verhindern; nur ſoll man im Gedächtniß behalten, daß wir mit der Geſchäftelei und den täglichen Nöthen der „Schachzügler" nichts zu thun haben und immer nur an jene Ihrer Leſer denken, die voll Ekel und Beſorgniß (Langeweile zu ſagen wäre jetzt nicht mehr erlaubt) über die täglichen Widerſprüche, über das plan- und gedankenloſe Herumtappen im dunkeln Labyrinth und über das ängſtliche Aufhaſchen zufällig auf der Oberfläche hintreibender momentaner Auskunftmittel nach der Leuchte hinblicken, in welcher die ſchwirrenden Eintagsfliegen am Ende doch verſchwinden.

Wollen die Ruſſen für eine beſtimmte Periode der byzantiniſchen Geſchichte eine feſte Unterlage gewinnen, ſo möchten wir auf den granitenen Kern hindeuten, um welchen in der Wiſſenſchaft wie in der Politik der ganze Byzantinismus gravitirt.

Völlig am Schluſſe des verhängnißvollen Jahres 1848 wurden die Gelehrten des Abendlandes durch ein in franzöſiſcher Sprache verfaßtes hiſtoriſches Programm zur Mitbewerbung um den Preis

eingeladen, welchen die kaiserliche Akademie d. W. zu St. Petersburg auf die beste Bearbeitung einer „byzantinischen Chronographie" ausgeworfen hatte. Die Einladung war ganz im slavisch-russischen Sinne gestellt. Die „byzantinische Chronographie" der St. Petersburger Akademie sollte etwa nicht eine nach den Vorgängen von Le-Beau und Finlay die ganze Lebensdauer der orthodoxen Autokratie des Orients umfassende, mehr oder weniger gedrängte, mehr oder weniger geistreich und philosophisch gehaltene Zusammenstellung geschichtlicher Thatsachen sein. In Rußland hat man keine Eile und will man auf einmal nicht so viel; die Russen haben in allen Dingen Methode, rücken wie die „Litä" des Homer nur schleppend von der Stelle und thun niemals den zweiten Schritt, bis der erste nicht von allen Seiten gesichert ist. Das Programm verlangte nur eine Vorarbeit, die bei künftig anzustellenden Untersuchungen über die alten waregorussischen Reichsannalisten und ihre Beziehungen zu den Chronikschreibern von Byzanz als Leitfaden oder vielmehr durch chronologische Fixirung der einregistrirten Thatsachen als feste Unterlage dienen sollte, auf welcher man über den Geburtsschein und über die ersten Regungen des Moskowiter Riesenkindes endlich einmal in das Reine kommen könnte.

Ein selbständig erzeugter, aus dem Urwesen der Slaven-Nationalität hervorquellender Gedanke hat bei den Anfängen der Russen weder in der Religion, noch in der Politik, noch in der Wissenschaft überhaupt, am wenigsten aber in der Historiographie je existirt. Der Russenstaat in seinen Ursprüngen ist überall nur ein mechanischer Abklatsch der orthodoxen Zustände am Bosporus, und was daselbst rechtgläubige Chronisten niederschrieben, das haben durch großfürstlichen Ukas gleichsam über Nacht ebenfalls rechtgläubig verwandelte warego-russische Annalisten zu Kijew und Nowgorod blindlings übersetzt und nachcompilirt.

Oſt-Rom — wir haben es ja ſchon oben geſagt — mit ſeinen imperialiſtiſchen Ueberlieferungen, ſeiner Jurisprudenz und ſeiner Adminiſtration iſt in Byzanz niemals erloſchen und durch eine neue, ganz heterogene Schöpfung überwuchert worden wie Weſt-Rom. Es hat ſich, ohne daß der byzantiniſche Herzſchlag je völlig ſtillgeſtanden, nur der Lebensmittelpunct verſchoben und aus den Ruinen des Autokratenpalaſtes von Blacherná nach Kijew und hinter die Mauern des Kremlin zurückgeflüchtet um, wenn die Fluth wieder ſchwillt, in die alte Heimat zurückzuſtrömen. Die Fluth hat ſich gehoben und die warego-ruſſiſche Byzantiner Welle mit Gemurmel zum Pontusſtrand herabgewälzt. Wie im lauen Frühlingshauch und in der friſchen Rebenblüthe der alte Wein im Faſſe gährt, ebenſo erwachte am andern Pontusſtrande die erſtarrte Sympathie und ſtreckten, gleich den getrennten Körperhälften in Platons Sympoſium, Süd- und Nord-Byzanz in ſehnſuchtsvollem Begehren die Arme nach dem jenſeitigen Ufer hin,

tendebantque manus ripae ulterioris amore.

Wie Virgils Corydon folgt der Moskowiter ſeinem angeborenen Zug und die Politik des Occidents wäre mehr als übel berathen, wollte ſie für leichteres Verſtändniß der Gegenwart und ihrer Procedur einerſeits den Ruſſen das Recht, und andererſeits den Gräko-Slaven die Neigung mit ihrem eigenen Blut und Leben in Eins zuſammenzurinnen ſtreitig machen. Die Frage iſt nur, wie viel von dieſer naturberechtigten Gefühlsromantik zwiſchen Nord- und Süd-Byzanz das höhere Bedürfniß der europäiſchen Ordnung dulden kann. Wer immer dieſes Quantum nicht nach Parteiinſtinct, nicht im Drang des Augenblicks, nicht unſelbſtändig und als dienſtbetrauter Knecht, ſondern nach den tiefer liegenden und ewig geltenden Geſetzen der ſittlichen Nothwendigkeit bemeſſen will, der kann dem langen und mühevollen

Pfad der wiſſenſchaftlichen Ergründung nicht entrinnen. Auf dieſe einzige Bemerkung hin wird man begreifen, daß Herr von Muralt ſein Buch für *** gewiß nicht geſchrieben hat. Es gibt in Europa noch immer Leute, die heute noch weit weniger als früher glauben, daß die Menſchen mit aller ihrer Weisheit und ſelbſt mit Dareingabe der materiellen Macht auf dem Gebiete der Politik etwas lebens- und zeugungsfähiges aufzuſtellen vermögen, wenn es nicht in der Natur der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſeine Berechtigung hat. Ueber Natur und Stand der geſellſchaftlichen Verhältniſſe aber hat die Menſchen von jeher das Studium und nicht die Leidenſchaft belehrt.

Die byzantiniſche Geſchichtsperiode, deren haltlos ineinanderfließendes Factengewirre das kaiſerliche Programm von St. Petersburg nach Zeit und Datum kritiſch fixiren will, beginnt mit dem J. 395 und reicht bis zum J. 1057 der chriſtlichen Aera. Sie umfaßt alſo nicht mehr als 662 Jahre, innerhalb welcher Friſt einerſeits die politiſche und nach langen Wehen zuletzt auch noch die kirchliche Trennung zwiſchen Oſt und Weſt, zwiſchen Byzanz und Rom zu Stande kam, und andererſeits die Beſetzung des byzantiniſchen Reichsbodens von der Strohhütte in Arkadien angefangen bis zum goldgeſchmückten Kaiſerthrone Konſtantins hinauf durch die von Norden herabbrauſende wilde Slavenfluth, und nach der kirchlichen Umbildung der Eindringlinge die unmittelbare Transfuſion der oſtrömiſchen Staatsidee auf die neugeſchaffenen warego-ruſſiſchen Fürſtenthümer zu Kijew und Nowgorod geſchah.

Nur kurze Zeit früher als von Süden her Religion, Kunſt und Palaſt-Despotismus zu den nordiſchen Slaven vorgedrungen waren, hatte die von Skandinavien eingewanderte Herrſcherkaſte der Warego-Ruſſen ihr politiſches Gährungselement in die weite Ländermaſſe zwiſchen dem Wolchow und der Dniepermündung

hineingeschleudert, so daß kriegerisches Ungestüm und erhöhte Nervenkraft der Germanen in engster Allianz mit der Kirchenzucht und dem Cäsareo-Papismusdogma von Byzanz zu gleicher Zeit an einem socialen Bauwerk arbeiteten, dessen Grundfesten Dank der Unzerstörbarkeit des Kittes bisher noch in allen Stürmen unerschüttert geblieben sind. Was wir heute „Rußland" nennen, das Land, welches alle erdenkbaren Uebel innerer Zerrissenheit und äußerer Schmach überwunden hat und aus der hoffnungslosesten Erniederung jedesmal mit verjüngter Kraft wieder auferstanden ist, war am Schlusse der von der kaiserlichen Akademie zur Preisbewerbung angesetzten Periode, also früher als die Mehrzahl der westeuropäischen Staaten, in seinem innern Wesen vollständig ausgebildet, die Gährung war abgeklärt und beim Tode des Großfürsten Yaroslaf (1054) die warego-russische Einwanderung bereits im Slavenelemente aufgegangen. Hr. von Muralt hat ganz Recht, wenn er die Lage Rußlands von der Einwanderung Ruriks (862) bis zum Tode des letzten allgemeinen Großfürsten Yaroslaf (1054) mit der Glanzperiode unter Peter dem Großen auf gleiche Linie stellt. Um dieselbe Zeit mit Yaroslaf mußte auch in Konstantinopel die große Slavendynastie erlöschen, welche mit dem orthodoxen Kaisermörder Basilius dem Makedonen den Thron bestiegen und in ihrer zweihundertjährigen Dauer legislativ wie militärisch den Ausbau der byzantinischen Autokratie eigentlich vollendet hat.

Kijew und Byzanz in gegenseitiger Sättigung wandelten, von diesem Zeitpunct angefangen, ihre eigenen Wege und mit der Lockerung der politisch-kirchlichen Bande der beiden orthodoxen Reiche waren auch die Beziehungen zwischen den russischen und griechischen Chronisten zum Abschluß gekommen. Wir sagen das nur, um die westlichen Landsleute auf das feine und durchdringende Verständniß aufmerksam zu machen, mit welchem die kai-

ſerliche Akademie das Preisthema zu wählen und im Intereſſe der ruſſiſchen Staatsbiographie zu umgrenzen wußte.

Aus dem Occident iſt wahrſcheinlich keine Bewerbung eingelaufen und nach allem was wir ſchon oben bemerkt, wird auch Jedermann begreifen, daß den Ruſſen dieſes Mal nichts übrig bleiben konnte, als auf die aufgeſtellte Frage ebenſo die Antwort ſelber zu geben, wie ſie den vor zwei Jahren angehobenen Waffentanz dem Terentianiſchen Phormio gleich allein und ohne fremde Begleitſchaft durchzufechten haben,

ad te summa solum, Phormio, rerum redit;
tute hoc intristi, tibi omne est exedendum.

Ob die Ruſſen auf die zweite Frage mit gleicher Virtuoſität wie auf die erſte zu antworten verſtehen, muß die nächſte Folge zeigen. Wir haben es hier nur mit dem vor uns liegenden ſtattlichen Groß-Octavbande von 888 Pagina zu thun, mit welchem Hr. von Muralt der kaiſerlichen Akademie Rede ſteht. Dieſe Muralt'ſche Rede — wir müſſen es noch einmal ſagen — wird alle jene Leſer, die in ſolchen Dingen ein Urtheil wagen dürfen, nicht etwa bloß durch Umfang und Inhalt befriedigen, ſie wird den Deutſchen manchmal auch ein wenig überraſchen und, wenn gegen Ruſſiſches überhaupt unfreundliche Geſinnungen vorwalten, hie und da ſogar unangenehm berühren, weil nach germaniſchen Begriffen verwickelte Wiſſenſchaftsprobleme ihre Löſung in Deutſchland und nicht bei den Ruſſen finden müſſen. Eine gewiſſe „Aſcendency" in Politicis, inſofern ſie einerſeits aus der ſlaviſchen Geduld, der byzantiniſchen Verſchlagenheit und der mongoliſchen Brutalität der Ruſſen, andererſeits aber aus dem Individualismus und der Bornirtheit ihrer deutſchen Antagoniſten nothwendig erwachſen mußte, hat man während der letzten vier Decennien wenigſtens in Deutſchland willig anerkannt und wäre, wenn es nur auch ſo ginge, ſie noch ferner anzuerkennen nicht abge-

neigt. Dagegen waren wir auf dem Gebiete der Philosophie, der schönen und der bildenden Künste, der Historiographie und besonders der Grammatik und der „Erudition" unserer Meisterschaft so sicher, daß wir ohne Neid und Besorgniß selbst auf Karamsins „russische Geschichte", auf Puschkins Poesien und auf Kotzebue's Kunsterfolge hin noch mit wohlwollender und selbstzufriedener Protectormiene auf die russischen „Schulspecimina" hinüberblickten. Die Sache scheint sich aber auch in diesem Puncte allmählich ändern zu wollen und zwar wieder nicht ganz zu unserem Vortheil, wie es in Deutschland schon öfter geschehen ist.

Warum ist es denn aber auch immer Deutschland, welches seit dem dreißigjährigen Kriege und dem Friedensschluß von Münster zu allen möglichen Continentalausgleichungen und Pacificationen das Material liefern muß? Um wie viel die Russen an politischer Macht und scientifischer Bedeutung in die Höhe steigen, um ebenso viel sinken die Deutschen in beiden von ihrer alten Majestät herab. Und doch sagt dieses indolente Volk noch immer: Was gehen uns der Pontuskrieg, der Ländergeiz, das Bosporusgelüste und das westliche Hereinragen Rußlands an und was haben wir mit dem historisch-byzantinischen Programm von St. Petersburg zu thun? Und haben die Russen unter den Auspicien der kaiserlichen Akademie nun auch vom geistigen Territorium Deutschlands eine wichtige Provinz weggerissen und ihrem Besitzthum einverleibt, so will man hier nicht entscheiden, ob dieser neue Verlust unserer Fahrlässigkeit oder unserer Ohnmacht beizumessen sei; gewiß ist nur so viel, daß diese in der byzantinischen Literatur bedeutsame Schrift des Hrn. v. Muralt bei den kommenden Geschlechtern, wir wollen nicht sagen als Document einer deutschen Niederlage, aber doch als eine nicht zu überhörende Mahnung gelten wird.

Wollte aber irgend ein deutscher Leser und warmer Patriot

in diesen Bedenken nur das vorlaute Geschrei und unzeitige Verzagtthun eines literarischen Alarmisten erkennen, so lese er nur die Vorrede, die an der Spitze des Muralt'schen Werkes ſteht, und er wird, wenn er die Natur und die beinahe unbesiegbaren Schwierigkeiten des ganzen Unternehmens zu würdigen verſteht, bald selber fühlen, daß wir über diese Kriegsthat der ruſſischen Minerva nicht umsonſt Lärm schlagen. Daß es ſich aber im St. Petersburger Programm nicht ausſchließlich um Herbeischaffung neuen Stoffes, sondern wesentlich um kritische Bewältigung, architektonischen Ausbau und geistige Belebung eines bereits gegebenen, aber in wildestem Chaos untereinanderliegenden todten Trümmerschuttes handle, haben ſich die Leſer aus dem bisher Geſagten natürlich schon abstrahirt. Mehr als einhundertundfünfzig Autoren, von denen ein großer Theil in allen alten und neuen, lebenden und todten Sprachen des Morgen- und Abendlandes noch als unedirte Manuscripte im Staube der europäischen Bibliotheken vergraben liegt, mußte Hr. v. Muralt nach Möglichkeit conſultiren, gegen ſechstausend meistens in widerſprechender Weiſe erzählte, isolirt und datumlos hingeſtellte Facta aus dem Schutt herausgraben, ſie dann nach dem Grade der Wahrſcheinlichkeit um einzelne feſte Puncte gruppiren, die verſchiedenen Berichte über die nämliche Thatſache untereinander vergleichen, die Abweichungen deutlich hervorheben und endlich die Autoren jeder Aufſtellung nach ihrer Ancienneté hintereinander reihen, um auf diesem Wege dem Urſprung der ſich widerſprechenden Angaben oder der allmählichen Trübung der Quelle ſelbſt gründlich auf die Spur zu kommen.

Dieſe weitausſehende und nicht etwa bloß literarische Dilettanten von gewöhnlichem Unternehmungsgeiſt, ſondern auch geübtere Adepten mit Recht zurückſchreckende Arbeit hat Hr. von Muralt neben ſeinen übrigen zahlreichen Berufsgeſchäften im

Laufe weniger Jahre zu Stande gebracht und zwar weniger unvollkommen, als man es von einem erſten Verſuch hätte erwarten ſollen. Man wird Hrn. v. Muralt auf dieſe Arbeit hin einen bedeutenden Rang unter den Männern der Wiſſenſchaft nicht verſagen können. Eigentlich aber wird in dieſem Essai de Chronographie Byzantine noch mehr geleiſtet, als die kaiſerliche Akademie dem Preisbewerber auferlegte. Hr. von Muralt hat ſelbſt tiefgreifende Fragen aus dem Gebiete der Numismatik und Ethnographie, beſonders aber der ſkandinaviſchen Alterthümer nicht geſcheut, wenn aus denſelben für Sicherſtellung ſeiner byzantiniſchen Annalen irgend ein weſentlicher Behelf zu erzielen war.

Die byzantiniſche Chronographie als eine eigene, neue und ganz für ſich beſtehende Wiſſenſchaft in den europäiſchen Ideenkreis einzuführen, war das Ziel, welches die kaiſerliche Akademie von St. Petersburg in der Aufſtellung ihres Programms und Hr. v. Muralt bei der Ausarbeitung ſeiner Schrift vor Augen hatten. Daß es aber noch langer und vielfacher Anſtrengungen bedürfe, um dem vorgeſteckten Ziele ſo vollſtändig als möglich gerecht zu werden, hat ſich der ebenſo umſichtige als gelehrte Verfaſſer ſelber nicht verhehlt; er nimmt aber für das, was er in ſeinem Werke als feſtſtehende Unterlage zu künftigem Weiterbau der byzantiniſchen „Regeſten“ hingeſtellt, nur das Lob der „Präciſion“ und der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit in Anſpruch, „überall nur kritiſch Unanfechtbares zugelaſſen, nirgend aber dem Leſer Conjecturen für Gewißheiten vorgelegt zu haben.“ Dieſes Zeugniß wird, inſoweit wir dazu berechtigt ſind, dem Verfaſſer zu gerechter Vergeltung ſeiner Mühe gerne ausgeſtellt. Wem das ſüßeſte aller Gefühle, ſelber in der Sache etwas Tüchtiges und Schönes geleiſtet zu haben, nicht geſtattet iſt, dem kann nur das Vergnügen fremdes Verdienſt anzuerkennen einigen Erſatz gewähren. Concur-

rentenlos hat noch nie Verdacht erregt; und wenn wir uns auch nicht rühmen dürfen, das ganze große Opus des Hrn. von Muralt Zeile für Zeile geprüft und kritisch ausgelaugt zu haben, so hat sich doch aus der Verification einzelner Perioden zur Genüge herausgestellt, daß man sich auf die im „Essai“ niedergelegten Hauptresultate im Allgemeinen verlassen kann. Kleinere Uebersehen wären bei der häufigen Reduction orientalischer Zeitrechnungen auf die byzantinische, und dann bei der Unmasse von Jahrzahlen, Monats- und Wochendaten der einzelnen Thatsachen überall verzeihlich. Der Verfasser ist aber so kühl, so behutsam und gegen sich selbst so strenge, daß er dem Leser die Freude solche „incurias“ aufzustechen, wenigstens S. 266, Zeile 18 durch Selbstberichtigung nicht vergönnt. Und wie man für Ergänzung und Vervollständigung dieses ersten soliden Entwurfs einer Chronographie von Byzanz weiter arbeiten, schaffen und graben soll, hat der Verfasser in seinen zum Theil höchst wichtigen und dem Werke unmittelbar angefügten „Additions“ selbst gezeigt.

Für eine weit eingreifende Besprechung und kritische Auseinanderlegung des Gesammtinhalts der Muralt'schen Preisschrift wäre hier nicht der rechte Ort. Wir wollten und konnten dem gelehrten deutschen Leser nur im Allgemeinen vom Dasein und vom Geiste dieser merkwürdigen literarischen Erscheinung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften Kunde geben und nebenher mit wenigen, aber hoffentlich doch ausreichenden Worten auf die musterhafte Methode aufmerksam machen, mit welcher hier ein unermeßlicher, in Europa kaum vermutheter Reichthum an historischem Material in schönster Ordnung zur Uebersicht gebracht und in einen Bau verflochten wird, dessen künstlerisches Ebenmaß und leichten Schwung mehr als Ein schwerfälliger, endlos im Sand sich fortschleppender und nie zu Ende kommen-

der Veteran deutſcher Erudition für eigene Belehrung nicht überſehen ſoll.

Vom patriotiſchen Standpunct aus betrachtet hat die Sache allerdings auch ihre Bedenklichkeit. Und wenn man bisher nur die europäiſchen Diplomaten, die Glücksritter und die politiſchen Abenteurer zum Theil in demüthig gebückter Haltung, wie im gemeinſamen Mittelpuncte der Größe und der Macht, am Hofe des Czaren zuſammenſtrömen ſah, ſo wäre es leicht möglich, daß in nicht zu langer Zeit auch die Repräſentanten der geiſtigen Mächte ihren Blick nach „Turan“ und ſeinem hellen Morgenſchimmer wenden müſſen — vorausgeſetzt, daß die „Chronographie Byzantine“ keine iſolirte Erſcheinung bleibe.

Um bei den Deutſchen überall in Rechnung gebracht und vielleicht auch gefürchtet zu werden, genügt phyſiſche Uebermacht und gewiſſenloſe Verſchlagenheit; will aber ein fremdes Volk bei uns auch geachtet ſein, ſo muß es eine literariſche Reiſe verrathen und geiſtige Producte liefern, wie dieſes Muralt'ſche Buch.

Hammer-Purgſtall: Geſchichte Waſſaf's.

(Perſiſch und deutſch.)

(1856.)

Von Julius Cäſar haben die Zeitgenoſſen ſelbſt eingeſtanden, daß es ihm weniger Mühe koſte, Großes und Preiswürdiges zu verrichten, als den Mitlebenden, ſeine ruhmvollen Thaten zu loben und nach Verdienſt anzupreiſen. Das alte Dictum findet gegenüber den wiſſenſchaftlichen Leiſtungen des großen Orientaliſten, deſſen Name an der Spitze des ebengenannten merkwürdigen neuen Buches ſteht, ſeine volle und unbedingte Geltung. Selbſt die Fehde und die leichte ariſtarchiſche Velitation, der ein ſolches Ingenium nicht entfliehen kann, fängt allmählich zu erlahmen an, und die übrigen Sterne, die mit dem ungetrübten Glanze eines Hammer-Purgſtall am literariſchen Himmel des neunzehnten Jahrhunderts funkeln, ſind in Europa bald gezählt. Wir haben aus unſerer Bewunderung dieſes genialen Mannes von jeher kein Geheimniß gemacht, nicht etwa bloß weil wir unſer geringes Wiſſen in Dingen des Orients aus dem unerſchöpflichen Born der Hammer'ſchen Muſe geſchöpft, ſondern hauptſächlich weil wir durch Fleiß und ſorgliches Bemühen die Tiefe, den Umfang und die Mannigfaltigkeit ſeines Wiſſens vielleicht richtiger erkannt und die Unzerſtörbarkeit ſeiner Thatkraft vielleicht auch billiger als andere gewürdigt haben. Gelehrt, vielwiſſend und kenntnißreich ſind in Europa neben Hrn. von Hammer-Purgſtall

auch noch viele andere Leute; aber wo, fragen wir, hat die ſchöpferiſche Kraft eine ſolche Dauer und Energie, die Unterjochung der Materie aber durch den Geiſt eine ſolche Gewalt erreicht wie an dieſem Mann? Wir wollen weder Jemanden eiferſüchtig machen, noch den Gegenſtand unſerer achtungsvollen Bewunderung ſelber langweilen, am wenigſten aber möchten wir durch leiſes Hindeuten auf die „Ritter vom Geiſte“ irgend eine gleichberechtigte deutſche Philautie verletzen; darf man aber das ſtille Wirken der Wiſſenſchaft mit dem brauſenden Getriebe der Politik vergleichen, und glänzen in der Culturgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts vor allen anderen und auf ewige Zeiten Alexander, Cäſar und Napoleon, ſo iſt nicht zu erwarten, daß im Verzeichniſſe der lorbeergekrönten Triumvirn, die uns die eiſenbeinernen Thore des Morgenlandes erſchloſſen haben, die ſpäteſte Nachwelt den Namen Hammer-Purgſtall je vergeſſen könne. Was die Gegenwart hervorragenden Geiſtern bietet, iſt meiſtens ſo unbedeutend, hohl, verkümmert, demüthigend und zweifelhaft, daß wahre Größe nur in der unſterblichen Fortdauer des Namens eine ihrer würdige Vergeltung ſehen kann. Was wir über Hammer-Purgſtall denken, kommt hier gewiß nicht das erſtemal zu Tag; aber eben weil im Lobe wie im Tadel überall ein weiſes Maß nicht fehlen darf, ſei hiermit des Preiſens für alle Zeit genug und bleibe die Beſtätigung unſeres Urtheiles über dieſen merkwürdigen Mann den kommenden Geſchlechtern anheimgeſtellt.

Hr. von Hammer-Purgſtall hat ganz Recht, wenn er in ſeiner Vorrede Waſſaf's perſiſche Mongolengeſchichte vor allen anderen Werken dieſer Art für überſetzenswerth erklärt und, inſofern dem Original durch gereimte Proſa und durch dichteriſche Wiedergebung der Verſe Gerechtigkeit geſchehen ſoll, dieſe Uebertragung nur in der mit der perſiſchen auf das innigſte verwandten deutſchen Sprache für möglich hält. Daß unter allen jetzt lebenden

Perſiſchgelehrten zu dieſer Arbeit vorzugsweiſe nur ein Hammer-Purgſtall berufen ſei, konnte er natürlich nicht ſelber ſagen. Wer aber, wie wir es wenigſtens in einigen der vorzüglichſten Stellen nicht ohne Anſtrengung verſuchten, den Originaltext mit der deutſchen Ueberſetzung vergleicht, kann überall nur derſelben Meinung ſein, beſonders wenn er die mit einer Fülle des reichſten Wiſſens ausgeſtatteten Anmerkungen und erklärenden Noten unterhalb nicht überſieht.

Waſſaf's Geſchichtswerk iſt zwar in ungebundener Rede verfaßt, aber die reine und keuſche occidentaliſche Proſa, wie man ſie bei Cäſar, Voltaire, Leſſing und Macaulay lieſt, iſt den Aſiaten völlig unbekannt. Was bei Arabern, Türken und Perſern Proſa im höhern Style heißt, iſt gewöhnlich reimdurchſpickt, poetiſch angeſchwollen und mit Citaten aus dem Koran und den berühmteſten Dichterwerken alter und neuer Zeit ſo reichlich ausgeſtattet, ja überladen, daß ein Abendländer, um das Ohr an dieſe aſiatiſche Reim-Muſik zu gewöhnen und ſich aus dem unwegſamen Bilder- und Phraſenwuſt zum klaren Begriff hindurchzudrängen, langer Zeit bedarf. Waſſaf's dichteriſche Iran-Proſa kann nur überſetzen, wer ſelber Dichter iſt und die deutſche Sprache redet.

Kein Gelehrter in Europa, ſelbſt Thomas Carlyle nicht ausgenommen, würde in einem hiſtoriſchen Proſawerk zu ſchreiben wagen: „Die Sage von der Pracht und Macht, der Autorität und Majeſtät Mostaſſims iſt mehr, als daß ich ſie hier erkläre“; oder: „Der Vernünftige, welchem die Leitung freund, und der Verſtändige, welcher mit Verſtand Schlauheit vereint, wenn er das Schlagen des Feuerſteines und Stahls vernimmt in ſeinem Ohr, denkt auf das Feuer vor. Es wird Funken ſprühen, die wie Paläſte, wie gelbe Kamele glühen (Koranvers), und wenn er von Weitem die Waſſerſpiegelung ſchaut, ſo iſt er ſchon mit

dem Meere der Wüste und mit den wie Berge thürmenden Wogen des Sandes in ſeiner Einbildung vertraut. Der Unwiſſende, der Nachläſſige, der Träge und Läſſige denkt nicht eher auf Mittel ſich zu retten, bis nicht die Flammen über ihn ſchlagen zuſammen, und bis er, ins Meer verſenkt, von den Fluthen wird ertränkt, er nicht auf die Fähre und das Geſtade denkt. Vor dem Anfalle der Tataren iſt es Zeit zu denken der Gefahren, und Heere zu ihrer Abtreibung zu ſchaaren, und nicht weiter nach den Worten des Weiſen zu gebahren." Im Orient hat man zwar in allen Dingen ſeinen eigenen Geſchmack, man ſtellte aber — wenigſtens im Zeitalter des Chalifates — an einen Gelehrten und Staatsmann weit höhere Forderungen, als im Abendlande üblich iſt.

Wer ein gelehrtes Buch ſchreiben und geleſen werden wollte, zugleich aber auch in der höhern Geſellſchaft zu Bagdad, Tebris, Ghasna und Samarkand ſich zu bewegen prätendirte, wie Waſſaf, der mußte nicht bloß das Geſammtwiſſen ſeiner Zeit in Theologie, Poeſie, Literatur, Rhetorik, Grammatik, Philoſophie, Metrik, Aſtronomie, Thier- und Pflanzenkunde ſammt Chemie in ſich aufgenommen haben; er mußte auch das ganze Rüſtwerk dieſer Disciplinen im Gedächtniß bereit, lebendig und mobil erhalten, um nach Zeit und Bedarf Citat, Vergleich, Bild, Witz und Anſpielung richtig und paſſend hervorzulangen. Um aber an den moslimiſchen Höfen in den Euphratländern und in Iran ein hohes Staatsamt zu bekleiden und ſich z. B. als „Herr des Diwans" (Premierminiſter) zu behaupten, mußte einer nicht bloß in den vorgenannten Disciplinen vollendet ſein, er mußte überdies auch noch das Arabiſche und das Perſiſche correct, fließend und im feinſten Style reden, in beiden Sprachen Dichter und Improviſator ſein und oft immitten der Reichsgeſchäfte oder der prunkvollſten Hofſcenen und Feſtgelage die Schreibtafel nehmen

und ex tempore ein Gedicht eigenſter Compoſition niederſchreiben. Welche Rolle, fragen wir, hätten unſere europäiſchen Premiers insgeſammt mit aller ihrer Routine, Redefertigkeit und Politur bei den „Parties fines“ der geſchmackreichen und raffinirt-eleganten Chalifenſtadt gebildet?

„Waſſaf“ iſt übrigens nicht der eigentliche Name des in Frage ſtehenden perſiſchen Geſchichtſchreibekünſtlers. Er hieß, wie er ſelbſt ſagt, urſprünglich Abdallah Ben Fadhlallah, war von ariſchem Geblüte und wurde erſt nach Herausgabe ſeiner Geſchichte der Mongolen unter der arabiſchen Benennung „Waſſafol-Hafrer“, d. i. Lobredner der Majeſtät, unter ſeinen Zeitgenoſſen bekannt. Bevor er Amt, Stellung und Charakter eines Böttiger oder eines * * von Iran übernahm, war Abdallah Ben Fadhlallah Philolog von Profeſſion, fahrender Magiſter, der die ſieben freien Künſte trieb, beſonders aber Grammatik, Rhetorik und Metrik übte, Gelegenheitsgedichte ſchrieb, in geiſtreichen Geſellſchaften um Lohn declamirte und die jungen Moslimen in der Kunſt arabiſche und perſiſche Diſticha zu ſcandiren und ſelbſt Kaſſideen und Gaſelen zu componiren unterwies. Das Erträgniß dieſer vielfachen Praxis reichte aber nicht mehr hin, nahm ſogar, wie er klagt, mit jedem Jahre ab; es waren der Grammatiker im Land zu viele, die Philologen fraßen, wie man zu ſagen pflegt, einander ſelber auf und bei der Unbeſchränktheit des grammatiſchen Gewerbes bei den Moslimen war der Markt in Bagdad und Tebris ſchon längſt überführt.

„Die Philologie, jammert Waſſaf, iſt heut zu Tage veraltet, ſie nährt ihren Mann nicht mehr und Jedermann iſt jetzt Dichter, und ſtatt mit ergiebigem Honorar in Gold, antworten die Großen auf die warmen Schmeichelhymnen hungernder Muſen mit elegant gereimter Gegenpoeſie.“ Natürlich fand Abdallah Ben Fadhlallah unter ſolchen Umſtänden die moslimiſche Welt tief verfallen, die

Zeitrichtung völlig verkehrt, echtes Verdienſt und gründliches Wiſſen überall ſchnöde mißachtet und alle Rechtſchaffenheit und alle Kunſt aus der Welt verbannt. Die Philologen und fahrenden Poeten in Bagdad und Iran werden hier als Leute geſchildert, die man nie hoch und fett genug honoriren, placiren, decoriren, loben und füttern konnte und die den Untergang der Civiliſation, ja des Univerſums ſelbſt verkündeten, weil ihr Gewerbe in Mißcredit verfallen war und die Reichen nichts mehr von Grammatik wiſſen wollten:

„Es folget ſtets dem Niedrigen die Welt,
Der Schluß ſtets für Geringere ausfällt."

„Heute zu Tage, fährt Waſſaf klagend fort, heißt Verdienſt nur Dunſt, und Neuerung die Kunſt; die Tugend liegt darin, nicht zu beſitzen Tugend."

„Die Unverſchämtheit — welche Schändlichkeit! — heißt heute Beredſamkeit, Leichtfertigkeit gilt für Freigebigkeit, die gleißneriſche Wendung für Vollendung und verfangendes Wort für Fleißes Hort; das Feuerzeug des Verdienſtes gibt nicht Funken, das Licht der Philologie iſt in Finſterniß verſunken; Redner gelten für Narren, die Welt zieht den Poſſenkarren und ſie iſt zu Dienſte der Niedrigen ohne Verdienſte."

„Es ſei von Gott nicht Dauer dieſer Welt gewährt!
Vernünftigen iſt ſie nicht einen Heller werth;
Sie wendet ihr Geſicht von Freien ab im Stillen,
Doch jedem Poſſenreißer iſt ſie gleich zu Willen."

„Wo iſt ein gründlicher Gelehrter, fragt der gekränkte Schöngeiſt, dem die unerbittlichen Sphären einen andern Sold als die Thränen des Morgen- und Abendthaues gewähren? und wo iſt ein verfluchter Dummkopf, dem nicht Morgens und Abends das Glas des Wunſches vom Weine der Eroberungen voll iſt?"

„Die Zeit begünſtigt nur der Dummen Macht,
Da ſie Unwiſſende zu Herren macht;
Und wünſchet Ihr von ihr erhöht zu werden,
So müßt Ihr unvernünftig und ſorglos Euch geberden.“ —

Lange ſchwankte unter dem Eindruck dieſer ſtrafpredigenden Selbſtbetrachtung Abdallah Ben Fadhlallah (möge Gott, ſchreibt er, ſein Ende beſſer als ſeinen Anfang machen), was er nach dem Erlöſchen aller Ausſicht, ſich durch die Philologie zu ſchwingen, für ſein weiteres und beſſeres Fortkommen beginnen ſollte. Endlich entſchloß er ſich in klarem Gefühle, daß mit Metrik und lyriſchem Getändel, beſonders aber mit Oppoſition und eigener Meinung, ſelbſt bei glänzenden Talenten, in Iran nichts zu gewinnen ſei, und bloß die Hohen und die Großen anzuſingen auch nicht viel einbringe, die Allerhöchſten und die Allergrößten mit ſeinem Lobe heimzuſuchen und Dſchuweini's berühmtes, aber unvollendetes Werk über die Geſchichte der Mongolen fortzuſetzen, „auf daß er ſich dem großen Vorgänger als Saum anhange und durch den Namen des Padiſchah zu ewigem Ruhm gelange.“ Daß ſich Waſſaf mit unfruchtbarem Ruhm allein nicht begnügte, ſondern ſubſtantiellere Gedanken hatte und vorzugsweiſe auf die Munificenz des Padiſchah von Tebris ſpeculirte, braucht man dem Leſer nicht zu ſagen. Aber nur zu bald machte er die Erfahrung, daß Eunuchen, Günſtlinge und Weſire alles was aſiatiſche Höfe ſpenden, als ihr Eigenthum betrachten und mit der Eiferſucht eines Kolchis-Drachen den Zutritt zur Gnadenquelle hüten. Ueberdieß hatte Waſſaf das Mißgeſchick, nach anfänglich raſchem Erfolg dem brillanten Dichter, Schöngeiſt und allmächtigen Weſir Schemſeddin plötzlich nicht mehr zu gefallen. Der Weſir fand, daß ſich der Hofgunſt-Candidat gar zu hitzig an die Sultans-Schüſſel dränge, wurde kalt und ſchob den Riegel vor. Den Froſt dieſes Mannes zu erwärmen, wollte um

keinen Preis gelingen. Je begeiſterter Waſſaf ſang und lobte, um ſo eifiger wurde Schemseddin. Erſt nach der Kataſtrophe, die den Weſir verſchlang, unter Arghun-Chan, Oldſchaitu und Ebuſeid fing Waſſaf's Glück zu blühen an.

Erzähltes und Ueberliefertes, Gehörtes und Geſehenes, im Einzelnen und im Ganzen nach Maßgabe der Zeit und der Umſtände wollte er, wie er ſelbſt ſagt, in ſeiner Schrift behandeln, für die er das Todesjahr des Groß-Chans Mengu im J. 655 der Hidſchret (1257 nach Chr.) als Ausgangspunct, den Frühling vom J. 699 (März 1300) aber Anfangs als Schluß beſtimmte, den er am Ende doch bis nahe zu ſeinem eigenen, um das Jahr 1327 erfolgten Tode hinauszurücken ſeiner vom Regentenlobe überſprudelnden Seele nicht verſagen konnte.

Das ganze Werk, mit deſſen Anzeige wir uns beſchäftigen, umfaßt alſo einen Zeitraum von höchſtens neunzig Jahren, muß aber als gelehrtes Product eines berühmten Zeitgenoſſen von doppeltem Werthe ſein, weil der Verfaſſer einerſeits als der vollendetſte Repräſentant der geiſtigen Zuſtände ſeines Jahrhunderts in jenen Kreiſen der islamitiſchen Geſellſchaft Zutritt hatte, in welchen man Geſchichte macht und wo er zugleich die Pragmatik des Geſchehenen erfuhr; andererſeits aber auch, weil er die wahren Motive der Staatsverhandlungen nicht ohne Ironie nur ſo weit verkleiſtert und verdeckt, als es ihm die Natur ſeiner Stellung als erſter Weſir zum Geſetze macht. Dazu kommt noch, daß Waſſaf im Geſchmacke des Orients als das noch immer nicht übertroffene, ja nicht einmal zu erreichende Muſter vollendeter Redeeleganz und hiſtoriographiſcher Stviſtik noch heute gilt.

Wie es bei Autoren meiſtens noch heute üblich iſt, will auch Waſſaf, der Lobredner der Majeſtät, ſich nicht bloß aus innerem Zuſpruch des eigenen Gemüthes, er will ſich auch von verdienſtvollen Männern ermuntert und auf ihre helfende Nachſicht bauend

dem neuen Beruf ergeben. Selbſt die einem Europäer wenig verſtändliche und etymologiſch noch heute controverſe Titelaufſchrift ſeines großen Werkes habe er nicht ohne höhere Inſpiration zu Papier gebracht.

Tedſchrijetol emſſar we Tedſchijetol aaſſar

lautet im Original dieſe bizarre Phraſe und wird durch Hrn. von Hammer-Purgſtall mit

„Sanfte Antreibung der Regionen und linde Betreibung der Aionen"

überſetzt. Allein Titel und Ueberſetzung ſind für ein abendländiſches Ohr gleich matt und nebelhaft, geben aber dem Leſer ſchon im Anbeginn einen Vorgeſchmack der beinahe unbeſiegbaren Schwierigkeiten, mit welchen eine Uebertragung dieſes perſiſchen Geſchichtswerkes zu kämpfen hatte. Die Sprache deſſelben, ſagt Hr. von Hammer, iſt ein reich geſticktes Gewebe der geſuchteſten Bilder und ſeltenſten Allegorien, der mannigfaltigſten aſtronomiſchen und mythologiſchen Anſpielungen, der künſtlichſten Alliterationen und Wortſpiele. Rechne man zu dieſen Bedrängniſſen noch die ſelbſt dem ſchärfſten Ohr kaum vernehmbaren Feinheiten der perſiſch-arabiſchen Metrik, wie ſie in der neueſten Philologie allmählich hervortreten, und man wird geſtehen: das Unternehmen bleibt aller Controverſen über Syllabirung einzelner Worte ungeachtet ein coloſſales und das Verdienſt eine That verrichtet zu haben, vor welcher ſelbſt ungewöhnlich reiche Kräfte zurückbeben, unvergänglich und beneidenswerth. In der Reimfertigkeit iſt der Ueberſetzer dem perſiſchen Original vollkommen ebenbürtig, ja er übertrifft es zuweilen noch an Reichthum, Gewandtheit und Redefluß.

Schade iſt es nur, daß die Zeitverhängniſſe den hochgebildeten und mit einer unglaublichen Maſſe von Gelehrſamkeit angefüllten Waſſaf zum Lobredner der grauſamen und gefühlloſen

Mongolen beſtimmen mußten, dieſer Leute von der „gelben Race“, die Hr. von Gobineau neuerlich nicht ohne Aergerniß vieler Gelehrten aus ihrem Urlande Amerika, wie er ſagt, auf das oſtaſiatiſche Feſtland herüber kommen läßt. Die Mongolen, mumienfarbig, mit ausdrucksloſen, nach Einem Typus geformten, viereckigen Geſichtern, ſchwarzen Straffhaaren, platten Naſen, kleinen ſchiefgeſchlitzten Augen, vorſtehenden Backenknochen und kurzen auswärts gebogenen Beinen — unausgeprägte, wandernde Fleiſchklumpen, wie ſie St. Hieronymus nennt — wohnen noch heute wie im dreizehnten Jahrhundert jenſeits der Wüſte Gobi um den Baikalſee, zwiſchen der chineſiſchen Mauer und Süd-Sibirien, und erhoben ſich durch das dämoniſche Ingenium Dſchengiſchans plötzlich wie der Wirbelwind zu weltverheerender Macht. Vom deutſchen Oderſtrom bis zum Ocean von China und vom nördlichen Polarkreiſe bis zum Golf von Perſien herab erlag alles, was die Welt an Macht und Culturherrlichkeit beſaß, dieſer wilden Fluth. Das zuſammeneroberte Länderchaos ging zwar nach dem Ausſcheiden des Eroberers in ſeine natürlichen Beſtände auseinander; allein auch in den Trümmerſtücken des zerriſſenen Drachenleibes wirkte und lebte die Mongolenkraft noch lange fort. Eine dieſer dſchengiſchaniſchen Tetrarchien — die goldene Horde von Kiptſchak, durch welche einſt das Ruſſenvolk gegen dritthalbhundert Jahre in unwürdiger Knechtſchaft gehalten wurde — lebte zum Theil bis in die neueſte Zeit herab und hat ſchon früher in dem Ueberſetzer des Waſſaf'ſchen Werkes ihren Hiſtoriker gefunden. Iran dagegen ſeufzte im Ganzen nur etwa einhundertfünfzig Jahre lang unter dem verhaßten Joche, deſſen Süßigkeit und leichte Bürde Abdallah Ben Fadhlallah — der Lobredner der Majeſtät — vor Mit- und Nachwelt in ſeiner „Sanften Antreibung der Regionen“ zu verherrlichen unternommen hat. Waſſaf wußte ſeiner Zeit ſo gut, als es heute

Mickiewitſch weiß, daß die Mongolenrace für Hebung der Cultur nichts gethan, — daß ſie aus ihrer Mitte keinen einzigen Dichter und keinen einzigen Künſtler hervorgebracht, und daß der Großchan im Rathe ſeiner Weiſen auf die Frage: „was die höchſte Glückſeligkeit in der Welt wäre“, die von allen Anweſenden laut als volksthümlich geprieſene Antwort gab: „den Gegner beſiegen, ihm die Gattin unter ſeinen Augen ſchänden, ſeine Kinder ermorden und zum Schluß ihn ſelbſt zu Tode quälen.“

Es gibt für verſtändige Leute kein drückenderes Gefühl, als die Nothwendigkeit Perſonen und Dinge zu loben, die man unmöglich achten kann. Der Durſt nach Gold und Ehren war aber von jeher die Klippe, an welcher gerade die begabteſten und reichſten Naturen zu Grunde gingen. Am meiſten Aergerniß und Ekel erregte bei den polirten Bewohnern Irans die brutale Undankbarkeit und die rohe Härte, mit welcher das Mongolenregiment die höchſten Functionäre des Reichs, die größten und genialſten Staatsmänner, Feldherrn, Literaten und Weſire behandelte, ſie erniedrigend und ehrenrührig ausſchimpfte und wie gemeine Knechte der Knute unterwarf. Bei den Mongolen, wie man weiß, wurde ohne Unterſchied Jedermann geprügelt und ward nur die Beſchränkung feſtgeſetzt, daß ein Prinz aus kaiſerlichem Geblüte nicht mehr als dreiundſiebenzig Peitſchenhiebe erhalten durfte. Bei den übrigen Sterblichen dagegen war kein Maß und keine Zahl geſtellt. Nur ein einziges Mal im vorliegenden erſten Bande konnte der „Lobredner der Majeſtät“ ſeine Empfindlichkeit nicht ganz unterdrücken und macht die immerhin noch zahme und auch nur allgemein gehaltene Bemerkung: „es ſei in der mongoliſchen Natur eine ſchädliche und ſchwachſinnige Spur, daß ihre Nowwabe und Emire ſtets den heftigſten Verweiſen und Rügen unterliegen, und daß Dienſte von fünfzig Jahren zuletzt enden in unverdaulichen Gefahren, — daß gute

Dienſte, wenn Böſe ſchlagen und Neider klopfen, vergeſſen ſind und in den Wind geſchlagen." Dieſe Seite des Mongolenthums iſt aber, wie einige behaupten, irgendwo in Europa noch bis zu dieſem Tage in Kraft geblieben. Secundäre Werkzeuge der kaiſerlichen Hofbrutalität ſtellt Waſſaf zwar einige Mal höflich auf den Pranger der Oeffentlichkeit; weiter hinauf zu greifen und einen ſultaniſchen Wüſtling, Feigling, Trunkenbold und Sünder tadelnd zu nennen, wagte er ebenſo wenig, als es vor ihm Procopius von Byzanz und in der jüngſten Zeit ein Karamſin und Uſtrialow bei den Moskowitern wagen durften. Dagegen bemüht ſich der „Lobredner der Majeſtät", den leiſen Tadel durch ein freilich ebenfalls nur wenig ſagendes, wenn nicht gar zweideutiges Lob wieder gut zu machen. „Es iſt bei den Mongolen, ſagt er, eine löbliche Sitte, daß ſie den Anſchwärzer und Wortſammler nicht achten und ihm nicht trauen; — daß ſie, wenn ſie auch aus der Angabe und dem Verrathe Nutzen ziehen oder einen Halsſtarrigen beſtrafen und ſein Wort ins Ohr nehmen, ſobald die Geſchäfte geſchlichtet und der Zweck der Angeberei ausgerichtet, den Angeber und Verräther wie einen zu einem ſchmutzigen Gebrauche beſtimmten Fetzen ſchätzen, und in ſein Wort keinen Glauben ſetzen." Verräther zu benützen, ihnen aber nachher zu mißtrauen und ſie um das gehoffte Sündengeld zu täuſchen iſt nichts außerordentliches und war in der Politik von jeher eine ſtark geübte Sitte. Anſchwärzern und Intriganten aber ein williges Ohr zu leihen pflegten im Orient von jeher nur bösartige und ſchwache Fürſten; die einen, weil ſie das Rechte vom Gegentheil zu unterſcheiden ſelber nicht das Talent beſitzen; die anderen aber, weil ihnen jede, auch die als falſch erkannte Veranlaſſung Schlimmes zu thun willkommen iſt.

Von den mongoliſchen Groß-Chanen ſelbſt kommt in dieſem erſten Bande eigentlich nur der auch von gleichzeitigen chriſtlichen

Glaubensboten und Kaufherren des Abendlandes als ein Fürſtenwunder geprieſene Kubila zur Sprache, und überdies wird hier in anmuthigen Excurſen von der idyllenhaften Glückſeligkeit erzählt, in welcher von Tſchin und Matſchin bis nach Syrien und Aegypten hin unter Kubila's Regiment alle Länder ſchwammen. „Bis an den äußerſten Occident, heißt es, waren in jeder Zeit und in jedem Moment die Länder angebaut und mit dem Ausfluſſe ſeiner Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit bethaut.“ Die ſchon von Dſchengiskhan begonnene, aber erſt durch Kubila um das J. 1272 n. Chr. vollendete Eroberung oder, wie ſich der „Lobredner“ ausdrückt, Befreiung China's iſt die eigentliche Großthat dieſes gewaltigen und edlen Herrſchers, und mit nicht weniger lebendigem Intereſſe wird man Waſſaf's Berichte über die Einzelheiten dieſes Heerzuges, über die klugen und verſtändigen Anordnungen nach dem Siege, und über das eminente Verwaltungstalent, über die weiſen Finanzmaßregeln und über die großartigen Bauten dieſes großen Eroberers leſen, als einem die lieblichen, auf Angaben von Kaufleuten und glaubwürdigen Reiſenden geſtützten Erzählungen über Sitten und Einrichtungen, über Geldwirthſchaft und Agricultur, über Baukunſt und Städtepracht, über Bevölkerung, Polizei und ſtatiſtiſche Beſtände jener weit entlegenen Regionen willkommen ſind.

Chunfai, heißt es, iſt die größte der chineſiſchen Städte. Sie iſt länglich gelegen, vierundzwanzig Farſangen (etwa dreißig Stunden) vom Meer entfernt, mit Steinen und gebrannten Ziegeln gepflaſtert, die Häuſer und Wohnorte ſind aus Holz gebaut und mit ſchönen Götzenbildern angefüllt. Vom Anfang der Stadt bis zum Ende derſelben ſind drei Poſtſtationen errichtet. Die längſte ihrer Gaſſen hat drei Farſangen (gegen vier Stunden). Sie faßt vierundſechzig Vierecke ſymmetriſch in ihren Theilen, mit gleichen Säulen. Der Salzſtempel allein trägt

täglich siebenhundert Balische Dschaw, d. i. Papiergeldes (3500 Gulden rh. täglich, oder 1,277,500 Gulden rh. jährlich). Die Menge der Handwerker ist so groß, daß zweiunddreißigtausend Menschen allein die Kunst der Färber treiben. Es werden darin siebenhunderttausend Waffentragende und ebenso viele Unterthanen gezählt, deren Namen in den Blättern und Registern des Diwans eingetragen sind. Ihre Kirchen sind wie Schlösser. Jede derselben wogt von ungläubigen Mönchen, Priestern und Küstern, Kirchen- und Götzendienern, mit einer Menge von Leuten, deren Namen nicht zu berechnen sind. Vierzigtausend Mann hatten für innere Sicherheit und nächtliche Polizei zu sorgen. Ueber die Canäle, vom chinesischen Meere abgeleitet und so tief wie der Tigris bei Bagdad und von zahlreichen Schiffen bedeckt, führten dreihundertsechzig Brücken. Wer aber wollte das Gedränge der von allen Theilen der Welt für Handel und Wandel nach Chunsai eilenden Fremden schildern! Und doch war Chunsai nicht die Residenz, es war nur die erste Handelsstadt des Reichs und überließ das Glück den Groß-Chan zu beherbergen an Chanbaligh und an das feenhafte, von Kubila in colossalem Maßstabe neu angelegte Mongolen-Prätorium zu Taidu, wo der kaiserliche Palast mit Jaspis ausgelegte Fußböden und massiv mit Gold und Silber vergitterte Fenster hatte.

Aus all dieser irdischen Herrlichkeit ward der „gerechte Chan" im J. 1293 vom Schicksal abgerufen, und wenn das unermeßliche Reich, so lange Kubila lebte, durch seine persönliche Größe wenigstens nominell zusammenhing und eine staatliche Einheit bildete, so löste sich nach seinem Ausscheiden der Verbindungskitt nur um so schneller, da mit der Macht und den Goldpalästen nicht auch der überwältigende Genius auf die Nachfolger überging. Thatsächlich war der über Iran herrschende Zweig des

Hauſes Dſchengiſchan ſchon jetzt ganz unabhängig und lebte unter dem kraftvollen Hulagu erblich und wohl conſtituirt ſein eigenes Leben, während der gewaltige Groß-Chan am Ufer des öſtlichen Weltmeeres goldbekleidete Holzpaläſte zimmerte und ſeine Flotten wider Japan und die malaiiſchen Inſeln ſandte. Ein beſonderer Abſchnitt in Waſſaf's Geſchichte beſchreibt die im vorletzten Lebensjahre Kubila's (1292 n. Chr.) erfolgte Unterwerfung des Eilandes Mol Dſchawea (Java); über den Seezug nach Japan aber, weil er wie Semiramis' und Napoleons Züge gänzlich mißlungen iſt, wird vom „Lobredner der Majeſtät" nichts gemeldet. Ueberhaupt wirft er nach ſeinem lebenswarmen Bilde der Größe Kubila's nur noch zeitweiſe und vorübergehend einen flüchtigen Blick auf den kaiſerlichen Mongolen-Süzerän hinter der großen Wüſte. Die volle Kraft ſeines beredten Fleißes bleibt dem eigenen Vaterlande, dem ſchönen Iran aufgeſpart, deſſen Geſchicke unter Hulagu († 1264) und ſeinen drei Erbnachfolgern Abaka-Chan († 1282), Ahmed-Sultan († 1284) und Arghun-Chan den Hauptinhalt des mit der Thronbeſteigung des letztgenannten Fürſten abgeſchloſſenen erſten Bandes dieſes berühmten Werkes bilden.

Die ganze reiche Fundgrube morgenländiſcher Regierungs- und Staatsweisheit, Philoſophie und Sittenkunde, Poeſie, Beredſamkeit und zauberiſcher Künſtelei des Styles einerſeits, andererſeits aber auch die melancholiſchen Betrachtungen über Scenen des Verraths, der Grauſamkeit und der mehr als dämoniſchen Bosheit der öffentlichen Gewalt neben der unbegreiflichen Geduld der Menſchen und der Providenz auszubeuten und erſchöpfend darzuſtellen, hätte zwar einen großen Reiz, würde aber ſelbſt der rieſig hereinbrechenden europäiſchen Gedankenverſandung ungeachtet hier dennoch kaum geſtattet ſein. Für ein Gemälde jener Zeiten, Sitten und Culturbeſtände beſonders wichtig ſind die

Proclamationen, Manifeste und diplomatischen Noten, welche die mongolische Staatscanzlei zu Tebris bei großen Ereignissen, z. B. nach dem Fall des Chalifats und nach der Bekehrung Ahmed-Sultans zum Islam, an die auswärtigen Höfe in Kairo, Haleb ꝛc. erließ und welche der persische Verfasser sammt der Antwort in extenso wieder gibt. An Weitläufigkeit und erschöpfender Fülle kommen diesen orientalischen Erlassen nur die Botschaften der nordamerikanischen Präsidenten gleich. Ob aber die Fillimore, die Nesselrode und die Manteuffel unserer Tage auch den Zeug zu einem solchen Concept besitzen, brauchen wir nicht zu wissen.

Nur auf zwei in ihrem Belang allerdings verschiedene, für Kunde der Menschen und Dinge aber gleich wesentliche Thatsachen, die Zerstörung des islamitischen Kirchenstaates von Bagdad und die grauenvolle Militärrevolution, durch welche Arghun-Chan über die Leichen seines Bruders und Gebieters Ahmed-Sultan und seiner glänzenden Wesire auf den Thron von Iran kam, darf noch mit wenigen Worten hingedeutet werden. Mit der einen dieser beiden Thatsachen beginnt Wassaf und mit der andern schließt er seine persisch-mongolische Separatgeschichte, soweit sie im ersten Bande abgewickelt ist.

Von dem großen geistlichen Staate der Abbassiden hatten sich im Laufe der Jahrhunderte Spanien, Nordafrika, Aegypten, Arabien, Syrien, Ostkleinasien, Armenien und Kurdistan mit dem ganzen weiten Ländercomplex von Iran und Turan zwischen dem Indus, dem Jaxartes und dem Golf von Persien nach einander abgelöst, und im dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war dem Statthalter des Propheten von seinem weltlichen Besitzthume nichts mehr geblieben, als die schöne und reiche Landschaft am untern Laufe des Euphrat-Tigris, mit der prachtvollen Haupt- und Residenzstadt Bagdad an beiden Ufern des

letztgenannten Stremes. So viel ungefähr hatten auch die drei Nachfolger Nebukadnezars, jenes großen Vollſtreckers der Jehovah-Decrete im alten Bunde, von der Herrlichkeit der chaldäiſchen Monarchie gerettet, bis die Arier des Cyrus auch dieſen blühenden Reſt verſchlangen. Unbeſtritten hafteten mitten unter Aufruhr und Tumult der Säculariſation nur die kirchliche Gewalt und die unbezahlte, thatſächlich ſchlummernde religiös-politiſche Oberaufſicht über die Geſammtſtaatenwelt des Islam an der geheiligten Perſon des Chalifen. Ein geiſtliches Oberhaupt des Islam ohne weltlichen Beſitz konnte man ſich in der mohammedaniſchen Welt nicht denken, und der Einfall den Chalifen in ſeinem Erblande zu befehden und weltlich auszupfänden, war im Aufruhr aller Elemente ſelbſt dem roheſten und mächtigſten Condottiere in Iran und Turan nicht gekommen. Der Chalifenſtaat am Tigris war für alle Zeiten neutrales Land.

Zwiſchen der Himalayakette und dem atlantiſchen Ocean war Bagdad noch um dieſe Zeit die größte, die ſchönſte, die goldreichſte und an Wiſſen, Können und feiner Politur hervorragendſte Stadt der Erde. Die Künſtler zu Bagdad, ſagt Waſſaf, waren ſo geſchickt, daß ſie Feuer auf Waſſer zu malen verſtanden und daß ſelbſt die ſchwungvollſten Dithyramben der geiſtreichen C...es der Chalifenſtadt noch weit hinter dem wahren Verdienſt der bagdadiſchen Malerakademie zurückgeblieben ſind. Für perſönliche Sicherheit und für Aufrechthaltung der weltlichen Autorität Seiner islamitiſchen Heiligkeit wachte, Feſtungswerke und Stadtmilizen abgerechnet, unter erprobten Führern ein gutbezahltes und kriegeriſch geübtes Reitercorps von ſechzigtauſend Mann.

Moetaſſim, der letzte Chalif, üppig, geizig, ſorglos, ſchwach und abenteuerlich, war der Luſtigkeit, der Ruhe und trägem Sinnengenuß ergeben, füllte ſeine Palaſtciſternen mit gemünztem Golde und überließ die Herrſchergeſchäfte fremder Hand. Ibnol-

Alkami, sein vertrauter Wesir, war in allem was Empfang und Ausgabe, Gewährung und Verwehrung betraf, unumschränkter Herr. Die Wahl indessen schien eine glückliche. Alkami, sagt Wassaf, war zwar nur ein Bauernjunge aus dem benachbarten Dorfe Kerch; er war aber ein ausgezeichneter Gelehrter, der vortrefflich in Prosa und Versen schrieb und in Theologie wie in Philosophie seines Gleichen suchte; großmüthig, fröhlich, freundlich und in Staatsgeschäften der gewandteste Mann im ganzen Lande. Der Credit bei seinem Gebieter war unbedingt und schien für alle Zeiten festgegründet. Das alles schirmte aber den Emporkömmling und Ketzer (Alkami war Schiite) doch nicht vor dem hochmüthigen Naserümpfen der orthodoxen Großen und Vornehmen des Chalifen-Hofes. Selbst an Kränkungen der empfindlichsten Art hat es nicht gefehlt. Alkami, ehrgeizig und rachsüchtig wie alle Morgenländer, konnte so wenig, als jener Haman an der hohen Pforte zu Susa, Demüthigungen, die sich täglich wiederholten, mit Resignation ertragen und wollte sich, da der stolze Chalife seinen Diener nicht schützen konnte, für die Bosheit der Knechte zuletzt am Herrn selber rächen. Alkami conspirirte, schrieb verrätherische Briefe nach Tebris und lud die Mongolen zu einem Angriff auf Bagdad ein, in der sichern Voraussetzung, man werde nach dem Sturze des Chalifen ihn, den großen Staatsmann und Dichter, aus Dankbarkeit als Generalstatthalter und Vicekönig des unterjochten Kirchenstaates decretiren. Hulagu zögerte lange; die starke Festung, die sechzigtausend Reiter, die öffentliche Meinung seiner mohammedanischen Unterthanen und endlich die Heiligkeit Mostassims selbst flößten ernste Bedenken gegen das Unternehmen ein. Connetable de Bourbon war weniger Scrupulant als der Mongolen-Chan. Alkami wußte alle Bedenken zu beschwichtigen; er rieth dem Chalifen das einheimische Reitercorps zu entlassen, Pferde

und Kriegsvorräthe zu verkaufen und die Sicherheit des Staates den bagdadiſchen Stadtmilizen anzuvertrauen; der Friede, verſicherte er, ſei jetzt für alle Zeiten befeſtigt und der koſtſpielige Soldat von nun an überflüſſig; mit dem erſparten Solde könne der Glanz des allerheiligſten Hofes erhöht und der noch halbleeren Goldciſterne bald ihre volle Ladung werden. Der Chalife ging in dieſe Anträge ein, und wie die Hauptſtadt entwaffnet und ſchutzlos war, ſtand das große Mongolenheer vor den Thoren. Nach fünfzigtägiger Gegenwehr erfolgte auf Alkami's Rath die Uebergabe, und der Beherrſcher der Gläubigen erſchien mit der ganzen Pracht ſeiner geiſtlichen Ueppigkeit im Hauptquartier des Hulagu. Das Loos der Beſiegten blieb nicht lange zweifelhaft; zuerſt ward der Hofſtaat des betrogenen Fürſten niedergemetzelt und zuletzt er ſelbſt, weil das geweihte Blut zu vergießen Niemand wagte, in Teppiche eingewickelt und mit zerquetſchten Knochen zu Tode gerollt, die wehrloſe Bevölkerung der prachtvollen Hauptſtadt aber der Brutalität der mongoliſchen Soldateſca preisgegeben. Der Krieger durfte in Bagdad, wie ſpäter Tilly's Croaten in Magdeburg, plündern, morden, brennen und ſich ungeſtraft erlauben was er wollte. Nach vierzigtägigem Greuel wurde endlich Pardon ausgerufen und was an Menſchen und Wohngebäuden noch übrig war, unter geſetzlichen Schutz geſtellt.

„Bagdad war verwüſtet und leer," und die Länder der Welt, ſchreibt der Lobredner der Majeſtät, durch die erbeuteten und verſchleuderten Schätze derſelben wieder blühend hergeſtellt. Waſſaf wußte für alles Troſt, und von einer Threnodie à la Nicetas trifft man in ſeinem Werke auch bei dieſer grauſigen Kataſtrophe keine Spur. Kaum ein Zehntel der Stadt war ſtehen geblieben und doch übertraf dieſer Reſt, wie der Lobredner ein halbes Jahrhundert ſpäter als Augenzeuge berichtet, noch alles, was er auf

ſeitigen Wanderungen durch weite Länder an Pracht und Lieblichkeit geſehen hatte.

Konſtantinopel durch die abendländiſchen Ritter (1204) und Bagdad durch die Mongolen Hulagu's erſtürmt und verbrannt (1257) ſind neben dem Henkertode des letzten Hohenſtaufen zu Neapel (1268) die drei traurigſten Scenen des dreizehnten Säculums.

Der Urheber des großen Unglücks, der hochſtudirte Verräther Alkami, hatte ſich übrigens nicht bloß verrechnet; er ward von dem Sieger gleichgültig und ohne Lohn der Vergeſſenheit überlaſſen, und lebt nur als Symbol des Abſcheues und der allgemeinen Verwünſchung im Volksſprichworte der Euphratländer bis auf den heutigen Tag fort.

Wir wollen den Leſer in ſeinen tragiſchen Empfindungen nicht durch weitere Auszüge und Betrachtungen aus Waſſaf's erſtem Bande ſtören; wir hoffen aber, die kaiſerliche Akademie in Wien werde mit Herausgabe des zweiten Bandes nicht gar zu lange zögern, damit wir zu eigener Beruhigung ſobald als möglich erfahren, durch welche Handlungen der Weisheit und Gerechtigkeit Arghun-Chan ſeine Blutthat geſühnt und die Manen ſeines erſchlagenen Bruders und Oberherrn beruhigt habe.

Dr. G. L. Fr. Tafel und Dr. G. M. Thomas: Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante.

I.

(1856.)

Die nächst und streng politische Seite des Pariser Friedens vom 30. März und die „Assicia“ Napoleons sammt der neuen Stellung, in welche durch dieses große und unerwartete Ereigniß die Staaten des lateinischen Occidents im Allgemeinen und Deutschlands insbesondere gerathen sind, lassen wir unberührt. Ebenso wenig soll hier von den Hoffnungen, die der Ausgang des letzten Kampfes getäuscht, und von den Erwartungen, die er nicht erfüllt, am allerwenigsten aber von der Natur und von dem Belang des neuen Präteriums im Occident auch nur leise die Rede sein.

Es mag sich diese Dinge jeder im eigenen Gemüthe zurechtlegen und es bei sich selbst entscheiden, ob die politischen Größen, welche Zufall oder eigene Kraft in Europa an das Steuer hingestellt, mit vermehrtem oder mit vermindertem Credit aus der Katastrophe hervorgegangen sind, und dann, ob das neue Europa jetzt dauerhaftere Unterlagen seiner Socialbestände gewonnen, als

die früheren waren, oder ob wir nach ohnmächtiger und talentloser Pause weiter reichenden Erschütterungen und größeren Uebeln entgegengehen, als die durch Napoleons weise Mäßigung und vollendete Staatskunst eben vor ihrer vollen Reife noch erstickten gewesen sind. Die Schmeichler wie die Starren, die Incorrigibeln wie die Pessimisten haben jetzt gleiche Muße und gleiches Spiel; für alle aber, die der einen wie der andern dieser Künste fremd geblieben sind und doch keine Langeweile haben, wäre Schweigen jetzt das klügste, wenn nur der Streusand der Pariser Protocolle, wie der Staubwurf in Virgils Bienensturm, bloß die aufgeregten Gemüther im Occident zur Ruhe gebracht und nicht zugleich einen positiven, in seinen Wirkungen unberechenbaren, dem Wesen nach aber höchst conservativen, ja antirevolutionären, von vielen aber doch als antichristlich verschrieenen neuen Staatsgedanken in Europa eingebürgert hätte. Unter den Auspicien Napoleons und mit lautem Beifall des vielwipfeligen Olympus hat das Pariser Friedensinstrument den Padischah der Osmanli, Sultan Abdül-Medschid Chan, als ebenbürtiges und gleichberechtigtes Mitglied in das europäische Fürstencollegium eingeführt und sämmtliches Besitzthum der byzantinisch-türkischen Monarchie unter die Garantie des europäischen Staats- und Völkerrechts gestellt. Dieser große Act hat das Dasein der Osmanen auf dem geheiligten Boden Europa's in Permanenz erklärt und nicht ohne peinliche Verletzung manches hochherzigen Gefühles der alten Stadt des Konstantin, ihren Säulen und ihren Tempeln auf diplomatisch-ewige Zeiten den Stempel einer islamitischen Metropole aufgedrückt. Der Ruf des Staatsromantikers: man soll zu Gunsten der alten Besitzer die ungläubigen Türken aus dem illyrischen Dreieck und aus Stambul treiben, wäre dem öffentlichen Recht gegenüber von jetzt an nicht mehr verständiger und zulässiger, als das Ansinnen an den großen

europäischen Areopag, durch Verjagung der Magyaren aus Pannonien, der Angelsachsen aus Großbritannien, oder selbst der Russen aus Moskovien, den verkommenen Stämmen der Slovenen, der Finnen und der Kelten ihr altes Erbtheil und ihre verlorene Macht zu restauriren. Kalt und gefühllos, wie der Senat von Sparta, hat das große Concilium an der Seine die von der abendländischen Literatur und Politik während eines Menschenalters warm und innig gepflegte Idee einer Wiedererneuerung des altbellenischen Glanzes wo nicht mit einem Federstrich ganz erstickt, so doch wenigstens in ihrer begeisterten Strömung abgekühlt und überall auf ihre eigene Kraft und ihr eigenes Maß zurückgeführt.

Die Türken und nicht die Griechen, der Padischah der Gläubigen mit seinen Wesiren, Ulema und Mufti, nicht der orthodoxe „Morea-Kral" mit seinen Archonten, Klephten und Archimandriten sind durch den Spruch der Tagsgewaltiger, und nicht ohne gerechtes Erstaunen vieler, als das Bedürfniß der Zeit und als die politische Nothwendigkeit des Jahrhunderts proclamirt. Gegenüber dieser inappellabeln Sentenz den Leuten noch jetzt ihre verjährten Hellasträume vorzuhalten und sie nachträglich zu belehren, daß sie ihren politischen Calcül nicht mit König Cecrops und König Menelaos und ihren Hopliten, sondern mit den orthodoxen Unterthanen der unheilbar verblendeten Landverderber und schlechten Fürsten, der Paläologen Demetrius von Mistra und Thomas von Chalandritza beginnen müßten, wäre nach allem vorausgegangenen, mehr als zwanzig Mal wiederholten Sermon nicht mehr an der Zeit. Traurig genug, daß es so gekommen ist und daß politische Ueberschwenglichkeiten, weil die kluge Rede überall nichts vermag, nur durch das demüthigende und unerbittliche Factum im Fluge aufzuhalten und einzudämmen sind. Sicamber, sagte St. Remigius zum neugetauften Chlodewig,

was du früher angebetet, das mußt du jetzt verdammen, und dem weiland verſchmähten Chriſtenglauben ſei hinfür deine Herzensneigung zugewandt. Zu viel indeſſen darf man von den Leuten auch jetzt nicht verlangen, und iſt der Hellenen-Cultus mit ſeinen Götterbildern und Säulengängen durch die Pariſer Conferenzen auch amtlich für todt erklärt und aus der Staatspraxis ausgemärzt, ſo lebt er doch als letzte Medicin gegen die Erbärmlichkeit der Gegenwart in allen edleren Gemüthern fort. Das Geſtändniß indeſſen, daß Alt-Hellas mit ſeinen phyſiſchen und geiſtigen Beſtänden ganz und gar erloſchen, und daß etwas neues, ungekanntes und noch unerprobtes an die leere Stelle getreten ſei, wird man unſerer Zeit, beſonders aber dem ſtandhaften Ellinen wohl nicht erſparen können, wenn man den wahren Grund verſtehen will, warum der Occident mit der ganzen Wucht ſeiner geiſtigen und materiellen Kraft gegen das „Fatum von Byzanz" nichts vermag, und warum gleich im Beginn des illyriſchen Trauerſpiels der Verſuch die Vergangenheit zurückzubannen, und am Ende ſelbſt noch der Gedanke eine „helleniſche Autokratie" zu ſchaffen, vor der unerbittlichen Wirklichkeit als todtgeborne Phantome zu Boden fallen und verſchwinden mußten.

Das auf den Landſchaften unſerer Prädilection laſtende Fremdenjoch konnte, wie wir ſahen, Europa wohl zerbrechen, das künftige Schickſal aber, die politiſche Stellung und den ſittlichen Werthgrad des freigelaſſenen Knechts zu fixiren, ward den emancipirten Trümmern ſelbſt in die Hand gelegt. Nur heißt es der guten Sache einen zweideutigen Dienſt erweiſen, wenn man die nothwendig noch ärmlichen und dürftigen Beſtände am Niſſus nicht als neuumgerodete und in ihren Erträgniſſen noch unſichere Plantage der Nachſicht und dem mitleidigen Wohlwollen des Occidents anzuempfehlen, ſondern als ein Continuum des

claſſiſchen Alterthums, als etwas in ſeiner Art ſchon jetzt vollendetes, muſtergültiges, als ein alt-praktiſch weiſes und ſeiner höhern Begabung wegen achtunggebietendes Schaffen, Bilden und Können auszumalen noch immer für nöthig hält. Wer heute noch ernſtlich glaubt, es laſſe ſich, ſo lange der Herzpunct des türkiſchen Reiches — die große Stadt Konſtantinopel — aufrecht ſteht und das goldene Horn unter den Augen des Padiſchah die Reichthümer und die Flotten der halben Welt beherbergt, aus der bankerotten Verlaſſenſchaft der Comnenen und der Paläologen ſelbſt mit der größten Summe politiſcher Weisheit und Rechtſchaffenheit eine ſelbſtändige und in der anatoliſchen Politik maßgebende Centralgewalt erſchaffen, der hat über die Schwierigkeiten der Lage, ſo wie über die Natur der byzantiniſchen Reichs-Elemente wohl niemals ernſtlich nachgedacht. Eine Aufzählung des Guten, das ſie nicht gehindert, und ein Nachweis des Böſen, das ſie nicht gethan haben, wäre ein würdiges und genügendes Lob der mühevollen Pfleger und Baumeiſter der neuen Hellas-Pflanzung. Unſere Zeit iſt ſo nüchtern, ſo kalt und ſo trocken, daß ſie wenigſtens in der Politik nicht mehr an Mirakel glauben will und den ungemeſſenen Tiraden eines Tropong und eines La Gueronnière überall mit froſtiger Miene Cicero's bekannte Phraſe an Fabius Gallus entgegenhält: tu quidem multa dicis sed tibi nemo credit.

Geſagt wird hiermit eigentlich nur, daß Byzanz gegenüber durch den letzten Pariſer Frieden mit der Politik auch die Literatur des Occidents aus ihren Fugen gedrängt und auf eine neue, ungekannte und ungewohnte Bahn hinübergeſchoben wird. Durch die Begebenheiten der beiden letzten Jahre iſt ohne Zweifel auch das emancipirte Hellas zur Einſicht gekommen, daß man es bereits für großjährig hält und daß es ſich von jetzt an ſelber helfen muß, weil ihm das Abendland mit aller ſeiner Macht

und ſelbſt mit ſeinem beſten Willen nicht mehr weiter helfen kann.

Am tiefſten über dieſe Wendung der öſtlichen Dinge muß ſich am Ende die deutſche Muſe grämen, weil ſie durch Napoleon III. aus der Region olympiſcher Träume und aus dem Wieſen-Asphodil des Elyſiums in die traurige, ideellem Schwung mit Recht verhaßte Langeweile der Byzantiner-Welt herabzuſteigen und neben den Chören der Antigone die Staats- und Handelsdiplome der orthodoxen Autokraten, und zum Schluſſe gar noch die theologiſchen Controverſen über das unerſchaffene Licht des Berges Tabor zu commentiren gezwungen wird.

Das Verſtändniß der illyriſchen Halbinſel-Politik im Allgemeinen und der neugriechiſchen Zukunft insbeſondere wird jetzt nicht mehr zu Delphi und in der Höhle des Trophonios, ſondern in den Reichsannalen von Byzanz und in den kernhaften, wenn auch noch formrauhen Compoſitionen der Romanen des Mittelalters, folglich in den Archiven von Venedig, Wien, Paris, München, Genua, Florenz, Turin und Rom zu ſuchen ſein. Fürwahr, die Laſt des Wiſſens wächſt rieſig an, und die Berechtigung in gelehrten Dingen mitzureden knüpft ſich mit jedem Tage an unerfüllbarere Bedingungen. Am Ende hätte * * l noch Recht, wenn er mit kräftiger Hand das ſauſende Rad der Zeiten hemmen und den ſchwelgenden Occident auf die Ignoranz und auf die „hölzernen Teller“ des armen und finſtern Mittelalters zurückſchieben will. Zum Glück wächſt in Deutſchland mit den Schwierigkeiten auch der Muth und treten, wenn die Ermattung überwiegend ſcheint, unvermuthet neue Kräfte in den Kampf. Wir haben vor nicht gar langer Zeit Muralt's „Chronographie Byzantine“ angezeigt und bei dieſer Veranlaſſung zugleich die Verdienſte der verſchiedenen europäiſchen Literaturen in Förderung der byzantiniſchen Studien aufgezählt. Möchte in dieſer Liſte

manchem Eiferer für das Vaterland die Rangſtellung der Deutſchen ungenügend ſcheinen, ſo können wir jetzt nach Durchſicht und gewiſſenhafter Prüfung der Eingangs genannten Schrift das frühere Urtheil zu nicht geringer Selbſtbefriedigung weſentlich umgeſtalten. Es liegt der erſte Theil einer, vorerſt bis 1300 reichenden, auf drei ſtarke Octavbände berechneten und im Manuſcript bereits vollendeten venetianiſch-byzantiniſchen Urkundenſammlung vor, die — ein wahres Propyläum von Byzanz — ein correctes und gründliches Verſtändniß der mittelalterlichen Levante-Geſchichte weſentlich erleichtern und ihren beiden Urhebern unter den Geſchichtsforſchern Deutſchlands einen bedeutenden und wohlverdienten Rang ſichern wird.

Der Leſer begegnet hier etwa nicht, wie es nur zu oft geſchieht, einer mechaniſchen Compilation loſe zuſammenhängender, aus verſchiedenen Archiven planlos aufgeraffter, theils halb theils ganz unbekannter Schriftſtücke, in welchen Leichtes und Allverſtändliches mit überflüſſiger Gelehrſamkeit erläutert, über wahrhaft kranke Stellen aber leiſe hinweggeſchlichen wird. In Geiſt, Methode und Erfolg wird hier Neues und Seltenes geboten, beſonders aber muß die Sorgfalt und die Kunſt, mit welcher die Herausgeber zu der gewöhnlichen bibliographiſchen Zuthat, den Einleitungen in die Documente, auch noch einen lichtvollen hiſtoriſchen Hintergrund zu geben und den organiſchen Zuſammenhang der Urkunden mit den Begebenheiten der Epoche zu beleuchten verſtehen, nicht überſehen werden. Wir glauben auf keinen Widerſpruch zu ſtoßen, wenn wir den erſten gelungenen Verſuch, die Hülfsmittel der hiſtoriſchen Kritik, wie früher auf das claſſiſche Alterthum, ſo jetzt auf die Denkmäler des byzantiniſchen Mittelalters anzuwenden, in dieſer Doppelarbeit zweier achtbaren deutſchen Gelehrten ſehen. Ebenſo wäre auch die Bezeichnung dieſer Schrift als Wendepunct für die byzantiniſchen Studien

in Deutſchland nur ein Act der Gerechtigkeit und der wohl und ſauer verdienten Anerkennung. Nicht die Methode an ſich — damit man uns ja nicht mißverſtehe — ſondern nur ihre Anwendung auf das Byzantiniſche und Mittelalterliche will man hier als ein Novum bezeichnet haben und als ein den beiden Herausgebern eigenthümlich angehöriges Gut vindiciren.' Als Vorbilder dieſer umfaſſenden Arbeit müſſen wir die franzöſiſche Schule ſeit Du-Cange und das Berliner Inſtitut der „Monumenta Germaniae" von Pertz betrachten. Haben aber die Herausgeber in den beiden Städten Venedig und Konſtantinopel die zwei mächtig wirkenden Pole und Träger der byzantiniſchen Geſchichte des Mittelalters erkannt, und in Folge dieſer Erkenntniß ihr venetianiſch-byzantiniſches Urkundenbuch nach dem Höhepunct der hiſtoriſch-philologiſchen Wiſſenſchaft aufzubauen und zu veröffentlichen unternommen, ſo beweiſt das nur den richtigen Tact, mit welchem ſie den Herz- und Lebenspunct ihrer geiſtigen Schöpfung zu erkennen wußten. „Sollten aber die Fontes rerum Venetarum für die Geſchichte Venedigs insbeſondere, und für die des Mittelalters überhaupt eine neue und lichtvolle Durchſicht gewinnen laſſen, ſo mußten erſtlich alle hieher bezüglichen Documente, welche in alten oder koſtbaren Werken verborgen liegen, in eine geordnete Folge gebracht und ſoweit als nur möglich, ſei es durch neue Collationen oder durch Anwendung der kritiſchen Methode, leſbar und verſtändlich gemacht werden. Dann aber war es unumgänglich, den Zuſammenhang Venedigs und des Orients, das Wechſelverhältniß zwiſchen der Lagunenſtadt und dem byzantiniſchen Imperium bis in die älteſte Zeit der Republik urkundlich nachzuweiſen, und die allmähliche politiſche Machtentwickelung des adriatiſchen Karthago nach dieſer Seite hin Schritt für Schritt zu verfolgen und zu belegen." Dieſes Programm fordert zu einer um ſo ſtrengeren Prüfung der Leiſtung auf, da die Heraus-

geber im Gefühle ihrer Hülfsmittel und ihrer Kraft es ſich aus freien Stücken ſelber ſtellen und nebenher als claſſiſch geſchulte Männer dem tugendreichen und geſchmackvollen Occident das Panorama anatoliſcher Verkommenheit und Fäulniß vorzumalen den Muth beſitzen.

Wir glauben Niemand zu verletzen, wenn wir ihrer Präcedentien wegen die beiden Herausgeber unter den jetzt lebenden deutſchen Gelehrten zur Löſung dieſer Aufgabe für beſonders geeignet halten. Das lange und harte Noviziat, durch welches man ſich für dieſe byzantiniſche Ordensmiliz vorbereiten muß, haben ſie beide beharrlich überſtanden, und ſie treten nun gefeit und wohlgerüſtet auf den Plan. Dr. Gottlieb Lukas Friedrich Tafel, Veteran und Meiſter der Tübinger Schule, hat durch umfaſſende hiſtoriſch-philologiſche Vorarbeiten auf dieſem Felde, namentlich durch geographiſche Unterſuchungen Illyricums, und durch byzantiniſche Textkritiken bereits ſolche Proben von Gelehrſamkeit abgelegt und als würdiger Rivale eines Reiske, Wolf und Höſchel im In- und Auslande ſo namhafte Erfolge erzielt, daß ihm der Rang eines erſten Byzantologen Deutſchlands nicht mehr abzuſtreiten iſt.

Nicht weniger hat Dr. Georg Martin Thomas, weiland Zögling der ſtrengen Ansbacher Disciplin und ſpäter Gottfried Hermanns Schüler, durch eine Reihe in Zeitſchriften und akademiſchen Abhandlungen niedergelegter Verſuche, entweder corrupte und angefochtene Stellen claſſiſcher Autoren, vornehmlich der großen Hiſtoriker, zu beleuchten und herzuſtellen, oder den innern Zuſammenhang wichtiger Abſchnitte derſelben und ihre Bedeutung für die Culturgeſchichte darzulegen, hauptſächlich aber durch das Markige und ungewöhnlich Scharfe ſeiner mit Tafel durchgeführten venetianiſch-byzantiniſchen Präludien ſchon lange die Aufmerkſamkeit des gelehrten Publicums auf ſich gezogen und ſeinen

Credit in der öffentlichen Meinung so gründlich befestigt, daß ihn die philosophische Facultät in Erlangen seiner real-philologischen Leistungen und seines allgemein anerkannten ausgezeichneten Lehrtalentes wegen einstimmig für den neu zu errichtenden Lehrstuhl der Geschichte vorgeschlagen hat. Durch Cooptirung solcher Kräfte haben sich die Akademien von München und St. Petersburg nur selbst geehrt, und wenn es in der Folge auch an weiteren Auszeichnungen für diese beiden Forscher nicht fehlen wird, so kann es überall nur der gerechte Lohn des Verdienstes sein, da man hier die Früchte, wie sie sonst nur corporative Thätigkeit erzielt, namentlich in Opfern von Geld und Zeit, durch die sechsjährigen, still und prunklos fortschreitenden Bemühungen zweier schlichter Privatgelehrten zur Reife gebracht und eingesammelt sieht. Deswegen verdient die kaiserliche Akademie in Wien wegen ihrer großmüthigen und ergiebigen Unterstützung dieses Werkes im gelehrten Europa besondern Dank. Sie ist da mehr als österreichisch; sie hat, wie man es andererseits in der byzantinischen Politik gesehen, so hier in der byzantinischen Wissenschaft das eine große Deutschland repräsentirt.

Wer immer die zahlreichen kritischen Proben dieses ersten Bandes überdenkt, namentlich aber die Pagg. 99, 119, 120, 169, 248 und 249 durchgeführten mit dem verdorbenen Urtext zusammenstellt, oder auch nur die Staats- und Handelsverträge der Dynastie Angeli mit dem Abdruck derselben bei Marin vergleicht, der muß den überwiegenden Werth einer vielfach, aber mit Unrecht angefeindeten und geschmähten Wissenschaft, mit deren Hülfe sich solche Dinge verrichten lassen, doppelt fühlen. Fürwahr, einem tüchtigen Philologen kann man seine Achtung nicht versagen, so lange man es mit der Wissenschaft redlich meint. Ohne genaueste Kenntniß der Sprachgesetze und ohne Sicherheit der kritischen Methode kann nun einmal in der

Hiſtorie, weder in Herausgabe von Urkunden, noch in der Darſtellung ſelbſt, irgend etwas Erkleckliches geleiſtet werden. Oder hat nicht eben erſt jetzt der treffliche Sprachforſcher und ſchneidend ſcharfe Kritiker Theodor Mommſen bloß durch die Strenge ſeiner philologiſchen Disciplin die römiſche Geſchichte unter ein völlig neues Licht geſtellt und dem Leſer Genüſſe bereitet, deren Möglichkeit früher Niemand ahnte? Man kann gegen die Grammatiker ungerecht ſein, man kann ihre Verdienſte und ihre Bedeutung mißkennen und ſie ſelber unbenützt auf die Seite ſchieben; aber einen Leonhard Spengel nicht hoch zu halten und ihn nicht als eine der vorzüglichſten Zierden der Wiſſenſchaft zu ehren, wird ſich das deutſche Volk nicht ſo leicht überreden laſſen.

Was nun endlich Inhalt und Ergebniß des hier angezeigten erſten Theiles des Urkundenbuches ſelbſt betrifft, ſo iſt Venedigs allmähliches Losſchälen aus dem byzantiniſchen Reichsverband und ſein ſtufenweiſes Heranwachſen als Großmacht und erſter Handelsſtaat des Occidents durchweg das Hauptmoment. Wie heute die drei Donaufürſtenthümer, war auch der neugeſchaffene Lagunenſtaat, bei voller Freiheit der innern Verwaltung, in den drei erſten Jahrhunderten ſeiner Exiſtenz doch ſtaatsrechtlich dem orthodoxen Autokraten zu Konſtantinopel unterthan, und hatte folglich als politiſches Annexum der Centralgewalt am Bosporus in Kriegs- und Friedenszeit an den öffentlichen Laſten des byzantiniſchen Gemeinweſens ſeinen Antheil mitzutragen. Zu der Kunſt, wie ſich durch kluges Benützen der Oertlichkeit, der Zeiten und der Umſtände der arme hörige Knecht zu Reichthum und Macht erſchwingen und endlich ſelbſt der Herr ſeiner ehemaligen Gebieter werden könne, hat man von jeher in der Geſchichte von Venedig den ſchönſten Commentar erkannt.

Die Erwerbung des Adria-Golfes mit Iſtrien und Dalmatien;

dann die im Laufe der Kreuzzüge klug eingeleitete Gründung venetianischer Handelsniederlassungen in Syrien und auf den Südküsten Kleinasiens, und endlich der mit Venediger Kraft und Intelligenz vorbereitete und durchgeführte stürmende Angriff auf die Hauptstadt des griechischen Reiches selbst, die Zertrümmerung der orthodoxen Monarchie und in Folge der Theilung des immensen Raubes die Besitznahme der reichsten und zum Handel am vortheilhaftesten gelegenen Eilande und Continente rund um das illyrische Dreieck, vom goldenen Horn bis zum Golf von Cattaro durch die Dogenrepublik, bilden die natürlichen Anhalts- und Ruhepuncte dieser ersten Lieferung. Nebenher läuft eine Reihe von Handels- und Staatsverträgen mit dem Ikonischen Sultanat von Rum und mit den christlichen Königen von armenisch Cilicien, welche Verträge, wenn man sie durch frische, mit den neuesten Hülfsmitteln der geographischen Wissenschaft anzustellende Untersuchungen jener Himmelsstriche vom Rost abendländischer Ignoranz und Barbarei zu säubern verstünde, als reiche und beinahe einzige Fundgrube für mittelalterliche Länder- und Ortskunde jener altberühmten Regionen gelten müßten. Für Hebung und Förderung bloß ideeller Güter der Erkenntniß und der Wissenschaft hatte das nur greifbaren Interessen huldigende, reiche, seemächtige, prunkvolle und kriegerische Venedig des dreizehnten Säculum nicht dieselbe Empfänglichkeit wie wir. Dem Erfolge nach aber macht es für uns und für die Wissenschaft keinen Unterschied, ob nach der kläglichen Katastrophe des Jahres 1204 venetianischer Golddurst oder venetianische Erkenntnißtriebe an der Wiederauffindung und Benutzung der alten Handelsstraßen des Orients größeren Antheil hatten.

Besonders reizend aber und pikant werden unter den gegenwärtigen Umständen für abendländische Leser gewiß jene Documente der Sammlung sein, welche die Charakterzüge der Haupt-

acteure zeichnen und uns neben dem Urtheil, welches der eine über den andern fällt, zugleich das Spiegelbild der politischen Moralpraxis beider, der Christen von Venedig und der Christen von Byzanz, sehen lassen. Für Staatsmänner dagegen und für politische Architekten, weil sie das ungelöste Pensum des dreizehnten Jahrhunderts neuerdings vor sich liegen sehen, wird die mehrbesagte große Katastrophe vom J. 1204 mit dem ephemeren Sieg und der definitiven Niederlage des lateinischen Kirchengedankens im Ringkampfe mit dem anatolischen das überwiegende Thema politischer Contemplationen sein. Der lateinische Cäsar des Occidents kann sich mit dem orthodoxen Basileus von Byzanz am Ende noch verständigen; Otto der Sachse und Nicephoros der Kappadocier, die stolzen Hohenstaufen und die thöricht-eiteln Angeli mögen immerhin ihrer Eifersucht entsagen, mögen durch Vermittelung der venetianischen Staatsmarine nicht bloß lebhaft mit einander correspondiren, sie mögen auch durch Gesandtschaften engern Verkehr mit einander pflegen und im Gefühle gemeinsamer dynastischer Interessen zeitweise und vorübergehend sogar Freundschaft und Bündniß schließen; nur zwischen den beiden heiligen Stühlen von Alt-Rom und von Neu-Rom, zwischen dem „Servus Servorum Christi“ und dem „Patriarchen der gesammten bewohnten Erde“ gibt es keinen Compromiß. Da man aber die Säculargewalt, durch welche die geistlichen Rivalen bisher getrennt und niedergehalten wurden, jetzt überall in Europa, wie entmuthigt und aufgebraucht, vor der höhern Macht der Kirche im Rückzug sieht, so hat sich auch das politische Zukunftsprogramm der civilisirten Welt in seinen Hauptzügen von selbst festgestellt. Wie lange aber Europa noch warten muß, bis ein neuer Innocenz III. und ein blinder Dandolo auf die Bühne tritt, vermögen wir nicht vorherzusagen.

Die gefährlichſte, aber nebenher auch die lohnendſte und dankbarſte Probe, um die Superiorität ihrer Arbeit vor den Leiſtungen der Vorgänger zu beweiſen, ward den Herausgebern des Urkundenbuches im Documentencomplex über Erſtürmung, Plünderung und Einäſcherung der prachtvollen Hauptſtadt des orthodoxen Morgenlandes, ſowie über die Theilung des Reiches unter die ſiegreichen, von Andacht und Golddurſt begeiſterten Barbaren des Occidents geboten.

Obgleich die Stadt Konſtantinopel, wie ein von den Herausgebern unter den Handſchriften der Münchner Hofbibliothek aufgefundenes galliſches Ineditum bemerkt, zu den ſtärkſten Feſtungen der Welt gehörte und mehr als dreimalhunderttauſend Bewaffnete innerhalb ſeiner Mauern zählte, ſo iſt ſie doch nach einer Gegenwehr von nur wenigen Stunden einer Miſchlingsbande von zwanzigtauſend aus allen Gegenden des Abendlandes zuſammengelaufenen Abenteurern in die Hände gefallen.

Was immer an griechiſchen, lateiniſchen, romaniſchen und deutſchen Quellenſchriften über dieſes große Ereigniß im Staub der Bibliotheken verborgen lag und aufzutreiben war, iſt dem Inhalte nach hier mitgetheilt und ausgebeutet, ſo daß weſentlich neues über das Factum ſelbſt von jetzt an wohl nicht mehr zu erwarten ſteht. Dagegen wird die gewichtvollſte aller in dieſem Bande geſammelten Urkunden, der byzantiniſche Theilungsvertrag vom Jahre 1204, ungeachtet des reichen, lichtvollen und mit der größten Sorgfalt geſchriebenen Commentares, mit welchen ihn die Herausgeber von Anfang bis zu Ende begleiten, in ſeinen geographiſchen Beziehungen hie und da doch noch einer höhern Vervollkommnung fähig bleiben und auch noch länger Stoff für Berichtigung von Leſearten und genauere Präciſirung byzantiniſcher Oertlichkeiten bieten. Dieſer Commentar — der eigent-

liche Glanzpunct des erſten Bandes — kennzeichnet übrigens am beſten den heutigen Standpunct der geographiſchen Wiſſenſchaft, ſo wie den Grad von Geſchicklichkeit, mit welchem die Herausgeber das neue Inſtrument handzuhaben und zu gebrauchen wiſſen. Für claſſiſche Scholaren wird es indeſſen immerhin ein peinliches und allzeit nur ſchwer herauszupreſſendes Geſtändniß bleiben, daß mit den alten Sprachen, mit Strabo und den kleineren griechiſchen Geographen, mit Pomponius Mela und C. Plinius in der byzantiniſchen Geographie nicht mehr auszukommen ſei. Unglücklicher Weiſe fällt aber der ſchwerſte Bann der Claſſiſchen gerade auf jenes Element, ohne welches die wahre Schreibart und die richtige Bedeutung unzähliger byzantiniſcher Ortsnamen herzuſtellen unmöglich iſt. Eskimaux und Azteken, Papuas, Tonga-Tabu und Quiche ließe man ſich noch gefallen; aber Slaviſches auf dem geheiligten Hellasboden zuzulaſſen, kann man ſich nur in der äußerſten Noth und bei unabweisbarer Evidenz entſchließen. Dieſer Vorwurf harthörigen Widerſtrebens trifft zwar die beiden Herausgeber auch nicht im entfernteſten; zu bemerken iſt es aber doch, daß z. B. in der geographiſchen Auslegung des oftbeſagten Theilungsvertrages ein frank und freies Eingehen auf die verbeſſerte Leſeart des theſſaliſchen Ortsnamens *Ραδοβιτζιον* (Radowitz) alles weitere Schwanken gehoben hätte. Ortsnamen wie Radowitz und Dobra-Voda haben ſich beſonders in Epirus und Theſſalien bis auf den heutigen Tag erhalten. Ebenſo iſt unter der Ortſchaft Bondica der Goldbulle Kaiſer Manuels (1148) nicht ein in Epirus belegenes Bondizan, ſondern das altſlaviſche Küſtenſtädtchen Vonizza auf der helleniſchen Seite des Golfs von Arta zu verſtehen, weil in byzantiniſchen Documenten bei ſlaviſchen Namen B mit B, n mit nd und ʒ, ʒ und ʒʒ mit c bezeichnet werden. In derſelben

Stelle darf auch über den byzantiniſchen Handelsplatz „Theologon“ kein Zweifel ſein; es iſt Epheſus, der alte Biſchofſitz des Apoſtels Johannes, den die Byzantiner in ihren geiſtlichen und weltlichen Erlaſſen vorzugsweiſe den „Theologen“ nennen und dann aus lauter Reſpect vor dem heil. Apoſtel dieſe Benennung auch auf die Stadt Epheſus ſelbſt übertragen. Dafür wird in Aufzählung des an der aſiatiſchen Seite des Bosporus dem lateiniſchen Imperator zuerkannten Gebietstheiles unter den ſinnloſen Varianten verſchiedener Drucke und Manuſcripte von den Commentatoren raſch und tactfeſt das Wahre getroffen und Servochoriis, d. i. Serbendörfer, in den Text aufgenommen. Die Bewohner dieſer Serbendörfer, im Waldgebirge zwiſchen Nicäa und Nikomedia, reden mit der Außenwelt zwar türkiſch, unter ihnen ſelbſt aber und am häuslichen Herd lebt die alte Slavenſprache aus den Zeiten der großen Transmigration ſeit mehr als tauſend Jahren auch jetzt noch fort, wie uns Hr. Mordtmann, die Zierde der europäiſchen Diplomatie am Bosporus, erſt neulich aus eigener Erfahrung kund gethan.

Dieſe Andeutungen mögen vorläufig genügen, um die Aufmerkſamkeit des orientliebenden Publicums auf das Eingangs genannte venetianiſch-byzantiniſche Urkundenbuch der HHrn. DD. Tafel und Thomas hinzulenken. Den Gehalt eines literariſchen Products auf Gerathewohl durch eigene Prüfung zu ermitteln, hat die Maſſe der Leſewelt jetzt weder Zeit noch Luſt. Der raſche Flug, das kurze Leben, die dunkle Zukunft, das Intereſſe, der Reiz, der Genuß, alles treibt, drängt, ſtürmt und gönnt uns keine Beſinnung, keine Muße, keine Raſt. Wer ſind die Leute, die uns belehren wollen? iſt ihre Gabe blauer Dunſt, leeres Stroh, grauer Nebel, dürre Schwindelei, oder iſt es greifbar und reell, was ihre Broſchüre bringt? Die Vorantwort auf

dieſe Fragen hat man geben wollen, und wir wiſſen wahrhaft nicht, bedarf es noch eines beſonderen Fingerzeigs, oder weiſen die hier zuſammengeſtellten Documente über die Ausbreitung des alt-venetianiſchen Handels und über die Wege, die derſelbe in kluger Wahl getroffen, nicht gleichſam von ſelbſt auf die Bahnen hin, in welche ſich die ſtürmiſche Thätigkeit der Europäer in dem ſich neuerſchließenden Orient auch künftig wieder drängen wird?

II.

(1857.)

Unsere Meinung über den Werth und die Bedeutung dieses historischen Quellenwerkes und über die Eigenschaften seiner Herausgeber haben wir gleich nach Durchsicht des ersten Theils vor ungefähr Jahresfrist mit bestem Wissen und Vermögen kund gethan. Inzwischen hatte das unbefangene gelehrte Publicum Zeit genug, das Urtheil zu prüfen und die Gerechtigkeit desselben durch seinen Beifall zu bestätigen und anzuerkennen. Lappenberg, um gleich eine bedeutende Autorität in Historicis zu nennen, hat das „europäisch und universalhistorisch wichtige Werk" freudig begrüßt, und sogar Italiener und Russen, die sich im Lobe deutscher Geistesproducte gewöhnlich nicht zu übereilen pflegen, haben dieses Mal ihre warme Anerkennung nicht versagt. Und es ist gewiß etwas mehr als Zufall, wenn diese Schrift der beiden bayer'schen Akademiker vorzugsweise die Aufmerksamkeit jener Staaten und jener Männer auf sich gezogen hat, deren Blick weit über die Schranken der Alltagsnöthen hinaus in die entfernte Zukunft dringt. Freiherr von Bruck, der umsichtige Staatsmann und geniale Wiederhersteller des österreichischen Staatshaushaltes, hat den beiden Herausgebern „sein lebhaftes Interesse" am Fortgang ihres Unternehmens in eigener Zuschrift auf das ermunterndste und wohlwollendste zu erkennen gegeben. Von einem Buche aber, wenn es auch noch so scharfsinnig und noch so akademisch gründlich und formschön geschrieben ist, den Lebensdrang der Zeit aber

nicht berührt, wird in den maßgebenden Regionen günſtigſten Falles als wie von irgend einem literariſchen Curioſum und amüſanten Spielwerk flüchtig Notiz genommen. Seinen Ekel an bloß unfruchtbarer Gelahrtheit hat noch kein Zeitalter ſo aufrichtig kundgegeben, wie die Gegenwart.

Das Elend eines dreißigjährigen Religionshaders, wie eines ſpaniſchen Erbfolgeſtreites oder eines ſiebenjährigen deutſchen Bürgerkriegs einiger Fetzen Landes wegen über Europa zu verhängen, hält man heute allgemein für eine Unmöglichkeit. Selbſt für die ausſchließliche Herrſchaft einer beſtimmten Staatsform ſich gegenſeitig den Hals zu brechen, werden die Europäer auf die Proben der letzten ſechs Decennien hin mit jedem Jahre langſamer und bedächtiger. Man hat ſich gegenſeitig dulden gelernt und allmählich die Ueberzeugung erlangt, daß die allgemeine Wohlfahrt weniger von der äußern Form des ſtaatlichen Seins abhängt, als von der Leichtigkeit, aus dem Nationalkern auf naturgemäßem Wege die größtmögliche Summe geiſtiger und materieller Güter hervorzubringen. Durch Arbeit und Verſtand reich und mächtig und folglich irdiſch glücklich zu werden, iſt die Theſis unſerer Zeit. „Siamo prima Veneziani e poi Cristiani“ haben weiland die Pregadi von San Marco geſagt, und bei allem Anſchein und bei noch ſo lauter Verſicherung des Gegentheils wird dieſem Lagunen-Dictum in der weiten Chriſtenwelt mit einer Entſchiedenheit gehuldigt, die auf den Beifall der Verächter behäbigen Erdenlebens — der Entbehrungsphiloſophen von Kapilawaſtu — ein- für allemal zu verzichten ſcheint. Contemni turpe est, legem dare superbum, ſagt der Dichter im Petronius, und den Glauben an die Wahrheit dieſer Sentenz und an die Nothwendigkeit ihrer Praxis im Herzen der europäiſchen Völker zu erſticken, wird keine Schrift, kein Exempel, keine Pſalmodie, kein Straſſermon je vermögend ſein. Aber nicht als

Almoſen verlangt der Menſch unſerer Zeit Autorität und Brod; er will beides als die Frucht der eigenen Arbeit und der eigenen Intelligenz erwerben. Die freie Thätigkeit und der ſchrankenloſe Verkehr iſt ſein Lebenselement, und „hostis publicus“ wird hinfüro nur derjenige ſein, der ihm auf dieſen Wegen nebenbuhleriſch oder hindernd entgegentritt. Handelskriege, vielleicht nicht weniger hartnäckig und zerſtörend als früher die politiſchen und religiöſen Kämpfe, können in Zukunft allein noch möglich ſein. Wir ſtellen dieſe Ausſicht hauptſächlich zur Beruhigung jener Tapfern, die das edle Waffenhandwerk zu ihrem Lebensberuf gewählt und nebenher in Sorgen ſind, die Homilien eines Elihu Burritt und die beredten Declamationen eines Cobden und eines Bright könnten am Ende doch die Langeweile eines ewigen Friedens unter die Leute bringen und die Soldaten überflüſſig machen.

Das Volk, welches reichlicher, intelligenter und nachhaltiger als andere ſein Brod gewinnt und ſeinen Nahrungsſtand erhöht, wird von nun an auch das mächtigere ſein und es ſo lange bleiben, als es dem Genius der Zeit gehorcht. Das unerſchöpflich reiche Vorrathshaus, ohne welches der weiße Menſch nicht leben kann, war aber von jeher und iſt heute noch in den milden Regionen Aſiens aufgeſtellt. Und die Zugänge zu dieſer unverſiegbaren Lebensquelle zu beſitzen oder wenigſtens offen und wegſam zu erhalten, iſt Aufgabe und Ende der europäiſchen Politik im großen Styl. Wären die Ruſſen, im Falle man ihrer „rabbia bisantina“ die Türkei überließe, harmlos und tugendhaft genug, um die Reichthümer des Orients nicht eigennützig zu ihrem Privatvortheil zu verwenden und als Inſtrument herrſchſüchtiger Uebermacht auszubeuten, ich glaube, man hätte ſie letzthin gegen den Padiſchah unbehindert gewähren laſſen. Aber eben weil man ihrer chriſtlichen Einfalt und Uneigennützigkeit nicht vollkommen trauen zu dürfen glaubte und auch in Zukunft nicht

von moskowitiſchem Almoſen leben wollte, hat ſich ihnen der abendländiſche Nebenbuhler vor Sebaſtopol in den Weg geſtellt.

Aus den blutgedüngten Leichenfeldern Tauriens hat ſich die aſiatiſche Fehde auf das friedvolle Gebiet der Muſen zurückgeſpielt und von der Rolle des Duc de Malakoff haben, wenn Sie den Vergleich geſtatten wollen, die Herausgeber des venetianiſchen Urkundenbuches ihr beſcheidenes Antheil auf ſich genommen. Denn Verhandlungen über aſiatiſche Verkehrswege, aſiatiſche Producte, Beſitzthümer, Fahrten und Staatsverträge werden in Europa entweder mit den Waffen oder mit der Feder in alle Zukunft fortbeſtehen. Nur wird wie der Einſatz und die Noth, ſo auch der Glanz und der Lohn der Streiter in beiden Kampfweiſen ungleich ſein. Nur dürfen die vielgelobten friedlichen Herſteller der Notizen über mittelalterige Lebens- und Machtproceſſe zwiſchen Aſien und den Repräſentanten der europäiſchen Verkehrswelt ja nicht glauben, ſie hätten durch ihre mühevollen Lucubrationen dem abendländiſchen Genius erſt den Weg gezeigt, auf welchem er ſein Glück im Orient zu ſuchen habe. Wie aller Philoſophie der Glaube, ſo iſt aller Theorie von jeher die That vorangegangen, und in den meiſten Dingen hat der Inſtinct die Menſchen ebenſo ſicher geleitet, wie die ſpäter kommende Doctrin. Das alte Venetia, deſſen politiſche und commerzielle Verherrlichung ſich die beiden Verfaſſer als Ziel vorgeſetzt, hat ohne Urkundenbuch, ohne akademiſches Vademecum, ohne kritiſche Philologie und ſelbſt ohne ſich auf die „relazioni“ eines Marſigli und eines Sanuto zu ſtützen, die ſicherſte und die kürzeſte Procedur entdeckt, um aus den entlegenſten Regionen des Orients den goldenen Strom der Glückſeligkeit in die Lagunen herüberzuleiten. Und wenn das neue Europa die venetianiſchen Lucubrationen der Herren Tafel und Thomas mit Wohlgefallen und mit Beifall aufgenommen hat, ſo geſchah es nicht, weil

außer der Nothwendigkeit, die gräko-russischen Hemmnisse an den Thoren des Morgenlandes wegzuschaffen, auch das Bedürfniß eines Suezcanals und einer Euphratbahn etwa erst durch dieses Buch hervorgetreten wäre. Der Mensch liebt es aber, sein spontanes Thun nachträglich durch das Räsonnement als vernunftgemäß, als correct, weise und folgerichtig, ja als nothwendig und zugleich durch Exempel aus der Vorzeit gerechtfertigt dargestellt zu sehen. Diesen Dienst haben den europäischen Zeitgenossen die gelehrten Herausgeber des Urkundenbuches geleistet, die Mittel zu dieser Leistung aber neben dem eigenen Aufgebot jahrelanger und uneigennütziger Studien aus der thatkräftigen Nachhülfe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien geschöpft.

Von den beiden wissenschaftlichen Akademien Süddeutschlands hat sich die eine in kluger Berechnung von Bedürfniß, Zeit und Kraft für ihre Thätigkeit ein landenges Ziel gesetzt, diesem selbstgesetzten Ziele aber durch ein volles Jahrhundert, zum Theil unter nicht günstigen Umständen, mit einer Beharrlichkeit, mit einer Sicherheit und mit einem Erfolge nachgestrebt, denen man Beifall und Bewunderung nicht versagen kann. Die andere dagegen, eine Tochter der neuesten Zeit, führt Höheres im Sinn, und hat eben erst durch ihre Patrocinanz des venetianischen Urkundenbuches den Beweis geliefert, daß sich ein großes Reich außer der Waffengewalt ebenso wirkungsvoll durch Förderung der Wissenschaft und der correcten Einsicht an der großen Frage des Tages betheiligen kann.

Nach diesen allgemeinen Vorerinnerungen und Fingerzeigen ist nur noch über den Inhalt des neu ausgegebenen Bandes das Nöthige anzudeuten.

Wenn der vorausgegangene erste Theil die Anfänge der venetianischen Herrschaft, zunächst als Gebieterin des adriatischen Meeres, dann als Beherrscherin der griechischen Gewässer, die

Theilnahme an den ersten Kreuzzügen, die Niederlassung in den Küstenstädten Syriens und zuletzt den welthistorischen Zug Dandolo's nach Konstantinopel sammt der Theilung des byzantinischen Reiche in folgerechter Ordnung bis auf den Kaiser Heinrich von Flandern (1205) urkundlich belegte, so bietet der neu ausgegebene zweite Band, indem er das nächste halbe Jahrhundert umfaßt, jene Documente, welche von der Befestigung der venetianischen Macht in den neu erworbenen Gebietstheilen, von der Sicherung des Handels in den Reichen und Fürstenthümern, die aus jener Katastrophe hervorgingen, von der Ausdehnung des Verkehrs auf Kleinasien, Armenien, Aegypten, Tunis u. s. w. Zeugniß geben. Wir finden hier die Verträge: 1) mit den lateinischen Kaisern von Konstantinopel; 2) mit den Herren von Negroponte delle Carceri aus Verona; 3) mit den Fürsten von Achaja, aus dem Hause Villehardouin; 4) mit den griechischen Despoten von Arta, dem Erzbischof von Dyrrhachium, den Herren auf Rhodos, Corfu u. s. w.; 5) mit Theodor Lascaris, Kaiser von Nicäa; 6) mit dem Erzbischof von Tyrus, mit den Herren von Byblos, Beirut, Saona (Sahjun) u. s. w., 7) mit den Sultanen von Rum, von Aleppo, von Aegypten und von Tunis (Barbaria); 8) die Urkunden über Creta und seine Verwaltung; 9) die Pacta mit Genua, soweit sie die Verhältnisse des Orients berühren; 10) die Verhandlungen mit Rom, hauptsächlich wegen des so wichtigen lateinischen Patriarchats in Konstantinopel; 11) die erneuten Verträge mit den bedeutungsvollen nächsten Berührungspuncten der Dogenstadt, mit Triest, Ragusa, Zara und mit dem König von Ungarn; 12) Erlasse wegen des Handels und der Jurisdiction im Orient; 13) die ersten Relazionen venetianischer Geschäftsträger.

Unter diesen Urkunden sind mehr als sechzig hier zum ersten Mal neu oder vollständig gegeben, die anderen aber großentheils durch

die exacte Methode philologischer Kritik so gut als in neuer Recension dargestellt. Man vergleiche z. B. die Cretischen Urkunden, die ebenso interessant als schwierig sind, mit ihrer Ausgabe bei Flaminio Cornaro, und man wird sogleich erkennen, welche Fortschritte unsere Philologie gemacht und wie heilsam es ist, daß diese neue Wissenschaft nun auch in größerem Maßstabe das Mittelalter und seine verworrene Hinterlassenschaft in ihren Bereich zu ziehen angefangen hat.

Mit echt historischem Sinn haben die Herausgeber die Briefe der Päpste, so weit sie hergehören, in ihre Sammlung aufgenommen. Wer dürfte aber auch einen Innocenz III. in irgend einer Staatsaction jener Zeit übergehen? Die Geschichte des lateinischen Patriarchats von Konstantinopel wäre ohne diese Excerpte geradezu zerbröckelt und ohne innern Zusammenhang. Dagegen wird auf diese schon durch Brequigny allerdings gut edirten Briefe, wo es nöthig war, sprachlich, historisch und geographisch vielfach neues Licht verbreitet.

Von ganz besonderer Bedeutung erscheinen die Cretischen Urkunden. Zur Geschichte dieses Eilandes, die erst noch zu schreiben ist, hat selbst Vasbley nur Präludien aufgestellt, deren Ausbau nur auf dem Wege zu erwarten ist, den die Herausgeber angedeutet haben. Theils die ewigen Aufstände der stark gemischten Bevölkerung, theils die Lage selbst haben den Besitz von Creta den Venetianern nicht weniger kostspielig als unsicher und schwierig gemacht. Die Anlegung militärischer Colonien in altrömischer Weise und mit feudalistischem Zuschnitt ist vielleicht eine der merkwürdigsten Phasen im venetianischen Creta-Regiment.

Dagegen entwickeln die theils im mittelfranzösischen und italienischen Dialect geschriebenen Verträge mit den moslimischen Staaten im Allgemeinen und mit den Mameluken-Sultanen von Kairo insbesondere (vergl. pag. 143, 184—191, 221—225,

256—260, 274—276, 299—307, 416—418, 426—429, 450—456, 483—493) einen Begriff des Völkerrechts, wie er in den Handelsverträgen unserer Zeit kaum höher und ausgebildeter vertreten könnte. Der große Bericht endlich, welchen der venetianische Baile Marsilius im Jahre 1243 über Syrien erstattete (pag. 351—398), die umständlichen statistischen und national-ökonomischen Nachweise über die Besitzungen der Republik San-Marco in und um Tyrus, dann die geographischen Notizen und der Periplus des Sanuto (pag. 399—416) mit möglichst vollkommenem geographischen Commentar sind ebenso viele Lichtpuncte der Sammlung, als Verdienstestitel der Herausgeber um Aufhellung und festere Begründung einer mittelalterigen Wissenschaft von Byzanz.

Hammer-Purgſtall: Geſchichte der Chane der Krim unter osmaniſcher Herrſchaft

und

Moriz Wickerhauſer: Wegweiſer zum Verſtändniss der türkiſchen Sprache.

(1856.)

„Omnia fui, nihil expedit" hat auf dem Gipfel irdiſcher Größe Septimius Severus ausgerufen. So lange es Arbeit, Kampf, Sieg und Sorgen gab, iſt der melancholiſche Spruch dieſem unruhevollen und ehrgeizigen Imperator nicht in den Sinn gekommen. Erſt nachdem er zwiſchen der Euphratwüſte und dem öden Caledonien alles, was in Wort und That ſeiner kaiſerlichen Omnipotenz entgegenſtand, beſiegt, erdrückt, niedergeſchlagen und ſtumm gemacht, iſt ihm endlich mit der Unmöglichkeit die flüchtige Welle zu bannen und in der Römerwelt etwas bleibendes zu ſchaffen, die ganze Leerheit ſeines Strebens klar geworden. Selbſtkritik und Ironie waren von jeher der letzte Lebensact vorausgegangener Sättigung und hereinbrechenden Ueberdruſſes. Ganz genau paßt zwar das Bild auf Hammer-Purgſtall nicht, unmöglich kann man ſich aber beim Leſen des Vorworts zur Geſchichte der Krimchane des Gedankens erwehren, der ſieggekrönte Heros ſo vieler Geiſteskämpfe auf der morgenländiſchen Paläſtra ſei endlich bei einer Gemüthsſtimmung angelangt, welche an die

Reſignation und an den ekelvollen Ruhmesüberdruß des berühmten Soldatenkaiſers grenzt. Von den erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuchen (Skizzen einer Reiſe von Wien über Trieſt, Venedig und durch Tirol nach Salzburg), mit welchen Hr. von Hammer ſchon im J. 1798, alſo im vierundzwanzigſten Lebensjahre hervorgetreten, bis zum neueſten Product ſeines ewig friſchen Genius ſind nahe an ſechzig Jahre hingegangen. Was Hr. von Hammer in dieſer langen Periode wiſſenſchaftlicher Thätigkeit geleiſtet und zu Tag gefördert, weiß Jedermann und braucht man ſeinen europäiſchen Zeitgenoſſen und Rivalen nicht noch einmal vorzurechnen. Ebenſo gut wiſſen wir alle, und der edle Freiherr ſelbſt ſcheint es zu fühlen, daß er in ſeiner Sphäre auf der nebenbuhlerloſen Spitze des Ruhmes angekommen iſt und nicht mehr weiter in die Höhe kann. Wie aber Ingenium und Kunſt, nach dem Ausdrucke eines Vellejus Paterculus, auf der Schneide der Vollendung nicht lange ſchwebend bleiben, und alles, was den letzten Grad der Vollkommenheit erklommen hat, nach natürlichen Geſetzen wieder ſinken muß, ſo ſind auch zur Sühne gelehrten Uebermuths dicht an den Saum nicht mehr beſtrittener Triumphe Gleichgültigkeit und abſpannende Geringſchätzung zuerſt des Kampfobjectes, dann der Nebenbuhlerſchaft und am Ende ſeiner ſelbſt geknüpft.

Zeigt ſich die Wahrheit dieſes Dictums an Cäſar und Napoleon dem Leſer nicht klar genug (Alexander war zu ſchwärmeriſch und lebte zu kurz, um die Menſchen mit allem irdiſchen Tand gehörig zu verachten), ſo mag er an das letzte Lebensjahr des Fürſt Sulla denken, wie es uns neulich Theodor Mommſen geſchildert hat.

Wir fragen das leſende Publicum, ob der Freiherr von Hammer-Purgſtall je in einem ſeiner früheren Werke nicht nur die Vorrede weggelaſſen, ja Vorreden überhaupt für nutzlos und

überflüssig erklärt, oder ob er von dem ephemeren Werthe und von der Bedeutungslosigkeit geschichtlicher Werke selbst der subtilsten Erudition — „Sammlungen von historischem Heu und Spreu“ — irgendwo mit so trostloser Geringachtung, wie in seiner Geschichte der Krimchane gesprochen habe? Und fürwahr, was in der Literatur nicht unmittelbar das menschliche Herz und das ewig Wahre und ewig Bleibende, das unstillbare Leiden, Beachten und Empfinden unserer Natur berührt, das kann im Sturmgewoge der fortschreitenden Bewegung unmöglich lange dauern, ja muß — wäre es auch noch so scharfsinnig ausgedacht, noch so verführerisch dargestellt und selbst noch so gewichtvoll für den Augenblick — nach wenigen Generationen schon verschüttet, erloschen und vergessen sein. Denn die Geschichte der Menschheit in ihrem ganzen Umfang zu erfassen und im Gedächtniß zu behalten, wird der Nachwelt, wie Hr. von Hammer-Purgstall meint, unmöglich sein. Es gibt aber Leute, die, ohne sich auch nur des hundertsten Theiles der Hammer'schen Thatkraft rühmen zu dürfen, schon längst Bekenner dieser Ueberzeugung sind, Leute, die in Trübsinn und Hoffnungslosigkeit sogar noch weiter gehen und geradezu behaupten, daß es bei der allgemein verbreiteten Bildung und bei der Raschheit der Ereignisse und des Gedankenfluges selbst bei höherer Begabung und genialem Schwung durch ein literarisches Product das Augenmerk auch nur der Mitwelt auf längere Zeit zu fesseln, beinahe heute schon unmöglich ist. Es schwebt uns, während wir dieses schreiben, das Schicksal zweier deutschen, in der neuesten Zeit erschienenen Schriftwerke vor dem Sinn, von welchen Schriftwerken das eine die philistäische Küste von Gaza bis Jafa, das andere aber die Hellenen im Scythenlande zum Vorwurf hat, und beide trotz der seltenen Gelehrsamkeit und Kunst, mit der sie geschrieben sind, die verdiente Aufmerksamkeit selbst in Deutschland nicht ge-

ſunden haben. Man begreift aber auch in der That nicht, wie Jemand, den weder Noth, noch Dienſtjochsdruck, noch unwiderſtehlicher innerer Drang zum Bücherſchreiben treibt, ſich heute noch dieſer Laſt unterziehen mag. „Warum ſo viel Mühe um ein Leichentuch?“ Iſt Ruhe und Schweigen nicht etwa würdevoller als kurzathmendes Getön mit der Klapper des Archytas, wenn es der nächſte Lufthauch ſchon verweht? Wir reden nicht etwa als Patron der „faulen Genügſamkeit“, die man uns Deutſchen wiederholt zum Vorwurf macht. Mahnten ja auch ſchon im Alterthum die Leute, ſobald ſie erſt ihr kleines Landgut hatten und von ſelbſtgezogenen Trauben und Oliven zehrten, die Welt vom vielen Schreiben ab!

> . . . sed, quod non desit, habentem
> quae poterunt unquam satis expurgare cicutae,
> ni melius dormire putem quam scribere versus?

Daß bei Hammer-Purgſtall von den drei genannten Schreibmotiven nur das dritte gilt, iſt ſelbſtverſtändlich. Und während andere voll Geringſchätzung gelehrten Krams und eitler Büchermacherei das kurze Daſein, wie die Götter des Epikur, in ſeliger Aergie verträumen, hält der edle Freiherr jeden Tag für verloren, an welchem er nicht irgend eine Geiſtesfrucht unter die Preſſe legt. Hätten wir da nicht jenes „furibunde“, cäſarianiſche Ungethüm, jenes *τερας*, von welchem in Cicero's Epiſteln ſo oft die Rede iſt? Man hat in den letzten fünfzig Jahren Hrn. von Hammer in öffentlichen Blättern ſo viel beſprochen, geprieſen und angeräuchert, daß er als Mann von Geiſt am ewigen Einerlei freundlich lächelnder Kritik wahrſcheinlich ſchon ſeit lange Ekel fühlt und eine harmloſe Variante in der monotonen Pſalmodei ihm ſelbſt als erfriſchende Kühlung, ja als pikantes Labſal gelten muß. So geringfügig indeſſen, wie er ſelbſt, dürfen wir von der Geſchichte der Krimchane doch nicht ſprechen, weil hier,

wie überhaupt in den weniger wichtigen Arbeiten dieſes berühmten Gelehrten, gerade wo man es am wenigſten erwartet, nicht ſelten ein Gedankenblitz hervorleuchtet und irgend eine ſchlagende Wahrheit ausgeſprochen wird, die den leeren Inhalt zierlich übertüncht. Seinen Ruhm zu vermehren und die Leſewelt durch neues und unbekanntes in Erſtaunen zu ſetzen, hat Hr. von Hammer bei dieſer hiſtoriſchen Arbeit über die Krimchane gewiß ſelber nicht gedacht.

Als Beilage und pièce justificative zu den zehn Bänden der Geſchichte des osmaniſchen Reichs dagegen mag auch dieſe dynaſtiſche Plänkelei ihren Werth beſitzen. Es iſt keine Geſchichte der tauriſchen Halbinſel in Geſchmack und Styl unſerer Zeit. Es iſt im Grunde nichts weiter als ein trockenes, aus trockenen Türken-Chroniken gezogenes Familien-Succeſſions- und Haremskandal-Regiſter der unter der Fuchtel des Stambul-Padiſchahs ſtehenden Tataren-Chane aus dem Hauſe Temudſchins, von der Mitte des fünfzehnten bis zum Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts, wo dieſes innerlich verfaulte Regentenhaus unbemerkt vom Schauplatz tritt und die Halbinſel ſelbſt im Sprudel der moskowitiſchen Ländermaſſe ſpurlos unterſinkt. Welchen Reiz, welches Intereſſe können ſolche Dinge für die Culturgeſchichte und für das ſchauluſtige, nach „émotions“ lüſterne Leſerpublicum des Abendlandes haben? Dieſe Frage gilt nicht der Compoſition und dem gewaltigen, ſich auch hier nicht verleugnenden Schöpfungstalent des Verfaſſers, ſie gilt der Subſtanz des Werkes ſelbſt, zu deſſen Würdigung genug geſchieht, wenn man es einfach und ſo zu ſagen mit den eigenen Worten des Urhebers als Parergon und Sieſta-Laune der Hammer'ſchen Muſe regiſtrirt. Das Verzeichniß der Krimprinzen und der Einzelheiten ihrer barbariſchen Haus- und Staatswirthſchaft iſt hier allerdings reicher und vollſtändiger aufgeſchichtet, als wir

es früher kannten, weil der Verfaſſer beſſer türkiſch verſteht und aus reicher fließenden Quellen ſchöpft als alle, die vor ihm in der Sache geſchrieben haben. Als vollendeter Kenner der morgenländiſchen Literatur hat Hr. von Hammer-Purgſtall den beneidenswerthen Vortheil, die langweilige Leerheit hiſtoriſcher Objecte durch Einflechtung duftender Blumenkränze vom islamitiſchen Helikon zu würzen. Von dieſer liebenswürdigen Gabe hat der Verfaſſer beſonders dieſes Mal um ſo reichlicher Gebrauch gemacht, da mehrere der in den Augen des geſitteten Abendlandes ſonſt wenig achtbaren Tataren-Chane dem Genius der Dichtkunſt huldigten und der Nachwelt ausreichende Proben ihres guten Geſchmackes hinterlaſſen haben. Poeſie, wie wir wiſſen, war ſeit den Tagen des Chalifats an den Höfen des Morgenlandes hochgeehrt und nicht ſelten höchſteigenhändig cultivirt. Wie kommt es aber, daß die Despoten des Orients und der alten Welt überhaupt ſo gerne Verſe machten? Der Tyrann von Syracus hat für ſich allein eine größere Anzahl Diſtichen und Bühnenſtücke concipirt, als die ganze Cohorte ſeiner Schmeichler und Hofpoeten insgeſammt. Tiberius war feuriger Lyriker, Nero ſchrieb Tragödien, und Selim der Padiſchah, der Grauſame, der Opiumeſſer und Vatermörder, war hinreißend im perſiſchen Gaſelen-Schwung. Nur von Nebuchadnezar und von Xerxes, von Dſchengiſchan und von Napoleon kennt man noch keine Poeſie.

Berühmt unter den Ueberbleibſeln Krim'ſcher Hofpoeſien iſt ein Gaſel des Prinzen Schahingerai in dreizehn Doppelverſen, zu deren jedem der um das J. 1712 blühende türkiſche Schöngeiſt Sakid Efendi vier gleichreimende Zeilen als Commentar vorangedichtet, was zuſammen achtundſiebenzig Verſe gibt. Der türkiſche Originaltext dieſes poetiſch gloſſirten Gaſels ſammt der reimtreuen deutſchen Ueberſetzung, wie ſie nur dem dichteriſchen

Genius eines Hammer-Purgſtall gelingen konnte, iſt für Liebhaber ſolcher Dinge und als willkommner Anhang dem Buche beigefügt. Den Schluß endlich dieſer mit kaiſerlicher Pracht gedruckten Genealogie der Tataren-Chane zu Bagdſche-Seraï macht ein typographiſches Curioſum eigener Art, eine Roſette von ſiebenundzwanzig wundervoll in einander verſchlungenen Kreiſen, auf deren Rande die dreizehn Diſtichen des prinzlichen Gaſels ſammt den zweiundfünfzig Verſen des Sakib-Commentares in Eins verſchlungen, in höchſt feiner, zarter und kunſtreicher Spielerei durch Lichtdruck eingewoben ſind. Ohne Nachhülfe des osmaniſchen Botſchafters Naſi Eſendi in Wien hätte ſich in dieſem Labyrinth byzantiniſch-türkiſcher Schnörkelei vermuthlich der weiſe „Sabr-Oghlu“ ſelbſt nicht zurecht gefunden.*)

Obgleich Hr. von Hammer-Purgſtall eigentlich nicht Grammatikus von Handwerk iſt, vielmehr ſein Geſchäft von jeher im Großen betrieben hat, ſo begreift doch Jedermann, daß es neben dem greiſen Heros auch nur in der türkiſchen Sprachwiſſenſchaft ſelbſtändig aufzukommen und als tüchtiger Schulmagiſter literariſch genannt zu werden, beſonders in Wien, ſeine eigenthümlichen Schwierigkeiten haben muß. Indeſſen wird doch Niemand ſo abergläubiſch ſein und ernſtlich befürchten, daß alles türkiſche Wienerwiſſen in der Bruſt dieſes einzigen Mannes verſchloſſen ſei und mit ihm wieder ſterben müſſe. Es wäre traurig, wenn ein ſo großer Turkolog keine Schule gebildet hätte, und wenn ſo viel Thatkraft, Erfolg und Ruhm auch ohne alle äußere Anreizung nicht den Ehrgeiz des nachwachſenden Geſchlechts zu wecken und die geiſtige Strebſamkeit der jungen Oeſterreicher auf ein Feld hinzulocken vermöchte, auf welchem ihr berühmter Landsmann glanzvolle Eroberungen für die Wiſſenſchaft, für ſich ſelbſt

*) Sabr-Oghlu, Sohn der Geduld, wie man in Wien Herrn von Hammer-Purgſtall nennt.

aber einen unſterblichen Namen erſtritten hat. Der Weg zu dieſer Größe kann aber nur durch die dornbeſäeten und mühevollen Regionen der Grammatik führen. Zum Sitz und abendländiſchen Hauptquartier der theoretiſchen wie der praktiſchen Türken-Grammatik aber hat die Natur der ſtaatlichen Verhältniſſe ſelbſt das große und ſchöne Wien beſtellt und kann man folglich das habsburgiſche Tſarigrad mit Recht das deutſche Stambul nennen.

Wir möchten doch wiſſen, mit was ſich die Wiener in der Literatur beſchäftigen würden, und ob ſie am Ende gar noch altgriechiſch gelernt und ſich der philoſophiſchen Speculation ergeben hätten wie Berlin, wenn die Türken nicht Konſtantinopel erobert, wenn ſie nicht die byzantiniſche Chriſtenfäulniß aus dem illyriſchen Dreieck weggefegt und ſich nicht wie ein gewaltiger Drache in ungeheurem Halbbogen, von den öſtlichen Karpathen bis in den innerſten Winkel des adriatiſchen Golfs, als Vettern und Nachbarn des großen chriſtlichen Donaureichs eingelagert hätten. Wäre Byzanz mit den dahinterliegenden Provinzen Illyricums chriſtlich geblieben und allzeit ſtark genug geweſen, die Thore von Europa zu hüten und die osmaniſche Race innerhalb Kleinaſien feſtzubannen, ſo hätte es in Europa vermuthlich niemals einen Hammer-Purgſtall, in Oeſterreich niemals ein orientaliſches Inſtitut gegeben und wäre überhaupt keinem Menſchen in Wien türkiſch zu lernen je in den Sinn gekommen. Wer aber das Vordringen des Islam bis in das Herz von Europa für ein Unglück hält, der klage nicht die Barbarei der Osmanli, ſondern die politiſche Schlechtigkeit der griechiſch-glaubenden Chriſten und das nichtswürdige Regiment der Paläologen an, zu deren Sühne alle Tugenden, alle Weisheit und aller Heldenmuth ihrer Erben nicht genügen wollen. Die Hoffnung auf eine byzantiniſch-chriſtliche Reſtauration am Bosporus, mit der

wir Abendländer uns ſo lange wiegten und deren trügeriſchen Schimmer wir ſo theuer bezahlten, iſt ſeit dem letzten Pariſer Frieden, wie wir beſorgen, auf lange, wo nicht gar auf immer ausgelöſcht. Die Türken bleiben in Europa; ſie haben nach dem Ausſpruche eines römiſch-katholiſchen Kirchenfürſten als eine vom Evangelium nicht weiter als manche Chriſtenſecte entfernte religiöſe Genoſſenſchaft das volle chriſtliche Staatsbürgerthum im Occident erhalten und zwar mit dem gleichen Rechte wie die Magyaren und die Ruſſen, an deren Vertreibung aus Europa man jetzt doch hoffentlich nicht mehr denkt. Und weil nun die Türken überdies auch noch gute Soldaten und ſpitzfindig-zähe Diplomaten ſind und zum Ueberfluß Länder beſitzen, in welchen es für chriſtliche Speculation und Handelsregſamkeit viel zu thun und reichlich zu verdienen gibt, ſo wird uns am Ende wohl nichts anderes übrig bleiben, als verjährten Vorurtheilen zu entſagen, tapfer türkiſch zu lernen, den geiſtlichen Hochmuth der Imame und ihrer Studenten geduldig hinzunehmen, und in chriſtlicher Gelaſſenheit mit den Reichthümern des Landes unſere Taſchen anzufüllen. Offenbar iſt im ſtaatsklugen und enthuſiasmusloſen Wien, wo jetzt ſo viel Thatkräftiges geſchieht, im Ganzen genommen die hier ausgeſprochene Anſicht zur Geltung gekommen. Während wir uns, und zwar mit gutem Recht, über die Lage des Skäiſchen Thores und über die Stelle des wilden Feigenbaumes vor Troja gegenſeitig in die Haare gerathen, hat die kaiſerliche Regierung am polytechniſchen Inſtitut zu Wien neben dem arabiſchen auch einen neuen Lehrſtuhl für die türkiſche Sprache eingerichtet, und durch dieſe neue Schöpfung das bisher innerhalb der vier Wände der orientaliſchen Akademie diplomatiſch und geheimnißvoll abgeſchloſſene Studium gleichſam ſäcularisirt und zum Gemeingut der ganzen Monarchie gemacht. Der Kaiſer will allen ſeinen Unterthanen die Fähigkeit und die

Mittel bereiten, die neue politische Gestaltung des Orients für Mehrung des Wohlstandes und für Hebung gewinnreichen Verkehrs nach Kräften auszubeuten.

Um diese wohlthätige Absicht sicher und kräftig durchzuführen, hat der Autokrat aus der nicht geringen Zahl seiner türkisch gelehrten Oesterreicher den in der Ueberschrift genannten, in Konstantinopel praktisch durchgebildeten Professor der morgenländischen Sprachen am kaiserlich orientalischen Institut, Herrn Moriz Wickerhauser, in glücklicher Wahl hervorgezogen. Hr. Moriz Wickerhauser spricht, liest und schreibt — was keine leichte Sache ist — das Türkische mit Fertigkeit und Eleganz, wie man aus der Vorrede zur türkischen Abtheilung des Werkes schließen muß, welches uns von diesem selbst in Wien bemerkbaren Orientalisten kurzen Bericht zu erstatten veranlaßt hat. Die erste Nothwendigkeit und die dringendste Aufgabe der neuen Stellung war, eine für Anfänger berechnete und dem Geiste der neuesten philologischen Forschungen entsprechende, fruchtbare und praktische Unterlage herzustellen, auf welcher der türkische Sprachunterricht Wurzel fassen und gedeihen konnte. Es ist zwar ein bekanntes Strategem der Literaten in ihren Vorreden jedesmal zu versichern, es sei durch ihr neuestes, nur auf vielfaches Andringen der Freunde und Kenner verfaßtes Opus einem schon längst und allgemein gefühlten Bedürfniß endlich abgeholfen. Gewiß hat aber nicht leicht jemals ein Autor mit mehr Wahrheit und mit größerer Berechtigung als Hr. Moriz Wickerhauser sein Hervortreten mit einem neuen Werke öffentlich motivirt und hinterher mit mehr Tact und Geschicklichkeit auch in der That geleistet, was er in der Vorrede versprochen hat. Wir stehen allerdings nicht auf gleicher Höhe mit Hrn. Moriz Wickerhauser und dürfen uns in der Sache keines allumfassenden Blickes rühmen, können aber, ohne deswegen die Verdienste eines Dieterici, Bianchi, Kieffer ꝛc.

zu verkleinern, doch nicht glauben, daß im ganzen Bereich der türkiſchen Grammatikalſtudien, wie man ſie bisher im Occident getrieben, irgend etwas zu finden ſei, was an Reichthum und Vielſeitigkeit des Inhalts, ſowie an richtiger Methode und an gründlicher Sachkenntniß über dieſe türkiſche Muſterſammlung des Hrn. Moriz Wickerhauſer zu ſetzen wäre.

Das Buch iſt zwar ſchon vor drei Jahren erſchienen und uns zufällig gleich im Beginn zu Handen gekommen; der beſcheidenen, in der Vorrede ausgeſprochenen Bitte des Verfaſſers aber, ſein Werk durch „berufene Kritik“ gründlich geprüft zu ſehen, iſt, ſo viel uns bekannt, in öffentlichen Blättern bis jetzt nur erſt in geringem Maße entſprochen worden. Wir hofften immer, es werde irgend einer der vielen und gründlich geſchulten Wiener Turkologen, zwar etwas pretiös und mürriſch, wie es in Beurtheilung landsmänniſcher und gewiſſermaßen nebenbuhleriſcher Geiſtesbeſtrebungen überall Sitte iſt, — aber im Grunde doch wohlmeinend und umfaſſend die Iniatiative ergreifen, und die bekanntlich ungemein zahlreichen und warmen Gönner türkiſchen Weſens und türkiſcher Literatur im deutſchen Occident den neu und bequem geebneten Weg türkiſch zu lernen nicht überſehen laſſen. In einer Zeit aber, wo neben dem Gediegenen nicht ſelten auch das Mittelmäßige — um nicht gar zu ſagen Schund und Plunder — mit Pomp geprieſen wird, von einer wiſſenſchaftlichen Leiſtung, wie die Wickerhauſer'ſche Chreſtomathie, zwar mit Sachkenntniß, aber doch nur in allgemeinen Ausdrücken zu reden, ſcheint uns gewiſſermaßen ungerecht. Eine bloße Inhaltsanzeige wäre freilich keine Analyſe wie ſie der Verfaſſer will; wenn wir aber im Gefühl der Billigkeit und in redlicher Bemühung, das Fehlende wenigſtens in einigen Puncten zu ergänzen, die eine und die andere kritiſch berichtigende Bemerkung wagen, ſo glaube deswegen Niemand, wir wollen dem ſtrengen Rhadamanthos der

Bücherwelt, dem gelehrten Hrn. Zarncke zu Leipzig im Sachſenland ins Handwerk greifen und hätten uns, ohne die nöthigen Kräfte zu beſitzen, die wenig beneidenswerthe Rolle eines allgemeinen deutſch-literariſchen Unrechtverbeſſerers (deshacedor de agravios) angemaßt.

Die Chreſtomathie des Hrn. Moriz Wickerhauſer beſteht eigentlich aus zwei in einen einzigen Band verſchmolzenen Theilen, einem türkiſchen und einem deutſchen, von welchen jeder ſeinen eigenen Titel mit geſonderter Paginirung und homogener Vorrede ſammt genauer Inhaltsanzeige und beſonders reichhaltigem Errata-Regiſter hat, doch ſo, daß die deutſche Abtheilung des Buches überall nur die Ueberſetzung der türkiſchen, die türkiſche Vorrede aber kürzer, gedrängter und ſchwungvoller als die deutſche iſt. Der gereimte türkiſch-arabiſche Titel lautet im Original: Kitab-i-delil ol-idrak fi lisan ol-Etrak, und würde ganz wörtlich mit „Wegweiſerbuch zum Verſtändniß in der Sprache der Türken“ zu übertragen ſein, was man natürlich nicht den Meiſtern, ſondern bloß den Anfängern und Ungeübten geſagt haben will.

Die Anlage des ganzen Wickerhauſer'ſchen Werkes läßt ſich am beſten mit den viel gerühmten altgriechiſchen Leſebüchern von Jakobs vergleichen, die bekanntlich auch mit leichten kurzen Sentenzen beginnen und allmählich zu ſchwereren und längeren Redeſtücken in Proſa und Verſen übergehen; jedoch mit dem Unterſchiede, daß Jakobs ſeine Beiſpielſammlung einer todten, nur den Schulgelehrten noch verſtändlichen Sprache, Hr. Moriz Wickerhauſer aber ſeine Sprüche und Meiſterſtücke einer lebendigen, durch weite Länder in Europa und Aſien vom Volke wirklich geſprochenen und den wechſelnden Begriffen fortſchreitender Bildung ſich überall weich und biegſam anſchmiegenden Redeweiſe entlehnt. Lobe einer immerhin den todten Blick des Marmorbildes; das langgeſchnittene braune Mandelauge mit der langen Wimper,

wenn es lebt und milde aus dem Myrtenbuſch und dem Oſenbaum von Damascus leuchtet, weicht ihm an Schönheit keineswegs. Fürchte man ja nicht, es könnte durch dieſe Anpreiſung des Türkiſchen die heiße Liebe der deutſchen Jugend zum Altgriechiſchen etwa gemindert werden und Schaden leiden, es könne bei uns am Ende Baki den Theocrit und Anacreon, Ali Wafi's Fabelbuch den Aeſop und den Phädrus, Seadeddin's Proſa aber den Thucydides und den Plutarch aus Schulen und Sinn verdrängen. Die Sache hat keine Noth. Schon das bloße Alphabet und der Sylbenbau, die Participialconſtruction und die Syntax der Türken ſchrecken uns zurück; am wenigſten aber würde und könnte türkiſcher Proſaſtyl jemals im Geſchmacke abendländiſch gebildeter Leute ſein, die Platons Sympoſion und Cäſars Commentarien gerne leſen. Nur die Vorſtellung darf man nicht aufkommen laſſen: die Türken ſeien Barbaren, weil der Scheich ol Islam vielleicht die geheimen Sitzungsprotokolle der Synode von Reichenbach nicht lieſt, und Ali-Paſcha der Großweſir, ſtatt geiſtreiche Noten an die Weſtmächte nach Paris zu ſchreiben, nicht lieber theologiſch-kritiſch-exegetiſche Streitartikel in das Leipziger Centralblatt ſchickt. Alle Zweige des humanen Wiſſens ſind auch bei den Türken nach ihrer Weiſe cultivirt; ja es geht in der türkiſchen Studentenwelt ſogar eine Anleitung zum Verſemachen um, eine Art türkiſcher Ars poetica, die Hr. M. Wickerhauſer mit Recht in ſeine Sammlung aufgenommen hat, und die man ſelbſt auf Horatius Flaccus und Boileau Deſpréaux hin noch leſen kann. Ueberhaupt hat der Verfaſſer nicht ohne viel Geſchick und klugen Tact die paſſendſten Muſterſtücke von hoher und niederer, gelehrter und profaner, amtlicher und vertrauter, poetiſcher und proſaiſcher Schreibart in ſeinem Werke nebeneinander hingeſtellt. Vom Sprichwort, das im Munde des Volkes lebt, bis zur Eröffnungsrede der Akademie

der Wiſſenſchaften; vom Schuldſcheine, der auf öffentlichem Markt ausgeſtellt wird, bis zum Frühlingslied des erſten Lyrikers; von der Janitſcharen-Bittſchrift bis zum Artikel der Staatszeitung, in welchem Reſchid Paſcha dem Publicum die Verkehrtheit Mehemed Ali's auseinanderſetzt; von der ſchlichten Art, in welcher Ahmed über die Schickſale der Hamdaniden berichtet, bis zum Redeprunk der Fabel im Königsbuche wird hier der Lernende mit der reichen Mannigfaltigkeit der türkiſchen Diction vertraut gemacht. Sehr viele, wo nicht die meiſten Schriftſtücke dieſer Chreſtomathie, namentlich die bisher noch nicht gekannten lyriſchen Ergüſſe aus Baki's Diwan, hat Hr. Wickerhauſer hier das erſtemal, und zwar letztere vielfach im gereimten Metrum des Originals, in das Deutſche überſetzt.

Natürlich ſieht der ruhmgeſättigte Verfaſſer der Geſchichte des osmaniſchen Reichs und vieler anderer, großer und dauerhafter Werke über den Orient nicht bloß ohne Eiferſucht, ſondern mit innerem Wohlgefallen und mit ſtiller Zufriedenheit, daß die ſchöne, durch ſeinen Genius eigentlich nach Deutſchland verpflanzte Kunſt, morgenländiſche Poeſieen deutſch nachzudichten, mit ihm nicht erlöſchen und die reiche Fundgrube orientaliſch-dichteriſcher Genüſſe, welche einem einzigen Sterblichen bis auf den Grund auszuſchöpfen die neidiſchen Geſchicke nicht geſtatten können, auch nach ſeiner Verklärung nicht öde liegen werde. Erſt im verwichenen Jahre hat Hr. Moriz Wickerhauſer unter dem Titel: „Liebe, Wein und Mancherlei" hundertzwei perſiſche Lieder nach Dſchami's Text zum erſten Mal mit ſtrenger Einhaltung des urſprünglichen Versmaßes in das Deutſche übertragen und von neuem bewieſen, wie reich und vielſeitig man in Wien an morgenländiſchem Können und Wiſſen iſt.

Mit dieſen Bemerkungen, ſo nöthig ſie für den Leſer im Allgemeinen auch ſein mögen, wird indeſſen dem Verfaſſer ſelbſt

doch nicht viel gedient ſein. Hr. Moriz Wickerhauſer gehört in die Zahl jener Gelehrten, denen Wahrheit und fortſchreitende Verbeſſerung der Sache überall mehr als eitles Lob und falſcher Schimmer gilt. Eine durchgreifende Analyſe des Ganzen aber, wie ſie der Verfaſſer provocirt, wäre hier nicht etwa bloß am unrechten Orte, ſie wäre für ein geringes und beſchränktes Wiſſen in türkiſcher Literatur und Grammatik überhaupt ein zu weit ausſehendes und mit zu großer Beläſtigung verbundenes Geſchäft, das wir billig andern überlaſſen müſſen.

Durchgeſehen haben wir indeſſen die Chreſtomathie zwar nach und nach in allen ihren Einzelheiten, näher geprüft jedoch und ſchärfer ins Auge gefaßt wurden aber, aufrichtig geſtanden, nur die 378 Sprichwörter und Gleichnißreden, mit welchen der Verfaſſer die acht erſten Seiten des türkiſchen Textes füllt. Als Beweis unſerer Sorgfalt wird mit Verlaub des Verfaſſers bemerkt, daß gleich in der zweiten Zeile des Original-Textes die beiden kurzen Sentenzen: at ewde olduktscha ögnden almas, und dann: it urer kjerwan getscher, in der Ueberſetzung weggeblieben ſind. Wir möchten dem Verfaſſer nirgend vorgreifen, meinen aber, obgleich das elliptiſche „ögnden almas“ nicht recht deutlich iſt, doch kaum zu irren, wenn wir von beſagten Sentenzen die erſtere: „iſt das Pferd (einmal) im Hauſe angekommen, nimmt es nicht von vorn, d. h. greift es nicht von neuem aus“; die andere aber mit mehr Sicherheit: „der Hund bellt, die Karawane geht vorüber,“ im Deutſchen wiedergeben. Sodann wird S. 2 in der vorletzten Zeile der etwas humoriſtiſche Volksſpruch: „Imam ewinden asch ölum gjösinden jasch ümarsin,“ von dem Verfaſſer zwar ſinngetreu und wohlklingend mit „Hoffe auf eine Thräne aus des Todten Auge, auf Almoſen vom Imam hoffe nicht“ überſetzt. Wörtlich aber, was wieder nur für Anfänger gelten mag, ſollte es heißen: Vom Hauſe des Imam eine Suppe,

vom Auge des Todten eine Thräne hoffeſt du. Im türkiſchen Subſtantiv esch des gedruckten Textes fehlt nämlich das Leſezeichen Medde auf dem Elif, und wird wohl asch (Suppe, Labung) zu leſen ſein, weil das Wort ohne dieſes Zeichen, ſoviel wir wiſſen, nicht Almoſen, ſondern Seinesgleichen, Standes- und Schickſalsgenoſſen beſagen will.

In gleicher Weiſe könnte man S. 7, Zeile 2 von oben im bekannten Türkenſpruch: „Sabr-ile kuruk chalwatut japraghi atlas olur," über das Nomen „kuruk" mit dem Verfaſſer markten. Hr. Moriz Wickerhauſer überſetzt: Mit Geduld wird aus Obſt Confect, aus dem Maulbeerblatte Atlas. „Kuruk" heißt aber eigentlich nicht Obſt, ſondern unzeitige Weintraube, was das Dictum noch viel ausdrucksvoller und pikanter macht. Wir könnten uns auch nicht erinnern, dieſen Ausdruck je in einem andern Sinne gehört zu haben. „Obſt" im Allgemeinen wird bei den Türken „Yemisch" genannt.

Kleine Ausſtellungen und Nergeleien dieſer Art, denn etwas anderes ſind ſie nicht, haben im Grunde freilich nur wenig, oder wenn einer will, auch ſoviel als gar nichts zu bedeuten. Wir machen ſie aber auch weniger, um den Verfaſſer in ſeiner eigenen Wiſſenſchaft eines beſſern zu belehren, als um unſern guten Willen kund zu geben, oder auch nur, um mit jenem vielſchreibenden Kirchenvater zu reden, ut aliquid dixisse videamur. Wenn man nicht zum Vortheil der Anfänger überall auf ſtrengwörtliche Uebertragung der türkiſchen Phraſe beſtehen will, oder wenn der Verfaſſer im Drange der Arbeit nicht hie und da ein Wort ungenau erklärt oder gar einen Satz des Urtextes in der Verdeutſchung überſprungen hätte, ſo wüßte ich in der That nicht, wie die Kritik an dieſem mit Sorge und Talent ausgearbeiteten Buche ihr Handwerk üben ſollte. In dieſem Sinne braucht man nicht erſt noch zu ſagen, da es der Verfaſſer bei

nochmaliger Durchsicht seiner Chrestomathie ohne Zweifel selbst gefunden hat, daß namentlich auch im Original-Text der Hamdaniden-Chronik (S. 2.., Zeile 6 von unten) der Satz: „Salyh gjosinden ütscheridi, der Friede schwebte ihm vor Augen," in der deutschen Abtheilung unübersetzt geblieben ist. In einem andern aus der türkischen Chronik des Naima gezogenen Bruchstück über den furchtbaren Janitscharen-Aufruhr, in welchem Sultan Osman II (1622) Thron und Leben verloren, hat Hr. Moriz Wickerhauser (S. 25 des türkischen Textes, Zeile 8 von oben) in der Stelle: onda vlan ghelmanin birissi, statt ghelmanin, die beiden Buchstaben Ain und Ghain verwechselnd, ulemanin gelesen und statt „einer der dastehenden Sclaven" einer der dastehenden Ulema übersetzt. Ebenso wenig sind wir in Subhi's Beschreibung eines türkischen Festgelages und seiner Lustbarkeiten mit der Verdeutschung des Verfassers ganz und überall einverstanden. So z. B. könnte S. 105 des türkischen Textes „bir katsch kul" vielleicht wortgetreuer „einige Sclaven" statt „einige Klopffechter" übertragen werden. Dagegen fragen wir ernstlich, ob man in der unmittelbar darauf folgende Phrase: kah sade nakare fasl-ile enderun aghaleri idschrai basitscheidschirid idup, die der Verfasser mit „endlich führten die Pagen das Dschiridspiel auf, sich auf den stumpfen Wurfspeer beschränkend" überträgt, nicht lieber sagen sollte: die Pagen führten das Dschiridspiel auf unter einfacher Trommelbegleitung? Nach den Hülfsmitteln, die uns zu Gebote stehen, bedeutet nakare nirgend einen Wurfspeer, sondern überall ein rauschendes Instrument, eine kleine Pauke, eine Trommel oder den sogenannten Tam-Tam, zu dessen Tact und Klang im ritterlichen Tournier der Palmstock (Dschirid) geworfen wird*). Wenn der geehrte

*) Nach Gatterer ist mit der Sache auch das Wort in das Alt-Fran-

Verfaſſer und mit ihm der Leſer die Geduld nicht verliert, möchten wir zum Schluſſe noch den Vorſchlag thun, bei der oben bemerkten Stelle des Subhi'ſchen Feſtberichtes in der türkiſchen Phraſe: achschamadek sas-ü-sösden her bir-ile tachsil surur u sefa „That und Wort" des Ueberſetzers wegzulaſſen und dafür einfach zu ſagen: bis auf den Abend hat ſich alles an der Harmonie der Inſtrumente und des Geſanges erfreut und entzückt. Die allbekannte Phraſe „sas ü sös-ile", mit Klang und Sang, läßt an der Zuläſſigkeit unſeres Verſchlages vielleicht nur geringen Zweifel übrig.

Vermöchte übrigens ein Liebhaber des Türkiſchen von dieſer vortrefflich und im beſten Geſchmack angelegten Sammlung nur die dreihundertachtundſiebzig Sentenzen grammatikaliſch vollſtändig auseinander zu legen, im Gedächtniß zu behalten, unter ſich zu combiniren und zu recitiren, ſo wäre bei dem geringen Ideenbedarf türkiſcher Geſellſchaften gewöhnlichen Styles der Wortvorrath groß genug, um an jedem Geſpräche Theil zu nehmen. Deswegen braucht man aber auch noch nicht an den Verwalter Delaville in Mad. Bagréef-Speranſky's „Pélerins Russes" zu denken. Selbſt für höhere Poſitionen wäre hier Redeſtoff genug, wenn der Verfaſſer in einer künftigen verbeſſerten Auflage ſeines Buches nur noch die eleganten türkiſch-perſiſchen Converſationsmuſter, die der kaiſerliche General-Studiendirector Osman Efendi vor einigen Jahren in Konſtantinopel lithographiren ließ, zum Troſt lernbegieriger Discipel einzuflechten ſich entſchließen könnte.

Dagegen wird den meiſten türkiſchen Chreſtomathien andererſeits vorgeworfen, daß ſie ihre Muſterſtücke ausſchließlich aus der hochgebildeten Schriftſprache entlehnen, die doch im Verkehr des gemeinen bürgerlichen Lebens nicht verſtanden wird, weil ſie ſich

---

zöſiſche überſetzen: les timbales sont un instrument emprunté aux Sarrasins, qu'on appelait autrefois nacaires.

mit Verschmähung des national-türkischen Sprachschatzes völlig in arabisch-persische Formen hüllt. Nicht etwa bloß der gemeine Osmanli in den Provinzen von Asia Minor, selbst die mittleren Volksclassen der Hauptstadt vermögen nur mit Hülfe eines Auslegers in den Sinn einer kaiserlichen Ordonnanz oder eines vom Padischah eigenhändig censurirten Artikels im türkischen Moniteur einzudringen. Ob sich der Verfasser nicht etwa Dieterici's trefflichen „Guide" der mitteltürkischen Umgangssprache zum Muster nehmen soll, bleibe ihm selbst anheim gestellt. Vielleicht genügt es ihm, wenn seine dreihundertachtundsiebzig Sentenzen den rauhen Bewohnern der Waldthäler Anatoliens und den stambulinischen Efendis gleich verständlich und geläufig sind.

Daß aber der Verfasser die ganze Fülle der noch heute im Orient circulirenden Volkssprüche aufgenommen habe, oder daß von den aufgenommenen alles und jegliches dem türkischen Genius eigenthümlich angehöre, wird Niemand vermuthen. Sehr viele, wo nicht die meisten dieser Volkssentenzen sind uraltes Erbtheil der Landschaften vom Altaï bis zum Atlas, und waren folglich bei den Bewohnern von Pataliputra, von Bachtra, Ninive, Jerusalem, Sardes, Athen, Rom und Karthago ebenso gut, wie zu dieser Frist zu Konstantinopel, im Munde von Jedermann. So z. B. findet man das von dem Verfasser zufällig nicht aufgenommene, in Stambul aber oft genug zu hörende „korkanün anassi aghlamas", die Mutter eines furchtsamen weint nicht, als allbekannte Gnome matrem timidi flere non solere, wortgetreu schon in der lateinischen Biographie des Athenäers Thrasybulus citirt. Und wenn türkische Lebensklugheit vor allzugroßem Vertrauen auf die Gewaltigen warnt (begiere inanma „glaube den Fürsten nicht"), so wissen wir alle, daß diese Warnung nicht von heute ist und daß „nolite confidere in principibus" schon im Psalmisten steht.

Madame Bagréef-Speransky: Les Pélerins Russes à Jérusalém.

(1857.)

Mehr als einmal habe ich mir ſelbſt das Gelöbniß gethan, nach den vielen und langen Diatriben, mit denen man ſich ſelbſt und andere ſeit zwanzig Jahren müde geredet hat, dem kritiſchen Handwerk ganz zu entſagen, oder doch wenigſtens auf die erſchöpfenden Arbeiten eines Dr. Tobler und Dieterici hin keine Pilgerfahrt nach Jeruſalem, keine Beſchreibung von Paläſtina, keine ſogenannte Reiſe in den Orient, wie ſie jetzt jährlich zu Duzenden und in allen Sprachen die europäiſche Preſſe verlaſſen, noch in weiteren Analyſen anzuzeigen.

Setzt in den meiſten dieſer frommen Kundgebungen der Nachfolger nicht genau den Fuß in die ausgetretene Spur des Vorgängers? bemerkt, beſchreibt, empfindet, erglüht und fröſtelt der eine nicht im ſelben Moment und auf derſelben Stelle gerade wie der andere, und hätte man etwa nicht endlich einmal das Recht, der unfruchtbaren Controverſen über das Heilig Grab, der matten Fabeleien und der ſcandalöſen Chriſtenſcenen auf den Trümmern von Jeruſalem privatim und ganz für ſich allein wenigſtens auf ſo lange ſatt zu ſein, bis irgend einer der frommen Zänker eine neue Wendung bringt und im langweiligen Wortgeſchleppe einen Schritt vorwärts thut?

Was der kurzlebende Mensch im Gefühl seiner Armseligkeit und Seelennoth auf Golgatha empfindet, statt es wie den geheimen Talisman des Heils im innersten Herzen zu vergraben, rhetorisch auszuarbeiten und marktschreierisch vor ganz Europa zur Schau zu stellen, ist mir allezeit wie eine Profanation des Heiligsten vorgekommen. Deswegen meint man noch nicht, und keiner der schreibenden Wandercandidaten würde es sich einreden lassen, daß bei aller Abgedroschenheit des Gegenstandes irgend eine dieser andächtigen Erbauungen über den Orient völlig unnütze und verdienstlos sei. Zu einem solchen Richterspruch hat Niemand Autorität genug. Nur wenn man das Ganze der flüchtigen Palästina-Literatur überblickt, den Inhalt vergleicht und das Endergebniß zusammenstellt, fühlt man sich berechtigt, wenn auch nicht neuen Pilgerenthusiasten das Schreiben zu verbieten, so doch gewiß bei überfülltem Markt wählerisch und streng zu sein und den Leuten zuzurufen, daß alles was sie sagen, schon hundertmal dagewesen ist.

Wären die „Pelerins Russes" der Frau Bagréef-Speransky ganz und gar in diese Ordnung wimmernder Heilig-Grab-Uebegeschwenglichkeit und stereotyper Rednerei über Palästina einzustellen, so hätten wir dieses Erzeugniß einer russischen Damenfeder zwar durchgesehen und still geprüft, ihm aber doch nicht mehr jene Aufmerksamkeit geschenkt, die man seiner Zeit den morgenländischen Phantasien einer erlauchten Gräfin und hierosolymitischen Büßerin nicht versagen durfte.

Frau Bagréef-Speransky hat aber einen ganz neuen und, wie uns scheint, den einzig richtigen Weg eingehalten, dem Lesepublicum ein warmes und nachhaltiges Interesse für den Inhalt eines Buches einzuflößen, welches die drei den Occident anfröstelnden Worte Pilgerfahrt, Jerusalem und Russen an der Spitze trägt. Daß man bei uns von den Ländern zwischen

Archangel und Cap Matapan im Allgemeinen, von Russen aber, von Byzanz und von anatolischem Glaubenswesen insbesondere nur mit Widerwillen reden hört und jetzt eigentlich gar nichts mehr wissen will, ist schon lange kein Geheimniß mehr. Peinlicher mag die Bemerkung sein, daß trotz der „pikanten Kirchlichkeit", die man diesseits wie jenseits des Rheinstromes blühen sieht, doch die nachhaltig warme Glut mittelalterlicher Begeisterung selbst für Palästina und Jerusalem in unseren Herzen erloschen ist. Diesen abendländischen Palästina-Frost zu mildern und warm anzufächeln, gibt sich die Verfasserin keine Mühe: das Bild des „heiligen Rußlands" von feindseligem Anwurf zu säubern und uns gegenüber in das rechte Licht zu stellen, ist dagegen ihre Haupttendenz. Die „Pélerins Russes à Jérusalem" sind weniger für die Russen als für das lateinisch glaubende Abendland und folglich in jener Sprache geschrieben, die am weitesten über den Erdboden verbreitet ist und von allen wohlerzogenen Russen fertig und elegant gehandhabt wird.

Frau Bagreef-Speransky ist zwar selbst in das heilige Land gepilgert und hat in gläubiger Andacht ihr kummervolles Herz am Grabe des Gottmenschen ausgeschüttet, was sie aber in zwei wohlbestellten Bänden landschaftlich und kirchlich über Palästina zu sagen hat, ist auf weniger als fünfzig Seiten zusammengedrängt und soll eigentlich nur als Rahmen zum lebensvollen und figurenreichen Wandgemälde dienen, dessen düsteres Colorit und melancholische Tinten der künstlerischen Palette die weiten Flächen, die breiten Wasserspiegel und die einsiedlerische Stille der heimatlichen Wälder geliehen haben. Wird bei uns von literarischen Erscheinungen geredet, die den Russen günstig sind, so denken wir unwillkürlich an dynastisch inspirirte und panegyrisch gefärbte Kundgebungen à la Gretsch, à la Ustrialow und wie die wohlbestallten Apostel des Newa-Autokratenthums immer heißen

mögen. Frau Bagréef-Speransky macht zwar auch Propaganda, aber nicht für die öffentliche Gewalt, von der sie gar nicht redet: sie macht Propaganda für das „gute und große" Russenvolk, dessen Origines, Schicksale, Culturphasen, Gemüthsart und Seelenzustände mit einer Sachkenntniß, mit einer Wärme und Wahrheitsliebe, mit einer sittlichen Strenge und einer talentvollen Sicherheit geschildert werden, daß sich der argwohnvollste Leser beruhigt fühlt und auch der leiseste Verdacht schwinden muß, als wollte man durch Scheingründe unsere Meinung über die Russen bestechen und durch übertünchte Phrasen erschleichen, was durch Waffengewalt nicht zu erringen war. Wenn die Verfasserin in der Charakterzeichnung ihrer Landsleute auf die tiefathmende Andacht, auf das Gottvertrauen, auf den naiven und kindlich gläubigen Sinn und auf die leidenschaftliche Anhänglichkeit aller Volksclassen an die Kirche und ihre Dogmen wie an die äußeren Ceremonien des Cultus besondern Nachdruck legt, wird im skeptischen Occident Niemand protestiren, weil es die Russen an scheuleser Bekenntniß und kirchlicher Uebung ihres Glaubens so wenig als die Kinder des Islam selbst in der frostigen Atmosphäre der abendländischen Analysis wahrhaft nirgend fehlen lassen. Dagegen wird man wenigstens bei den „Niemetz" nicht ohne geheime Unruhe und nicht ohne Anflug von Traurigkeit bemerken, daß die Verfasserin in der festgegliederten Kirchlichkeit, im blinden Glauben, im unterwürfigen Gehorsam und in der nicht zu erschöpfenden politischen Geduld der Russen die Quelle der Einheit, der Größe und der künftigen Glanzgeschicke des Vaterlands erblickt. Einig, groß und glanzvoll in Gegenwart und Zukunft möchten ja auch andere sein, den Preis dieser Güter zu bezahlen können sie sich aber nicht entschließen.

Indessen wird mancher Leser doch einigen Trost im Geständniß finden, daß man auch in Rußland Wachsthum und politische

Größe nicht jederzeit auf dem Piedestal der Kirche und auf der Unterlage des blinden Glaubens und der widerſtandloſen Unterwürfigkeit zu gründen dachte. Unter allen zum Chriſtenthum bekehrten Völkern, die heute Europa bewohnen, verſuchte man bei den Ruſſen am früheſten auf Wegen freiſinniger Staatseinrichtungen, empfindſamen Ehrgefühls und bürgerlicher Tüchtigkeit mächtig und bedeutungsvoll zu werden. Aber „sottises, coupable négligence, mesquines passions, misérables questions d'intérêt et d'amour propre des souverains aveugles et egoïstes de la Maison de Rurik" zwangen die Ruſſen die von den Großfürſten Wladimir und Jaroslaw vorgezeichneten Pfade des Rechts, der Freiheit und der Humanität zu verlaſſen und ihr Vaterland, ihr Heil, ihre Geiſtesnahrung, ihre Zukunft und ihr Alles in der Kirche allein zu ſuchen.

Die damals ſo ſchnöde verlorne Gelegenheit, im Wettlaufe mit den Völkern des Abendlandes durch die Künſte des bürgerlichen Fortſchrittes das Uebergewicht in Europa zu erringen, wird nicht wiederkommen, und die Umriſſe, in welche die Geſchichte des letzten halben Jahrtauſends den ruſſiſchen Staats- und Volkscharakter eingegoſſen hat, ſind ſo ehern, ſo ſtarr und unlösbar, daß ſie durch menſchliche Weisheit nicht mehr zu zerbrechen und umzuſchmelzen ſind. Das demüthig gläubige, durch eine größere Summe von Prüfungen, Leiden und Noth als irgend ein anderes Reich der Welt zuſammengekittete „große und heilige" Rußland iſt und bleibt der nothwendige Gegenſatz des aufſtrebenden, auf die eigene Kraft ſtolzen und den Geſetzen des Fortſchrittes unentfliehbar verpfändeten Occidents. Und die wechſelnden Phaſen dieſes Widerſtreits zweier gleich berechtigter Elemente, die in ihrem letzten Ausdruck nichts verſöhnt, bilden den Angelpunct, um den ſich auf Weltalter hinaus die Geſchicke der civiliſirten Welt bewegen. Die Ruſſen können ſich ebenſo

viel auf die culturgeschichtliche Nothwendigkeit ihrer Existenz einbilden, als auf die bisher noch vielfach geleugnete, jetzt aber im Herzen ihrer Nebenbuhler endlich festgewurzelte Ueberzeugung, daß Rußland auf eigenem Boden mit allen europäischen Mitteln nicht zu besiegen ist. Wer sich durch die große Katastrophe, in welcher der Kriegsgott des Jahrhunderts mit der Gesammtkraft des lateinischen Abendlandes den Russen erlegen ist, noch nicht bekehren ließ, der muß vor dem alle Hoffnung täuschenden Ausgang des letzten Waffenspiels verstummen. Nicht die Elemente, wie man sich in Europa fälschlich zu trösten suchte, haben Anno 1812 das große Heer des Occidents vernichtet; die Elemente haben nur die letzte Hand an die Zertrümmerung der furchtbaren Maschine gelegt, die das Russen-Reich aus den Angeln heben sollte. Daß uns aber die Elemente dieses entsetzliche Strafgericht bereiten konnten, ist nebst der Klugheit des greisen Führers anerkanntermaßen nur eine Folge jener unheimlichen und fürchterlichen Hartnäckigkeit, mit der die Moskowiter bei Borodino und Malo-Jaroslawetz gestritten und sterbend noch dem Gegner Trotz geboten haben.

Die Geringschätzung, mit welcher von jenem Zeitpunct angefangen die vom Himmel selbst begünstigten Sieger auf den Occident und seine Künste herabgesehen haben, ist ebenso natürlich, als die hochmüthige Zuversicht, das überwundene, uneinig zerbröckelte, kunstverweichlichte und „hegelisch versumpfte" Lateinerthum völlig zu überwältigen und zum Knecht des rechtgläubigen Czarenthums herabzudrücken. Der Czar in seinem Uebermuth hat endlich siegberauscht und ungereizt Europa angegriffen, Europa aber hat den Sturm abgeschlagen und der Welt bewiesen, daß lateinische Bildung und kriegerische Tugend keine widersprechenden Begriffe sind. Obgleich auf dem Kampfplatze überall besiegt, sind die Russen am Ende doch auch dieses Mal, wo nicht völlig

ſiegreich, ſo doch jedenfalls mit geringerem Nachtheil und mit weniger Unehre aus dem Streit hervorgegangen, als ihre Gegner Anno Zwölf.

Die Ruſſen ſind das einzige Volk, welches niemals den Muth verliert und ſelbſt auf das Haupt geſchlagen werden kann, ohne beſiegt zu ſein. Ob die hartnäckige Zähigkeit der Ruſſen, oder ob das blinde Glück den Ruin abgehalten hat, iſt in der Hauptſache völlig gleich, weil von jeher „Virtus et Fortuna“ die Herrſchaft gaben.

Ein Volk, das eine ſolche Vergangenheit und eine für uns ſo gefahrdrohende und ſo ſichtbar vorgezeichnete Zukunft hat, genau zu kennen und bis in die innerſte Falte des Herzens zu erforſchen, möchte man glauben, ſei eine im Occident allgemein gefühlte Nothwendigkeit. Und doch hat die Verfaſſerin kaum ganz Unrecht, wenn ſie trotz der furchtbaren Lectionen, die uns das Schickſal ſchon gegeben hat, die Ruſſen doch noch für „mal appréciés par ses fréres d'Occident“ erklärt. Oder hat man es uns etwa ſchon deutlich genug geſagt, daß in Haltung, Kleidung, Sitte und Ausdrucksweiſe der Wolga-Ruſſen — des eigentlichen Kerns der Nation — etwas Antikes liege, was an Hellas mahne und ſeit 2000 Jahren unverändert geblieben ſei? Wer von uns weiß, daß im großen Slavenreiche bei Groß und Klein, bei Hoch und Nieder nur Eine Sprache geredet wird; daß dieſe Sprache, rein und unvermiſcht wie im Urbeginn, kein Patois duldet und daß ſelbſt der geringſte Bauer die Redewendungen großer Nationalſchriftſteller leicht verſteht, ſobald er ihre Ideen begriffen hat? Daher erklärt ſich das Gleichmäßige, das Homogene der in Jahrhunderten von Cultur und Geſelligkeit ausgeprägten Charakterzüge des ruſſiſchen Volkes, wie ſie in der That auch ſchon Cuſtine und Haxthauſen zu erkennen glaubten.

Die Verfaſſerin müßte in der That keine Moskowiterin ſein

und nicht „Speanskv" heißen*), wenn sie diese „von uns ignorirte Cultur und Geselligkeit" nicht für ein eigenthümliches, von der Cultur und Geselligkeit, „qui a mûri et gâté l'Europe occidentale", wesentlich verschiedenes, einfaches und dem griechischen Alterthum entlehntes Element erklärte, das im Gegensatz zur schweren Zunge der „Stummen" (Niemetz) und zur leerredenden Petulanz und Liederlichkeit der romanischen Völker, den lebendigen Redefluß und die kindliche Pietät der Russen bis auf den heutigen Tag gehütet hat. Bei uns weiß es vielleicht noch nicht Jedermann, daß sich das große Volk der russischen Slaven mit seinem byzantiner Dogma für die echten leiblichen Nachkommen, Erben und Fortpflanzer, uns Abendländer aber für die häretisch corrumpirten und von barbarischer Sittenfäulniß angefressenen Auswüchslinge der hellenisch-römischen Welt erklärt. In Deutschland hat man die Russen bisher entweder ausschweifend gelobt oder ebenso übertrieben und maßlos geschmäht, und durch diese Ausschreitungen im entgegengesetztesten Sinne ein gründliches und festes Urtheil unmöglich gemacht; für tiefer greifende Kunde des russischen Volksgepräges und für Aufbau des rechten Maßes hat der geistvolle Verfasser „Vom andern Ufer" viel, Turgenew in seinen „Jägerskizzen" mehr, am meisten aber, wie uns scheint, hat Frau Bagréef-Speansky durch ihre „Pelerins Russes à Jerusalém" Unterlage und Stoff geliefert, so daß für das Schiefe und Lässige des abendländischen Russenbegriffs mit jedem Jahre schwächere Entschuldigungsgründe übrig bleiben.

---

*) Madame Bagréef-Speansky ist die Tochter des berühmten Grafen Michael Speansky, der unter Alexander I. eine große Rolle gespielt und nachher als Generalgouverneur von Sibirien die Angelegenheiten dieses Landes neu geordnet hat. Sibirien hat weder Edelleute noch Sclaven; es hat nur muthvolles, handeltreibendes, intelligentes und freies Bürger- und Bauernvolk.

Wir wollen an die adelige Moskowiterin, die uns dieses lehrreiche und gute Buch geschenkt, kein großes Lob verschwenden, wir wollen auch von ihrer ungewöhnlich reichen wissenschaftlichen Ausbildung nichts Rühmendes verkünden; nur die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, die scythische Melancholie, die „tristesse evangélique“, wie es La-Bruyère nennt, und das glänzende Talent, Sitten, Gefühle, Leidenschaften und Naturscenen zu schildern, darf man nicht verschweigen. Wenn nur überdies noch die aristokratische Urbanität, das attische Salz und die feine, allen geistreichen und gutgesitteten Leuten angeborene Ironie als charakteristische Eigenthümlichkeiten dieser Schrift hervorheben, so ist es etwa keine galante Schmeichelei; es ist nur Gerechtigkeit und dankbare Anerkennung für die wechselvollen und leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen, deren man sich, wie beim Anblick eines antiken Marmorbildes, im Durchlesen der Pélerins Russes nicht erwehren kann. Darf aber irgend ein Gedanke unsere Besorgniß über jene demantene, den Occident bedrohende Rinde des groß-slavischen Einheitsstaates mildern, so ist es die flüchtig hingeworfene Bemerkung der Verfasserin, daß sich russisches Nationalwesen überall nur durch streng durchgeführte Isolirung halten könne, und daß es beim überwiegenden Assimilirungstrieb der Slaven im Contact mit fremder Sitte, wie am baltischen Meere, an der Oder, an der Elbe, auf Morea und in Hellas, noch jeder Zeit unterlegen sei. Dieses Geständniß verräth für sich allein schon das Geheimniß der russischen Staatspraxis und innern Politik. In anderen Ländern werden auch Bücher geschrieben und salbungsvolle, schöne Phrasen aufgetischt. Ob sie aber auch Geheimnisse verrathen und den Leser klüger machen als er vorher war, ist eine Frage, die nicht hierher gehört.

Ist aber das Reich der Moskowiter ein Kirchenstaat mit

einem erzgepanzerten Chalifen an der Spitze, und ist das von Byzanz nach Kiew verpflanzte Dogma die Seele, der Geist und das belebende Princip dieser kriegerischen Hierarchie, so sind häusliche und öffentliche Andachtsscenen, Mönchthum, Scriptur, Psalmen und Kirchenväter, besonders aber gottselige Pilgerfahrten zu bewährten Heiligthümern die naturgemäßen Kundgebungen und gleichsam der Athmungsproceß dieser politisch-theologischen Incarnation. Die Pilgerfahrten — das lernen wir erst recht aus diesem Buche der Frau Bagréef-Speransky — sind in Rußland eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten, und werden mit einer Umsicht und Sorgfalt geregelt und überwacht, wie bei uns der Credit mobilier, die Börse, die Agriculturchemie, die Traubenkrankheit, die Eisenbahn, das Gewerbwesen und der Kartoffelbau. Vom Czar angefangen bis zum leibeigenen Knecht herab geht in Rußland alles auf Pilgerfahrt, und es herrscht von Archangel bis Hagion-Oros und Jerusalem ein andächtig-büßendes und gläubig-branntweintrinkendes Russengewimmel, wie es bei uns im Mittelalter unter Gottfried von Bouillon und Tancred gewesen ist. Selbst die Heerzüge eines Kutusoff, eines Diebitsch, eines Menczikoff und Gorczakoff sind, wenn man vernehme wie gemeine Russen hören will, nichts als bewaffnete Kirchfahrten des heiligen Rußlands gegen Heiden und Ungläubige in Süd und West.

Diesem russischen Nationaldrange folgend ist Frau Bagréef-Speransky um die Osterzeit 1847 von Kairo her durch die Wüste von Gaza nach Jerusalem gekommen und hat es, wie sie selber sagt, einige Wochen später „sans regret, mais non sans attendrissement" verlassen, um auf der gewöhnlichen Pilgerstraße über Beirut in die Heimat zurückzugehen und endlich in den Schluchten der Karpathen das vorliegende Buch zu schreiben, zu dem sie den Gedankenstoff in Jerusalem gesammelt hatte.

Im Spätherbſt deſſelben Jahres iſt auch Berichterſtatter zum zweiten Mal in die heilige Stadt gekommen, wo er in längerem Winteraufenthalt die perſönliche Bekanntſchaft der meiſten Individuen machte, die in dieſer Erzählung eine Rolle ſpielen. Unter anderem erinnert er ſich noch an alles, was ihm der neugierige, aus Creta gebürtige Mönch N . . . s im griechiſchen Convent daſelbſt von der reichen, mit ihrem Gefolge im Patriarchat wohnenden, vornehmen und andächtigen, aber ungewöhnlich klugen ruſſiſchen Dame erzählte, deren wohlbeſtellte Caſſa wohl die armen, von den griechiſchen Heiliggrab-Mönchen ausgeplünderten Ruſſen-Pilger, nicht aber die hinterliſtige Begehrlichkeit des geldgierigen Ruſſen-Beichtigers und Erzbiſchofs von Petra in partibus habe flüſſig machen können. So warm auch die hochadelige Pilgerin für ihr anatoliſches Dogma und für St. Chryſoſtomus im Herzen fühlen mochte, ſo konnte ſie im Gegenſatz zum lateiniſchen Clerus der heiligen Stadt und, wie ſie ſich ſchmeichelt, ſogar der ruſſiſchen Mönche, über den niedern moraliſchen Standpunct, über den Geldgeiz, die Plünderungswuth und die Unwiſſenheit (avarice, ignorance et rapacité) der griechiſch-byzantiniſchen Geiſtlichkeit und Heiliggrabwächter ſich des peinlichſten Eindrucks nicht erwehren. Jeruſalem iſt aber auch die Schaubühne, auf welcher man den Geiſt der ſich nebenbuhleriſch gegenüberſtehenden chriſtlichen Bekenntniſſe aus ſeinen Früchten erkennen kann.

Daß die Heiliggrabkirche den Mohammedanern gehöre und durch eine ungläubige Tempelwache polizeilich gehütet werde, und daß die Chriſten am Grabe ihres Erlöſers nur geduldet ſeien, ihr Schickſal aber und die Verachtung der Ungläubigen durch gegenſeitigen Neid, durch Tücken, Hinterliſt und Fehdewuth nur zu reichlich verdienen, hat man uns ſchon oft geſagt. Durch Geld, Intriguen und Niederträchtigkeit haben die byzantiniſchen

Griechen ihren Nebenbuhlern überall den Vorsprung abgelaufen. Nur in den Tugenden christlicher Barmherzigkeit und universeller Menschenliebe haben sie den Repräsentanten des lateinischen Abendlandes den ersten Rang gelassen.

In Jerusalem, wie es heute ist, hat alles einen griechischen Zuschnitt, und wenn die Anatolischgläubenden das entschiedene Uebergewicht, welches ihnen neben der größten Pilgerzahl der reiche Besitz an Grundstücken, Häusern, Klöstern, Manufacturen und baarem Gelde verschafft, noch nicht zur Vertreibung der Gegner benützten, so hatte man es früher nur dem Billigkeitsgefühle der Osmanli zu verdanken, zu welchem Beweggrunde in der neuesten Zeit neben klarerem Verständniß der Weltlage auch noch der steigende Credit der Westmächte bei der Hohen Pforte hinzugekommen ist. Nicht bloß Börse und Creditplatz der anatolischen Orthodoxen ist Jerusalem, es ist nebenher auch die großartigste Finanz- und Plünderungsanstalt, die unglaubliche Summen realisirt. Nur was in den russischen Kirchen für das Heiliggrab gesammelt wird, schlägt die Verfassern auf jährlich fünfzigtausend Franken an. Ueberdies wird trocken Brod und Wasser sammt der Erlaubniß, in der Umgebung des griechischen Klosters unter freiem Himmel zu schlafen, von den armen Pilgern aus Moskovien hoch bezahlt. Und wenn sie für Absolution, für kirchlichen Segen, für Reliquien vom heiligen Kreuz und für andern geistlichen Kram den letzten Pfennig hingegeben, werden sie erbarmungslos und ohne Zehrung aus der Stadt gewiesen. Die meisten dieser Unglücklichen müßten auf dem Heimwege verschmachten, wenn sie nicht durch eine weise Verfügung des kaiserlichen Gouvernements bei ihrer Landung auf der syrischen Küste die zur Rückkehr nöthige Summe, um sie der geistlichen Raubsucht zu entziehen, bei dem russischen Consul in Beirut zu hinterlegen verpflichtet wären.

Ein einziger Heiliggrabmönch, der aus Ancyra in Kleinasien gebürtige, obengenannte Erzbischof von Petra in partibus, den man deswegen in Jerusalem „Hagios Petros“ nennt, und dem die Russen, ob er gleich kaum das zehnte Wort russisch versteht, doch zwangsweise ihre Sünden zu beichten genöthigt sind, hat sein Absolutions-Monopol so ausgiebig und schlau benützt, daß er für seine Person allein nach allgemeinem Dafürhalten schon 1847 die unglaubliche Summe von einer Million Franken in der Truhe hatte. Ein nicht geringer Theil dieses Geldes ist unter dem eiteln Vorwande, in seiner Beduinen-Diöcese zu Wadi-Musa im peträischen Arabien eine Kirche zu bauen, aus moskowitischer Gläubigkeit und Pönitenz geflossen.

Durch einen Extra-Beitrag zu diesem schönen und gottgefälligen Werke ihr eigenes Seelenheil zu fördern, wurde natürlich auch Frau Bagréef-Speransky zuerst in der Beicht, und da es noch nicht wirken wollte, wiederholt und mit gesteigerter Eindringlichkeit bei dem Abschiedsbesuche eingeladen. Der griechische Kloster-Dolmetsch, der die Dame das erstemal gemeldet hatte, wurde auf das sorgfältigste über Rang und Vermögen des hochadeligen Beichtkindes ausgefragt, auf das herrlichste bewirthet und für den Fall, daß es gelänge, der russischen Büßerin etwas namhaftes abzujagen, durch das Versprechen eines guten „Bachschisch“, wie er es selbst spöttelnd erzählte, in das Interesse gezogen. Madame erklärte zwar ihre Bereitwilligkeit nach Kräften zu contribuiren, wollte aber vorher doch auch die Stelle wissen, auf welcher der neue Kirchenbau geschehen sollte.

— „Gott wird für uns ein Mirakel wirken, meine Tochter; es wäre Sünde daran zu zweifeln“, war die ausweichende Antwort des geistlichen Speculanten. Auf das weitere Drängen nach der Oertlichkeit dieses gläubig zu hoffenden Mirakels nannte er endlich seine Diöcese im steinigen Arabien.

— „Aber das ſteinige Arabien iſt groß, mein Vater, und weil es euer Sprengel iſt, habt ihr wahrſcheinlich ſchon kirchlich viſitirt?“

— „Noch nicht, meine Tochter; ihr wiſſet ja, daß es der ungläubigen Banditen wegen unmöglich iſt.“

— „Wer wird aber die Kirche beſuchen, deren Bau noch unbeſtimmt in der Zukunft ruht und in der Gewalt ungläubiger Banditen liegt?“

— „Wurden nicht durch das mächtige Wort der Diener Gottes ſogar Fiſche zu Chriſto bekehrt? Warum alſo zweifeln, meine Tochter, daß ſich auch für meine künftige Kirche in der Wüſte Arabiens gläubige Bekenner finden werden?“

Auf die etwas ironiſche Gegenbemerkung, daß in der waſſerloſen Steinwüſte Arabiens für eine ausreichende Fiſchgemeinde wenig Ausſicht ſei und er am Ende wohl die Steine werde in kirchenbeſuchende Diöceſanen verwandeln müſſen, meinte der heilige Mann, daß ſeine Büßerin für eine Tochter der Kirche viel zu gelehrt ſei, und daß es für ihr Seelenheil beſſer wäre, wenn ſie mehr Freigebigkeit und weniger „esprit du siècle“ beſäße. Aber alle Künſte der kappadociſchen Kirchenrhetorik blieben dieſes Mal wirkungslos, und ſelbſt die Endverſicherung, daß unter dieſen Umſtänden für die Wohlfahrt der Frau Bagréef-Speransky in der andern Welt das ſchlimmſte zu befürchten ſei, ſcheiterte am „esprit du siècle“ der Pilgerin. Daß ſie nach ſolchen Erfahrungen Jeruſalem „sans regret“ verlaſſen habe, wird man gern glauben. Nur wundert ſie ſich, wie der allgewaltige fromme Czar ein ſo großes Aergerniß noch immer fortwuchern und am Nationalheiligthum beſtehen laſſe möge. Was der fromme Czar nicht kann, oder vielleicht nicht will, wird zuletzt auch in der byzantiniſchen Kirche der allgemeine Ekel an der Nichtswürdigkeit der geiſtlichen Oberleitung zu Stande bringen.

Durch eine beſondere Gunſt der Umſtände hat der griechiſche Clerus, wie bekannt, ſeit mehr als tauſend Jahren dem natürlichen Geſetze der Verbeſſerung und zeitgemäßen Umgeſtaltung, ſie mochte von oben oder von unten kommen, jedesmal, und zuletzt durch die Türken, zu entrinnen und ſo das Verderbniß in Permanenz zu erhalten, Mittel und Wege aufgefunden.

Dem Contact des ſittlich höher ſtehenden Occidents und ſeiner fortſchreitenden Kenntnißverbreitung werden auch die tief geſunkenen Nachfolger des Johannes Chryſoſtomus in die Länge nicht widerſtehen können. Es liegt im innerſten Kern der chriſtlichen Völker ein wohl zeitweiſe zu verhüllendes, aber nicht völlig zu zerſtörendes Reſiduum ſittlicher Kraft und tugendhafter Energie, welches Reſiduum auf dem Gebieze der Politik wie der Moral in der äußerſten Noth und Hoffnungsloſigkeit — in ipso urbis incendio atque desperatione omnium salutis — noch jederzeit als letzte Inſtanz rettend hervorgetreten iſt. Wir dürfen nicht anzüglich ſein und wagen es mit Umgehung allbekannter und ſchlagender Exempel nur auf das Factum hinzudeuten, daß z. B. bei Inkierman und früher auch noch irgend anderswo nur die ſelbſthelfende Tüchtigkeit des gemeinen Mannes, nicht der ärmliche Beſtand oberſtfeldherrlicher Weisheit den Ruin abgewehrt und das verlorene Spiel gewonnen habe. Dieſer letzte, unſterbliche und heilige Gedanke, der die ganze Zukunft der geſitteten Welt im Schooße trägt, lebt und gährt im Herzen des großen Chriſtenvolks der ruſſiſchen Slaven vielleicht nicht weniger friſch, als bei dem ſeines ſittlichen Reichthums wegen mit Recht viel geprieſenen Germanenſtamm. Die Wahrheit dieſer Vorausſetzung anſchaulich darzuthun, ſcheint weſentliche Veranlaſſung und leitende Grundidee des Werkes zu ſein, mit welchem Frau Bagréef-Speranſky die europäiſche Literatur bereichert hat.

Nach gemeiner Pilgerſitte hat auch die Verfaſſerin in der

Heiligrabkirche eine Nacht Vigil gewacht, verschont aber den Leser mit den Ergüssen ihrer „Sentimens“ und bußfertigen Zerknirschung à la Poujoulat. Mehrere andere Russen, vornehme und geringe, bekannte und unbekannte, hatten dieselbe Nacht zufällig zu ihrer Vigil gewählt. Kurz und selbst pikant — denn ohne Epigramm von solchen Dingen zu reden ist bei gesundem Sinn eine Unmöglichkeit — wird dieses moskowitische Notturno dargestellt, wird die Wanderung durch die matterhellten weiten Räume und das Mancherlei der Begegnungen flüchtig aufgezählt, endlich aber bei einer verständig blickenden Kaufmannswittwe, der Tochter eines Landgeistlichen aus der Nachbarschaft von Twer, angehalten und auf einer abgelegenen Tempelstelle ein Zwiegespräch eingeleitet, in welchem dieses „Weib aus dem Volk“ in langer Erzählung ihre Schicksale von Anbeginn bis zum glücklichen Zusammentreffen mit ihrer vornehmen Landsgenossin am Grabe des Erlösers schildert. Der Dialog spinnt sich fort mit steigendem Interesse die ganze Nacht, und zeigt nicht bloß russische Verkehrsweise und Redeform zwischen Hoch und Nieder, er malt im großen Styl ein Lebensbild der unteren und mittleren Volksclassen Rußlands, ihre Leiden, ihre Hoffnungen und ihr Bestreben, wie uns scheint, so wahr, so vollständig, so nüchtern und doch mit so frischem Colorit, wie es unseres Wissens, wenigstens bei den Russen, noch nicht dagewesen ist und mit den Vorstellungen, wie sie im Occident circuliren, keine große Aehnlichkeit besitzt. Dieses moskowitische Volkscontersei heißt bei der Verfasserin „une nuit au Golgatha“ und füllt den größern Theil des ersten Bandes ihrer „Pelerins Russes à Jérusalem“.

Held und Gegenstand des Restes so wie des ganzen zweiten Bandes ist ein junger russischer Edelmann vom höchsten Rang und von unermeßlichem Reichthum aus der Nachbarschaft von Nowgorod.

Am Altar des griechischen St. Katharina-Klosters zu Jerusalem sah die Verfasserin den pontificirenden Athos-Mönch Hilarion, dessen Jugend, Blick, Stimme, Wuchs und auch im demüthigen Büßerkleide selbstpeinigender Casteiung noch unverwischbare aristokratische Formelegance sie an eine der glanzvollsten Erscheinungen der Salons von St. Petersburg erinnerte. Der hochgeborne Weltüberwinder erkannte auch seinerseits, wer ihm gegenüberstand, hatte aber doch den Muth, im Tempelhofe, wo die Verfasserin in lebhaftem Gespräche über diese romanhafte Erscheinung bei einer russischen Nonne des besagten Klosters stand, zwar nicht ohne sichtbaren innern Kampf, aber doch ohne ein Wort zu sagen, vorbeizugehen und in der Einsamkeit der Zelle zu verschwinden. Seraphina, so hieß die Nonne, war die Muhme des jungen Pontifex, wollte und durfte aber für den Augenblick keine nähere Auskunft über die geheimnißvolle und tragische Metamorphose ihres Neffen, des Athos-Mönches Hilarion geben. Ein versiegeltes Manuscript, das sie unserer Pilgerin unter der Bedingung anvertraute, es erst in Europa und nicht vor Umfluß von fünf vollen Jahren zu öffnen, werde das Räthsel der unerhörten Liebeskatastrophe lösen, die eine der beneidenswerthesten Existenzen im Reiche der Moskowiter in der ersten Blüthe geknickt und aus den vergoldeten Palästen der Czarenresidenz in die romantisch umschattete Einsiedlerhütte eines bildermalenden Klosterbruders auf Hagion-Oros herabgezogen hat. Das im Frühjahre 1847 zu Jerusalem überlieferte Manuscript ward in treuer Erfüllung des Gelöbnisses von der Empfängerin wirklich erst 1853 geöffnet und der vollständige Inhalt, die mit seltener Kunst und mit hinreißender Beredsamkeit verfaßte Selbstbiographie des Einsiedlers P. Hilarion, ehemals Grafen *** auf Nowopolje bei Nowgorod, unter dem Titel „le moine du Mont Athos“ auf nicht weniger als 376 Seiten den „Pélerins

Russes à Jérusalem" einverleibt. Es ist ein mit Meisterhand geformtes Relief der vornehmen Russenwelt, ihrer Licht- und Schattenseiten — ein Bild, das vielfach selbst für Eingeborne und Standesgenossen als γνῶθι σεαυτόν gelten kann.

Frau Bagréef-Speránsky wird ohne Zweifel wissen, daß man seit dem Congreß von Aachen im Lande der Riemetz, ohne in der öffentlichen Meinung empfindlich einzubüßen, die Russen, selbst wenn sie es verdienen, nicht mehr loben darf. Die leiseste Anerkennung russischer Vorzüge erregt Kälte und Verdacht, weil bei aller individuellen Liebenswürdigkeit doch die Nation im Ganzen und ihr politisches Regiment insbesondere sich bei uns keiner großen Sympathie zu erfreuen hat. Sogar der alte Heidenspruch: „virtus et in hoste laudanda est." hat den Russen gegenüber bei den abendländischen Christen keine Geltung mehr. Fremde Vorzüge, wenn man sie nicht wegdisputiren kann, doch wenigstens zu ignoriren, gilt bei uns für eines der wirksamsten Mittel seine patriotische Gesinnung kund zu geben, und die verfallene Größe des Vaterlandes wieder herzustellen. Nationalvorurtheilen schroff entgegenzutreten, wird aber keiner wagen, der den Frieden liebt, und die Achtung derjenigen nicht verscherzen will, mit denen er leben muß. Nur dieser eigenthümlichen Stellung müssen Sie es zu gute halten, wenn der Berichterstatter zum Schlusse nichts weiter sagen will, als daß die „Pélerins Russes" der Frau Bagréef-Speránsky bei allem Reiz des Romans für ihn das volle Gewicht der Wahrheit und nicht selten die erschütternde Wirkung der antiken Tragödie hatten.

Dr. Philipp Wolff:

1) **Jeruſalem.** Nach eigener Anſchauung und den neueſten Forſchungen.

2) **Arabiſcher Dragoman** für Beſucher des Heiligen Landes.

3) **Muallakat.** Die ſieben Preisgedichte der Araber ins Deutſche übertragen.

(1857.)

Es geht am Ende mit Paläſtina und Jeruſalem wie mit Hellas und Athen. Das eine wie das andere iſt gleichſam das Lebenselement des großen Literatenheeres im Occident, das unerſchöpfliche Vorrathshaus für Brod und Ehrenſold, für Zeitvertreib, Ordensband und Ruhm. Wollte einer zuſammenſtellen, was ſeit dem Wiedererwachen der claſſiſchen Studien bis zur letzten Leipziger Meſſe von akademiſchen Abhandlungen, Schulprogrammen, kritiſchen Excurſen und Streitſchriften, an Compendien, Leſebüchern, Reiſebeſchreibungen, Partial- und Univerſalwerken über das kleine Hellas im Allgemeinen und über die witzigen Landsleute des Ariſtophanes insbeſondere nur in Deutſchland erſchienen iſt, er käme nicht ans Ziel. Hat unlängſt Grote's Rieſenwerk der Geſchichte Griechenlands viele Kleinmüthige erſchreckt und zum Glauben verleitet, die Sache ſei jetzt im Weſentlichen abgeſchloſſen, das Thema ausgelaugt, die Nachfrage erſchöpft, ſo wird man durch die raſch hintereinander auftauchenden Schriften über Griechenland wieder vom Gegenſatz überzeugt.

Der hundert- und noch einmal hundertfach durchgeknetete Stoff gewinnt unter der Hand der europäischen Tausendkünstler immer wieder neue früher nicht gekannte Formen, und man liest den eben aus der Presse kommenden ersten Band der griechischen Geschichte von Ernst Curtius mit derselben Gier, als hätten Max Duncker und andere in der Sache noch nichts gethan. Das Buch des Hrn. Curtius bringt neue Ansichten mit neuen Gruppirungen bekannter Dinge; neue Thatsachen bringt es nicht; es weist auf keine bisher verborgene Erkenntnißquelle hin, zeigt aber vor vielen anderen Bestrebungen klar genug, daß die Deutschen die schwere Kunst, über Allbekanntes und scheinbar Abgedroschenes „Causeur agréable“ zu sein, nach und nach unseren westlichen Nachbarn abgelernt haben. Die deutsche Kathedermuse wird amüsant. Der erste Anstoß ist von Theodor Mommsen ausgegangen und schon entzündet die eisrhenanische Stilkunst die Eifersucht eines Cüvillier-Fleury und selbst eines Adolf Thiers. Das ist sicher ein großes, die politischen Bestände in Europa vielleicht wesentlich umgestaltendes, von den gewandtesten Diplomaten ebenso wenig vorher berechnetes Ereigniß, wie die Bewegung von Anno 1848.

Ob aber dieses Nimmer-an-ein-Ende-kommen der Wissenschaft ein Segen oder ein Fluch, eine Nothwendigkeit oder ein freies Wollen sei, wer möchte das entscheiden? Nur wissen wir alle und haben es erst neuerlichst im Koppen gelesen, daß die Sehnsucht nach Stillstand und die Furcht vor der endlosen Wandelscala der Brahmanischen Incarnationen als Reaction und letzten Trost Buddha's Lehre vom absoluten Nichts, vom Tode der Seele, vom „Nirwana“ hervorgerufen hat. War vielleicht Gregor von Nyssa, oder ist heute Abbé Goume ein christlicher Buddha, der das müde Abendland von der Qual des Fortschritts und des Wissens erlösen sollte? Den ersten Versuch hat der Genius der

Menschheit durch St. Chrysostomus vereitelt, den letzten aber durch eine Intervention zu Schanden gemacht, auf welche Niemand rechnen durfte. Seitdem ist der Glaube wieder allgemein, der Mensch könne sich der Last des Gedankens und der geistigen Fortbewegung unter keiner Bedingung ganz entziehen, und es müsse folglich das Bestreben in Europa neben der Politik auch noch die Wissenschaft fest zu bannen, unter allen Thorheiten der Zeit die hoffnungsloseste und die größte sein.

Vor weniger als Jahresfrist hat Jemand in Ihrem Blatte die „Pélerins Russes à Jerusalem“ der leider zu früh verstorbenen Frau von Bagréef-Speransky zur Anzeige gebracht, und nebenher nicht undeutlich zu verstehen gegeben, es sei dieses der letzte Versuch und der einzige Weg, ohne tödtliche Langweile noch eine Palästinaschrift ins Publicum zu bringen. Der Verfasser der Eingangs genannten drei Arbeiten, besonders Nr. 1 und 2, hat aber der Blasirtheit Ihres Anzeigers zum Trotz bewiesen, daß man auch ohne die feine Ironie der Moskowiterin und ohne die hypergründliche Polemik Toblers ins Spiel zu bringen, noch mit Gunst und Beifall über Jerusalem reden kann. Sind aber die Bücher hauptsächlich in der Absicht geschrieben, daß man sie kaufe und lese, so bleiben in diesem Puncte die Concurrenten des Verfassers dieser drei Schriften mit ihren gründlichsten und dickleibigsten Werken vermuthlich weit hinter ihm zurück. Nicht was breit, gelehrt und gründlich ist, bewegt Sinn und Börse der Lesewelt. Der Mensch will mit möglichst geringer Anstrengung des eigenen Denkvermögens unbestreitbare Resultate sehen und nebenher billig und coulant unterhalten sein.

Eine Fahrt in das heilige Land wird bei der steigenden Macht und Autorität der Christenheit jetzt ungefähr ebenso billig, leicht,

ſchnell und ſicher, wie vor kurzem eine Tour zum Vatican oder zur Grotte Poſilipo abgethan.

Man hat — mit Schrecken ſei es geſagt — über die heſperiſche Halbinſel ganze Bibliotheken componirt, und doch wird ohne Ernſt Förſters Handbuch in der Taſche Niemand in das Land der Citronen ziehn. Denſelben Dienſt wie Ernſt Förſter für die Reiſe nach Italien hat Dr. Wolff für die Pilgerfahrt nach Jeruſalem verrichtet, jedoch mit dem weſentlichen Unterſchiede, daß der neue Paläſtinaguide des Hrn. Dr. Wolff bei gleicher Leiſtung viel handſamer und dünner und nebenher auch viel wohlfeiler als das Förſter'ſche Vademecum iſt.

Einer umſtändlichen Inhaltsanzeige bedarf es hier ebenſo wenig als irgend einer gelehrten Analyſe des Gegenſtandes, da aus den mehr als fünfzig Reiſebeſchreibungen, die nur ſeit Chateaubriand's Itinéraire über Paläſtina erſchienen ſind, jeder Leſer in Europa das kleine, ſteinige, ausgelaugte, waſſer- und baumloſe Land der „Sehnſucht" bis ins einzelne kennt, von activer Polemik aber und von anſtreitbaren neuen Theſen im Büchlein ſelbſt auch nicht die leiſeſte Spur zu entdecken iſt. Man braucht weder Orientaliſt noch Gelehrter überhaupt zu ſein, um dieſe Schrift des Hrn. Dr. Wolff zu leſen. Die Arbeit iſt ganz auf den Mittelſtand der Gebildeten berechnet und folgt neben eigenen Anſchauungen in der Hauptſache jenen gemäßigten, ſelbſt der Legende vielfach ihre Berechtigung geſtattenden Aufſtellungen, welche durch Tobler's Paläſtinaſchriften in Deutſchland allgemein zur Geltung gekommen ſind. Irgend etwas neues zu ſagen und die Kenntniß des heiligen Landes in irgend einem weſentlichen Puncte weiter zu bringen, liegt nicht in der Natur einer ſolchen Schrift. Es ſollte ſich vielmehr aus dem unermeßlichen, nicht mehr leicht zu bewältigenden Paläſtina-Material ein ſtereotypes Bild von Jeruſalem und der umliegenden Landſchaft geſtalten,

ein Bild das Jedermann leicht überſehen, Jedermann ohne viel Nachdenken verſtehen und das ſelbſt der linguiſtiſch und periegetiſch weniger geübte Pilger ohne Verlegenheit handhaben und als bündiges Orakel in allen Nöthen befragen kann. Dieſe nüchterne, einfache und nützliche Aufgabe hat Hr. Dr. Wolf vortrefflich gelöſt, und nebenher von neuem bewieſen, daß die gelehrte Arbeit immer am beſten gelingt, wenn das Thema unter dem geiſtigen Können und Vermögen des Verfaſſers ſteht und er, wie der discuswerfende Ulyſſes bei den Phäaken, ohne die letzte Kraft in das Gefecht zu bringen, gleichſam ſpielend ans Ziel gelangt.

Bloß geographiſch-ſtatiſtiſche Angaben und trockene Nomenclaturen, wenn auch mit etwas Grammatik und herkömmlichem Pilgerenthuſiasmus ausgebohnt, wären indeſſen doch nicht hinreichend, um dieſer Schrift den nöthigen Credit zu verſchaffen. Es wird aber neben Klima und Temperatur auch von der Thier- und Pflanzenwelt, von den Menſchen und ihren Sitten, vom moraliſchen Gehalt und geiſtigen Vermögen, von Schule und Unterricht und von der ganzen Art des Daſeins der Bewohner Jeruſalems, von ihren politiſchen, kirchlichen und ökonomiſchen Verhältniſſen und überhaupt von Allem geredet, was der fremde Wanderer zu ausreichendem Verſtändniß des Landes wiſſen ſoll. Der Ausdruck ſelbſt iſt überall kurz, gemeſſen und nüchtern, dabei aber doch fließend und nicht ohne Farbe und Lebendigkeit, weil der Verfaſſer vielerlei weiß und völlig Herr ſeines Stoffes iſt. Als weſentliche Zierde und Nachhülfe müſſen die fünfunddreißig in den Text gedruckten Illuſtrationen gelten, die ebenſo niedlich als plaſtiſch-wahrhaft ſind und in einem ſolchen Buche nicht fehlen dürfen.

Der Verfaſſer, wie man aus Nr. 2 und 3 erſieht, iſt neben der arabiſchen Bücherſprache auch des in Paläſtina gebräuchlichen

Bulgärdialects in ausreichendem Maße kundig. Und doch hat er sich in bescheidenem und klugem Mißtrauen auf seine linguistische Durchbildung nur mit der größten Vorsicht und nicht ohne Beirath erprobter Arabologen an die Ausarbeitung seines kleinen Dragoman gewagt. Das Broschürchen hat nur 77 Seiten, ist aber als erster Versuch einer praktischen Anleitung zum Arabischsprechen für deutsche Palästinapilger von ganz besonderem Werth. Es läßt sich ja nichts traurigeres denken, als die Wanderung durch ein sehnsuchtsvoll und heiß geliebtes Land ohne alle Möglichkeit, mit den Eingebornen in lebendigen Verkehr zu treten.

Der Verfasser mag sich leicht denken, daß jeder in solchen Dingen nicht völlig fremde Leser diesen Theil seiner drei Leistungen mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt. Aus dem vorliegenden, überreichen, über Europa zerstreuten Material einen Guide über das spannelange Heilige Land aufzustellen, erfordert im Vergleich zum „kleinen arabischen Sprechsaal" nur einen geringen Aufwand von Gelehrsamkeit und Kunst. Die Aussprache der arabischen Wörter und ihre Transcription ins Deutsche wird Dank der Hülfe arabischer Dolmetsche und im Lande eingelebter Europäer mit einer Sorgfalt und Schärfe behandelt, die für Kritik nicht viel Raum gestattet. Und doch weiß ich noch nicht ganz gewiß, ob der Araber das türkische „Bin-Baschi", Chef über Tausend, nicht bloß Bimbaschi aussprechen, sondern auch das in seinem ABC mangelnde Saghyr Nun der Türken durch ein Mim ersetzen und Bimbaschi schreiben soll (S. 38). Dagegen wäre es für Anfänger, was in der Regel doch die meisten Heiliggrabpilger sind, gewiß eine Erleichterung, wenn neben der echt deutschen Uebersetzung der arabischen Conversationsphrasen im Büchlein auch noch die wörtliche Uebertragung stände, damit der Lernende nicht papageienartig nachplaudere, was er nicht versteht. So z. B. haben die Araber für unser deutsches „Wie geht's"

die drei Phraſen kéf kéfak, kéf hálak und kéf ssahetak (S. 56), wörtlich: Wie (iſt) deine Laune? Wie dein Zuſtand? Wie deine Geſundheit? — Die deutſche Frage „Wie alt biſt du?“ lautet auf Arabiſch auch „ibn kem sene ent“ (S. 57), d. i. der Sohn wie vieler Jahre (biſt) du? — Wenn der Verfaſſer auf die Erkundigung „Was gibt es Neues“ die arabiſche Antwort „ma sama't schê“ mit „ich weiß nichts“ überſetzt, iſt es auch nicht ganz genau, weil es wörtlich „ich habe nichts gehört“ lauten müßte. — Beim Weggehen ſagt der Romane „Adieu oder Addio“, der Germane „Lebewohl“, der Araber „Chatrak“ (S. 61), was wörtlich weder Adieu noch Lebewohl, ſondern „Dein Verlangen“, „Dein Gemüth“ bedeutet.

Mit dieſen Bemerkungen hat man keinen Tadel ausgeſprochen, keine Kritik gemacht; es ſoll nur eine Meinung, ein Rath, ein Vorſchlag ſein, den man beachten oder auch überſehen kann. Der „kleine Dragoman“ iſt nicht für Leute geſchrieben, die ſich ſelber helfen können; er iſt die Zuflucht aller jener Paläſtinawanderer, die vom Arabiſchen noch nichts wiſſen, aber doch etwas lernen möchten.

Nr. 3 der Dr. Wolff'ſchen Publicationen, die deutſche Uebertragung der ſieben Preisgedichte der Araber, laſſen wir als einen Gegenſtand rein philologiſcher Gelehrſamkeit hier unberührt, weil ſich, ohne den Urtext bei der Hand zu haben und ohne Nebeneinanderſtellung früherer Bearbeitungen mit dem neueſten Verſuche in der Sache doch nichts verſtändiges ſagen ließe. Hiezu iſt jetzt keine Zeit und wäre hier auch nicht der rechte Ort. Man muß ja auch Hrn. Schlottmann noch etwas zu thun übrig laſſen, ſintemal er unlängſt einen ſo warmen Eifer für richtiges Maß in Lob und Tadel unnöthig zur Schau getragen hat.

Joh. Jos. Ign. Döllinger: Heidenthum und Judenthum. Vorhalle zur Geschichte des Christenthums.

(1858.)

Der Verfasser dieses Buches ist nicht den Jahren, aber den Thaten nach ein Veteran der Wissenschaft, nebenher einer der größten Bücherkenner unserer Zeit und als Kirchenhistoriker, Religionsphilosoph und ausgelernter Meister der Controverse nicht bloß allen Gelehrten Deutschlands wohlbekannt; sein Ruf ist ein europäischer, weil das Gewicht und die Bedeutung des Döllinger'schen Wortes in allen Fragen des kirchlichen und religiösen Wissens von ganz Europa anerkannt und nicht selten auch empfunden wird. Wenn dialectische Schärfe, wenn ein ruhiger kühler Blick, wenn umfangreiches Wissen, das nie versagende Wort und eine an Theodor Mommsen und Hammer-Purgstall mahnende Arbeitskraft zu einer Antonomasie berechtigen und er selbst oder seine Standesgenossen nicht protestiren, möchte ich ihn den Gorgias der christlichen Theologen nennen. Mit der Anerkennung eines seltenen Talentes indessen und eines wohlbegründeten wissenschaftlichen Rufes ist noch nicht ausgesprochen, daß man in jeder Meinung des Gepriesenen auch die eigene Ansicht wiederfinde und daß man überall als unbedingter Proselyt seiner Argumente gelten wolle. Unsere Wege gehen in *vielen* Dingen *weit* auseinander, und irgend eine rein kirchliche Schrift des Verfassers

kritisch zu besprechen, wäre mir niemals in den Sinn gekommen, weil ich von der Lieblingsbeschäftigung meiner Jugend — den kappadocischen Kirchenvätern und den Bollandisten — schon längst abgesprungen und nicht etwa zum classischen Heidenthum, wie Julian der Apostat, wohl aber zu den heidnischen Classikern übergetreten bin, und in ihrem heitern Verkehr gegen die Leerheit und die Langeweile des schnellverrinnenden Lebens die einzige und letzte Medicin gefunden habe. An kirchliche Dinge freilich kann man mit solchen Gesinnungen die Hand ohne Gefahr nicht legen, weil von den Gottesgelehrten an Empfindlichkeit selbst die empfindlichsten aller Sterblichen: die Dichter und Grammatiker, noch übertroffen werden, und mit Gefühlen, die Millionen Menschen den innern Frieden geben, überhaupt nicht zu scherzen ist. Auch ist es, wenn ich hier eine Ausnahme von der Regel mache, nicht etwa der katholische Geistliche, nicht der Theologe, ja nicht einmal der Christ, von dem ich rede, es ist der ausgezeichnete Gelehrte, der vortreffliche Stylist, der Doppelgänger meiner eigenen Studien, es ist — um es mit Einem Worte zu sagen — der Philosoph des classischen Heidenthums, auf den ich die Aufmerksamkeit des gelehrten Publicums lenken möchte. Nimmt man drei oder vier Perioden, die, wo nicht den katholischen Dogmatiker, so doch den Christen vermuthen lassen, aus dem Buche weg, so könnte ein Seneca oder irgend ein genialer Heide aus der Schule des Pythagoras ebenso gut als ein katholischer Presbyter aus München der Verfasser sein. Hoffentlich nimmt Mr. Clement mit seiner neuesten Sammlung lateinischer Kirchenpoesien kein Aergerniß, wenn ich von den beiden streitenden Grund-Elementen, dem christlichen Glauben und dem heidnischen Wissen, letzteres allein im Auge behalte und mit aller Achtung vor dem erstern dieses Mal am zweiten allein meine Freude habe.

Die wiederholten Bemühungen, die neun Musen des Hesiodus aus dem Occident zu vertreiben, müssen wiederholt mißlingen, weil ein geheimer Instinct das demantene Band zwischen dem heidnischen Gedanken und der christlichen That in Europa nicht zerreißen läßt. Ja, bei den Culturvölkern des Occidents ist die Ueberzeugung allgemein, daß ohne jenes geistige Testament des classischen Alterthums weder die humane Gesittung in der Welt überhaupt erhalten und fortgebildet werden könne, noch ein wahres Verständniß des Christenthums selbst möglich sei. Und die Zahl derjenigen, die das Heidenthum als bloße Negation, als dämonischen Irrsal, als Chaos und Unnatur betrachten, und dagegen meinen, das Christenthum sei ohne innern Zusammenhang mit der Vergangenheit gleichsam als unmotivirter Act göttlicher Willkür ex abrupto in die Welt gekommen, schwindet sichtlich, um dem Glauben Platz zu machen, daß bei allem scheinbar Zufälligen im Geiste des Heidenthums eine gewisse Gesetzmäßigkeit, ein Eingehen dieses Geistes in immer bestimmtere Formen zu erkennen sei, und daß vom dunkeln Urquell aller geistigen und sittlichen Erkenntniß die menschlichen Dinge in natürlicher Strömung auf die Zeit herabgeflossen seien, wo das Christenthum nach Aufzehrung der letzten Kraft als Nothwendigkeit und als einzig möglicher Rettungsfaden aus verzweiflungsvollem Labyrinth erscheinen und mit seinem Inhalt die große Leere wieder füllen mußte. In diesem Gedanken liegt etwas eigenthümlich Beruhigendes und Tröstliches, weil klares Verständniß, weil Maß, Plan und Ordnung auf geistigem Gebiete wie in der Politik dem Menschen von jeher ein Bedürfniß war. Diesem Bedürfniß zu begegnen und eine in der wissenschaftlichen Behandlung der Kirchengeschichte oft genug gefühlte Lücke auszufüllen, hat es an Versuchen bisher nicht gefehlt. Und ist Herr Döllinger auf diesen Gedanken auch nicht zuerst verfallen, so hat er ihn mit Hülfe

der fremden Vorarbeiten und des eigenen Ingenium doch lichtvoller, glänzender und vollendeter durchgeführt, als alle die vor ihm an das Unternehmen gegangen sind. Der Verfasser hat die zerstreuten Lichtfunken der Vorgänger in Einem Brennpunct concentrirt und ein mit wahrer Künstlerhand gemeißeltes Bild des Alterthums hervorgebracht, welches in der Hauptanlage selbst dem strengsten Richter nun erscheinen und genügen muß.

Das Buch selbst hat nicht weniger als 885 Seiten Lexicon-Octav; der Inhalt gruppirt sich aber so lichtvoll und übersichtlich um den Centralgedanken, daß man sich gleich beim ersten Ueberblick den Plan des Werkes und den Ideengang des Verfassers selber construiren kann. Dieser Centralgedanke tritt uns wie die Inschrift eines colossalen Monumente gleich am Portal entgegen. „Der Genius des Alterthums, heißt es in der Vorrede, versucht, erschöpft, verbraucht alle auf der einmal gegebenen und überlieferten Grundlage möglichen Combinationen, die ganze ihm innewohnende plastische Kraft. Erst nachdem er vollständig sich verleiblicht, nachdem jede seiner Doctrinen, Formen und Institutionen ihre Lebenskraft erprobt und — aufgezehrt hat, tritt mit dem Zeitalter der Antonine der große, den Zeitgenossen freilich nicht sichtbare, von Wenigen nur geahnete Wendepunct ein, und wird ein Blatt in der Geschichte des menschlichen Geistes umgeschlagen." — In den Sinn dieses umgeschlagenen Blattes einzudringen und ihn Jedermann verständlich zu deuten, d. h. um das verborgene Keimen und das endliche Hervorbrechen der größten Erschütterung, die das menschliche Geschlecht in seinen edelsten Beständen je getroffen, in ihrer geheimnißvollen Werkstätte zu belauschen, hat der Verfasser in seinem Werke den umfassendsten, bis jetzt bekannten Versuch gemacht.

Warum fürchtet man sich vor Worten und warum scheut man sich, in der siegreichen Begründung des christlichen Glaubens- und

Ideenkreises die durchgreifendste, vollständigste und lehrreichste aller socialen Revolutionen zu erkennen? Hat diese sociale Revolution nicht alles, was im Orbis Romanus zu Recht bestand, umgeworfen? Hat sie nicht von den unscheinbarsten Anfängen, von der verachteten Opposition eines kleinen Häufleins von „Handwerkern, Weibern, Bettlern und Sclaven" in einigen Winkelgassen von Rom ausgehend, das bürgerliche Gesetz, die Rostra auf dem Forum, die Götter des Capitoliums, den öffentlichen Cultus, die kaiserliche Administration, das Diadem, das Heer, die gesellschaftliche Hierarchie, die Sitte und den Besitzstand der Romuliden langsam, aber mit furchtbarer Geduld unterwühlt, und nach dem unwiederherstellbaren Bankerott aller sittlichen und politischen Triebkräfte den Plan einer neuen Weltordnung auf die Ruine hingezeichnet? Unter Kampf und Widerstand geht der Ausbau dieser neuen Weltordnung ohne Pause fort. Und eben weil nichts in der Welt die Thorheit der Weisen belehren, nichts den schlaftrunkenen matten Blick der Gewalt bedeuten kann, ist die christliche Revolution permanent.

Wir sind nicht wenig auf das Prognosticon begierig, welches der Verfasser im Verfolge seines Werkes dem christlichen Bewegungsgedanken stellen wird. Bis jetzt hat sich die Wirksamkeit dieses christlichen Bewegungsgedankens über die Grenzen des alten Imperium Romanum und über die nächsten Dependentien hinaus nur langsam bewährt, im Kampfe gegen den Brahma-Buddha aber und gegen den Confucius sich besonders schwach gezeigt. Auch hat er bisher kaum den fünften Theil der Erdbewohner in seine Bahn gezogen. Sogar Rückschritte, Verluste und Niederlagen sind theilweise eingetreten. Und Niemand vermag vorherzusehen, ob der weltbewegende göttliche Gedanke bloß mit den altererbten Streitmitteln der romanischen Centralisation die an den Islam verlorene Terrainhälfte wieder zu gewinnen

und am Ende den ganzen Erdboden auf den im Evangelium ausgeſteckten Grad der Vergeiſtigung zu erheben gegründete Ausſicht hat. Dem Chriſtenthum in ſeiner irdiſch-kirchlichen Incarnation kann man nicht ohne Grund denſelben Vorwurf machen wie der politiſchen Oppoſition: es zerſtört ſchnell, iſt aber langſam, wo nicht gar machtlos im Neugeſtalten, wenn ſich ihm als bindende und civiliſirende Kraft nicht ein drittes Element beigeſellt. Die Verbreitungsſchnelligkeit des Chriſtenthums als Beweis ſeines göttlichen Urſprungs gelten zu laſſen, iſt bei der geſteigerten Actenkunde von jetzt an weder nöthig noch ſchlußgerecht.

Die Ueberzeugung aber, daß kein Deus ex machina, ſondern überall nur die ewigen Geſetze der ſittlichen Weltordnung im Spiele waren, iſt im Gemüthe des Leſers nur durch ein Rundgemälde, durch ein erſchöpfendes, Zug für Zug aus der Wirklichkeit entlehntes Centerfei des geſammten im Orbis der Cäſarn eingerahmten griechiſch-römiſchen Alterthums hervorzubringen, durch ein Bild, ſage ich, zu welchem die ganze Fülle des heidniſch-claſſiſchen Gedankencapitals den Inhalt, die Farbe und den Umriß liefern muß. Mit einer Zeichnung dieſer Art hat in kleinerem Maßſtabe, aber mit Meiſterhand, Alexis de Tocqueville zum Verſtändniß der noch nicht ausgegohrenen, noch nicht abgeklärten und verſöhnten großen franzöſiſchen Staatsumwälzung von 1789 unlängſt ſeine Zeitgenoſſen überraſcht. Zur Verrichtung ähnlicher Thaten bedarf es aber mehr als Eifer, mehr als bloße Redlichkeit und guten Willen; es iſt hier ein Wiſſen, eine Sinnestiefe, eine Geiſtesfreiheit und ein phyſiſches Können nöthig, wie es die Natur von jeher nur ausnahmsweiſe verliehen hat. Und wenn wir im Verfaſſer einen dieſer reichausgeſtatteten und bevorzugten Günſtlinge der Muſen erkennen, ſo darf ein ſolches Urtheil nur die Frucht des ſtrengſten und gewiſſenhafteſten Examens ſeiner Leiſtung ſein. Ohne eigene Vertrautheit indeſſen

und ohne langwierigen Verkehr mit der Gesammtüberlieferung des classischen Heidenthums würde das Examen selbst mit Nutzen kaum anzustellen sein. Der Leser soll sich nicht verwundern, wenn hier mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt und mit ungewöhnlicher Behutsamkeit vorgegangen wird. Die Gefahr anzustoßen liegt nahe, und gewiß ist das religiöse Element unter allen Gegenständen wissenschaftlichen Forschens derjenige, in welchem das Lob des einen am leichtesten und häufigsten als Tadel und Verkürzung des andern angesehen wird. Da aber ein Werk, wie das vorliegende, wenn es halten soll was es im Vorworte verspricht, ohne die geistige Verlassenschaft des classischen Alterthums nach Inhalt und Gedankengang vollständig zu übersehen, nicht möglich ist, zur Bewältigung des colossalen Materials aber auch das genialste Menschenleben nicht mehr ausreicht, so ist der erste Eindruck beim Erscheinen solcher Schriften gewöhnlich Unlust, Zweifel und Verdacht, weil der Mensch im Allgemeinen nur das für möglich hält und gelten läßt, was er selbst verrichten zu können glaubt. Der Verfasser wird es selbst am besten fühlen und auch gern eingestehen, daß er ohne die zahllosen Vorarbeiten, Uebersetzungen, Commentarien und historisch-philosophischen Einzelpräparate, die der Fleiß der Gelehrten vor und neben ihm zu übersichtlichem Verständniß der alten Autoren geliefert hat, mit seinem Thema nicht aufgekommen wäre. Aber alle diese Vorarbeiten, Commentarien und Einzelpräparate der Vorgänger zu kennen, zu lesen und zu prüfen, den neuesten Stand der Forschung überall zu erlauschen, und die Werke des Alterthums selbst, wenn auch nur flüchtig, im Original zu lesen, übersteigt die gewöhnlichen Arbeitskräfte wissenschaftsbeflissener Leute in einem Maße, daß man einem solchen Conquistador auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit überall genau auf die Finger sehen und ihn ebenso beharrlich wie er selber ist im irrsalvollen Labyrinth

seiner Constructionen verfolgen muß. Man will wissen, ob und wo er fremdes Gut als Eigenthum verkaufe, und namentlich ob er anderer Leute Citate ohne zu prüfen blind nachcitire, wie man es in sogenannten Original- und „Bahnbrecherwerken“ bei genauerem Nachsehen oft genug finden kann.

Ich habe Zeit und Mühe nicht gescheut, von den 2912 Citaten dieses dickleibigen Buches, so weit die angezogenen Schriften bei der Hand waren, das meiste und wichtigste zu verificiren. Und wenn ich den Verfasser von der Unachtsamkeit, ohne jegliches gewissenhaft zu prüfen, vorgängerische Citate nachzuschreiben und hie und da selbst nur halbrichtig, einige Male auch ganz irrig auf classische Stellen hinzuweisen, nicht ganz ledig sprechen kann, so muß ich doch zugestehen, daß bei weitem die Mehrzahl, besonders in den Werken des Alterthums, die Probe hält und den Beweis liefert, daß sich der Verfasser zur Stütze seiner Thesen in der Hauptsache durchgehends auf Selbstgelesenes beruft. Um dem Verfasser auch in der That zu zeigen, daß er in diesem Puncte wenigstens von läßlichen Sünden nicht ganz frei geblieben, will man ihm von der geringen Zahl ganz irriger Belege nur ein einziges vorhalten, dessen nachlässige Stellung den Leser vor allen übrigen unangenehm berührt. Nach Seite 481 soll beim Ueberhandnehmen griechischen Erziehungswesens in Rom schon Cicero's Großvater die merkwürdige Erfahrung gemacht haben: „daß bei einem Römer seine Bösartigkeit im Verhältniß zu seiner Vertrautheit mit den griechischen Autoren wachse.“ — Als Nachweis für diese auffallende, in unseren Tagen besonders gewichtvolle Sentenz wird vom Verfasser kurz und oberflächlich Cicero de Oratore 6 angeführt, was ganz irrig und unverständlich ist. Diese dem Marcus Cicero, Vater (nicht Großvater) des berühmten Staatsredners Marcus Tullius, entlehnte Bemerkung findet sich in der besagten Schrift Lib. II. cap. LXVI und lautet

im Original: nostros homines similes esse Syrorum venalium: ut quisque optime Graece sciret, ita esse nequissimum. Hier ist nicht von Vertrautheit mit den griechischen Autoren, sondern von der Fertigkeit in der griechischen Sprache die Rede, wie sie junge Römer von ihren corrupten Pädagogen und Schulmeistern erlernten, von denen es in Rom damals wimmelte.

Mängel dieser Art hindern inzwischen doch nicht anzuerkennen, daß der Verfasser sein Thema mit dem möglichst vollkommenen Apparat der classischen Gelehrsamkeit wie der neuesten Länder- und Völkerkunde zu begründen und auszuschmücken sich bemüht. Man könnte sogar zweifeln, ob von allen in Deutschland, England und Frankreich erschienenen, wenn auch noch so kleinen und nur einem Bücherkenner wie Döllinger nicht entgehenden Schriften, Broschüren, Monographien ꝛc. irgend etwas Brauchbares und sein Vorhaben wesentlich Förderndes vom Verfasser nicht zu Rath gezogen sei, oder ob sonst irgend eine literarische Eigenliebe sich über Vernachlässigung zu beklagen habe. Nur von Eduard Röth in Heidelberg hat auch Hr. Döllinger nichts wissen wollen, ob er gleich im Abschnitte über Alt-Aegypten im Allgemeinen, Seite 822 aber insbesondere, wo von Jehova geredet wird, aus Röth's Geschichte der abendl. Philosophie das Ende der Note 175 recht gut hätte brauchen können.

Sollte in Deutschland wirklich noch, wie man hier und da behauptet, ich aber nicht glauben mag, das Vorurtheil bestehen: das philosophische, historische, kritische, oratorische und stylistische Wissen habe, wie einst die Bundeslade in Israel, auch in Großgermanien noch heute nur in einem bestimmten Winkel seinen exclusiven Sitz, und jenseits dieses gefeierten Musengrundes sei eitel Finsterniß, geistiges Unvermögen und klägliches Philisterthum, so hätte zur Abschwächung dieser schädlichen, nur durch ebenbürtige That, nicht durch Polizei und Declamation zu be-

siegenden Phantasie Hr. Döllinger namhaft beigetragen. Wer so viel weiß und das Deutsche so correct und elegant schreiben kann, wird im Urtheile verständiger Leute diesseits wie jenseits des Thüringerwaldes gleichmäßig respectirt. Es ist hier in der That weder Controverse, noch eigentlich Kirchenphilosophie, noch sonst irgend eine auf einseitiger Grundlage gebaute Reflexion, es ist eine mit so bewunderungswürdiger Klarheit umrissene und so einfach und doch meisterlich ausgefüllte culturhistorische Encyclopädie des heidnischen Alterthums, daß Jedermann, wessen Glaubens und Landes er immer sei, aus dieser Schrift etwas lernen kann. Sie ist gewissermaßen eine Hauspostille und ersetzt jedenfalls eine größere Bücherſammlung für alle jene Leser, die sich über verschiedene noch dunkle oder nur matt beleuchtete Stellen der alten Welt, z. B. über Einrichtung und Form des heidnischen Gottesdienstes, über Heroen- und Todtenfeste, über Mysterien, Seelsorge und theologischen Lehrbegriff, über Schul- und Bücherwesen, über sittliche und bürgerliche Zustände der einzelnen Volksclassen; kurz, über die Möglichkeit einer fortlaufenden und zusammenhängenden Biographie des philosophisch-religiösen Gedankens des alten Heidenthums gründlich und ausreichend unterrichten möchten.

Wer aber früher adoptirte Ansichten und Meinungen auf die Autorität des Verfassers hin nicht gleich fallen lassen will, oder wer aus denselben Prämissen andere Schlüsse zieht, der findet im Buche doch wenigstens die Gründe mit den Originaltexten angeführt, auf welche der Verfasser seine Thesis stützt. Obgleich Hr. Döllinger in seinem Fache vielleicht mehr weiß, als mancher andere, hat er sich doch nicht unter jene Gelehrten gerechnet, die nach ihrer Meinung alles wissen und die uneingedenk, daß es nur ein fortschreitendes Erkennen gebe, den Widerspruch durch inappellable Orakelsprüche für alle Zukunft aus der Welt ver-

bannen möchten. Der Satz: alles Ceremoniel und der ganze äußere Cultus der Christen seien schon bei den Heiden üblich gewesen, kann im Allgemeinen nicht mehr angefochten werden. Wenn aber der Verfasser die Waschungen und Lustrationen, wenn er das Weihwasser und die Wassertaufe der Heiden für einen bloß mechanischen Act der körperlichen Säuberung erklärt und nicht zugeben will, daß diese Handlungen in der Meinung des Volkes schon damals ein Bild innerer Reinigung, ein Symbol der Sündenvergebung gewesen, so kann man mit ebenso guten, wo nicht besseren Gründen das Gegentheil behaupten. „Je mehr Wasser über den Kopf herabrinnt, um so mehr Sünden gehen von der Seele weg", antwortete ein am Strande Luciens andächtig niedergekauerter kleinasiatischer Muslman auf die Frage, warum er nicht aufhöre, die Salzfluth sich eimerweise über den Kopf herabzuschütten? — Es wird immer deutlicher, daß sich von den religiösen Vorstellungen und gottesdienstlichen Praktiken eine weit größere Anzahl, als man glaubt, trotz Christenthum und Islam im Volksleben der Osthälfte des Orbis Romanus (von der westlichen redet man hier nicht) aus der heidnischen Urzeit bis auf diesen Tag herab erhalten hat, was man freilich nur im nähern Verkehre mit der niedern Geistlichkeit und mit den unteren Volksclassen bemerken, aus Büchern aber selten lernen kann. Christenthum und Islam haben in diesen Ländern nur die Oberfläche aufgeregt und umgewandelt, in die Tiefe ist weder das eine noch der andere bleibend eingedrungen, und der große Haufe der byzantiner Welt ist im Grunde heute noch, was er zur Zeit des Königs Midas und des Philosophen Anaximander war. Das gemeine Volk und die Weiber, sagt Strabo mit ungalanter, wahrhaft kappadocischer Ungeschliffenheit, könne man nicht durch Vernunft führen; — das müsse durch Gottesfurcht geschehen, die ihrerseits nicht ohne Fabeldichtung und Wunder-

sage beſtehen könne. Beide Inſtrumente der Volksleitung — Vernunft und Fabel — lagen gleichmäßig in der Hand der Philoſophen. Die Prieſterſchaften, ohne Lehre und ohne Tradition, waren im Heidenthum bloß liturgiſche Verrichter; Seelſorger, Volkslehrer, Tröſter in Gemüthsbedrängniß und Mißgeſchick war im claſſiſchen Alterthum der Philoſoph. Cicero, wie alle ſeine Zeitgenoſſen, dachten nicht, daß Religion zur Sittlichkeit und Tugend führen könne; nur die Philoſophie gebe Hülfe gegen den allgemeinen Verfall und die ſteigende Entartung des menſchlichen Geſchlechts. Die Philoſophen als Depoſitäre des lebendigen Gedankens, nicht der große Haufe und die Prieſterſchaft, ſind daher gemeint, wenn beim Verfaſſer von geiſtiger Inſolvenz-Erklärung und von ſittlichem Bankerott der alten Welt geſprochen wird. Der große Haufe, wie man weiß, und die liturgiſchen Verrichter machen niemals Bankerott. Sie reichen in allen Nöthen mit dem Beſchenden aus, fürchten jede Störung im Hergebrachten und bereiten, wenn ſie Richter ſind, einem Sokrates und einem Diagoras das gleiche Loos. Ganz Unrecht hätte demnach der Staatsphiloſoph Adam Müller am Ende doch nicht, wenn er die ſittliche Weltordnung auf das Spiel der Gegenſätze ſtellt. Die Triebfeder der Bewegung war im Orbis Romanus zerbrochen, der Proteſt, die Oppoſition verſtummt. Das Chriſtenthum hat beides aufgenommen und neu belebt. Das Chriſtenthum iſt Bewegung, Proteſt, Oppoſition. Es iſt die ſtehende Miliz gegen Unnatur und Schlechtigkeit.

Den Gegenſtand weiter zu verfolgen und in den Ideengang des Verfaſſers tiefer einzudringen wird nicht nöthig ſein. Es handelt ſich ja nicht um eine vollſtändige Inhaltsanzeige, noch weniger um eine Kritik im ſtrengern Sinne. Man hat nur einige Reflexionen zuſammengeſtellt, denen kein Leſer dieſes bedeutenden Buches entrinnen kann.

G. M. Thomas: Wallenſteins Ermordung.

(1858.)

Man hat ſehr wohl gethan die Katalogiſirung der Codices MSC. der k. Hof- und Staatsbibliothek in München dem Hrn. Dr. G. M. Thomas anzuvertrauen. In beſſere Hände hätte nach Schmeller's allzu frühem Hinſcheiden dieſe wichtige Arbeit nicht gelegt werden können. Der bisher nur noch unvollkommen gekannte Reichthum des großen Inſtituts tritt erſt jetzt allmählich hervor, und es vergeht ſelten ein Monat, ohne daß der Capitalſtock unſeres hiſtoriſch-philologiſchen Wiſſens durch Ausgrabung eines Ineditums namhaften Zuwachs erhalte oder irgend eine controverſe Frage der genannten Disciplin an Sicherheit und Licht gewinne.

Zu Petrarca's Urgedichten, deren Entdeckung durch Dr. Thomas erſt unlängſt bekannt und allgemein mit Anerkennung beſprochen wurde, fügt derſelbe glückliche „Digger" neuerdings ein kleines und anonymes, aber gleichzeitiges und noch unedirtes italieniſches Gedicht von hundertundzwanzig Verſen über die melancholiſche Kataſtrophe von Eger hinzu. Ein Gedicht iſt zwar kein ſtreng hiſtoriſches Argument, es muß aber der ebengenannte dichteriſche Fund in der Form und Ausſtattung, wie ihn Hr. Thomas zum Vorſchein bringt, als ein wohlbeglaubigter Repräſentant der öffentlichen Meinung gelten, die über das

traurige, überall noch einſeitig beurtheilte Ereigniß in Italien circulirte.

Als Verfaſſer der Threnodie wird vom Herausgeber durch plauſible Gründe der modeneſiſche Staatsminiſter Graf Fulvio Teſti (geb. 1583, geſt. 1646) nachgewieſen und Wallenſtein ſelbſt im Widerſpruch mit der in Deutſchland vorherrſchenden Meinung als der Verrathene, nicht als der Verräther hingeſtellt. Und Graf Teſti ſtand mit dieſer Anſicht nicht allein. Aus anderen bisher ebenfalls noch ungedruckten, aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Kriegs herrührenden hiſtoriſch-kritiſchen Abhandlungen, politiſchen Dialogen und Sinnſprüchen italieniſcher Staatsmänner und Publiciſten, durch welche Hr. Thomas den Ideengang des Teſti'ſchen Trauergedichts erläutert, ſtützt und commentirt, ſtellt ſich allmählich die Thatſache heraus, daß der Herzog von Friedland als ein Opfer der damals allmächtigen ſpaniſchen Politik gefallen iſt und daß folglich der Schandfleck, ihren größten Feldherrn und Staatsmann des ſiebzehnten Jahrhunderts undankbar und hinterliſtig ermordet zu haben, von der deutſchen Nation weggewaſchen wird. Hispanien war der böſe Genius des Occidents. Selbſt zur Kirchenſpaltung, der Urquelle alles Unheils deutſcher Nation, wurden wir nach dem Inhalte dieſer neu aufgefundenen italieniſchen Commentarien durch den finſtern Geiſt des Escurial hingetrieben. Spanien wird hier als der unverſöhnlichſte Feind aller vernünftigen Freiheit in Kirche und Politik, als der geborne Widerſacher und Hemmſchuh aller humanen Verbeſſerung und alles naturgemäßen chriſtlichen Fortſchritts, ja als Hort des ſtarrſten afrikaniſch-muſulmaniſchen Despotismus geſchildert und mit der Schuld des blutig zerrinnenen europäiſchen Centrallandes allein beladen. Hätte Deutſchland ohne die celtiberiſchen Zwiſchenträgereien und Inſpirationen die reformatoriſche Drangperiode wirklich überwunden und das

Kleinod seiner kirchlichen Einheit unverletzt und ungetrübt erhalten, so konnte man in den späteren Schicksalen der spanischen Monarchie die Hand der Nemesis nicht verkennen.

Gegen den geistigen wie gegen den politischen Druck ist im Occident der Widerstand jederzeit von Deutschland ausgegangen. Wallenstein war ein Deutscher, und darin lag eigentlich sein erstes und größtes Verbrechen, das nur sein Tod sühnen konnte,

nam Germanus erat, magni vel criminis instar.

Ein zweites nicht viel geringeres war der furchtbare und unzahlbare Preis, den er im Gefühle der eigenen Größe und Unentbehrlichkeit von seinem gesetzmäßigen aber verzweiflungsvoll bedrängten Souverän für Dienste forderte und zugesagt erhielt, welche nach den Begriffen der Gewaltigen ein loyaler Unterthan eigentlich gratis zu leisten verpflichtet ist. Das dritte Verbrechen des Friedländers war sein Glaube, daß ein Potentat die selbstvernichtenden, in der Noth abgedrungenen „Conditiones", wie sie Ferdinand II. eingeben mußte, ernstlich halten könne und halten wolle. Wird aber der Herzog von diesen drei Verbrechen freigesprochen, so ist sein Tod ein gemeiner Meuchelmord. Der kaiserliche Hof, nicht der Herzog hat die an und für sich allerdings unerträglichen „Conditiones" zuerst übertreten und verletzt. Das erste Unrecht und die größte Schuld fällt immer auf Kaiser Ferdinand zurück, weil er sich durch seine falsche Politik und seine unzeitige Nachgiebigkeit in eine Stellung zurückdrängen ließ, aus welcher ihn nur ein Pact befreien konnte, dergleichen vor ihm ein Souverän mit seinem Unterthan noch niemals geschlossen hatte.

Eine tiefere und erschöpfendere Analyse über die Motive des Trauerspiels von Eger wird schwerlich noch zu erwarten sein, und man fühlt sich beinahe versucht, mit dieser Schrift des Hrn. Thomas alle weitere Verhandlung über Wallensteins Ermordung

abzuſchneiden und die Acten des über zweihundert Jahre dauernden Proceſſes endlich für geſchloſſen zu erklären.

Das ganze vornehmlich auf italieniſcher Baſis ruhende Elaborat, dem man ein ſo günſtiges Reſultat verdankt, umfaßt nicht mehr als einundzwanzig Quartſeiten, auf welchen aber kein Wort zu viel und keines zu wenig iſt. Prof. Thomas gehört nämlich in die nicht allzuzahlreiche Claſſe der deutſchen Gelehrten, die das ſeltene Talent beſitzen, mit wenig Worten viel zu ſagen und ihres conciſen Styles ungeachtet doch lichtvoll und elegant zu ſchreiben.

Karl Freiherr von Czörnig: Ethnographie der öſterreichiſchen Monarchie.

(1859.)

Wenn es erfreulich iſt und ſchmeichelhaft für das Selbſtgefühl, Blick und Sinn der Zeitgenoſſen auf ſeine Perſon zu lenken, ſo können die Oeſterreicher heute mehr als je mit ihrem Loos zufrieden ſein. Das bunte Moſaikbild ihres Staatenbaues, ihre Geldquellen, ihre Kriegsheere und ihre Schulden ſind die ſtandhafteſten Objecte des Calculs und der angſtvollen Sorgen auf dem Continent. Wo zwei Menſchen zuſammentreten, iſt von Oeſterreich die Rede, und bevor noch das Wort auf Rom, Turin, Paris und London fällt, wird gefragt, wie der Curs des Nationalanlehens und der Metalliques ſteht?

Obwohl in den Rentrollen aller Welt bereits die Hauptperſon, beſitzen die Oeſterreicher doch eine ſolche Virtuoſität, Gewandtheit und Eleganz im Geldbegehren, daß man ihnen immer wieder von neuem leiht.

Ein halber Welttheil hat Hab und Gut in den öſterreichiſchen Truhen niedergelegt. Woher dieſes unzerſtörbare Vertrauen? Woher dieſer endloſe Credit? Die Zollſchranken der Oeſterreicher, ihre Hauspolice, ihre rothen Hüte, ihre Philoſophie und ihre Litaneien ſind es wahrlich nicht, die ihnen alle Taſchen Europa's öffnen. Oeſterreich — ſo denkt die Welt — iſt ein Edelmann von uraltem Herkommen und von ſolidem Grundvermögen, der-

malen zwar etwas derangirt, aber ſtreng im Ehrenpunct und fern von Schmutz und gemeinem Sinn. Wäre es ein homo novus, ein Emporkömmling, ſchon längſt hätte ihm bei noch ſo glänzend ausgelegtem Kram kein Menſch einen Heller mehr geborgt. Friedliches Daſein bei unbehindertem Erwerb und ruhiger Genuß ſeiner Fleißesfrüchte bei mäßiger Bewegung und leidlicher Ordnung iſt der naturgemäße Zuſtand der Welt, und in letzter Inſtanz der Wunſch und das Bedürfniß der Mehrzahl der Menſchen aller Länder. Einen ſolchen Zuſtand der Dinge herzuſtellen, zu befeſtigen und wo möglich auf immer zu erhalten, glaubt man, beſitze unter allen Staaten des Feſtlandes Oeſterreich allein den Willen, die Mittel und die Kraft. Waffengewaltig und ſtreitgewandt iſt man zwar auch anderswo, man iſt aber anderswo etwas „remuant", flatterhaft, unzufrieden und allzeit bei gutem Appetit, während uns die Oeſterreicher verſichern, ſie ſeien ſatt und verlangen nichts weiter, als was ihnen das Glück ſchon beſchieden habe. Warum läßt man ſie nicht unbehelligt unter ihrem Feigenbaum ſitzen? Warum rüttelt man an ihrem Thor und ſucht den Feuerbrand in ihr Haus zu ſchleudern?

Die Türken über den Hellespont zu treiben iſt ſtehender, aber noch heute im Stande der Theorie ruhender Gedanke der chriſtlich-abendländiſchen Politik ſeit bald fünfhundert Jahren. Und als Pendant zu dieſem verſteinerten Traum hat unſer Säculum das Schlagwort „démembrement de l'Empire d'Autriche" hinzugefügt — beides mit gleicher Impotenz. Die Türken ſind noch heute in Europa, und werden — ſo ungern man es hört — vorerſt noch länger auf ihrem Sitze bleiben. Zeit und Nothwendigkeit werden ſie trotz Ulema und Derwiſch am Ende doch unſerer Sitte näher bringen. Oeſterreich aber iſt, aller Wechſelfälle ungeachtet, heute gewaltiger und kraftbewußter, als je zuvor.

Ganz beruhigt indeſſen wird ſich Europa, und beſonders

Deutschland, über den Bestand der Dinge nur durch eine klare und überzeugende Beantwortung der Frage fühlen: ob Oesterreich seinem durch dreihundertjährige Praxis beurkundeten Willen auch gehörigen Nachdruck und seiner im Verzweiflungsmoment einmal bewiesenen Nervenkraft auch für den gegenwärtigen Entscheidungskampf auslangende Nahrung zu geben wirklich die Mittel habe? Die Bejahung dieser Frage kann nur das Ergebniß einer scharfen Analyse und eines gewissenhaften Inventars der österreichischen Gesammtbestände sein. Diese Analyse kundig einzuleiten und das Inventar vollständig herzustellen, hat Frhr. v. Czörnig den Versuch gemacht. Das große Hypothekenbuch der Habsburger, ihr Besitzstand, ihr Soll und Haben, liegt mit sorgfältiger Motivirung in drei Quartbänden zu Jedermanns Einsicht aufgeschlagen. Und Deutschland mag auf diese Vorlage hin eigentlich zum ersten Mal selbst berechnen, ob ein sicherer Verlaß auf Oesterreich ist, und ob wir mit diesem Dux und Imperator der angebrochenen Krisis vertrauungsvoll entgegengehen dürfen. Der Calcul drängt Europa schon lange, hat aber bis auf die neueste Zeit noch kein sicheres Facit gegeben, und auch mehr als ein Bedenken in den Gemüthern des vielstaatlichen Deutschlands zurückgelassen.

Obgleich im Centrum von Europa gelegen, ist Oesterreich durch seine eigene Schuld noch immer der am wenigsten gekannte und folglich am schiefsten beurtheilte Staat unseres Welttheils. Oesterreich trieb seine Wirthschaft früher ganz im Verborgenen, scheute die Berührung mit dem Fremden, und hielt sich wie jene theokratischen Gemeinwesen des Alterthums sogar von den nächsten Nachbarn hermetisch abgeschlossen. Es wollte ganz den Völkerschaften am äußersten Rande Asiens gleichen und in einsiedlerischem Sonderleben sich selbst genügen. Es hatte seinen eigenen Schreib- und Redestyl, seine eigene Kunst und Wissenschaft und seine eigene Industrie; ja selbst von Tugend,

Recht und Gerechtigkeit hat es aparte Begriffe aufgestellt. Man hat in Europa eigentlich nie recht gewußt, ist Oesterreich ein Kirchenstaat, oder ist es eine weltliche Monarchie? Wahrscheinlich hatte die Bevölkerung dieses gewaltigen Complexes bisher selbst keine deutliche Vorstellung, was sie im Säculo eigentlich repräsentiren soll.

Dieser nebelhaften Existenz hat der Orkan des Jahres 1848 vorerst nur noch in der Theorie ein Ende gemacht. Der Stoß hat Oesterreich aus dem lethargischen Schlummer aufgescheucht und zum Bewußtsein seiner Schuldigkeit und seiner Kraft gebracht. Die Säcularisation des germanischen Byzanz ist trotz hartnäckigem Widerstreben der Elemente doch im vollsten Lauf, und der Aufbau eines neuen, weltlich fühlenden, an den Europäismus festgeketteten Oesterreichs in den äußern Umrissen nahezu vollendet. Wie überall, war auch hier der Druck der Umstände von mehr Gewicht, als gesunde Staatsarithmetik und Vernunft. Daß ohne diesen Europäismus, ohne dieses geheimnißvolle Etwas, ohne diese imponderable Kraft der humanen, vom Dogma unabhängigen Gesittung ein politisches Sonderleben nicht mehr möglich ist, hat das Schicksal den Oesterreichern und den Türken zu gleicher Zeit bewiesen. Nur hat man die Mahnung an der Donau vielleicht etwas schneller begriffen und befolgt, als am Bosporus.

Von diesem Standpunct aus will das große ethnographische Opus des Hrn. v. Czörnig beurtheilt sein. Es ist ein im kolossalen Maßstab angelegtes Schöpfungswerk, dessen Aufbau unter den schwierigsten Umständen und im Kampfe mit großen Hindernissen ein einziger Mann unternommen, und in sechzehnjähriger Anstrengung aller Kräfte kaum erst zur Hälfte vollendet hat. Es fehlte im Beginn an allem; Methode und Material waren neu zu schaffen, was bei der Grundverschiedenheit der Nationalitäten der großen europäischen Centralmonarchie und bei der Un-

gleichheit der Culturstufen, der politischen, religiösen und geselligen Verhältnisse der einzelnen Stämme, die Schwierigkeiten um das hundertfache vermehrte. Alle Hauptvölker Europa's sind Grundtheile des Kaiserstaats, und eine solche Musterkarte ungleicher Bildungsstufen, Redeweisen, Sitten, Gebräuche und Gemüthsarten hat seit dem Orbis Romanus keine irdische Gewalt zu lenken und kein Ethnograph abzuconterfeien die Aufgabe gehabt. Und wenn die Regierungsmaximen der Oesterreicher von jeher für die vollendetsten und ihre Staatskünstler in Europa als besonders gewandt, wachsam und erfindungsreich gegolten haben, so ist es nur die natürliche Folge des complicirten, aufregenden, widerspruchsvollen und träge Ruhe verhindernden Problems, das sie zu lösen hatten. Und da bei der wachsenden Bildung und bei der Verallgemeinerung des Wissens und Könnens das Regieren immer schwieriger wird, und ohne strenge Detailkenntniß des zu bewältigenden Objects Niemand mehr für einen weisen Staatsmann gelten kann, so hat Hr. v. Czörnig nicht bloß dem europäischen Publicum im Allgemeinen, er hat auch insbesondere den Männern, die am Steuerruder seines Landes sitzen, einen guten Dienst erwiesen.

Bedenkt man, daß nach dem Plan des Verfassers Lage, Bodenbeschaffenheit (geologisch und orographisch), Metamorphosen und Schicksale jeder einzelnen Landschaft der großen, hunderttausend Orte umfassenden Monarchie von den ältest bekannten Zeiten bis zur Gegenwart herab zuerst in allgemeinen Umrissen geschildert und dann die Biographie der zehn Hauptvolksstämme in allen ihren Verzweigungen, ihre Wanderungen und Verschiebungen, ihr Charakter, ihre Sprache und der Grad ihres Wissens, ihre Gebräuche, ihre Industrie, ihre Verwaltung, ihre Gesetze, ihre Landwirthschaft und die ganze Form ihres bürgerlichen und religiösen Daseins bis ins kleinste Detail zur An-

ſchauung gebracht werden mußte, ſo kann man ſich nicht genug über die Seelenſtärke und über die Arbeitskraft eines Mannes verwundern, der beim Anblick einer ſolchen Laſt den Muth nicht verlor. Was aber ſeinen drei prachtvoll gedruckten Quartanten das eigentliche Verſtändniß und gewiſſermaßen Farbe, Nerv und Bewegung gibt, iſt die große ethnographiſche Karte in vier Blättern, auf welcher die Sitze der einzelnen Nationalitäten mit ſcharfer Umgrenzung und zugleich mit allen, beſonders über Ungarn, über das Banat, über Siebenbürgen und über Ruthenenland wie ein unentwirrbares Labyrinth zerſtreuten Sprachinſeln in diſtincten Farben lichtvoll und gewiſſenhaft ausgeſchieden ſind. Das Zuſtandebringen dieſer Karte allein hätte ſchon die Aufmerkſamkeit des literariſchen Deutſchlands auf den Verfaſſer lenken müſſen, wären auch die drei Quartanten nicht nebenher gegangen.

Vom erſten Band iſt nur Abtheilung I mit einem geologiſchen Kärtchen des Erzherzogthums Oeſterreich und einer orographiſchen Skizze des Landes unter der Enns in 675 Seiten erſchienen. Abtheilung II, „Oeſterreichs Neugeſtaltung," hier nur kurz berührt, iſt als ein für ſich beſtehendes Werk ausgegeben und nicht ohne vielfache Beziehung auf die Ethnographie in der Allg. Zeitung bereits umſtändlich beſprochen worden. Schon dieſer Umſtand macht es überflüſſig, auf den Inhalt der erſten Abtheilung näher einzugehen; es iſt vielmehr bei der Bemerkung bewenden zu laſſen, daß im allgemeinen Theil derſelben die eben berührten Sprachinſeln den Lichtpunct bilden, und im beſondern Theil, welcher die ſechs vorwiegend deutſchen Kronländer: Oeſterreich unter der Enns, Oeſterreich ob der Enns, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Tirol behandeln ſoll, auch nur erſt von Oeſterreich unter der Enns und vom Herzpunct der Monarchie, dem ſchönen und großen Wien, die Rede iſt.

Der zweite und dritte Band beschäftigen sich ausschließlich mit einer im großartigsten Maßstab angelegten historischen Skizze der Völkerstämme und Colonien in Ungarn, Croatien und Slavonien, in der serbischen Woiwodschaft sammt dem Temeser Banat, dann in Siebenbürgen und in der Militärgrenze von den ältesten Spuren einer Bevölkerung bis zur Einwanderung der Ungarn, dann mit einem gedrängten curriculum vitae dieses heldenmüthigen Volks und seiner Geschicke bis auf die Gegenwart herab. Lehrreich und interessant ist zwar das ganze Werk in allen seinen Theilen, mit der wärmsten Theilnahme aber wird der Leser den Inhalt der benannten Bände II und III verfolgen. Die Ungarn sind ja unter allen Steppenvölkern, die in der historischen Zeit aus Asien nach Europa kamen, das physisch und geistig begabteste, das streitbarste und das geschichtlich merkwürdigste und vielleicht zukunftvollste, weil das sanfte Joch des Christenthums ihren wilden ungestümen Kriegersinn nur gezähmt und disciplinirt, aber nicht zerstört und in kleinmüthige Verzagtheit umgewandelt hat, wie es bei manchen ihrer Nachbarstämme geschehen ist.

Daß bei einem Novum von solchem Belang gleich mit dem ersten Wurf alles schulgerecht und accurat, jedes Datum richtig, jedes Factum unanfechtbar und überhaupt nichts zu verbessern sei, ist nicht zu erwarten, und hat die Kritik nicht einmal das Recht zu verlangen. Ebenso wenig wird der Verfasser selbst behaupten wollen, er habe nirgend das Hypothetische für positiv hingestellt, alle Wiederholungen vermieden, und alle lapsus calami aus seinem Concept weggestrichen. Ein solcher lapsus hat sich unter anderm Band II S. 167 eingeschlichen, wo die nach Skanderbegs Tod erfolgte gänzliche Unterjochung und theilweise Entchristianisirung Albaniens, statt Mohammed II, Murad II zugeschrieben wird. Die Mängel und das noch häufig Lückenhafte

ſeiner Arbeit hat Hr. v. Czörnig ſelbſt am beſten eingeſehen, und dieſe Unvollkommenheiten mehr als einmal mit einer Beſcheidenheit anerkannt, wie man es von gelehrten Leuten ſelten hört.

Das über die Origines und über die Wanderzüge der oſteuropäiſchen Völker ſchwebende Dunkel ganz aufzuhellen, und alles Controverſe endgültig zu entſcheiden, iſt gar nicht möglich. Dafür hat der Verfaſſer das weit zerſtreute Material mit einer Sorgfalt und Quellenkenntniß zuſammengetragen, mit einer Ueberſichtlichkeit geordnet und mit einer architektoniſchen Geſchicklichkeit übereinander gelegt, wie es nur einem gewiſſenhaften und ſtrebſamen Forſcher in einer ſolchen Stellung möglich iſt. Für länger als ein Menſchenalter hat Hr. v. Czörnig Arbeitsſtoff geliefert, und zugleich einen Centralpunct hingeſtellt, in welchem ſeine gelehrten Landsleute insgeſammt die Früchte ihres Fleißes, ihrer Wiſſenſchaft und ihres Patriotismus zu gemeinſamer Verherrlichung ihres großen Vaterlandes niederlegen können. Es iſt hier ein Nationalwerk, ein Monument begonnen, deſſen Vollendung bei noch ſo langem Leben wohl der Baumeiſter ſelbſt nicht ſehen wird.

Madame la Comtesse Dora d'Istria: Les femmes en Orient.

(1860.)

I.

Ich zweifle ob es in Deutschland sehr viele Leser gibt, die von der erlauchten Verfasserin des vorgenannten Werkes auch nur den Namen kennen. Und doch ist in der französischen Literatur die Gräfin Dora d'Istria durch ihre Schriften über „La vie monastique dans l'église orientale" (zwei Bände, Paris 1855) und über „La Suisse" (4 Bände, Genf 1856) eine der glänzendsten Erscheinungen der neuesten Zeit. Ueber die geniale Begabung, über den hohen Charakter, über den unabhängigen Sinn und die im ganzen gesunde Freiheitsliebe, sowie über den Reiz des Stils und über das umfassende, wahrhaft männlich akademische Wissen dieser hochgestellten Dame herrscht in französischen, belgischen und italienischen Journalen nur *eine* Stimme. Von den vier Bänden „La Suisse" haben die Deutschen, um hinter dem Enthusiasmus der benachbarten Völker nicht zurückzubleiben, vor kurzem eine, wie man sagt, vermehrte und verbesserte Originalausgabe in drei Bänden hergestellt, und neben den unzähligen Werken über die Schweiz auch noch dieses Novum aus der Feder der Gräfin Dora d'Istria dem Lesepublicum anempfohlen.

Die neueste Schrift über die Stellung des Weibes im Orient, in Briefform an eine vornehme Freundin in Paris gerichtet, wird den Ruhm der edeln Gräfin nicht vermindern, wohl aber wird dieses Werk durch glänzende Scenerien die neugierige Lesewelt blenden, und manchen Weisen des Occidents durch den Schwung und die Originalität der Anschauung nicht weniger, als durch die beinahe unbegreifliche Kenntniß der Literatur aller civilisirten Völker demüthigen und beschämen. Nur ist hier das Wort „Orient" nicht im gewöhnlichen Sinn für die Landschaften zwischen dem Hellespont und den äußersten Grenzen Asiens zu verstehen. Es ist hier nur das östliche Europa und das russische Asien gemeint. Denn in der Vorstellung der hochgebornen Gräfin sind die Karpathen in Siebenbürgen die eigentliche Westgrenze der orientalischen Welt; und es ist demnach hier auch nur vom Länderstrich zwischen dem schwarzen, dem ägäischen, mittelländischen, adriatischen und nördlichen Eismeer die Rede.

Das Weib bei den Rumänen in Siebenbürgen, in der Moldau und Walachei, bei den Bulgaren, Serben, Bosniern, Tschernagorzen und Albanesen, dann bei den Hellenen, den freien wie den dienstbaren, und bei den Türken in Europa wird im ersten Band der Reihe nach in Scene gesetzt. Den ganzen zweiten Band hat das Loos des Weibes im Reiche der Russen von der taurischen Halbinsel bis nach Lappland, und von Polen bis zur Mandschurei an der Ostgrenze Sibiriens ausgefüllt.

Von den „hundert" Völkerschaften des großen „gräko-slavischen" Imperiums der Moskowiter wird mit mehr oder weniger Reichhaltigkeit jeder einzelne Volksstamm in seinen socialen Eigenthümlichkeiten berührt, was ein ethnographisches Wissen, ein Anordnungstalent, einen Ernst und eine Arbeitskraft voraus-

setzt, die man selbst an einem noch so begabten Weibe nicht suchen sollte.

Ein Buch von 580 Seiten bloß über das Schicksal des schönen Geschlechts bei den Moskowitern zu schreiben, ohne den Leser zu ermüden oder zu langweilen, ist eine Aufgabe, die außer der Gräfin Dora d'Istria in Europa nicht leicht Jemand lösen wird. Es wäre nur Gerechtigkeit und keine Schmeichelei, wenn man die erlauchte Verfasserin dieses osteuropäischen Frauenspiegels die „Staël" von Illyricum nennen wollte.

Daß vor allem die Toilette und die Kosmetik der Frauen und Jungfrauen aller benannten Völker bis in die kleinste Kleinigkeit aufgezählt und erläutert wird, daß die Gebräuche beim Freien und bei der Hochzeitfeier genau beschrieben werden, und über Wiegenlieder, Nationalgesänge, Erziehung und culinarische Praxis, über Hofintriguen, über galante und ungalante Ansichten der Männer vom Weibe, dann über Arbeit und Noth der Geringen, über Luxus, Uebermuth und Langeweile der Vornehmen und Reichen in beiden Bänden weitläufig verhandelt wird, ist selbstverständlich.

Die geniale Verfasserin weiß ganz genau, in wie viel Tressen die Kirghis-Kosakenweiber ihre Haare flechten, wie viel Roth sie auflegen, und wie das Hochzeitcostüm der Lappenfrauen beschaffen ist. Auch ist es ihrem Scharfblick auf dem Bazar zu Skutari (Skadar) nicht entgangen, daß die Weiber gewisser Albanesen-Clane ihre Taille nur mit vier fliegenden Schürzen beschirmen. Dagegen wird den Tschernagorzen (Montenegrinern) aufs strengste verwiesen, daß bei ihnen der abscheuliche Grundsatz: „Nos femmes sont nos mulets." auch in der Praxis allgemeine Geltung hat.

Um die ermüdende Eintönigkeit einer durch zwei starke Bände sich hinziehenden Toiletten- und Gynäceumsrecension zu vermeiden, kam die edle Kämpin für die Vorrechte des weiblichen

Geschlechts auf den klugen Einfall, jeder einzelnen Nationalität, mit Voranstellung malerischer Landschaftsschilderungen, einen gedrängten Abriß ihres Ursprungs und ihrer politischen Geschichte von Anbeginn bis zur Gegenwart vorauszuschicken, und der Condition des femmes gleichsam als Folie unterzulegen.

Bei diesen nationalhistorischen Umrissen wird der Antheil, den die Weiber an den Staatsereignissen hatten, überall sorgfältig und theilnehmend herausgehoben, und allmählich zum Hauptgedanken des ganzen Werkes vorgeschritten: es seien dem schönen Geschlecht in Osteuropa, wie in der ganzen civilisirten Welt, bei sorgfältiger Ausbildung ganz gleiche Befähigungen und Rechte mit den Männern in Wissenschaft und Staatsgeschäften einzuräumen. Daß aber die geistvolle Gräfin die Argumente für ihre Frauen-Rehabilitirungsthesis vorzüglich aus der Geschichte der Russen, der Polen und der Byzantiner genommen hat und nehmen mußte, wird der Leser ohne Mahnung voraus errathen. Doch wollen wir, bei der Unmöglichkeit den aus hundert selbständigen Bruchstücken bestehenden Gesammtinhalt der beiden Bände unter einen Gesichtspunct zu bringen und kritisch zu beleuchten, mit Umgehung aller übrigen Nationalitäten nur über die Stellung des Weibes bei den Griechen und bei den Russen einiges bemerken, und die Argumentation der hochgebornen Gräfin, besonders was die Griechen betrifft, etwas genauer prüfen. Die Griechen wählen wir für unsere Expositien, weil sie der Augapfel des Abendlandes sind, und nebenher in Literatur und Politik noch allerlei Anfechtungen zu erleiden haben. Die Russen, die wie eine schwarze Wolke unheimlich am Ostrande Europa's hängen und sich wie ein Eisgletscher langsam vorwärts schieben, darf man ohnehin nirgends übersehen, wo von der Politik und von der Gegenwart und Zukunft Europa's und Asiens gerichet wird. Um aber die Sache recht kräftig,

durchsichtig und dem Leser leicht verständlich zu machen, wird zuerst noch über die persönlichen Schicksale der edlen Verfasserin, so wie über den Geist ihres Buches im Allgemeinen das nöthige zu sagen sein.

Nach positiven und, wie es scheint, ganz zuverlässigen Angaben der Journale steckt unter dem Schriftstellernamen „Comtesse Dora d'Istria" die am 22. Januar 1829 zu Bukarest geborene, mit außerordentlichen Naturanlagen ausgestattete, im Februar 1849 mit dem russischen Fürsten Kotzoff-Massalski vermählte, jetzt einunddreißigjährige Prinzessin Helena Ghika, Tochter des Fürsten Michael Ghika, dessen Familie bekanntlich vor Jahrhunderten aus Albanien in die Walachei übersiedelte, und verschiedene ihrer Angehörigen als Hospodare von Moldo-Wlachien in den Süddonauländern eine bedeutende Rolle spielen sah.

Mit gleicher Energie wie die geistige Palästra habe die Fürstin Helena auch die Gymnastik cultivirt, und es namentlich im Schwimmen und Bergsteigen zu einer Virtuosität gebracht, die man selbst an einem Mann bewundern müßte.

Um die Eitelkeiten der Welt dagegen hat sich die junge Dame, wie die Nymphe der Fabelwelt, offenbar nicht viel bekümmert, und überall schmucklose Einfachheit sich zum Gesetz gemacht,

vitta coercebat positos sine lege capillos.

Diesen klaren und natürlichen Vorgängen stellt die Gräfin Dora d'Istria im Eingang ihres neuesten Werkes eine durchaus widersprechende und häufig an das Romanhafte streifende Selbstbiographie entgegen, zu welcher, wenn sie rein erdichtet ist, der Leser das Motiv nicht finden kann, die aber, wenn wahr, alle in den Journalen umlaufenden Notizen Lügen straft.

Nach ihrem eigenen Geständniß wäre die Gräfin Dora d'Istria bürgerlicher Abkunft, und aus dem in Europa seines traurigen

Schicksals wegen allgemein bekannten christlich-albanesischen Küstenstädtchen Parga gebürtig. Diese kleine unter brittischem Schutz stehende Republik wurde, wie bekannt, durch den Lord Obercommissär der Jonischen Inseln, Thomas Maitland, im Jahr 1819 um einige hunderttausend Pfund an Ali Pascha von Janina ausgeliefert und von den Einwohnern verlassen, die mit ihren kleinen Entschädigungssummen eine neue Niederlassung auf der nahen Insel Korfu zu gründen suchten. Die Gräfin will sich noch der Exodus erinnern, und sie kann auf diese Angabe hin nicht später als um das Jahr 1817 geboren sein.

Von Korfu, erzählt sie weiter, sei sie mit ihren Eltern nach Venedig und dann über den kleinen Bernhard an die griechenfreundlichen Ufer des Züricher Sees gewandert, wo aber nach kurzer Frist zuerst die Mutter und bald nachher auch der Vater dem Kummer und dem Heimweh nach den Olivenhainen von Parga erlegen sei.

Pfarrer Hermann von Stäfa habe die Doppelwaise in seine Familie aufgenommen, und später das geistvolle Albanesenkind der Herzogin v. Mello auf ihrer Villa in Stäfa vorgestellt.

Die reiche, kinderlose, hochgebildete und für die Sache der Hellenen begeisterte Wittwe habe an dem verlassenen Wesen ihr Wohlgefallen gefunden, und es als Ersatz für den ihr selbst versagten Kindersegen gleichsam als Tochter angenommen und für die Ausbildung des jungen Geschöpfes nichts gespart, zuerst in einem Institut zu Genf und dann in Paris unter der Oberleitung der Herzogin selbst.

So lautet die eigene Erzählung der hochgeborenen Verfasserin. Nur ist es auffallend, wo nicht gar verdächtig, daß die Selbstbiographin die Chronologie völlig ignorirt, und selbst des Datums ihrer eigenen Geburt und Schicksalsepochen, sowie ihrer Wanderungen und der endlichen Katastrophe ihrer Eltern mit

keiner Sylbe gedenkt, ja nicht einmal die Namen der letzteren nennt, während die biographischen Journalnotizen die wichtigsten Momente ihres Lebens mit einer Präcision feststellen, die eine innige Vertrautheit mit den Familienangelegenheiten des Hauses Ghika verräth, und folglich keinen Widerspruch zu dulden scheint. Warum hat die edle Gräfin, wenn sie wirklich dichtet, diesen Weg eingeschlagen und die Lesewelt durch Fabeln und mirakulöse Abenteuer für ihre erlauchte Person zu interessiren gesucht? Ein ethnographisches Werk verträgt sich schlecht mit Poesie, und ist es der genialen Verfasserin etwa nicht Ruhmes genug, über die meisten ihrer Schreibgenossen emporzuragen

quantum lenta solent inter viburna cupressi?

Im Grunde ist es aber auch völlig einerlei, ob die Verfasserin eine hochgeborene Fürstin oder ein armes Albanesenkind aus Parga ist. Der Geist, nicht der Stammbaum gibt das Maß in der Wissenschaft. Für uns bleibt die erlauchte Gräfin nach ihrem eigenen Willen die parganiotische Pflegetochter einer hochgeborenen Dame aus Paris, die vielleicht gar nicht existirt. Mag nun die Erziehung der Gräfin Dora d'Istria wirklich durch eine Herzogin de Melly oder durch die Sorgfalt des fürstlichen Hauses Ghika geleitet worden sein, die Ausbildung war in jedem Falle classisch. Neben dem Lateinischen und Altgriechischen wurden alle lebenden Sprachen Europa's gelernt. In den Geist der althellenischen Literatur wurde die Gräfin von dem ausgezeichneten griechischen Gelehrten Papadopulos eingeweiht. Das ganze grammatische, historische, geographische, antiquarische, politische, religiöse und philosophische Wissen des Abendlandes wurde von dieser merkwürdigen Albanesin aufgesogen. Die „Adoptivtochter der Herzogin v. Melly" war, wie sie selbst anzudeuten scheint, selbst in Paris ein Phänomen. Zugleich wäre sie unter dem seit der Fabelzeit in Europa sitzenden Volke der Albanier das

erste weibliche Wesen, das in der Literatur einen berühmten Namen erworben hat. Denn die beiden Königinnen Olympias und Teuta haben sich, so viel man weiß, nicht viel mit Gelehrsamkeit beschäftigt. Wenn die Gräfin in ihrem neuesten Werk Stellen aus Hesiodus, Aristophanes und den Tragikern citirt, und nebenher glänzende Proben ihrer lateinischen Gelehrsamkeit spendet, wird sich unter solchen Umständen Niemand verwundern. Wohl aber muß man mit Recht erstaunen, daß dieses mächtige Ingenium selbst vor der abstrusen Tiefe der deutschen Philosophie nicht erschrak. Um die am Weibe haftenden Mängel als ursprünglich und angeboren zu entschuldigen, wird (Buch II, S. 288, Note 1) Kant über die Vernunftreligion citirt. Wir setzen voraus, daß die Verfasserin das Kant'sche Citat selbst erhoben und nicht von einem ihrer literarischen Freunde erhalten hat.

Mit dem intensiven Studium der altgriechischen Classiker hat die erlauchte Gräfin auch die Begeisterung für den hochadeligen Stammbaum der Neu-Hellenen eingesogen, und in unzähligen Stellen ihres Buches mit einer Andacht und Entschiedenheit zur Geltung gebracht, die man respectiren muß. Man kann wohl begreifen, daß die in Europa aufgestellten Ansichten über das griechische Mittelalter bei der hochgeborenen Enthusiastin sich keines wesentlichen Credits zu erfreuen haben. Doch fällt die Mißbilligung und das verdammende Urtheil der strengen Gräfin nicht auf diese Thesen allein herab, das Unglück trifft, zwar nicht ganz aus demselben Grunde, halb Europa, über welches von der unerbittlichen Zelotin des lateinischen Bekenntnisses wegen ohne Barmherzigkeit der Stab gebrochen wird. Denn die geistvolle Tochter von Parga ist strengorthodoxe Anhängerin der anatolischen Kirche, und ihr neuestes Werk ist, wenn man die Sache beim Namen nennen soll, eine fortlaufende Philippika gegen den lateinischen Katholicismus im Allgemeinen, und gegen den

Pontifex von Rom und gegen den „apostolischen Cäsar von Wien" insbesondere. Vorzüglich scharf nimmt die edle Gräfin in ihrem orthodoxen Grimm die Jesuiten, die apostolischen Missionäre, und die heilige, Mohammeds grüne Farbe tragende Inquisition aufs Korn. Gewiß wird sich die edle Gräfin im Herzen freuen, wenn man den Geist und den Grundgedanken ihrer Schrift herauszufinden und in das rechte Licht zu stellen weiß. Denn diese hochgeborene Dame ist mit allen anatolischen Glaubensgenossen auf das innigste überzeugt, daß die Grundlage humaner Bildung und die wahre Quelle der politischen Glückseligkeit nur in der orthodoxen Kirche des Orients zu finden sei. Im Papst dagegen und im „apostolischen Cäsar von Wien" erkennt die erlauchte Dame einen Bund übelwollender Geister, um die Freiheit, die Tugend und den Fortschritt in der ganzen Welt zu erdrücken und auszutilgen. Um das Project dieses Duumvirats ganz durchzuführen, fehle nur noch, daß der Czar von Rußland den Zudringlichkeiten der römischen Propaganda erliege, und römisch-katholisch werde. Die reformirten Staaten würden nach der Romanisirung Rußlands um so leichter unterliegen, als die protestantischen Fürsten die heilige Sache der religiösen Freiheit ohnehin nur lau vertheidigen, und mehrere dieser protestantischen Machthaber sich sogar nach dem Absolutismus zurücksehnen, welchem das Papstthum überall, wo es herrscht, den Triumph bereitet.

Nach der Meinung der edlen Gräfin liegt es aber in der Oekonomie der Weltordnung, daß diese gräßliche Apostasie des rechtgläubigen Autokraten der Moskowiter auf ewige Zeit unmöglich sei. Wenn also heute noch christliche Tugend, bürgerliche Freiheit und sittlicher Fortschritt in der Welt existirt, so verdanke man es nur den orthodoxen Russen und der Standhaftigkeit, mit welcher der fromme Czar den Verführungskünsten der römischen Kirche und ihrer Jesuiten widerstehe. Was das ponti-

ficale Rom für die Humaniſirung des barbariſchen Occidents geſchaffen und geleiſtet hat, ſcheint unſere edle Feindin ganz zu ignoriren. Wie hätte ſie ſonſt Islam und Papſtthum für natürliche Alliirte und für die beiden „unverſöhnlichſten“ Feinde aller geiſtigen Güter erklären können, die das irdiſche Daſein verſchönern und erträglich machen? Offenbar liegt der orthodoxen Verfaſſerin die Antwort des Pontifex an die hülfeſtehenden Inſurgenten Griechenlands noch tief im Sinn. Nur in dieſer Vorausſetzung konnte ſie die abenteuerliche Theſis aufſtellen: das was man in Europa Katholicismus nenne, ſei im Grunde nichts anderes als jener chriſtliche Islam, den einſt die grauſame Iſabelle von Spanien in ihren beſondern Schutz genommen hat. Mekka und Rom haben in der erhitzten Vorſtellung der erlauchten Gräfin die gleichen politiſchen Tendenzen, und weil dieſer Satz in ihrer Adoptivheimat, im katholiſchen Frankreich, mißfallen könnte, fügt ſie bei: la France est philosophe, et non pas catholique. Nebenher iſt die Heldin des Byzantinismus doch billig genug einzugeſtehen, daß auch bei den orthodoxen Gräko-Slaven noch nicht alles tadellos und vollendet ſei. Unter anderm hätten dieſe Völker das Unglück überall nur das Ganze zu fördern, das Individuum aber für nichts zu achten. Allein unter allen chriſtlichen Kirchen, meint ſie, ſei die römiſche am wenigſten fähig dieſen fatalen Hang zu bekämpfen und nach und nach zu erſticken, weil die römiſche Kirche ſelber das „Selfgovernment“ mit ſouverainer Verachtung behandle. Weit entfernt die Natur der ihr unterworfenen Völker zu verbeſſern und zu veredeln, ſei dieſe Kirche unermüdlich beſtrebt die Fehler dieſer Völker incurabel zu machen — eine Behauptung die wahrſcheinlich nicht Jedermann begreifen wird. Den meiſten Leſern wahrſcheinlich neu und unerwartet iſt ſicher die Anklage, daß durch „die Intriguen und durch die Habſucht“ der mit römiſchen Ideen getränkten aus-

ländischen Königinnen Polen zu Grunde gegangen sei, — daß die manichäerische Grausamkeit und die Complotte der römischen Missionäre an der bis heute dauernden islamitischen Knechtschaft Bosniens Schuld seien, — ferner daß Albanien durch römisch-angesettelte Parteiwuth allmählich verode, und daß selbst der Ruin Italiens auf Rechnung der römischen Kirche und ihrer Priester zu stellen sei.

Wie der Leser sieht, hat die erlauchte Gräfin mit besonderer Nachhaltigkeit die katholischen Mönche aller Farben — „reißende Wölfe in Schafskleidern" — auf dem Strich. Aus Bosnien z. B. läßt die strenge Verfasserin die römischen Mönche wie „des ignobles vautours" vor den Janitscharen Mehammeds II. die Flucht ergreifen.

Die Unthaten der polnischen Jesuiten beim Versuch die orthodoxen Kosaken für die römische Kirche zu gewinnen, sind mit so viel Ernst gruppirt, daß man sich mit Abscheu von diesen Scenen wegwenden müßte, wenn im Lande der orthodoxen Anatoliker mehr christliche Duldung und weniger Blut und Barbarei zu entdecken wäre. Die Jahrbücher des rechtgläubigen Byzanz sind aber so voll von kirchlichen Greuelscenen jeder Art, daß man in der That nicht weiß, welche der beiden katholischen Kirchen an barbarischer Wildheit und Glaubenswuth den Vorzug verdient. Oder hat etwa nicht die orthodoxe Kirche von Byzanz dem Mitregenten Michael des Trunkenboldes — dem slavischen Bauernjungen Basilius — die Ermordung seines Herrn und Wohlthäters verziehen, und ihm die Kaiserkrone unter der Bedingung aufgesetzt, daß er die im nordöstlichen Theil Kleinasiens um sich greifenden Reformationsideen niederschlage und vertilge? Der kirchlich absolvirte Kaisermörder hat sein Gelöbniß so gründlich erfüllt, daß in kurzer Zeit über hunderttausend Reformirte ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters durch Schwert, Galgen, Feuer und Pfahl ausgerottet wurden.

Wenn aber die edle Gräfin gar so heiß den kirchlichen Frieden und die christliche Duldung des orthodoxen Klerus rühmt, so soll sie auch nicht vergessen, daß dieser kirchliche Friede und diese christliche Duldung erst dann eingetreten sind, als in der ganzen anatolischen Kirche Niemand mehr zu denken wagte. Sobald der Priester aller Gefahr für seine Autorität und Wohlfahrt ledig ist, wird er selbst sorglos, gleichgültig, unwissend und üppig.

Wenn aber die rechtgläubige Verfasserin beinahe auf jeder Seite ihres Buches von der sprichwörtlichen Habsucht des römischen Klerus redet, wenn sie die lithauischen Dörfer durch die katholische Geistlichkeit bis auf die Knochen abnagen läßt und den Papst selbst beschuldigt, er treibe, da Niemand mehr seinen Ablaß kaufe, einen schimpflichen Handel mit Adelsdiplomen, so hätte die geliebte Feindin der römischen Geistlichkeit wohl bedenken sollen, daß an Schmutz, Geldgier, Verkäuflichkeit und Raubsucht nichts in der Welt mit den anatolischen Bischöfen verglichen werden kann. Oder ist es etwa nicht in Bulgarien, wo die Verfasserin den wohlthätigen Einfluß des orthodoxen Hellenismus rühmt, daß wiederholt Aufstände gegen den griechischen Episkopat ausgebrochen und Bittschriften nach Stambul gegangen sind, der Padischah möge seine bulgarischen Unterthanen von diesen orthodoxen Blutsaugern endlich erlösen? Den römischen Klerus gegen den Vorwurf der Habsucht zu vertheidigen wird nicht nöthig sein, wir ziehen vor ihn zu entschuldigen. Denn das Laster des Geizes scheint, mit gehörigen Ausnahmen aller Priesterschaft so eigenthümlich und gleichsam angeboren, daß man es als Erb- und Standessünde mit einiger Nachsicht behandeln muß. Alles Geistliche liebt das Gold, sagt schon der Tragiker *). Noch deut-

*) *Το μαντικον γαρ παν φιλαργυρον γενος.* Diesen Vers des Sophokles hat auch die Gräfin citirt (I. 97).

licher ist das Sprichwort der Türken: eine Thräne vom Auge des Todten, und eine Gabe vom Hause des Imam erwarte nicht*).

Ein weiteres nicht besonders liebenswürdiges Argument der Freiheitsunfähigkeit des Katholikenthums erkennt die hochgeborne Gräfin in dem Umstand, daß bis jetzt keine katholische Provinz der Türkei ihre Unabhängigkeit wieder zurück erobert habe, und daß die in Albanien so viel als unbekannte Prostitution gerade in jenen Ländern in der höchsten Blüthe stehe, die sich ihres strengen Katholicismus rühmen. So oft im Buche von Städten die Rede geht, wo die Moralität am tiefsten gesunken ist, und die gröbste Unsittlichkeit im Schwange geht, nennt die liebenswürdige Verfasserin immer zuerst Rom und Wien, und zuletzt erst Paris, wo man in der Tugend, wie wir meinen, doch auch nicht viel höher steht als in den beiden Hauptstädten des „infallibeln" Pontifex und des „apostolischen" Cäsars von Oesterreich. Und weil bei den Montenegrinern das Weib vor jedem Unglimpf, ja vor jedem zweideutigen Wort bei Todesstrafe gesichert ist, fragt die edle Gräfin, ob es in Rom, Wien und Paris auch so gehalten werde? Und weil es nun in diesen drei „sündhaften" Städten nicht wie in der Tschernagora gehalten wird, macht die Verfasserin den sonderbaren Schluß, daß katholische und monarchische Gesinnungen dem schwachen Geschlecht keinen Schutz gewähren können.

Das einzige Gute, was in beiden Bänden von den Katholiken gesagt wird, ist Band I. S. 36 zu lesen, wo die edle Gräfin findet, daß die katholischen Bauern im karpathischen Gebirge in der evangelischen Bruderliebe die gelehrten Theologen des Occidents weit übertreffen.

*) Den gastlichen Sinn der katholischen Landgeistlichkeit in Deutsch-Tirol, in Oesterreich, Bayern, Schwaben ꝛc. ꝛc. scheint die Verfasserin gar nicht zu kennen.

Am wenigsten Sympathie nach Papst, Rom und Mönchthum empfindet die erlauchte Verfasserin für das Haus Habsburg-Lothringen und seine Politik. Das im ganzen Werke zerstreute Sündenregister dieses erlauchten Hauses ist so feindselig, leidenschaftlich, kleinlich, ungerecht und gehässig, daß man es ohne Nachtheil für den ohnehin erschütterten Credit dieser erlauchten Dynastie gar nicht einmal vollständig recitiren mag. Gleichsam als wäre Rußland das Paradies des liberalen Fortschritts und zugleich das Muster politischer Uneigennützigkeit und Enthaltsamkeit, wird den Oesterreichern vorgeworfen, daß sie das europäische China seien, — daß die österreichischen Prinzen ohne viel Scrupel um sich greifen, — daß sie ihren Ehr- und Ländergeiz hinter religiösen Vorwänden verstecken, — daß sie im Interesse der römischen Propaganda Europa verhindern, über die Zustände Albaniens echte Nachrichten zu erhalten, und daß sie in Serbien zu Gunsten des Absolutismus die Jesuiten einschmuggeln wollen. Dieses und anderes wird man ohne Anstoß wohl noch sagen dürfen.

Ernsthafter wird es schon, wenn die geistvolle Vorfechterin für weibliche Ascendenz von dem verderblichen Einfluß verschiedener, der retrograden Politik des Papstthums ergebenen Prinzessinnen reden will, und nebenher schon vor dem bloßen Gedanken zurückschaudert, daß eine Katholikin als Kaiserin von Rußland zu Gunsten der Jesuiten arbeiten, und die „Bruder-Religion Christi zu einer Rivalin des blutgierigen Islam machen könnte." Völlig unberührt aber muß man die Stelle (II. 214) lassen, in welcher die edle Parganiotin in den Listen der staatsschädlichen Weiber ebendieselbe, das Concordat gemacht und Oesterreich erniedrigt haben sollende hohe Dame aufzählt und mit der Pompadour auf gleiche Linie stellt. Niemand in der katholischen Welt wird an den Phrasen der erlauchten Gräfin Aergerniß nehmen, weil Jeder-

mann weiß, daß diese Invectiven aus der Feder einer geschworenen Feindin der Katholiken und ihrer Praxis geflossen sind. — Wer immer Austria und den Papst nicht liebt, der findet für seine antipathischen Gefühle in dieser Schrift reichliche Nahrung. Die erlauchte Gräfin hat sich überhaupt zur Aufgabe gemacht, ihre orthodoxen Religionsgenossen, wo nicht von jeder Makel rein zu waschen, so doch nachzuweisen, daß es bei den Katholiken des Abendlandes ebenso schlecht, in den meisten Fällen aber noch weit schlechter bestellt sei, als bei den Rechtgläubigen des Orients. Die scharfsinnigen Tadler orthodoxer Fehler, Mängel und Gebrechen, meint die Gräfin, thäten besser vorher an ihre eigenen Jammerlichkeiten zu denken. So z. B. findet es die Gräfin höchst sonderbar, daß sich die Abendländer über das griechische Klephtenwesen ärgern, und über die von der Soldateska Ali-Pascha's an den Gardistinnen verübten Greuel in Bestürzung gerathen, da doch die Krieger Gregors XVI. in Italien ebenso verabscheuungswürdige und ruchlose Dinge verübt haben, und die „Banditen" in den Staaten „du vicaire de Dieu" und „de Sa Majesté Catholique" ein stehender Artikel sind.

Alle diese dem Contexte wörtlich entnommenen Originalstellen hat man nur in der Absicht aneinandergereiht, um den Gedankengang, das Princip und den Geist dieser Schrift einer osteuropäischen Dame klar und deutlich auszulegen. Das Buch ist eine merkwürdige Erscheinung und verdient doppelte Aufmerksamkeit des Abendlandes. Es spricht hier die Repräsentantin des anatolisch glaubenden Orients mit großer Eleganz, Feinheit und Schärfe klar und unumwunden aus, was man bei den Gräko-Slaven von der Südspitze der Halbinsel Morea bis zum nördlichen Eismeere über die politischen und religiösen Zustände, über Sitte und Moral der lateinischen Culturvölker des Abendlandes denkt.

Die Frau Gräfin Dora d'Istria, den höchsten gesellschaftlichen Kreisen angehörend, drückt im Vergleich mit dem intensiven Abscheu aller Orthodoxen des byzantinischen Reichs vor dem lateinischen Abendland ihre Abneigung noch vergleichungsweise maßvoll aus. Die volle Höhe des orthodoxen Lateinerhasses kann man nur in einlässigem Verkehr mit dem gemeinen Volk, und besonders mit der niedern Geistlichkeit erfahren. Das schlimme in der Sache ist nur, daß die Gräfin von ihrem Standpuncte aus meistens Recht behält und es einem lateinisch Glaubenden häufig räthlicher macht, zu schweigen als zu widerlegen. Auch zweifeln wir mit einigem Grund, ob man sich in den maßgebenden Kreisen des Abendlands eine richtige Vorstellung von der unausfüllbaren Kluft zu bilden weiß, die sich zwischen dem lateinischen Christenthum und der anatolisch-christlichen Ideenwelt im Laufe der Jahrhunderte geöffnet hat. Wenn die Gräko-Slaven, mit den Russen an der Spitze, aus dem großen Sturm, zu welchem sich im Orient langsam die Wolken sammeln, siegreich hervorgehen, und das Uebergewicht in Europa erstreiten sollten — wozu es glücklicherweise noch wenig Anschein hat — wäre dem „Antichrist" von Rom unter den Händen der Orthodoxen im besten Fall das Loos des letzten Chalifen von Bagdad vorbehalten. Viele Leute in Europa werden den Glauben an die Möglichkeit einer solchen Wendung der Dinge für ganz unberechtigt, wo nicht gar für abenteuerlich halten. Sie urtheilen aber so, weil sie den Geist der Anatoliker und ihren unversöhnlichen, den großen Haufen wie die Gebildeten fanatisch durchglühenden Haß gegen den römischen Pontifex und seine „Apostasie" vom apostolischen Christenthum nicht kennen, und in ihrer Phantasie politische Zustände zusammenträumen, die mit der Wirklichkeit nichts zu schaffen haben.

Inwiefern es mit den culturhistorischen Ideen und mit den politischen Vorstellungen der erlauchten Parganiotin und ihrer Meinungsgenossen im Occident über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Hellenen, sowie über die socialen Bestände der Russen, seine Richtigkeit hat, soll in einläßlicher Analyse ein zweiter Artikel auseinandersetzen.

II.

Von dem glänzenden Lobe, welches der erlauchten Verfaſſerin im erſten Artikel geſpendet wurde, wird im zweiten wohl einiges wo nicht ganz zurückzunehmen, ſo doch wenigſtens auf ein beſcheideneres Maß herabzuſetzen ſein. Die Macht des Ingeniums und die bezaubernde Eleganz des Styls offenbaren ſich zwar auch hier in ungeſchwächter Majeſtät und Kraft. Allein gegen die helleniſchen Ueberſchwenglichkeiten und gegen die Kunſt, mit welcher die edle Gräfin die hiſtoriſchen Thatſachen gruppirt, einiges verſchweigt, anderes nicht ganz mit Recht zu ihrem Vortheil wendet, aus allem aber ihre eigenthümlichen Conſequenzen zieht, wird man wohl ſeine Bedenken äußern, und hie und da ſogar im Namen der Logik, der geſunden Kritik und der geſchichtlichen Wahrheit beſcheiden und ſchüchtern Proteſt einlegen dürfen.

Wenn wir in den Aufſtellungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Hellenen die geiſtvolle Verfaſſerin der „Condition des femmes en Orient“ gar nicht mehr erkennen, und die peinliche Bemerkung machen, daß ſie vom Standpunct parteiloſer Wahrheit und durchſichtiger Schärfe zum Rang einer factiöſen und — wir wagen es kaum auszuſprechen — einer oberflächlichen Vertheidigerin zweifelhafter und, wie wir beſorgen, gar nicht zu rechtfertigender Theſen herabgeſtiegen iſt, ſo klagen wir nicht das Ingenium der hochgebornen Gräfin und ihren

Tact für das Wahre, wir klagen den bösen Zauber an, mit welchem sie das Studium des griechischen Alterthums und die Conspiration der hellenischen Trümmer von Byzanz neben der Manie des Jahrhunderts gleichsam beherrt, und wie ein trügerischer Irrwisch vom rechten Pfad abgelenkt und an der richtigen Erkenntniß der Dinge verhindert hat.

Der erste Brief über das schwärmerisch geliebte Hellas ist aus Missolongi datirt, wo die edle Gräfin nach einer traurigen Tour durch ihr albanesisches Heimatland zuerst den griechischen Boden betrat. Aber gleich in der vierten Zeile des Briefes entdecken wir schon einen bedeutenden Irrthum in der Angabe, daß Missolongi*) seinen Ursprung und folglich auch seinen Namen einer Colonie ihrer Landsleute aus dem albanesischen Parga zu verdanken habe. Missolongi ist kein albanisches, es ist auch kein griechisches, es ist ein rein slavisches Wort, und heißt auf deutsch „Mittenwalde", von den beiden slavischen Urwörtern medo, mesdju, mesdisch, mitten, zwischen, und lug, griechisch λόγγος, der Wald. Der Parganiote Pezzalas hat in verhältnißmäßig neuer Zeit nur einen Haufen Albanesen in das halb menschenleere Missolongi geführt, und dem Ort den albanesischen Charakter aufgedrückt, der beim großen Aufstand zum Vorschein kam. Das sind zwar Kleinigkeiten, in der griechischen Sprache ist aber auch das Unbedeutende wichtig, wenn es das Gewebe von Täuschungen zerreißen hilft, mit dem man uns Abendländer umstricken will.

Von der heldenmüthigen Vertheidigung des Städtchens Missolongi durch die albanesischen Sulioten, wobei sich auch das weibliche Geschlecht in seiner Weise hervorthat, nimmt die Verfasserin Anlaß auf die Rolle überzuspringen, die das hellenische Weib von

*) Man findet auch die Lesart „Mesolongi".

den älteſten Zeiten bis zur Thronbeſteigung des Königs Otto ſpielte. Im byzantiniſchen Imperium, von Arkadius angefangen bis zur türkiſchen Eroberung von Konſtantinopel unter dem letzten Konſtantin, und dann in der türkiſchen Herrſchaft ſelbſt, ſieht die edle Gräfin nur den ungeſtörten Fortbeſtand der alten Hellenenpracht. Das ungalante Weſen der alten Griechen, den iſolirten von aller feinen Geſellſchaft und Bildung hartnäckig ausgeſchloſſenen Zuſtand, in welchem die Hellenen ihre Weiber hielten, die Ignoranz und die Geringſchätzung in welcher ſie leben mußten, will die Verfaſſerin nicht verſchweigen, und ſie geht in parteiloſer Schilderung des weiberfeindlichen Alt-Hellas ausnahmsweiſe ſo weit, daß ſie ſogar die berüchtigten zehn Kategorien mittheilt, in welche Simonides von Amorgos, der ungalanteſte aller helleniſchen Dichter, die Frauencharaktere eintheilen zu müſſen glaubte. Dieſe helleniſche Claſſification iſt aber ſo ſkandalös und den Begriffen, die man bei den Germanen vom Weibe hat, ſo widerſtrebend, daß man die Uebertragung aus der fremden Sprache kaum wagen darf. Was ſollte man aber auch von einem Mann erwarten, der vom Grundſatz ausging: das größte Uebel das Zeus erſchuf, ſei das Weib, und einen ganzen frohen Tag erlebe derjenige nicht, der ein Weib habe! Wundert man ſich alſo, wenn Simonides in der erſten und zahlreichſten Claſſe der Frauen den Charakter der „truie fangeuse“ erkennt, und andere in die Kategorie der knurrenden Hündin, des ſtutzköpfigen Eſels, des magern und diebiſchen Marders, der häßlichen und böſen Affin verſetzt, und erſt in der zehnten und am wenigſten zahlreichen Claſſe die „arbeitſame Biene“ finden kann? Leider muß man geſtehen, daß ganz Hellas der Meinung des Simonides huldigte, und ſeinen Frauen-Kanon als Richtſchnur der Conduite gegen das zarte Geſchlecht anerkannte. Die patriotiſche Verfaſſerin verſäumt nicht, durch glänzende Exempel vom Zeitalter

der Sappho und Aspasia bis zu der berühmten von den Alexandrinischen Christen ermordeten Philosophin Hypatia herab diese Geringschätzung als unberechtigt zu verdammen, da die althellenischen Weiber ebenso viel Verstand, Weisheit und Energie wie die Männer zeigten. In ihrer wahren Größe zu Tage gekommen seien aber die bisher ungekannten Vorzüge des hellenischen Weibes erst durch das Christenthum, welches durch Aufstellung höherer Sittlichkeitsideen und durch völlige Umgestaltung der socialen Verhältnisse die Lage des Weibes wesentlich verbessert habe. Als lebendige Beweise christlicher Emancipation, würdevollen Wandels und staatsmännischer Befähigung bringt die Verfasserin verschiedene regierende Frauen des byzantinischen Kaiserhofes: St. Helena, St. Pulcheria, Eudoxia, St. Irene, Zoë und Theodora mit einer zweiten Eudoxia auf die Bühne, und bemerkt in einer Note, daß auch Theodora, Gemahlin Justinians I., einen unermeßlichen Einfluß auf die orthodoxe Geschichte des Orients übte, und daß während der Minderjährigkeit Michaels III. eine dritte Theodora Regentin war (842 n. Chr.). Nur die Usurpatorin Martina, Witwe Heraclius' I. (642 n. Chr.), dann Theodosia, Gemahlin Leo's V. (820 n. Chr.), Zoë, Tochter des Porphyrogenitus, und Theophano, Gemahlin Romanus' II. (955—963 n. Chr.), hat die edle Gräfin weggelassen, und durch diese Weglassung fünf kaiserliche Giftmischerinnen weniger in ihr Register tugendhafter und talentvoller Griechinnen eingetragen. Bei diesen vierzehn kaiserlichen Frauen, die man uns als Muster des weiblichen Genius der Hellenen hinstellt, bleibt St. Helena, die Concubine des Konstantius Chlorus, aus dem Spiel, weil Helena erst im vorgerückten Alter von ihrem Sohn St. Konstantin I. zwar den Titel, aber nicht die Macht und den Einfluß einer Augusta erhalten hat, und weil sie eigentlich noch der Mythenzeit des Christenthums angehört. St. Pulcheria dagegen,

die Maria Thereſia von Byzanz, Schweſter und Schutzgeiſt des an Geiſt und Körper blöden Theodoſius II. (408–450 n. Chr.), und Eudoxia, die kluge und gelehrte Wittwe-Regentin Konſtantin Dukas' (1067), ſind die beiden einzigen achtbaren Autokratinnen von Byzanz im Laufe von mehr als tauſend Jahren. Von den übrigen haben acht aus Herrſchwuth ihre Männer und ſelbſt ihre eigenen Söhne umgebracht; zwei dagegen, Eudoxia, Gemahlin Theodoſius' II. (421 n. Chr.), und Theodora, die ehemalige Tänzerin, öffentliche Dirne und Gemahlin Juſtinians I. (536 n. Chr.), haben zwar ihre Männer und Söhne nicht ermordet, aber durch ihre ſkandalöſe Aufführung Schmach auf ihr Haus und Unehre auf ihr ganzes Geſchlecht gebracht. Die ſchlimmſten von allen dieſen kaiſerlichen Prinzeſſinnen waren aber St. Irene von Athen und Kaiſerin Theophano von Byzanz. St. Irene übernahm nach dem Tod ihres Gemahls Leo (780 n. Chr.) für ihren unmündigen Sohn Kaiſer Konſtantin VI. die Regentſchaft, ließ aber Se. kaiſerliche Majeſtät, ihren Sohn, als er im zwanzigſten Lebensjahre ſelbſt regieren wollte, zuerſt auspeitſchen, und ſpäter, weil er auf ſeine Rechte durchaus nicht verzichten wollte, ſo grauſam blenden, daß er in Folge der barbariſchen Operation den Geiſt aufgab.

Im orthodoxen Byzanz wurden nicht etwa bloß Feldherren, Staatsminiſter und Patriarchen*), es wurden auch kaiſerliche Prinzen öffentlich ausgepeitſcht, die Autokraten ſelbſt aber, um das Gleichgewicht herzuſtellen, wurden vergiftet, verſtümmelt oder mit Aexten todtgeſchlagen.

Kaiſerin Irene ſuchte die Gewiſſensbiſſe über den gräßlichen Sohnesmord durch Wiederherſtellung des Bilderdienſtes und durch

*) Se. Heiligkeit Kyr Johannes, dem Patriarchen des Erdkreiſes, wurden auf Befehl der Kaiſerin Theodora zweihundert Hiebe aufgemeſſen (842 n. Chr.).

fromme Gaben an die Mönche zu ſtillen, wurde aber doch durch eine Palaſtrevolution vom Thron geſtoßen (802 n. Chr.) und in ein Kloſter nach Mitylene verbannt, wo ſie, wahnſinnig über die verlorne Herrſchaft, bald verſchied, und von den dankbaren Mönchen der orthodoxen Kirche heilig geſprochen wurde. Wohl fühlend, daß die Beatification einer Sohnesmörderin bei gewiſſenhaften Leſern im Abendland Aergerniß geben könnte, beſchwichtigt die edle Gräfin unſere Bedenken mit der Erinnerung, daß es auch die römiſche Kirche mit der Kanoniſation ihrer Gläubigen nicht ſo genau nimmt, und neben der rachſüchtigen Königin Clotilde ſogar den „blutdürſtigen" Pius V. in dem Heiligenkalender eingeſchrieben hat. Die Verfaſſerin tadelt zwar die Mordthat der heiligen Irene, entſchuldigt aber das Verbrechen mit der rohen Sitte despotiſcher Staaten des achten Jahrhunderts, und mit dem Umſtand, daß ſelbſt im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert noch Peter III. und Paul I. von den Ruſſen erdroſſelt worden ſeien.

An geiſtiger Begabung bleibt Theophano, die jugendliche Gemahlin des im vierundzwanzigſten Lebensjahr verſtorbenen Kaiſers Romanus II., hinter St. Irene weit zurück, an Liederlichkeit und Unthaten aber geht ſie ihr weit voran. Als Regentin für ihre beiden unmündigen Söhne Baſilius und Konſtantin ließ Theophano zuerſt ihren Buhlen, den ſiegreichen Oberfeldherrn der Armee des Orients, Nicephorus Phocas, nach Konſtantinopel kommen, und unmittelbar darauf den nach Lesbos verbannten Exkaiſer Stephanus im heiligen Abendmahl vergiften. Nicephorus Phocas hielt aber Theophano im Palaſt eingeſperrt, und gab ihr erſt, nachdem ihn das Heer zum Kaiſer ausgerufen hatte, als ſeiner legitimen Gemahlin, die Freiheit zurück. Nach einigen Jahren ſchenkte aber Theophano, des Gemahls ſchon wieder überdrüſſig, ihre Neigung dem ebenfalls berühmten Feldherrn Tzimisces,

und ließ den neuen Günſtling mit ſeiner Mörderbande bei Nacht heimlich in den Palaſt, um den Kaiſer im Schlaf zu ermorden, und den Leichnam über die Schloßmauer in den Schnee hinauszuwerfen (969 n. Chr.). Statt die Doppelmörderin zu heirathen, wie ſie hoffte, trieb Tzimisces das kaiſerliche Ungethüm aus dem Palaſt, und verbannte es in ein entlegenes Nonnenkloſter im öſtlichen Kleinaſien.

Nicht viel rühmlicheres iſt von den beiden Schweſtern Zoë und Theodora, Töchtern Konſtantins VIII., des Sohns der vorgenannten Theophano, zu erwähnen. Beide Prinzeſſinnen kamen auf den Thron, und lenkten durch ihre Intriguen, ihre Liebſchaften und ihre Giftmiſchereien die öffentlichen Angelegenheiten von Byzanz von 1028 bis 1056 beinahe ausſchließlich. Zoë, ſelbſt ſchon einundfünfzig Jahre alt, ließ ihren ältlichen Gemahl Romanus III. zuerſt langſam vergiften, und nachher im Bad erſticken, um den ſchönen Geldwechsler Michael den Paphlagonier zu heirathen (1034—1041), deſſen Neffe und Nachfolger, der von Zoë adoptirte Kalaphates, ſeine Adoptivmutter wie eine Sclavin behandelte, und auf die Prinzeninſeln exilirte. Ein Volksaufſtand nöthigte ihn aber die verbannte Gattenmörderin wieder aufzunehmen, ſie mit ihrer Schweſter, der weiland liederlichen Nonne Theodora, als Autokratin anzuerkennen, ſelbſt aber in ein Kloſter zu gehen, wo ihm die neue Auguſta Theodora die Augen ausſtechen ließ (1042). So tief ſtand damals ſchon der ſittliche Maßſtab für die Handlungen der Menſchen in Byzanz, daß dieſe beiden nach unſern Begriffen nicht achtbaren Prinzeſſinnen die Lieblinge des Volkes waren, und durch die öffentliche Stimme zu gemeinſchaftlichem Regiment auf den Thron erhoben wurden.

Die Regierung dieſer beiden mit Verbrechen belaſteten Schweſtern wird von der edlen Gräfin Dora d'Iſtria als die glücklichſte

Zeit von Byzanz gepriesen. Es wurde auch in der That der Mißbrauch des Aemterverkaufs auf eine kurze Frist abgeschafft, und nur zu schnell wieder eingeführt. Die Herrlichkeit dauerte aber nur drei, nach Gedrenus gar nur einen Monat, weil Zoë, auf die Popularität der Mitregentin eifersüchtig, durch eine neue Heirath in den Alleinbesitz des Throns zu gelangen suchte. Anfangs dachte Zoë an einen gewissen Konstantin Katepano, mit dem sie seit vielen Jahren vertrauten Umgang hatte. Wie aber der Auserkorene durch seine eigene Gemahlin vergiftet wurde, heirathete die zweiundsechzigjährige Prinzessin den designirten Statthalter von Griechenland Konstantin Monomachus (1042—1055). Theodora wurde beseitigt, besiegt aber nach dem Tode Zoë's und ihres kaiserlichen Gemahls mehr als siebzigjährig neuerdings den Thron, auf welchem sie zwei Jahre lang allein, nach der Meinung der Frau Gräfin, mit großem Ruhme saß (1055—1056). Gleichzeitige Berichte loben zwar ihre friedliche durch zwei fruchtbare Jahre gesegnete Regierung, fügen aber bei, daß die altersschwache Autokratin die Staatsgeschäfte völlig ihren Eunuchen überließ, nachdem sie vorher einige mißliebige Magnaten verbannt und ausgeplündert hatte.

Das sind die kaiserlichen Tugendheldinnen, die uns Abendländern von der orthodoxen Gräfin Dora d'Istria als lebendige Muster der Segnungen vorgeführt werden, welche das Christenthum über das hellenische Weib ausgegossen haben soll. Wir dürfen die erlauchte Verfasserin nicht hindern, über den „Esprit" der kanonisirten Kaiser- und Sohnesmörderin Irene in Ekstase zu gerathen, von uns aber soll sie das nicht verlangen.

Administrative Geschicklichkeit, Talent und Energie kann man den byzantinischen Prinzessinnen freilich nicht absprechen. Wenn sie aber im Sinn der edlen Verfasserin auch für weise und heilig gelten, wird dieses Urtheil wahrscheinlich nicht Jedermann unter-

ſchreiben wollen, weil nach abendländiſchen Moralbegriffen der Anfang aller Weisheit und Heiligkeit die Furcht Gottes iſt, und gottesfürchtige und heilige Prinzeſſinnen weder ihre Männer noch ihre Söhne ermorden, um an ihrer Stelle zu herrſchen.

In Europa wollen zwar politiſche Caſuiſten die Theſis vertheidigen: die Staatsraiſon gehe über alle Moral, und es ſei beſſer es ſterbe ein Menſch, als daß das ganze Volk umkomme. Aber auch dieſer Entſchuldigungsgrund findet auf die kaiſerlichen Prinzeſſinnen von Byzanz keine Anwendung, weil nicht das Verlangen den Staat zu retten, ſondern Unzucht, Goldgier und ungezügelte Herrſchſucht ihre Hand zum Verbrechen führte. Im Gegentheil iſt durch Ermordung ausgezeichneter Feldherren und Staatsmänner, eines Nicephorus Phocas, eines Romanus III., der Ruin des Reiches erſt recht beſchleunigt worden. Die Schranken, welche das Weib bei den alten Hellenen beengten, hat das Chriſtenthum zwar niedergeriſſen, die bösartige Natur der helleniſchen Klytämneſtren veredelt, gebändigt und verbeſſert hat es aber nicht.

Dieſes chriſtliche Byzanz iſt ſo voll ſittlicher Fäulniß und ekelhafter Greuel, daß man ſich gar nicht verwundern ſoll, wenn die Europäer von dieſen widerlichen Dingen gar nichts wiſſen wollen, und jene Literaten bemitleiden, welche, um die abendländiſchen Begriffe in dieſem Punct zu verbeſſern, Zeit und Kraft verſchwenden. Indeſſen darf man die Herausforderungen der fanatiſch-orthodoxen Albaneſin doch nicht unbeantwortet laſſen. Um dieſes giftgeſchwollene und aus dem Gedächtniß der Abendländer ſo viel als ausgetilgte gräko-ſlaviſche Imperium wieder in den Kreis wiſſenswürdiger und nützlicher Studien zurückzuführen, wird von der Verfaſſerin nicht nur der hiſtoriſchen Wahrheit Gewalt angethan, es werden, um dieſer sentina malorum bei den Europäern wieder zu einigem Credit zu verhelfen, ſelbſt

die ewigen Grundlagen der Moral erschüttert. Denn bei uns hält man mit Hartnäckigkeit, wenn auch nicht überall in der Praxis, so doch wenigstens in der Theorie, den Grundsatz fest, daß das Sittengesetz auch in der Politik seine unabweisliche Geltung habe, und daß wahre politische Größe ohne Gerechtigkeit nicht zu erringen sei. Und wir hätten, wenn man gegen Damen so streng verfahren dürfte, nicht übel Lust, in dieser Bestechung der europäischen Wissens- und Moralbegriffe die edle und geistvolle Gräfin Dora d'Istria als Hauptschuldige anzuklagen. Nicht bloß in der Kunst der Darstellung, auch an Talent, Energie und Wissenschaft übertrifft die erlauchte Verfasserin, wo nicht alle, so doch die meisten, Griechen wie Abendländer, die über Neu-Hellas geschrieben haben. Und um so gefährlicher würde bei Lesern, die sich um solche Dinge kümmern, die Wirkung des Buches sein, wenn es die Bestände in Hellas etwa nicht im historisch-correcten Sinn behandeln, und nach dem Muster vieler byzantinisch-ungelehrten Abendländer nicht bloß den tiefen Standpunct des hellenischen Weibes in Byzanz, sondern auch die Revolutionen leugnen wollte, die von der Mitte des sechsten bis Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch Einführung einer neuen Bevölkerung fast den ganzen illyrischen Continent verwandelt haben.

In der Absicht Mit- und Nachwelt zu täuschen, ein ganzes Jahrtausend, weil es mißliebige Begebenheiten erzählt, aus der Geschichte des östlichen Europa wegzustreichen, ist ein desperates Spiel, dessen Folgen ich nicht verantworten möchte.

Wollte man bloß aus den beiden von Athen und Nauplia datirten Briefen urtheilen, so wäre Grund zur Besorgniß vorhanden, die edle Gräfin möchte trotz ihrer glänzenden Begabung und ihres umfassenden Wissens von dem gefährlichen Irrthum

nicht unberührt geblieben, ja tiefer als viele ihrer gleich hellenomanen Zeitgenoſſen im Schlamm verſunken ſein.

Wir bitten die edle Parganiotin voraus um Verzeihung, wenn wir ihre Befunde in Attika und im Peloponnes weder gründlich, noch hiſtoriſch wahr, noch ihrer Gelehrſamkeit und ihres Ruhms würdig finden, und wenn wir uns verwundern, wie die geiſtvolle Lobrednerin des helleniſchen Weibes uns Europäern hohle Phantaſiegebilde als geſchichtliche Realität zum Beſten geben mag. In den heutigen Bewohnern von Attika und Athen erkennt die edle Verfaſſerin das reine Blut des witzigen, geiſtreichen, kunſtſinnigen, claſſiſch gebildeten und dem Doriſmus des Peloponneſes noch heute antipathiſchen Geſchlechts der Jonier, während heut in Europa doch Jedermann weiß, daß die Bevölkerung der Landſchaft Attika, und zum Theil ſelbſt der Stadt Athen, nicht einmal griechiſchredende Byzantiner, noch viel weniger „Marathonomachen", wie der Idealiſt Perrhäbos will, ſondern ehrbare aus der Toskerei eingewanderte und ihre eigene Mutterſprache redende Albaneſen ſind, und daß ſich nur in der Stadt Athen in neueſter Zeit eine elegant griechiſch-ſprechende, aus allen vier Winden zuſammengewehte, täglich wachſende Bevölkerung geſammelt hat, die weder vom Joniſmus noch vom Doriſmus etwas weiß. Die Albaneſen Attika's ſind wie alle ihre Landsleute ein hartes, arbeitsluſtiges, ſparſames und kriegeriſches Geſchlecht, das die Türken liebte, vom Aufſtand nichts wiſſen wollte, und in einigen Ortſchaften ſogar auf die griechiſchen Inſurgenten Feuer gegeben hat.

In Nauplia findet Madame la Comteſſe den Peloponnes ebenfalls noch ganz doriſch, und den Gegenſatz zwiſchen Athen und Sparta noch ganz ſo lebendig wie im Alterthum; nur habe ſich das ingenium Spartanum in den Taygetus zurückgezogen. Aber eben der Taygetus war zugleich mit Arkadien, wie die

Byzantiner sagen, der slavinisirteste Theil des Peloponneses, und hat seinen „sarmatischen“ Habitus länger bewahrt als die übrigen Districte der Halbinsel.

Die Geschichte nennt sogar die Slavinenstämme, die sich auf beiden Halden des Gebirges niedergelassen haben. In Arkadien dagegen war die scharfsinnige Gräfin so glücklich, nicht etwa Griechen von Byzanz oder Hellenen des peloponnesischen Kriegs, sondern die antediluvianischen Pelasger des fabelhaften Königs Lykaon zu finden, in dessen Palast einst Zeus ein Abendessen eingenommen hat. Zur Ehre der Verfasserin müssen wir glauben, daß sie vom Peloponnes nur wenig, von Arkadien aber gar nichts gesehen hat, und daß ihr Dictum aus der Einbildung und nicht aus redlicher Beobachtung geflossen ist.

Diese Aufstellungen als das zu bezeichnen, was sie eigentlich sind, dürfen wir, ohne der hochgebornen Gräfin zu mißfallen, in keinem Fall wagen. Eine edle Dame schulgerecht zu widerlegen und durch unabwehrbare Argumente zu beängstigen, wäre ungalant, und vielleicht nicht einmal schicklich. Wir versagen uns daher dieses Vergnügen aus Artigkeit, und erlauben uns nur die edle Verfasserin auf die ganz anders lautenden Nachrichten aufmerksam zu machen, welche uns ihre Kirchengenossen, die griechischen Chronisten von Byzanz, über die peloponnesischen Zustände im Mittelalter hinterlassen haben. Diese hellenischen Historiker sagen ganz unverhohlen und klar: nicht bloß Hellas und Epirus, auch der Peloponnes sei nach Vertilgung der alten dünngesäeten Bevölkerung, mit Ausnahme weniger Küstenorte, von scythischredenden Slaven besetzt gewesen, und zwar so dicht und exclusiv, daß sich über zweihundert Jahre lang kein griechischredender Christ, ohne ermordet zu werden, in das Innere der heidnischen Halbinsel wagen durfte. Den strengen Idealisten gegenüber, für welche die Geschichte von Byzanz gar nicht existirt,

und welche in ihren hiſtoriſchen Concepten von den Zeiten des trojaniſchen Kriegs unmittelbar auf König Otto überſpringen, macht die edle Gräfin doch eine rühmliche Ausnahme. Das Gewicht der Thatſachen wiegt in ihrem Sinn ſo ſchwer, daß ſie, zwar ohne zu ſagen w a n n und w i e, die Beſetzung des Peloponneſes durch die Race der „ſcythiſchen“ Slaven willig eingeſteht. Gleichſam als hätte ſich aber die Verfaſſerin durch dieſe Conceſſion ſchon zu viel vergeben, läßt ſie die Eindringlinge durch die Kaiſerin St. Irene wieder aus dem Lande treiben. In dieſem Satz iſt die ganze Streitfrage über die Geſchichte Griechenlands im Mittelalter concentrirt. Wenn die Verfaſſerin durch hinreichende, nicht aus der Phantaſie und dem Gefühl, ſondern aus den griechiſchen Chroniken von Byzanz geſchöpfte Argumente beweiſen kann, daß im Peloponnes niemals ein radicaler Bevölkerungswechſel ſtattgefunden habe — daß die Beſetzung des Eilands durch die Slavinen nur temporär und gleichſam militäriſch geweſen ſei, und folglich ihre Dorier im Taygetus und ihre antediluvianiſchen Pelasger in Arkadien durch Auflagen und Plünderung von Seiten der im Lande ſitzenden Barbaren zwar beläſtigt, aber in ihrem Bodenbeſitz nicht geſtört worden ſeien, wenn, ſagen wir, die Verfaſſerin dieſe drei Puncte beweiſen kann, hat der Streit ein Ende, und bleibt der edlen Gräfin der Ruhm, eine hiſtoriſche Controverſe, die ſeit dreißig Jahren Unfrieden, Zwieſpalt und Hader geſtiftet hat, durch ihr mächtiges Talent und ihr tiefes Wiſſen zum Vortheil der Idealiſten endgültig entſchieden zu haben. Noch iſt dieſer Beweis nicht geliefert, denn ein vages und argumentloſes Dictum, ein Sie-hat-es-geſagt wird in der Wiſſenſchaft für nichts gerechnet. Schon der Sinn, den die Verfaſſerin in die oben berührte peloponneſiſche Slavenſtelle der Kaiſerin Irene hineindeutet, gibt, wie wir beſorgen, ein ungünſtiges Vorurtheil über den Erfolg, den die hochgeborne Gräfin

in dem ihr zugeschobenen großen historischen Beweis erwarten läßt. Um die Gewissensbisse zu stillen und die mörderische Unthat vergessen zu machen, warf sich Irene — diese Katharina II. von Byzanz — dem Schlachtengott in die Arme, und überzog nach einem schimpflichen Frieden mit dem Chalifen von Bagdad durch ihren Feldherrn Stauracius die vom Bischof Wilibald schon um das Jahr 723 „Slavinien" genannte, ganz von Slaven bewohnte, mit slavischen Ortsnamen übersäete, in mehrere von einander unabhängige Tschupanien getheilte und von Byzanz völlig losgerissene Halbinsel Peloponnes mit Heeresmacht. Es war aber nur ein erster Versuch, ein flüchtiger Plünderungszug ohne weitere Folgen, als daß Stauracius eine Anzahl kriegsgefangener Slavinen, worunter einige Kaziken, im Triumph nach Konstantinopel brachte.

In diesen kriegsgefangenen Peloponnesiern des Feldherrn Stauracius sieht die patriotische Gräfin die Unterjochung des ganzen Eilands, und die völlige Ausleerung der dichtgedrängten, ackerbauenden und kühemelkenden Slavinenbevölkerung aus ihrer damals schon mehr als einhundertfünfzig Jahre occupirten Heimat. Das Eiland blieb aber slavinisch wie zuvor, und es brauchte noch zweihundert volle Jahre Kampf und Noth, bis sich die besiegten Tschupane des heidnischen „Morea" — so benannten die neuen Besitzer zuerst den fettesten Theil des Landes, und am Ende die ganze Halbinsel — nach wiederholten Aufständen endlich in ihr Schicksal fügten, das Christenthum annahmen, und als tributpflichtige Unterthanen dem Autokraten von Byzanz gehorchten.

Diese Berichtigung einer irrthümlichen Auslegung der obenbenannten byzantinischen Stelle konnte man der hochgebornen Gräfin bei aller Artigkeit nicht erlassen. Wir bleiben aber streng bei der Sache, und folgen in unserer Argumentation den Thesen

der patriotiſchen Vorkämpferin für den idealen Helleniſmus Schritt für Schritt.

Bis die ſlaviniſchen Moraiten ihre Mutterſprache ganz vergaßen und das Bulgärgriechiſche ihrer Beſieger annahmen, dauerte es gegen achthundert Jahre. Und um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wundert ſich der gelehrte und vielgereiſte Athener Chalkokondylas über den ſonderbaren und ganz unerwarteten Befund, daß die Bewohner des Maina-Gebirges in Kleidung und Sprache ganz und vollkommen den Leuten gleichen, die er in „Moskovien“ und „Sarmatien“ geſehen habe. Dieſes Citat iſt ein gefährliches Argument gegen die Verfaſſerin, die in patriotiſcher Glut dem ſlaviniſchen Unweſen in Hellas und auf Morea noch vor Ablauf des achten Jahrhunderts ein gründliches Ende machen läßt. Zum Unglück für die hochgeborne Enthuſiaſtin ſcheint Chalkokondylas' Zeitgenoſſe, der byzantiniſche Statiſtiker Mazari, das Daſein einer ſlaviſchredenden Bevölkerung auf Morea noch in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts nicht bloß zu beſtätigen, er ſcheint die Sache noch zu verſchlimmern. Denn von den ſieben Kategorien, in welche Mazari die Peloponneſier ſeiner Zeit eintheilt, werden neben Slavinen, Italienern und den friſch eingewanderten Albaneſen zwei ganze Kategorien den Juden und den Zigeunern (*Ἀθίγγανοι*) zugewieſen, die in großer Anzahl auf Morea lebten, und ſich mit der einheimiſchen Bevölkerung vermiſchten. Jüdiſche Baſtarde (*ἐπαβολιμαῖοι*), ſagt Mazari, ſeien nicht wenige auf dem Eilande.

Die Kinder Iſrael hatten im byzantiniſchen Reiche Grundbeſitz, und trieben Ackerbau und Milchwirthſchaft ebenſo gründlich, wie ſich andere den Handelsgeſchäften und dem Geldwechſel ergaben. Ein Decret aus dem ſiebenten Jahre Baſilius' I, Gründers der ſlaviſchen Kaiſerdynaſtie von Byzanz (867—886), nöthigte alle Iſraeliten des Reichs durch den Reiz hoher Ehren-

stellen und reicher Geschenke, sich taufen zu lassen. Wie später unter Isabelle von Castilien bekannten sich alle grundbesitzenden, vornehmen und reichen Juden des Kaiserthums unter Basilius I. wenigstens dem Schein nach, zum Christenthum.

Wir fragen alle jene, welche Griechenland überhaupt, besonders aber Morea und den slavonisirtesten aller Districte der Halbinsel, das „pelasgische" Arkadien, bereisten: ob sie beim Anblick gewisser Physiognomien und Gestalten nicht unwillkürlich an die zwei Kategorien des Mazari dachten? Zur nämlichen Zeit schreibt Phrantzes, Finanzminister des letzten Morea-Fürsten aus dem Hause der Paläologen: der Peloponnes sei zur Hälfte von Albanesen und zur Hälfte von Griechen, d. h. von jenem Mischlingsvolke bewohnt gewesen, das sich im Laufe der Zeit aus den sieben Elementen des Mazari gebildet hatte.

Demnach ist es auch kein Wunder, wenn die Moraiten bei den übrigen Griechen des Königreichs noch heute nicht ganz als ihresgleichen angesehen und behandelt werden. Bei einem lebhaften Wortwechsel, den wir einst in Aetolien mit den griechischen Pferdeführern hatten, sagte einer ganz trocken: „Wenn ihr Schimpfworte liebet, geht hinüber nach Morea, dort könnet ihr zu den Leuten sagen was ihr wollt, bei uns geht das nicht."

III.

Auf dieſe ganz aus griechiſchen Hiſtorikern geſchöpften Angaben hin hätte es mit den ſtolzen Morea-Doriern der Frau Gräfin Dora d'Iſtria allerdings ſeine Bedenklichkeiten. Wir wollen aber aus achtungsvoller Rückſicht für die hochgeborne Verfaſſerin, ſo wie für ihre zahlreichen Meinungsgenoſſen, welche das neue Hellas nicht aus der hiſtoriſchen Vergangenheit und aus documentirten Thatſachen, ſondern aus der Idee conſtruiren, die Acten noch nicht für geſchloſſen erklären; wir wollen den Gegenſtand noch als offene Frage behandeln, und die verzweifelten Argumente noch nicht als unbeſtreitbare Thatſachen, ſondern als bloße Zweifel und Bedenken hinſtellen, die uns noch immer hindern, den idealiſtiſchen Anſchauungen der edlen Gräfin in vollem Maß zu huldigen.

Von dem Genie der erlauchten Verfaſſerin wollen dieſe Zweifel und Bedenken ihre endgültige, die abendländiſche Wiſſenſchaft beruhigende Löſung erwarten, und bis dieſe Löſung wirklich erfolgt, bleibt das Urtheil ſuspendirt. Wenn es aber der erlauchten Gräfin nicht gelingen ſollte, durch unwiderlegliche Beweisſtellen die Nachrichten der griechiſchen Autoren von Prokopius bis Mazari als muthwilligen Irrthum und als fortlaufende Conſpiration gegen ihr eigenes Volk zu entlarven, beſonders aber den kritiſchen Occident zu überzeugen, daß die Mazari'ſchen Geſtalten in Hellas und beſonders auf Morea nicht exiſtiren, und daß die Land-

bevölkerung in Marathon, in Eleusis, in Menidi, und selbst im albanesischen Stadtviertel von Athen statt τι κάνεις (was machst du?) nicht tschiben, und statt καλὴ ἡμέρα und καλὴ ἑσπέρα nicht mire ditta und mire mbremma sprechen, so ist für die Verfasserin wenig Aussicht, daß man im Occident den Hauptinhalt ihres fünften Buches, hauptsächlich die Briefe II, III und IV (I. S. 374—401), für mehr als ideales Gedankenspiel, für eitel Poesie und Fabel hält.

Eigentlich begreift man gar nicht, warum die Leute in Hellas und auf Morea gar so erpicht sind, ihren Stammbaum auf das verwitterte, ausgelaugte und waffenscheue Residuum der byzantinischen Hellenen zurückzuführen, da doch diese Hellenen nach dem eigenen Geständniß der Verfasserin im Gegensatz zu den ackerbauenden Slaven und Albanesen Griechenlands kein Geschick zur Feldarbeit haben, und nur Krämer, Geldwechsler, Klephten, Priester und Piraten sind. Wir haben die feste Ueberzeugung, daß die in Athen regierenden Hellenen von Byzanz gar nicht wissen, welche Beschaffenheit es mit der Landbevölkerung, dem eigentlichen Kern der Nation, vor den Thoren der Hauptstadt habe. Von der Vergangenheit nichts zu wissen und die Gegenwart aus der Phantasie zu deuten, erscheint häufig als stehende Eigenheit der Machthaber aller Zeiten und aller Orte.

In Europa greift nach Wiederaufnahme der seit Du-Cange verlassenen Studien der Byzantiner allmählich die Ueberzeugung Platz: die althellenische Race habe sich nur in den Colonien am Bosporus, auf den sporadischen Inseln und auf der Nord- und Westküste Kleinasiens erhalten, sei aber im Urlande, dem eigentlichen, schon während der römischen Herrschaft großentheils verödeten Hellas, vom Tempethal bis zur Südspitze des Peloponneses, bis auf unbedeutende Reste gänzlich verkommen und durch eine nichthellenische Bevölkerung ersetzt worden. In den benannten Co-

lonien, namentlich in den beiden Kaiserstädten Konstantinopel und Trapezunt, hat sich die althellenische Sprache zwar nicht in der primitiven Reinheit, aber doch im Wesen ununterbrochen bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich schon Justinian I. nach einer großen Pest auf einmal siebzigtausend slavinische Barbaren mit vollem Bürgerrecht in das halböde Byzanz verpflanzte. Früher hat man gemeint, auch das von den Slaven oft bestürmte, aber niemals bezwungene und von ihnen Solun genannte Thessalonich habe seine hellenische Bevölkerung allen Stürmen zum Trotz unversehrt erhalten. Die Metamorphose hat aber auch Thessalonich verschlungen. Kaiser Michael III. (842—867) sagt ausdrücklich, seine treuen Unterthanen, die Bürger von Thessalonich, redeten alle insgesammt das „Slovenische" von Haus aus mit der größten Eleganz*). Der Ruin der Hellenen in Europa stellt sich überhaupt als viel bedeutender heraus, als man bisher vermuthete. Und man hat aus eigener Unkunde in der Sache immer noch zu wenig gesagt.

Wenn man in unsern Tagen von echten Hellenen reden will, so sind es — um von vielen nur einige zu nennen — die Alttrapezunter Kallimachi und Muruſi, die Rhangabe, die Maurokordatos, die Notaras, die Hypſilantis, die Kantakuzenos mit einer Anzahl am goldenen Horn lebender Colonialgeschlechter, in welchen ſich mit dem Blut und mit dem Geiſt der Intrigue und der Unbermäßigkeit auch die Feinheiten, der gute Geschmack und das elegante Ingenium des byzantinischen Kaiserhofs, selbſt nach der türkiſchen Eroberung noch, erhalten haben. Diese kostbaren colonial-hellenischen Ueberbleibſel, in welchen der hohe Klerus eine wesentliche Rolle ſpielt, ſind im Lauf der Jahrhunderte auf das kleine Häuflein zuſammengeſchmolzen, das man in Europa

*) Vgl. Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen XIII, 1. 1854, nach Ginzel's Slavenapostel S. 34 und Anhang I, 25. A. d. H.

Phanarioten nennt. Dieses kleine Häuflein vornehmer und reicher Hellenen suchte bei dem großen Aufstand Griechenlands die Bewegung in seine Hände zu bringen, sie in seinem Sinn zu lenken und nach Vertreibung der Türken aus Stambul, woran diese Phanarioten in Ueberschätzung der eigenen wie der Insurgenten-Kräfte nicht zweifelten, unter einem Autokraten aus ihrer Mitte das byzantinische Reich wiederherzustellen, um an dem neuen Kaiserhof das alte Spiel wieder zu beginnen.

Ein vom Reichsverband losgerissenes, slavinisch constituirtes Hellas hat das orthodoxe Regiment von Byzanz amtlich niemals anerkannt, und deswegen in seinen statistischen Tabellen auch die alten Ortsnamen in Hellas unverändert fortgeführt, obwohl selbst die Ruinen derselben schon verschwunden waren. Nach Vorgang dieser alten Hofsitte wurde das Völkergemisch auf Morea und in Rumelien von den byzantinischen Archonten für alte Hellenen gehalten, in welcher Nomenclatur sie das gelehrte Abendland tapfer unterstützte. Der Instinct warnte aber die insurgirten Provinzen vor diesen, ihnen und ihren Interessen fremden, nach Herrschaft und Gewalt lüsternen Männern. In der Unmöglichkeit ihre Ansprüche geltend zu machen, mußten sie endlich das Regiment den Eingebornen überlassen, und sich mit untergeordneten Stellungen begnügen.

Wie wenig aber von dem hellenisch-byzantinischen Restaurationsproject in Erfüllung ging, und in welchem Maß auch dieses wenige sein Heil nur dem Abendland verdankt, weiß in Europa, außer den Hellenen und der edlen Gräfin Dora d'Istria, Jedermann.

Wenn aber die Verfasserin den glücklichen Ausgang der Insurrection und die theilweise Abschüttelung des türkischen Jochs doch ausschließlich der „mirakulösen" Thatkraft ihrer Hellenen, besonders dem Heroismus der Frauen vindicirt, und wenn in ihrer

Vorſtellung die Franzoſen zum Sieg zwar etwas beigetragen, im Grund aber eigentlich doch die Hellenen die Seeſchlacht von Navarino gewonnen und die ägyptiſche Armee aus Morea vertrieben haben, ſo iſt es nur Conſequenz und verzeihliche Eitelkeit. Auffallend aber iſt es, wenn die hochgebildete Parganiotin zwar die ſtrengen Sitten des atheniſchen Hofes lobt und anerkennt, im König Otto aber doch nichts weiter als den Markſtein ſieht, mit deſſen Hülfe ſie die frühere Lage des helleniſchen Weibes von der gegenwärtigen zu unterſcheiden vermag. Bei uns iſt man allgemein überzeugt, daß es die Griechen nur der Thronbeſteigung dieſes deutſchen Fürſten zu verdanken haben, wenn ſie von den endloſen und ekelhaften Umwälzungen, wie wir ſie ſeit fünfzig Jahren in den ſüdamerikaniſchen Republiken ſehen, und von den unheimlichen Wirren der Wlacho-Walachen, der Serben und der Tſchernagorzen verſchont geblieben, und in beneidenswerther Stille am Wiederaufbau ihrer noch unerprobten Nationalität ſchaffen können. König Otto hat an der Stelle des Padiſchah die Aufgabe übernommen, die anarchiſchen Gelüſte und das turbulente Ingenium dieſer Byzantiner zu corrigiren, und in die rechte Bahn zu lenken.

Daß aber dieſes kleine, von den heterogenſten Elementen zuſammengewürfelte, zu ewigem Frieden verurtheilte und am Gängelband der Schutzmächte fortſchwankende Neu-Hellas durch ſeine „mirakuloſe" Thatkraft nächſtens Konſtantinopel erobern, die Türken aus Europa jagen und das byzantiniſche Reich wieder aufrichten werde, wie man es in Europa von den Hellenen noch immer erwartet, das wagt ſelbſt die edle Gräfin mit den determinirteſten Griechenfreunden nicht mehr zu hoffen. Sollte es aber mit den Türken in Europa doch einmal zu Ende gehen, ſo gibt die edle Verfaſſerin den emancipirten chriſtlichen Volksſtämmen den Rath, ſich nach Art der helvetiſchen Conföderation zu conſti-

turen; in dieser Staatsordnung hätten dann die Hellenen im Süden und die Rumänen im Norden, als die beiden Repräsentanten der höchsten Cultur der alten Welt, die erste Rolle zu übernehmen, und zugleich das geistige Leben der unwissenden Slaven und Albanesen durch ihren Prometheusfunken aufzuwecken. Weil aber an diese Conföderation vorerst nicht zu denken sei, so möchten, meint die orthodoxe Gräfin, die rechtgläubigen Christen der Türkei inzwischen die römischen Glaubensboten, diese Avantgarde einer drückenderen Herrschaft als das Regiment des Padischah, eifrig zurückstoßen, besonders aber hätten sich die Frauen vor der Propaganda der Jesuiten in Acht zu nehmen. Den liebenswürdigen Neuhellenen ihre Prätensionen auszureden, ist eine Unmöglichkeit. Dagegen soll man in Europa klüger sein, und vorerst nichts größeres erwarten, als was vom türkischen Joch emancipirte Byzantiner in den Fesseln der orthodoxen Kirche mit bestem Willen zu leisten vermögen.

In Athen, wie in Konstantinopel ist man in ganz gleicher Lage. An beiden Orten seufzt die Staatsverwaltung unter dem Druck einer versumpften, den geistigen, wie den materiellen Fortschritt absolut verbietenden Dogmatik. Sultan Abd-ül-Medschid in Stambul und Basileus Otto in Athen reformiren in die Wette, möchten aber die Hemmschranken niederreißen, ohne daß es die Hüter dieser Schranken, der Derwisch und der orthodoxe Mönch, bemerken oder in üble Laune gerathen. An beiden Centralpuncten der Staatsreform fehlt die Energie und der Muth eines Peters I., und doch muß nach dem Geständniß der patriotischen Verfasserin selbst jede Volksrace, welche die Grundprincipien der europäisch-christlichen Bildung nicht annimmt, am Ende doch vor der Allgewalt dieser Principien machtlos zurückweichen.

Wie es mit diesen Dingen in Konstantinopel steht, ist allgemein bekannt, allein auch in Griechenland ist es noch nicht

entſchieden, ob die wohlmeinende, aufgeklärte und talentvolle Verwaltung das orthodoxe, tief im Blut des Volkes ſteckende, cultur-feindliche Element wirklich zu erdrücken und der freien chriſtlich-europäiſchen Geſittung Eingang zu verſchaffen Kraft genug beſitzt. Dieſer Sieg über den orthodoxen Geiſt von Byzanz wäre noch viel glänzender als die Ueberwältigung der Osmanli in Griechenland. Man regiert in Athen ſo geſchickt, diplomatiſch-gewandt und geſchäftskundig, wie irgendwo im Occident, und ob ich irgend eine deutſche Univerſität beſuche, oder in den Hörſaal der Hochſchule zu Athen trete, iſt völlig gleich. Die Lehrkraft iſt an beiden Anſtalten auf der Höhe der Wiſſenſchaft. Nur ſuchen ſie in Athen die Slavismen und die barbariſche Syntax der Volksſprache durch althelleniſche Vocabeln und Redewendungen zu erſetzen und die Landesſprache überhaupt auf den Standpunct der byzantiniſchen Kirchenväter zurückzuführen. Und weil die Reformer in Athen nicht warten wollen, bis die Albaneſen — trotz aller amtlichen Tabellen mehr als ein Dritttheil der ganzen Bevölkerung des Königreichs — ihre Mutterſprache, wie einſt die Slaven, verlernen, ſucht die helleniſche Regierung dieſes lebendige Argument gegen den Helleniſmus mit Gewalt zu erdrücken, indem ſie vorerſt das national-albaniſche Flottencommando durch althelleniſche Kunſtausdrücke zu verdrängen ſucht. Bereits iſt die weiland albaneſiſche Dorfſtadt Athen in ein Neu-Byzanz verwandelt, hat ſich dort eine correct byzantiniſch redende Einwohnerſchaft gebildet; predigt der Klerus im Styl eines St. Baſilius, und ordonnanzt die Staatsregierung in der Kanzleiſprache des Autokraten Konſtantin Kopronymus. Der ganze in Athen ausgelegte und von den aus Byzanz eingewanderten höheren Volksclaſſen gehaltene Civiliſationsverwandlungsapparat iſt lediglich auf Beſtechung des Abendlandes berechnet, und hat im Kern des griechiſchen Volkes, bei den Bauern, bei den Land-

geistlichen und selbst bei vielen wohlhabenden Familien keinen Anklang gefunden. Wie in Stambul versteht das Volk auch in Hellas die Sprache der Regierung und des Klerus nicht mehr und setzt die Maßregeln der wohlmeinenden, ganz europäisirten, antibyzantinischen Staatsverwaltung von Athen auf gleiche Linie mit den antinationalen Neuerungen der kaiserlichen Ikonoklasten von Alt-Byzanz. Bekanntlich ist dieser vom Thron ausgehende Reformationsversuch dem Volksgeiste völlig unterlegen, und ob die europäisirenden Procedüren der griechischen Regierung ein besseres Loos erwartet, ist mehr als zweifelhaft. Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Ständen der Bevölkerung ist schon gelöst, und eine täglich sich erweiternde Kluft trennt und isolirt bereits heute schon die Regierenden und ihre Adepten von der Masse des orthodoxen Volkes. Die Regierenden mit allen Freunden der Reform haben nicht bloß ihre eigene Sprache, sie haben auch ihre aparte bald nach Paris, bald nach Stambul hindeutende Kleidertracht, während die echten Repräsentantinnen des griechischen Volkes, die Bauernweiber und ihre Schicksalsgenossinnen, die Popenfrauen, hartnäckig an der alten Sitte festhalten, von der die Verfasserin behauptet, daß sie das reine Erbtheil des alten Hellas sind.

Das gemeine Volk und die Popen mit ihren Weibern wissen ganz gut, daß sich das neue Regierungssystem auf den Schutz des ihnen bitter verhaßten lateinischen Abendlandes stützt. Die Reaction des orthodoxen Byzantinismus wird und kann nicht ausbleiben, sie wartet nur auf den günstigen Augenblick, sich zu erheben und die exotische Bildungspflanze wieder zu ersticken.

Die Möglichkeit einer Reaction hängt wie das Schicksal Griechenlands überhaupt vom Gang der Dinge in Stambul ab. Unterliegt die Opposition der Derwische und setzt sich das allgemein-christlich-europäische Humanitätsprincip bei den Türken

feſt, ſo hat man nicht bloß für die neue Ordnung der Dinge in Hellas, man hat ſelbſt für die Fortdauer eines unabhängigen Königreiches das ſchlimmſte zu befürchten. So lange Konſtantinopel ſteht, gravitirt, wenn von Europa unbehindert, das arme, hungernde Hellas mechaniſch um dieſe gewaltige Metropole, mögen civiliſirte Osmanli oder Chriſten in ihren Mauern wohnen. Dringt aber am Bosporus der Padiſchah mit ſeinen Humanitätsprojecten nicht durch und gewinnt der Derwiſch das Spiel, wird keine menſchliche Gewalt, am wenigſten aber die Diplomatie des Occidents, den Einzug der Ruſſen in Konſtantinopel hindern. Sitzen aber einmal die Ruſſen am Bosporus feſt, dann kann auch ein Nicht-Prophet genau vorherſagen, was mit dem von einer katholiſchen, europäiſche Sitte begünſtigenden Dynaſtie regierten Hellas geſchieht. Die Europäer ſind aber in dieſem Puncte noch ſo blind und vorurtheilsvoll, daß es einer gar nicht wagen darf, die traurige Wahrheit auch nur auszuſprechen.

Nach dieſen kurzgedrängten und gewiſſenhaften Bedenken, die man, ohne etwas zu präjudiciren, Satz für Satz den ſchwärmeriſchen Theſen der edlen Verfaſſerin über die Hellenen und ihre brillante Zukunft entgegenſtellt, iſt es zweifelhaft, ob der Leſer auch noch von der begeiſterten Lobrede auf das ſchöne Geſchlecht der Hellenen im Allgemeinen, von der Bildungsſtufe aber und von der occidentaliſch beeinflußten Toilette der Damen von Smyrna, von ihrem originellen Kopfputz und ihrer Schminke insbeſondere etwas hören will. Dagegen iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß nicht bloß die geiſtvolle Albaneſin Dora d'Iſtria, mit allem, was ſich von echtem Hellenenblut in Neu-Byzanz niedergelaſſen hat, ſondern daß ſelbſt die kriegeriſchen und heldenmüthigen Albaneſen von Hydra, von Phigalia, von Eleuſis und von Marathon unſere Bedenken für ungegründet zu erklären, und den Inhalt vielleicht

gar ungeprüft und unwiderlegt zu verdammen gedenken. Das ändert aber an der Sache nichts, und bringt den Griechen weder Nutzen noch Schaden. Denn in der Geschichte und in der Politik werden die Völker nicht nach ihrem Stammbaum, sondern nach ihrer Thatkraft und nach dem physischen und geistigen Gewicht taxirt, das sie in die Wagschale der menschlichen Dinge werfen.

Der Gewalthaber in Neapel hätte das unbestrittene Recht, sich König von Samnium zu nennen. Niemand in Europa wird aber von diesen neapolitanischen Samniten die Energie und den unbändigen Muth ihrer Namensvettern des Alterthums erwarten. Wir sagen nicht, daß diese Parallele vollkommen auf den Stand der Neu-Hellenen paßt. Aber ebenso unmöglich, wie Neu-Samnium, kann Hellas die ins Fabelhafte gesteigerten Erwartungen des Occidents erfüllen. Und je deutlicher diese hellenische Unmöglichkeit zu Tage tritt, um so empfindlicher wird die Ernüchterung und der Frost der abendländischen Enthusiasten sein. Ein wahrer Freund der Hellenen kann ihnen nur zu Maß und Bescheidenheit in ihren Ansprüchen rathen,

este, precor, memores, qua sitis stirpe creati!

IV.

Was die erlauchte Verfaſſerin über die Ruſſen denkt, und welchen Preis ſie auf den Beſtand und Glanz des großen „gräko-ſlaviſchen“ Imperiums ſetzt, erhellt ſchon aus dem Umfang des volle 528 Seiten zählenden zweiten Bandes, den ſie ganz ihrem Lieblingsvolk, den orthodoxen Moskowiten, weiht. Nur weiß ich nicht, ob das auf die Reinheit des Hellenenbluts ſo eiferſüchtige Abendland eine ſo enge und warme Verſchwägerung der ruſſiſchen Slaven mit den Griechen von Byzanz ohne alle Widerrede und ohne ſtrengen Proteſt dulden kann. Und wenn dem Crédit des Werks im Abendland irgend etwas Abbruch zu thun vermag, ſo iſt es ſicher dieſe gefährliche, den Europäern unwillkommene Sentenz. Die edle Gräfin ſcheint das Compromittirende des Epithetums ſelbſt zu fühlen, und rechtfertigt es mit dem unermeßlichen Dienſt, welchen die Hellenen durch Chriſtianiſirung Rußlands nicht bloß dem bekehrten Volk ſelbſt, ſondern dem ganzen Occident erwieſen haben. Nur wiſſen die Abendländer, wie die orthodoxe Gräfin klagt, die Wichtigkeit dieſes Dienſtes nicht zu ſchätzen. Denn hätten die Ruſſen, wie die Polen, ihr Haupt unter das Joch des Papſtthums gebeugt, und hätte der Czar wie der Cäſar ſein Schwert dem Pontifex von Rom zur Verfügung geſtellt, was wäre dann, fragt die hochgeborne Verfaſſerin, aus der Freiheit des Continents geworden?

Ein viel besserer Rechtfertigungsgrund, als die Sicherstellung der religiösen und politischen Freiheit durch das byzantinische Russen-Credo wäre die Bemerkung gewesen: das Hof- und Staatsleben des christlichen Byzanz sei zugleich mit dem Nicänischen Symbolum so treu und vollständig bei den moskowitischen Slaven eingewandert, daß man, um das Byzanz der „christusliebenden" Autokraten zu verstehen, bloß die Hof- und Staatsgeschichte der Russen zu lesen braucht, und umgekehrt.

Daß die Russen Freunde und Förderer der politischen Freiheit seien und überall im Interesse der Völker handeln, hat man uns seit bald fünfzig Jahren unzähligemal gesagt, geglaubt aber hat es in Europa bis auf den heutigen Tag auch noch nicht ein einziger Mensch. Es wundert uns vielmehr, wie die kluge Albanesin uns Abendländern dieses abgedroschene Lied noch einmal vorleiern mag.

Eine gewissenhafte Gegeneinanderstellung der beiden Kaiserhöfe von Moskau und Byzanz, ihrer Politik, ihres sittlichen Standpuncts und ihres Weiberregiments gäbe so frappante Aehnlichkeiten, daß man in der russischen Monarchie heute, wie vor tausend Jahren, nur die lebendige Copie, gleichsam die Metempsychose des griechischen Autokratenthums erkennen müßte. Wollte Jemand den Geist der Russenpolitik, ihr Sinnen und Streben gründlich erforschen, so würde ihm die Palastgeschichte von Byzanz bessern Aufschluß geben, als Karamsin und die fabelhaften Compositionen unserer Zeit. Soviel man weiß, hat bisher noch Niemand bemerkt, daß die orthodoxen Imperatoren des Orients in der Verschwägerung mit deutschen Prinzessinnen das wirksamste Mittel erkannten, die Macht des neu auftauchenden abendländischen Kaiserthums zu untergraben, zu lähmen und für künftige Unterjochung vorzubereiten. Der Gedanke, daß man, um Herr der Dinge

zu ſein, vor allem Germanien beſitzen müſſe, tritt zuerſt in der Politik von Byzanz hervor.

Viele meinen, die Czaren operiren in demſelben Sinn, und in dieſem Fall könnte ein aufrichtiger Freund des deutſchen Vaterlandes nur wünſchen: der Czar möge in ſeinen Beſtrebungen nicht glücklicher ſein, als weiland ſein orthodoxes Muſterbild am Bosporus.

Exiſtirt in Rußland wirklich die abenteuerliche Tendenz, zuerſt das uncivilisirte Deutſchland, und am Ende den ganzen überbildeten und, wie die Ruſſen ſagen, verfaulten Occident zu byzantiniſiren und ſich unterthan zu machen, wie es im Teſtament Peters I. ſteht, ſo wäre der ſiegreiche Erfolg ſelbſt im Sinn der Verfaſſerin ein großes Unglück für die Ruſſen, und der ſichere Ruin ihrer großen Monarchie. Der Fall Napoleons und der militäriſche Bankerott Nikolaus' I. vor Sebaſtopol ſeien genügende Beweiſe, wohin die Politik der Eroberung und der excluſive Cultus der brutalen Gewalt endlich führe.

Die ruſſiſchen Damen werden ernſtlich und eindringlich gewarnt, ſich durch ſoldatiſchen Flitter und die militäriſche Größe ihres Vaterlandes nicht bethören zu laſſen, und zu meinen ſie ſeien jetzt, weil Rußland groß und mächtig iſt, aller weitern Sorge für Fortbildung der Familie und der Geſellſchaft ledig. Denn nur von den Frauen, meint die edle Gräfin, hänge es ab, die ruſſiſche Jugend, d. h. den jungen Czar und die Rurikſnachkommen, vor dem verderblichen Geiſt zu bewahren, welcher Napoleon zu Grunde gerichtet hat.

Zwei Dinge bedauert die Verfaſſerin aufrichtig, einmal daß Griechenland auf die Ruſſen keinen ſo wundervollen Einfluß erlangt habe, wie z. B. auf die Albaneſen und Bulgaren, und dann daß die Hellenen mit ihrer Religion nicht auch ihren Freiheitsinſtinct und den von Candia bis zum Gipfel der Karpathen

noch heute glänzenden Genius von Sparta und Athen den Russen einzuhauchen vermochten. Nur dadurch sei die Mongolenherrschaft und die Corruption des russischen Nationalcharakters möglich geworden. Gegen diese optimistische Argumentation könnte man einwenden, daß bei den Byzantinern zur Zeit der Bekehrung Rußlands nicht mehr der Freiheitsgenius von Athen und Sparta, sondern ein höchst unchristlicher und bestialischer Despotismus herrschte, der kaum bei den Mongolen und Türken seines gleichen fand. Eine Hallucination wie diese ist bei einer so geist- und tactvollen Dame nicht leicht zu erklären. Auch würde die edle Gräfin in einige Verlegenheit gerathen, wenn sie uns zwischen Candia und den Karpathengipfeln überall den Genius von Athen und Sparta nachweisen sollte.

Der innere Ausbau der russischen „Welt", die Entwicklung der unermeßlichen im Lande noch verborgenen Quellen der öffentlichen Wohlfahrt, die Ausbildung und liberale Versittlichung der noch rohen Bevölkerung durch die langsame, aber sicher wirkende Arbeit der Erziehung, wären würdigere Ziele officieller Thätigkeit, als Raubzüge gegen fremdes Gut. Die Verfasserin gesteht offenherzig, daß ihre theuern Russen noch auf falschem Wege wandeln, und daß, wenn sie selber glücklich sein und Glück nach außen verbreiten wollen, eine völlige Umkehr der Gesinnung und der ganzen Denkweise der Nation und ihrer Führer unerläßlich sei. Und diese radicale Verwandlung sei nur durch den Einfluß und die alles bewältigende Kraft des weiblichen Geschlechts, der Mutter auf die Kinder, zu erzielen. Um zu beweisen, daß sie die Macht und den Einfluß des zarten Geschlechts auf die Zukunft Rußlands nicht überschätze, und daß die Weiber besonders unter der Dynastie Romanoff in keinem Lande der Welt eine so gewaltige Rolle spielten wie in Rußland, stellt die Verfasserin aus den russischen Annalen alles zusammen, was regierende

Frauen von den Zeiten der heiligen Olga (903) bis zur großen Katharina herab in Rußland Gewaltiges verrichtet haben.

Um das Register aller regierenden und Einfluß übenden Moskowiterdamen herzuſtellen, mußte die Landesgeſchichte von der Gründung der Monarchie bis auf die Gegenwart im Auszug gegeben werden, was der gedrängten Kürze ungeachtet unter der Aufſchrift „les Impératrices“ einundfünfzig Seiten füllt.

Die größte und berühmteſte der regierenden Ruſſenfrauen iſt die Prinzeſſin Sophie von Anhalt-Zerbſt, die als Katharina II. die Welt mit ihrem Ruhm und ihrer Pracht erfüllte. Die Verdienſte der nordiſchen Semiramis um äußere Macht, um Anſehen und Größe Rußlands hat Niemand geleugnet. Ob ſie aber mit ihren kaiſerlichen Vorgängerinnen Katharina I., Anna von Kurland und Eliſabeth Petrowna für Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, für geiſtige Veredlung ihres Volkes, für Mehrung der allgemeinen Wohlfahrt, für Unterdrückung der böſen Leidenſchaften, der Ungerechtigkeit, des Ehrgeizes und der Herrſchſucht viel beigetragen habe, will ſelbſt die edle Enthuſiaſtin nicht geradezu behaupten, entſchuldigt aber alles durch den Nachweis, daß gewiſſe abendländiſche Regenten auf der Scala der Sittlichkeit auch nicht höher ſtanden, als die galanten Czarinnen von St. Petersburg.

Die Beſchreibung der Luxusbauten, des Hoflebens und der Feſtlichkeiten von St. Petersburg, ſowie der kaiſerlichen Sommerreſidenzen am finniſchen Strande, laſſen wir unberührt.

In einem ebenſo langen Brief, wie über die „Impératrices“, werden die Sitten, der moraliſche Werth und der Bildungsgrad der Hofariſtokratie, der Fürſten und Grands-Seigneurs geprüft, und wird vor allem die irrige Vorſtellung der Weſtländer widerlegt, die da glauben: es gebe in Rußland ganze „Wolkenbrüche“ von Fürſten, und ein ſolcher ruſſiſcher Fürſt bedeute im Grunde nicht viel

mehr als bei den Deutschen ein Baron. Die Verfasserin macht den bedenklichen Versuch nachzuweisen, daß es unter den siebzig Millionen Einwohnern Rußlands nur einundsechzig fürstliche Häuser gebe, und daß von diesen einundsechzig nur neununddreißig der skandinavischen Dynastie Ruriks, der das Reich gegründet hat (862 bis 879), in männlicher Linie, direct und legitim angehören, und sohin den höchsten und ältesten Adel der Christenheit bilden, vorausgesetzt daß ihre Genealogien probehaltig sind. Unter diesen neununddreißig uralten, weiland souveränen Fürstengeschlechtern ist das der Koltzoff-Massalski eines der ersten und berühmtesten.

Die übrigen dieses Ranges werden mit diplomatischer Schärfe und Genauigkeit aufgeführt, nebenher aber beigefügt, daß der gewaltige Nivelleur Peter I., um den Zauber der alten normannischen Dynasten, denen er selbst nicht mehr angehörte, zu brechen und zu erniedrigen, zuerst die politische Gleichheit aller Edelleute decretirte, und dann den Fürstentitel an Russen jedes Standes verlieh. Peters Nachfolger gingen auf diesem Wege fort, bis die Zahl einundsechzig endlich voll ward. Auch wird mancher Leser nicht ohne Interesse vernehmen, daß die Fürsten Golitzyn, Kurakin und Trubetzkoi ihren Stammbaum nicht auf Rurik, sondern auf den lithauischen Großfürsten Gedimin zurückführen.

Dieser Abschnitt über die russische Aristokratie ist vielleicht der lehrreichste und interessanteste Theil des ganzen zweiten Bandes, der hauptsächlich die Glorification des russischen Weibes zum Grundgedanken hat, insbesondere aber die Thesis verficht: aus der Geschichte Rußlands stelle sich deutlich heraus, daß die russischen Edeldamen an Resolution und Intelligenz hinter den Männern nicht zurückstehen, an guter Erziehung aber, an Hochherzigkeit und an feiner Bildung sie weit übertreffen. Für beides — für die Klugheit und feine Sitte der Frauen, so wie für die Roh-

heit und Uncultur der Männer — werden ergetzliche Exempel beigebracht, die hauptsächlich der Periode von der Thronbesteigung des Michael Romanoff (1613), unter welchem das Weiberregiment begann, bis zum Tode Alexanders I. und der überwältigenden Macht der Frau von Krüdener entnommen sind. Auch die Ursachen werden leise angedeutet, welche den Einfluß des schönen Geschlechts unter dem Nachfolger Alexanders gehindert haben.

Etwas Rhetorik und zuweilen auch etwas Widerspruch zwischen den eigenen Ansichten darf man der feurigen Kämpin für weibliche Ascendenz und russisch-sociale Glückseligkeit nicht übel nehmen. Vergleiche man z. B. nur die Stelle (II, 62), in welcher die Verfasserin das Weib nicht nur im Salon des Edelmannes und im Comptoir des Handelsherrn, sondern auch in der Hütte des geringsten Mudschik triumphiren läßt, mit den späteren Schilderungen der jammervollen Lage der unteren Volksclassen, der Häßlichkeit und der Unsauberkeit des gemeinen russischen Weibes in und um St. Petersburg, dann des brutalen Hochmuths, der Ignoranz, der Bauernschinderei und der Langweile vieler Landedelleute, sammt der unnennbaren Schlechtigkeit des Beamtenstandes, und man wird gestehen müssen, daß die große russische Nation auf dem Wege der Gesittung, der Tugend, der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Ehrlichkeit und der guten Ordnung unter Führung und Patronat des schönen Geschlechts noch nicht weit vorwärts gekommen ist. Oder was soll man von dem Bildungsgrad und dem Charakter eines Volkes denken, bei welchem ein junges Mädchen, eine junge verheirathete, ja eine schwangere Frau gesetzlich gepeitscht werden kann wie der stärkste und rüstigste Mann (II, 147)? Ein Weib, welches man nach Belieben peitschen darf, kann zur Hebung und Veredlung des Familienstandes nicht viel beitragen. Und so lange die Russen

ſolche Schändlichkeiten in ihrer geſetzlichen Praxis dulden, können ſie auf die Achtung des humanen Occidents keinen Anſpruch machen.

Dieſe mongoliſche Brutalität und Sittenpeſt, die ſich überall im Gefolge der ruſſiſchen Herrſchaft zeigt, bedrohte, bei der unglaublichen Schwäche und Mattherzigkeit der weſtlichen Regierungen, ein Menſchenalter hindurch die Unabhängigkeit des Occidents. Man fürchtete und demüthigte ſich vor dem Czar, wie vor einem zweiten Dſchingis-Chan, bis endlich die neueſte Zeit die thönernen Beine des über Gebühr gefürchteten Coloſſes aller Welt offenbarte, und die abendländiſchen Höfe ohne ihr Verdienſt vom Druck des moskowitiſchen Patronats emancipirte.

In Rußland war es nicht allzeit ſo beſtellt wie in der Gegenwart, und Jedermann weiß, daß es, zur Zeit als das Chriſtenthum in das Land kam, bei den Ruſſen einen freien Bürgerſtand und ſogar eine freie Landbevölkerung gegeben hat, während man im germaniſirten Occident nur Herren und Knechte fand. Wer einen freien Ruſſen ſchlug, wurde mit dem Tode beſtraft. Die ſlaviſchen Völker ſind von Natur freiheitliebend, daher alle Zeit uneinig, aber der Willkürherrſchaft mehr abgeneigt als die meiſten Völker des Occidents.

Den erſten Riß in die ruſſiſche Nationalfreiheit und Ehre that das byzantiniſche Chriſtenthum, weil es die allmähliche Ausdehnung der Staatsgewalt und die geſetzwidrigen Uebergriffe der Großfürſten überall begünſtigte, und nebenher ihre tyranniſchen Gelüſte eigennützig auszubeuten ſuchte.

Den Bruch vollendet hat erſt das Mongolenregiment, das von 1240 angefangen über zweihundert Jahre das volle Gewicht der Barbarei auf den eroberten Theil Rußlands niederfallen ließ. Die uneinigen Rurikfürſten blieben zwar im Beſitz ihrer Länder, wurden aber ſammt ihren Unterthanen vom Sieger mit ſolcher Grauſamkeit und wegwerfenden Verachtung behandelt,

daß man sich selbst am Hof des Groß-Chans verwunderte, wie es Fürsten und Menschen von solcher Geduld und Resignation geben könne. In dieser traurigen Epoche änderte sich der Charakter der Russen völlig, und bei der in allen Ständen überhandnehmenden Rohheit und Gefühllosigkeit mußte im Herzen des gequälten Volkes selbst die Idee von Freiheit, Ehrlichkeit und gesetzlicher Ordnung nach und nach fast erlöschen. Persönlich blieb der Russe zwar noch immer frei, aber er war der mongolischen Knute unterworfen, und von seinem eigenen Fürsten, um den endlosen Begehrlichkeiten der Groß-Chane zu genügen und auch für sich selbst etwas zu erübrigen, aufs unbarmherzigste geplündert und ausgesaugt.

Unter diesen Umständen schwangen sich die Theilfürsten von Wladimir-Moskau durch ihre Servilität und verschmitzte Heuchelei am Hof der Groß-Chane über die übrigen Fürsten des Hauses Rurik empor, wurden als Oberste Steuereinnehmer für ganz Rußland aufgestellt, zum Rang eines Großfürsten erhoben, und folglich zum Oberhaupt über alle normannischen Dynasten des Landes ernannt.

Eben diese servilen und gleichsam mongelisirten Großfürsten von Moskau traten beim Auseinanderfall des Tatarenreiches von Kiptschak naturgemäß an die Stelle des Groß-Chane, und übernahmen das Regiment über Rußland mit allen Rechten und Ansprüchen, und auch mit aller Härte und Erbarmungslosigkeit, mit welcher die Söhne und Nachkommen Dschingis-Chane über zweihundert Jahre lang auf Rußland gedrückt und seinen Wohlstand zertreten hatten. Man behauptet sogar, das Regiment der von der Tatarenknute emancipirten christlichen Großfürsten sei noch despotischer, freiheitfeindlicher und unerträglicher gewesen, als das Joch der mohammedanischen Chane selbst. Sie nannten sich „Czar" und „Autokrat", beseitigten nach und nach sämmtliche Theilfürsten,

zerstörten den gewaltigen Freistaat Nowgorod durch Niedermetzelung von 400,000 Menschen, und behandelten ihre eigenen Unterthanen mit einer an Tollwuth grenzenden Barbarei, die alles übertraf, was man uns über die raffinirte Tyrannei eines Tiberius, eines Caligula und eines Nero überliefert hat. Selbst die für Rußland schwärmende Verfasserin hat ihr Vorurtheil so weit unterjocht, daß sie Iwan IV., zugenannt der „Schreckliche", den „Nero" der Moskowiter nennt. Die Russen ertrugen alles, auch das Empörendste und Sinnloseste, mit einer Freudigkeit und mit einer Geduld, die für uns etwas Unheimliches und Grauenvolles hat. Bei aller Tollwuth der Autokraten war das Volk persönlich noch immer frei, und erst die Nachfolger der um 1598 ausgestorbenen Rurikfürsten haben durch Einführung der Leibeigenschaft das Maß der Ruchlosigkeit vollgemacht. Dieses gottlose Institut der Sclaverei, welches der Koran gar nicht kennt und welches nur die Christenheit in Praxi duldet, hat die Schmach und Erniederung Rußlands vollendet und auf Charakter und Bildungsstand des Volks noch weit verderblicher eingewirkt, als selbst die drückende Herrschaft der Mongolen.

Weit entfernt die Bande der Knechtschaft zu lösen, oder wenigstens zu lockern, haben die Autokraten aus dem Hause Romanoff und selbst aus dem Hause Holstein-Gottorp die Fesseln noch straffer angezogen, zu den alten Lasten noch neue hinzugethan, und durch ihre inhumanen Procéduren Rußland in die Reihe halbbarbarischer Staaten zurückgeschoben. Erst seit Alexander I. hört man in Rußland die Stimme der Menschlichkeit, schämt man sich seiner Rohheit und Uncultur, und sucht man das rasch vollbrachte Unrecht der Vergangenheit langsam und mühvoll wieder gut zu machen.

Wenn die russischen Damen so aufgeklärt und liberal erzogen sind, daß sie nicht mehr „an fliegende Capuciner und an augen-

verdrehende Madonnen glauben", und wenn ihr Einfluß auf die Männerwelt so unermeßlich und unwiderstehlich ist, wie die Frau Gräfin behauptet, so wäre jetzt die schönste Veranlassung diesen Einfluß-geltend zu machen, und im Gynäceum für Aufhebung der Leibeigenschaft zu plädiren. Allein so viel man aus dem gegenwärtigen Stande der russischen Politik überhaupt und der Bauernemancipation insbesondere schließen kann, ist die Macht der russischen Damen in diesem Befreiungswerke, vorausgesetzt daß sie einen guten Willen haben, sehr gering. Ob sie in der ihnen durch die edle Gräfin gestellten Aufgabe: aus dem Sinn des Czaren und der Satrapen den Ländergeiz, die Intriguensucht, die Bosporusmanie und die Freude an Soldatenpracht und eitlem Paradentand wegzukatechisiren, und dafür Sinn für Gerechtigkeit einzuflößen, Ausreichendes zu leisten vermögen, muß die nächste Zukunft lehren.

Der Kluge wird auf diesem Wege für die Rectificirung des Moskowitergeistes nicht viel erwarten, und wenn die edle Gräfin an die Möglichkeit einer Verwandlung der menschlichen Natur durch die Macht des weiblichen Genius wirklich glaubt, ist sie eine liebenswürdige aber unpraktische Schwärmerin, und ihr Buch ein Roman.

Bayerische

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.